1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 3. Januar. N°. 1.



Neujahrs-Gedanken.

Von Ph. Laven.

Die Zeit ist eine Schlange. Seit uralten Tagen wälzt sie sich in unermeßlichen Ringen durch das belebte Weltall und hat schon manchen Halm zerdrückt. Nur nach Dem, was über dem Irdischen schwebt, züngelt sie umsonst mit geiferndem Rachen.

Diese Schlange schlüpft vor Königsthrone, wie in die niedrige Hütte des Bettlers, durch das Pförtlein einsamer Klostermauern in die stille Zelle der Schwester Clara, wie in den rauschenden Tanzsaal, wo Fräulein Heliodora, mit Jugendreitz und Blumen geschmückt, die flüchtige Galopade tanzt. Alle Schönheitspflästerchen, alle Seifen der Welt schützen nicht gegen den Biß des garstigen Thiers, es leckt das Roth von den blühenden Wangen Heliodorens und beißt Furchen drein.

Die Zeit ist das blutgierigste Ungeheuer, jede Minute trieft seine Kehle von Millionen Opfern. Ob Einer bitter oder süß schmeckt, lieblich oder sauer drein sieht, ob Einer nach Eau de Jasmin oder Eau de Cologne riecht, die Schlange frißt ihn auf mit Haut und Haaren; und, wie es meistens zu geschehen pflegt, die Haare noch vor der Haut. Wer die Haut vor den Haaren verliert, wehe! dem geht's noch schlimmer.

Hat auch die Zeit-Schlange noch so gewaltige Riesenkräfte, so giebt's doch Menschen, die sie gleichsam zu bändigen, zu beschwören wissen. Die Starken unseres Geschlechts bändigen die Schlange, die Schwachen glauben in ihrem Wahne, sie schlafe; der Vorsichtige fürchtet sie, wie eine laurende Klapperschlange; der Leichtsinnige spielt mit ihr, wie die jungen putzsüchtigen Floridanerinnen mit der Carmoisin-Schlange, die sie als flammenden Schmuck in die Haare flechten. Der handelt am klügsten, der weder kindisch vor der Schlange zittert, noch tollkühn mit ihr in den Kampf tritt, der, das Herz voll froher Hoffnung, mit beiden Füßen über sie hinwegspringt, und dabei nicht auf die Nase stolpert.

Die Zeit ist keine Klapperschlange; sie schleicht leise, athemlos heran, und ehe man sich's versieht, hat sie ihre Beute gefaßt. Sie umringelt uns alle, doch mit dem Einen hat sie mehr Barmherzigkeit, als mit dem Andern: der Eine zappelt länger, wie der Andere. Bei allem Dem muß man ihr trotzen und muthig hinauf seh'n nach dem Sterne, der über Welt und Schlange sein himmlisches Licht gießt.

Keines der Erdenkinder hat der Schlange in den Kopf gebissen und keines wird ihr den Schweif beißen, im Gegentheil, sie beißt sich selber in den Schweif und in dieser Gestalt ist sie das Sinnbild der Ewigkeit. Wir armen Erdenkinder sind in dem unermeßlichen Schlangenringe eingeschlossen und treiben da gar wunderlich Spiel. Die Einen spielen Blindekuh und stoßen sich manchmal gewaltig, die Andern spielen Plumpsack, daß ihnen die Zähne klappern, Jagd spielen Alle, und wenn man lange genug Plätze gewechselt und Kämmerchen vermiethet hat, erhält der Große, wie der Kleine, sein eigen Kämmerchen, und das Jacob, wo bist du? hat ein Ende.

Gleich einer vom Winterschlafe gefesselten Schlange, liegt die Zeit manchmal halbe Jahrhunderte lang still und schlummert; dann lacht auf einmal ein Weltenfrühling, die Schlange schlägt die Augen auf und schießt mit erneuerter Kraft in das erwachte Leben. Alle Springfedern der Erde scheinen rege und mitunter fährt ein Donnerwetter drein, daß das Auge zusinkt und das Herz zittert. Auch häutet sich mitunter die Zeit, aber sie nimmt auch oft die abgeworfene Haut wieder an und verkriecht sich in die alte Hülle, wie sie grade Lust und Laune hat. Solche Tage könnte man nennen die Tage der großen Vermummung.

Man erzählt, daß es Schlangen giebt, die durch den bloßen Anblick die Beute, deren sie sich bemächtigen wollen, so zauberisch fesseln, daß die Beute nicht

mehr entrinnen kann. Auch die Zeit hat ihre Zauberaugen, womit sie uns fesselt. Sie zeigt sie uns nur in den seeligsten Momenten, aber ehe wir uns verseh'n, ist der Wonneschauer vorbei und nur in der Erinnerung lebt noch ein schwacher Nachklang. Ach! wer auch die Zeit fesseln könnte, die unbarmherzige!

Die Zeit ist die Mutter der Menschen. Mehr oder weniger pflegen ihre Kinder die Schlangen-Natur zu bewahren. Die Meisten schlüpfen so durch das Leben, dabei sind die Einen harmlose Geschöpfe, die Andern furchtbar giftig. In Amerika rechnet man eine giftige Schlangenart auf fünf unschädliche, in Europa eine auf vier. Ob auch unter den Kindern Eva's dies Verhältniß waltet?... Die unseelige Schlange im Paradieße!... Das ist gewiß: es giebt Körper, die sich nach Belieben vor und rückwärts bewegen, als wären sie gliederlos und ohne dabei nur das Geringste zu denken. Manche sind so zahm, daß sie sich um die Hand wickeln lassen, wie die Ringelschlangen, die die Mädchen in Neuspanien als Armbänder tragen. Außerdem giebt's noch verschiedene Arten Schlangen: Hausnattern, Brillenschlangen, Schleppennattern, Ringelschlangen und wie die alle heißen, die Bechstein in seiner Naturgeschichte der Amphibien aufzählt.

Wenn ein bischen Zeit vorübergeschossen ist, dann sagen die Menschen: es ist Neujahr, oder wenn sie's gut meinen: Prost Neujahr!

Erläuterungen über das Leben und Wirken Hontheims aus ungedruckten Original-Handschriften.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

„Ich antwortete ihm: es sei nicht glaublich, daß „die Grundsätze des Febronius den Nationen bis hier- „hin unbekannt gewesen wären. Dieses Buch sei nur „eine Sammlung von Materien, die in verschiedenen „Werken, besonders Französischen, schon lange verbrei- „tet worden und allen Gelehrten bekannt seien *).

„Hierauf erwiederte er: dies sei wohl wahr; al- „lein Febronius richte alle diese Dinge auf einen ge- „wissen Punkt, auf welchem sie bisher nie gestanden „hätten; er könne mich versichern und selbst beeidigen, „daß dieses Buch einen gewaltigen Eindruck in Spa- „nien gemacht habe wo bis jetzt diese Principien am „wenigsten gekannt gewesen; man habe dort vorerst „einige Auszüge gemacht, die man sich untereinander „mittheilte, und endlich habe man eine große Anzahl „Exemplare vom Werke selbst kommen lassen — und „schließlich habe das Werk dem Spanischen Hofe und „der Nation gewissermassen als Richtschnur gedient.

„Ich sagte hierüber dem Nuncius: wenn das Werk „einen so großen Erfolg, wie der Verfasser gewiß nicht „hätte hoffen können, gehabt hat; so muß dies zum „Theile dem übergroßen Lärmen beigelegt werden, „welcher der Römische Hof darüber erhoben hat, und „daß es gewiß räthlicher für diesen Hof würde gewe- „sen sein, den Schein anzunehmen, als kenne man es „nicht.

„Der Nuncius gestand dies ein, bemerkend: daß, „wäre er damals im Amte gewesen, er sich würde an- „ders benommen haben — ohne mir doch weiter über „die Art und Weise etwas Näheres zu sagen.

„Hinsichtlich der eigentlichen Grundlage des Buches „machte ich dem Nuncius die Bemerkung: wenn ver- „schiedene Nationen im Febronius reelle Wahrheiten, „die Mißbräuche und übertriebenen Prätensionen des „Römischen Hofes betreffend, finden, und wenn die- „ser Hof selbst einige derselben anzuerkennen scheine: „warum man sich dann nicht den Wünschen der Natio- „nen günstig zeige, und sich mit ihnen in Uebereinstim- „mung setze — zum allgemeinen Wohl des Katholicis- „mus, und selbst im Besondern des h. Stuhls?

„Auf meine Frage antwortete der Nuncius: die „Prätensionen der Bourbonischen Höfe seien allerdings „übertrieben — und daß auch unter gegenwärtigem „Pontifikate (von Clemens XIII.) nichts zu hoffen sei.

„Worauf ich erwiederte, daß in diesem Falle „man nicht erstaunen dürfe, wenn die Souveraine „selbst auf Mittel dächten, die Mißbräuche, welche „sich in die Kirche, oder vielmehr in den Römischen „Hof eingeschlichen haben, zu heilen.

„Wieder einlenkend auf Febronius, fragte mich „der Nuncius, ob er es wagen dürfe, mir den An- „trag zu machen, dem Publikum Erläuterungen über „gewisse, in diesem Buche enthaltenen Sätze bekannt „zu machen? Sätze nämlich, die am meisten den h. „Stuhl beleidigen?

„Ich antwortete: wenn die Frage von einem „Wiederrufe handle, so sei ein solcher Antrag einem „ehrlichen Manne nicht zu machen, der aus gutem „Glauben gehandelt habe, wie aus guten Absichten; „dessen Werk vom Publikum günstig aufgenommen wor- „den sei, und selbst gutgeheißen von mehr als Einem „katholischen Hofe. Uebrigens ein Widerruf sei auch „ein sehr unnützes Ding, wie derjenige gezeigt habe, „welchen die Bischöfe Frankreichs im J. 1682 gemacht „hatten. Im Falle aber, daß es sich blos darum „handle, über einige Artikel Beleuchtungen zu geben, „so würde die Sache wenigere Schwierigkeiten haben. „Dann hätte man Auszüge jener Sätze zu entwerfen, „wovon die Rede sein soll.

„Hierbei sind wir stehen geblieben, ohne daß der „Nuncius sich positiv erklärte, ob er die Sätze bezeich- „nen wolle, oder nicht.“ — — *).

— 1770 im März erschien der zweite Band des Febronius, der unter Anderm wieder mehre Widerlegungen einiger seiner Gegner enthielt.

— 1772 im März der dritte Theil.

— 1773 im April der vierte Theil, erste Abth.

Am 28. April dieses Jahres kehrte Hontheim von Coblenz nach Trier zurück, beruhigt wegen seines Febronius durch die Versprechungen des Kurfürsten, daß er niemals in Hinsicht dieses Gegenstandes in Unruhe gesetzt werden würde.

Am 11. Mai reiste der Kurfürst nach Augsburg, und während seiner Anwesenheit in dieser Stadt, kam

---

*) Es ist merkwürdig, daß schon im Jahr 1683 ein Italienisches Werk erschienen war, das den nämlichen Zweck, und fast den nämlichen Titel hatte, nämlich: Li veri e securi Modi politici e morali per la conversione di tutti gl' Eretici, con gl' Auvisi ed Espedicati salutari per la riforma della Chiesa. Dieses Werk ging noch viel weiter, als Febronius — Hontheim kannte dies seltene Buch noch nicht, als er sein Werk schrieb.

*) Nach der Rückkehr des Nuncius nach Cöln erhielt Hontheim mehee Briefe von ihm, in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, und mit dee Einladung eines Besuches und in der Nunciatue abzusteigen. — Doch H. folgte dee freundlichen Einladung nicht, besonders nachdem Caprara mit dem Kurfürsten von Cöln zerfallen war.

der Exjesuit Beck in seine Dienste. Dieser wurde der böse Rathgeber des Fürsten *).

— 1774 im September erschien der zweite Theil des 4. Bandes vom Febronius (immerfort Widerlegungen der Gegner enthaltend).

— Den 22. desselben Monats starb der Pabst Clemens XIV. (Ganganelli), nicht ohne Verdacht, vergiftet worden zu sein. Der König von Spanien, Carl III., befahl, ein Visum repertum zu machen.

— 1775, 15. Febr, folgte Pius VI. — Dieser Pabst ließ den gelehrten Dominikaner Mamachi auffordern, gegen Febronius zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Französische Note von der Hand Hontheims, die ich im Originale hieher setzen will, hat folgenden Inhalt: „Vous n'ignorez pas, que c'est des mains du Prince „Louis de Wurtemberg, que l'Electeur a eu l'Abbé Beck. „Il est bon de savoir, que ce Prince depuis quelque „tems donne dans une devotion outrée, se mettant „même de faire des exorcismes. En les faisant dans le „tems qu'il demeuroit dans le district du diocése de „Mayence, il eut des oppositions et contradictions de la „part de l'Archevéque diocesain, qui finalement l'obligirent à transporter son domicile ailleurs. Je ne sais „pas s'il continue encore cette manie; mais je suis bien „informé que l'Abbé Beck, son ami et confident, avant „de le quitter, étoit entré dans ces même foiblesses „que lui."

Eine andre Note von [illegible] sagt von diesem Beck: Er war ein Elsasser und Protestant, wurde aber katholisch — und selbst Jesuit. Der Kurf. Clemens gewann bald ein solches Zutrauen zu ihm, daß er sich von ihm leiten ließ und selbst Unterricht in der Theologie und dem Kirchenrechte bei ihm nahm. — Das Zutrauen dauerte indessen nicht immer. Doch blieb er lange genug in Gunst, um manches Schlimme stiften zu können, wenn es auch nur die durch ihn bewirkte Ernennung Herbain's zum Weihbischof wäre, der sein Anverwandter war.

Das Fläschchen des Cagliostro.

(Fortsetzung.)

Richettini wurde ernsthaft krank. Seine Börse war erschöpft. Er hatte gegen einen Italiener gespielt, der ihm drohte, ihn einsperren zu lassen, wenn er innerhalb 14 Tagen ihm die 4000 Gulden nicht bezahlen könnte. Richettini sah wohl, daß seine Tante ihm alle ihre Gunst entziehen würde, wenn er nicht den sauren Schritt thue.

Nur ein Weg war noch übrig; aber er war dem Cavalier zuwider; voll Verdruß machte er sich jedoch eines Tages auf und gieng zum Grafen Cagliostro.

Der Graf war nicht zu Hause. Richettini fand in dem Laboratorium oder Capharnaum des Meisters Niemand, als einen kleinen Mann mit rothen Haaren, einem ziegelgelben Gesichte; kurz von einem Aeußern, daß er in diesem Halbdunkel die dämonische Gestalt eines Mephisto zu sein schien. Er war eben beschäftigt kleine Flaschen, die mit grünen, weißen und rothen Essenzen angefüllt waren, zu versiegeln; dann hüllte er sie, indem er einige unverständliche Worte dazu murmelte, ein und reihte sie mit der größten Sorgfalt an die schwarzbehangenen Wände. Dies verhinderte jedoch nicht die Unordnung des übrigen Laboratoriums. Der Cavalier stieß während seines Ganges an verschiedene Krokodile und See-Ungeheuer; er streifte mit seinen goldbesetzten Rockschößen an Skeletten und Fossilien vorbei. Cagliostro, der Jeden nach Belieben mit seinem Großvater oder Ur-Großvater speisen lassen konnte, hatte die schönste Sammlung von Todtengerippen. Man sah da schöne kleine Skelette, denen nur die Livree der Pagen fehlte; andere, groß und keck, schienen noch tüchtig zu sein, in ihren knöchernen Händen das Schwert zu schwingen. Mehrere schöne Damen in Wachs, eingeschlafen in großen verbrämten Lehnstühlen, täuschten so sehr in diesem großen Laboratorium, daß man sich unwillkürlich zu ihnen hingezogen fühlte, um den anmuthigen Hauch ihrer rosigen Lippen einzuathmen. Ein ungeheuer großer Schinken und eine Flasche von feurigem Xeres-Wein, die auf einem Tische standen, konnten übrigens für heute die physischen Bedürfnisse des Grafen befriedigen. Cagliostro, obschon Zauberer, war ein Mann von außerordentlichem Appetite; er allein sollte an diesem so besetzten Tische speisen, welchen von Zeit zu Zeit der kleine hagere Mann mit großer Lüsternheit betrachtete.

Richettini fragte den kleinen rothhärigen um den Namen eines Pulvers, welches auf einem großen Dreifuße, der mit dem Bilde des Hermes Trismegistus geziert war, in hellen Funken sprühte.

Das ist das Umwandlungs-Pulver, ein Elixir, welches der Gewalt der Zeit trotzt, das göttliche Fläschchen der Metamorphosen, sagte der Schüler.

Ihr habt ohne Zweifel über seine Wirkungen schon die schönsten Versuche angestellt?

Gewiß! Die Retorde, die über dem Sande der Wiederherstellung ruht, enthält einen Schatz von 6,000,000 Liv.; dieser Schmelztiegel unter dieser elektrischen Lampe schließt einen Diamant von 4 Zoll im Durchmesser ein. Dieser...

Lassen wir das, sagte Richettini, was ich Dich fragen will, hat hiermit Nichts gemein. Ich brauch'...

Der Cavalier wagte nicht sich auszusprechen.

Ihr braucht, Herr, nicht wahr? etwas Aqua tofana für Euer Weib, einige Pillen für Euern wahnsinnigen Affen, oder etwas Laudanum, um Euer Püppchen einzuschläfern? Habt Ihr vielleicht Aria melliflua oder Aria sympathica nöthig? Sagt nur ein Wort, und ich werfe, um's zu finden, dies ganze Kabinet durcheinander; denn ich liebe Euch, Signor Richettini, und seit einiger Zeit, Mordsapperment! wäre es eine wahre Sünde, Euch nicht zu lieben. Ihr seid so traurig und in Euch gekehrt...

In mich gekehrt, mein armer Alcander, seufzte Richettini, indem er mit seinem Blicke über die 100 Flaschen hinschweifte. Alcander schien zu verstehen, was Richettini wollte. Dieser kleine Mensch, der Diener des pfiffigsten Betrügers der Welt, hatte, wie oben gesagt, das zurückstoßendste Aeußere. Richettini nahm daher Veranlassung, um ihn zu fragen, was er in folgendem Falle thun würde. Es handelt sich, sagte er, von einer Heirath, und zwar von einer Heirath mit der widerwärtigsten Kreatur, die es nur geben kann. Stelle Dir vor, Alcander... aber Du hast nicht nöthig, Dich viel mit Vorstellungen zu plagen, und brauchst nur Dich selbst in diesem Spiegel zu besehen. Was würdest Du thun, wenn Du eine Figur heirathen müßtest, wie Du bist.

Der Schüler machte eine teuflische Grimaçe. — Ja, antwortete der Cavalier, wenn Du gegen Dein Herz heirathen müßtest, Dein ganzes Glück gegen die Launen einer Coquette, eines wahnsinnig eitlen Weibes auf's Spiel setzen müßtest? Was würdest Du da anfangen?

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Einbildung.

Die Wirkungen der Einbildung auf die Menschen sind ebenso überraschend, als unwiderstreitlich. Man kann dafür 1000 Beweise anführen.

Eine Dame schlug einem Bettler ein Almosen



ab. Dieser rächte sich an ihr, daß er ihr ankündigte, sie stürbe nach 6 Monaten. Als diese Zeit verflossen war, wirkte die Angst so gewaltig auf ihren Geist, daß sie wirklich starb.

Manche Personen, welche von Hunden gebissen wurden, sind krank geworden, weil sie dieselben für rasend hielten. Die Königliche Societät der Wissenschaften zu Montpellier berichtet in einem Aufsatze, den sie im Jahr 1730 bekannt machte, daß von zweien Brüdern, die von einem rasenden Hunde gebissen waren, der Eine nach Holland reiste, woher er erst nach Verlauf von 10 Jahren zurückkehrte. Als er bei seiner Rückkehr vernahm, daß sein Bruder an der Wasserscheu gestorben war, starb er selbst, wüthend gemacht durch die Furcht, daran zu leiden.

Ein Ereigniß, nicht weniger sonderbar, ist dies: Ein Gärtner träumte, daß ein großer schwarzer Hund ihn gebissen habe. Er konnte keine Spur des Bisses zeigen, und seine Frau, welche sich bei seinem ersten Schrei erhoben hatte, versicherte ihn, daß alle Thüren verschlossen waren, und daß kein Hund herein kommen konnte. Das war aber vergeblich, die Idee an den großen schwarzen Hund blieb immer seinem Geiste gegenwärtig; ohne Unterlaß glaubte er ihn zu sehen: er konnte nicht mehr schlafen, nicht mehr essen, wurde schwermüthig und bekam die Auszehrung. Seine Frau, welche, bei guter Vernunft Anfangs alles Mögliche gethan hatte, um ihn zu beruhigen und von seiner Täuschung zu heilen, bildete sich am Ende ein, es müßte, weil alle ihre Mühe vergeblich war, an der Idee ihres Mannes etwas Wahres sein, und weil sie an seiner Seite geschlafen hatte, dünkte es ihr ganz möglich, daß sie auch gebissen wäre. Dieser Gedanke brachte bei ihr dieselben Erscheinungen hervor, wie bei ihrem Manne, Niedergeschlagenheit, Müdigkeit, Angst, Schlaflosigkeit. Als der Arzt, den man herbeigerufen hatte, sah, daß seine ganze Kunst an dieser Gemüthskrankheit scheiterte, rieth er mit vertrauungsvollem Tone den beiden Eheleuten, nach Saint Hubert zu wallfahren. Seit diesem Augenblicke war das kranke Paar viel ruhiger: sie gingen nach Saint Hubert und kamen geheilt zurück.

Das war nur ein Traum und ein recht lächerlicher Traum, der diese beiden rüstigen Leute so berückt hatte, aber Träume haben sehr oft schnelle und gewaltige Wirkungen.

(Schluß folgt.)

Treue gegen das Vaterland.

Ein Bauer sollte beim ersten Andringen der Franzosen auf Wien (1809) der Führer einer Truppen-Colonne werden, mit der man einen wichtigen Plan durch einen Nachtmarsch auszuführen gedachte. Der Bauer weigerte sich. Heftig drang der den Vortrab befehligende Französische Offizier auf ihn ein; der Bauer blieb ruhig bei seiner Weigerung. Der Offizier fing mit Versprechungen ihn zu bestürmen an, und bot ihm eine große Belohnung. Inzwischen langte die Colonne selbst an, und der dieselbe führende General war sehr erbittert, den Vortrab noch anzutreffen. Der Offizier erzählte, daß der einzige des Weges kundige Mann sich weigere, ihr Wegweiser zu sein, obschon er Alles aufgeboten habe, ihn dazu zu bewegen. Der Bauer ward vorgeführt. „Entweder, „rief der General ihm zu," du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich todt schießen!" Ganz gut — erwiederte der Bauer — so sterbe ich als rechtschaffner Unterthan und brauche nicht Landesverräther zu werden. Der General bot ihm erstaunt die Hand und sprach: „Gehe heim, wackerer Mann. Wir wollen uns schon ohne Führer helfen."

Theater in Trier.

Dienstag den 23. Dez. 1834: **Der Thurm von Nesle.** Drama in 5 Abth. Nach dem Französischen des Gaillardet.

Erzeugnisse der Kunst sollen nicht nur die Langeweile tödten, sondern auch das Gemüth veredlen, es erheben und den Menschen für das Gute, Schöne und Erhabene stimmen und begeistern. Wenn Dies für den Zweck der Kunst im Allgemeinen gilt, so macht die Schaubühne, wo die Handlung sich nicht in dem todten Buchstaben bewegt, sondern in's volle, frische Leben tritt, noch vorzüglich hierauf Anspruch. Wird sie nicht nach dem Ausdrucke des großen Dichters als moralische Anstalt betrachtet, dann ruht mit Recht auf ihr der Fluch so vieler Jahrhunderte. Wenn je in einem Drama das Verbrechen, die Verruchtheit, die schändlichsten Leidenschaften, die teuflischsten Cabalen in ihrer ganzen ungeheuren Gräßlichkeit, in ihrer nackten Blöße dargestellt wurden, so ist es im Thurm von Nesle. Schmach über die jetzige Welt, wenn es solcher Ränke bedarf, um Effect hervorzubringen, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu fesseln! Die Theater-Derectionen mögen sich schämen, so wenig mit den Grundsätzen ihrer Kunst bekannt zu sein, wenn sie nicht wissen, daß für ehrbare Zuschauer die Schilderung des höchsten Grads sittlicher Verdorbenheit eine widrige Befleckung der Seele ist*).

Und so ein Stück entleiht man noch aus der Fremde!... Wenn man neben den heftigsten Critiken, die dies Drama in den besten Französischen [illegible], dennoch liest, daß es in seiner Heimath mit wahrer Raserei gesehen wurde, so kann Dies für uns, bei der Beurtheilung des Stücks, doch wohl auch keinen Maaßstab abgeben, vorzüglich darum nicht, da für uns alle jene politischen Rücksichten, die wie höhnische Dämone durch das Ganze ziehen, rein wegfallen.

Was in der heutigen Darstellung die einzelnen Rollen betrifft, so sah man, mit wenigen Ausnahmen, viel Anstrengung und Fleiß

Hr. Oldenburg, als Buridan, war Herr über seine Rolle. Er erzählte, in der Kerker-Scene, die Abentheuer seiner Jugend mit viel Geläufigkeit und das Publicum horchte mit ganzer Seele. Nur möchte der Ton in dieser ernsthaften Lage manchmal zu tändelnd gewesen sein; solche Rollen fodern zu viel die feine tragische Ironie, als daß der Zuschauer darüber auch nur lächeln könnte. Auch als eintretender Zigeuner sprach er nicht feierlich genug. Dagegen war die Verhaftungs-Scene (im 3. Akte) die gelungenste. Hr. Löwe (Gaultier Daulnay) spielte als liebender Bruder (im 1. Acte) und als galanter Höfling besser, als in den übrigen Auftritten, wo er voll Rachedurst daherstürmt. Der Wirth, Hr. Dreves, war mehr ein unterwürfiger Handlanger, als ein Schurke, wie ihn der Dichter gezeichnet. Ueberhaupt scheint Hr. Dreves für komische Parthieen mehr geeignet, als für intrigante. Die Rolle des Kanzlers, von Hrn. Eisenhut gegeben, erfodert einen Mann von stärkerer Haltung. Je weniger Marigny erscheint, desto mehr muß er imponiren. Der einsame Ruf des Nachtwächters am Ende des 1. Akts, „daß alle guten Bürger ruhig schlafen mögen," ist nicht ohne beabsichtigte kräftige Wirkung vom Dichter hinzugefügt. Während der Leichnam Philipp's am Boden liegt, mußte, denk' ich, so ein Ruf, kräftig vorgetragen, Mark und Bein erschüttern!

Mad. Dreves, in der Rolle Margarethen's, spielte mit löblichem Eifer, doch hätte man mehr königlichen Stolz in Ton und Gebehrdenspiel; einen mehr Würde strahlenden, einen bedeutungsvollern und ernstern Vortrag auch da gewünscht, wo ihr Haupt nicht von der Krone wiederglänzt. Mad. Schmitt spielte den jugendlichen Edelmann in wahrhaft ritterlichem Sinne. Am Ende noch der Wunsch, daß man künftighin doch auf die Verwandlungen der Bühne mehr Aufmerksamkeit verwende. Wenn die eine Seite des Kerkers gleichsam in Lüften schwebt, während die andere schon lange niedergesunken ist, dann kann auch beim besten Spiel von Effect gar nicht die Rede sein.

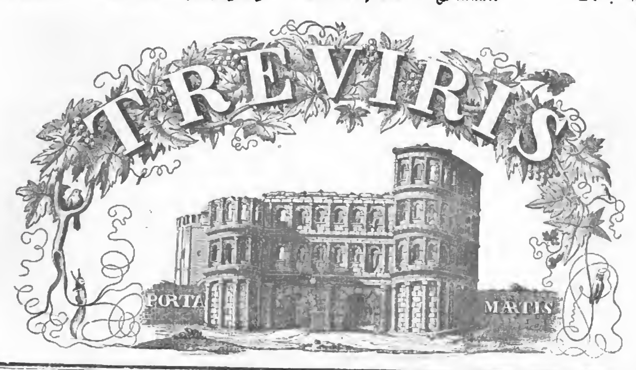
*) Worte Walter Scott's in Fielding's und Smollett's Biographieen. Leipzig 1834. S. 80.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 7. Januar. **№. 2.**



Erläuterungen über das Leben und Wirken Hontheims aus ungedruckten Original-Handschriften.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

— 1776. Gegen das Ende dieses Jahres kam bei dem Kurf. Clemens, durch die Anregung seines Kanzlers Laroche, die erste Idee, einen neuen Pallast auf der Seite von Coblenz zu bauen — unter dem Vorwande, der alte Pallast im Thale sei im schlechten Zustande, und nicht wohl herzustellen. — Allein die Landstände des Obererzstiftes weigerten sich lange, Subsidien dafür zu bewilligen, da sie noch nicht langeher den Pallast zu Trier hergestellt und großentheils neu erbaut hätten. Diesen könne, meinten sie, der Kurf. bewohnen, da er im würdigen Zustande sei *).

— 1777. Ein Schreiben des Kurfürsten (Augsburg vom 2. März) benachrichtigt den Weihbischof Hontheim, daß er ihm in der Person des Franzosen Herbain! einen Coadjutor mit 3000 Gulden Gehalt gesetzt habe.

Als diese Ernennung bekannt wurde, erregte sie im ganzen Erzbisthum Erstaunen und Unzufriedenheit, besonders unter der Geistlichkeit, deren Glieder diesen Schritt als eine öffentliche Beleidigung ansahen.

— Am Ende des Juni desselben Jahres erschien der Febronius abbreviatus et emendatus. — Spangenberg erließ darüber an Hontheim den 4. Sept. eine große Freudenbezeugung *).

— Im August besuchte der Päpstliche Nuncius Bellisomi auf dem Lustschlosse zu Cärlich den Kurfürsten. Dieser, durch Beck schon gegen Hontheim eingenommen, wurde vom Nuncius bald dahin gestimmt, einen Schritt gegen den alten Bischof zu thun.

— 1775. Den 21. April schrieb der Kurfürst hinsichtlich des Febronius unter Anderm an Hontheim: „Vielleicht erhält Sie darum der grundgütige Gott „auf ein so hohes Alter, damit er Ihnen Zeit gebe, „in sich zu gehen, ehe Sie in die Hände seiner Ge„rechtigkeit verfallen. — —"

— Den 24. Mai desselben Jahres starb der Bischof von Gent. Die Kaiserinn Maria Theresia bot jetzt selbst dieses bedeutende Bisthum dem damals schon bedrängten Hontheim an. Dieser aber entschuldigte sich mit seinem hohen Alter, das nicht erlaube, das Clima zu ändern.

— Am Ende Mai's wollte Hontheim die Widerlegung des 2ten Theiles von Mamachi nach Frankfurt zum Druck absenden, als er plötzlich den Befehl vom Kurfürsten erhielt, nichts mehr über diesen Gegenstand drucken zu lassen, mit sehr bitteren Drohungen, wenn er nicht aufhören würde, die Kirche durch seine Schriften zu verfolgen.

Er drückt sich darüber in einem Schreiben vom 4. Juni an seinen Freund folgendermaßen aus:

---

*) Nach einer Note eines der geistlichen Landstände des Obererzstiftes bewilligten endlich die Stände 185,000 Thaler. — Aber, wie der Nämliche hinzusetzt, kostete der neue Pallast gewiß das Doppelte, und zwar in einem Lande, wo die Kurf. Kammer an jährlichem Einkommen in gewöhnlichen Jahren nur 320,000 Trier. Thaler hatte, und diese Kammer mit 150,000 Thl., und das Land selbst damals mit einer Million Schulden belastet war. — — Der Kurf. Pallast im Thal Ehrenbreitstein war von Philipp Christoph am Fuße des Felsen der Festung erbaut worden. Im J. 1628 war der Bau vollendet.

*) Die Worte Spangenbergs sind: Reverendissime Episcope! Legi et cum voluptate relegi Febronium abbreviatum — Ganz kürzlich habe ich durch die schon oft erprobte Güte des Herrn Canonicus Goetten dahier ein höchst merkwürdiges Exemplar dieses Werkes für die öffentliche Bibliothek erhalten. Es enthält nämlich mehre bedeutende, von der Hand Hontheims später geschriebene Noten und größere Zusätze, welche der gelehrten Welt unbekannt geblieben sind.

„Der neue Band des Prof. Eybel über das Kir-
„chenrecht macht mir um so mehr Vergnügen, da ich
„seine Grundsätze mit dem des Febronius durchaus
„übereinstimmend finde. Dies ist mir um so tröstlicher,
„als Sie mich plötzlich in meiner Laufbahn gehemmt
„sehen, die ich seit 15 Jahren betreten habe. Es ist
„mir untersagt worden, den Mamachi zu widerlegen,
„und überhaupt über diese Sache etwas drucken zu
„lassen — ohne Zweifel, um dem Dominikaner das letz-
„te Wort zu lassen. — Es verschlägt nichts! ich habe
„darüber schon genug gesagt. — "

Man sage mir, (fährt sein Freund fort) ob nach einer solchen Ergießung der innigsten Empfindungen gegen seinen intimsten Freund, Hontheim noch beurtheilt werden könne, zu einem freiwilligen Widerrufe seines Febronius geneigt gewesen zu sein? —

— Am 31. Mai 1778 weihte der Erzbischof Clemens in der Pfarrkirche zu U. L. F. zu Coblenz den ehemaligen Französischen Abbé Herbain, jetzt Bischof von Ascalon genannt, mit einem Pomp, welcher über 15,000 Gulden kostete, — eine enorme Summe für das Land und für ein kirchliches Fest, das durch seine religiöse Würde glänzen soll. — Der Zeitungsschreiber von Cöln, ein Französischer Erjesuit, machte im 44. No. dieses Jahres darüber eine lächerliche Lobrede, behauptend, daß dieser Tag Epoche in der Geschichte von Trier machen werde; daß die Väter davon ihren Kindern und Enkeln zu erzählen hätten!! — — Allerdings könnte man in einem andern Sinne sagen, daß dieser Tag eine Epoche in der Kirchengeschichte Trier's bilde — aber keine erfreuliche. Der Weihbischof Herbain war groß im Ceremoniale, aber nicht in der Wissenschaft. —

— Gegen den Anfang des Monats Juli erhielt Hontheim nach und nach mehre Schreiben vom Kurfürsten, um ihn zu einem Widerrufe zu bewegen. Drei dieser Briefe waren drohenden Inhaltes, auf welche der gute alte Mann ausweichend antwortete. Aber da er endlich glaubte, dem auf ihn gerichteten Schlage nicht ausweichen zu können, ohne mit dem Kurfürsten sich gänzlich zu entzweien, entwarf er eine Art Widerruf in allgemeinen Ausdrücken, oder vielmehr eine Erklärung, die er dem Kurfürsten, und dieser nach Rom schickte.

— Am 1. Sept. 1778 kam der Kurfürst in Trier an, nur auf drei Tage, unter dem Vorwande des neuen Seminar-Gebäudes; aber gewiß mehr deshalb, um seinen alten Weihbischof zu einer bestimmtern und ausführlichern Retractation zu bringen, im Falle S. Heiligkeit sich nicht begnüge mit der Erklärung, die nach Rom abgegangen war. (Schluß folgt.)

Einige Römische Inschriften.

Mitgetheilt von Dr. Saal.

I.

Eine in Bergweiler aufgefundene Röm. Sepulcral-Inschrift.

Indem wir eine vor Kurzem in Bergweiler, Kreis Wittlich, aufgefundene Römische Grab-Inschrift bekannt machen, fühlen wir uns verpflichtet, dem Herrn Pfarrer Becker in Hupperath für die gefällige Mittheilung derselben unsern innigsten Dank hiermit auszusprechen. Herr B. hat mit der größten Sorgfalt die Inschrift copirt, so wie eine Zeichnung einer damit verbunden gewesenen bildlichen Darstellung hinzugefügt, so daß wir mit Zuversicht auf die Genauigkeit der mitgetheilten Worte der Inschrift bauen können, wenn auch die Inschrift selbst uns Veranlassung zur Rüge darin enthaltener Unrichtigkeiten geben wird.

Bei Ausgrabung der Fundamente der alten, jetzt abgetragenen Kirche in Bergweiler wurde im März v. J. zuerst ein halbrunder Sandstein mit einer Römischen Inschrift entdeckt; dann neben demselben eine Sandsteinplatte mit einer bildlichen Darstellung, welche einen Wagen, der mit einem durch Verstümmelung unkenntlich gewordenen Thiere bespannt ist, enthält. Im vordern Theile des Wagens liegt ein Mann mit über die vordere Wagen-Sperre ragenden Armen, die Zügel, womit er das Thier zu lenken scheint, in den Händen haltend. Im hintern Theile des Wagens soll, nach der Aussage der Arbeiter, ebenfalls eine Person gesessen haben; doch ist diese Figur leider durch die Arbeiter, welche die Platte recht schön (?!) als Eckstein in der Mauer der neuen Kirche anzubringen glaubten, fast gänzlich verstümmelt. Nach den brieflichen Mittheilungen des Herrn Becker scheint nun diese Platte genau unter der obenerwähnten Inschrift gestanden, und mit ihr ein Ganzes gebildet zu haben. Auch wurde dabei eine schöne, große Urne, mit Asche und Knochen angefüllt, vorgefunden, welche jedoch ebenfalls durch die beim Bau beschäftigten Handwerksleute aus Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit zerschlagen wurde.

Die Inschrift ist genau folgende:

D. M.
DEXTR. IVS. PLACE
NTINVS. SIBI. VIVS.
ET. MOTTIA. VICTOR
INA. CONVGI. DEFVC
TE. FACIENDVM. CVR.
ET. VICENTIO. FILIO.

In den Worten dieser Inschrift erkennt man sogleich eine Römische Familien-Grabschrift, welche mit der Ueberschrift D. M. d. h. Diis Manibus beginnt. Die 2te und 3te Zeile enthält den Namen des Errichters des Grabdenkmals, der kein anderer ist, als Dextrius Placentinus. Denn, daß der Punkt zwischen DEXTR und IVS wegfallen müsse, und die Silbentrennung nur der Fahrlässigkeit des Steinmetzen zugeschrieben werden könne, leuchtet, glaub' ich, Jedem ein, besonders wenn man die vielen andern in wenigen Zeilen vorkommenden Schreibfehler, MOTTIA, VICTORINA, DEFVCTE, VICENTIO mit in Erwägung zieht. Daß aber Dextrius wirklich ein Römischer Name gewesen, erhellet schon aus der Inschrift bei Gruter. Thesaur. Inscript. p. LXXXIX, 12. — Auf Dextrius Placentinus geht nun das weiter unten, Zeile 6, stehende FACIENDVM CVR. (curavit), und wird die Errichtung des Denkmals noch näher motivirt durch die Worte SIBI VIVS (vivus). Gleichzeitig sollte dasselbe aber auch zum Grabmale seiner bereits verstorbenen Gattinn dienen, wie der mit SIBI durch ET verbundene Dativ CONVGI DEFVCTE (für conjugi defunctae) beweist. Hiernach müssen nothwendiger Weise die ihrer Apposition zunächst vorangehenden Worte MOTTIA VICTORINA nur durch Versehen statt der grammatisch nothwendigen Dativformen Mottiae Victorinae eingehauen worden sein. Die verstorbene Gattinn des Dextrius Placentinus hieß also Mottia Victorina. Ich will hier die Vermuthung nicht verschweigen, daß mir, da der Name Mottia sich anderswo auf Römischen Denkmälern noch nicht vorgefunden hat, andrerseits aber die große Unachtsamkeit des Steinhauers in den oben angeführten Worten deutlich zu Tage liegt, dieser Name verschrieben zu sein scheint, und statt seiner vielleicht der

bekanntere Name Mettia oder ein ähnlicher zu setzen wäre. Zuletzt wird in der Inschrift ein Sohn Beider, Vicentius erwähnt, dessen Ueberreste das Grab gleichfalls einschloß. Dieser Name muß ohne Weiteres in den Römischen : Vincentius verwandelt werden.

Die verbesserten Worte der Inschrift lauten demnach folgendermaßen :

D. M.

Dextrius Placentinus sibi vivus et Mettiae Victorinae conjugi defunctae faciendum curavit et Vincentio filio.

Ueber den Sinn und die Bedeutung der mit der Inschrift verbundenen bildlichen Darstellung wage ich vorläufig nicht eine Vermuthung aufzustellen, besonders da in dem gegenwärtigen Zustande dieses Theiles des Denkmals eigentlich charakteristische Merkmale, welche uns zu Schlüssen über die Bedeutung des Ganzen berechtigen könnten, gänzlich zu fehlen scheinen. —

Indem wir schließlich dem Hrn. Becker unsern herzlichen Dank erneuern, fordern wir ihn zugleich ergebenst auf, uns von den Ergebnissen ähnlicher antiquarischer Entdeckungen von Zeit zu Zeit in Kenntniß setzen zu wollen.

Die ganze Umgebung von Wittlich, Bergweiler, Hupperath scheint reich zu sein an Denkmälern aus der Römischen Vorzeit. Wir wissen, daß in einer dortigen berühmten Sandgrube Römische Münzen, Urnen und eiserne Geräthe der verschiedensten Art aufgefunden wurden. In der Nähe befindet sich ferner das weitberühmte, sogenannte Manenfeld (Campus Manium), wo man noch ohnlängst einen schön gearbeiteten Januskopf entdeckt hat. Bei Wittlich wäre das durch die Lieser aufgespühlte Römische Badehaus gewiß auch einer recht aufmerksamen und genauen Untersuchung werth. Wir wünschen dem Hrn. B. die nöthige Muße, seine mit so regem Eifer begonnenen antiquarischen Erforschungen fortsetzen zu können. An reichlicher Ausbeute kann es in der dortigen Gegend unmöglich fehlen. —

Das Fläschchen des Cagliostro.

(Fortsetzung.)

Der kleine Mann schüttelte statt aller Antwort den Kopf und zog aus einem Schranke ein gelbes Fläschchen. In diesem Augenblicke ließ sich ein leises Knacken an der Thüre hören.

Flink! sagte der Schüler, indem er den Schrank eilig zuschloß und kaum die Aufschrift des Fläschchens ansah, flink, mein Herr, da kommen Leute. Gehen Sie durch diese Tapeten-Thüre, und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen vorschreibe....

Er bog sich zu Richettini hin und flüsterte einige Zeit mit ihm.

Gut, sagte der junge Mann, 2 oder 3 Tropfen... ich werd's nicht vergessen. Jetzt still davon!

Er warf ihm 3 Louisd'or zu und verschwand.

Nach zwei Tagen war die Kirche der Minoritten sehr besucht. Richettini, in neumodischem Frack, gab seiner Tante den Arm. Die Trauungs-Ceremonie war vorbei, die alte Gräfinn ging wie im Triumpfe an seiner Seite, und als sie in den Wagen gestiegen waren, sagte sie:

„Richettini, die Wallung meines Herzens erstickt mich. Ein so schönes Geleit, eine so schöne Feierlichkeit! Ich glaube, mir wird unwohl.“ Sie begehrte das Riechfläschchen.... Richettini nimmt sein Fläschchen.

Das ist, sagte er zu sich, das Opium, womit ich deiner quitt werde. Der Teufel von Schüler hat mir gesagt, daß das auf lange Zeit einschläfert!... —

Hier, beste Tante, sagte der Cavalier, indem er das magische Fläschchen an ihre Lippen hielt...

Die Gräfinn nahm daraus zwei Mundvoll. Der Schlaf, — ein tiefer Schlaf, ergriff sie, Richettini ließ sie auf ihre Stube bringen, zog über sie hin die Bettvorhänge, füllte seine Taschen mit Kostbarkeiten an, entließ seine Dienerschaft und reiste noch denselben Abend nach Genua.

Es war an einem herrlichen Frühlingsabend, als der Cavalier Richettini in Genua eintraf. Die Strada-Nuova, welche von großen Gärten eingeschlossen ist, duftete von dem süßen Wohlgeruche der Orangenbäume, und in dieser Straße stieg der Cavalier ab.

Ja, in dieser Straße und in dem Pallaste Sarra, der einem großen Grabe glich. Nachdem er lange geklingelt hatte, öffnete ihm endlich ein alter, halb tauber Hausdiener die Riegel.

Was verlangt Ihr?

Meinen Pallast, denn er ist mein, antwortete Richettini.

Der Alte dachte, der Herr ist nicht recht bei Sinnen und fuhr ihn an:

„Dieser Pallast, Herr, gehört der Gräfinn von Briars... früher war er dem alten Senator Richettini, von welchem sie ihn vor 12 Jahren geerbt hat. Das ist alles, was ich Euch sagen mag, und jetzt, fuhr er fort, indem er die Thüre dem Cavalier vor der Nase zuschlug, rathe ich Euch, nach Hause schlafen zu geh'n.

„Unverschämter Mensch!“

Allein, weil es unserm Cavalier etwas sonderbar schien, die Nacht vor der Thüre seines eigenen Schlosses zu bleiben, ergriff er seine Maaßregeln. Er begab sich nach dem schönen Schlosse, welches der Erzbischof Alassi Galeazzi hatte bauen lassen. Mittels seines Ehecontracts wies er sich als Eigenthümer des Pallastes in der Strada-Nuova aus.

Ein Pallast in Genua und vorzüglich der Pallast Richettini's übertraf Alles an Pracht und Herrlichkeit, was man sich nur denken mag. Er war der schönste in ganz Italien, hatte von dem Präsidenten Dupaty den Namen Sonnen-Pallast erhalten. Ich überlasse es dem Leser, sich die Ueberraschung des alten Hausdieners vorzustellen, der gezwungen wurde, Richettini als seinen Herrn demüthiglich einzuführen. Richettini, ermüdet, wie er war, warf sich ohne Umstände mit seinen Reise-Stiefeln auf ein Sopha hin.

Signor, sagte der Hausdiener, ich habe die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß dieses Polster allein 1000 Louisd'or kostet. — „Gut“, sagte Richettini. „Es ist ein sehr schönes Polster.“

Er verabschiedete hierauf den Diener und bat ihn, ihn in Zukunft mit seinen Bemerkungen zu verschonen. Das Leben des Italieners Richettini in diesem Pallaste, war eine wahrhafte Gotteslästerung. Er wälzte sich in Ueppigkeit Tag und Nacht. Dabei trieb er mit großem Eifer die geheimen Wissenschaften dieser Zeit. Einst schrieb er an den Meister Cagliostro und goß ihm, wie ein Freund seinem Freunde zu thun pflegt, sein Herz aus. Er malte ihm mit den traurigsten Farben den Tod seiner geliebten Tante und schloß mit der Bemerkung, daß er die Ursache desselben nicht wisse. Cagliostro antwortete dem Cavalier, er rathe ihm zu Genua zu bleiben, weil, wie es schien, die Luft daselbst ihm außerordentlich gut zuschlüge; er, Cagliostro, denke dereinst bei ihm im Alter einen Zufluchtsort zu finden. Cagliostro schickte seinem Freunde mit diesem Briefe ein vergoldetes Büchelchen, worin er eigenhändig einige Geheimnisse seiner Kunst niedergeschrieben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Ein Tischler in Mailand, Luigi Jorchi, hat eine Maschine erfunden, welche die drei ersten Species der Arithmetik von selbst rechnet. Das Institut in Mailand überreichte ihm dafür eine goldene Medaille.

Der Tunnel unter der Themse wird nun gewiß beendigt; die Regierung hat 250,000 Pf. Sterl. zu dem Baue vorgeschossen. Unglück ist aber viel dabei. Neuerlich brannte es wieder in den Vorräthen u. s. w., wodurch die Gesellschaft einen Schaden von 200 Pf. Sterl. erlitt.

Theater in Trier.

Donnerstag den 1. Januar 1835: Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen, Lustspiel in 5 Abth. von Kotzebue. Freitag den 2 Januar: Der böse Geist Lumpazi-Vagabundus od. Das liederliche Kleeblatt. Zauber-Oper in 3 Abth. von Nestroy. Musik von Adolph Müller.

Hr. Oldenburg eröffnete die diesjährigen Vorstellungen mit einem von ihm selbst verfaßten Prologe, der diesmal und auch schon früher auf unserer Bühne gefallen hat.

Nicht allein der Kürze, sondern auch des Inhalts wegen stellen wir diese beiden Stücke zusammen. Wiener Sitten und Gebräuche, Wiener Semmel und Bratwürste, Wiener Scherze und Wiener Derbheiten, Wiener Kellner und Bruderliederlichs springen hier legionsweise, wie kleine Kobolde, aus jeder Ecke hervor. Geht Das so fort auf unserer Bühne, so lernen wir am Ende jedes Haus in Wien kennen und man weiß vor lauter Wien nicht mehr, wie es denn eigentlich sonst wo aussieht. Nein, nein! das thut's halt nimmermehr!

Da sich bei uns, Gott sei Dank, der Ton des geselligen Lebens, nicht wie in andern Ländern, nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte modelt, so sollte man jeder Provinz des lieben großen Deutschlands ihre Provinzialstücke lassen, weil in diesen tausend Anspielungen blos örtlich sind. Will man dieselben auch für Andere schmackhaft machen, so muß man sie freilich, wie es denn auch geschieht, recht piquant auftragen, d. h. sie mit einer Salz-, Pfeffer- und Essig-Beitze so durchschwängern, daß sie in den Gaumen hineinbrennen und von allem guten Geschmacke wenigstens so weit entfernt sind, wie der Witz des Pachters Feldkümmel von dem des Schmerle und die Glorie des Feenkönigs Stellarius von den liederlichen Schwänken des Schustergesellen Knieriem. Daher wurde denn auch nach Herzenslust ins Blaue hineingetollt. Uebrigens ist auch Pachter Feldkümmel keine Novität mehr, und wenn Einer etwas darüber in Literaturzeitungen nachsehen wollte, so müßte er mehr denn 25 Jahre zurück geh'n; auch dürfte man das Stück wohl in keinem andern Repertoire mehr, als in dem unsrigen, finden. Aber was kümmert das unsere Theater-Direction? Stücke, wie diese, bei denen sich Verfasser und Schauspieler hinlänglich belohnt glauben, wenn einige Zuschauer hier und da die Lachmuskeln in Bewegung setzen, mögen nur zu leicht dieselbe Theater-Direction täuschen; aber sie können sie auch eben so gut in Mißcredit bringen. Bei dem ersten oberflächlichen Rückblicke fühlt man sich nach einem so fade mit Leim und Zwirn zusammengesetzten Machwerke, wie das liederliche Kleeblatt, grade so erbaut, als käme man vom Draht-Hanswurst. Daß die in größern Städten hinzugefügten Ballete und andere Aeußerlichkeiten den Geist des Lumpazi-Vagabundus annehmbarer machen, ist mehr als wahrscheinlich.

Hr. Dreves, als Feldkümmel, spielte den dicken Herrn recht gut. Vorzüglich gelang die Scene im Narrenhause. Schmerle (Hr. Löwe) war nicht flink und wortfertig genug, um uns das Ideal eines Pfiffikus zu vergegenwärtigen; der leichte luftige Humor Schmerle's muß erst recht die mitunter tölpelhafte Starrheit des guten Pachters an's Licht treten lassen. Auch Hr. Hübsch besitzt die zu einem Wilhelm Blond erforderliche Gelenkigkeit nicht; wenigstens dreht sich ein Tanzmeister ein Dutzend Mal herum, ehe unser W. Blond einmal. Mad. Euling trägt in den, wenn ich so sagen darf, komischen Ernst zu viel tragische Würde hinein, um in der Rolle der Sabine mit Glück aufzutreten. Scenen, wie die in der Pensions-Anstalt, sind das eigentliche Feld der Kotzebue'schen Muse, und glücken leicht, wenn man nur etwas Naivität mitbringt. Auch Bärbchen, Lina Müller, spielte recht artig.

Im bösen Geiste Lumpazi-Vagabundus tritt, trotz alles Spectakels und Lärmens, trotz Feen und Zauberer, trotz der zahlreichen andern Bevölkerung der Bühne das liederliche Kleeblatt in den Vordergrund. Ueberdenkt man rasch im Geiste das Stück, so sieht man allenfalls noch im Anfange die funkelnden Sterne an Stellarius Throne, aber nun auch nichts mehr, als die tollen Sprünge von Zwirn und Knieriem. Hr. Müller, als Zwirn, hat, wie gewöhnlich, die Sache übertrieben; ist er einmal im Zug, so kennt er weder Maaß, noch Ziel. Bei weitem besser spielte der flotte Schustergeselle, Hr. Huppmann. Hr. Löwe, als Leim, gefiel unter seinen Kameraden wohl am wenigsten. Vielleicht bringt dies seine größere Solidität mit. Frau von Weber und Mad. Müller sangen uns einige artige Stücke; besonders gelang das Duett aus Schlosser und Maurer. In den Wirthsscenen, wie auch in der Schlußscene des 3ten Akts, war viel Spektakel und Alles ging recht bunt durcheinander.

Schließlich die Bemerkung, daß Nestroy eine Fortsetzung des liederlichen Kleeblatts geschrieben hat unter dem Titel: Die Familie Leim, Zwirn und Knieriem, die in Wien Aufsehen gemacht hat. Um jedoch Mißverständnisse zu vermeiden, setzen wir gleich hinzu, daß wir diese Bemerkung nicht mittheilten, als wenn uns nun noch nach der Fortsetzung des Kleeblatts gelüstetete. Nein, glaubt's uns, wir haben wahrhaftig genug Leim, Zwirn und Knieriem!

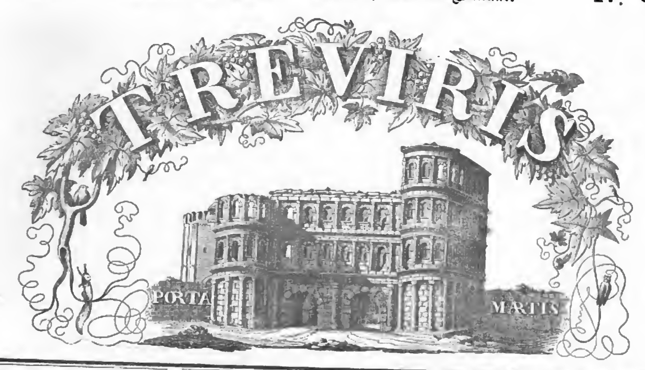
Ph. Laven, Redacteur.

[1] Literarische Anzeige.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 10. Januar. **№ 3.**



Erläuterungen über das Leben und Wirken Hontheims aus ungedruckten Original-Handschriften.

Mitgetheilt
von J. H. Wyttenbach.
(Schluß.)

— Den 22. Sept. schickte der Papst dem Kurfürsten die Hontheim'sche Erklärung zurück — und zwar durchaus geändert mit einer Menge von Correkturen und Zusätzen. Beigelegt war ein bedrohendes Breve für Hontheim, des Inhaltes, die Correkturen und Zusätze, so wie sie vorgeschrieben waren, nicht zu verweigern. — Im October erhielt Hontheim alles dieses auf seinem Schlosse Montquintin, wohin er in Gesellschaft seines Coadjutors abgegangen war. Der Erjesuit Du Jardin von Lutzemburg fand sich auch da ein *).

Das drohende Breve des Papstes, verbunden mit anderen Drohungen von sehr schwerer Art, die (wie behauptet wird) von Seiten des Kurfürsten gekommen

*) Sein Freund schrieb an Hontheim bald nachher: „Ich habe große Vermuthungen, daß, in Erwartung der Antwort von Rom, man Sie zu Montquintin habe bewachen lassen von Herbain und Du Jardin, die gewiß nicht umsonst dahin gingen.“ — Hontheim antwortet hierauf edel und launig mit folgenden wenigen Worten: Je vous dis franchement que tout cela n'est rien. Herbain a été peu de jours avec moi, et Du-Jardin est bon homme qui n'entend aucune malice, et qui savoit aussi peu à quoi je m'occupois, que le Grand-Turc. —

Das Breve enthielt unter Anderm folgende Stelle: Neque enim vereri possumus, quin ipse (suffraganeus) non cupidissime Nobis tam justa petentibus obsecuturus sit, eaque expleturus, quae ab illo, utpote et Ecclesiae utilitati necessaria, et ipsius famae seu nomini maxime profectura desideramus. Quodsi nihilominus illis correctionibus nostris in suam retractionem eo quo praescripsimus modo omnino recipiendis repugnaverit, quid tunc aliud existimare poterimus, nisi locum omnem nostrae veniae, nostraeque in eum pontificiae gratiae ab illo Nobis esse praeclusum. —

seien *), bewogen endlich den fast 80jährigen, von allem Rath verlassenen Greis, die von Rom mitgetheilte Retractation am 1. November des J. 1778 abzuschreiben und zu unterzeichnen. Er ließ das Aktenstück an den Kurfürsten abgehen, um sich einmal für allemal von ferneren veratorischen Maßregeln zu befreien, wie er seinem Freunde später nach Wien schrieb.

— Am 19. December erließ der Papst ein Breve voll von Güte an H., in welchem er schließlich ihn einladet, die noch übrigen Jahre seines Lebens anzuwenden zur Vertheidigung der Rechte des h. Stuhls.

— Am 25. December geschah die feierliche Publication dieses Widerrufs in dem geheimen Consistorium zu Rom. Die Akten wurden gedruckt, zuerst zu Rom, und dann zu Trier.

— 1779. Mehre Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands untersagten in ihren Staaten sowohl die Verbreitung des Abdrucks des Widerrufs, als auch der Akten des geheimen Consistoriums zu Rom **).

1779. 17. Januar schrieb Hontheim an seinen Freund unter Anderm folgendes:

„Da sehen Sie nun das letzte Hülfsmittel der „Römer, nachdem sie auf dem Wege einer soliden Wi„derlegung gescheitert waren, (wie mir der Kur-

*) Unter anderen harten Worten soll der Kurfürst die unglaublichen Ausdrücke gebraucht haben: „Bedenken Sie, daß „Sie am Rande des Grabes stehen! Und wissen Sie, „daß Sie nicht in geweihter Erde begraben werden, „wenn Sie Ihren Febronius nicht ganz ernstlich wider„rufen. — —“

**) Es mag nicht ohne Werth sein, hier die Erzbischöfe und Bischöfe zu bemerken, die den Febronius verboten, oder nicht verboten haben. Verboten haben ihn die von Trier, Mainz, Cöln, Augsburg, Bamberg, Constanz, Freisingen, Würzburg und Prag; also neun. Nicht verboten wurde das berühmte Buch in den Diöcesen Aichstedt, Brixen, Fulda, Goerz, Hildesheim, Lüttich, Münster, Olmütz, Paderborn, Passau, Regensburg, Salzburg, Speier, Trient, Wien und Worms; also in sechszehn nicht.

Von dem eigentlichen Italien kann hier die Rede nicht sein.

„fürst jetzt selbst schreibt). — Die Beweise be„stehen indessen, ohne verwischt zu sein. — Es ist „zum Erstaunen, daß man aus einer Sache, wie „diese, so großen Lärmen macht! — Ich hätte schwö„ren mögen, daß meine kleine Person nicht so viel werth „sei, und daß meine Schriften nicht von dem Ge„wichte sich fänden, bis auf einen solchen Punkt die „Herren Curialisten in Schrecken zu setzen: ich sage „Curialisten, denn für den h. Stuhl war da„bei nichts zu fürchten. — Schreiben Sie mir, „was man davon denkt in Ihrem Lande!"

— Am 4. Febr. desselben Jahres schrieb Hontheim:

„Die Acta Consistorii secreti haben so eben die „hiesige Presse verlassen. Ich hatte einen Hirtenbrief „verfaßt, um beigedruckt zu werden, und zwar einen „solchen, von welchem ich hoffte, daß Sie damit zu„frieden sein dürften, und Rom, in gewisser Hinsicht, „gleichfalls. Allein am nämlichen Tage, als ich ihn „zur Druckerei schickte, erhielt ich vom Hofe die Wei„sung, den Entwurf einzusenden zur Einsicht. — „Zur guten Hälfte geändert erhalte ich meine Arbeit „zurück, mit dem Befehle, sie auf diese Weise cor„rigirt und verstümmelt abdrucken zu lassen — so daß „ich mich wahrhaft schäme, sie Ihnen zu senden. — „Indessen was konnte ich thun? mich unnützerweise „widersetzen und nochmals dem schadenfrohen Geläch„ter preisgeben? —

„Ich hatte den Kurfürsten gebethen, zu sorgen, „daß meine Erklärung oder (wenn man will) mein „Widerruf, im Busen des h. Vaters verborgen blei„be; das Gegentheil aber ist gegen alle meine Erwar„tung erfolgt. Hätte ich dies geahnet, so würde ich „gewiß mich anders benommen haben."

Aus allen, diese Sache betreffenden Original-Acten erhellt, daß unser berühmte Landsmann endlich allerdings einen wahren Widerruf unterzeichnet habe — weil ein öffentlicher Excommunication-Prozeß ihn, am Rande des Grabes, immer mehr bedrohte und schreckte. —

Ich will zum Schlusse noch einige merkwürdige Schreiben folgen lassen, deren Originale vor mir liegen. Zuerst das des großen Staatsministers der Maria Theresia, Fürsten von Kaunitz, an Krufft. Wir sehen daraus, wie dieser berühmte Staatsmann den Schritt des Widerrufs beurtheilte. Es ist folgendes:

„En simple citoyen de l'Univers j'ai été peiné de la démarche, à laquelle s'est laissé entrainer ce pauvre vieilliard, dans lequel, uti solet, l'ame doit sans doute avoir baissée avec le corps; et je sens parfaitement moyennant cela, combien vous devez en avoir été affecté — vous, qui étes son parent et son ami! Tout ce que vous dites d'ailleurs, est très vraisemblable, et ce qui peut consolez de ce triomphe apparent della Curia Romana, c'est, que tout les gens sensés de la Catholicité, malgré la rétractation du bon homme, n'en resteront pas moins persuadés de la vérité de toutes les choses, qu'il a dites, et que tant d'autres avoient dites long-tems avant lui." — —

— Zwei Handbillets der Kaiserin Maria Theresia auf zwei Vorstellungen von Krufft sind gleichfalls nicht ohne Interesse. Auf die erste, worin Krufft um Kaiserlichen Schutz für seinen Freund bittet, heißt es:

„In dieser Sache, die allzeit verwirrter wird, kann ich mich keineswegs mischen. Hat Hontheim was zu begehren; so hat er die Reichsgerichte und den Kaiser, wo er in persona, nicht im Nahmen der familie recuriren muß. Ich bleibe bei meinem Satz, in dieser Sache nicht einmahl mit Vorspruch, noch weniger mit protectionsertheilung einzuschreiten."

Auf die zweite Vorstellung, worin Krufft von der endlich eingetretenen Versöhnung des Kurfürsten Clemens mit Hontheim gesprochen hatte, erwiederte die Kaiserin:

„Niemand ist froher, als ich, daß dem Kurfürst jetzt Justiz geleistet wird, und dem Alten Ruhe, und ich aus all diesem Gedränge heraus bin. Er (nämlich Krufft) hat als ein Freund gehandelt, mithin kann es ihm nicht verargen." —

Diese zweite Abtheilung über Hontheims Leben und Wirken ist hiermit geschlossen.

Folgender Spruch eines Römischen Stoikers scheint dem bedrängten Manne vorzüglich gefallen zu haben, da ich selben von seiner Hand mehrmal niedergeschrieben finde, und er sich durch diese Worte in seiner stürmischen Zeit gleichsam zu stärken suchte. Er heißt:

Remove existimationem hominum; dubia semper est, et in partem utramque dividitur. Mors de te pronuntiatura est.

Seneca. (Epist. 26.)

Kunst-Notizen.

Von U. Krahe.

Das Deckengemälde in der Pfarrkirche St. Paulin, einer Vorstadt von Trier.

Der Wanderer hört im Gasthofe von diesem Kunstwerk, er vernimmt, daß es von Wilhelm Scheffer, einem Augsburger, im Jahr 1743 gemalt worden sei und die im Jahre 286 am 4. Oktober statt gehabte Martyrer-Geschichte darstelle, wo eine ganze Römische Legion — die Thebaische genannt — sammt ihrem Führer Thyrsus, nebst Triers Bürgermeistern, unter welchen Palmatius genannt wird und die als Opfer für den Christen-Glauben fielen. Dem Verlangen, es zu sehen, widersteht er nicht: sein Gastfreund denkt, ihm eine Ueberraschung zu bereiten und führt ihn am nächsten Morgen auf die sanft abhangenden Anhöhen des rechten Moselufers umher und läßt ihn die von der aufsteigenden Sonne beglänzten Villen und Anlagen auf der andern Seite des Stromes bewundern. Die Witterung ladet zum Spaziergang ein; nach Tische wird der Fremde auf das linke Moselufer geführt: er schlürft auf Wettendorfs-Häuschen seine Tasse Kaffee und wird auf die Natur- und Kunst-Herrlichkeiten, die ihm in veränderter Gestaltung den Fluß herüber entgegen leuchten, aufmerksam: ein scharfer Sonnenblick fällt auf die Kirche St. Paulin: das keimende Verlangen des gestrigen Abends wächst zur Sehnsucht: dies benutzend leitet der gefällige Gastfreund ihn jenen nähern Weg, den die Fähre bietet. Im beschatteten, zur Kirche führenden Baumgang bereitet er dem Gast durch Hindeutung auf das Kreuz und die Grabsteine im Vorhofe des Tempels — die geschichtlich verbürgten Monumente eines religiösen Heroismus — auf das nun bald sich Offenbarende vor. Das Portal der Kirche wird geöffnet und des Eintretenden Auge richtet sich, wie bezaubert, ausschließlich der Decke zu.

Im 1. Felde stellt sich ihm das über eine ganze Legion verhängte Schicksal und ihr Martyrium im vollen Gräuel des Gemetzels dar: des Künstlers überreiche Phantasie, reifes Nachdenken über die tragische Wichtigkeit des Gegenstandes, technische Bekanntschaft mit der

Wahl und dem Effect der Farben, und eben so, zwar in ihrer Art korrekte, doch nach dem Geist der Schule dieser Zeit, etwas manirirte Zeichnung der Figuren, offenbaren sich in der Mannigfaltigkeit der Gruppen und dem Ausdrucke duldenden Glaubens an eine lohnende Ewigkeit, womit gestärkt die wehrlosen Schlachtopfer ihren Wütherigen hingegeben sind. In Strömen fließt das Blut und theilet seine Farbe den Fluß-Wellen bis nach dem mehrere Stunden abwärts gelegenen Neumagen mit.

Das 2. Feld drückt den ausgelittenen Schmerz, den ausgestrittenen Kampf der Religion in sinnig gewählten Attributionen — des Kruzifixes, des Lammes und der personifizierten Heiligkeit des Glaubens — sprechend aus, das Gericht des Allerhöchsten ist ergangen über die Dulder und ihre Peiniger. Diese, in eine weite, öde Entfernung gedrängt, äußern in ihrer Ohnmacht noch die Unauslöschbarkeit ihres Hasses.

Im 3. Felde nähern sich die Martyrer der ihnen verheißenen unvergänglichen Seeligkeit: links vom Beschauer schweben sie im Schmucke von Blumen und Palmengewinden, erwartet von dem Chor der ihnen vorangegangenen Glaubens-Brüder, in das Empiräum auf. Rechts stürzen sich, gestoßen und geschleppt von angemessenen Begleitern in abschreckenden Gestalten, die Peiniger in die Hölle. Ueberlegend hat auch hier der Künstler die zweite Scene einigermaaßen in den Hintergrund gestellt, und im ganzen Bilde Reichthum in Anordnung der Gruppen offenbaret.

Das 4. Feld führt uns den Augenblick vor's Auge, wo in den Chören der Seeligen ein himmlischer Triumpf gefeiert wird. In diesem Bilde nimmt das Gemüth des Beschauers Theil an der Wonne der Himmlischen, angeregt sowohl von der Geschichte selbst, als von der geistvollen Leistung des schaffenden Malers.

Das 5. und letzte Feld dieser interessanten Folgereihe scheint den kurzen Inbegriff des geschichtlich hier Dargestellten zu umfassen und sie zugleich zu schließen.

Ein klassisch hervorragendes Kunstgebilde hat dich zwar nicht ergriffen; doch wird dich der Farbenzauber, — obwohl in den Fernen nicht milde genug gehalten —, die Kunst der Gruppirung, die unbestrittene Wahrheit des geschichtlichen Stoffes, die verständige Benutzung desselben und eine mit Gefühl ausgedachte, sich im Kreuze, als Mittelpunkt, vereinigende Kunstproduktion befriedigt haben, lieber Fremdling, und eine große, deinem Gastfreund zu dankende Erinnerung nimmst du jeden Falls in deine Heimath mit zurück.

Schade, daß die, diese imposanten Bilder umfassenden Verzierungen en Rocaille dem wohlgefälligen Eindruck störend entgegentreten und an eine Zeit erinnern, wo reiner Kunstgeschmack im verirrten Sinne für verzerrte Zierlichkeiten unterging! —

Das Fläschchen des Cagliostro.

(Fortsetzung.)

Der Cavalier las eines Abends diese Aphorismen durch. Unter andern fand er: „wieder jung werden, das heißt, eine neue Gestalt annehmen. Dafür hat man sich an den Meister zu wenden; der Preis ist 3000 Livres“....

— Siehe da, Das wird eine schreckliche Verwirrung in den Familien herbeiführen, dachte der Cavalier. Mit dem festesten Vertrauen auf die Kunst Cagliostro's trat er vor den Spiegel. Als er aber sein Haupt beinahe kahl sah, verzweifelte er für sich an der Wunderkur. — Antonio, rief er, ist die Abendmahlzeit aufge... en?

Antonio antwortete dem Herrn, daß man heute Abend in dem großen Saale speise.

Es war eine von den sonderbaren Ideen Richettini's, öfters allein in diesem großen vergoldeten Saale zu speisen. Er ließ alsdann Musiker hinter einem Vorhange sich verstecken und ergötzte sich an ihren schönen Symphonien. Die Italienische Musik, die nach dem Spiele die größte Leidenschaft dieses jungen Mannes war, klang ihm am herrlichsten in diesem so reichen, so erleuchteten Saale! Alles, was er je in seinem Leben von Opern und Conzerten gesehen hatte, schien ihm dann in den großen Spiegeln wieder zu glänzen; es war für ihn eine magische Täuschung. Diesen Abend war unser Cavalier ganz nachdenkend; kaum hörte er auf die Musik. Es war für ihn eine der Stunden, wo er in dem Herzen eine unaussprechliche Leere fühlte, und wo schmerzliche Erinnerungen und Gewissensbisse ihm die Einsamkeit angenehmer machten. Er gab ein Zeichen und man schwieg. Antonio löschte die Lichter aus, Richettini trat in seine Schlafkammer und näherte sich mit schweigendem Tritte dem Bette, welches mit vergoldeten Kranzen auf's Köstlichste verziert war. Der Cavalier war dies Mal sehr erstaunt: es saß auf seinem Bette ein junges Mädchen....

Das liebe Geschöpf schien gar nicht verlegen. Sie stützte ihr kleines Köpfchen so ruhig auf ihre Hand, als wenn das Bett das ihre wäre. Ihre Haare, von dem schönsten Kastanienbraun, waren auf dem Kopfe mit einem rosigen Bande zusammengeknüpft; ihr Kleid glänzte in schneeiger Weiße, die grünen kleinen Stiefelchen paßten dazu allerliebst.

Bei einer zweiten Bewegung, die der Cavalier machte, erhob die Schöne sich schnell; konnte jedoch, indem sie sich erhob, eine kleine Unvollkommenheit nicht verbergen, sie hinkte ein wenig.

Gleichwohl war ihr Wuchs nicht häßlich. Ihre Augen waren groß und funkelten jugendlich Feuer.

— Nun, Herr Cavalier, sagte sie mit süßer, leiser Stimme.

Der Cavalier, ganz verdutzt, sah sie an.

Ich bin's, Cavalierchen, kennst Du mich nicht?

Ich bin Ihre Frau.

Richettini rieb sich die Augen und fragte sie um ihren Namen.

Julia von Briars, sagte das Fräulein in weißem Gewande.

Meine Tante! schrie Richettini. Sie haben, kleine Maske, den Namen meiner Tante angenommen?

— Ich nehme nicht den Namen einer Andern an; ich bin Julia selber, die Tante des Cavaliers Richettini.... und Ihre Frau, Herr, antwortete sie gebieterisch.

Richettini fuhr zurück.

Ist das ein Fantom, eine Erscheinung? murmelte er ganz leise, indem er sie von Kopf bis zu Füßen mit den Augen maß. In jedem Falle gleicht sie Zug für Zug dem Pastell-Gemälde, welches sie mir gegeben hat, jenem verhängnißvollen Pastell-Gemälde, wo sie in einem Alter von sieben Jahren als Diana dargestellt ist, und welches ich wohl schon fünfzehn bis zwanzig Mal versetzt habe. Aber, beim Himmel! sie ist eine gar hübsche Frau, und hinkt accurate, wie meine seelige Tante von Briars. Diese Bemerkung bestätigte bald, und zwar wider seinen Willen, den Cavalier in der traurigen Ueberzeugung. Es blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, als sie ihm sagte:

— Wissen Sie auch, daß Dies auf eine bewundernswürdige Weise sich so gestaltet hat, Richettini! Nichts, als zwei Züge aus diesem himmlischen Fläschchen!

Nur, mein Herr, war ich sehr überrascht bei meinem Erwachen. Sie waren nicht mehr da, und ich suchte Sie überall. Ich zerbrach alle meine Schellen, um Sie zu rufen. Mein Onkel, der Commandeur, wollte mich in ein Kloster stecken. — Großen Dank, antwortete ich; großen Dank, mein lieber Herr Onkel! Ich will meinen Cavalier, meinen stattlichen Gatten Richettini!

(Schluß folgt.)

Die Macht der Einbildung.

(Schluß.)

Ein Mönch träumte, daß er eine gewisse Medizin, die man ihm für den folgenden Morgen bereitet hatte, zu sich nähme; als er wach wurde, zeigten sich bei ihm dieselben Folgen, als hätte er sie wirklich eingenommen.

Eine junge Liefländerinn träumte, daß ein wüthender Stier mit den Hörnern auf sie zurenne. Dieser Traum machte so viel Eindruck auf sie, daß sie den folgenden Morgen starb.

Tissot erzählt, einem Landmann habe geträumt, daß sich eine Schlange um seinen Arm winde. Der Mann wurde davon so erschreckt, daß er plötzlich aufwachte. Sein Arm zeigte seitdem öfters eine convulsivische Bewegung, die sich des Tages mehrere Male wiederholte und gewöhnlich mehr als eine Stunde dauerte, ohne daß der Leidende die Bewegung hemmen konnte.

Der berühmte Musikus Tartini legt sich schlafen, indem er sich den Kopf von musikalischen Gedanken erhitzt hat. In dem Schlafe erscheint ihm der Teufel und spielt vor ihm eine Sonade auf der Violine. Dann spricht er zu ihm: „Tartini, spielst du wohl, wie ich?“ Der Musiker, von dieser herrlichen Harmonie entzückt, erwacht, läuft zu seinem Piano und componirt seine schönste Sonade, die Sonade des Teufels.

Das vermag die Einbildungskraft eines Künstlers. Aber was wird man von einem jungen hübschen Mädchen denken, welches nach einer Stunde starb, weil es sich durch einen Kuß entehrt glaubte, den ihm ein junger schöner Mann, mit dem es versprochen war, heimlich geraubt hatte? Man begreift besser jenen armen Soldaten, der, weil er seine Heimath nicht vergessen konnte, an dem Tage starb, wo man ihm seinen Abschied verweigerte.

Es gibt Leute, deren Einbildungskraft so schwach ist, daß sie sich durch das Beispiel anstecken lassen; daher kommt's, daß die fallende Sucht, die Zuckungen, die Narrheit, zuweilen ansteckend zu sein scheinen. Thouret und Bailly berichten uns, daß im Jahre 1780, während Kinder in der Pfarrei Saint Roche ihre erste Communion hielten, eine junge Person sich übel fühlte, Zuckungen bekam, die in kurzer Zeit bewirkten, daß 50 bis 60 junge Mädchen von 12 bis 19 Jahren von demselben Leiden heimgesucht wurden. Boerhave hemmte das Fortschreiten einer ansteckenden Epilepsie in einem Hospitale zu Harlem dadurch, daß er drohte, die ersten, welche davon befallen würden, in einem großen Feuer zu verbrennen. Zur Bewahrheitung seiner Aussage ließ er in der Mitte des Hofes eine Art Scheiterhaufen anzünden. Es entging diesem großen Arzte nicht, daß man, um einen Eingebildeten zu heilen, ihn durch eine Idee, die noch stärker ist, als diejenige, die er wirklich hat, im entgegengesetzten Sinne erschüttern muß.

Man kennt die wunderbaren Kuren, die man durch den Magnetismus zu Stande brachte. Bailly, Franklin, Leroy und Lavoisier wurden im Jahre 1784 gewählt, um ihre Ansicht über die Wirkungen des Magnetismus abzugeben. In dem desfalls aufgesetzten Berichte drückten sie sich folgendermaaßen aus: „Die Commission war höchst überrascht von dem mächtigen Widerspruche, der sich zwischen den Wirkungen des Magnetismus und der augenscheinlichen Unzulänglichkeit der angewandten Mittel ergiebt. Von der einen Seite gewaltige, langwährende, oft wiederholte Zuckungen und Verkrämpfungen, von der andern nichts, als einfache Berührungen.“

„Wir haben uns die Frage gestellt, durch welche Triebfedern so überraschende Wirkungen hervorgebracht wurden, und welche die Gründe waren, weßwegen man sie einem unbekannten und neuen Fluidum zuschrieb, einem Fluidum, welches dem Menschen eigen sei und auf den Menschen einwirke. Als Physiker haben wir die Gegenwart dieses Fluidums zu erkennen gesucht; aber es war unmöglich, es durch die äußern Sinne wahrzunehmen. Man hat uns erklärt, daß seine Einwirkung auf die belebten Körper der einzige Beweis sei, den man von seiner Existenz geben könne....“

„Die Einbildungskraft scheint daher das einzige Prinzip desselben zu sein. Man muß zusehen, ob man diese Wirkungen durch die Macht der Einbildungskraft allein zu Stande bringen kann. Wir haben Dies versucht und haben es vollkommen so gefunden. Kurz, um den Beweis ganz zu führen, haben wir die Zuckungen durch denselben Reitz, der sie hervorgebracht hatte, nämlich durch die Macht der Einbildungskraft, gehemmt.“

Der thierische Magnetismus zählt heutzutage manche Anhänger; aber die Existenz desselben ist noch nicht hinlänglich erwiesen, und es ist immer noch erlaubt zu glauben, daß die Wirkungen, die man durch magnetische Prozesse hervorbringt, fast alle in die Sphäre der Einbildungskraft gehören. Die alten Sagen von Hexen, Zauberern, Exorcisten beweisen die Macht der Einbildungskraft und die Leichtigkeit, mit der unwissende Menschen alle Eindrücke aufnehmen, die man ihnen geben will. Beispiele aus den sogenannten barbarischen Jahrhunderten könnte man zu Tausenden anführen; selbst in unserm aufgeklärten Jahrhunderte würden sie nicht fehlen.

Anekdoten von Boucher.

Den meisten Lesern wird das seltsame Mittel unbekannt sein, dessen sich Boucher bediente, um sich vor dem Könige von Spanien hören zu lassen. Da er sehr jung in Madrid war, ohne Gönner, ohne Unterstützung, aber stark durch seinen Bogen und seine 4 Saiten, da er wußte, daß der König leidenschaftlich die Musik liebe und selbst Violine spiele, so nahm sich Boucher vor, sich mit seinem Instrumente bei dem Aufseher des Schlosses unterzubringen. Dieser machte anfänglich Schwierigkeiten; da er aber die Absicht Boucher's nicht kannte, so gestattete er ihm den Eintritt, und dieser fing nun mit aller Kraft, die man an ihm kennt, an zu spielen. Das Spiel hatte schon eine Zeit lang gedauert, als endlich der König sich auf die Promenade begab. Sobald Boucher Pferde hörte, verdoppelte er die Kraft seines Bogenstrichs, so daß der König, der, wie erwähnt, ein großer Freund von Musik war, anhielt und fragte, wer also spiele. Endlich fand man Boucher in seinem Verstecke, der König ließ ihn vor sich bringen; fragte ihn nach Allem und forderte ihn auf, den nächsten Freitag mit ihm und zwei Andern ein Quartett zu spielen. Der König war entzückt von dem Talente Boucher's und ernannte denselben kurz nachher zum ersten Violinisten in der Kapelle.

Kurz nach der zweiten Restauration machte Boucher eine Reise mit seiner Familie nach Petersburg, um dort Conzerte zu geben. Es ist bekannt, daß er dem Kaiser Napoleon außerordentlich ähnlich und nicht bloß dessen Züge, sondern auch den Wuchs rc. hatte.

Eines Tages, als er sich bei dem Fürsten Naraskin hören lassen sollte, kam der Kaiser Alexander dahin, wie er öfters Gesellschaften zu besuchen pflegte. Sobald er Boucher bemerkte, ging der Kaiser auf ihn zu und sagte mit der größten Artigkeit zu ihm: „Herr Boucher, ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten."

„Sire?"

„Etwas, was gar nicht mit Ihrer Kunst in Verbindung steht."

„Ich stehe Ew. Majestät ganz zu Befehl."

„So kommen Sie Morgen grade um Mittag in den Pallast; man wird Sie unmittelbar in mein Zimmer führen und dort werde ich Ihnen sagen, um was es sich handelt. Ich wiederhole, daß es eine Gefälligkeit ist, für die ich Ihnen sehr dankbar sein werde."

Boucher sann die ganze Nacht hin und her und konnte nicht errathen, was der Kaiser wohl von ihm haben wolle. Den andern Tag zur bestimmten Stunde ging er in den kaiserlichen Pallast, und sobald er in das Kabinet des Kaisers trat, entfernten sich die dort Anwesenden, unter ihnen auch der Großfürst Constantin. Als sie allein waren, bat ihn der Kaiser, mit in ein anstoßendes Gemach zu kommen. Hier lagen auf einem Canape ein kleiner Hut ohne Tressen, ein Degen, eine Oberstuniform von den Jägern der Franz. Garde und ein Offizierkreuz der Ehrenlegion. „Nun will ich Ihnen sagen, um was ich Sie bitte. Alle diese Gegenstände haben dem Kaiser Napoleon gehört und wurden in Moskau gefunden. Man hat mir von Ihrer Aehnlichkeit mit ihm erzählt, und ich finde sie noch auffallender, als ich glaubte. Meine Mutter bedauert, den Kaiser nie gesehen zu haben; wenn Sie die Güte haben wollen, Dies anzulegen, so werde ich sie so meiner Mutter vorstellen, welche es Ihnen, so wie ich, sehr Dank wissen würde."

Boucher willigte ein und machte seine kaiserliche Toilette vor Sr. Majestät, der ihn sodann auf einer geheimen Treppe in das Zimmer der Kaiserinn führte. Der Kaiser sagte derselben, die Täuschung sei vollkommen, und sie könne nun sagen, einen großen Mann gesehen zu haben; das waren die Worte Alexanders. Dann führte Alexander Boucher in sein Kabinett zurück, wo er die Kleidungsstücke des Kaisers ablegte, um die des Künstlers wieder anzuziehen.

Gäste zu vermiethen.

Vor Kurzem las man in einem Brüßler Journale eine Ankündigung von Jemanden, der sich verbindlich machte, für thé dansans etc. Tänzer zu liefern, weil die jungen Herrn die Tanzlust verloren zu haben schienen; dies erinnert mich an eine andere ähnliche Unternehmung eines gewissen Joseph Jekill in London. Dieser machte vor einigen Jahren bekannt, er habe bemerkt und es sei allgemein anerkannt, daß die Landedelleute auf ihren Schlössern im Winter unter ihren Dienstleuten die größte Langeweile empfänden und vergebens nach einem Gesellschafter sich umsähen. Er nehme es über sich, diese Landedelleute mit Gästen zur Unterhaltung zu versehen. Wer jährlich 30 Guineen zahle, solle die Woche vier Gäste erhalten, die er nach Willkühr wechseln könne. Er habe zu jeder Zeit eine große Auswahl und könne sogleich über 617 Personen verfügen, welche augenblicklich bereit seien abzureisen. Unter ihnen seien 3 Schottische Peers, mehrere Irländische dito, fünfzehn ruinirte Barone, acht Admiräle, sieben und vierzig Generalmajors auf halbem Solde, welche alle Begebenheiten im Kriege auf der Halbinsel erzählten; sieben und dreißig Witwen; hundert und neun und neunzig Jungfrauen, — die über den Frühling des Lebens hinaus seien u. s. w. Alle diese Personen könnten Karten spielen.

Menge des Goldes.

Die Menge des Goldes, die jährlich in den Handel kommt, kann ungefähr auf 88,100 Mark, oder 440⅘ Zentner geschätzt werden. Der absolute Werth dieser Summe beträgt ungefähr 74,000,000 Francs; Europa liefert davon nur äußerst wenig. Die einzigen etwas bedeutenden Minen sind in Ungarn und Siebenbürgen; sie liefern zusammen ungefähr 5100 Mark; das übrige Europa bringt nicht mehr als 160 Mark. Die Länder der heißen Zone in Amerika liefern für sich allein 70,000 M.

Folgendes Verzeichniß gibt eine Uebersicht über die einzelnen Lieferungen:

Frankreich	sehr wenig.	
Spanien	idem	
Piemont	25	Mark
Der Harz	18	id.
Schweden	8	id.
Oesterreich	5218	id.
Sibirien	3000	Mark
Afrika	7000	id.
Süd-Asien wenigstens	2000	id.
Mexico	6754	id.
Neu-Granada	19,260	id.
Peru	3194	id.
Chili	11,468	id.
Buenos-Ayres	2067	id.
Brasilien	28,100	id.
	88,104	id.

Bücheranzeige.

Schola Salernitana sive conservandæ bonæ valetudinis præcepta. Juxta optimas editiones adjectis notis denuo impressa. Treviris ex officina Blattaviana 1834. 16. 99 Seiten. Preis 8 Sgr.

Dieses Büchelchen enthält in sechsfüßigen, meistentheils Leoninischen Versen eine Sammlung diätetischer Regeln. Trotz des scherzenden Tones, der sich durch das Ganze hindurchzieht, können wir versichern, daß manches Wahre, manches der Gesundheit Förderliche darin enthalten ist. Die Vorschriften verbreiten sich größtentheils über die gewöhnlichen Speisen und Getränke. Stellt man das Zusammengehörige zu einander, so ergeben sich ungefähr folgende Rubriken: 1. Allgemeine Gesundheitsregeln. Unter andern heißt es hier von der Mahlzeit:

Ex magna cœna stomacho fit maxima poena;
Ut sis nocte levis, sit tibi cœna brevis!
Iß nicht zu viel, dem Magen machst du sonst schreckliche Plagen;
Willst du den Schlaf dir nicht stören; mußt du den Bauch nicht beschweren!

2. Von den Speisen. Hier ist der dichterische Arzt sehr reichhaltig, er geht Alles durch, was läuft und schwimmt, was kriecht und fliegt. Vom Kalbfleisch singt er Dies:

Sunt nutritivæ multum carnes vitulinæ.
Kalbfleisch spendet dir Kräfte, es hat viel nährende Säfte.

3. Von den Getränken. Da heißt es bei den nächtlichen Gelagen:

Si nocturna tibi noceat potatio vini,
Hoc tu mane bibas iterum, et fuerit medicina!
Wenn das Nachtgelag dir Katzenjammer gebracht hat,
Trinke dann wieder des Morgens und du wirst sicher geheilt sein!

Aus dieser letzten Probe sieht man zugleich, daß der Rathgeber nicht gar zu streng ist; dafür sprechen auch folgende Verse über das Wassertrinken:

Potus aquæ sumptus comedenti incommoda præstat:
Hinc friget stomachus, crudus et inde cibus.
Wasser, während des Essens getrunken, bringt dir Beschwerden:
Es erkältet den Magen und macht die Speis' unverdaulich.

Man sollte beinahe glauben, der Herr Arzt hätte selber den Wein geliebt; so nimmt er sich überall desselben an. Ja wir können versichern, daß ein ehrlicher Mosellaner in diesem diätetischen Catechismus immer noch ein gedrucktes Stellchen auffinden kann, um sich zu rechtfertigen, wenn er einmal Lust hat, Abends einige Stündchen länger auszubleiben, als gewöhnlich. Morgens kann er wieder zu trinken anfangen, wie wir gesehen haben.

4. Von den Gewürzen. Das Büchelchen enthält einen ganzen Gewürzladen, ich greife nach dem Anis, von dem es heißt:

Emendat visum, stomachum confortat anisum.
Gut ist Anis für die Augen und gut für den Magen zu brauchen.

5. Von den heilsamen Kräutern. Die Münze, die Malve, die Raute, die Viole mit all ihren heilbringenden Schwestern kommen an die Reihe. Aus dem duftenden Blumenstrauße will ich die Selve *) herausziehen, weil sie vor Allen angepriesen wird. Bei ihr stehen die zwei Verse:

Cur moriatur homo, cui salvia crescit in horto? —
Contra vim mortis non est medicamen in hortis.
Kannst du dem Tod nicht entfliehen, da Selven im Garten dir blühen? —
Gegen den Tod, den harten, gibt's kein Kraut in dem Garten.

6. Von den verschiedenen Krankheiten. Das Ganze schließt eine Auswahl kleiner epigrammatischer Gedichte des Joh. Owen (**Johannes Audoenus**). Es sei mir erlaubt, einen Vers daraus mitzutheilen:

Ordonner medicos, ægros Or donner oportet.
Ordonner muß der Arzt, Or donner müssen die Kranken.

Aus diesen kurzen Andeutungen geht, glauben wir, genugsam hervor, was die **Schola Salernitana** bietet. Wir zweifeln nicht, daß sie in lebensfrohen Gesellschaften, vorzüglich, wo der Wein im Glase perlt, zu manchem heitern Scherze Veranlassung geben kann.

Das Aeußere des Büchelchens ist übrigens ungemein niedlich: ein sehr eleganter Umschlag ziert es; Druck und Papier sind ebenfalls sehr schön.

L.

---

*) Gewöhnlich Salbey genannt, im Sächsischen Selve.

Theater in Trier.

Sonntag den 4. Januar 1835: Johanna von Montfaucon oder Die Befreiung der Veste Granson. Großes romant. Ritterschauspiel aus dem 14. Jahrh. in 5 Abth. von A. v. Kotzebue.

Die Direktion sucht Abwechslung in unsere Vergnügungen zu bringen. Heute amüsirt uns der drollige Pachter Feldkümmel, Morgen Hannerl und Sepherl und Reserl, aber dann ein großes romantisches Ritterschauspiel, und dann wieder Hannerl und Sepherl und Reserl. Wer mehr Mannigfaltigkeit will, der gehe in eine Wiener Garküche.

Johanna von Monfaucon ist eines von den Ritterschauspielen, die mehr, als einem Kammermädchen, schon Ströme Zähren entlockt haben. Man denke auch nur an den Beginn des 2. Akts: Johanna mit wallenden Haaren, einen Leuchter in der Hand, voll Verzweiflung, — oder an den Scharfrichter, was kann ergreifender sein! — Aber unser Scharfrichter meinte es nicht so böse; er machte zum bösen Spiele eine gar gutmüthige Miene. Der närrische Kerl!

Gleichwohl bleibt es daneben wahr, daß in diesem Stücke eigentlich nichts Ritterliches ist, als Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutsch, als die Ritterburgen mit den Zugbrücken, daß die Gedanken aber eben so unnatürlich, als modern sind. Die Zeit der Ritter-Romane und Ritter-Schauspiele ist, Gottlob, von so vielem andern Tüchtigen in unsrer neuern Literatur verscheucht worden, daß wirklich eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit dazu gehört, solche verbrauchte Schattenbilder von neuem aus dem alten Plunder hervorzusuchen. Oder sollte vielleicht der Sonntag ein Recht darauf geben, auch das Verbrauchteste über die Bretter geh'n zu lassen, so ist es wirklich für die Bühnenfreunde eine recht schöne Einrichtung, daß nur alle sieben Tage Sonntag ist. Aber wenn es nur beim Sonntag bliebe!

Wie oben gesagt, der Ton in diesem romantischen Gemälde des Mittelalters ist unnatürlich; beim besten Willen der Schauspieler ist es daher oft sehr schwer, in Stellen Gefühl zu legen, wo kein Gefühl ist und mit herzlosen Worten an's Herz zu greifen. Nur einige Rollen machen hievon eine Ausnahme.

Hr. Oldenburg, als Ritter von Estavajel, konnte nicht recht in den Zug kommen; irren wir uns nicht, so lag ihm selbst die Langeweile auf dem Gesichte. Ja selbst neben Johanna u. Otto erwärmte weder sein Herz, noch sein Spiel sich. Fodern wir auch von einem Rittersmanne, der im harten eisernen Kürasse steckt, nicht die leichte Tournüre der heutigen Welt, so giebt es doch eine gewisse ritterliche Galantrie, die auch in der Nähe der lieben Gattinn schön steht, ja zum guten Spiele durchaus nothwendig ist. Mad. Dreves, als Johanna, ließ, trotz ihrer Anstrengung und trotz des härenen Gewandes, den Zuschauer kalt. Am besten noch war ihr erstes Auftreten, wo sie von den Bäurinnen als Mutter des Gaus begrüßt wird. Otto, Lina Müller, war uns ein lieber Knabe. Seine Rolle ist wohl mit die wahrste. Vorzüglich gut trotzte er dem Ritter v. Lasfara. Dieser, Hr. Hübsch, spielte als Pilger viel besser, als später, wo er den bald zwingenden, bald verführerisch überredenden Sieger in vollen Liebesflammen zeigen soll. Solche Rollen sind einmal nicht für Hrn. Hübsch. Hr. Pohlmann, als Darbonnay, spielte zu unsicher, um Anerkennung des von ihm Geleisteten zu erwarten. Hr. Müller, als Wenzel, trug seine Rolle in der Burg Belmont mit sprechender Wahrheit vor. Sein Sohn Philipp ist eine unbelohnende Parthie. Lieblos gegen seinen eigenen Vater kennt Philipp nur die Pflicht der Dankbarkeit gegen Estavajel, und das bischen Liebe, was noch außerdem in seinem Herzen flammt, ist blos Hildegard geweiht, worauf jedoch das treue Mädchen nicht allzu stolz zu sein braucht. Hr. Löwe gab die Abschiedsscene von Granson und den Schlüsselraub ziemlich gut, der Rest ließ mehr zu wünschen übrig. Hr. Dreves (Guntram) sollte eigentlich nie seine Stimme zu verändern brauchen; sein übrigens gutes Mienenspiel wird in der Entfernung weniger bemerkt. Hildegard, Dem. Heller, brachte Leben und Wärme in jede Scene, wo sie auftrat; heute klang uns auch der Ton bei weitem nicht so sentimental, wie sonst. Auch Hr. Eisenhut hätte gewiß recht brav gespielt, wenn er mehr Meister seiner Rolle gewesen wäre. — Die Gruppirung am Ende des 4. Aufzugs war malerisch und verfehlte ihren Eindruck nicht; minder gelang in dieser Beziehung die Schlußscene des Ganzen.

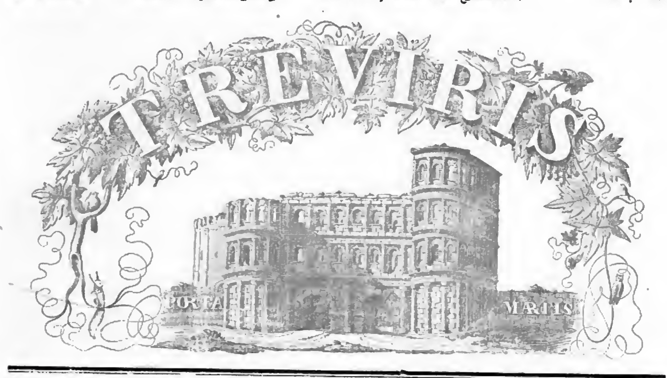
Dienstag den 6. Januar zum 2. Male: Der böse Geist Lumpazi-Vagabundus u. s. w.

Daß dieser böse Geist auch noch fortspucken muß! Die Abonnenten scheinen auch dies Jahr wieder leiden zu müssen oder sollte vielleicht die Direction mit gutem Gewissen ihnen zumuthen können, ein solches Stück zweimal zu sehen?

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 14. Januar. N°. 4.



Auszug aus dem Zeitungs-Berichte der Königlichen Regierung zu Trier pro December 1834.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Der Charakter der Witterung war während des verflossenen Monats im Ganzen feucht und nebelicht, ohne eigentlich naß zu sein; nur um die Mitte desselben trat während mehrerer Tage Frost ein und die Berge des Hundsrückens und der Eifel hüllten sich in Schnee, der jedoch nur in jener Gebirggegend liegen blieb. Für die Jahreszeit war das Wetter, bei welchem das reaumur'sche Thermometer in Trier als höchsten Stand am 4ten + 8. 4 Grad und als Minimum am 15ten — 0. 4 zeigte, sehr gelind, und contrastirte namentlich mit der Witterung des December 1833, wo heftige Stürme wütheten, der Regen in Strömen sich ergoß und Flüsse und Bäche überschwemmend aus ihren Ufern traten; während im Gegentheile jetzt der bereits im November fühlbar gewordene Wassermangel sich vermehrte, viele Brunnen versiegten und der niedere Stand der Gewässer immer noch nicht gestattete, den Steinkohlenbedarf für den Winter herbeizuführen, die zum Theil verkauften Weine auf der Mosel zu verschiffen und die nöthigen Mehlvorräthe zu gewinnen.

Dem Keimen der Wintersaaten war die Witterung indessen günstig, so daß auch die der Trockenheit wegen verspätete Einsaat zu hinlänglicher Stärke gedieh, um der Winterkälte zu widerstehen. Zugleich wurde viel Futter erspart, weil das Vieh theilweise noch auf die Weide getrieben werden konnte und auf dem Felde Nahrung fand. Leider konnte das milde und trockene Wetter auf die Verminderung der Feldmäuse, welche der Saat und den Kleefeldern an vielen Orten großen Schaden verursachen, bis jetzt keinen Einfluß üben.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise der Früchte und Lebensmittel sind, mit Ausnahme des Strohes, im Vergleiche zum Monat November v. J. noch mehr gefallen. Sie stellen sich nach dem Durchschnitte sämmtlicher Kreise folgendermaaßen:

1) der Scheffel	Weitzen	1	Rth.	19	Sgr.	„	Pf.
2) » »	Roggen	1	—	6	—	»	—
3) » »	Gerste	»	—	29	—	3	—
4) » »	Hafer	»	—	16	—	6	—
5) » »	Kartoffeln	»	—	7	—	3	—
6) » Zentner	Heu	»	—	19	—	3	—
7) » »	Stroh	»	—	13	—	2	—

III. Gesundheitszustand.

a) Unter den Menschen. Die unter der gewöhnlichen Benennung Nervenfieber seit längerer Zeit vorherrschende fieberhafte Krankheit kömmt, durch die anhaltend wechselnde Witterung begünstigt, sowohl in hiesiger Stadt, als auf dem Lande, namentlich in den Kreisen Daun und Bernkastel, noch immer vor und rafft hie und da manches Opfer hin.

Lange Zeit mit dem in den Jahren 1813 und 1814 furchtbar grassirenden Lazarethfieber verwechselt, erregte sie besonders auf dem Lande viele Besorgniß, bis man sie als mit dem sogenannten Schleimfieber oder rheumatisch-gastrischen Fieber identisch erkannte, das hauptsächlich durch Störung der Verdauung und Ernährung erzeugt wird und durch große Schwäche, Hinfälligkeit und Neigung zu leichtem Irrereden sich bemerklich macht, jedoch weniger gefährlich und weit seltener tödlich ist, als das eigentliche Nervenfieber, auch die Gefahr der Ansteckung in der Regel nicht mit sich führt.

Eine das Publikum hinsichtlich der in demselben verbreiteten Besorgnisse beruhigende Bekanntmachung haben wir durch unser Amtsblatt erlassen.

In mehrern Gemeinden des Kreises Bernkastel herrscht die Croup, in andern die Krätze, zu Zeltingen ist eine Wöchnerinn an den natürlichen Menschen-

pocken erkrankt und im Kreise Prüm hat sich ebenfalls diese Krankheit gezeigt. Sofort wurden die nöthigen Sicherheitsmaaßregeln getroffen, um deren weitere Verbreitung zu verhüten, und sehen wir näherm Berichte noch entgegen. In Trier überstiegen übrigens die vorgekommenen Geburten die Sterbfälle weit um 1/4.

b) Unter den Hausthieren. In den Kreisen Saarlouis und Merzig zeigte sich in mehrern Gemeinen die Anthraxbräune unter den Schweinen und zu Freudenburg, im Kreise Saarburg, die Rotzkrankheit neuerdings unter den Pferden. Zu Bergweiler, Wittlicher Kreises, herrschte die Lungenfäule unter dem Rindvieh noch fort, doch hat dieselbe in Folge der sogleich ergriffenen Maaßregeln nicht weiter um sich gegriffen. Zu Seffern, im Kreise Bitburg, ist seit längerer Zeit kein Fall des früher dort ausgebrochenen Milzbrandes unter dem Hornvieh mehr vorgekommen, und im Uebrigen war der Gesundheitszustand der Hausthiere befriedigend. Zu Fell, im Landkreise Trier, zeigte sich ein wahrscheinlich rasender Hund; derselbe ward sogleich getödtet und jede von der Vorsicht gebotene Maaßregel getroffen. Im Kreise Ottweiler veranlaßte das Gerücht, daß in dem benachbarten Rheinbaiern die Klauen- und Maulräude, so wie die Lungenfäule sporadisch unter dem Rindvieh vorgekommen sei, das einstweilige Verbot des Viehverkehrs mit dieser Viehgattung auf der Landesgrenze bis zum Eingange sicherer Nachrichten.

IV. Unglücksfälle.

Durch Feuersbrunst wurden glücklicherweise im vorigen Monate nur ein Wohnhaus mit Wirthschaftsgebäuden im Kreise Bitburg, wobei ein bedeutender Vorrath an Früchten und mehrere Stück Vieh verbrannten, und eine Scheune im Kreise Saarlouis zerstört und im Landkreise Trier eine Schmiede beschädigt. Der Scheffe Fisch zu Körrig, Saarburger Kreises, wurde am 19. v. M. von einem abgehauenen Baumaste erschlagen; auf ähnliche Weise fanden im Kreise Merzig ein 14jähriger und im Kreise Bernkastel ein 15jähriger Knabe ihren Tod. Eine geisteskranke Frau ertränkte sich in einem Wassergraben. Im Kreise Bitburg kamen zwei dreijährige Mädchen dadurch um's Leben, daß sie, das eine einem auf dem Felde angezündeten Feuer, das andere in Abwesenheit der Eltern dem Stubenofen zu nahe kamen, und ihre Kleider in Brand geriethen. In einer Schmiede sprang ein eben bearbeiteter noch glühender großer Nagel vom Ambos ab und verletzte den dabei stehenden Sohn des Schmiedes dergestalt am Unterleibe, daß der Tod die Folge war. Im Kreise Saarlouis verschied ein Israelit an den Folgen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke, und ein Einwohner des Kreises Bitburg fand wahrscheinlich durch dieselbe Ursache bei der Nachtkälte auf dem Felde seinen Tod. Ein Einwohner des Kreises Wittlich, welcher von einem Jahrmarkte heimkehrte, fiel und ward von einem Schlachtmesser, das er in der Rocktasche trug, gefährlich am Unterleibe verletzt; hoffentlich gelingt es der ärztlichen Hülfe, ihn zu retten.

V. Gemeine-Angelegenheiten.

Die Aufstellung der Gemeine-Etats für dieses Jahr wird von den Bürgermeistern, so weit die am Jahresschlusse sich stets häufenden Arbeiten es gestatten, thätig betrieben und von uns möglichst beschleunigt, eine nicht unbedeutende Zahl ist bereits festgestellt und an die Behörden zurückgesandt. Im Allgemeinen ergiebt sich, daß die finanzielle Lage vieler Gemeinen nach Tilgung des bei weitem größten Theiles der Schulden, nach Erbauung und Wiederherstellung der früherhin so sehr vernachläßigten kirchlichen und Schulgebäude und nach gehöriger Nutzbarmachung des Gemeineeigenthums sich immer günstiger darstellt und daß der Betrag der Umlagen und Steuerbeischläge sich wesentlich vermindert, indem viele außerordentliche Bedürfnisse nunmehr wegfallen; in andern, deren Communalvermögen im Verhältnisse zu den Ausgaben geringer ist, bedarf es freilich noch mancher Anstrengung, um jenem befriedigenden Ziele näher zu kommen. — Die Vertheilungen und der Verkauf der diesjährigen Holzschläge wurden fortgesetzt und letzterer bot meistens ein vortheilhaftes Resultat dar.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Lobende Anerkennung verdient die religiöse Duldsamkeit und das freundliche Entgegenkommen, welches die katholische Pfarrgeistlichkeit zu Bernkastel bei Beerdigung eines der evangelischen Kirche Angehörigen bezeigte.

Der Schulbesuch wird als regelmäßig bezeichnet, und es fanden nur wenige Bestrafungen wegen Schulversäumnisses statt. Zur Errichtung einer besondern Schule für die schulpflichtigen Mädchen aus den zur hiesigen Stadt gehörigen Orten Maar und Straßpaulin, welche den bisher in der hiesigen Congregationsschule unentgeldlich erhaltenen Unterricht nicht ferner genießen können, da es an Lehrerinnen gebricht, sind durch das, der beschränkten Mittel ungeachtet, sehr kräftige Einschreiten der städtischen Behörde die erforderlichen Einleitungen getroffen. Wir werden uns übrigens eine Vervollkommnung des zum Theil noch mangelhaften Unterrichts der weiblichen Jugend in hiesiger Stadt pflichtmäßig angelegen sein lassen und haben die nöthigen Vorbereitungen, bei welchen wir auf die Unterstützung der städtischen Behörde bei deren lebendigem Interesse für den öffentlichen Unterricht mit Sicherheit zählen können, bereits getroffen.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Die Nachfrage nach neuen Weinen hat fast ganz nachgelassen, weil die Käufer dieselben in dieser Jahreszeit nicht wohl mehr fortschaffen können, und dieselbe wird sich daher wahrscheinlich nicht eher, als im Frühjahre, nach dem ersten Abstiche wieder beleben. Die Hoffnung, daß mit den neuen auch die alten Weine einigen Absatz finden würden, ward größtentheils getäuscht.

Im Viehhandel ist gleichfalls wenig Verkehr, nur Schweine werden gesucht und ziemlich gut bezahlt; auch der Handel mit Getreide ist auf die gewöhnlichen Bedürfnisse beschränkt. Die Schifffahrt auf der Mosel und Saar war durch den niedrigen Wasserstand fast ganz unterbrochen; auf der letztern harrt eine große Menge von mit Steinkohlen beladenen Schiffen auf Anschwellen des Flusses, das in der Regel ihre Fahrt bedingt.

Auf den Fabriken zu Dillingen, im Kreise Saarlouis, ist in Folge der getroffenen neuen Einrichtungen die Zahl der ständigen Arbeiter auf 130 vermehrt worden. Auch die übrigen gewerblichen Etablissements dieses Kreises, so wie die Erzgruben, beschäftigen, so weit es rücksichtlich der Eisenwerke der niedrige Wasserstand gestattet, eine angemessene Arbeiterzahl. Die vor einigen Jahren durch Brand zerstörte Papiermühle an der Kautenbach bei Bernkastel ist von neuem in thätigen Betrieb gesetzt; in andern Gegenden führen

die Fabrikanten indessen Klagen über niedrige Preise und Mangel an Absatz.

An den Communikationswegen ward theilweise sehr thätig gearbeitet; größere Anlagen müssen jedoch jetzt bis zum kommenden Frühling ausgesetzt werden.

Das Fläschchen des Cagliostro.

(Schluß.)

Aber, indem ich sie so betrachte, finde ich Sie sehr verändert, mein lieber Freund. Es scheint mir, daß Sie bedeutend gealtert haben und daß Ihre Gesichtsfarbe blühender war. Und dann sagen Sie mir doch, wie es kommt, daß Sie um Mitternacht hier sind? Mitternacht, Cavalier, das ist die Stunde der süßesten Schwärmerei! Kommen Sie doch, mein Herr, wir wollen ein wenig spazieren fahren in einer Barke auf dem Golf und diese schlechte Schlafmütze zum Fenster hinauswerfen.

Die Schlafmütze des Cavaliers flog wirklich zum Fenster hinaus. Richettini, der von den Anstrengungen des Tages sehr ermüdet war, fand diesen Schwank seiner Frau, um das Geringste zu sagen, sehr drollig. Was konnte ihm die schöne Figur derselben nützen, wenn sie schon gleich Anfangs sich von so häßlicher Seite zeigte? Sie fing an zu trillern und schön zu thun, wie ein kleines Kind. Er konnte immer noch nicht begreifen, woher diese fremdartige Metamorphose kam. Meine verjüngte Tante, verjüngt durch das Opium! murmelte er zwischen den Zähnen.

Ich hatte vergessen zu sagen, daß Julia dem Cavalier gleich Anfangs eine volle Brieftasche reichte. Sie enthielt Briefe von seinen Freunden. In der Mitte derselben lag einer, der mit einem cabalistischen Siegel zugemacht war. Richettini zögerte nicht, ihn herauszunehmen und erkannte sogleich die Hand Alcander's. Dies war der Inhalt:

„Irrthum, mein theurer Cavalier, verdammter Irrthum! Halten Sie ein, wenn es noch Zeit ist! Satt des Opiums gab ich Ihnen aus Unachtsamkeit das Fläschchen, welches jung macht. Um diese Stunde ist Ihre Tante vielleicht 17 oder 18 Jahre alt. Der Meister Cagliostro beaustragt mich, Ihnen im Vertrauen zu sagen, daß er viel Theil an Ihrem Unglücke nimmt. Uebrigens wenn eine ähnliche Metamorphose glückt, so fängt die Person, bei der sie vorgenommen wird, von Neuem Ihr früheres Leben an. Hiernach braachen Sie freilich nicht sehr in Furcht zu sein, mit Madame von Briars überglückliche Tage zu leben. Ich bitte Sie, mir zu verzeihen, mein lieber Richettini!

Ihr

Alcander."

Dieser Brief traf, wie ein Blitz, den Cavalier. Er that sein Möglichstes, damit Julia Nichts bemerkte, und er hütete sich sehr, Ihr zu gestehen, daß er sie in die andere Welt schicken wollte. Er mußte sich drein ergeben, mit ihr die Haushaltung zu beginnen, und er sah bald allzufrüh die Andeutung des Alchemisten erfüllt.

Der Cavalier sah nur zu früh, daß Julia die widerwärtigste Creatur der Erde war, voll Coquetterie und Launenhaftigkeit. Wie der Schüler Cagliostro ihm ankündigte, so fing das alte Leben seiner Tante wieder von Neuem an. Der Pallast der Gräfinn war täglich voll von Poeten und Stutzern, die sich alle abmühten, ihr Schönheiten in's Gesicht zu sagen, und in Saus und Braus auf Kosten Richettinis die Stunden zu durchschwärmen. Vergebens sagte der Cavalier tausend Mal zu Julia, daß er die Schöngeister hasse.

Seine Frau führte ihn in die Schauspielhäuser, und in den Tanzsälen mußte er ihr zu Liebe Menuette tanzen.

Als sie zwanzig Jahre alt war, ging der Cavalier in sein 50tes. Rheumatische Uebel zwangen ihn, zu den Aerzten seine Zuflucht zu nehmen. Noch mehr, als seine Kränklichkeit, bewirkte die Gräfinn durch ihren widerwärtigen Charakter und ihre Launen, daß er nach und nach dem Leben abstarb. Er hatte nicht weniger, als 3 Duelle für seine Julia; immer trug er eine Wunde davon. Dies kränkte ammeisten seine ritterlche Eigenliebe. Zwanzigmal beklagte er sich in einer Stunde, nicht mehr der Neffe Juliens zu sein, zwanzigmal dachte er an die Hülfe Cagliostros. Aber Cagliostro war nicht mehr und Alcander hatte man gehenkt.

Eines Morgens fand man Richettini todt im Bette. Die Gräfinn führte noch lange ihr sündig Leben fort. Das Kloster, dieser große Zufluchtsort des 18. Jahrhunderts, nahm die Reuige endlich auf. Ihr Grabmal sieht man noch jetzt zu Genua in der Kirche Dell Orto.

Menge des Silbers.

Die Menge des Silbers, welche jährlich in den Handel kommt, ist sehr beträchtlich und erhebt sich zu nicht weniger, als 3,651,382 Mark, oder 17,806⁄10 Zentner, deren Werth auf 192,000,000 Frs. geschätzt werden kann. Unglücklicherweise liefert Europa im Ganzen nur 223,700 Mark, was nicht mehr, als der zehnte Theil von Dem ist, was Mexico für sich allein liefert, wie man aus folgender Tabelle sieht:

Land	Menge	
Frankreich	3,600	Mark
Savoyen	2,500	id.
Niederlande	700	id.
Baden	200	id.
Anhalt-Bernburg / Sachsen-Coburg	2,000	id.
Nassau	3,600	id.
Schwaben	1,600	id.
Preußen	6,200	id.
Sachsen	64,000	id.
Harz	37,000	id.
Oesterreich	98,400	id.
Schweden	5,000	id.
Sibirien	87,100	id.
Mexico	2,196,126	id.
Peru	573,984	id.
Buenos-Ayres	542,578	id.
Chili	27,894	id.
	3,651,382	Mark
	oder 17,806⁄10	Zentner.

Man kennt in Afrika keine Silberminen, noch in dem südlichen Theile Asien's; man weiß nur, daß sich deren in China und in Thibet finden, aber über die Menge des Metalls, die man daraus gewinnt, hat man keine nähere Auskunft.

Theater in Trier.

Die Zauberflöte. — Oper von Mozart.

(Eingesandt.)

Dem Verdienste seine Kronen! — Die Musik, wie die Dichtkunst und alle höhere Geisteschöpfungen haben ihre, auf's bestimmteste abgegrenzten Perioden, und so strahlt unter diesen die Mozart'sche Aera als höchster Glanzpunkt in der deutschen Opern-Musik noch heute über alle hervor. Dabei leben Winter in seinem herrlichen Opferfeste, dem Labyrinth (Fortsetzung der Zauberflöte), Paer in seinem Sargines, Achilles rc. rc., und der leider! in der Blüthe dahin geschiedene C. M. v. Weber durch seine bekannten neueren Produkte gleichfalls in dankbarer Erinnerung fort; aber eine Zauberflöte, ein Don

Juan, Belmonte, Titus und Figaro, soviel herrliches z. B. auch Rossini in seinem, der letztgenannten Oper angereihten Barbier von Sevilla gelegt, tritt doch so leicht nicht wieder an's Tageslicht! — Wenn nun auch nicht Vorstellungen, wie wir sie in oben bezeichneter Oper am Donnerstage erhielten, den Maaßstab geben dürfen, so haben jedoch gerade die Mozart'schen Opern vor Rossini's, Auber's und Anderer verschnörkelten und eine unerläßliche Kunstfertigkeit bedingenden Gesang-Werken Das voraus, daß sie bei minder vollendeter Ausführung durch ihre hohe Einfachheit und ihren Reichthum an faßlichen Melodien dennoch leicht ansprechen. — Und so wollen wir es denn auch mit der hier geltenden Vorstellung nicht so scharf nehmen, ohne gerade Bemerkungen zu unterdrücken, welche doch an ihrem Orte und bei etwas mehr Rücksicht auf den Gegenstand, welchen man dem Publikum vorführte, leicht zu vermeiden gewesen sein dürften.

Diese treffen zunächst die Composition des Orchesters, in Ansehung deren es sich nicht wohl rechtfertigen läßt, den vollständig besetzten Blechinstrumenten von 3 Posaunen, 2 Trompeten rc. rc nur zwei erste Violinen und ein Fagott gegenübergesetzt zu haben. Daher denn auch die Magerkeit schon in den betreffenden Stellen der so viel Kraftaufwand fordernden Ouvertüre, wie auch nachher in den Ensemblee-Stücken! — So etwas sollte Mozart's Manen nicht zum Trotz geschehen und seiner Zauberflöte, wie seinen übrigen Schöpfungen, als heiligen Reliquien in Euterpe's Tempel, ein höherer Werth verliehen werden Macht auch eine Violine mehr oder weniger in größern Orchestern nicht einen so gewaltigen Unterschied, so ist er doch hier in der Zahl von 2 oder 3 bedeutender, ohne der Störung der Illusion, die denn auch ihr Recht behauptet, zu gedenken. Sonst ließ sich gegen die Ausführung nichts sagen, wie denn überhaupt bei solchen Productionen immer ein guter Geist vorzuwalten scheint.

Aber nun unser Tamino! — Ihm wurde, als er im Beginn der Introduktion gegen den Biß oder Stich der ihn verfolgenden Schlange »zu Hülfe, zu Hülfe« rief, durch die hinzutretenden 3 Damen bald geholfen: hätten doch auch wir so von den Stichen, womit wir in fast allen Nüancen der 3 Akte durch das entsetzliche Detoniren des Tamino verfolgt wurden, uns befreit gesehen! — Was das Publikum in dieser Beziehung zu ertragen vermag, haben wir im vorigen Jahre bei dem Bassisten wahr genommen, der jedoch durch manche andre gute Eigenschaft denselben, wenn auch in unweit geringerem Grade, ihm eigenen Fehler gern übersehen ließ. Hr. Eichfeld dagegen hat uns, mit Ausnahme einiger wenigen, selbst schwierigen Recitative, keine Arie, kein Duett rc. geliefert, wo nicht ein Jeder sich geneigt gefühlt hätte, ihm da, wo es hätte sein müssen, hinauf zu helfen Weh' that es eines Jeden Ohr, schon gleich die erste schöne Arie des Tamino aus Es Dur, „Dies Bildniß" welche sich für eine nur einigermaaßen gebildete Tenorstimme sonst eben nicht schwer singt, so verpfuscht zu sehen, was in Ansehung der nachherigen Arie im Finale aus C Dur, „wie stark ist nicht dein Zauberton!" deren vorhergehende Recitative ihm nicht übel gelangen, ihrer schwierigern Lage wegen, sich viel eher hätte entschuldigen lassen — Aber so konnten im Ganzen wir nur das Publikum bedauern und die eigene Verlegenheit der Mitleidenden des bessern Opernpersonals selbst nur aufrichtig theilen.

Hr. Müller, als Papageno, schien heute, besonders beim Auftreten in der ersten früher mit so vieler Laune gegebenen Arie nicht recht aufgelegt, kam jedoch, da er bekanntlich gern und mit Liebe spielt, späterhin, namentlich in den naiven Duetten mit Papageno, mehr in sein Alse. — L'appetit vient en mangant! —

Frau v. Weber hatte wieder mit gewohnter Sorgsamkeit ihre Partie eingeübt und gab die großartige, in der höchsten Lage des Soprans liegende, ungewöhnliche Kehlfertigkeit bedingende Arie aus D Moll „Der Hölle Rache," das Staccato und die Triolen-Gänge darin mit vieler Klarheit, Sicherheit und Bravour.

Mad. Müller, als Pamina, bewährte in Gesang, Spiel und sinnigem Costume ihren bisherigen Ruf. Dank ihr, daß sie einen frühern gelegentlichen Wink durch so gemüthlichen Vortrag des immer schönen Duetts mit Papageno nicht unbeachtet gelassen hat! — Das, nachdem Monostatos und die Sclaven taumelnd und tanzend nach Papageno's Glockenspiel marschmäßig abgegangen, nach einem Halt von einer ganzen Taktpause folgende Duett „Könnte jeder brave Mann" wird immer zu schnell gemacht und verliert dadurch an seinem Effekt. Steht es auch gerade nicht vorgeschrieben, so liegt es doch in dem Sinne der Worte und in der Natur der Sache, daß es nicht in dem vorherigen Tanztakt durchgeführt werden muß.

Hr. Huppmann hat den Sarastro gut gespielt und trotz dessen, daß diese Parthie eigentlich nur einem ganz tiefen Baß angehört, sehr brav gesungen, und in Anwendung des Mittelchens der Transposition der seiner Stimme allerdings zu tief liegenden Arie „In diesen heil'gen Hallen" aus E in F Dur gezeigt, daß er sich angemessen zu helfen versteht. So sang er auch den herrlichen Eingang in den Priesterchor: „O Isis und Osiris" nach der Original-Composition selbst in den tiefern Tönen recht brav.

Hr. Hübsch gab den Monostatos recht charakteristisch, müßte nur nicht die Worte so herausstoßen, mehr Bindung in Declamation und Gesang sich aneignen.

Die 3 Damen wurden durchweg gut dargestellt und ihre Terzetten ziemlich im Einklange gesungen.

Die Rolle des Sprechers wurde dagegen besser gespielt, als gesungen, was verzeihlich erschien; denn nemo ultra posse.

Zum Schlusse einen unserm einheimischen Künstler, dem Herrn Gunsheimer gebührenden Dank für Ausführung der Schluß-Decoration, welche alle Erwartungen übertraf und zu dem billigen Wunsche berechtigt, durch möglichst allseitige Benutzung seines unverkennbaren Talents als Decorateur auch im Privatverhältnisse ihm ein mehr erfolgreiches Anerkenntniß angedeihen zu lassen.

P.....

Freitag den 9. Januar: Welche ist die Braut? Lustspiel in 5 Aufzügen, von Johanna v. Weißenthurm.

Wenn die Oper mißglückt und das Trauerspiel uns mit
widriger Fratze ansehen soll, so mag ein Lustspiel noch immer
das Beste sein, was wir für unsere Bühne wünschen können.
Das gegenwärtige gehört nicht zu den schlechtesten Erzeugnissen
dieser Art. Das Leben und Weben gewisser Menschen ist hier
mit großer Wahrheit und heiterm Humore gezeichnet, und manche
Scene trägt wirklich ein im echten Sinne des Worts komi-
sches Gepräge Nur der Charakter Mariens und einige nicht
lebhaft genug gehaltene Dialoge mögen hievon eine Ausnahme
machen. Der Charakter Mariens ist so weit entfernt von dem
eines Lustspiels, daß sie in einem rührenden Schauspiele Iffland's
ungezwungen als Hauptrolle auftreten könnte Dabei muß man
aber auch gesteh'n, daß Mad. Dreves eine etwas verun-
glückte Wahl für diese Rolle war und daß sie ihren Theil
auf eine zu weinerliche Weise in das bewegliche Ganze
einflocht. Eine so theatralische Dame mag mir wohl nicht eine
so naive Nina und Emma bilden, wie beide die Dichterinn
darstellt. Dann wurde auch der lange Monolog im 3. Akte nicht
mit der Einfachheit gegeben, wie es, im Contraste mit den bei-
den Vorgängerinnen, durchaus nöthig ist.

Mad. Enling gab uns die stolze, hoffärtige und an
manchen andern Schwächen leidende Baroninn mit vieler Wahr
heit. Vorzüglich glückten ihr im letzten Akte, bei dem rasche[n]
Wechsel der Gefühle, die mannigfaltigen Nüancirungen i[n]
Stimme und Haltung. Nina und Emma (Mad. Müller un[d]
Dem. Heller) spielten mit heiterer, jugendlicher Unbefangen
heit; beide waren für den Zuschauer wahre Spenderinne[n]
harmloser Scherze. Nina's Zusammenkommen mit Waldber[g]
(im 4. Akt) war wirklich allerliebst. Abgesehen davon, da[ß]
Mad. Dreves für die Rolle der Marie einige Jahre zu vi[el]
zählt und auch die Rolle nicht einfach genug wiedergab, ist do[ch]
ihr Fleiß zu loben, und es wäre nur zu wünschen, Alle memo[-]
rirten so genau, wie sie.

Hr. Oldenburg, als Waldberg, gab uns, statt eine[s]
werbenden Liebhabers, einen langweiligen Landjunker, d[er]
schon ziemlich bei Jahren ist. Daher wollten auch Scene[n]
wie die im 2. Akt, wo sich Nina und Emma, Waldberg u[nd]
Grünau begrüßen, kein rechtes Leben gewinnen. Hr. Löwe
(Grünau) trat übrigens mit echt deutscher Offenherzigkeit a[uf]
und der Schluß des 4. Akts ließ von seiner Seite nichts [zu]
wünschen übrig. Hr. Dreves, der pensionirte Rath, spiel[te]
mehr einen jungen Flattergeist, als einen bejahrten, vorneh[m]
steifen Rath. Außerdem noch, daß er im 3. Akt nicht „sple[n]-
did genug costümirt war," wußte er auch seine Ro[lle]
nicht gar zu genau.

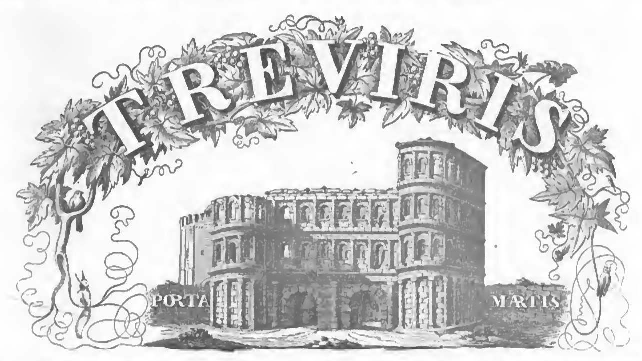
Die Abendgesellschaft (3. Akt) war recht lebensfrisch. Al[les]
griff ungezwungen in einander. Frau v. Weber, Dem. Ko[...]
und die HH. Huppmann und Hübsch trugen durch ihr Sp[iel]
nicht wenig dazu bei.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 17. Januar. N°. 5.



Biographie des Malers J. A. Dräger.

Von Ph. Laven.

In einer sehr sturmvollen Zeit wurde am 8. September 1794 Joseph Anton Dräger zu Münster-Maifeld geboren. Sein Vater, Martin Dräger, der noch lebt, war in dem Städchen Schöffe und Hospitalsverwalter; seine Mutter, Anna Katharina eine geborene Bacano, starb, als ihr Sohn noch lebte. Gegen das Jahr 1798 verließ der Vater den Geburtsort seines Kindes und zog mit seiner Familie nach Trier. Der kleine Dräger kam zu einem Oheime von mütterlicher Seite, einem würdigen Geistlichen, der sein Pathe war und in dem unweit Trier gelegenen Dorfe Erang das Pfarreramt begleitete. Dieser Mann hatte auf den Knaben und Jüngling einen bedeutenden Einfluß; ohne ihn hätte sich Dräger nie so ausbilden können, um nachher seiner Lieblingsneigung mit Glück zu folgen. Seinem Oheime verdankte er den ersten Unterricht in der Religion. Unter dessen frommer Leitung erfüllte sich sein kindlich Herz mit wahrer Gottesfurcht, und sie ward der Boden, woraus nachher der Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne hervorsproßte. Dieser Oheim war es auch, der ihn zuerst im Lesen, Schreiben, in der Deutschen und Lateinischen Grammatik unterrichtete. So wuchs der junge Zögling in ländlicher Einsamkeit frisch heran. Zerstreuung fand sich wenig; wenn einmal Vater oder Mutter aus der Stadt herüber kamen, so war das jedes Mal ein Fest für das Kind. War der Besuch vorbei, so wurde wieder eifrig an das Studium gegangen. Die Pfarrgeschäfte des Oheims brachten es aber mit sich, daß mitunter die Lehrstunden ausfallen mußten, und weil der Knabe schnell auffaßte und ein gutes Gedächtniß hatte, blieb ihm manche freie Zeit übrig. Hier zeigte sich dann vorzüglich seine Neigung zum Bilden. Es wurden wacker aus Lehm allerlei Figuren geformt, und wo ein Papierstreifen, eine weiße Mauer sich fand, da ward gezeichnet und gemalt nach Herzenslust. Vorzüglich aber mußten die Gräber auf dem Kirchhofe viel leiden; hierhin hatte der Knabe seinen gewöhnlichen Gang und Zeichnungen von ihm mit Kreid' und Kohle prangten auf allen Denksteinen. Je mehr er heranwuchs, desto mehr wuchs auch dieser Trieb des Nachbildens in ihm.

Ich bin weit entfernt, dieses schon für ein glückliches Vorzeichen zu seinem spätern Berufe anzusehen. Allerdings findet es sich, daß ausgezeichnete Maler schon frühe große Lust und Anlage zum Nachbilden zeigen; aber gewiß kann man hierein nicht den Werth legen, den aus Liebe zu ihrem Kinde jede Mutter, jeder Vater so gerne in die ersten Pinselstriche des Söhnchens legt. Mit wenigen Ausnahmen besitzt jedes Kind diesen Nachahmungstrieb, mag er sich nun durch Farben, durch Schnitzen in Papier oder auf eine andere Art äußern. Das Vorzüglichste, worauf es hier ankommt, wenn man ein Vorhersagen gelten lassen will, wird gewöhnlich übersehen. Man beobachte nämlich das Kind, ob es mit einer regen Einbildungskraft, mit einem innig lebendigen, tiefen Gefühle von der Natur ausgestattet sei. Dräger, der sich dessen rühmen konnte, hat sich in einem Briefe, den er aus Rom unter dem 13. Dezember 1828 an seinen Vater schrieb, folgendermaaßen über diesen Gegenstand ausgesprochen: „Wenn, wie Sie mir schreiben, der „kleine Carl Neigung zur Malerei zeigt, so soll es mir „sehr lieb sein, wenn es meine Umstände zugeben, ihn „darin nach bestem Wissen zu leiten. Beobachten Sie „ihn aber mehr, ob er Spuren von poetischem Gemüthe „zeigt, was man durch längere feine Beobachtung bei „dem zartesten Kindesalter entdecken kann, als ob er „Lust beweis't zu zeichnen oder zu malen d. h. mit „Bleistift oder Farben umzugeh'n, selbst wenn ihm ein„zelne Figürchen gelingen sollten."

Als unser Knabe dem Oheime zur weitern Ausbildung hinlänglich tüchtig zu sein schien, kam er nach Trier in die Domschule. Es währte nicht lange, so

war er der erste unter seinen Mitschülern; ja er erhielt einmal 7 Preise zu gleicher Zeit. Er besuchte nun auch das Gymnasium und den mit demselben verbundenen Zeichenunterricht, den der noch jetzt lebende Lehrer, Hr. Ruben, leitete. Früher schon hatte Dräger zu Trier einen kleinen Anfang im methodischen Erlernen des Zeichnens bei Herrn Havich (Vater) gemacht. Bei dem Anblicke der vielen schönen Köpfe, Landschaften, Bilder aller Art, womit der Zeichensaal des Gymnasium's geziert war, schwelgte das junge Herz in namenlosem Entzücken. Jede freie Stunde wurde nun der Lieblingsneigung gewidmet. Wollte der Tag nicht reichen, so wurde noch bis spät in die Nacht gearbeitet; die Ferien vorzüglich waren eine herrliche Uebungszeit; sie flohen unter steter Beschäftigung in ländlicher Stille beim Oheime. Dabei wurden aber auch die andern Fächer nicht vernachläßigt: mit dem glänzendsten Zeichnisse versehen, verließ Dräger die oberste Classe des Gymnasiums. Die schöne Hand, die er schrieb, verschaffte ihm bald eine Stelle an dem hiesigen Tribunale und darauf am Stempelbüreau. Im Jahre 1813 sah ihn das Leben zum ersten Male mit ernstem Blicke an; er wurde militärpflichtig und zwar zu einer Zeit, wo der Krieg wüthete. Sein Vater kaufte ihm einen Stellvertreter und so ging dieser Schreck vorüber: sich vom geliebten Sohne zu trennen, schien dem Greise unmöglich. Dräger konnte sich nun wieder mit aller Ruhe des Geistes, mit voller Liebe auf seine Kunst, die Malerei, werfen; der Vorsatz, ihr dereinst seine Anstrengungen zu weihen, scheint in dieser Zeit immer mehr in ihm reif geworden zu sein. In dieser Zeit fing er auch an, mit glühendem Eifer die einheimischen und fremden Dichter zu lesen. Vorzüglich schwärmte er gerne in Petrarka's Liebes-Gedichten an Laura.

Am politischen Horizonte folgte indeß eine Menge wichtiger Ereignisse. Im Jahre 1815 wurde Dräger wieder zum Dienste herangezogen; aber auch dies Mal lächelte ihm, wenn man will, das Glück. Seine Stellung, die er beim Heere erhielt, war leichter, wie die manches Andern. Er wurde Magazin-Assistent beim Corps der Norddeutschen Bundestruppen. Den 28. Dezember 1815 erhielt er als solcher seine Entlassung mit dem Bemerken, „daß er bei den ihm über„tragen gewesenen Geschäften Rechtlichkeit, Treue und „Brauchbarkeit bewiesen habe." (Fortsetzung folgt.)

Die Porta Martis (Porta nigra) zu Trier, ein Vertheidigungsgebäude.

Es sind schon sehr mannigfaltige Meinungen über den ursprünglichen Zweck der Porta Martis entstanden, aber es ist noch keine Erklärung unter das Publikum gebracht worden, die als Beweis aus der Beschaffenheit des Gebäudes zur Rechtfertigung einer oder der andern Annahme gegeben wurde; daher, glaube ich, wird es nicht unwillkommen sein, wenn ich einen Gedanken, den ich aus der Einrichtung desselben geschöpft habe, veröffentliche.

In frühern Zeiten, als man noch das Pulver und seine Wirkungen nicht kannte, da wurden die Ringmauern der Städte in pfeilwurfweiten Entfernungen mit hervorspringenden hohen Vertheidigungsthürmen versehen, wozu man gewöhnlich die runde Form, weil diese die geeignetste war, wählte; sie dienten hauptsächlich dazu, um die Ringmauern, die gewöhnlich sehr stark und hoch waren, zu decken, und dann um Wache zu halten; daher war auch kein Theil der jedes Mal auch mit Graben versehenen Stadtmauern, im Falle sie nicht schon von Natur einen Abgrund vor sich hatten, so leicht zu erstürmen, als die Thore, wenn diese nicht besonders stark befestigt waren. Aber nicht allein war es der Vorsicht angemessen, die Ringmauern und Thore dem Feinde unzugänglich zu machen, man mußte auch noch befestigte Punkte außer diesen an besondern Orten haben, damit, wenn schon die Mauern überstiegen waren, man diese Punkte besetzt hielte, um den Feind von da aus anzugreifen oder ihm wenigstens seinen errungenen Standpunkt noch unsicher machen zu können. Diese Gebäude waren aber am zweckmäßigsten, außer einem Haupt-Vertheidigungsorte, der gewöhnlich in der Mitte der Stadt lag, an den Thoren; da erfüllten sie einen doppelten Zweck. Denn waren auch die Mauern überstiegen, so war es doch Hauptsache, die Thore zu öffnen, damit man mit allen Kriegswerkzeugen in die Stadt ziehen konnte; denn die Mauern abzubrechen und die Graben zu ebnen, um so sich einen Eingang zu bahnen, war beschwerlich und sehr gefährlich. So war denn auch die Porta Martis ein Vertheidigungs-Gebäude, worauf der Name auch schon hindeutet und dessen Einrichtung folgende ist:

Das ganze sehr massive und fast unzerstörbare Gebäude bildet ein längliches Viereck, 115 Fuß lang und 47 Fuß breit. An beiden Enden hat es Thürme, welche 67 Fuß lang, 31¼ Fuß breit und 91 Fuß hoch sind, welche zur Außenseite im Halbzirkel und zur Stadtseite grade hervortreten, wovon der eine aber zum Theil abgebrochen ist. Zwischen den Thürmen sind die Thore, welche sowohl zur Land- als auch zur Stadtseite doppelt vorhanden sind. In der Mitte des Gebäudes ist ein 52 Fuß langer und 22 Fuß breiter viereckiger, nach oben offener Raum, welcher die beiden Doppelthore trennt. Ueber jedem Paare von Thoren sind zwei Gänge übereinander angebracht, welche sowohl zur Außenseite, als auch zu dem offenen Zwischenraume Fensteröffnungen haben, (die jedoch in den Thürmen im Erdgeschosse gänzlich fehlen, aber in dem 2. und 3. Stocke nach allen vier Seiten und im 4. nur auf den beiden Fronten und an den Giebeln angebracht sind. In diesem Geschoße sind nach dem eingeschlossenen Raume hin keine Fenster und es befinden sich in jedem Thurme nur zwei Thüröffnungen, welche über die Gänge führen.

Die Stockwerke in den Thürmen sind ein- und auswärts durch hervorragende Steine, welche zum Auflegen der Balken dienten, abgetheilt. In jedem Thurme hat der untere Stock an den Giebelseiten eine Thüre der Erde gleich; zwar finden sich jetzt auch Thüren zu dem oben offenen Zwischenraume, die aber in spätern Zeiten entstanden sind. Auch zu den obern Stockwerken sind die Thüren an den Giebeln in einer gewissen Höhe angebracht; zu ihnen führen Freitreppen empor, deren Grundlage sich noch an dem Nordwestlichen Giebel durch die unter der Thüre hervorragenden Steine erkennen läßt. Hieraus läßt sich schließen, daß der untere dunkele Raum in jedem Thurme von den übrigen Theilen des Gebäudes abgeschlossen war. Manches versinnlicht schon das vorstehende perspectivische Bild der Treviris.

Die Porta Martis hat so die zweckmäßigste Einrichtung, die ihr zur Vertheidigung gegeben werden konnte. Die untersten Fenster sind von der frühern Erde 40 Fuß hoch entfernt; es war unmöglich, sie bei gehöriger Vertheidigung zu besteigen; nach allen Seiten hin konnte der Krieger Verderben und Verheerung ausgießen.

Die Nordostfront hat 42 Fensteröffnungen, 30 an den zwei Thüren und 12 an den zwei Gängen; sie konn-

ten alle dazu benutzt werden, um dem von Außen nahenden Feinde verderblich zu begegnen. Durch die Halbzirkel der zwei Thürme waren die Ringmauern und die Thore gedeckt; wäre aber auch ein Thor zum Theile zerstört geworden, so sind in dem offenen Zwischenraume 36 Fenster, in den 4 Gängen 24, und an den zwei Thürmen 12, die auch hier wieder zu dem kräftigsten Widerstande geeignet waren: wodurch man dem Feinde entweder großen Schaden zufügen oder ihm gar das Eindringen ganz verwehren konnte. An dem obersten Stocke der Thurmmauern sind nach der Seite hin, wo letztere mit dem Zwischengebäude zusammenhangen, keine Fenster angebracht, weil wegen des zu kleinen Zwischenraums die Schußrichtung nach unten zu senkrecht geworden wäre, wozu sich dann der Vertheidiger auch zu weit heraus hätte lehnen müssen. So war es denn fast unmöglich, die Thore von Außen zu erstürmen. Angenommen, der Feind hätte aber irgendwo die Mauern der Stadt überstiegen gehabt und hätte dieselben von Innen angreifen wollen, so konnte ihm beim Vorrücken aus 30 Fenstern der Südwestfronte großer Schaden zugefügt werden; an den Thoren selbst aber mußte er bei einigem Aufenthalte nothwendig aus den oben schon erwähnten 36 Oeffnungen der Macht der Vertheidiger bluten. Da aber die Thoröffnungen zur Stadtseite nicht geschlossen waren, so wäre es auch ohne Zweck gewesen, wenn hier, wie an der Außenseite, die Thürme im Halbzirkel hervorgetreten wären. Daß sie aber doch in grader Linie etwas vorspringen, geschah blos wegen des gefälligeren Aussehens. An jeder Giebelseite hatte das Gebäude 12 Fensteröffnungen; auch diesen Seiten sich zu nahen, konnte nicht ohne große Gefahr geschehen. Dem Feinde aber mußten die Thore Hauptsache sein. Die Giebelseiten waren also am wenigsten der Gefahr ausgesetzt, sie waren daher auch nicht so gut zur Vertheidigung geeignet. Aber eben aus dem Grunde, weil hier am wenigsten zu befürchten war, sind auch die Thüren daselbst angebracht. Von diesen Seiten war es am leichtesten möglich, Verstärkung aufzunehmen oder das Gebäude im Falle der Noth zu verlassen. Weislich ist an jedem Thurmgiebel eine Thüre angebracht, damit, wenn eine mit Gewalt geöffnet war, die Besatzung sich durch die andere entfernen konnte. Aber ehe es dazu kam, wurden doch erst die untern Fußböden zusammen geworfen, wodurch der Feind beim Eintritte einen Abgrund vor sich hatte und das Innere nicht besteigen konnte; deswegen wurden die Balken nicht eingemauert, sodern aufgelegt. (Vitruv, 1tes Buch, 5tes Capitel.) Der untere dunkele Raum in jedem Thurme hat wahrscheinlich zum Einsperren der Gefangenen gedient, denn solche Räume waren nöthig, um dieselben ohne Zeit- und Kraftverlust sicher unterzubringen. Die Thürme hatten ferner den Zweck, daselbst Wache halten zu können, denn von ihnen übersieht man die ganze ebene Gegend; es konnte also jeder Schritt des drohenden Feindes beobachtet werden.

Diese Beschreibung, glaube ich, wird das in der Ueberschrift Angenommene hinlänglich rechtfertigen.

Die Meinung, daß das Gebäude in der Mitte der Stadt gestanden habe und daß es ein Rathhaus gewesen sei, widerlegt sich schon dadurch, daß die Thore an demselben angebracht sind, und daß die Einrichtung zu einem Rathhause ganz unzweckmäßig wäre.

Aehnliche Gebäude, wenn auch nicht ganz von derselben Einrichtung und Stärke, werden wahrscheinlich an allen Thoren gewesen sein; die andern sind verschwunden; auch von der Porta Martis läge, wenn sie nicht im Mittelalter zur Kirche eingerichtet gewesen wäre, wahrscheinlich kein Stein mehr auf dem andern.

Trier, den 6. Januar 1835.

Chr. Schmidt
Architekt und Regierungs-Conducteur.

Die drei Bedingungen.

(Erzählung aus dem Hebräischen.)

So sprach Rabbi Meïr, auf dem der Segen des Höchsten ruhe.

Ein Bewohner Jerusalems fühlte sich von dem Drange getrieben, das Land seiner Heimath zu verlassen, und er zog in die Ferne. Der Herr war mit ihm bis zum Ende seiner Wanderschaft. Aber als er heim gehen sollte, wandte der Herr sein Antlitz von ihm und das Herz des Jerusalemiten wurde voll Trauer und sein Auge hüllte sich in Finsterniß. Siehe, sein Körper wurde eine Beute der Schmerzen und seine Seele bebte unter der Last der Angst, wie das Schaaf unter dem spitzigen Zahne des Schakals. Da erkannte er, daß der Engel des Todes sich ihm nahe, und er ließ rufen den Herrn des Hauses, in dem er wohnte. Als dieser vor ihn getreten war, wandte sich der Jerusalemite zu ihm mit folgenden Worten: Der Ewige (Preis sei dem Namem unseres Gottes!) hat meine Tage bis zu einer Spanne zusammengekürzt, die Zeit meines Lebens ist vor ihm ein Nichts. Der Mensch wandelt einher, ein Schatten des Scheines; wahrlich, der Mensch ist nichts als Eitelkeit. O Thamar, du mein theuerster Freund, sträube dich nicht, mir den letzten Dienst zu erweisen. Morgen wird der Glanz der Morgenröthe sich nicht mehr für mich über Gottes Schöpfung ausbreiten. Wahre die Güter, die ich hienieden besitze, bis zu dem Tage, wo mein Sohn kommt, kommt sie von dir zurück zu fordern. Indeß, weil ich ihn seit langer Zeit nicht gesehen habe und nicht weiß, ob er seiner Väter würdig ist, gieb sie ihm nicht eher, als bis er drei Proben seiner Einsicht, seiner Geistesgegenwart abgelegt hat. Und als der Greis aufhörte zu sprechen, sank er ruhig auf sein Bett nieder und starb.

Einige Jahre nachher machte sich der Sohn wirklich auf die Reise, um zu erhalten die Erbschaft seines Vaters. Er wußte wohl den Namen des Mannes, bei dem jener sich aufzuhalten pflegte; aber er kannte nicht die Straße, wo der Gastfreund wohnte, und er suchte ihn, ohne ihn finden zu können, und er fragte, ohne Auskunft zu erhalten. Da kam ihm der Gedanke, daß der Besitzer der Erbschaft von seiner Ankunft unterrichtet sei und daß er den Plan habe, ihm den Zutritt zu ihm zu verhindern.

Siehe, als er so in der Verlegenheit war, gewahrte er einen Menschen, der sich unter einer schweren Last Holz beugte.

— O Mann, sagte er, für wieviel willst du das Holz geben, was du da trägst?

Der Träger sagte ihm den Preis.

— Du sollst ihn haben, entgegnete ihm der junge Hebräer; aber trage es in die Wohnung des.... er nannte ihm den Mann, den er suchte, ohne ihm zu offenbaren, daß dessen Wohnung ihm unbekannt sei.

Der Lastträger gab seinem Wunsche nach und führte ihn durch eine Menge Straßen bis vor Thamars Hause und legte dort seine Bürde nieder. Thamar eilte hinaus, als er den Lastträger sah.

— Wozu dies Holz? sagte er mit zornigem Tone, ich habe keins begehrt.

— Der Friede sei mit Euch, Herr, antwortete der Mann, ich bin nur dem jungen Manne gehorsom gewesen, der mir folgt.

(Schluß folgt.)

Der Mumbo Dschumbo.

Der Mumbo Dschumbo ist der Währwolf, der Knecht Ruprecht, der Narafaragaramus der westlichen Länder Afrika's. Hat man sich aus den Bambusdickichten und den dornigen Bäumen herausgearbeitet, welche die bewohnten Oerter gewöhnlich von einander trennen, und sieht man eine Stadt vor sich liegen, so ist das erste, was einem auffällt, ehe man hineingelangt, eine seltsame oder schreckliche Puppe, die an einem Baume neben dem Hause der Grigris oder Fetische hängt — der Anzug des Mumbo Dschumbo. Dieses ebenso geheimnißvolle Wesen, wie der Vehmrichter und der Alte vom Berge, weiß Alles und sieht Alles; aber sein Alles durchdringender Blick hat nur Gewalt über die Frauen; diese Gewalt ist groß: sie enthält nicht blos die vollkommen verheimlichten Ränke und Schwänke, sondern auch die geheimsten Gedanken.

Der Mumbo Dschumbo meldet sich eines Abends der Stadt durch entsetzliches Geschrei an, welches aus dem benachbarten Walde tönt, und auf diesen Ruf müssen alle Einwohner, Männer und Frauen, sich unter dem Versammlungsbaume einfinden.

Jene schrecklichen Töne brachten eines Abends auch eine kleine Stadt am Ufer des großen Flusses Dhioliba in Aufruhr. Die Nacht hatte eben den Tag verdrängt, aber keineswegs das Licht, denn der Mond stand strahlend am Himmel und übergoß den großen Strom mit Silber, als sich der bekannte Ruf des Mumbo Dschumbo hören ließ. Da herrschte die größte Bestürzung; die Frauen eilten, aber zitternd und mit gesenkten Augen, aus ihren Hütten, versammelten sich vor den Thüren, sprachen heimlich, fragten einander oder blieben auf dem Wege plötzlich stehen, wie vor einer Erscheinung oder einem bösen Gedanken. Die weiblichen Gewissen dieser Stadt schienen keineswegs ruhig zu sein und der Mumbo Dschumbo hatte einen gewaltigen Sturm erregt.

Unter allen diesen Frauen war die junge Neali offenbar die unruhigste, beängstigteste; ihr Halsband zitterte an ihrem Halse, so war sie in Angst. Ihre glänzende Haut, ähnlich dem schönsten Ebenholze, war außerdem ihr einziger Schmuck, und durch dieses Schwarz hindurch sah man ihre Bläße, wie man unter schwarzem Krepp ein bleiches Wittwengesicht sieht. Zur Nachricht des Lesers stehe hier, daß Neali wirklich Ursache zur Furcht hatte, denn das große Auge, welches Alles sieht, hatte einen jungen schönen Mauren von Ludamar erblickt, der der schönen Neali einen Kuß gab, während ihr Mann Uonda auf dem Felde war.

Der Ruf des Mumbo Dschumbo wurde immer drohender, und alle Frauen, die offenbar nicht ruhiger, aber weniger jung waren, als Neali, eilten an den Sammelplatz. Man muß gestehen, es ist dies eine fatale Einrichtung. Jede Frau in Sorge, Ungewißheit, die Ruthen — das ist das Strafwerkzeug des Mumbo Dschumbo — über sie zu halten, ist grausam. Welcher Aufruhr würde in unsern Städten entstehen, wenn man eine ähnliche Einrichtung daselbst treffen wollte! In jener Afrikanischen Stadt entstand nun zwar kein Aufruhr, aber die Herzen der Frauen unter dem Baume konnte man klopfen hören. Unterdessen nahmen zwei Musiker ihre Balafus und entlockten denselben Tanzmelodieen, denn es war noch nicht Mitternacht, zu welcher Zeit erst der Mumbo Dschumbo erscheint, und bis dahin mußte getanzt werden.

Obgleich die Afrikanischen Schönen den Tanz leidenschaftlich lieben, konnten sie sich ihm doch nicht mit voller Lust hingeben; viele Füße zitterten, viele Herzen klopften und viele Seufzer entschlüpften mitten unter den Gesängen, welche die Tänzerinnen im Chore zu singen pflegen; also auch der Tanz war Grausamkeit. Neali blickte sich besonders schüchtern um, ob ihr Mann zugegen sei, sie sah ihn nicht und beruhigte sich etwas. Noch immer klang der Ruf des Mumbo Dschumbo schrecklich in den Ohren der Tänzerinnen.

Sie hatten sich in ihr Schicksal ergeben, tanzten rasch in der Runde und Nichts konnte außerordentlicher sein, als die Bewegungen aller dieser schwarzen hüpfenden, sich neigenden Körper mit den Glasperlen, die in den weißen Strahlen des Vollmonds glänzten. Sie vergnügten sich endlich wirklich, vergaßen ihre Furcht und Angst und genoßen die letzte Stunde der Ungewißheit, welche ihnen blieb, denn bald sollten sie die Schuldige kennen lernen. Die Stimme des Mumbo Dschumbo kam immer näher.

Man denke sich, welchen Schrecken an einem Ballabende, mitten in einem Straußischen Galop oder Walzer ein solcher Gewissensruf an alle, wie jener des Mumbo Dschumbo, eine unbestimmte Anklage, die Niemand kennt, hervorbringen müßte! Würden unsere Damen forttanzen?

Die Afrikanerinnen tanzten nur um so rascher; selbst Neali, die durch die Abwesenheit ihres Mannes sich beruhigt fühlte, war von der Freude berauscht, wie die Uebrigen.

Der Mumbo Dschumbo!

Der Tanz hörte auf. Es war nicht ein Mensch, der kam, sondern eine seltsame Gestalt, die einem bemoosten Baumstamme glich und nur dadurch Aehnlichkeit mit einem Menschen hatte, daß sie sich nach unten in zwei Zweige, Wurzeln oder Beine theilte. Diese Masse hatte oben eine ungeheure Kugel, ähnlich einem Kopfe, weil zwei Löcher die Augen vorstellten, unter denen sich eine platte Nase und ein breites Maul hinstreckten. Auf diesem Kopfe schwankte eine große Feder; es war der Mumbo Dschumbo.

Man konnte die Zähne klappern, die Herzen schlagen hören; keine der anwesenden Frauen und Mädchen war ruhig.

„Ich bin es nicht — ich auch nicht — ich auch nicht!" — murmelte man im Kreise der Frauen, die durch den Anblick des Mumbo beunruhigt wurden.

„Sie ist es! Sie ist es!"

Der Mumbo Dschumbo machte ein Zeichen und die Balafus stimmten die kläglichsten Töne an. Dann sprach der Gefürchtete: „Ihr Frauen der Stadt, ich komme aus dem Walde, um der Rache eine Schuldige zu übergeben. — Neali ist die Schuldige, setzte er hinzu und deutete auf Ruthen, die der Henker ergriff. Dieser wollte die Züchtigung der schönen Neali beginnen, während die andern Frauen im Kreise um sie tanzen sollten, als der schöne Maure von Ludamar die Ruthen dem Henker entriß, sich dann auf den Mumbo Dschumbo stürzte und ihm die Maske abriß. Es war — Uonda, der Mann Neali's.

Theater in Trier.

Sonntag den 11. Februar: Adelma, Herzoginn von Apulien. Großes Schauspiel in 5 Abth. nach dem Engl. des Levis, von Vogel.

Zur Abwechslung wieder ein großes Schauspiel! Ja

wahrlich, man treibt mit Dem, was man uns zur Schau bietet, mitunter wahres Spiel.

Die geschichtliche Grundlage des Stück's wird unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Die um das Jahr 1016 von Normännischen Pilgrimmen und Reisigen gegründete Herrschaft der Normannen in Apulien hatte durch glückliche Zeitverhältnisse in wenig Jahrzehnden so zugenommen, daß schon im Jahr 1059 Robert Guiscard, einer der 10 Söhne des Normännischen Grafen Tancred von Altavilla, vom Papste Nicolaus II. zum Herzoge von Apulien und Calabrien ernannt wurde. Um seine Macht zu befestigen, trennte sich hierauf Robert von seiner ersten Gemahlinn Alberada und heirathete Sigelgayta, die Tochter des Fürsten Gaimar von Salerno. Indeß machte sich Robert's Bruder, Roger, zum Herrn von Sizilien. So von zwei Seiten gestützt, entwarf nun Robert den kühnen Plan, den Kaiser in Konstantinopel selbst anzugreifen und er rüstete sich im J. 1080 mit der größten Anstrengung gegen ihn.

In Konstantinopel wütheten Partheiungen und Bürgerkriege.

Nach dem Tode des Byzantinischen Kaisers Constantinus Ducas führte dessen Wittwe Eudocia, als Vormünderinn ihrer drei Söhne, die Regierung. Nicht lange, so heirathete sie den tapfern Feldherrn Romanus Diogenes und erhob ihn zum Kaiser. Er geräth in einen Krieg mit den Seljchuken, wird von ihnen gefangen, kommt los, wird aber im J. 1071 bei seiner Rückkehr von den erzürnten Griechen geblendet und abgesetzt, und Michael Dacas, der älteste von Eudocia's drei Söhneu, besteigt den Kaiserthron. Dieser, ein schwacher, unwürdiger Herrscher, thut Nichts zur Verbesserung der traurigen Lage des Reichs; gegen ihn empört sich Nicephorus Botoniates. Im Jahr 1078 überläßt ihm Michael vor Angst die Krone, und Botoniates ergreift die Zügel des Reichs. An Feinden fehlt's ihm auch nicht und zur siegreichen Bekämpfung derselben bedient er sich seines wackern Feldherrn Alexius, des Komnenen. Während Botoniates das frühere Herrscherhaus blutig verfolgt und täglich an Achtung verliert, gewinnt Alexius täglich an Ruhm und an Liebe der Soldaten. Seinen Verwandten und Anhängern, den Komnenen, glückt es endlich. gegen den Kaiser eine Empörung anzuzetteln und die vornehmsten und einflußreichsten Männer zu gewinnen. Botoniates entsagt dem Throne und – geht, weil er alterschwach und kinderlos ist, in's Kloster. Gleichwohl wird am 1. April 1081 Konstantinopel von Alexius erstürmt und unter schrecklichem Blutbade, schrecklicher Plünderung eingenommen, und so wird Alexius Kaiser. Robert Guiscard griff ihn unter dem Vorwande an, daß der Bräutigam seiner Tochter Helena, Constantin, der Sohn des Kaisers Michael Ducas, auf Befehl des Nicephorus Botoniates entmannt worden sei. Bei seiner Unternehmung gebrauchte übrigens Robert auch noch folgende List. Ein griechischer Mönch, Namens Rector, mußte an seinem Hofe die Rolle des Kaisers Michael Ducas spielen, und Robert machte bekannt, er bezwecke bei seiner Unternehmung gegen Byzanz, außer der Genugthuung für die seiner Tochter Helena unmittelbar angethane Schmach, noch die Widereinsetzung Michael's. So zog Robert mit einer starken See- und Landmacht gen Byzanz; auf seinem Zuge begleiteten ihn seine Gemahlinn Sigelgayta und sein älterer Sohn Boemund; die einheimischen Angelegenheiten überließ er seinem jüngern, Roger Bursa. — Am 18. Oktober 1081 schlägt Robert Guiscard den Alexius in einer blutigen Schlacht bei Durazzo und nur die Empörungen einheimischer Großen können ihn bewegen, das Griechische Gebiet zu verlassen.

Vergleicht man diese geschichtlichen Data mit unserem Schauspiele, so wird man einseh'n, daß der Verf. desselben sich wenig an die Geschichte hielt und nur hier und da schwache Anklänge aus derselben entlehnte. Er hätte eben so gut für seine Helden erdichtete Namen wählen können, ohne daß man wohl die Bemerkung gemacht hätte, die Hauptgedanken des Stück's habe er aus der Regierungsgeschichte Robert Guiscard's geschöpft. Daß der Dichter die Gemahlinn desselben Adelma statt Sigelgayta nennt, ist wohl die geringste Licenz, die er sich herausnahm.

Aber der Dichter hat auch nur Charaktere, nicht wirkliche Ereignisse auf die Bühne zu bringen, und ich bin weit entfernt, deswegen Levis auch nur den geringsten Vorwurf zu machen.

Demnach entsteht die Frage: Ist denn Adelma's Gemahl ein Robert Guiscard, wie er im 11. Jahrhundert leibt' und lebte. Nach unserer Meinung hat Levis diese Aufgabe nur höchst unvollkommen gelößt. Damit Dies mehr einleuchte, hier die Charakteristik unseres Robert*): „Robert hatte rothe Wangen, funkelnde Augen, blondes Haupthaar, einen starken Bart, „eine gewaltige Stimme, und war überhaupt in jeder Beziehung „schön und wohlgebildet. Muth, Scharfsinn, Thätigkeit und List „fanden sich bei ihm im höchsten Grade. Begierig nach Geld „und Besitz, war er doch zur rechten Zeit auch freigebig, und „Belohnungen, wie Strafen, halfen ihm zur Erreichung seiner „mit unwandelbarer Beharrlichkeit verfolgten Zwecke. Nichts „war ihm so verhaßt, als von Andern abhängig zu sein; nichts „so erfreulich, als Andere zu lenken.“

Adelma's Charakter spricht uns noch weniger an. Wie überhaupt Levis im ganzen Stücke den Sakspeare nachahmt, so thut er es auch hier; aber Adelma ist doch nur eine kleine Lady Macbeth?

Der Schluß des Ganzen ist wohl das Unnatürlichste, das Unbegreiflichste bei dem gewaltigen Charakter Robert's, was sich denken läßt. Ein Mann, mit der größten Bonhomie der Welt ausgestattet, kann sich wahrlich nicht dummer benehmen, als dieser Robert!

Nach diesen flüchtigen Bemerkungen wenden wir uns zur heutigen Aufführung.

Hr. Oldenburg machte wenig aus seiner Rolle; von ritterlichem Feuer, ritterlichem Muth auch nicht ein Zug; Alles blieb in den Schranken eines gewöhnlichen Hausvaters. Glänzende Rollen spielen wollen, ist nicht genug! Rücksichtlich des Costüms vermißten wir die Normännische lange rothe Tunika mit den weiten Aermeln**), den den Normännern ganz eigenen Talar oder doch wenigstens ein langes Oberkleid oder Normännischen Rheno. Wenn auch am Kopfe die Normännische Kapntze wegblieb, so hätten wir doch die den Normännern üblichen langen Haare und den langen Bart gerne geseh'n. Hr. Dreves, als Botoniates, spielte nicht, wie ein vom Kaiser-Purpur Umwallter. Es ist doch wohl ein Unterschied zwischen einem intriganten Juden und einem ränkevollen kaiserlichen Flüchtling? Vorzüglich matt war sein Auftreten im 2. Akt, wo er Lothar und Imma überrascht. Auch mit den Versen nahm er es nicht genau. Leider können wir auch Hrn. Löwe (Lothar) weiter nichts Rühmliches sagen, als daß er viel guten Willen besaß. An gefühlvollen Stellen geht's noch besser, als da, wo jugendliche Kraft aufblitzen soll. Aber hier verfehlt Hr. Löwe gewöhnlich ganz den richtigen Ton. Ich erinnere nur an die Schlußscenen des 3. und 4. Akts; die anders motivirte Scene des 2. Akts (am Meergestade) gelang schon besser. Das Costüm anlangend, schien Lothar ein wackeres, deutsches Ritterlein. Von dem aus metallenen Ringen bestehenden, einer Tunika von Leder angeschlossenen Panzerhemde, der bei den Normännern im 11 Jahrh. üblichen Rüstung; von dem militärischen Oberkleide, das einem Normännischen Ritter durchaus nicht fehlen durfte; von dem Normännischen Nasenhelme***) keine Spur. Hr. Pohlmann (Dercites) sprach deutlich und ziemlich kräftig.

Mad. Dreves, Adelma, declamirte manchmal etwas zu schnell und auch wohl etwas unverständlich leise. Auch sie schnitt den Versen ab und setzte zu, wie es sich eben gab. Dieß abgerechnet, war sie diesen Abend nicht nur die Herzoginn des Stücks, sondern auch die Königinn des Spiels. Ausgezeichnete Momente gab's genug. Ich nenne blos im 1. Akt die Scene mit dem Brief, und vor allem die Scene mit dem Kästchen im 5. Akt. Justina, Dem. Koch, war eine recht warme Vertraute und spielte gut. Dem. Heller, Imma, fiel wieder zu viel in's Weinerliche, auch an Stellen, wo sie nicht, wie am Schlusse des 4. Akts, für den Heißgeliebten fleht. Ihr Gebehrdenspiel war, wie immer, recht wahr und sprechend.

Die Andeutung der Flotte im Hintergrunde (2. Akt), wie die ganze plastische Darstellung dieser Scene ließ Viel zu wünschen übrig; besser war dagegen die Gruppirung am Schlusse des 4. Akts, wo Imma trostlos am Boden liegt.

Montag den 12. Januar: Verlegenheit und List, Lustspiel in 3 Abth. nach P. Lebrun von Kotzebue. Hierauf: Das war ich! ländl. Scene in 1. Akt. von Hutt.

Bei der Wahl dieser Stücke hatte die Direction zwei gute Gedanken: erstens, daß sie neben dem Kotzebue'schen Lustspiel auch noch das Hutt'sche Das war ich! gab, dann,

---

*) S. Raumers Geschichte der Hohenstaufen. Bd. I. S. 571.

**) S. unter andern Robert von Spalart's. Versuch über das Costüm, Thl. II, S. 286 folgd. und Tableau des Mœurs, Usages, Armes, Habillemens des anciens Bretons, des Anglo-Saxons, des Danois et des Normands traduit de l'Anglais de M. Joseph Strutt, a Paris 1789.

***) S. Strutt im angef. Buche.

daß sie dieß zuletzt gab, denn auf die Stimmung, worin der Zuschauer das Theater verläßt, kommt doch am Ende das Meiste an. Lange Weile vergißt man eher, als Lachen.

Ueber die Ausführung des ersten Stück's kann Ref. wenig sagen. Mit dem zweiten Erscheinen des Hrn. Kripps hatte er's all; der Wucherer trieb ihn aus der Loge.

Desto besser war die ländliche Scene. Hier war Alles voll guter Laune und heitern Lebens. Ein solches Das war ich! wiegt manches lange Schauspiel auf, — wir glauben — in doppelter Beziehung.

Tancred — Oper von Rossini.

(Eingesandt.)

Als vor etwa 25 Jahren Rossini mit der Opera seria Tancredi, seinem damaligen ersten größern Werke, in Italien auftrat, war Alles enthusiastisch davon erfüllt und sein Ruf dadurch bald gegründet. Nicht lange darauf erschien die Oper auf dem Hoftheater in Wien und nach und nach mit ihren Geschwistern Othello, Barbier von Sivilla rc. auf allen größern Theatern Deutschlands, so daß alle übrigen fast verdrängt schienen. Indessen hatten diese mit übersprudelnder Genialität geschaffenen Werke doch unter sich so viele Reminiscenzen, daß sie in dem Werthe, welche ihre Erstlinge an unverkennbarer Originalität haben, bedeutend verloren. Darum bleibt aber gerade die Oper Tancred dennoch immer schön, selbst in verstümmelter Gestalt, wie wir sie hier am verflossenen Mittwoch erhielten.

Das Vollendetste war die Ouverture und einzelne wenige Partien der Amenaide, Frau von Weber, und des Tancred, Hrn. Huppmann, sonst war Alles von der Introduction bis zum Finale des zweiten Akts eben nicht geeignet, die Zufriedenheit des ziemlich zahlreichen Publikums zu erhalten. Mit Bedauern entbehrte dasselbe eine, wenigstens einigermaaßen würdige Darstellung der Rolle des Arsir, der Hr. Eichfeld, wie er bescheiden selbst einräumen wird, zur Zeit noch nicht gewachsen ist. Derselbe hat jedoch, wie man gerne hört, vielen guten Willen und mag darum auch nicht verzagen. Per ardua ad astra! — Möchte sich nur bei ihm das Mißfallen über Mängel und Verstöße seinerseits nicht wieder auf die niederbeugende und zuletzt auch selbst den guten Willen lähmende Weise zeigen, wie es dies Mal der Fall war! — Jeder Anfänger verdient billige Rücksicht; denn kein Meister wird geboren. Referent erinnert sich sehr wohl der Zeit des ersten Auftretens des hier gefeierten Hrn. Ubrich, dem es bei seiner damals schönern Stimme an allem Spiel gebrach und der früher mit der großen Schwierigkeit eines fast zu starken Körperbaues kämpfend, späterhin fast allen Forderungen entsprach. Darum nur Muth, Hr. Eichfeld; ein gutes Wort findet ja sonst eine gute Stelle.

Die Titelrolle anlangend, so hat auch Hr. Huppmann in andern Partien mehr zugesagt, als in dieser; er war im Ganzen kein ritterlicher Tancred und auch die Wahl der wahrscheinlich als Entschädigung für die der Oper angethane Verstümmlung, eingelegten Arie im 2. Akt konnten wir wegen des ganz heterogenen Charakters nicht billigen.

Hr. Oldenburg that als Orbassan sein Möglichstes und füllte wenigstens die Lücke.

An Fehlern der Scenerie fehlte es denn ins Besondere bei der Ankunft des Tankred zu Schiffe, wo Vorspann gute Dienste gethan haben würde, auch wieder nicht, um im Ganzen die Vorstellung als nicht gelungen zu characterisiren.

Theater.

(Eingesandt.)

Ueber die Aussichten, welche sich dem hiesigen Publikum in Bezug auf die neu eröffnete Bühne darbieten würden, konnte man sich schon zum Theil vor der Ankunst der Schauspieler-Gesellschaft durch die wahrlich nicht immer trügende Fama ein ziemlich sicheres Urtheil bilden. Es waren nicht Uebelwollende, Böswillige, deren Leumund der Sache der Coblenzer Theaterdirection zu schaden suchte; nein, es waren solche, welche das Coblenzer Theater öfters besucht hatten und in deren Ausspruch man eine richtige Beurtheilung der dortigen Bühnenleistungen nicht verkennen konnte. Wurden ihre Bemerkungen hier bekannt, so geschah es sicherlich nur in der Absicht, der Stadtbehörde sowohl, wie dem hiesigen Publikum, welches so eifrig gute Bühnenleistungen durch seinen Besuch zu unterstützen pflegte, im voraus die nöthige Aufklärung über Das, was man hier erwarten könne, zu geben. Die Wahl und die Aufführung der bisherigen Stücke liefern mit wenigen Ausnahmen den vollgültigsten Beweis der Wahrheit dieser Mittheilungen. Unter den Probevorstellungen hatte die Direction zur Eröffnung der Bühne Hinko oder der Freiknecht gewählt; ein, in künstlerischer Bearbeitung, durchaus verfehltes Birch-Pfeifer'sches Stück. Aber es bot auch die Darstellung selbst, wenn wir die Bemühungen der HH. Oldenburg, Hübsch etwa ausnehmen wollen, hinreichende Veranlassung zu gerechtem Tadel der verschiedensten Art. So viele Mißgriffe, Ungeschicklichkeiten, Verstöße u. s. w. fanden statt, daß das nur zu nachsichtige Publikum da, wo es volles Recht zu Aeußerungen des Mißfallens hatte, lieber seine Lachmuskeln in Bewegung setzte und am Ende aus dem Drama eine Tragö-Comödie wurde. — Die Aufführung der Oper Zampa war im Allgemeinen gelungen zu nennen, da bei der anerkannten Tüchtigkeit des H. Huppmann und der Fr. v. Weber, H. Hübsch sich sichtlich bemühte, in Ermanglung eines guten ersten Tenoristen, die Rolle des Alfonso würdig darzustellen. — Die Wahl des Czar Iwan war nach dem hierin übereinstimmenden Berichte unserer Theater-Kritiker gewiß nicht die beste, so wie auch das Abentheuer in der Judenschenke uns wahrscheinlich nur den Glauben beibringen sollte, als hätten wir in den Personen des Israel und Chabrenko einen wirklichen Juden und Bauchredner vor uns.

Der Freischütz, diese gefeierte Composition C. M. v. Weber's, wurde bedeutend schlechter aufgeführt, als die des Herold'schen Zampa, was in mannigfaltigen, zusammentreffenden Umständen seinen Grund hat. Der Tenorist, Hr. Eichfeld, trat hier als Max zum ersten Male auf und suchte sich bestens zu empfehlen. Wir brauchen wohl nicht erst zu bemerken, wie wenig er den gerechten Ansprüchen als erster Tenorist entsprochen hat, wenn wir auch gern einräumen, daß eine Vergleichung mit Hrn. Körigen vom vorigen Jahre bedeutend zu seinen Gunsten ausfällt. Frau v. Weber als Agathe, Hr. Huppmann als Caspar spielten und sangen zur allgemeinsten Befriedigung, und ärndeten den gebührenden Beifall. In den Chören dagegen schallten mitunter die gellenden Töne der Dem. Z. und des Hrn. R. auf eine wahrhaft störende Art durch. Es sei hier die Frage gestattet, wie's doch komme, daß, während das ganze männliche Sängerpersonal immer den thätigsten Antheil an der Unterstützung der Chöre nimmt, dieß bei den Damen nicht der Fall ist, indem Mad. Müller, sonst eine tüchtige Sängerinn, es vorzieht, aus der Loge dem Treiben des Chors ruhig zu zuseh'n. Oder sollte eine eben so nothwendige, als erwünschte Theilnahme am Chore wirklich gegen die Würde und das Ansehn der Direction sein? Wir glauben dieß verneinen zu können. —

Ueber das erste Stück im Abonnement, der Thurm von Nesle, enthalten wir uns nach der einstimmigen, öffentlichen Beurtheilung desselben, aller Bemerkungen, und eilen zum Pachter Feldkümmel und zur Johanna von Montfaucon. Die Aufführung dieser beiden Stücke scheint lediglich in der Absicht erfolgt zu sein, um den unausgesetzten Forderungen des vorjährigen Theater-Kritikers, der Kotzebue'sche Stücke anrieth, Genüge zu leisten. Wir müssen jedoch gegen die Aufführung von Ritterschauspielen wie J. v M. auf unserm Theater wenigstens protestiren, eingedenk der Worte A. W. v. Schlegel's, wenn er mit Beziehung auf solche Ritterstücke unter Andern von der Johanna spricht:

Mit Harsthörnern und Burgen und Harnischen pranget Johanna;
Traun! mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei rc.

Die Wiener Original Zauber-Oper Lumpazi-Vagabundus, welche wohl viele an die, dem Sujet nach ähnliche: Der lustige Fritz, erinnern mochte, steht dennoch in ihrer ganzen Anlage und Durchführung bedeutend höher, und vermag durch die charakteristischen Darstellungen aus dem Leben des liederlichen Kleeblatts, sowie durch Einlegung sehr ansprechender Gesangstücke, den Zuschauer zu ergötzen; doch erlauben wir uns die Bemerkung, daß die gleich hinterher erfolgte Wiederholung desselben nicht geeignet zu sein schien, die respectiven Theater-Abonnenten zufrieden zu stellen, da man wohl diese Wiener Zauberstücke einmal nicht ungern, ja sogar mit Lust anseh'n mag, keineswegs aber gleich darauf ihre Wiederholung wünscht. Weislich hat die Direction in der Ankündigung den Zusatz: auf allgemeines Verlangen weggelassen, und wird uns auch hoffentlich mit einer Aufführung zum 3. Mal verschonen.

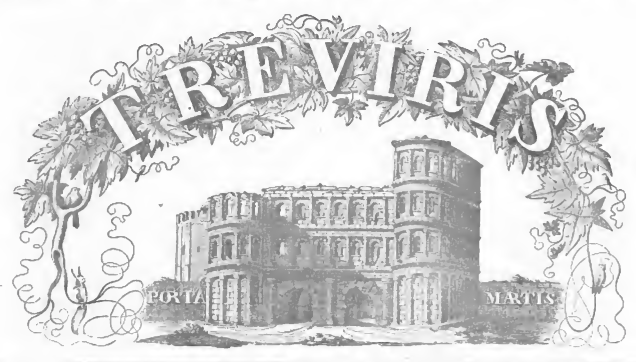
(Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 21. Januar. N°. 6.



Biographie des Malers J. A. Dräger.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

In einem spätern Atteste vom 23. Januar 1816 wird gesagt, „daß er nur auf seinen Antrag entlassen wor„den sei, um seine Kunst als Maler fortsetzen zu können." Aber die Zeit war zum Theil noch den Künsten des Friedens nicht hold genug; theils waren seine Verhältnisse nicht der Art, daß er nach Wunsch seinen innern Drang befriedigen konnte. Er mußte sich einstweilen nach einem andern Erwerbe umsehen. Unmittelbar nach der Auflösung des Armee-Corps der Norddeutschen Bundes-Truppen kam Dräger als Secretär zu dem Etatsrathe Justus Gruner, der als General-Gouverneur den Mittel-Rhein verwaltete. Nach einer Bekanntmachung vom 1. April 1814 war Coblenz der Sitz des Gouvernements geworden, so lebte Dräger jetzt in Coblenz, in dem bilderreichen Rheinlande. Wenn er schon fruher mit jugendlicher Begeisterung sich den Beruf des Malers als Lebensziel vorgesteckt hatte; so wurde er durch die Verhältnisse, in denen er hier stand, noch mehr zu diesem Entschlusse fortgerissen. Er wohnte zu Coblenz in dem Hause des Herrn Högg, der mit der jüngsten Schwester des als Mensch und als Künstler gleich schätzenswerthen Malers Gerhard von Kügelgen vermält war. Diese Frau, die in die Malerkunst selbst tiefe Einsichten hatte, bemerkte das Künstler-Talent des Jünglings und lag ihm beständig an, die Feder mit dem Pinsel zu vertauschen. Um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben, versprach sie ihm, ihren Bruder in Dresden zu bitten, ihn als Schüler in sein Haus zu nehmen. Wer war froher, als unser Dräger? Doch vorerst mußte er noch nach Trier, um sich zum Militärdienste zu stellen. Er kam jedoch bald frei durch die Erklärung, daß er Maler werden wolle. In diese Zeit fallen einige seiner Bilder, theils eigene Compositionen, theils Copieen, die er in stiller Zurückgezogenheit bei seinem Oheime malte. Einige davon finden sich in der Bildersammlung des Herrn Raeb, Pastors zu St. Gervasius. Es sind folgende: eine Magdalena, Pauli Bekehrung, der verlorene Sohn, der h. Andreas, ein polnischer Jude mit einem polnischen Bauer; die 3 letzten Gemälde sind Kniestücke, etwas unter Lebensgröße. Schon hier zeigte Dräger seinen vorzüglichen Farbensinn und seinen Geschmack für Anordnung der Gewänder.

Nach Verlauf einiger Monate wurde an Frau Högg geschrieben, sie empfahl Dräger ihrem Bruder. Gerhard von Kügelgen schrieb, der junge Mann solle nur kommen. So war also der erste Hauptschritt zu seiner kunftigen Ausbildung gethan. Aber bevor er aus dem heimathlichen Thale schied, mußte er noch Zeuge eines Ereignisses sein, das sein für die Kunst begeistertes Gemüth tief erschutterte. Dräger wallfahrte nämlich erst den 2. März 1817 dem Rheine zu und ein paar Tage vorher, den 27. Februar, schlug der Blitz in die unweit Trier gelegene St. Paulins-Kirche. Es entstand ein fürchterlicher Brand, der Thurm nebst dem Dachwerke der Kirche ward ein Raub der Flammen, und man fürchtete für die herrlichen Fresco-Gemälde an dem Kirchengewölbe. Wehmüthig sah damal Dräger, umgeben von seinen Verwandten in die leuchtende Gluth. „Ach, sagte er, ich gehe in die Ferne, die Kunst zu „suchen und lasse sie hier in Schutt und Asche zurück!"

Als Dräger nach Dresden kam, wurde er von der Familie von Kügelgen mit ausnehmender Freundlichkeit empfangen; der Meister Gerhard von Kügelgen war aber selbst nicht zu Hause; er befand sich in Berlin. Dieser berühmte Porträtmaler bekam in der Hauptstadt Preußen's so viele Bestellungen, daß er in den sechszehn Wochen, die er sich dieses Mal da aufhielt, an die vierzig Köpfe malte. Unter ihnen befanden sich die ausgezeichnetsten Personen vom Hofe und der Stadt überhaupt.: Das Porträt des Kronprinzen, der Prinzessinn Charlotte, der etzigen Kaiserinn von Rußland, die

Bildnisse des Prinzen Albrecht, der Prinzessinnen Luise und Friderike, der Familie Radzwil, der Familie Guszhko, des Fürsten Blücher, des Grafen von Gneisenau u. a. m. Von diesen wurden nur zwei Bildnisse in Berlin vollendet, die übrigen 38 nahm Kügelgen mit nach Dresden, eine Arbeit für anderthalb Jahre. Die nähere Bekanntschaft der zwei verwandten Seelen, des Meisters und des Schülers, war bald gemacht. Ein großer Theil der Draperien an den genannten Bildern wurde Dräger von Kügelgen zur Ausarbeitung übergeben. In Kügelgen's Werkstätte bildete Dräger sich erst recht zum Künstler heran. Ein Mann, wie Kügelgen, mußte auf einen solchen Schüler den glücklichsten Einfluß haben. Abgesehen davon, daß Kügelgen einer der liebenswürdigsten Menschen war, ein zärtlicher Gatte, ein sorgsamer Vater, ein Gemüth voll Andacht und Gottergebenheit, war er nicht minder als Künstler geschätzt und geehrt; sein Name wurde genannt vom Rheine bis Petersburg. Seine Porträte zeichneten sich aus durch Geist und Lebensfrische; es schien, als hätte er die geistreichsten Männer, die er malte, jedes Mal in einem Momente seeliger Begeisterung belauscht. Kügelgen's Historienstücke stachen durch die schöne und kräftige Form des menschlichen Körpers hervor; besonders war der Ausdruck seiner Köpfe groß und edel; seine weiblichen Gestalten zogen durch eine ihnen eigenthümliche sittliche Grazie und einen idealen Liebreitz an; das sanfte Colorit in seinen Bildern entsprach der zarten Haltung des Ganzen. Was dem Menschen im Leben das Höchste sein sollte, die Religion, das war sie ihm in der Kunst; auf sie bezog er, vorzüglich in den letzten Lebensjahren, all sein Schaffen.

Indem ich hier diese kurze Charakteristik des Lehrers gebe, zeige ich zugleich den Weg, den unser Dräger einschlug. Er hatte sein Vorbild gefunden; von nun an bestrebte auch er sich aus allen Kräften, Porträtmaler zu werden; auch er suchte durch die Kraft und Anmuth der Formen seinen Bildern den belebenden Zauber einzuhauchen, der beim Anblick der bemalten Leinwand so unwiderstehlich anzieht. Vorzüglich werden seine weiblichen Köpfe in dieser Hinsicht ungemein gerühmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Bedingungen.

(Erzählung aus dem Hebräischen.)

(Schluß.)

— Der Segen des Ewigen begleite Euch! schrie der Jerusalemite, plötzlich erscheinend; der Sturm Eures Zornes ist wie das verderbenschwangere Ungewitter Samiels, das alle irdischen Wehen niederwirft. Aber ich schwöre beim lebendigen Gotte, daß ich Euch nicht beleidigen wollte. Ich wußte das Haus Eurer Wohnung nicht und habe einen Kunstgriff gebraucht, es zu entdecken. Könnt Ihr mir zürnen, wenn der Himmel meine Bemühung mit der Stirnbinde des Glücks gekrönt hat? Die Sprache des jungen Hebräers klang anmuthig in den Ohren Thamars, wie die Töne der Hirtenflöte die Karavane entzücken, welche vom weiten Zuge durch die Wüste heimkehrt. Er reichte ihm eine gastfreundliche Hand und ließ ihn eintreten in sein Haus.

Beim Beginne des Males lud er ihn ein, sich hinzusetzen an den Tisch, wo seine Frau, seine 2 Söhne, seine 2 Töchter und er selbst saß. Und so geschah es. Da trug sein treuer Diener eine Platte auf, auf welcher 5 junge Hühner lagen.

— Jetzt sagte der Gastfreund zum Fremdling: Wirst du sie zerlegen? Der Jerusalemite lehnte es ab: Thamar bat ihn dringend.

— Ein guter Dienst, sagte der letztere, gleicht einem goldnen Apfel in einem silbernen Korbe.

Der junge Mann, der sich so gedrängt sah, glaubte, nicht länger es ablehnen zu können, und gab nach.

Die Vertheilung aber nahm er so vor: er theilte eines der Hühner zwischen dem Hausherrn und seiner Frau; ein anderes zwischen den beiden Mädchen; das dritte zwischen den beiden Söhnen. Die zwei, die übrig blieben, behielt er für sich.

— Siehe, sagte der Hausherr, das ist eine sonderbare Art der Vertheilung. Es scheint, daß mein Gast sehr ausgehungert ist.

Der junge Jerusalemite hatte seine eigenen Gedanken und schwieg.

Der Nachmittag, wie auch die Abendstunden, verflossen ihm in Freude und Unterhaltung. Als die Nacht gekommen war, brachte man zum Mahle einen Kapaun, an dessen Anblick die Augen sich mit Lust weideten.

Thamar sprach:

— Junger Mann, weil du diesen Mittag das Ehrenamt an meiner Tafel so gut verwaltet hast, siehe, ich bitte dich, zerlege wieder!

Und der junge Mann, nachdem er den Kapaun vor sich genommen hatte, schnitt ihm den Kopf ab und legte ihn dem Hausherrn vor. Der Frau desselben gab er die Eingeweide, den beiden Töchtern, jeder einen Flügel, den zwei Söhnen, jedem ein Bein. Das Uebrige behielt er für sich.

Fremdling! schrie Thamar zornig, die Wege, die du wandelst, sind nicht die rechten! Beim Mittagsmahle hast du dich so seltsam gezeigt und dein jetziges Benehmen kann im geringsten nicht dein früheres gut machen.

— Der Herr (gesegnet sei sein preiswürdiger Name!) gebe dir Geduld, antwortete der junge Hebräer. Mein jetziges und mein früheres Benehmen waren beide ganz vernünftig. Beim Mittagsmahle wurden 5 Hühner aufgesetzt und ich sollte sie unter 7 Personen vertheilen. Weil es mir unmöglich war, dies mit mathematischer Genauigkeit zu thun, so verfuhr ich anders. Hier ist die Weise, die ich anwandte:

„Du, deine Frau und ein Huhn machen die Zahl drei.

„Deine 2 Töchter und ein Huhn machen wieder drei.

„Deine 2 Söhne und ein Huhn wieder drei."

Aber weil ich die Theile so vorlegen wollte, daß wir immer zu drei wären, so sah ich mich genöthigt, die zwei andern Hühner für mich zu behalten; *) denn die zwei Hühner und dein ergebenster Gast machen endlich auch drei aus. So habe ich dieses schwere Problem gelöst.

Du bist ein außerordentlich guter Mathematiker, aber ein sehr schlechter Vorleger, antwortete der Hausherr.

Der fremde Jüngling fuhr fort.

— Diesen Abend habe ich die Mathematik nicht berücksichtigt und verfuhr nach einer ganz andern Weise, d. i. nach den Gesetzen, die aus der Natur der Dinge hervorgehen. Der Kopf ist der vorzüglichste Theil des Körpers, ich habe ihn dir gegeben, weil du das Haupt der Familie bist. Deiner Frau habe

*) Die Zahl drei spielt in der Kabbalakhaghdolah (der großen Cabala) eine sehr ausgezeichnete Rolle.

ich die Eingeweide gereicht, um auf ihre Fruchtbarkeit hinzudeuten *).

Deine zwei Söhne sind die Pfeiler des Hauses, wie die Beine die Stützen des Geflügels sind. Deine zwei Töchter haben die Fittiche erhalten, weil sie wohl bald dem Gatten, den ihnen der Herr bestimmt hat, entgegenflattern werden. Das, was übrig blieb, war natürlicherweise für mich.

— Der Herr sei gesegnet, schrie der gute Thamar, indem er den Jüngling fest in seine Arme schloß. Siebenmal sei sein hoher Name gepriesen, denn er läßt mich in dir erkennen den Sohn meines hingeschiedenen Freundes. Du verdienst die Güter zu besitzen, die er mir mit seinem letzten Lebenshauche so vertrauungsvoll für dich gegeben hat. Da, nimm sie, wandle in Frieden, hin zu der Heimath deiner Väter. Nach einigen Tagen ergriff der Jüngling den Wanderstab, und der Segen Gottes war mit ihm.

---

*) Man erinnere sich hier, in welchen großen Ehren fruchtbare Frauen bei den Hebräern standen.

Latude.

In den Pariser Theatern macht jetzt das Schauspiel Latude großes Aufsehen. Der Gegenstand desselben ist aus den Jahrbüchern der Bastille genommen. Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm sein wird, ihnen Einiges über die Lebensverhältnisse dieses Mannes mitzutheilen, der sowohl durch sein Unglück, als auch durch seine darin bewiesene Standhaftigkeit berühmt ist.

Massers von Lutude hatte 23 Jahre. Er war Offizier beim Genie-Corps, als er, einer Anregung von Ehrgeiz nachgebend, oder vielmehr einer heftigen Leidenschaft für die Maitresse Ludwig's XV. folgend, sich den Schein gab, als wisse er von einem Complote, welches die Absicht habe, Frankreich von dieser furchtbaren Frau zu befreien. Er schrieb deßwegen einen eigenhändigen Brief an sie. Dies sollte nur ein Vorwand sein, um sich zu der schönen Marquisinn den Eintritt zu bahnen, um von ihr irgend eine Belohnung zu erhalten. Den 1. Mai 1749 wurde er eingezogen und unter dem Namen Daury in die Bastille gesteckt. Nach einigen Monaten brachte man ihn auf den Schloßthurm von Vincennes. Aus diesem Gebäude entfloh er den 25. Juni 1750; aber er war so kurzsichtig, daß er wiederum einen Brief an die mächtige Favoritinn schrieb und um Gnade bat. Sie ließ ihn von Neuem in dem Hause, das er ihr angezeigt hatte, festnehmen und in die Bastille setzen. Den 25 Februar 1756 glückte es ihm, mit seinem jungen Leidensgefährten Dalegre daraus zu entkommen. Dalegre hatte auch den Zorn der Maitresse fühlen müssen, weil er sich gegen sie boshafte Epigramme zu machen erlaubt hatte. Beide flohen nach Holland, aber die Polizei ließ ihnen nachsetzen und die Flüchtlinge wurden in Amsterdam wieder ergriffen. Den 1. Juni desselben Jahres seufzten sie im Gefängniß der Bastille.

Man muß es dem damaligen Polizei-Minister Berryer zum Ruhm nachsagen: während 7 Jahren that er sich alle Mühe, um den ungerechten Zorn der Frau von Pompadour zu besänftigen und die strenge Gefangenschaft zu mildern, aber die Marquisinn war unerbittlich. Sartines, welcher auf Berryer folgte, war der Marquisinn ganz ergeben. Er erbte ihren Haß gegen Latude und behandelte ihn auf die empörendste Weise. Als er seine Stelle an Lenoir abgab, übertrug er diesem zugleich seine unerbittliche Wuth gegen den armen Gefangenen. Der tugendhafte Malesherbes hatte während seiner kurzen Verwaltung die Freilassung Latude's befohlen; aber der Unglückliche wurde, als er zu Auxerre aus einer Kutsche stieg, unter dem Vorwande ergriffen, er befände sich in dem Zustande gefährlicher Narrheit, und man warf ihn in die Gefängnisse von Charanton mitten unter die Narren. Da fand er seinen alten Freund Dalegre, der wirklich verrückt geworden war. Nach dem Verlaufe von 21 Monaten, wo er auf die unmenschlichste Weise behandelt worden war, versetzte man ihn nach Bicetre in einen unterirdischen Kerker, bei Wasser und Brod, mit Ketten an Füßen und Händen.

Im Jahre 1782 besuchte der Präsident von Gourgne die Gefangenen in Bicetre. Er sah Latude und bei der Erzählung seines Mißgeschickes fühlte er sein Herz für ihn erweicht. Er gab ihm die Erlaubniß, an ihn eine Bittschrift gelangen zu lassen, die er dem Könige vorlegen wolle. Diese Bittschrift, welche er einem Diener des Hauses anvertraut hatte, verlor sich; vielleicht hatte man mit Absicht sie verschwinden lassen. Eine junge Kleinhändlerinn, Namens Henriette Legros, fand sie auf der Straße, hob sie auf, öffnete sie, und glaubte sich augenblicklich vom Himmel zur Befreiung des Unglücklichen berufen. Mit einem gewissen Heldenmuthe gab sie ihren Handel auf und weihte sich einzig dem Geschäfte, diesen Martyrer zu befreien, den sie nicht einmal kannte. Durch die Schritte, die sie für ihn that, glückte es ihr, zu seinen Gunsten den Cardinal von Rochau und mehrere andere Großen zu gewinnen. Eine erhabene Prinzessinn würdigte ihn ihres Schutzes, und nach 2 Jahren wurde der Befehl gegeben, Latude in Freiheit zu setzen. Man sollte es kaum glauben: Lenoir wagte es 6 Wochen lang, diesen Befehl des Hofes zurückzuhalten. Man mußte mehrere Male ihm bedeuten, den Befehl zu vollziehen, und ohne die lebhaften und muthigen Bitten von Seiten der Madame Necker wäre Latude unter Fesseln gestorben, trotz des Befehles, der sie brechen sollte.

Endlich den 22. März 1784 wurde er in Freiheit gesetzt und von Frau Legros mit offenen Armen empfangen.

Man eröffnete zu Gunsten Latüde's eine Subscription, und die ausgezeichnetsten Personen des Hofes und der Stadt steuerten bei. Es glückte ihm dadurch 1700 Livres Einkommen zu erhalten. So wurde er in den Stand gesetzt, seiner Retterinn Henriette Legros eine sorgenfreie Existenz zu schaffen. Die edelmüthige Frau hatte für seine Freiheit ihr ganzes Vermögen aufgeopfert und noch dazu 7000 Livres Schulden gemacht. Latude lebte noch 21 Jahre bei seiner tugendhaften Befreierinn. Er starb den 1. Januar 1804 zu Paris in einem Alter von 80 Jahren.

Das Phonomin.

Diesen Namen hat man eben einem ganz neuen Instrumente gegeben. Die Form des Instrumentes ist zwar nicht neu, aber die Eigenthümlichkeit seiner Töne und die Wirkungen, die sie hervorbringen, sind im höchsten Grade neu zu nennen. In dieser Beziehung ist es vielleicht eine der merkwürdigsten Erfindungen, welche man bisher in der musikalischen Welt gemacht hat.

Dieses Instrument ist von einem Mechanikus in Wien erfunden und gleicht in der äußern Gestalt einem Klavier. Die Claviatur ist eben so eingerichtet, wie bei den gewöhnlichen Klavieren und man erhält die Töne mittels Orgelpfeifen; aber diese Töne haben durch einen Mechanismus, dessen Geheimniß der Erfinder allein zu besitzen scheint, eine auffallende Aehnlichkeit mit der männlichen Stimme. Hierdurch bringt das

Instrument eine Wirkung hervor, die man bisher von keinem Instrumente gewohnt war.

Das Phonomin hat vier Register: den Baß, Baryton, Tenor und Sopran, oder vielmehr die Fistel, denn der Erfinder hat das Mittel gefunden, alle Tonähnlichkeit mit der Flöte und der weiblichen Stimme zu vermeiden.

Jeder Accord, welcher durch das Phonomin hervorgebracht wird, gibt ein Resultat, ähnlich der Harmonie, welche durch ganze Massen von volltönenden männlichen Stimmen entsteht, so, daß der Zuhörer glaubt, einen Männer-Chor zu vernehmen. Diese Täuschung nimmt noch zu, wenn man ein Gesangstück auf mehreren Phonominen zugleich vorträgt. Drei dieser Instrumente wurden auf diese Weise bei einem Dilettanten in Wien zu gleicher Zeit gespielt. Die Spielenden fanden sich in einem Nebenzimmer des Saales, in welchem die Gesellschaft versammelt war. Die Täuschung war vollständig; die Versammlung glaubte sich in der Nähe von unzähligen Chorsängern und Jeder war entzückt von der Präcision des Gesanges und der Schönheit der Stimmen.

Theater.

(Schluß.)

In fast gleiche Kategorie wie Joh. von Montf. dürfte das Schauspiel Adelma aus dem Englischen des Levis von Vogel, zu stellen sein. Es bietet in s. Bearbeitung eine Menge ganz verfehlter Parthien dar, worunter wir besonders mehrere gar nicht motivirte schroffe Uebergänge, ferner an ihrem Orte durchaus unstatthafte Einflechtungen Shakespearscher Stellen (Adelmas Betrachtungen über die blutbefleckte Hand) zählen. In solchen Fällen kann oft die größte Tüchtigkeit des Darstellers den Eindruck grober Unnatürlichkeiten des Stücks nicht verwischen, wie wir dies von dem Spiel des H. u. der Mad. Dreves glauben mit Fug aussprechen zu können. — Nach einer langen Opern-Pause kam die Zauberflöte zur Aufführung, wobei wir auf das über die Aufführung des Zampa und Freischütz Gesagte verweisen, ohne aber hier die zu Bemerkung unterdrücken, daß die trefflichen Leistungen des Hrn. Huppmann, der F. v. W. und Mad. Müller doch nicht im Stande sind, den Mangel eines Tenoristen, wie er sein soll, auszugleichen und unfühlbar zu machen.

Das Lustspiel welche ist die Braut? das sich im Allgemeinen durch die Wahrheit der Darstellung der einzelnen Hauptcharaktere, sowie durch einen gewissen, über das Ganze ausgegossenen Humor vortheilhaft auszeichnet, wurde in manchen Theilen zur Zufriedenheit aufgeführt und mit vielem Beifall aufgenommen. Nicht können wir ein Gleiches von dem Lustspiele Verlegenheit und List, bearbeitet von Kotzebue, behaupten Weder sagte dem H. Oldenburg hierin seine Rolle als Carl von Wiesel zu, noch konnten wir uns mit den wahrhaft abentheuerlichen Sprüngen des Wucherers Kripps nach dem Portefeuille, welches die Banknoten enthalten sollte, befreunden.

Dafür wurden wir aber durch das darauf folgende Stück Das war ich! einigermaßen entschädigt. Es gehört zu den artigen und munteren Stückchen, welche, ohne große Kräfte von Seiten der Darsteller in Anspruch zu nehmen, durch ihre zarte Naivetät und charakteristische Haltung ihren Effekt nicht leicht verfehlen. Wir fügen hinzu, daß insbesondere Mad. Euling und Müller, sowie Dem. Koch ihre kleinen Rollen trefflich durchführten und den verdienten Beifall fanden.

Somit hätten wir in Kürze die bisher aufgeführten Stücke durchmustert, und sind, wir müssen es frei gesteh'n, im Allgemeinen zu keiner glänzenden Erwartung rücksichtlich der nachfolgenden berechtigt. Was die Oper insbesondere betrifft, so scheint sie bei uns wieder in ein gänzliches Stecken zu gerathen, da die Kräfte des Tenoristen Hrn. Eichfeld zu größeren Operndarstellungen nicht ausreichen. Wir werden uns daher hierin Geduld zusprechen müssen, bis ein neuer, verschrieben sein sollender 1. Tenorist die Güte haben wird, bei uns einzukehren. Wagen wir's, einen prophetischen Blick in die Zukunft zu thun, so wird dieser sehnlichst erwartete 1. Tenorist, wie im vorigen Jahre bei fast verflossener Theatersaison erst eintreffen, oder vielleicht aus Caprice im J. 1835 bei uns gar nicht erscheinen. — In Bezug auf die übrigen Darstellungen bemerken wir, daß der mehrmals von uns ausgesprochene Tadel nicht so sehr die Leistungen der einzelnen Schauspieler trifft, (obgleich auch hier noch manches zu wünschen übrig bleibt), als vielmehr die Wahl und Aufeinanderfolge der Stücke. Wozu mittelmäßige oder gar schlechte Stücke auf die Bühne bringen, wo unsre dramatische Litteratur in jedem Zweige soviel treffliche Productionen aufweisen kann, welche außerdem keineswegs die Kräfte unserer Th. Gesellschaft übersteigen dürften. Doch darüber kein Wort weiter, da solche Mißgriffe schon zum öftern gerügt wurden, ohne die Direction bisher zur richtigen Einsicht gebracht zu haben! Aus dem Gesagten ersieht man aber, wie's mit unserm Theater steht, und es bedarf wahrlich keines Prophetengeistes, um zu erkennen, daß das frühere Treiben der Direction bereits wieder an die Reihe gekommen ist.

Es wäre wahrlich sehr zu wünschen, daß die Th. Direction sich besser auf ihren pekuniären Vortheil verstände, als daß sie uns noch öfter mit Vorstellungen, wie viele der genannten sind, regalire. Die Th. Direction sollte öffentlich gerügte Mängel in der That nicht so leichthin, wie früher, anseh'n; sie sollte sich wohl angelegen sein lassen, auf Alles, was zur Darstellung eines Stücks gehört, ihr Augenmerk zu richten, damit ihr nicht Nachläßigkeiten in Dingen zu Last gelegt werden, welche sie bis jetzt vielleicht Andern zur Besorgung und Beaufsichtigung zu übertragen pflegte. Ueberhaupt sollte ihr unausgesetztes Bestreben dahin gehen, den Vorwurf und gegründeten Tadel bei den jetzigen Vorstellungen von sich möglichst fern zu halten, welcher dieselbe während der vorigen Theatersaison hier, so wie kürzlich bei ihrem Aufenthalte in Coblenz traf. Wir wollen hier nicht wiederholen, was ein, wie's scheint, offizieller Artikel im Coblenzer Anzeiger Nr. 101, 19. Dezember 1834 dem Hrn. Th. Director Mutter, gewiß nicht ohne Grund zur Last legt; wir erwarten vielmehr mit Bestimmtheit von Hrn. Eisenhut, daß die Direction die bisherige Nachsicht und Gunst des Publikums gehörig zu achten wissen werde, daß sie nicht mit schlechtem und erbärmlichem Zeug die gerechten Ansprüche der Abonnenten äffe, nicht ein Stück wie L. V. 2 mal gleich hintereinander uns vorführe, oder, was in Coblenz so oft geschehen, nur bei aufgehobenem Abonnement etwas erträglichere Stücke gebe. Die Th. Direction müßte nach unserer unmaßgeblichen Ansicht in jedem Abonnement wenigstens zu 4 großen Opern verpflichtet, sowie zur Verlegung des Repertoirs der übrigen Stücke bei hiesiger Stadtbehörde angehalten werden, damit auf diese Art der Aufführung mittelmäßiger oder ganz schlechter Stücke zur gehörigen Zeit Einhalt geschehe; Aenderungen im Repertoir dürften nur mit Ihrer Genehmigung statt finden u. s. w. Allein durch Beachtung dieser Punkte könnte das von Seiten der Th Direction in Coblenz so wie hier größtentheils verscherzte Zutrauen des Publikums wieder gewonnen und befestigt werden. Glänzende Geschäfte wird die Th. Direction, bei einem sonst guten Personal, in Trier immerfort machen, sobald sie nur einmal ihr eigenes Interesse kennen gelernt hat, und darnach auch handelt. Widrigenfalls blüht weder hier, noch anderswo für sie Heil!

Ph. Laven, Redacteur.

[2] Nach einer mir, in Folge bestandener Prüfung, von der städtischen Behörde unter dem 3ten Januar d. J. gewordenen Concession, bin ich befugt, Unterricht in der Deutschen und Französischen Sprache in Privatstunden zu ertheilen.

Indem ich mich beehre, dies den geehrten Eltern hiermit ergebenst anzuzeigen, bitte ich dieselben, mir ihr geneigtes Vertrauen schenken zu wollen und die Ueberzeugung festzuhalten, daß ich dasselbe mit meinen besten Kräften zu verdienen stets bemüht sein werde.

Julie Schweich,
wohnend auf dem Weberbache bei ihrem Vater No. 176.

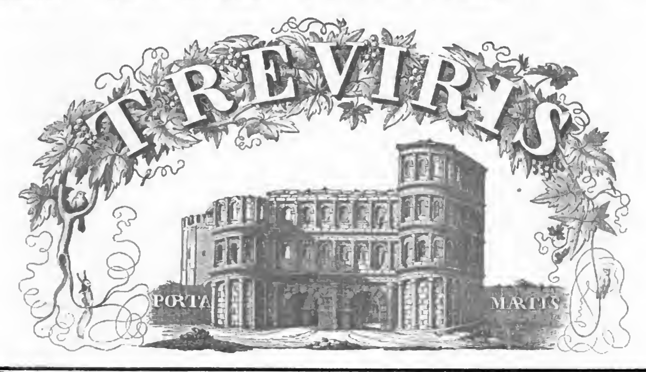
Berichtigung.

In No. 5., Seite 2., Spalte 2., Zeile 35. streiche die Worte: und aus.
" " " " " " " " 53 lies: führten.
" " " " " " " " 68 " für Thüren Thürmen.

Ant. Schönberger Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 24. Januar. N°. 7.



Biographie des Malers J. A. Dräger.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Den 10. April 1817 wurde Dräger als Zögling bei der Königl. Sächs. Academie der bildenden Künste zu Dresden aufgenommen. Wie thätig er war, zeigen die gleich das erste Jahr zur Kunstausstellung in dieser Stadt von ihm eingereichten Gemälde und Zeichnungen. Es waren folgende: Copie der Madonna nach Kügelgen, Copie nach van Dyk, sein eigenes Porträt nach der Natur gemalt, die Büste der Niobe nach Gips gezeichnet. Im Jahre 1819 hatte er in der Ausstellung ein weibliches Porträt und einen gemalten Akt; im folgenden Jahre brachte er zur Schau: den Evangelisten Mattheus, eigene Composition. Dieß war das erste größere Bild, wobei das junge Künstlertalent eigenmächtig seine Flugel geschwungen hatte. Das Lob, das ihm dadurch allgemein ward *), mußte ihn zu größern Unternehmungen beleben. Dräger befand sich auch dies Mal, was auch in den zwei frühern Jahren der Fall war, unter der Zahl derjenigen Schüler, welche die von Sr. Majestät, dem Könige von Sachsen, ausgesetzten Preise erhielten **). Der Königl. Landrath] und Oberbürgermeister, Hr. Haw, ermangelte damals nicht, zur Aufmunterung der Trierischen Jugend, dieses schöne Resultat öffentlich hier bekannt zu machen ***).

Als der geliebte Lehrer, G. v. Kügelgen am 27. März 1820 durch Mörderhand gefallen war, faßte Dräger den Entschluß, nach Italien zu pilgern, um in Rom, dieser Königinn der Künste, dem Urbilde des Schönen immer näher zu kommen und, wo möglich, sich eine sorgenfreie Existenz zu schaffen. Die Abreise indeß verschob sich; erst am 30. Juli 1821 nahm er von der Kunstacademie in Dresden Abschied und begab sich nach Berlin. Schon früher, nachdem er durch seinen Evangelisten Mattheus die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, hatte der Graf von Brühl ihn mit sich nach Berlin genommen.

Mit den Reiseerforderniſſen gehörig versehen, bewandert in der Französischen, Englischen, Spanischen und Italienischen Sprache, zog unser junger Künstler am 28. August 1821 aus den Thorrn Berlin's nach dem wonnigen Hesperien. Sein Weg führte ihn über Dresden, Nürnberg, Stuttgard, München, Tyrol, über Mailand und Florenz nach Rom. Ueberall wurde Alles, was Kunst und Kunstleben betraf, beschaut und das Gesehene *) fleißig in die Skizzenbücher eingetragen. Es währte eine lange Zeit, ehe er, zu Rom angelangt, sich in diesem Meere von Kunstbildern zurecht finden konnte. So viele Meisterwerke, deren Bedeutung, Gehalt, Anmuth so verschieden sind, müssen sie nicht nothwendig ein junges Gemüth in sich verwirren, in sich zerreißen? Dräger, um diesen innern Sturm zu dämpfen, entschloß sich seinen Weg zu wandeln. Die vielen Porträts, die er jetzt machte, verhinderten ihn nicht, eine eigene Arbeit vorzunehmen, deren Gegenstand er wohl schon lange bei sich herumgetragen hatte. Es war eine h. Cäcilia als Orgelspielerinn. Auch Kügelgen hatte im J. 1791 bei seinem Aufenthalte in Rom mit einer Cäcilia seine Laufbahn begonnen **). Das Werk des jungen Dräger wurde mit ungemeinem Beifalle aufgenommen und sein Ruhm erscholl auch diesseits der

*) Sieh unter Andern: Dresdener Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften. 27. Januar 1821.

**) Ebendas. Ferner: Nr. 66 der Dresdener Abendzeitung v. 1819; dann Nr. 6. v. 1820.

***) S. Trierische Kronik v. J. 1819. Ferner von den Jahren 1820 und 1821.

*) Die 13 Skizzenbücher, die man nach seinem Tode bei ihm fand, rührten größtentheils von dieser Reise her.

**) S. das Leben Gerhard's von Kügelgen, erzählt von F. Ch. A. Haase. Leipzig, 1814. S. 15. Auch ein Mädchen, das Kügelgen's Unterricht in Dresden genoß, Caroline Bardua aus Ballenstedt, malte eine Cäcilia als eigene Composition. S. ebend. S. 384.

Alpen. Es sei hinreichend, nur einige Stimmen anzuführen. Damals las man in einem öffentlichen Blatte*) folgendes Urtheil: „Dräger hat sich die Farbenpracht und fleißige Ausführung der altdeutschen Meister zum Vorbilde genommen. Eine h. Cäcilia, die Orgel spielend, ward im vorigen Jahre von ihm vollendet. Das jugendliche Mädchen war von schönem, frommem Ausdruck, die Gewänder und Beiwerke, besonders der vergoldete Altar vor dem Clavier zeigten die höchste Kraft der Farbe und Reinheit der Behandlung; an Harmonie des Effects, so wie an Correctheit der Zeichnung schien nur wenig zu fehlen.“ In einem andern Blatte**) hieß es: „Dräger aus Trier, der sich durch eine Cäcilia schon rühmlichst bekannt gemacht hat, zeigt durch ein Porträt ein eminentes Talent für dieses Fach der Kunst.“

Aus dem zuletztangeführten Grunde wurde er auch als Porträtmaler in Rom sehr gesucht; dabei malte er manche Copien nach den alten Meistern, theils zu seinem eigenen Studium, theils auch für Andere. Unter den Heroen der Kunst, die ihn ammeisten ansprachen, waren Raphael, Correggio, Tizian und Rembrandt. Auch wurden jetzt manche eigene Compositionen in kleinerem Maaßstabe gemalt, die, sobald sie vollendet waren, ihre Käufer fanden. Auch viele Handzeichnungen rühren aus dieser Periode. Wie die Briefe an seinen Vater ausweisen, wurden ihm jetzt häufig Ankäufe für Bildergallerien übertragen. Die Nebenstunden vertrieb der junge Künstler sich mit Musik, worin er es zu einer gewissen Virtuosität gebracht hatte.

Im J. 1827 entwarf er ein größeres Gemälde. Der Gegenstand war aus Mos. II., 2., v. 15. — 17. genommen, wie Moses die Tochter Reguels am Brunnen beschützt und ihre Schafe tränkt. Die Skizze dazu sandte er durch die Vermittlung des Königl. Preußischen Minister-Residenten, Hrn. Legations-Rath Bunsen***) zu Rom, der sein warmer Freund war, an den Berliner Kunstverein und die Antwort, die er darüber unterm 25. Januar 1828 erhielt, war höchst schmeichelhaft. Es wurde darin gesagt: „Der Gegenstand sei würdig und im Sinne eines historischen Bildes aufgefaßt, die Figuren sehr wohl in den Raum vertheilt, die Handlung deutlich ausgesprochen, die verschiedenen Personen angemessen charaktrisirt; der Sinn für Anmuth, Zeichnung und Farbenharmonie leuchte sprechend hervor.“ Das Bild wurde nun ausgeführt. In der Mitte steht Moses, ein Mann voll hohem Ernst und patriarchalischer Kraft, die jedoch die Züge innerer Huld auf seinem männlichschönen Gesichte nicht verwischen. Die linke Hand hält er drohend gegen drei Hirten. Die Unholde haben sich bereits vom Brunnen entfernt, und nur der eine von ihnen, der verwegenste, wagt es noch, mit ganzem Gesichte zurückzuschauen und ihm einen Blick voll Erbitterung hinzuwerfen; ein anderer Hirte, der jüngste, sieht ihn verächtlich von der Seite an. In der rechten Hand hält Moses ein Schöpfgeschirr; hier sind nun auch die 7 Töchter Reguels zu einer malerischen Gruppe zusammengeordnet; eine davon sieht man in weiter Entfernung unter ihren Schafen. Die sechs übrigen, lauter liebliche Gestalten, haben sich schüchtern hinter ihren Beschützer hingeflüchtet. Diese ganze Seite athmet eine ungemeine Anmuth und bildet mit der andern den ergreifendsten Contrast. Ueber Alles schön ist noch der herrliche Farbenzauber, den der Meister seiner Schöpfung zu geben wußte. Im J. 1830 prangte das Bild in der Ausstellung des Berliner Kunstvereins; darauf kam es in die Hände des Hrn. Kiß in Berlin. Der bekannte Künstler Caspar hat einen schönen Kupferstich davon geliefert. — So wurde der Name unsers Dräger wieder im Vaterlande mit Ruhm genannt und manche schöne Bestellung von Berlin aus war die Frucht seiner neuesten Bemühungen.

(Schluß folgt.)

*) Kunstblatt zum Morgenblatt. Montag den 19 Juli 1824.

**) Artistisches Notizen-Blatt Nr. 14. Im Juli 1814. (Ueber die neuesten Kunstleistungen Deutscher Meister in Rom, Auszüge aus Briefen. Rom den 12. Mai 1824). Hasse im angef. Buche S. 383 sagt: „Hier (in Rom) hält sich auch „Kügelgen's Schüler Anton Dräger aus Trier auf, „der sich in Dresden durch Copien nach Kügelgen und Andern, und durch mehrere Compositionen, besonders durch „seinen Evangelisten Mattheus und in Rom durch seine „Cäcilia rühmlichst bekannt gemacht hat.“

***) Hr. Bunsen, ein ausgezeichneter Kunstkenner, hat sich bereits durch mehrere Schriften in der gelehrten Welt einen Namen erworben. Ich erinnere hier an die Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen, Ed. Gerhard u. W. Röstell. Mit Beiträgen v. B. G. Niebuhr u. s. w. Stuttgart u. Tübingen bei Cotta. Erster Band 1830. Zweiter Band, 1. Abthl. 1832. 2. Abth. 1834. — Ferner an: Rom im Jahre 1833. Mit einem Grundrisse der Stadt Rom. Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1834. (Von Legations-Rath Bunsen.) S. Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Nr. 42 1834. S. 813. Anm. Das freundschaftliche Verhältniß, worin Bunsen mit unserm Landsmanne stand, ferner sein mehrfach über ihn ausgesprochenes günstiges Urtheil mag der Leser als neue Beweise für die Tüchtigkeit des Künstlers anseh'n.

Römische Alterthümer.

Die Ruinen am Altthore zu Trier, gewöhnlich die **Römischen Bäder** genannt; von J. Steininger, Oberlehrer am Gymnasium zu Trier u. s. w. Mit einem Grundrisse. Trier bei J. J. Lintz 1835. 53 Seiten. 8.

Der Verfasser stellt die Ansicht auf, daß die Ruinen am Altthore zu Trier sehr wahrscheinlich keine Bäder, sondern ein Römisches Pantomimen-Theater waren. Die Hauptgründe, die der Verf. für seine Ansicht vorbringt, sind folgende:

1. Gegen die Annahme von Bädern sprechen die Zeichnungen, welche Römische Thermen aus den Kaiserzeiten in Rom darstellen.

2. Bis jetzt hat man im Innern unserer Ruinen keine Wasserleitung, keine Heitzanstalt und keinen Raum aufgefunden, von welchem man mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen könnte, daß es eine Badestube gewesen wäre.

3. Könnten auch die zimmerförmigen Räume in unsern Ruinen als Bäder angesehen werden, so würden es kaum so viele sein, als jetzt das kleinste Privatbadehaus enthält.

4. Die in Ausonius Mosella (v. 335 seqq.) vorkommende Stelle:

Quid (memorem) quae fluminea substructa crepidine fumant
Balnea...?

(Was soll ich der Bäder erwähnen, welche an dem Ufer des Flusses erbaut, rauchen?)

diese Stelle des Ausonius ist ohne Zweifel von den Thermen zu Trier zu verstehen; aber eine Stadt, welche nicht größer war, als das alte Trier, nach Allem, was wir davon wissen, sein konnte, eine solche Stadt konnte nicht wohl zwei große, öffentliche Badeanstalten haben.

5. Die Vergleichung unseres Gebäudes mit den Grundrissen antiquer Theater läßt vielmehr schließen, daß es ein Theater war, und zwar, nach der

Größe des Prosceniums zu urtheilen, ein Pantomimen-Theater: welches auch mit der unter den Kaisern üblichen Sitte, in den Theatern vorzüglich pantomimische Tänze aufzuführen, übereinstimmt.

Die Punkte, die der Verf. selbst als Haupteinwürfe gegen seine Ansicht zu widerlegen sucht, sind folgende:

1. In unserm Theater ist der Raum für das Proscenium doppelt so breit und lang, als in dem kleinern Theater zu Pompeji, welches mit dem unsrigen eine gleich große cavea hat.

2. Wenn der zur eigentlichen Bühne (proscenii pulpitum) bestimmte Raum die in andern Theatern gewöhnliche Länge hatte, so konnte man nicht von allen Sitzen die ganze Bühne übersehen.

3. Aehnliche Räume, wie das von dem Verf. für das proscenium erklärte Viereck, finden sich auch in den gewöhnlich so genannten Bädern des Titus und Caracalla zu Rom. Hiedurch könnte man versucht werden, eben so gut eine Aehnlichkeit zwischen unsern Ueberresten und denen Römischer Thermen nachzuweisen.

4. Der in der nördlichen Ecke der cavea befindliche Rauchfang ist ein Beweis für die Ansicht, daß das Gebäude zu Bädern bestimmt war; dafür spricht auch eine Spur von engem Kamin, die sich an der südlichen Seite im 3ten Stockwerke findet. Die auf der Nordseite unserer Ruinen befindliche Heitzanstalt zeigt ebenfalls, daß dieselben Thermen waren.

5. Man könnte gar wohl die Gewölbe, welche gegen die Agneten-Kaserne hin auf der Nordwestseite unserer Ruinen aufgegraben sind, für eine Wasserleitung halten.

Dies sind kurz die Einwürfe, die der Verf. sich selbst gemacht hat. Die dagegen von ihm vorgebrachten Gründe anzuführen, würde uns zu weit führen; wir müssen deswegen den Leser auf das Buch selbst verweisen. Nur das wollen wir hinzufügen: Der Verf. hat mit ungemein vieler Belesenheit, ungemein vielem Scharfsinne seine aufgestellte Ansicht vertheidigt, — ob siegreich oder nicht, wagen wir im Allgemeinen nicht auszusprechen. Um jedoch hiebei nicht ganz ohne Urtheil aufzutreten, möchten wir die unter 4. und 5. vorgebrachten Einwürfe wohl als hinlänglich widerlegt ansehen; ja, der mit 5. bezeichnete dürfte, behufs einer andern Erklärung, nach der aus Vitruv (V. 9.) angezogenen Stelle als ein Beweis mehr gelten, daß unsere Ruine ein Theater war.

Auf dieselbe umsichtige Weise sucht der Verf. ferner darzuthun:

1. Daß der Einbau unseres Theaters von Holz war.

2. Daß die Gebäulichkeiten, welche die scena nebst dem prosscenium bildeten, so wie die Seitenräume neben der cavea und die tribunalia ein Dach hatten, das proscenium dagegen oder doch wenigstens die cavea überwölbt war.

3. Daß der Fußboden der Bühne (proscenii pulpitum) 3 bis 4 Schuh hoch war.

4 Daß unser Theater an 1500 Menschen gefaßt haben mochte; daß hieraus, mit Bezugnahme auf unser Amphitheater, auf die Wichtigkeit und Bevölkerung des alten Trier's zu schließen sei, dem man unter den Röm. Kaisern des 4. Jahrhunderts höchstens 40,000 Einwohner geben könne.

Aus dem Bisherigen seh'n wir, daß der Verf. zu zeigen suchte, daß unsere Ruine ein Theater gewesen sei. Weil man nun einwenden könnte, es hätten ja auch wohl Bäder mit dem Theater verbunden sein können, so unternimmt er es von Seite 37 an, aus den Zeugnissen der Alten nachzuweisen, daß Bäder und Theater nicht mit einander in Verbindung gesetzt werden.

Der Schluß ist der Ansicht gewidmet, daß der östliche Flügel an der Pallast-Kaserne kein Theil der Bäder, sondern eine **Basilica***) war, und mit dem Gebäude am Altthore, worin der Verf. das Theater erblickt, nicht in Verbindung stand.

Hier noch die Bemerkung, daß Hr. Reuvens, Professor der Alterthumskunde zu Leyden, als er im J. 1833 Trier besuchte, nach einem gleichfalls von ihm aufgenommenen Grundrisse dieser Ruinen, die Meinung äußerte, man dürfe hier Reste eines kleinen alten Theaters vermuthen**). Ganz verschieden hievon ist die Annahme des Hrn. J. B. Hundeshagen, Architekten in Bonn, der, als er im vorigen Sommer unsere Ruinen sah, mit dem größten Ernste behauptete, sie seien ein Christliches Baptisterium (Taufgebäude) aus den ältesten Zeiten des Christenthums. Wir zweifeln sehr, ob auch diese Ansicht eine öffentliche Prüfung aushalten würde.

Laven.

---

*) D. i. ein prächtiges mit Gallerien geziertes öffentliches Gebäude, in dessen Hallen man nach Belieben von Geschäften sprechen oder den Gerichtsverhandlungen zuhören konnte.

**) S. Neue Forschungen über die Römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier. Von Joh. Hugo Wyttenbach. S. 46 folg. Anm.

Der Briefträger.

Der Briefträger ist, seiner Natur nach, ein gutmüthiger, munterer und einfacher Mensch, dessen Leben Tag für Tag, Stunde für Stunde, seinen bestimmten Geschäftskreis hat. Morgens um 6 Uhr steht er auf, Abends um 6 Uhr ist er frei; die übrigen Stunden sind der Verwaltung seines Amtes geweiht, eines Amtes, welches ihm seine Kleider stellt, ihm seine Stiefel besorgt, ihm seinen Hut oder seine Mütze verschafft, ihm Das anvertraut, was das Theuerste auf der Welt ist, die Geheimnisse der Herzen; der Briefträger ist der Allerweltsmann, er wird geliebt von Allen, erwartet von Allen: er ist die leibhaftige Hoffnung in Uniform. Er geht, er kömmt, er kehrt zurück, er geht wieder fort, und überall, wo er sich blicken läßt, lächelt man ihn an. Er ist der Bote des Todes und der Liebe, der befriedigten Eitelkeit und des getäuschten Ehrgeizes, er ist immer der willkommene Mann; denn seine Gegenwart mag bringen, was sie will, Freude oder Schmerz, Lust oder Trauer; immer endigt sie die grausamste der Peinen, die Pein der Ungewißheit. Der Briefträger ist das verknüpfende Band zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, zwischen der Gegenwart und der Zukunft. Er ist die geheimnißvolle Sprache, die in jedes Ohr flüstert, die allen Herzen vernehmbar ist. Wie die Göttinn des Glücks, ist er blind, und wie sie, vertheilt er an Alle Das, was ihnen von Freude und Schmerz beschieden ist; ihn erwartet man, ihn ruft man, ihm öffnet sich Thür und Thor, alle Hände werden ihm entgegengestreckt. Kommt er an, so fühlt man sich bewegt; man fühlt sich bewegt, ist er fort. Erscheint er auf der Schwelle eines Hauses, so wird das Haus in eine gewisse beunruhigende Erwartung versetzt. Beim Anklopfen des Briefträgers an der Thüre hört jede häusliche Beschäfftigung auf, jeder hält sein Ohr hin, um zu erfahren, wessen Name genannt wird; dann geht er fort, um vielleicht nach einigen Stunden wieder zu



kommen, denn er ist der Mann von jedem Augenblicke, der gefürchtete und der gewünschte Machthaber über uns und unsere Verhältnisse. Er entscheidet über Glück und Unglück; er bringt uns tausend kleine Nichts aus dem gewöhnlichen Leben zu, Einladungen, schöne freundliche Grüße und manchem Glücklichen niedliche Briefchen. Nichts ist schwer in seiner Hand, der Brief des Banquier's, der Tausende enthält, drückt ihn nicht mehr, als der Brief einer holden Mädchenhand, die von Liebe schreibt. Alle Geheimnisse gehen ihm durch die Finger, aber er weiß keines. Er kennt alle Eitelkeiten, alle Leidenschaften des Herzens. Er kommt nie zu einer Thüre, ohne daß er wisse, warum; er verläßt nie ein Zimmer, ohne sagen zu können, was er gebracht hat. Er ist der Mann der Bitte und der Mann der Antwort. Er ist zu gleicher Zeit die Schmach und das Lob, der Trost und die Verzweiflung. Mit diesem Pack von Papieren in der Hand wird er von tausend Schreiern umgeben, die ihm auf seinem Wege entgegen rufen. Der Briefträger kennt uns Alle, und zwar genau, mögen wir reich oder arm, von der Welt gekannt oder derselben unbekannt, groß oder klein sein.

Er weiß genau, wie neugierig, wie ungeduldig, wie sanft und wie ungestüm wir sind; er sieht uns Alle, nach der Reihe, bald erblassen, bald lächeln, bald seufzen, bald zittern; vor ihm zeigen wir uns in der ganzen Größe und in der ganzen Häßlichkeit unseres Charakters. Kein Schauspiel ist länger, keins interessanter, keins verwickelter, als das, was dieser einzige Mann sieht; dieses Schauspiel erneuert sich vor ihm jeden Tag, jede Stunde.

Miscellen.

Die Englischen Journale berichten, daß der größte Theil der Gesellschafts-Inseln im stillen Ozean gegenwärtig von Frauen regiert wird. Sie haben den Vorsitz in den Debatten über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes und eine jede von ihnen nimmt thätigen Antheil an diesen Debatten. Alle Eingebornen, von welchem Range sie auch sein mögen, haben das Recht, den Sitzungen beizuwohnen und ihre Meinung abzugeben. Sobald eine Maaßregel angenommen ist, verkündigt man sie von der Höhe einer Kapelle, die seit dem letzten Besuche der Missionaire daselbst gebaut worden ist. In diesen Debatten zeigen gewöhnlich die Frauen Geistesfähigkeiten, die die der Männer weit übertreffen. Seit der Ankunft der Missionaire auf diesen Inseln hat der Zustand der Frauen eine gänzliche Reform erlitten; aus Sklaven sind sie glückliche und freie Menschen geworden.

Der Montblanc ist kürzlich wieder von einem Engländer, Dr. Barry, mit 6 Führern bestiegen worden, der oben auf der Spitze Wasser durch ein von Holz und Holzkohlen unterhaltenes Feuer zum Sieden brachte, was man bis dahin, der verdünnten Luft wegen, für unmöglich hielt.

Theater in Trier.

Freitag den 16. Januar: Richard Wanderer. Lustspiel in 4 Abthl. Nach dem Englischen des John O'Keefe, frei bearbeitet von G. Kettel.

Die Hauptperson des ganzen Stücks ist, wie schon der Titel beweis't, Richard Wanderer, ein reisender Schauspieler. Die andern Personen sind nur da, um diesen Liebling des Verf.'s in die verschiedenartigsten Situationen zu bringen, wo er dann auf die ihm eigene Weise seinen Witz, gleichsam unwillkührlich, heraussprudelt. Die Idee, die sich durch das Ganze zieht, — ernsthafte, pathetische Stellen aus Tragikern zu persifliren und wirklich komische Passagen und Ausdrücke, aus ihrem Zusammenhange gerissen, dadurch gleichsam noch komischer zu machen — ist keineswegs neu, sondern fast so alt, wie die Comödie selbst: man denke nur an Aistophanes, wie er seine satyrische Geißel über den Euripides schwingt.

Der Deutsche Bearbeiter hat sich die größte Mühe gegeben, die aus Shakespeare und andern Englischen Dramatikern entlehnten Stellen durch Citate aus ächtdeutschen Tragödien zu ersetzen; gleichwohl findet sich noch eine große Menge aus Shakespeare hier und da eingestreut. Mit Hamlet und Lear mag Das wohl so hingeh'n; aber bei den Reminiszenzen aus andern Shakespear'schen Stücken, die bei uns mehr gelesen, als aufgeführt werden, befürchten wir, daß sie bei weitem dem größten Theile der Zuschauer (nicht allein hier, sondern auch anderswo) unbekannt sein mögen und also wenig oder gar keinen Genuß gewähren.

Ob die Vernationalisirung der Quäker in Herrnhuter dem Deutschen Bearbeiter ebenso geglückt sei, steht sehr zu bezweifeln.

Hr. Pohlmann, als Schiffs-Capitain von Donner, brachte in Gesellschaft seines Robert Fisch, (Hrn. Hübsch) immer einen ganzen Mundvoll Donnerwetter mit und ließ sie auch recht barsch hinrollen. Ja! — so ungefähr mag ein Mann sprechen, der, vertraut mit der stürmenden Windsbraut, allen feinern Anstand im Leben verschmäht. Minder gut fiel die (unnatürliche!) Scene aus, wo Hr. v. Donner seinem eigenen Sohne zum Gelächter steh'n muß. Hr. Oldenburg, als Heinrich, schadete auch dies Mal dem Total-Eindrucke des Stücks durch sein lebloses, altväterliches, ungewisses Spiel. Als Beweis, wie wenig ihm mit seiner Rolle ernst war, führe ich nur an, daß er seinen Vater ein Paar Mal: mein Oheim! anredete. Solche Verstöße müssen ja doch alle Tauschung mit Stumpf und Stiel ausrotten! Hr. Dreves, als Ephraim Glatt, gab den ernsten Herrnhuter zu affectirt, als daß man seinem Spiele Treue und Natürlichkeit zugesteh'n könnte. Auch sein Costüm war nicht gut gewählt; der Herrnhuter trägt sich, wie andere ehrliche Leute. Besser war Dem. Heller, als Sophie Hainfeld, gekleidet; nur an dem Häubchen, das ebenfalls nicht einfach genug war, haben wir die hellrothe Schleife vermißt, die ein Abzeichen der erwachsenen unverheiratheten Herrnhuterinnen ist. Uebrigens war ihr stiller, religiös-gemüthlicher, schleifender Ton über die Maaßen wahr und bezeichnend. Hr. Löwe, als Richard Wanderer, spielte den declamirenden Sausewind so gut, wie man nur wünschen konnte, und wenn wir ihm auch keine „Lorbeeren um die Stirne winden", so sollen uns doch jedesmal des Dichters Worte vorschweben: Dem Verdienste seine Kronen! Hr. Eisenhut, als Schauspieler-Director, extemporirte, wo er mit seiner eigentlichen Rolle nicht vorankam. Das ist schlimm! Auch Hr. Müller, als Gastwirth, wirthschaftete zu viel mit seiner eigenen Habe, die, geht das Ding so fort, ihm wenig Prozente bringen wird.

Sonntag den 18. Januar: Der lustige Schuster oder: Die verwandelten Weiber. Kom. Oper in 2 Abth., Musik von Paer.

Der Held dieses Stück's ist Hr. Müller in der Rolle des Sebastian Brandl; es ist für ihn eine wahre Force-Rolle. Wenn Hr. Müller uns als Inspector der Oper nicht so nöthig wäre, wir würden ihm rathen, einige Monate den Brandl als Gastrolle auswärts zu geben. Frau v. Weber spielte im 2. Akte um ein Bedeutendes gleichgültiger, als im ersten. Im Finale dieses Akts zeigte sich ihre Stimme in der größten Kraft. Hr. Hübsch, als Baron Kronthal, hätte in seinem Spiel mehr Tournüre, mehr Weltton verrathen können; auch sein Gesang wäre gewiß angenehmer, wenn er die Töne nicht auf eine ihm eigenthümliche Weise gleichsam hervorstieße. Mad. Müller war auch dies Mal die treue, folgsame Rosine; im 2. Akte trug sie jedoch die Farben zu stark auf. Hr. Huppmann als Pilger, wie immer, in Gesang und Spiel der Willkommene. Hr. Pohlmann, als Hans, lange kein Reußler!

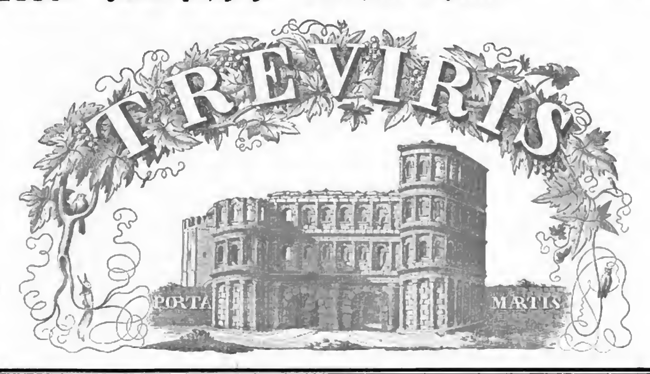
Und so hätte denn der lustige Schuster das erste Abonnement glücklich zu Ende gebracht oder, so zu sagen, ihm die Krone aufgesetzt. Wahrlich, der Knieriem hat in diesem Abonnement das Seinige gethan! Wir hätten nie geglaubt daß ein Stück Leder Veranlassung zu so vielem Spectakel geben könnte!

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 28. Januar. N°. 8.



Biographie des Malers J. A. Dräger.

Von Ph. Laven.

(Schluß.)

Obschon nun das Talent unsers jungen Künstlers auf diese Weise die belohnendste Anerkennung erhielt; so betrachtete er doch Alles, was er bisher geleistet hatte, nur als Vorübung. Sein höheres Kunstleben sollte erst beginnen, und sein aufschwebender Genius trug sich mit manchen herrlichen Ideen zu neuen Kunstgestaltungen. Da griff die eisige Hand des Todes in sein Verhängniß. Anfangs Juli 1833 war Dräger auf das Land gegangen. Kaum war er zurückgekehrt, so verfiel er in ein Fieber, wozu sich noch ein chronisch gewordenes Halsübel gesellte. Trotz der vortrefflichen Pflege seiner Hauswirthinn Frau Constanza Salviati, die als seine Schülerinn ihm zu Dank verpflichtet war, und trotz der Sorgfalt des Deutschen Arztes, Herrn Doctor Robbi aus Leipzig, starb er Abends den 26. Juli 1833. Die Nachricht von seinem Tode erfüllte alle seine Freunde, Alle, die ihn näher kannten, mit Trauer. In einem Briefe, den Hr. Legations-Rath Bunsen gleich den folgenden Tag, um den hiesigen Verwandten die Schmerzensbotschaft mitzutheilen, an unsern Hochwürdigsten Hrn. Bischof schrieb, heißt es unter Andern: „Sein Tod hat allgemeine Theilnahme nicht nur unter den Deutschen Künstlern gefunden, bei welchen er in verdientem Ansehen stand als einer der ältern unter den hier seit längerer Zeit Anwesenden, als ein sehr ausgezeichneter Maler und als einer der hülfreichsten und gefälligsten Kunstgenossen; sondern auch bei den übrigen Landsleuten, die ihn näher kannten. Es ist mir übrigens bei diesem schmerzlichen und plötzlichen Wechsel höchst tröstlich, daß der Vater des Hingeschiedenen durch Ew. Bischöflichen Gnaden die Trauerbotschaft vernehmen wird. Der hart vom Schicksal Getroffene wird um so eher und sicherer auf den Weg geführt werden, wo aller Trost zu finden ist.“

Wirklich war auch die Art, wie unser Hochwürdigster Hr. Bischof und Hr. ꝛc. Bunsen sich des traurigen Ereignisses annahmen, für die Angehörigen höchst tröstlich. Die so freundlichen Briefe des Hrn. Legations-Raths werden noch lange in der Familie als theure Erinnerungsblätter an den geliebten Verstorbenen aufbewahrt werden.

Schon oben wurde bemerkt, daß Dräger's eigene Compositionen, sobald sie die Staffelei verließen, auch gleich ihre Käufer fanden. Hierin ist drr Grund zu suchen, warum man, diejenigen Bilder, welche in öffentliche Ausstellungen kamen, etwa ausgenommen, so wenige seiner eigenen Arbeiten anführen kann. Manche davon mögen sich in Rom oder in andern Städten Italiens finden; aus Briefen an seinen Vater ersehe ich, daß auch einige Bilder nach England gewandert sind. Verzeichnisse von seiner Hand konnte ich, wie sehr ich auch danach forschte, unter seinen Papieren nicht auftreiben. Um so willkommener war mir deswegen die gestattete Durchsicht seiner Hinterlassenschaft. Unter den 47 Oelgemälden, die da verzeichnet sind, finden sich vom Meister folgende eigene Compositionen: Zwei weibliche Köpfe, eine Madonna, eine Orgelspielerinn, zwei Albaneserinnen, wovon die eine blos untertuscht, die andere eine unvollendete Studie war; eine Landschaft. Zahlreicher sind die im Verzeichnisse der Hinterlassenschaft vorkommenden Copieen. Darunter findet sich die Vision des Ezechiels nach Raphael; die h. Familie, die h. Magdalena, die h. Familie nach dem h. Hieronymus (unvollendet), die h. Catharina, alle vier nach Correggio; folgende nach Tizian: Die Venus mit Amor und den Nymphen, der Kopf eines Mönchs, eine Landschaft (angefangen); ein barmherziger Samariter nach Bassano; nach Rembrandt ein Greis im Studienzimmer; nach unbekannten Meistern eine unvollendete Landschaft und zwei weibliche Porträts, die ebenfalls nicht zur Ausführung kamen.

Der größte Theil von Dräger's hinterlassenen

Bildern und Handzeichnungen wurde am 30. und 31. Januar v. J. zu Rom zu ungemein hohen Preisen öffentlich versteigert. Mit Absicht hatte der Minister-Resident, Hr. Bunsen, diese Zeit gewählt, weil damals wegen des bevorstehenden Carnevals viele Fremden in Rom waren, auch suchte Jeder von den Freunden des Verstorbenen sich wenigstens ein theures Angedenken zu verschaffen. Diejenigen Bilder, welche bei der Versteigerung keine Liebhaber gefunden hatten, kamen theils zu dem Bilder-Restaurateur und Kunsthändler Hrn. Columbo in Rom, wo sie noch sind, theils wurden sie an die hiesigen Verwandten geschickt *). Die Sendung, die gegen Ende Septembers in Trier ankam, enthielt (außer einigen Skizzenbüchern) folgende Gemälde: 1) die h. Magdalena, 2) die h. Familie, 3) dieselbe nach dem h. Hieronymus: alle 3 nach Correggio; 4) ein Ecce homo von Guido Reni. Nr. 1 befindet sich jetzt in den Händen unseres Hochwürdigsten Hrn. Bischof, dessen Studierzimmer es ziert; die 3 übrigen besitzt die Familie noch. Wenn ich nicht irre, so sind sie käuflich. Jedem Kunstliebhaber wird die Betrachtung derselben einen hohen Genuß gewähren **).

Noch muß ich von unserm Dräger ein Porträt von Pius VII. erwähnen, welches durch die edelmüthige Freigebigkeit von Dräger's Tante in den Besitz des Hrn. Domdechanten Billen gekommen ist und in dessen Ansprache-Zimmer hängt. Außerdem finden sich noch hier und da in unserer Stadt Gemälde von Dräger, die, wiel sie seiner frühesten Periode angehören, wohl übergangen werden können.

Bisher haben wir unsern Landsmann als ausübenden Künstler kennen gelernt; allein er begnügte sich nicht damit, Das, was sein Inneres durchdrang, der Außenwelt mit Farben darzustellen; er dachte auch oft und viel über das Wesen seiner Kunst, über ihren innern Zusammenhang mit den Schwesterkünsten nach. Unter seinen hinterlassenen Papieren fand sich auch ein (leider, unvollendeter) Aufsatz über die Theorie der Malerei. In einem Briefe des Hrn. Bunsen, geschrieben zu Rom den 7. August 1833, an den Vater des Verstorbenen, kommt folgende Stelle darüber vor: „....Eine Handschrift über die Theorie der Malerei, „unvollendet, aber in den vorhandenen Theilen, nach „dem Urtheile Sachverständiger, voll von Geist, reichen „Gedanken, so daß deren öffentliche Bekanntmachung „wahrscheinlich nicht nur das Andenken des Verstorbenen „ehren, sondern auch Vielen nützlich sein würde. Um „ein bestimmtes Urtheil zu gewinnen, dürfte es vielleicht „am sichersten sein, sie dem hiesigen Königl. Hannöv. „Geschäftsträger Legations-Rathe Kestner oder dem „hiesigen Königl. Sächs. Agenten, Herrn Plattner, „welche beide nicht nur als ausgezeichnete Kunstkenner „bekannt sind, sondern auch dem Verstorbenen befreun„det waren, zur Durchsicht zu übergeben ***). Der Lega„tions-Rath Kestner kennt bereits einen erheblichen Theil „des Manuscripts durch unmittelbare Mittheilung des „Verstorbenen und er würde sich auch, falls Ew. Wohl„geb. es wünschen sollten, gewiß gerne der Mühwaltung „der Herausgabe unterziehen. Die Handschrift findet „sich in den Händen eines Freundes des Verstorbenen, „des Hrn. Specter aus Hamburg, der dieselbe, bis „zu Ew. Wohlgeboren Disposition darüber an sich zu „behalten zu müssen glaubt."

Hr. Specter schickte die Handschrift gegen Ende des J. 1833 hieher. Gegenwärtig findet sie sich wieder in Rom.

Das ist ungefähr, was ich von unserm lieben Landsmanne der Aufzeichnung für würdig hielt. Ich streue ihm hiemit in Gedanken eine Blume auf sein Grab. Sanft wölbe sich die fremde Erde um seine Asche, um ihn, dessen Seele, was sie einst in ihrer irdischen Beschränkung in umflorten Idealen erblickte, jetzt in himmlischer Klarheit schauen wird!

*) Der Begleitbrief ist vom 22. Juli 1834 datirt.

**) Eine genauere Notiz über diese Bilder, mitgetheit von Hrn Krahe, folgt in einem der nächsten Blätter.

***) In einem spätern Briefe (dat. d. 11. Januar 1834) schlug Hr. Bunsen den Director Schadow in Düsseldorf dazu vor. Der Verfasser selbst hatte kurz vor seinem Tode den Wunsch geäußert, die Handschrift solle nur auf Zustimmung des Malers Wigmann in Hannover herausgegeben werden.

Genealogische Fragmente, ein Beitrag zur Geschichte der Familie von Sötern.

Von M. F. J. Müller.

Die Familie von Sötern ist eine der ältesten edlen Familien, die wir kennen und ist mit vielen angesehenen Ritterfamilien verzweiget. Das Schloß Sötern, in der ehemaligen Herrschaft Eberswald, war in neueren Zeiten von einem Beamten eines Herrn v. Dürkheim bewohnt und ist nun, wie man mir sagte, eine Ruine. Das Dorf Sötern liegt dermalen auf Oldenburgischem Boden, 2½ Stunden von Hermeskeil und 2 Stunden von Birkenfeld. Das Wappen dieser Familie ist ein Z im goldenen Felde: siehe Hontheim Hist. Trevir. diplom. Tom. II. Seite 5 Tab. X. Man findet dasselbe auch an der Kanzel der Domkirche zu Trier, an dem Pallast daselbst und einigen andern Stellen; doch sind diese Zeichnungen nicht überall gleichförmig. Das älteste, mir bekannte Dokument, welches von dieser Familie spricht, ist vom Jahr 1029. Da wird einer Jungfrau Wolfbild von Sötern gedacht.

Wolf von Sötern lebte um das Jahr 1209.

Bezelinus von Sötern war um das Jahr 1300 Abt zu St. Moritz in Tholey.

Johann von Sötern 1235.

Thomas von Sötern 1252, war vermählt mit der Schwester eines Stiftsherrn zu St. Simeon in Trier, dessen Namen mir unbekannt ist.

Jakob von Sötern 1270.

Johann von Sötern, um das Jahr 1312 Mönch in dem Kloster Sponheim.

Wilhelm von Sötern 1311.

Reynold von Sötern, um das Jahr 1360 Abt zu Tholey.

Bechtold von Sötern, 1341 — 1363, war vermählt mit Alberta von Oberstein.

Thomas von Sötern, um das Jahr 1380 Abt zu Tholey.

Arnold von Sötern 1396.

Eberhard von Sötern 1371.

Heinrich von Sötern 1362.

Adam von Sötern 1408.

Johann von Sötern war vermählt mit Anna Vogtin von Hunoldstein; starb 1420.

Johann von Sötern, um das Jahr 1357, siehe Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 282.

Johann von Sötern, um das Jahr 1419 Domherr zu Trier.

Heinrich von Sötern, der ältere, um das Jahr 1458 Amtmann zu Birkenfeld, vermählte sich mit Anna von Ingelheim.

Heinrich von Sötern, der Jüngere, vermählt mit ... von Elter 1462, starb im Jahr 1494.

Anna von Sötern, vermählt mit Johann von Wolffenstein. 1462.

Thomas von Sötern 1460.

Bechtold v. S., 1471 vermählt mit Hildegard v. Dienheim mit dem schwarzen Fuß.

Anton v. S. 1476.

Heinrich v. S., Amtmann zu Trarbach, 1496 vermählt mit Agnes von Wildperg. Siehe Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 507 und 522.

Friedrich v. S. 1497. Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 520.

Catharina v. S., vermählt mit Philipp Bredter von Hohenstein 1406 — 1480. In zweiter Ehe mit Ulrich von Metzenhausen.

Anton v. S., vermählt mit Elisabeth von Heringen.

Margareth v. S., vermählt mit Heinrich Gratz von Scharffenstein.

Melchior v. S. 1435.

Becholf v. S., vermählt mit Clementia von Schmidburg.

Adam v. S., Amtmann zu St. Wendel, Hofmeister des Pfalzgrafen Alexander, vermählt mit Franziska von Orley. Starb am 29. Okt. 1520.

Philipp v. S. 1584.

Jakob v. S. 1507.

Franz v. S., Domherr zu Trier 1516.

Ludwig v. S., geboren 1517, Kurtrierischer Amtmann zu Schaumburg; starb 1547.

Eva v. S., vermählt mit Georg von der Fels um das Jahr 1554.

Georg Wilhelm v. S., Oberamtmann zu Kreuznach, starb am 15. Febr. 1593.

Philipp Christoph v. S., Chorbischof zu Trier, starb am 14. Juni 1594

Philipp Christoph v. S. und Johann Heinrich v. S., Zwillinge, geboren 1593, starben aber schon 1594.

Anna v. S., starb 1579, alt 16 Jahr.

Barbara v. S., starb im nämlichen Jahr, 14 Jahr alt.

Ermgarth Felicitas v. S., vermählt mit Johann Anton Herrn zu Elz und in zweiter Ehe mit Jakob Zant von Merl.

Eva Elisabeth v. S., im Jahr 1604 vermählt mit Johann Heinrich von Dietz.

Conrad v. S., geboren am 24. Dez. 1557, wurde in der Folge Amtmann zu Saarburg, vermählte sich am 10. Juni 1585 mit Margaretha v. Merode.

Anna Catharina v. S., geboren am 17. Aug. 1592, in der Folge vermählt mit Adolf von Nesselrode.

Philipp Christoph v. S., geboren am 8. Juli 1595, Domherr zu Trier, Mainz und Speier. Am 21. Sept. 1622 stürzte er vom Pferde und starb.

Ludwig Alexander v. S., Amtmann zu Münster-Maifeld und Cobern, starb 1612. Siehe Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 193 a.

(Schluß folgt.)

Die verborgene Hand.

(Nach dem Französischen des Leon Gozlan.)

Vorigen Winter begab ich mich jeden Freitag Abend in eine Gesellschaft, worin eine frühere Hofdame von alter Familie mit vieler Anmuth den Vorsitz führte. Bei diesem wiederholten Besuche hatte ich mehr meinen Geschmack für häusliche Stille, als mein Alter zu Rathe gezogen. Ich sah mich daselbst immer von ernsten Characteren umgeben; wenig junge Leute hatten Zutritt und selten kamen Frauen dahin, die unter 40 waren. Wenn der Zufall einige hinbrachte, die nicht zum Tone des Ganzen paßten, so sahen sie den großen erleuchteten Saal nicht zum zweiten Male. Es blieb ihnen nur die Erinnerung an die langen gelben Wachskerzen, welche einen gelben Glanz auf die an den Wänden hangenden Porträts warfen, Porträts, die in rothen Scharlachmänteln, zum Zeichen ihrer frühern Richterwürde, Jeden der Gesellschaft, wohin man sich auch wenden mochte, starr ansahen und, wenigstens im Anfange, nicht den erfreulichsten Eindruck machten. War man einige Monate mit ihnen umgegangen, so befreundete man sich schon mit ihnen. Es waren mir noch nicht 10 Abende verflossen, da wagte ich es schon, ohne Furcht, die Hand des Porträts, welches den Stammvater der Familie vorstellte, anzutasten.

Es wäre von mir undankbar gewesen, der Gesellschaft, die mich immer so freundlich aufnahm, nicht mit derselben Freundlichkeit entgegen zu kommen.

Jede der Frauen, die ich hier zu treffen pflegte, trug unter ihren Runzeln die sprechendsten Züge von innerm Adel und bewunderungswürdiger Characterstärke. Die Stürme, die sie seit dem Jahre 89 erlebt hatten, hatten ihren Gesichtern eine Würde, einen Muth eingedruckt, wie man sie bei der jüngern Welt selten zu sehen pflegt.

Die Hausfrau machte mich bald mit dem nicht zahlreichen, aber ausgewählten Personale der Gesellschaft bekannt. Es bestand größtentheils aus Trümmern alter Familien, die kein größeres Glück kannten, als sich unschuldigerweise nach ihren alten von Kindheit her angenommenen Sitten und Gewohnheiten unter einander zu bewegen. Gleich die ersten Tage, wo ich eingeführt wurde, hatte mich Frau von Hacqueville gebeten, mich etwas frühe bei ihr einzustellen, um mich nach der Reihe mit den Personen bekannt zu machen, welche, wie ich, in ihr Haus Zutritt hatten. Diese freundliche Bitte hatte einen doppelten Zweck, den, mich wissen zu lassen, welche Seiten in der Unterhaltung nicht berührt werden durften; dann auch, um mich mit Achtung und Liebe für diejenigen Personen zu erfüllen, mit denen ich ein ganzes Jahrhundert hätte leben können, ohne daß ihre Bescheidenheit mir eine andere Ehrfurcht für sie eingeflößt hätte, als die, die ihr hohes Alter erheischte. Ich setzte mich zu der Dame hin, vor den Kamin, und während die hellen Flammen in demselben empor loderten, bezeichnete sie mir, den Finger nach dem Zeiger der Uhr ausstreckend, auf dem Zifferblatte die festgesetzte Minute, in welcher jedes Mitglied der Gesellschaft eintreten würde. Um 9 Uhr 3 Minuten, sagte sie, werden Sie den Herrn von Guemarec eintreten sehen, ein Abkömmling von jenem Guemarec, welcher durch den Willen seines Vaters gezwungen wurde, die Würde eines Richters anzunehmen, vor der er einen tiefen Widerwillen hatte, und der sich vornahm, immer gegen sein Gewissen sein Urtheil abzugeben. Treu seinem Entschlusse, sprach er dreimal drei Menschen von der Todesstrafe los, die sie augenscheinlich verdient hatten. Nach Verlauf von 6 Jahren wollte der Zufall, daß diese drei Menschen als wahrhaft unschuldig erkannt wurden. Herr von Guemarec, den Vernunft und Gewissensbisse gefoltert hatten, sah sich so gerechtfertigt. Neun Uhr, 3 Minuten! — und Herr von Guemarec trat herein.

Um 9 Uhr, 20 Minuten rücken wir, fuhr Madame von Hacqueville fort, den Lehnstuhl für den Baron von Grignolles.

Dieser wurde während der Schreckenszeit der Revolution verfolgt und an dem Ufer der Loire in einen Thurm eingekerkert. Ein ganzes Jahr seufzte er dort, vergessen; eines Tages erinnerte man sich seiner und

sein Loos war nicht zweifelhaft. Nantes sollte bald den Wohlfahrtsausschuß in voller Thätigkeit sehen; Herr von Grignolles wäre der erste gewesen, über den man das Todesurtheil ausgesprochen hätte. Unbeugsam, wie die Riegel, war auch sein Kerkermeister. Dieser Mann hatte, außer einer unzähligen Menge Hunde, eine Frau und ein Töchterchen, schön, wie die Blumen, die am Fuße des Thurmes emporsproßten. Herr von Grignolles zog durch seine Jugend die Aufmerksamkeit der Frau des Kerkermeisters auf sich; durch seine blonden Locken gefiel er dem Töchterchen, welches nicht müde wurde, mit seinen wallenden Haaren zu spielen. Der Gefangene war damals 20 Jahre alt und schien kaum 17 zu zählen. Morgen will man eine junge Dame hinrichten, murmelte zuweilen der Kerkermeister, indem er ihm Brod und Wasser brachte. — Für die 2 Tage, die er noch zu leben hat, kannst du ihn wohl, sagte die Frau des Kerkermeisters zu ihrem Manne, zu uns kommen lassen; er wird dann wenigstens noch ein Mal an einem Tische speisen und aus unserm Fenster die blaue Himmelsdecke sehen können. Uebrigens sah man nicht einmal klar den Himmel durch das Fenster des Kerkermeisters; es war ein kleines rundes Loch, nur hatte es kein Gitter und keine Riegel, sonst glich es den finstern Luftlöchern an den Gefängnissen. Dreißig Fuß unter ihm rauschte der gewaltige Fluß, an dessen jenseitigem Ufer der holde Frühling lachte. Meinetwegen kann er kommen, sagte der Kerkermeister, und Herr von Grignolles stieg vom Schloßthurm 100 Fuß tiefer hinab. Bei seinem Anblicke wurde die Frau des Kerkermeisters lebhaft gerührt und die beste Probe, die sie ihm von ihrer Rührung geben wollte, war, daß sie den kleinen blauen Vorhang des Fensters zurückzog und ihm den Himmel und den Fluß zeigte und auf seine Arme das liebe Töchterlein legte, welches so gerne mit seinen goldenen Locken spielte. Mit 1000 Worten dankte Herr von Grignolles, näherte sich dem Fenster, sah den Himmel und den Fluß an, nahm das Kind und stürzte es in die Loire.

Der Kerkermeister läuft nach einem Messer, die Mutter nach der Treppe des Thurmes, Herr v. Grignolles wirft sich durch das Fenster; aber weil er kaum hindurch kann, und weil der Kerkermeister in seiner Verzweiflung, wie durch einen Blitzgedanken, auf die Idee fällt, Herr v. Grignolles würde wahrscheinlich sein Kleinod retten, so hilft er ihm, indem er ihn mit aller Anstrengung durch die Oeffnung in den Fluß stößt. Einen Augenblick über dem Wasser, eine halbe Minute unter dem Wasser und das Kind wurde an das Ufer gebracht, lebend, athmend. Fragen Sie nicht darnach, was hierauf Herr von Grignolles that; er durcheilte in diesem Augenblicke den Hof und er wurde augenscheinlich durch seine unmenschliche und zugleich heroische Handlung gerettet. (Fortsetzung folgt.)

Musikalische Kunststücke.

Vor mehr als 100 Jahren machte in Frankreich, und namentlich in Paris, ein Violinspieler ebenso viele und vielleicht noch größere Sensation, als jetzt Paganini. Sein Name war de Loveillet und seine Leistungen auf diesem Instrumente nannte man die weiße Magie.

Man las damals von ihm folgende wunderbare Kunststücke:

Er ahmte vor der Königinn von Frankreich auf der Violine alle die Schmerzens-Töne einer Gebährenden nach und man hörte überraschende Echos. Dann spielte er ein Trompetenstück, das alle Freuden einer glücklichen Niederkunft andeutete.

Er allein spielte eine ganze Oper. Eines Tages hatte er sich in ein Zimmer verschlossen. Da executirte er die Oper „Roland"; er setzte 2 Flöten an den Mund, auf diesen blies er, während er die Geige strich. Auf diese Weise vereinte er in sich ein Orchester. Er ahmte alle Stimmen, selbst die eines Kindes, täuschend nach. Durch die verschiedenen Töne seiner Kehle vernahm man Duette, selbst Chöre. Als er den wüthenden Roland darstellte, entstand am Schlusse ein so großer Lärm, daß man glaubte, er habe in dem Zimmer Alles in Stücke zerschlagen. Man kam auf den Tumult herbei, aber Alles befand sich in der größten Ordnung.

Einst, eingeschlossen in sein Zimmer, kam er auf den Einfall, einen Streit zwischen Männern und Frauen darzustellen, die sich zankten, schimpften, schlugen und sich zu ermorden drohten. Er ahmte alle sich wechselseitig unterbrechenden Töne der Angst und der Wuth so meisterhaft nach und bereitete darin eine so wunderbare Mannigfaltigkeit, daß Jeder diesen Lärm für eine wahre Schlägerei hielt. Man rief einen Polizei-Commissär zu Hülfe. Dieser pochte heftig an die Thüre, war aber nicht wenig erstaunt, als sie ihm Loveillet öffnete und er ihn allein fand. Er sah sehr ruhig aus und äußerte sein Befremden über einen solchen Besuch. In dem Zimmer befand sich Alles an seinem Orte. Der Commissär entfernte sich; kaum aber war er auf der letzten Stufe der Treppe, so fing der Lärm von neuem an. Er kehrte rasch um, fand aber Loveillet eben so ruhig, wie zuvor. Es für einen Hohn haltend, wollte er ihn auf der Stelle verhaften, er besann sich indeß eines Bessern, um sich dadurch nicht auf eine unvortheilhafte Weise zum Stadtgespräch zu machen.

Die Taucher in Decan.

Der Lieutenant Taylord, dem man die folgenden Nachrichten verdankt, verlor eines Tages einen Brillanten-Ring in einem Teiche von Decan, (einer Indischen Provinz), wo er sich gebadet hatte. Man rieth ihm, sich an eine Gesellschaft Taucher zu wenden und diese verschaffte ihm wirklich, gegen alles Erwarten, nach einigen Stunden den Ring zurück.

Das Oberhaupt dieser Gesellschaft ist in diesem Theile Indiens, wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit, womit er sein schwieriges Geschäft ausübt, sehr berühmt. Er trägt einen prächtigen Stab, den ihm der Peischwah Böje Row zum Geschenke machte, weil er ihm einen köstlichen Smaragd aus dem Flusse Taptie herausgenommen hatte. Eine Gesellschaft Taucher besteht gewöhnlich aus drei Individuen, wovon zwei abwechselnd niedertauchen, während der Dritte sich an dem Ufer des Wassers aufhält. Die zwei Taucher tauchen an dem angegebenen Orte unter, indem jeder einen Eimer von 7 Zoll Tiefe und 6 Zoll Durchmesser mit sich nimmt. Sind sie auf dem Boden des Wassers angekommen, so füllen sie ihre Eimer mit Erde und Sand an, dann kommen sie mit ihrer Last herauf. Während der dritte Genosse sich damit beschäftigt, den Eimer zu leeren und darin sorgfältig den verlorenen Gegenstand zu suchen, tauchen die ersten wieder nieder und setzen diese Arbeit mehre Stunden fort, bis sie die Oberfläche des Bodens an der angegebenen Stelle ganz untersucht haben. Selten verfehlen sie ihr Ziel. Jeder Taucher bleibt gewöhnlich 1½ Minute unter dem Wasser. Man gibt ihnen gewöhnlich das Drittel vom Werth des gefundenen Gegenstandes.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

Beilage zu Nr. 8 der Treviris.

Theater in Trier.

(Eingesandt.)

Die beiden Füchse, Oper von Mehul.

Es ist und bleibt immerhin eine schwierige Aufgabe, Französische Opern, wie obgenannte, selbst bei guter Bearbeitung, mit Effect auf Deutsche Bühnen zu übertragen. Sie gehören besonders, als opera comiques, schon in ihrem Vaterlande, Frankreich, einem besondern Zeitalter an und waren damals berechnet für Theater, die sonst Theater deFeydeau, später des Variétés, des Gaiétés rc. genannt wurden, welche in ihrer ganzen Institution nach Lokal und Personale so etwas Eigenthümliches haben, daß es auf Deutschen Bühnen mit Deutschen Zungen und Deutschen Kehlen nicht leicht wiedergegeben werden kann. Ein andres ist es aber mit Mehul's herrlicher, tiefgedachter und sinnig bearbeiteter Oper Joseph in Egypten, welche noch heute auf allen Deutschen Bühnen von Kennern und Verehrern dieses Genres von Musik gerne gesungen und gehört wird. Dagegen spricht aber m. E. die hier am vergangenen Dienstag unter dem Namen: Die beiden Füchse, oder je toller je besser, sonst auch „List und Liebe" nur in wenigen Momenten an. Gehört zu diesen auch z. B. das artige Duett, mit welchem, nach der im Ganzen sehr einfach instrumentirten und gehaltenen Ouvertüre, der Husaren-Rittmeister mit seinem Diener Franz beginnt, so wie denn auch die erste Arie, worin er die List, den alten Maler zu fangen, beschließt, so ist doch der Darstellung dieses echt Französischen Charakters Hr. Hübsch nicht wohl gewachsen und für dessen sonst eben nicht üble Bariton-Stimme liegt die ganze Parthie überhaupt zu hoch.

Mad. Müller, als Antonie, sang das darauf folgende Allegretto mit Guitarre-Begleitung in des Malers Hause — die wohl ammeisten ansprechende Scene, wie gewöhnlich, recht gut und wurde in der sich als Trio endenden Stelle von Hrn. Hübsch und Müller ziemlich gut begleitet.

Hr. Huppmann hat wiederum durchweg gut gesungen und gespielt, wiewohl er weder in dem Einen, noch dem Andern hier etwas Besonderes zu leisten gehabt; denn die Intrigue so eines bei aller Schlauheit zuletzt doch betrogenen Alten spielt sich nicht schwer, und sein erster Sieg über Kleefeld gelang ihm recht wohl.

Das erste Finale wurde durch das Erscheinen von Mad. Euling, als Jakerle, recht interessant und, da es mehr Spiel-Parthie ist, auch von dem Ensemble, bis auf einige an's Ungezogene grenzende Extravaganzen, gut durchgeführt.

Der zweite Akt begann mit einem sogenannten Entre-Akt unter angenehmer Zurückführung auf das vorerwähnte ansprechende Motiv hinter der Scene und wurde durch die Laune des Hrn. Dreves, als Nicola, mit glücklichem Gebrauche des Schwäbischen Dialekts oft recht komisch. Hoch komisch war ins Besondere das Duett, in welches Nicola aus Freude über ein ihm wohl bekanntes Schwabenlied, wie es schelmischer Weise Franz sang, mit diesem verwickelt wurde, so daß endlich Beide in der possirlichsten Attitude darnach tanzten.

Dagegen gelang das Duett zwischen Kleefeld und Franz, worin dieser jenem zur Darstellung des Bayard Panzer, Helm und und Schild vorbereitet, weniger, und die Darstellung selbst im Attelier des Werner, wie das Quartett, unter welchem sie Statt hatte, ließ noch mehr zu wünschen übrig, wie auch nicht zu verkennen, daß dies die schwierigste Spiel- und Gesang-Parthie des ganzen Stücks ist. Aber auch mit dem Mangelhaften hierin versöhnte im darauffolgenden Finale das Wiedererscheinen des Jakerle, welcher überhaupt besser, als wir ihn hier sahen, wohl nicht gegeben werden kann.

Die falsche Catalani von Baeuerle.

Während wir von Tag zu Tage frühere Zusicherungen der Theater-Direction, das Opern-Personal durch einen wenigstens einigermaaßen tüchtigen Tenoristen ergänzen zu wollen, verwirklicht zu sehen hofften, führt dieselbe uns, aufs angenehmste überraschend, statt dessen, Mad. Catalani vor; — aber doch nicht die wahre, sondern nur die falsche, jedoch in einem recht guten Abdrucke, in der Darstellung des Hrn. Kirchner als Gast.

Die unter diesem Namen am verwichenen Donnerstage gegebene Vorstellung hat, wie man mit Wahrheit behaupten darf, allgemein gefallen, wenn schon sie eben nicht vorbereitet schien, was da ammeisten auffiel, wo der gewandte Hr. Kirchner mit einem und dem andern sich einer weniger guten Memorie erfreuenden Mitgliede unsrer Bühne zusammengeführt wurde. Obschon die übrigen keine bloßen Nebenrollen waren, so war doch nur die Aufmerksamkeit auf unsren Gast gerichtet, der mal auf mal den rauschendsten Beifall erhielt. Derselbe hat ihn auch mit vollem Rechte verdient, indem es, mindestens einem Manne, nicht wohl möglich ist, eine ähnlichere und treffendere Carricatur in Mimik und Gesang zu liefern. Dabei war die verschiedene Toilette bei der Ankunft in des Schulmeisters Hause und besonders nachher beim Auftreten im Conzerte so ausgezeichnet und geschmackvoll, daß die himmlischen Eingebungen der Oberpriester am Altare de la Mode des Dames hier ihren wesentlichen Einfluß geübt zu haben schienen.

So viel für jetzt davon, indem wir die gewisse Aussicht haben, den vielseitig ausgesprochenen Wunsch einer Wiederholung dieser Vorstellung durch Gefälligkeit der Direction, wie unsers willkommenen Gastes, erfüllt und dann uns im Stande zu sehen, darüber uns vollständig zu äußern. P.....

Freitag 23. Januar, Hans Luft, Lustspiel in 4 Abtheilungen. (Eingesandt.)

Dieses nach einem bekannten Roman des Paul de Kock für die Bühne von Lebrün bearbeitete Lustspiel gehört gewiß zu den unterhaltendsten Stücken dieses Genres, und was sollte man hier mehr wollen, als eine angenehme Unterhaltung? Das Spiel der Einzelnen griff recht ineinander und die ganze Aufführung war eine gelungene zu nennen. Hans Luft, der Held des Stücks, ist ein ungeschliffener Diamant in den Händen eines blinden Juveliers; er wird von seinem Pathen Rigolard, einem Französischen Tanzmeister, erzogen, der einen Entrechat als das erhabenste Studium, und einen Ball als das Ziel der menschlichen Vollkommenheit betrachtet. Hans Luft lernt bei ihm kaum seinen Namen schreiben. Nur eine weibliche, zarte Liebe kann diesen ungeschliffenen Stein glätten und in einen künftigen Jean verwandeln. Der Zufall führt ihn mit einer Fr. v. Sturm, die er vor einem räuberischen Anfall gerettet, zusammen; seine Natürlichkeit gefällt ihr, sie ihm. Als neuer Sargines schämt er

sich seiner Ignoranz, holt das Versäumte nach, erscheint in den ersten Zirkeln, bei Hof auf'm Ball; eine Wiedererkennung zwischen ihm und der nie aus seinem Gedächtnisse entschwundenen F. v. St. findet statt und das Ende läßt sich, wie bei allen Lustspielen, auch hier leicht errathen. Dazu kommen noch einige interessante Nebenscenen, Zerrbilder von Höflingen und Hofdamen, eine mißglückte Entführung u. d. gl. Alles vereinigt sich zu einem anmuthigen Ganzen. — Mit den Leistungen der beiden Hauptpersonen Hans Luft (Hrn. Hübsch) und Rigolord (Herr Kirchner) konnte man vollkommen zufrieden sein, was als ein um so größeres Lob gelten kann, da die vorjährigen Leistungen der HH. Herwegh und Neußler wohl zu den gelungensten gehörten und gewiß noch bei Vielen in frischem Andenken schwebten. Hans Luft war indeß jedenfalls am besten im Kaffeehause heimisch. Obgleich auch der ungebildeteste Mensch unter Gottes Sonne sich schwerlich in Gegenwart und im Hause der schönen Fr. v. Sturm auf solche Weise niedersetzen wird, wie es Hans Luft that, so wollen wir dies jedoch Hrn. Hübsch keineswegs zum Vorwurf machen, da es in der Rolle selbst begründet ist. Die Scenen des 3ten Akts sind von keiner besondern Bedeutung. Hr. Hübsch gab sie gut und mit Anstand. — Hr. Kirchner, als Rigolard, war die Krone des Ganzen. Sein Spiel und seine Sprache waren so trefflich, als nur zu wünschen, und hätten es wohl verdient, daß das Publikum dem Künstler ein deutlicheres Zeichen seines Beifalls gegeben. Wenn wir übrigens mit dem größten Recht aussprechen zu können glauben, daß bei gegenwärtiger Darstellung Alles in Hrn. Kirchner einen Franzosen erblicken ließ, so müssen wir aber in Bezug auf die frühere Darstellung durch Hrn. Neußler hinzufügen, daß jeder Zoll an ihm auch einen Tanzmeister beurkundete; und grade hierin bestand, nach unserm Dafürhalten, ein Hauptvorzug der vorjährigen Aufführung vor der jetzigen. — Adelaide (Dem. Koch) gab ihre kleine Rolle befriedigend. — Von dem Spiel der Dem. Heller, als Frau v. Sturm, läßt sich, wie von allen ihren übrigen Leistungen, nur Rühmliches sagen, und ein gleiches Lob verdient gewiß auch die Sorgfalt, welche sie jedesmal auf die Wahl und Zierlichkeit ihres Costüms verwendet. — Die Anfälle von Nervenschwäche des Hoffräuleins v. Schnuffel (Mad. Euling) erkannte man nur zu leicht als fingirte, und es war auch hierin das Spiel der Mad. Neußler im vorigen Jahre gelungener. — Den edlen Herrn von Frosch und von Huppel (HH. Oldenburg, Löwe) möge aber zur Nachricht dienen, daß schwerlich ein Hof existirt, wo solche Kammerjunker zu finden sind.

Schließlich erlauben wir uns noch die Anfrage, woher es wohl gekommen, daß diesmal die Rolle des Rigolard so viele Textes lücken bemerken ließ, welche gewiß nicht geeignet waren, zur Hebung des Stücks mit beizutragen. Wir rechnen dahin namentlich die sehr launige Erzählung seines Zusammentreffens mit Russischen Kriegern, welche in der frühern Darstellung so sehr ergötzte? Die Zeit reichte doch wohl hin, das Stück ohne Lücken aufzuführen, da es bereits um 8 Uhr zu Ende war.

S...

Erwiederung.

(Eingesandt.)

In Bezug auf den Nachtrag zu den Theater-Berichten der Trier. Ztg. Nr. 15 diene hiermit Folgendes als kurze Erwiederung.

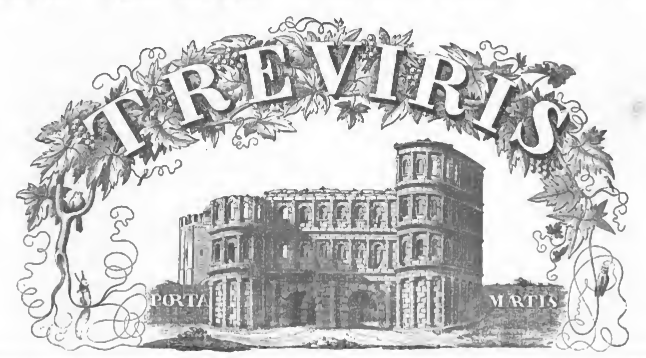
In einem Theaterberichte der Treviris Nr. 5. war gesagt worden:

„Die Aufführung dieser beiden Stücke scheint lediglich in der Absicht erfolgt zu sein, um den unausgesetzten Forderungen des vorjährigen Theater-Kritikers, der Kotzebue'sche Stücke anrieth, Genüge zu leisten. Wir müssen jedoch gegen die Aufführung von Ritterschauspielen, wie Johanna von Montfaucon, auf unserm Theater wenigstens ergebenst protestiren, eingedenk der Worte A. W. v. Schlegels u. s. w."

Diesen Worten beliebt der Theater-Kritiker der Tr. Ztg. in dem Nachtrag den Sinn unterzulegen, als stecke darin ein gegen ihn gerichteter offener oder versteckter Angriff, und werde ihm nicht nur das Anrathen Kotzebue'scher Stücke im Allgemeinen zum Vorwurf gemacht, sondern auch insbesondere das Anrathen der oben bezeichneten Kotzeb. Stücke unter vielen andern desselben Verfassers mit Tadel beigemessen. Denn anders können doch wohl seine Worte, daß er wahrhaft daran unschuldig sei, daß wir nicht wüßten, wie viele und gute Stücke neben manchen geringeren Kotzebue geschrieben habe, nicht verstanden werden. — Nur einem an Geisterseherei gränzenden Scharfsinn des Th. Kr. ist der ganze Ausfall gegen uns zuzuschreiben, denn alle von ihm in der Treviris erblickten Angriffe gegen seine Person sind fingirte Gebilde seiner Einbildungskraft, und seine Ausfälle gegen uns treffen somit im Geringsten nicht. Erstlich bleibt es wahr, daß er Kotzebue'sche Stücke im vorigen Jahre der Theater-Direction dringend anrieth, wie schon aus seinen eigenen Worten im Nachtrag erhellt; und wer sollte ihm je darüber einen Vorwurf machen? Am wenigsten wir, die wir selbst öfters eine gute Wahl derselben anrühmten. — Zweitens, ist in unsern oben angeführten Worten mit keiner Sylbe angedeutet, als habe der Theater-Kritiker der Tr. Ztg. gerade die Wahl schlechter Kotzebue'scher Stücke unter so vielen besseren angerathen. Findet Jemand in unsern Worten über Ritterschauspiele wie Johanna von Montfaucon und ähnliche etwas Empfindliches, so trifft dieß, wie jeder Unbefangene erkennen wird, wahrlich nicht den Theater-Kritiker der Tr. Ztg., der im Allgemeinen Kotzebue'sche Stücke anempfahl, sondern die Theater-Direction, welche, unter den vielen guten Sachen Kotzebue's, gerade solche öfters auswählte, deren Darstellung nach den Verhältnissen unserer Bühne nie ganz gelingen kann. Also auch hierin hat das Auge des Theater-Kritikers etwas zu sehen geglaubt, was in der That nicht existirt. — Ohne uns in eine fernere Beleuchtung des Nachtrags einzulassen, bemerken wir diesem Theater-Kritiker, daß die Vorwürfe der Arroganz und Unschicklichkeit, die er uns beizulegen wünscht, nach dem oben Gesagten um so mehr ihn selbst treffen, als er sich beigehen ließ, feindliche Angriffe von unserer Seite zu argwöhnen, wo keine sind, er also in dem Falle ist, ohne das Gelesene richtig verstanden zu haben, seine Visionen Andern mit Gewalt aufdringen zu wollen.

Indem wir mit der größten Ruhe allen fernern Angriffen des Theater-Kritikers der Tr. Ztg. entgegensehen, falls sie in der einem Gebildeten ziemenden Art geschehen, sind wir doch keineswegs gesonnen auf Angriffe, wie der obige, mit einem Worte künftig zu antworten.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 31. Januar. N°. 9.



Notizen über früher gefundene antike Gegenstände im Bezirke von Trier.

von J. H. Wyttenbach.

Die Gegenstände, welche ich hier anführe, sind größtentheils für die Oeffentlichkeit wieder verloren. Einzelne Liebhaber hatten die beweglichen Sachen an sich gebracht — und wer weiß, wo manche derselben in diesem Augenblicke sich befinden mögen, besonders diejenigen, deren Besitzer unsre Stadt verlassen haben, oder selbst auch schon im Auslande gestorben sind *)! Ich will übrigens durchaus nicht alle Besitzer von Privatsammlungen unpatriotischer Gesinnungen beschuldigen. Mancher von ihnen ist bewandert in der Kenntniß von dergleichen Dingen, und hat Liebe dafür — und wird schon deshalb sorgen, daß nichts Bedeutendes für unsern Boden sich verlieren werde.

Diese Notizen hatte ich zur Zeit gesammelt und niedergeschrieben. Sie bleiben immer für uns historisch merkwürdig; wenn auch die Gegenstände selbst auf immer entweder exilirt, odee gar zertrümmert sein sollten.

Meine Nachrichten gehen vom J. 1820 bis 1825 einschließlich; verbreiten sich aber nicht über Gefundenes, das schon bei anderen Gelegenheiten bekannt gemacht, oder auch in unser Museum niedergelegt wurde.

---

1) Im Herbste 1820 fand man zu Castel bei Saarburg mehre Ruinen von Wohnstätten, Reste einer Römischen Wasserleitung, Waffen, Legionssteine. — Hier wurde auch ein schmaler, goldener, mit Facetten gearbeiteter Ring gefunden. Auf acht Facetten waren Buchstaben. — Ferner wuede hier ausgegraben ein geüner, edler, ovaler Stein mit dem Intaglio **) eines Greifenkopfes, den eine Krone und die Priesterbinde schmückte; dann ein Götze von Bronze, wahrscheinlich ein junger Bachus; fernee ein Geiffel aus Elfenbein, ein viereckiges Medaillon haut-relief aus Elfenbein; eine Figur mit drei tragischen und komischen Masken, einem abentheuerlichen Kopfputz und einem Schwert an der Seite (Alles herrlich gearbeitet); mehre Münzen, auch eine Togaschnalle.

2) Im J. 1821 fand man in Rittel, bei Anlegung eines Mühlgeabens, mehee Römische Alterthümer; eine Aschenurne, eine Schale von gelber Erde, Münzen von Vespasian, Maec-Aueel, Valentinian und Valens. Bei der ehemaligen Hirtenwohnung befinden sich, wie ein Kenner mich versicherte, mehre, noch wohl erhaltene Römer-Mauern aus Kalkstein, zieelich, wie jene in unserm Amphitheater, gearbeitet; auch ein unterirdischer Gang, der oben auf dem Berge in den Hecken (Lumbüsch genannt) bei der Römerstraße herausführt. Neben jenen Mauern lagen viele Gerippe aufeinander, dazwischen Römerziegel und Mörtel. Aus jenem Gemäuer, wo der berührte Kenner graben ließ, brachte er zierliche Wandmalerei (roth und blau mit Arabeöken) mit nach Hause.

3) Der nämliche aufrichtige Liebhaber hat mir auch folgendes mitgetheilt: Ueber die Fläche bei Pellingen, nach Zerf zu, zieht eine Römerstraße zwischen der dortigen Hauptstraße, und jenee nach dem Benrather Hofe zu. Es ist an derselben noch ein hoher viereckiger Meilenstein sichtbar. Links von jener Römerstraße südöstlich liegen drei, ziemlich gleiche, runde Hügel, von ebenfalls ziemlich gleicher Höhe, die drei Köpfe genannt.

Bei Durchschneidung des mittleren, der sich vor den beiden anderen auszeichnete, fand sich lose, mit Sand untermischte, gegen die Tiefe zu etwas fettige

---

*) Von manchen Dingen, die hier angeführt werden, kenne ich die damaligen Besitzer; aber es ist nicht nöthig, hier ihre Namen zu nennen.

**) Intaglio's nennt man die kleinen, tiefgeschnittenen Gemmen.

Erde. Von dem Gipfel des Hügels, zwischen 8 — 9 Fuß in die Tiefe, bis wohin sich kein Steinchen gefunden hatte, stießen wir (sagte mein Erzähler) in der Mitte dieses regelmäßig in's Kreuz durchschnittenen Hügels, auf glatte Wackensteine, zum Theil von bedeutender Größe, die, ohne irgend eine Mörtelverbindung, symmetrisch in die Runde, gerade wie die Form des Erdhügels selbst, vierfach aufeinander gelegt und zusammengefügt waren. Darunter war die Erde fetter, als die bisher gefundene, und etwas in's Röthliche spielend. Alles tiefere Nachgraben führte zu keinem weitern Resultate, obgleich es bis auf den, aus Thonschiefer bestehenden Urboden fortgesetzt wurde. —

(Fortsetzung folgt.)

Genealogische Fragmente, ein Beitrag zur Geschichte der Familie von Sötern.

Von M. F. J. Müller.

(Schluß.)

Philipp Franz v. Sötern, Freiherr zu Dagstuhl, vermählte sich mit Magdalena Isabella Gräfinn von Cronberg.

Johann Rheinhard v. S., geboren am 22. November 1596, vermählt mit Johanna Gertrud v. Pallant. Siehe Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 328 a., wo derselbe ein Herr zu St. Johannsberg und Stadthalter zu Trier genannt wird.

Maria Elisabeth v. S., geboren 1598, starb unverheirathet im J. 1619.

Maria Diana v. S.

Maria Sidonia v. S., im Jahr 1682 vermählt mit Rotgar Wilhelm Grafen von Oettingen-Wallensten. Starb am 23. Sept. 1691.

Friedrich v. S. erscheint namentlich in der Belagerungsgeschichte von Boppard (1497) bei Hontheim a. a. O. Seite 520 a.

Friedrich v. S., ehemaliger Domherr zu Trier, ein naher Verwandte des folgenden Philipp Christoph. In einem Aktenstück vom 24. Dez. 1633 (bei Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 423 b.) lesen wir von diesem Friedrich kein ehrenreiches Zeugniß; er habe sich gegen die Trier'sche Kirche und das Domkapitel daselbst über die Maaßen versündigt, so, daß er durch sein Betragen den damaligen Philipp Christoph v. Sötern, sowohl des Eintritts in das Domkapitels, als des Erzbisthums untauglich gemacht habe *).

Philipp Christoph v. Sötern, geboren am ersten Dezember 1567, am 16. September 1604 zum Domprobst zu Trier erwählt und am 23. Sept. 1623 zum Erzbischof von Trier; schon früher Bischof zu Speier. Nachdem dieser sonderbare Mann sich sowohl, als anderen Menschen zum Verdruß, viele Jahre durchlebt und durchschwebt hatte, starb er am 7ten Hornung 1652. Die Gesta Trevirorum cap. 196 (bei Hontheim im Prodromus Tom. II. Seite 884 b.) lassen ihn erst im 87ten Jahr seines Alters sterben; so auch unsere Geschichtschreiber überhaupt: wenn indessen die Quelle, aus welcher ich geschöpft habe, rein und richtig ist, daß nämlich Philipp Christoph am ersten Dezember 1567 geboren wurde, so war derselbe 84 Jahr, 2 Monat und 7 Tage alt, als er starb. — Der oben genannte im Jahr 1594 gestorbene Chorbischof Philipp Christoph hatte für seine Familie ein Fideicommis errichtet: unser Erzbischof dieses Namens errichtete ein neues unter Datum 6. März 1634, welches ich in Handschrift eingesehen habe; in einer Stelle desselben heißt es: „Weylandt unser lieber Vetter „Philipp Christoph von Sötern, Chorbischof zu Trier, „Domsänger zu Speier, seligen Gedächtniß, gedachtem Stammen und Nahmen zu Beförderniß und „Gutem, ein fideicommissum familiæ gestiftet, welches zwar unserem lieben Brudern Conradin von „Sötern seligen anvertraut gewesen, aber guten Theils „im Land Luxemburg geschmälert rc."

An einer anderen Stelle daselbst wird gesagt: „Darneben aber im Fall die Capella S. Sebastiani, „so in vorberührter Pfarrkirche zu St. Wendel begriffen, darinnen unsere liebe Vor- und Elteren „seligen Begräbniß und Ruhebettlein von langen Zeiten her gehabt und noch haben."

Wer sich mit der Geschichte dieses sonderbaren Mannes bekannt machen will, der lese vorzüglich die Aktenstücke bei Hontheim, Hist. Trevir. diplom. Tom. III. Seite 276 — 670; dann Brower Annal. Trevir. Tom. II. Seite 475 — 552 und Wyttenbach's Geschichte von Trier, IV. Abtheil. 6ter Abschnitt, Seite 125 — 225. —

Diese Geschichte enthält viele traurigen Denkmäler jenes unruhigen Zeitalters; mannigfaltige Beweise von dem beweinenswürdigen Zustand unserer Vaterstadt und unseres Vaterlandes!

Zum Schlusse ein Anekdötchen, welches wir aber dem Faden der Geschichte nicht anknüpfen wollen. Bis zur Ankunft der Franzosen (1794) war eine Nachtwache für die Domkirche von dem Domkapitel besoldet und vereidet; dieser Mann hatte sein Nachtlager in einer hölzernen, ungefähr 12 Schritte von Söterns Grab entfernten, Hütte: derselbe erzählte so manchem Trierer recht ernstlich, wie er schon mehrmalen in der Domkirche nach Mitternacht gehört habe einen Wagen her rollen, bei dem Grabe Philipps von Sötern anhalten und nach wiederholtem Umherfahren, nochmal zu dem Grabe zurückkehren. Indessen wird sich dieser Wächter nun schon längstens überzeugt haben, daß Söterns Geist eben so wenig zu seiner Hülle zurückgekommen sey, als er zu seiner hölzernen Hütte. Wir zweifeln nebstdem auch nicht daran, daß der auf Söterns Grabmal geäußerte Wunsch durchaus erfüllt sein werde:

Habeat quietem moriendo,
quam vivendo habere non potuit.

*) Et sibi quidem, eo quod quidam Fridericus a Soetern ipsius agnatus et de ipsius stemmate, ante hac canonicus Trevirensis, ut ex processu et actis desuper confectis constat, enormissime contra ecclesiam et capitulum trevirense deliquerit, et sic agnatum suum modernum Philippum Christophorum à Soetern Canonicatus, multoque magis electivi Archiepiscopatus Trevirensis, juxta propriam ipsius extensionem, inhabilem et incapacem reddiderit. Man vergleiche hier die Eidesformul, welche die ehemaligen Domherrn bei ihrer Aufnahme schwören mußten; wie auch den Artikel a der Statuten des Domkapitels vom Jahr 1338 in meiner summarisch-geschichtlichen Darstellung der Kollegiatstifter unserer Vaterstadt rc. Trier, 1826, Seite 48.

Ueber die Wahl des letzten Prälaten der Abtei St. Maximin.

Folgende zwei kurze Schreiben, das eine von dem verehrungswürdigen Suffragan, Herrn v. Pidoll, und das andere von dem milden und frommen Erzbischofe Clemens Wenceslaus, geben über die letzte Prälaten-Wahl zu St. Maximin eine nähere Auskunft. Sie verdienen daher wohl als ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Abtei St. Maximin aufbewahrt zu werden,

und dies um so mehr, als sie auch zugleich für die religiösen und edeln Gesinnungen ihrer Verfasser ein sehr ehrendes Zeugniß sind. Hansen,

Pfarrer von Lisdorf.

I.

Hochwürdigster Erzbischof,
Durchlauchtigster Kurfürst,
Gnädigster Herr, Herr!

Berichte Euer Durchlaucht unterthänigst, daß der zu Sauer-Schwabenheim — einer der Abtei St. Maximin zugehörigen, zwei Stunden von hier entlegenen Probstei — seit 28 Jahren wohnende Religios, Benedikt Kircher, gestern dahier mündlich mir angezeigt hat. daß am 7. dieses die Abtswahl auf ihn ausgefallen sey Derselbe trug zwar großes Bedenken, in gegenwärtiger betrübter Lage der Abtei, die Abtswürde anzunehmen, entschloß sich doch endlich dazu, und wird seine schriftliche Acceptation ehestens an das Convent abschicken. Von Trier ist mir zwar noch keine offizielle Nachricht über diese Wahl zugegangen; weil man ohne Zweifel die Anlangung der Acceptation des Gewählten — ein wesentliches Stück des Actus Electionis — abwarten wird. Sobald also das nähere mir zugehen wird, entstehe ich nicht, selbes unterthänigst einzusenden, und bemerke vorläufig gehorsamst, daß der neu erwählte, Ein, nicht nur von dem letzt abgelebten Abten, sondern allgemein geschätzter Disciplin liebender, rechtschaffener Mann sei.

Der in tiefster Ehrfurcht ersterbe

Mainz, den 14. Februar 1797.

Euer Kurfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst-treugehorsamster
M. J. v. Pidoll.

II.

Dresden, den 23. Hornung 1797.

Mein lieber Herr Weihbischof!

Ich danke Gott, daß er die Gemüther zu St. Maximin dahin geleitet, daß solche auf einen frommen und die Disziplin liebenden Mann in der vorgewesenen Wahl gefallen sind, inmassen ich immer besorgte, daß unter französischer Begünstigung ein Anderer, welcher Ihnen wohl bekannt ist, gewählt werden dürfte, und da ich solchen zu konfirmiren mich nicht getrauet hätte, so hätten unangenehme und vielleicht nachtheilige Folgen hieraus entstehen können. Uebrigens verbleibe ich in Rücksicht der Confirmation bei meiner vorigen Entschließung, und ich will die unglückliche Lage des Päbstlichen Hofes zur Ausdehnung meiner Erzbischöflichen Gerechtigkeiten nicht benutzen.

Ich bin mit den bekannten Gesinnungen,
Mein lieber Herr Weibischof,
Ihr gutwilliger und wohl affectionirter
Clemens Wenceslaus.

Die verborgene Hand.

(Nach dem Französischen des Leon Gozlan.)

(Fortsetzung.)

Neun Uhr 20 Minuten trat Herr von Grignolles herein, ging auf Frau von Hacqueville zu, küßte ihr freundlich die Hand und warf mir ein anmuthiges Lächeln zu.

Frau von Hacqueville flüsterte mir hierauf, indem sie sich gegen mich hinneigte, leise zu: Jetzt kommt die Reihe an die Damen. 9 Uhr 35 Minuten reichen Sie der Frau von Aiguerousse diesen gepolsterten Stuhl.

— Frau von Aiguerousse, ist das nicht Ihre Busenfreundinn, die, welche beständig ihre rechte Hand unter ihrem Schnupftuche verborgen hält, die nie mitspielt und die Ihnen Alles mit der linken Hand darreicht?

— Das ist Frau Casa-Bianca, die Sie mir da beschreiben.

— Ist diese eine Fremde?

— Nein; aber ihr Gemahl, General eines Corps der Italienischen Armee in der Zeit der Republik, trug diesen berühmten Namen in Italien. Ich zweifle sehr, daß Frau Casa-Bianca von Seite ihrer Familie adelig ist. Sie ist jetzt Wittwe, und besitzt ein edeles, menschenfreundliches Gemüth.

— Und warum verbirgt sie immer ihre rechte Hand?

— Ich weiß es nicht und habe sie nie darum gefragt. Ich will mir lieber eine Freundinn erhalten, als ein Geheimniß erfahren, wodurch ich sie verlieren könnte.

Verzeihen Sie mir meine Unbescheidenheit, sagte ich zu Frau von Hacqueville; weil Sie mir so viele interessante Einzelnheiten über Ihre Freunde mitgetheilt haben, so wagte ich es, über diejenige um Erklärung zu bitten, die mich ammeisten interessirte.

— Frau von Hacqueville stützte sich freundlich auf meine Schultern. Sie erhob sich, um Frau von Casa-Bianca zu begrüßen, die Dame mit der verborgenen Hand.

Während die Frau vom Hause sich anschickte, die Eintretende zu empfangen, traten in gedrängtern Gruppen nach und nach alle Mitglieder der Gesellschaft ein. Stille herrschte, wie früher, in dem Saale. Die Spieltische wurden herangezogen, die Karten darauf geworfen und man fing an zu spielen.

Alle spielten, außer Frau von Casa-Bianca und Frau von Hacqueville. Die rechte Hand der Erstern war, wie gewöhnlich, verborgen; die Linke zeichnete sich unter einem weißen Handschuhe durch ihre schönen Formen aus. Dasselbe konnte man auch von dem Fuße und von dem ganzen Wuchse der Dame bemerken.

— Der Abend verlor sich allmählig bis tief in die Nacht. Die Kerzen fingen an, etwas düsterer zu brennen und die Familienbilder an den Wänden, die in einem günstigen Halblicht der Phantasie zu manchen Spielereien Stoff gaben, schienen aus den langen düstern Rahmen herunter steigen zu wollen, um sich zu den Spielenden hinzusetzen. Die ganze Stimmung des Saales hatte etwas Geheimnißvolles, etwas einsam Schauerliches.

Genug gespielt, sagte ein alter Marquis, indem er die Karten wegwarf. Seht nur, unsere Damen langweilen sich, weil wir so wenig sprechen. Das ist gar nicht galant von uns.

Wirklich hatten die Damen seit ein Paar Viertelstunden das Spiel verlassen, um sich zum Feuer hinzusetzen, wo sie den beiden andern Damen Gesellschaft hielten.

— Herr Präsident von Page, erzählen Sie uns eine Geschichte aus der Vergangenheit.

— Aus meiner Jugend, meint wohl Frau von Hacqueville? Aber aus welcher Jugend denn? Ich hatte eine Jugend als Präsident am Parlamente, eine Jugend als Emigrirter, eine Jugend als Soldat in der Armee des Prinzen Condé. Da haben Sie auf einmal 3 Jugenden.

— Wählen Sie die beste.

— Ich wähle die erste.

— Der Präsident seufzte tief auf.

Alle die, welche einst jung gewesen waren, seufzten mit ihm. Es kam mir vor, als hörte ich die Bilder an den Wänden seufzen.

Meine erste Jugend, fuhr Herr von Page fort, sah mich als Präsident am Parlamente: es war im

aus Bronze. d) Ein Seepferd aus Bronze, zum Anhängen. e) Die Hälfte einer zierlich gearbeiteten, stark vergoldeten Pferdekreuze. f) Ein durchbrochen gearbeiteter Griff eines kurzen Schwertes aus Bronze. g) Ein Pferdefuß aus Bronze. h) Ein Schlangenkopf aus Bronze.

Der nämliche Mann benachrichtigte mich im Jahr 1822, daß er bei einem Besuche dieses berühmten Castelles, die steile östliche Felswand unter dem Brunnen, mittelst einer Leiter erstiegen habe. In der Vertiefung sei ein, in den Felsen gehauenes Grab zu sehen gewesen, auf dessen horizontaler Einfassung nach Außen die Inschrift T. CORDEL. sich befunden habe, deren Buchstaben nach Innen, der Höhlung des Grabes zugekehrt seien. Ueber demselben, in der Felswand, sah er zwei sehr verwitterte Basreliefs, deren linkes (vom Beschauer aus) zwei geflügelte Genien, die eine Greisenfigur schwebend emporheben — das rechte aber eben zwei solche Genien, einen Schild emporhebend, darstellt. — —

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über die zwei zuletzt gefundenen Mosaikböden zu Fliessem *).

Diese beiden Böden stoßen an einander und sind, weil sie am tiefsten unter der Erde lagen, von den sechs aufgefundenen ambesten erhalten. Der kleinste von beiden ist 14 Fuß lang und 10½ Fuß breit. Eine Spalte ausgenommen, die ihn der Breite nach durchzieht, ist derselbe ganz unverletzt. Diese Spalte rührt daher, weil die eine Hälfte des Zimmers sich ungefähr 4 Zoll gesenkt hat. Dieser kleine Saal konnte nicht, wie die andern, geheitzt werden; wenigstens bemerkt man unter seinem Boden keine Heitzanstalt.

Die Mosaik ist ausnehmend schön. Die Umrisse der Figuren bestehen aus blauen Steinen, denen weiße Steine, wegen des auffallenden Abstichs, zur Seite gesetzt sind. Was die Figuren selbst betrifft, so sind es concentrische Kreise, die jedes Mal zwischen sich eine Flechte aus verschiedenen Farben und in ihrem Innern eine Rosette einschließen. Neben den Kreisen liegen Figuren, wovon jede aus 4 Kreisstücken gebildet ist. In dem Ganzen herrscht eine schöne harmonische Zusammenstellung und eine außerordentliche Farbenpracht.

Der 2te Boden ist 26 Fuß lang und 14 Fuß breit. Hier sind die Farben, wenn gleich noch zahlreicher, als im ebenbeschriebenen Zimmer, doch nicht so glücklich zusammengeordnet; in den Figuren herrscht aber ungleich mehr Phantasie. Ausgezeichnet ist in diesem Betracht eine Flechte, die sich in einem Halbzirkel, in den die Stube an dem einen Ende geformt ist, befindet. Die schönste Arbeit bietet aber unstreitig dasjenige Feld dar, welches zwischen dem Hauptheile des Zimmers und dem Halbzirkel liegt, und worüber sich wahrscheinlich früherhin ein Bogen wölbte. In der Mitte dieses Feldes sieht man eine künstlich geformte Ideenpflanze, aus der nach beiden Seiten Pflanzenzweige hinranken. Diese Verzweigungen schlingen sich um Thiere, die in verschiedenen Stellungen und Bewegungen, und in bunten Farbenspielen, arabeskenartig, den Blick fesseln.

Rechts verfolgt ein Tieger einen Steinbock, links setzt ein Löwe einem Pferde nach, unten sitzen zwei Eichhörnchen, links ein Storch, der eine Schlange im Schnabel hat, rechts eine Eule. Die verschiedenen Charactere sind auf sprechende Weise kenntlich ausgedrückt, sowohl bei den fliehenden, als den verfolgenden Thieren ist die größte Anstrengung zu bemerken.

Auch an dem Boden dieses Zimmers ist Mehreres beschädigt. Er ruht, mit Ausnahme des Halbzirkels, auf kleinen Säulen und konnte geheitzt werden.

Die Farben der Mosaik im ersten Zimmer sind dunkelblau, hellblau und blaß hellblau; dunkelroth und rosa; gelb und hellgelb; dunkelgrau und hellgrau; grünlichgrau und weiß; im zweiten Zimmer kommen zu diesen Farben noch: grasgrün, hell- und dunkelviolet und ziegelroth.

Die Böden beider Zimmer sind auf Höhere Veranlassung von dem Architekten und Regierungs-Conducteur, Hrn. Chr. Schmidt, unlängst aufgenommen und genau nach den entsprechenden Farben gemalt worden. Jeder noch so kleine Riß der Böden ist auf das treulichste in diesen schönen Abbildungen nachgemacht. Wenn man bei den Arbeiten des Hrn. Schmidt seine Ausdauer, die Genauigkeit seiner Zeichnung, die manchfaltigen Nuancirungen der Farben, die, so zu sagen, plastische Auffassung des Totaleindrucks nicht genug rühmen kann; so müssen wir auf der andern Seite vor der Kunst des Römischen Meisters erstaunen, der diese unzähligen kleinen Würfel zu einem so herrlichen Ganzen zu vereinigen verstand.

Laven.

*) Vergl. Treviris, Nº. 36, 1. Jahrgang.

Kunst-Notizen.

Von U. Krahe.

Man erinnert sich mit Vergnügen eines Mitbürgers, der auf irgend eine Weise, sei es um das bürgerliche Wohl, sei es um den Ruf des Mutterstaates sich ein Verdienst erworben hat.

Dräger hatte, wie in dessen Biographie (Treviris Nº. 5 — 8) bemerkt ist, in der Gymnasial-Zeichenschule zu Trier vorbereitet, die innere Ueberzeugung gewonnen, daß er zur Malerkunst berufen sei: sein Genius führte ihn nach Rom, wo er die größte Zeit einer selbstständigen Existenz ununterbrochen der Muse lebte, bis ihn vor einiger Zeit der Tod von seiner Laufbahn abrief. Seines Kunsttalentes und Fleißes wegen geehrt und geschätzt vom Preußischen Gesandten, genoß er ebenfalls die Achtung und das Zutrauen fremder Künstler.

Manches werthvolle von seiner eigenen Erfindung mag nach seinem Ableben wohl in fremde Hände übergegangen sein, was in Roms geheiligten Mauern seine bleibende Stelle gefunden hat: indessen sind vier von den übrig gebliebenen Bildern den Erben in Trier zugekommen und befinden sich dermalen im Verwahrsam seines Schwagers, des Postsekretärs Hrn. Hölzenbein.

Das erste ist eine Copie unsers Künstlers im kleinen Maaßstab nach dem Ex-voto-Bilde von Correggio in Lebensgröße, vorstellend die heilige Madonna mit dem Kinde, gefolgt von einem Engel und verehrt von dem im Vorgrunde stehenden Hieronymus mit seinem Löwen, und auf der andern Seite von der in Andacht vor dem göttlichen Kinde hinsinkenden Katharina.

Dieses Bildchen trägt ganz den Farbenschmelz, den lieblich faunischen Charakter in den Gesichtszügen und den Gebrauch eines geübten Pinsels, welche dem Meister eigen und zu Gebote standen, in dem Grade, daß es zur Zierde jedes Gemälde-Cabinets dienen könnte.

Eben so hat unser Landsmann im zweiten Bilde dargethan, daß er den tiefen Sinn errathen habe, welchen Correggio in die Scene legen wollte, wo Magdalena, die Büßerinn, in der Abgeschiedenheit eines durch Felsen und Baumgruppen beschatteten Waldraums liegend und die Haupttheile der Figur von der Vorderseite durch den Tagesstrahl beleuchtet, in die Lehren

eines Buches sich zu einer frommern Lebenszukunft mit dem Ernste der Entschlossenheit vorbereitet. Farbenton, Liebreitz und magische Beleuchtung sind dem sanften Originale täuschend nachgeahmt.

In dem dritten Gemälde mußten wir bedauern, nur die kaum sichtbar gebliebenen Reste eines Ecce-homo-Kopfes in Lebensgröße von Guido Reni selbst in dessen späterer Manier wieder zu finden. Indessen ist die Wunderkraft im Effekte des zum Himmel gerichteten Auges und in der Genauigkeit der Umrisse des großen Meisters selbst hier nicht zu verkennen.

Kaum darf man hoffen, daß auch der geschickteste Restaurator hier nur einigermaaßen Etwas leisten könne, ohne die Original-Entstehung zu vertilgen!

Das vierte Bildchen halten wir ohne Anstand für ein echtes Original von Angelika Kaufmann *). Zu vermuthen ist es nicht, daß Dräger, dieser talentvolle Künstler, seine Zeit an Kopierung desselben verwendet haben sollte: denn der mit affektirter Grazie zur Umarmung einer solchen Mutter mit Nichts aussprechender Physionomie emporschwebende Knabe kann unmöglich ihn dazu gereitzt haben; obwohl der über der Gruppe schwebende, mit Lasurfarbe hervorgebrachte Farbenduft nebst dem in der Ausführung bewiesenen Fleiß dieses wohlerhaltene kleine Gemälde für manchen Geschmack zu einem schönen erheben mag. Nur stelle man es einem Raphaelischen Jesus-Kinde nicht allzunahe!

*) Kaum bedarf es hier der Bemerkung, daß der Verf. dieser Kunst-Notizen von der in №. 8 dieser Blätter ausgesprochenen Ansicht abweicht. D. Red.

Die verborgene Hand.

(Nach dem Französischen des Leon Gozlan.)

(Schluß.)

Ich ließ unter der Hand Schilderungen schreiben, die mit den lebhaftesten Farben die schrecklichen Greuel der gerichtlichen Fragen darstellten. Das Volk las sie mit großer Begierde, aber man folterte vor wie nach.

In dieser Zeit wurde ich bestohlen.

Frau von Hacqueville schellte von Neuem, damit die Aufwärterinn Thee umhertrage u. das Feuer nachlege.

Neugierig lehnte sich die gute alte Aufwärterinn, nachdem sie ihren Dienst vollbracht, an den Kamin, und wollte auch hören.

— In dieser Zeit wurde ich bestohlen, erzählte Herr von Page weiter, und ich machte die Anzeige davon bei dem General-Prokurator, meinem Collegen.

Der Diebstahl bestand in einer mit Diamanten besetzten Tabaksdose, welche ungefähr 20,000 Livres werth war. Ich hing an deren Besitz um so mehr, weil sie aus dem Nachlasse meines Vaters war.

Der General-Prokurator begann die Untersuchung. Ich mußte ihm mein Haus und die geheimsten Schlupfwinkel desselben öffnen. Weil ich der Justiz in dieser Angelegenheit freien Lauf lassen wollte, so mußte ich mich hierzu schon bequemen.

Die Tabaksdose wurde gefunden. Sie lag in dem Strohsacke meiner Milchschwester Franzisca.

Hier erscholl ein allgemeines Geschrei in dem Saale der Frau von Hacqueville.

Der Präsident von Page ließ sanft seine Hand von seiner Weste herunter gleiten, fuhr dann damit an sein Auge, das sich mit Thränen zu füllen schien.

— Franzisca, die liebe frische Bauerndirne von Montereau, sie, die sich einst durch Sturm und Schnee an meinen Hals zu werfen kam, auf der Stiege der Sorbonne, Franzisca war zwar durch ihr Leben auf dem Lande von starkem Körperbau, aber durch das stille, ruhigere Leben in der Stadt ein wenig empfindlicher geworden; Franzisca . . .

Der Marquis nahm eine Prise Tabak, aber er ließ den Tabak auf die Erde fallen.

Man schleppte sie vor die Richter; ich wollte mich widersetzen: man legte mir sogar zur Pflicht auf, bei dem Urtheil den Vorsitz zu führen, ironisch sprach man von meiner natürlichen Unpartheilichkeit, und meine Feinde freuten sich im Geheimen. Das Volk drohte mich zu steinigen, wenn ich nicht . . . Hier schwieg Herr von Page.

Ich hörte nichts mehr, als das Feuer, das im Kamin knisterte, als die Schwingungen der Pendeluhr. Die Bilder an den Wänden hatten in diesem Augenblicke mehr Leben in den Gesichtern, als die Menschen.

Herr von Page athmete von Neuem auf. Man griff nach der Folter, denn Franzisca läugnete Alles.

Franzisca wurde entkleidet. O wie das Mädchen schrie! Gott bewahre unsere spätesten Enkel vor einem solchen Schrecken!

Was ich duldete, was ich litt!

Man beschwerte ihr das Knie mit einem Pflock, mit Blei angefüllt und . . .

Die alte Aufwärterinn der Frau von Hacqueville ließ sich mit einem entsetzlichen Schrei auf den Boden fallen und schlug mit der Stirne an die Feuerböcke. Herr von Page lief zu ihr, hob ihr den Kopf in die Höhe und nachdem er sie unter Furcht und Angst untersucht hatte, rief er laut: Kurz darauf starb Franzisca.

Dann fuhr er leise fort:

Jetzt verdoppelte man die Folter. Meine Herrn, Franzisca war unschuldig; ich wußte es. Ich war es, der die Tabaksdose in das Bett versteckt hatte, um über Franzisca das Urtheil ergehen, sie verurtheilen und sterben zu lassen.

Alle Frauen verhüllten sich das Gesicht. Wenn ich einen Dolch gehabt hätte, ich hätte ihn geradeswegs dem alten Präsidenten in's Herz gestoßen. Aber der Präsident schloß die Augen, sammelte sich ein wenig, und fuhr fort:

Man setzte die Daumschrauben fester an. Franzisca lag in Ohnmacht, sie gestand den Diebstahl; ja, sie hat ihn gestanden! aber sie fügte hinzu, daß ich mit ihr an derselben Brust ernährt worden sei, daß sie gekommen wäre von Montereau nach Paris, mitten durch den Schnee, um mich zu umarmen, auf der Treppe der Sorbonne.

Der Präsident hatte kaum seine Schaudergeschichte vollendet, als ich an der Seite der Frau von Hacqueville, wie ein Fantom, eine Frau sich erheben sah, welche, nicht ohne Schmerz, ihren Handschuh auszog, und die an den Wundmalen der Folter noch leidende Hand emporhob, die sie auf das Haupt des Herrn von Page hinlegte; wie niedergedonnert, schlug der Greis mit Entsetzen die Augen nach dieser Hand auf, die über ihm schwebte.

Die übrigen Greise waren blaß: ich betrachtete mich im Spiegel und sah aus, wie eine Leiche.

Und Thränen und Schluchzen kam aus dem Munde dieser beiden tief erschütterten Menschen, und Herr von Page nahm diese Hand, drückte sie an seine Lippen, küßte sie, wie ein Kruzifix im Augenblicke des Sterbens; und es ward ihm verziehen, wie im Augenblicke des Sterbens.

Denn Frau von Casa-Bianca schlang huldreich den andern Arm um seinen Hals, und man hätte glauben

sollen, der Genius der himmlischen Milde wäre als holdes Frauenbild herniedergestiegen, um einen reuigen Sünder ins Himmelreich hinaufzutragen. . . . . . .

. . . .

Denselben Abend war Ball bei Hofe; ich erschien im Richter-Gewande, in einem langen rothen Talare, mit dem Todesurtheile Franziska's. Indem ich ein Knie zur Erde bog, sagte ich zum König Ludwig XVI.: — Sire! Man hat diesen Nachmittag meine Milchschwester, die des Diebstahls angeklagt war, auf die Folter gebracht, ich war's, der sie anklagte; sie hat auf der Folter Alles eingestanden, Sire!

— So? sagte der König gerührt.

— Sire, ich hatte diesen Diebstahl erfunden. Vor Schreck bebte der König zurück.

— Und warum Das, Herr!

— Weil ich dadurch beweisen wollte, wie durch die Tortur der schrecklichsten Lüge Glaube geschenkt und die Wahrheit, die heilige, mit Füßen getreten wird. Sire, es war das Mädchen, welches ich ammeisten auf Erden liebte, und ich habe es zum Beweise hingeopfert. Man wird, denke ich, künftighin meine Meinung annehmen.

Thränen perlten in den Augen des Monarchen und mit einem unaussprechlichen Schmerzgefühle sagte er halb laut zu seinem Kanzler, der neben ihm stand:

— Mein Herr, von diesem Abende an ist die Folter in Frankreich abgeschafft; machen Sie Das in unserm Königreiche bekannt. Und der König verließ den Saal.

M i s z e l l e.

Im Jahr 1829 spielte der ausgezeichnete Catalani-Künstler, Hr. Kirchner, auf der Deutschen Hofbühne in Petersburg. Die Trauerzeit um den edlen Kaiser Alexander war aber damals bei Hofe noch nicht beendigt. Demnach erfuhr die erhabene Monarchinn nur von den Leistungen des Künstlers, ohne sebst ihn gesehen zu haben. Diekunstliebende Kaiserinn äußerte nun den Wunsch: Herrn Kirchner gleich nach beendigter Darstellung im Catalani-Kostüme im Pallaste zu sehen. Der General-Intendant der Theater, Fürst Gagarin, wurde nun noch mit der Vollziehung dieses Wunsches beauftragt. Hr. Kirchner, im reichsten Damencostüm, wurde nun noch mit echten Brillanten der Fürstinn Gagarin (an 200,000 Rubel an Werth) geschmückt, und so ging es zu Hofe, wo eine glänzende Gesellschaft um die Kaiserliche Familie versammelt war. Die Asiatischen, reich von rothem Sammet und Golde strotzenden Leibwachen traten ehrfurchtsvoll zurück, als sie den Fürsten eine Dame (in den Gedanken der Leibwache doch gewiß eine Prinzessinn ersten Ranges —) einführen sahen. Mit leutseligen Worten trat diese Kaiserinn dem verdameten Künstler entgegen und schenkte ihm Worte der Huld. Jetzt wurde Thee umhergereicht, und bald darauf Hr. Kirchner von der Monarchinn zum falschen Catalani-Gesange aufgefodert, der von lebhaftem Beifall begleitet wurde. Die Petersburger „Nordische Bühne," und nach ihr einige Französische und auch Deutsche Blätter lieferten Beschreibungen über dieses Ereigniß.

Theater in Trier.

Montag den 26. Januar: Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in 4 Abth. von Deinhardstein.

Dieses Drama gehört zu den besten Deutschen Sitten-Gemälden der frühern Zeit. Es lehrt uns, fern von allem Waffengeräusche, von allem Theatergepränge, das stille, häusliche, wie auch das öffentliche Bürgerleben in einer freien Reichsstadt zu Anfang des 16. Jahrhunderts kennen. Der Held des Stücks ist der Meistersänger Meister, wie Herder ihn nennt, der liederreiche, biedere Hans Sachs. Man fühlt's bei jedem Verse, den Deinhardstein in sein Gedicht einflocht, daß er für den Mann, den er uns vergegenwärtigt, voll glühender Begeisterung war. Sonnenklar tritt der Charakter des originellen Nürnbergers mit seiner offenen, heitern, theilnehmenden Seele uns entgegen.

Hr. Löwe in der Titelrolle hat uns in dem gemüthlichen Tone, den er führte, heute unendlich mehr angesprochen, als in frühern Rollen der Art; deutlich sah man, wie er mit Liebe sich in den Charakter des für seine Kunst und Kunigunde begeisterten Jünglings einstudirt hatte. Bewegtere Momente, wie z. B. der Schluß des 2. Akts, wurden zwar nicht mit derselben charakteristischen Auffassung gegeben; doch bei so vielem Lobenswerthen vergißt man leicht solche kleine Ungleichheiten. Hr. Pohlmann gab den stolzen, mit seinem Reichthum prunkenden reichsstädtischen Meister Steffen mit wohlhäbigem Anstande, in den er einzelne komische Züge mit vielem Geschicke einzutragen wußte. Im letzten Akte hätte man ihn besser costümirt gewünscht. Hr. Dreoes, als Eoban Hesse, wußte, wie gewöhnlich, seine Rolle nicht recht; in Ton und Haltung das alte Einerlei; sein Costüm gut. Hr. Oldenburg, als Kaiser Maximilian, stellte auch nicht im Entferntesten den ritterlichen Max dar; diese etwas verwahrlos'te Haltung, dieses immer wiederkehrende Gebehrdenspiel scheint Hrn. Oldenburg zur zweiten Natur geworden zu sein. Auch daß er im 3. Akte, wo er ungekannt auftreten soll, im Zobelmantel erschien, verdient wohl keine belobigende Erwähnung. Dem. Koch, als Kunigunde, gab dagegen das Goldschmieds-Töchterchen allerliebst; vorzüglich gelangen ihr die naiven Scenen, wie z. B. gleich im 1. Akt das Zusammentreffen mit ihrem Sachs. Die Schlußscene des Ganzen, von dem Dichter so schön und lebhaft gezeichnet, griff, leider, nicht sehr harmonisch in einander, wie es denn überhaupt zu wünschen wäre, daß man bei derartigen Aufstellungen festere Absprache träfe und nicht Alles gleichsam dem Zufalle anheimstellte.

Dienstag den 27. Januar:

1) Der Mann in vielerlei Gestalten od. Die Proberollen. Posse mit Gesang in 1 Akt, von Holbein.
2) Die falsche Catalani u. s. w. (wiederholt.)

Die heutige Vorstellung zeigte, wenn je eine, wie sehr das Publikum das wahre Künstlerverdienst zu schätzen weiß. Die Wiederholung eines Stücks kann sich gewiß nur dann eines so reichbesetzten Hauses erfreuen, wenn der Künstler, der sich darin vor allen Andern auszeichnet, auf einer so hohen Stufe steht, wie Hr. Kirchner. So etwas Ausgezeichnetes kann man wohl auch zum zweiten Male seh'n.

Unter den Proberollen, wovon jede die Gewandtheit unseres Mimen zeigte, verdient vor allen Erwähnung die Grande scene à la Talma. Der Vortrag des Hrn. Kirchner beruht auf einem tiefen Studium des Spiels von Talma, den Hr. Kirchner in Paris selbst sehr oft auftreten sah. Nur darf der Zuschauer nicht vergessen, daß zur richtigen Beurtheilung des Monologs aus Lear, den Hr. Kirchner wählte, anderes Costüm, andere Umgebung, Kenntniß des Shakespeare'schen Stücks durchaus nothwendig ist.

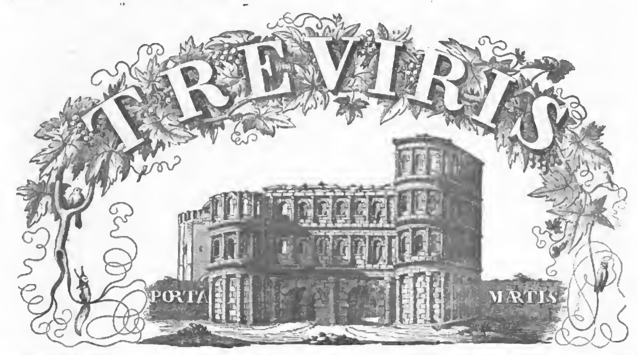
Von dem Spiel der Kirchner-Catalani zu sprechen, ist schwer; jede noch so ausführliche Beschreibung wäre nur eine schwache Skizze des von ihr Geleisteten. Denn wer könnte sie schildern, die Biegsamkeit dieser Falset-Stimme, diese kunstvolle Begleitung auf dem Fortepiano, diese Schwärmerei der Augen, diese tausend kleinen Coquetterien, diese graziösen Fingerbewegungen, diese schelmischen Zierereien, dieses Trippeln und leichtes Hinschweben mit den Füßen, diese ungezwungene Haltung im reichen Damenkleide! So etwas muß man sehen.

(Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 7. Februar. **N°. 11.**



Notizen über früher gefundene antike Gegenstände im Bezirke von Trier.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

6) Im J. 1824 wurde bei Tawern (Tabernae) eine ausgezeichnet schöne Goldmünze von Constantin d. G. gefunden. —

Im November d. J. wurde zwischen Barbeln und der Stadtmauer auf einem Grundstücke gegraben — an der Stelle, wohin Brower irrthümlich, wie es mir dünkt, den Triumphbogen Valentinian's und Gratian's setzt *). Bei der Ausgrabung fanden sich im Fußboden von herrlichem, weißem Marmor, zertrümmerte Pilaster von grünlichem Marmor, kannelirt; Korinthische Capitäler aus schönem weißem Marmor; Friesen und andere Verzierungen aus weißem und buntem Marmor. Die Marmorbekleidungen fanden sich durch Bleiklammern befestigt. Der vorgefundenen Marmor-Arten waren sechs weiße, und die übrigen roth und gelb, blau und weiß geflammt. Unter jenem Boden war ein gewöhnlicher, etwa drei Fuß dicker, Römischer Estrich, und unter diesem, Feueranstalten von viereckigen Säulen aus horizontal aufeinander gekitteten Ziegeln. —

— Bei neuen Ausgrabungen in der angegebenen Gegend (im März 1825) fanden sich abermals Feuerungsanstalten, Wärmeleitungs-Röhren, Marmorboden, Wandbekleidung von Marmor, Mauern von Quadersteinen, ein großer bearbeiteter Marmorblock; auch ein Ring von Corinthischem Erz, woraus aber der Stein gefallen war.

— Bei Anlegung eines Wehrs am linken Ufer des in die Mosel ausmündenden Löwenbrücker Baches, der, nach großem Wasser, gewöhnlich eine reiche Ausbeute von Römermünzen (meist von Tetricus, Valentinian, Valens, Gratian) liefert, wurden am Fuße des h. Kreuzberges, viele Ziegel, einige Bruchstücke von Sandstein-Säulen, ein Schaft einer Granit-Säule und andere Steintrümmer gefunden. —

— In einem der alten Domherrn-Häuser, der nachherigen Gensdarmerie-Caserne (nun Arrest-Hause) hinter dem Dome, befand sich damals noch in der Gartenmauer ein sehr verwittertes Basrelief eingemauert, zwischen 4 und 5 Fuß hoch, und zwischen 3 — 4 Fuß breit. Dasselbe stellte eine, an einem Felsen liegende Figur dar, über die sich ein Pferd bäumt, auf welchem ein Reiter sitzt, dessen Kopf aber zerstört war, und dessen Gewand im Winde flattert. In den Ornamenten der Einfassung war noch der Kopf eines Römischen Kaisers mit einer Strahlenkrone erkennbar.

— Unter den vielen, mitunter seltenen Römermünzen, welche in dieser Zeit bei St. Mathias gefunden wurden und in die Hände von Privaten fielen, sind zwei besonders seltene anzuführen; Eine in Groß-Erz von Antonin, mit einem Triumphbogen auf dem Reverse, worauf dieses Kaisers adoptirte Söhne Marc-Aurel und L. Verus stehen. Unterschrift in der Exergue: De Gormanis. — Die andre ein Constantin d. G. Auf dem Reverse eine Ara, an deren Fuße Lanze, Helm und Schild, darauf eine Eule. Unterschrift: Sapientiae Principis. In der Exergue: P. Tr. (d. i. zu Trier gemünzt). —

— In diesem Jahre fand man bei Besserungen am Mühlenbach Reste eines großen Römischen Gebäudes, und unter diesen Resten ein bedeutendes Stück eines schön gearbeiteten Mosaikbodens, wovon mir eine Abzeichnung mitgetheilt wurde.

7) Im April 1825 wurden in der Nähe der Stadtmauer, bei den Häusern, die man in der Schanz nennt, mehre herrliche architektonische Reste aus der

*) Der Triumphbogen war nicht an dieser Stelle; sondern höchst wahrscheinlich gehörten diese Bruchstücke zum Kaiser-Pallaste. — Hier hatten die Jesuiten in frühen Jahren, zu ihrem Schulbau, dem jetzigen Gymnasium, Steine — und selbst Säulen — hergenommen.

Erde gegraben, die in die Sammlung des Marsthors kamen. Aber dort wurden auch kleinere, bewegliche Sachen gefunden; so z. B. Münzen und eine kleine Pallas aus Bronze, die der schon oft angeführte Liebhaber von dergleichen Dingen an sich brachte.

Wir haben damals die Spuren einer Straße gesehen, die von der Brücke nach den Thermen die Direktion hatte. Basaltblöcke, wie auf der Via Appia zu Rom, hatten, wenigstens zum Theile, diese Straße gebildet, welche in der Zeit der Römer die Mitte der Stadt in gerader Linie durchschnitt. Eine andre zog sich, wie wir früher entdeckt hatten, in gerader Linie von der Seite von St. Mathias nach der **Porta Martis**. —

— Unweit Revel, rechts an der Straße nach Bittburg, zog die Römerstraße durch die Eifel, in deren Nähe, wo eine Römische Mutation wohl gewesen sein mag, von jeher viele Römermünzen und Ziegel gefunden wurden. Im genannten Jahre fand man dort Mosaikböden und (wie man glaubte) Säulenfragmente eines Tempels.

— In dem nämlichen Jahre fanden sich, bei Grabung des Fundaments des großen neuen Hauses zwischen Barbeln (St. Barbara) und der Brücke, polirte Stücke runden grünen Porphyrs, Stücke verde antico und rosso antico, mehre Römermünzen und eine etwa 5 Schuh hohe Granitsäule im Boden noch aufrechtstehend.

8) Noch mag hier berührt werden, daß (wie mir berichtet wurde) zu Neumagen an der Mosel, in den Mauern des Gartens eines Gutsbesitzers, zwei Fragmente herrlicher Basreliefs sich befinden. Das eine ist Sandstein und stellt einen der Söhne Laokons bis zur halben Brust (von oben herab) erhalten dar. Eine Schlange windet sich um Hals und Brust. Der Vater liegt rechts abwärts gestreckt, als Torso, ebenfalls von einer Schlange umwunden. —

Das zweite Basrelief ist ein antiker, anderthalb Schuh hoher Kopf en face von der auffallendsten Aehnlichkeit mit Constantin d. G., nach dessen Münzen. Ebenfalls Sandstein. — —

Ich schließe hiermit. Andere mögen noch manches Andre wissen, und bekannt machen können. Immer haben dergleichen Notizen das Nützliche, daß man erfährt, was im Laufe der Zeiten (hier ist nur von sehr wenigen Jahren die Rede) auf unserm Boden gefunden wurde — und wovon Manches wieder zerstört ist, und Anderes wenigstens in Gefahr ist, für uns zu verschwinden. —

Schreiben des Generals Wallenstein an den Kaiser Ferdinand.

d. d. Feldlager bei Nürnberg den 5. Sept. 1632.

Nachdem das Weimarische Volk zu dem König gestoßen, hat er den 1. September etliche und zwanzig Stück jenseits der Regnitz gepflanzt und das Lager damit beschossen; den 2. ist er bei Furth über das Wasser gesetzt und sich bei Kornbach gelegt, indem ich nun vermeint gehabt, daß er resolvirt zu schlagen ist, habe ich die Armee in Bataille gestellt und damit den ganzen Tag und Nacht im Feld gehalten, den General von der Artillerie, Grafen von Aldringen, aber hab ich im Lager mit etlich wenig Volk gelassen, im Fall sich der Feind nach dem Lager wollte wenden, solches solang, bis der Succurs komme, zu defendiren. Indem nun der Feind gesehen, daß nicht viel Volks im Lager ist, hat er sich wollen desselben, insonderheitlich einer Anhöhe, bemächtigen, und ist mit seiner ganzen Armee darauf zugezogen, solches mit grosser Force angegriffen, darauf ich 6 Regimenter zu Fuß alsbald dahin avanciren und den Rest von der Armee auf sie folgen lassen; der Feind auch mit seiner ganzen Armee daselbst in und außer dem Walde gehalten, und seine Korps, so combattirt haben, stets gestreckt; das Combat hat gar frühe angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt, seind viel Offiziers und Soldaten von Ew. Maj. Armee todt und beschädigt, darunter auch der Don Maria Caraffa geblieben, aber kann Ew. Maj. bei meiner Ehre versichern, daß sich alle Offiziers und Soldaten zu Roß und zu Fuß so tapfer gehalten haben, als ichs in einiger Occasion mein Leben lang gesehen hab, und hat gewiß in dieser Occasion keiner kein fallo in valor oder Eifer Ew. Maj. zu dienen erzeigt; den andern Tag hat sich der Feind noch bis auf 10 Uhr auf dem Berg gehalten, wie man aber so stark auf ihm gedrucket, hat er mit Verlust bei 2000 Mann (oder wie man mich berichtet, darüber; denn von den Todten, so er nicht hat retiriren können, liegt der ganze Wald voll; so sagen die Gefangenen aus, daß sie den ganzen Tag unaufhörlich die Todten und Beschädigten retirirt haben); den Wald wiederum quittirt und sich bei Kornbach gelegt, allda er noch verbleiben thut. Dieses ist aber das Beste, so daraus erfolgt ist, daß er seine vornehmste Kapitains verlohren, welche die besten, oder todt, gefangen oder schädlich verwundet sind, wie dem Banner soll der Arm entzwey geschossen sein, sein General der Artillerie gefangen und noch ein schwedischer Obrist, nebst viel Kapitains, Oberlieutenants und anderen Offizieren. So hat sich der König bei dieser **impressa** gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein; er hat auch damit sein Volk über die Maßen discoragirt, daß er sie so **harzadosamente** angeführt, daß sie in vorfallenden Occasionen ihm desto weniger trauen werden, und ob zwar Ew. Maj. Volk valor und courage zuvor überflüssig hat, so hat doch diese Occasion sie mehr assecurirt, indem sie gesehen, wie der König, so alle seine Macht zusammengebracht, repussirt ist worden, das **Praedicat** invictissimi nicht ihm, sondern Ew. Maj. gebührt. Es hat sich auch bei dieser Occasion Aldringen sehr tapfer und wohl gehalten, dem derselbige Posto zuvor ist untergeben gewest, und also ihm auch gebührt, denselben zu defendiren. Bitte Ew. Maj. unterthänig, Sie wollen ihm durch ein Schreiben, daß Sies mit kaiserlichen Gnaden erkennen wollen, erfreuen, waß nun hinführo weiter forgehen wird, will Ew. Maj. gehorsamlich zu berichten nicht unterlassen. Mich benebens in Dero Kais. Gnaden gehorsamlich empfehlend

Ew. Maj.
unterthänigster Diener,
A. H. z M. F.

Noch einige Worte über die Portr nigra (Porta Martis).

Obgleich durch den Regierungs- und Bau-Rath Herrn Quednow, welcher seine Gediegenheit als Architect und Archäolog auf gleiche Weise schon längst bewährt hat, unleugbar dargethan wurde:

„Die **Porta Martis** sei eben so, wie die Pfeiler „der Moselbrücke, ein Baurest aus vorrömischer „Zeit,“

so erschöpft man sich doch immer noch in Meinungen über Zweck und Ursprung dieses Gebäudes. Ein Schrift-

steller widerlegt den andern, und seitdem ein im literarischen Publikum als Alterthumsforscher sehr geachteter Mann seine in diesem Bezuge früher geäußerten Behauptungen mehr oder minder zurücknahm, versuchen sich allerlei Kräfte an der Lösung des der Porta Martis unterstellten Problems. Die auffallendste Erscheinung dieser Art bietet das 5te Blatt des zweiten Jahrgangs der Treviris in einem Aufsatze dar, welches die Porta Martis als ein Römisches Vertheidigungsgebäude hinstellt.

Ohne hierüber absprechen zu wollen, bescheide ich mich, folgende höchst einfache Fragen in Verbindung zu bringen:

1. Deutet die symetrische Construction des Gebäudes auf einen Vertheidigungsthurm *)?

2. Wäre man zu Zeiten der Römischen Occupation des Trierischen Landes wirklich so unwissend gewesen, einen Vertheidigungsthurm in dieser Art aufzuführen?

3. Sind die Römischen Vertheidigungsthürme in hiesiger Gegend nicht anders construirt? und warum sollte man hierbei von der allgemeinen Regel abgegangen sein?

4. Haben die Römer das Baumaterial aus dem hiesigen Lande etwa verworfen? worin sollten sie bei diesem Gebäude dazu die Veranlassung gefunden haben?

5. Vollendet man nicht Festungen, Forts ꝛc. ꝛc. in eroberten Ländern so rasch wie möglich? und bedient man sich nicht der Materialien, die im Lande zu finden sind **)?

6. Stand wohl der Zeitaufwand zum Bau mit dem aus diesem zu erwartenden Nutzen in Verhältniß?

7. Findet man einen Uebergang der erwähnten Befestigungskunst zu der des Mittelalters?

8. Haben wir in den 5 bekannten Welttheilen eine Festung aufzuweisen, die etwa ein Thor mit zwei Fahreingängen hätte? oder führt uns die Befestigungskunst ein Beispiel davon aus der ältesten Zeit an?

9. Können wohl die Zollmaaße der verschiedenen Dimensionen des Gebändes, nebst Beschreibung der wahrscheinlich stattgehabten Balkenlagen und sonstigen in fortifikatorischer Hinsicht höchst unrichtigen Bemerkungen, bei einem Manne, der nur etwas mit der Befestigungskunst aller Zeiten bekannt ist, die Idee erwecken: das Marsthor sei ursprünglich zum Vertheidigungspunkt bestimmt gewesen?

10. Warum sollte dieses alte Trierische Gebäude nicht von den Römern im Nothfall als Vertheidigungspunkt benutzt worden sein?

11. Würden wir Preußen nicht ebenfalls diese hohle Steinmasse nöthigenfalls zur Vertheidigung benutzen?

12. Haben deshalb unsere Nachkommen nach hunderten von Jahren das Recht zu behaupten, die Preussen vertheidigten das Gebäude als einen Hauptbefestigungspunkt Trier's, folglich ist es auch durch ihre Hände entstanden und zu diesem Zwecke von ihnen angelegt?

von Petery,
Hauptmann im 30. Inf.-Regiment.

*) Man betrachte nur die vorstehende Abbildung.
**) In Sibirien haben mehrere Haupt- und Grenzörter hölzerne Forts.

Der Seeräuber Rolland

Im Süden der Stadt Marseille erhebt sich am Ende der Ebenen von Mazargues und Mont-Redon terrassenförmig das kahle Gebirge, welches man gewöhnlich Marseille à Veyre nennt. Wie eine Königinn liegt es am Gestade des Mittelländischen Meeres und seine Höhe beherrscht Meer und Land in weitem Umkreise. Dieser Berg diente vor mehr als 20 Jahren zum Leuchtthurme und zu einer kleinen Festung; einige Schießscharten und ein kleiner verfallener Thurm zeigen an, daß man daselbst, trotz des steilen Abhanges des Felsen, Kanonen aufstellte, die die Rhede deckten und ihre Feuer mit denen einiger nahe gelegenenen Batterien kreuzten.

Heutzutage ist der Berg der Sammelplatz von Künstlern, die schöne Aussichten suchen, und während der wärmern Jahreszeit wallfahren viele Personen aus der Stadt dorthin, um das herrliche Panorama zu genießen, welches ihnen die Stadt Toulon, die Alpen, die weite mit Inseln besäete Meeresfläche und die Umgebungen Marseille's mit der Stadt selbst bieten. Auf dem Abhange des Berges, welcher gegen Norden liegt, findet sich die seit einer Menge von Jahren berüchtigte Rollands-Grotte, ohne daß irgend ein Einwohner des Landes den Ursprung dieses Namens kennt. Die Oeffnung derselben ist kaum für den Körper eines Menschen breit genug u. durch Dorngesträuche und wilden Thymian verdeckt.

Von dieser Grotte glaubt man gewöhnlich, daß sie dem berühmten rasenden Roland als Aufenthaltsort oder vielmehr als Höhle gedient habe, aber weil in dem Leben dieses Helden durchaus keine Spur davon vorkommt, so ist Dasjenige wahrscheinlicher, was die Chroniken aus der Zeit van Franz I. über diese Grotte berichten. Folgendes ist die kurze Geschichte derselben:

Im Jahre 1524 kreuzte an diesem Gestade ein kecker, gewaltiger Seeräuber. Er fing alle Schiffe weg, die von der Rhede ausliefen, oder dieselbe besuchen wollten. Dieser Korsar entrann auf bewunderungswürdige Weise allen Kriegsschiffen, denen es als Pflicht oblag, die Küsten zu schützen. Ja er lieferte ihnen sogar kleine Seetreffen, wo der Vortheil nicht immer auf der Seite seiner Verfolger war. Das Aufsehen, die Furcht, die er allgemein erregte, war groß, denn dieser verwegene Bandit landete jede Nacht auf dem Gestade, beraubte ungestraft die Anwohner, zündete ihre Pächterhöfe an und nahm die Bodenerzeugnisse mit, die seine kleine Armee auf den Schiffen reichlich nährten. Dieser Korsar nannte sich Rolland. Er war gebürtig im Süden Frankreichs, hatte sich in seinem 20. Lebensjahre zu einem angesehenen Posten in dem Seewesen emporgeschwungen, zeichnete sich daselbst durch ruhmwürdige Thaten aus, war geliebt von dem regierenden Fürsten, fiel aber später, man weiß nicht aus welcher Ursache, in Ungnade.

Um sich wegen seines Sturzes zu rächen, und um das ganze Land seine erlittene Schande theuer bezahlen zu lassen, sammelte er in den kleinen Seehäfen, vorzüglich in den Umgebungen Toulon's, eine Handvoll Vagabunden, ohne Obdach und Heimath. Unter seinem Banner übte er sie ein, und sie bestiegen ein Schiff, das er sehr sorgfältig aufbauen ließ, um mit größerer Sicherheit die Handelsschiffe und selbst die des Königs berauben zu können.

In dieser Zeit war es, daß der König Anstalten zu seiner Vermählung machte, und daß die Goldarbeiter Frankreichs nicht genug Geschmeide und Diamanten als Heirathsgeschenk für die junge Königinn besaßen. Plötzlich verschwand Rolland von Frankreich's Küsten und man hörte nichts mehr von ihm . . . . . aber er blieb nur einige Wochen abwesend. Im Monat Mai desselben Jahres gewahrte man sein rothes

Banner von neuem in dem Golf und die Beutereien nahmen täglich wieder zu. Rolland war nach der Levante gesegelt, hatte daselbst auf die Schiffe von Constantinopel Jagd gemacht und bei seiner Rückkehr war er es, welcher Franz I. die reichsten Geschenke zum Kaufe anbot, den seltensten Schmuck für seine Braut Eleonore. Ohne Zweifel ließ er sich denselben theuer genug bezahlen, denn aus dem Erlöse baute er sich eine stolze Galeere, die bedeutend größer war, als seine niedrige Schaluppe; er rüstete sie mit einem unbegreiflichen Luxus aus und warb sich als Seesoldaten mehr als 500 Verurtheilte an, wovon er jedem eine hohe Summe voraus bezahlte. Aber Rolland hatte, im Falle er verfolgt würde, einen Schlupfwinkel und einen sichern Lagerort nöthig, wo er seine Beute verwahren konnte. Nach manchen Raubzügen in die Umgegend, entdeckte er die Grotte; er wählte sie zu seinem Lagerplatze, umgab den Eingang mit großen Felsenmassen, um seinen Feinden zu trotzen, und verwahrte daselbst seine Beute.

Die benachbarten Fluren waren bald verödet, in den Umgebungen gewahrte man keine menschliche Spur mehr und die ganze Landschaft blieb während der neun Jahre, daß Rolland diese Höhle bewohnte, unbebaut und menschenleer. Oft sendete man Bewaffnete dorthin, mit der Weisung, sich seiner zu Bemächtigen, und seine Ansiedlung zu zerstören. Aber die unerschrockenen Räuber schickten, stehend auf der Spitze dieses Felsens, stets Kugelregen auf die Soldaten des Königs, die sich immer nach einem großen Verluste zurückziehen mußten, ohne daß sie der Armee Rolland's den geringsten Schaden zufügen konnten. Ein Befehl des Königs gebot jedem Kapitain, den Hafen Marseille's nur unter der Begleitung eines Kriegsschiffes zu verlassen; ingleichem wurde Allen befohlen, sich nicht dem Berge Marseille a Veyre bis jenseits des Flusses Huveaune, der die Sicherheits-Grenze bildete, zu nähern. Diesseits dieses Flusses, von der Seite der Stadt, stellte man mehrere Regimenter auf, um dieselbe vor jedem Angriffe Rolland's zu sichern.

Eines Tages, als der Korsar seiner Truppe einige Erholung von dem Kampfe gegönnt und man sich in der Grotte der wilden Lust eines großen Festes hingegeben hatte, brach ein furchtbares Gewitter los, schwarze Wolken häuften sich über den Höhen des Marseille a Veyre, der Donner rollte schrecklich, und nach und nach folgten einige Erdstöße. Die Trunkenheit der Banditen wuchs mit dem Ungewitter; wildes Geschrei, tobendes Stampfen mit den Füßen, die schrecklichsten Flüche schollen durch die Kluft, man hätte es für ein Höllenbanquet halten können. Plötzlich zerstörte ein mächtiger Schlag, welcher von einer starken Erderschütterung begleitet war, die ragenden Pfeiler der Grotte, Steinmassen rissen sich los, zerschlugen die Humpen und Platten, die zerstreut auf den Tischen standen, und ein Grausen erregendes Geheul, noch schrecklicher, als der Donner selbst, verkündigte den Nichtswürdigen, daß der ungeheure Felsen, der zum Eingange der Grotte diente, eingestürzt u. so aller Ausgang aus dem weiten Grabes-Gefängniß verschlossen sei.

Die Soldaten, welche zur Sicherheit aufgestellt waren, und von Zeit zu Zeit die Umgebungen des Marseille a Veyre durchforschten, berichteten einige Tage nachher ihren Anführern, daß man seit jenem Ungewitter keinen der Meuterer gesehen habe, und daß die Feuer, die jede Nacht am Eingange der Grotte loderten, nicht mehr bemerkt würden. Trotz diesen befremdenden Veränderungen wartete man noch 2 Wochen lang, und auf dieselbe Nachricht der Soldaten wagte man es endlich, sich der Grotte zu nahen. Der Eingang war verschwunden, man sah nicht einmal mehr den Ort davon. Gleichwohl stellte man genauere Nachforschungen an: man grub einen Eingang, dessen Oeffnung viel größer war, als sie jetzt ist. Mehrere Soldaten stiegen hinein, und zogen zwei Menschen, oder vielmehr zwei lebende Skelette hervor, die nahe daran waren ihren Lebenshauch aufzugeben, sie waren die Einzigen von 500, die dem Hungertode entgangen waren. Man bemächtigte sich aller Gegenstände von Werth, die sich in der Grotte fanden, und in einer anstoßenden engen Schlucht fand man einen Leichnam, der an einer gedrehten Schnur hing, die an der Spitze eines Granitfelsens befestigt war: es war der Körper des Korsaren Rolland.

Puppenspiel in Rom.

Der kräftige Volkswitz offenbart sich in Rom besonders durch das Puppenspiel. Dieses hat ein eigenes kleines Theater im Pallaste Fiano am Corso, und außer diesem zieht ein Mann durch die Stadt, mit einem Kasten, welcher unten offen ist, über Mannshöhe eine Art Fenster hat, an dessen Bank die nur halb sichtbaren auf den Händen bewegten Puppen agiren. Diese nennt man Capoccelle, jene *Burattini*. Die Burattini haben ein großes, sich immer erneuerndes und alle von der Censur nicht beseitigten Tagsbegebenheiten umfassendes Repertorium. Wie im alten Athen, ist auch hier eine Art Selbstverspottung die Grundlage des Volkstheaters. Der Hauptheld desselben ist Cassandrino, ein alter, aber noch jung thuender Hagestolz, in kleinem Hute, in gestickten Kleidern, so voll von sich selbst, daß er aus allen seinen Unfällen, die ihm Dummheit und Vorlautheit zuziehen, ein Compliment für sich heraus findet; sonst ein guter Geselle, witzig und fein, ohne daß es ihm frommt, und mit einer feinen, herrlich zum Ganzen passenden Stimme, welche sonderbarer Weise die natürliche des Mannes ist, der für die Puppe spricht. Es ist der geschickteste Ciselirer Roms.

Jeden Abend wird dasselbe Stück nebst Tanzbelustigung dreimal wiederholt. Der Witz ist ganz local, oft auch Italienern kaum verständlich. Der Verfasser der Stücke ist bekannt geworden. Bei den Balletten kommen häufig Verwandlungen und Zauberkünste vor, wie man sie auf den hiesigen großen Theatern nicht findet.

Außer diesem Theater unter Dach wandelt noch das Casotto durch die Straßen, vier Pfähle bis auf Mannshöhe durch Vorhänge verbunden, oben mit einem offenen bedachten Raum, dessen innere Wände noch als Decoration bemalt sind. Hier figuriren die alten Masken Rugantino, Polumella rc. auf den Händen des sprechenden Leiters, meist durch die derben Prügelscenen erbärmlich zugerichtet. Die Stücke sind so ziemlich immer dieselben, mit kräftigem Volkswitze durchmischt, sie belustigen Jung und Alt, und wenn der Direktor mit seinen Polichinellen auf der Hand zu sammeln beginnt, so verläuft sich zwar ein Theil des Publikums, aber einige Bajocchi aus den Fenstern fehlen nie. Bezeichnend sind die Satyren auf die Frauen, welche nie fehlen und immer belacht werden.

Der arme Mann, welcher mit diesen Buden durch Rom zog, ist vor Kurzem gestorben. Er soll persönliche Gründe gehabt haben, sich über die Ehefrauen zu

beschweren. Er hatte wirklich zuweilen sehr geniale Einfälle. Zur Franzosenzeit wurden häufig Siegesfeste gefeiert, wo man in der Wirklichkeit geschlagen worden war. Da erschien nun sein Polumella mit einer gewaltigen Frau, Vittoria genannt, welche in Alema das Regiment führte. Rugantino kömmt, und prügelt ihn; bei jedem Schlage ruft er Vittoria! Vittoria! Das Publikum verstand diesen Witz so gut, daß die Polizei den Namen zu ändern befahl. Nun wurde zwar statt Vittoria Magdalena gerufen, aber das Publikum rief immer dazwischen Vittoria! und das Stück wurde gänzlich vorboten.

Nirgends kann man den Character und die unglaublich behende Auffassungsgabe des römischen Volks besser beobachten, als wenn die Capoccelle an einem Sommernachmittage auf einem kleinen Platze ihr Wesen treiben; aber dem Fremden, welcher die Römische Volkssprache nicht vollkommen versteht, entgeht bei den Stucken selbst das Beste, besonders da Polumella Zimmer durch eine schnarrend-schreiende Sprache, welche durch ein durchbohrtes Blech im Munde des Sprechenden hervorgebracht wird, charakterisirt ist. Diese Masken sind bestimmt uralt. Vielleicht sind es auch die Gerippe der meisten ihrer Stücke.

Zum Schluße bemerke ich noch, daß mir scheint, als könne bei einem südlichen Volke dieses Puppenspiel ungleich kräftiger, als das eigentliche Schauspiel zu Verbreitung gewisser Ideen, zum Herunterreißen lästiger Persönlichkeiten benutzt werden. Die römische Regierung, sonst so aufmerksam auf Alles, hat übrigens dieses Mittel nie benutzt, und läßt dem Puppenspiel eine Freiheit, um welche das eigentliche Schauspiel es beneiden muß.

Die Zwillingsbrüder Faucher.

Es findet sich häufig, daß Zwillingsbrüder oder Schwestern einander gleichen; selten aber ist ihre geistige Aehnlichkeit so groß, wie bei dem genannten Zwillingspaare. Cäsar und Constantin Faucher waren beide Französische Generale. Sie theilten dieselbe Geburtsstunde, dasselbe Leben, denselben Ruhm und dieselbe Todesart. In dem Französischen Departemente Gironde liegt das Städtchen La Reole; da wurden sie den 20. März 1759 geboren. Sie waren sich so täuschend ähnlich, daß die Eltern sie nur durch die Verschiedenheit ihrer Kleider unterscheiden konnten. Beide genossen dieselbe Erziehung, traten zugleich in die Armee und wurden, nachdem sie miteinander von Stufe zu Stufe gestiegen waren, auf denselben Schlachtfeldern zu Generalen ernannt. Weder die politischen Unruhen ihrer Zeit, noch sonstige Ereignisse trennten die Zwillinge auch nur einen Augenblick von einander. Es schien, als belebe nur eine Seele, einen Muth, eine Denkungsart die beiden Körper. Bei Fontenay wurde Cäsar verwundet: er hatte einen Säbelhieb erhalten. Constantin, der selbst an einer Wunde blutete, bedeckte ihn mit seinem Körper, verband die Wunde des Bruders und verpflegte ihn so lange, bis beide wieder mit einander zum Heere zurückkehren konnten. Sie glühten mit gleichem Eifer für die Republik und waren treue Anhänger der Girondisten, in deren Untergang sie auch mit hineingezogen wurden. Vom Gerichtshofe zu Rochefort im Jahr 1793 als Föderalisten verurtheilt, gingen die Zwillinge mit gleicher Standhaftigkeit dem Tode entgegen. Schon standen sie am Blutgerüste, als der Befehl ankam, die Hinrichtung noch zu verschieben. Man untersuchte von Neuem ihren Prozeß und sie wurden freigesprochen. Beide traten wieder in die Armee; sie erhielten dieselbe Würde, die sie früher begleitet hatten, und dienten von nun an wieder mit gleicher Auszeichnung. Als der Oberconsul den ersten Grund zu seiner künftigen Macht legte, nahmen beide Brüder Abschied, weil sie die Sache, wofür ihr Innerstes erglühte, als verloren ansahen. In stiller Zurückgezogenheit lebten sie hierauf 15 Jahre zu Bordeaux. Im Jahre 1815 wurde Cäsar von seinen Mitbürgern zum Deputirten in der Kammer ernannt. Er weigerte sich, diese Stelle anzunehmen, weil seinem Bruder nicht dieselbe Auszeichnung zu Theil geworden war. Constantin bestürmte ihn mit Bitten und so entschloß sich denn sein Bruder, als Deputirter abzureisen. Die Kammer der Deputirten wurde aufgelöst und Cäsar kehrte nach Bordeaux zurück. Hier hatte bereits der General Clausel seinem Bruder Constantin die Vertheidigung von La Reole übertragen. Von jetzt an dienten die Zwillinge mit gleichem Eifer. Indessen übernahm der König wieder die Regierung. Die Zwillinge rief kein bestimmter Befehl von Seiten des kommandirenden Generals von La Reole ab. Ungewiß, wie die Sachen ständen, beschlossen sie den ihnen anvertrauten Posten standhaft zu vertheidigen, ja sie verschanzten sich endlich in ihrem eigenen Hause. Doch kaum hatten sie von Paris zuverlässige Nachrichten erhalten, so legten sie auch die Waffen nieder. Allein die solange hartnäckig fortgesetzte Vertheidigung ihres Postens machte man ihnen zum Verbrechen und Beide wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Hier führten die Zwillinge ihre Vertheidigung, der Eine war der Anwalt des Andern. Sie zeigten Beide die größte Beredsamkeit. Zum Tode verurtheilt, gingen sie ebenso standhaft, wie im Jahr 1793, am 27. Sept. 1815 dem Tode entgegen. Sie wurden in derselben Minute, auf der nämlichen Stelle erschossen und ein Grab deckte Beide.

Miszellen.

Entstehung der Armschnüre.

Ein Journal gibt den Armschnüren, welche manche Militärcorps tragen, folgende Entstehung: „Der Herzog von Alba gab, um sich wegen des Abfalles eines beträchtlichen Corps Belgier zu rächen, den Befehl, jeden Mann aus demselben, von welchem Range er auch sein möge, aufzuknüpfen. Die Tapfern ließen dafür dem Herzoge statt aller Antwort sagen, sie würden in Zukunft, um die Vollziehung seines Befehles zu erleichtern, einen Strick mit einem Nagel daran an dem Halse tragen. Da diese Truppen sich auszeichneten, wurde der Strick ein Ehrenzeichen und bald durch die zierlichern Armschnüre ersetzt.“

Neuerung der Pariser Theater.

Die 16 Pariser Theater gehen mit einer Neuerung um, welche die Kosten der Anschlagzettel bedeutend vermindern wird. Sie wollen nämlich ihre sämmtlichen Ankündigungen auf einem einzigen großen Bogen drucken lassen, der in 16 Abtheilungen geschieden ist, welche auch besondere Farben erhalten können. Schon an der Stempelabgabe wird dadurch bedeutend erspart werden, da so blos ein Bogen gestempelt und bezahlt zu werden braucht, statt der frühern sechszehn.

Theater in Trier.

(Schluß.)

Kein Wunder, daß der willkommene Gast am Schluße mit

dem rauschendsten Beifalle gerufen wurde. Kaum drangen die paar Stimmen durch, die auch Hrn. Dreves riefen, der dann auch gleich bei der Hand war. Ob übrigens eine so untergeordnete Rolle, wie die des Hrn. Dreves von heute Abend, zum Herausrufen berechtigte, darum mögen sich die Rufer wohl wenig gekümmert haben.

Freitag den 30. Januar:

1) Der junge Ehemann, Lustspiel in 3 Abthl., nach dem Französischen v A. Preuß.

Die Ruhe, womit die Zuschauer der heutigen Aufführung beiwohnten, ist hinlänglicher Beweis, wie wenig das Stück ansprach. Solche Conversationsstücke, die keinen Reichthum an Handlung und überraschenden Momenten darbieten, müssen mit der größten conventionellen Zartheit gegeben werden, sonst lassen sie kalt. Hr. Oldenburg vorzüglich war heute übel gelaunt. Die Glanzscene des Ganzen, die Scene am Kanapee im 2. Akt, wurde, wie alles Uebrige, in ihren verschiedenen Momenten auch nicht genug marquirt vorgetragen.

2) Adrian von Ostade von F. Weigl.

(Eingesandt.)

Auch Weigl ist in Anlage, Durchführung und Instrumentirung seiner Opern ganz eigenthümlich und wie z. B. mit seiner herrlichen Schweizer-Familie die heutige kleinere Oper zeigt, in dem Charakter völlig abgeschlossen von seinen Vorgängern und Nachfolgern. Haben dieselben auch nicht besondre künstlerische Schwierigkeiten, so erfordern sie doch dagegen im gemüthlichen Vortrage mehr, als Mancher hineinzulegen vermag.

Dafür war nun unser Hr. Huppmann in der Titel-Rolle ganz an seinem Platze, indem Stimme, Methode und Spiel, wie ihm eigen, gerade deren Erfordernisse bilden. So begann er in der Introduction, wo er im Tempel des Natur, hier seinem Atelier, die Gruppen ordnete und ihren Glanz besang, und so endete er in dem Schluß-Terzett mit Marie und dem Doctor. Nicht minder herrlich und innig war das Wiedersehen-Duett zwischen ihm und Marie, durch Mad. Müller, welche letztere, wenn sie auch noch nie eine Rolle verdarb, doch heute weniger bei Stimme war und namentlich in den Rollen, wo sie den Sprung von d in das hohe b zu machen hatte, mehrmals mankirte.

Das darauf folgende Quartett mit obligater Violine erinnert an einen ähnlichen Satz am Schlusse des zweiten Akts der Schweizerfamilie und ist nicht weniger schön, will aber im Ganzen besser ausgeführt seyn, als hier geschehen. Wir haben bei anderer Gelegenheit der regen Bemühungen des Hrn. Oldenburg, auch in der Oper sich nutzbar zu machen, rühmlichst erwähnt und müssen, so weit es dem guten Willen gilt, auch dabei beharren; aber ne sutor ultra crepidam! die Parthie des Doctors, welche namentlich in diesem Quartett einen tiefen kräftigen Baß fordert, ist durchaus nicht für ihn, wie auch die Rolle des Paul, als Gesang-Parthie, nicht für Hrn. Müller. Lieber gar nichts, als etwas halbes! — Wir bedürfen und verlangen hier keinen Fischer, Ramburini und wie die andern Heroen alle heißen, aber es thut Jedem weh, wenn wenigstens nicht die Mittelmäßigkeit erreicht wird; daher schweigen wir denn auch lieber über das hierauf folgende Terzett und können, so lange die Lücke des längst verheißenen Tenoristen unausgefüllt bleibt, auch eben nichts Gutes erwarten!

P . . . . .

Sonntag den 1. Februar: Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Akten von Pernet; Musik von Wenzel Müller.

Wenn die Direction glaubt, daß wir durch dergleichen Opern den Mangel besserer leichter verschmerzen können, so irrt sie sich sehr; wenigstens müßte die Aufführung besser gerathen, als heute. Hr. Huppmann (Caspar) und Mad. Schmitt (Lorchen) etwa ausgenommen, wurden die andern Rollen mit viel Lauheit und Uebereilung gegeben. Selbst Minchen (Mad. Müller) war kein recht einnehmendes Minchen. Hr. Pohlmann (Odoardo) suchte seine ganze Force im Poltern und polterte denn auch in's Blaue hinein. Hr Dreves (Pappendeckel) gab seinem stets monotonen Spiel etwas Eigenthümliches durch seinen Gang; doch mitunter vergaß er sich und war ganz und gar wieder der alte. Hr. Eichfeld, als Marquis Zuckerbrod, spielte nicht einmal süßlich. Hr. Löwe radbrechte in der Rolle des Chevalier Chemise mit wenig Kenntniß das Deutsche; zeigte sich übrigens recht flink. Das Wagniß des Hrn. Hübsch, unverzüglich nach den so gelungenen Vorstellungen des Hrn. Kirchner eine Dame vorstellen zu wollen, mißlang ganz und gar; noch ungeschickter nahm sich jedoch als solche Hr. Müller aus, dem es übrigens zu wünschen wäre, daß er sich bloß ungeschickt, nicht unschicklich, benommen hätte.

Montag den 2. Februar: 1) Alle fürchten sich, Lustspiel in 1 Akt, aus dem Französischen von Castelli.

Ein recht artig Stückchen! Bei der heutigen Vorstellung mußte es auffallen, daß Hr. Hübsch, ein großer, starkgebauter Mann, sich so hasenfüßig, so kindisch furchtsam zeigen mußte. Dasselbe gilt, wenn auch nicht so auffallend, von Hrn. Oldenburg. Hr. Löwe, der den aufgeräumten Lakey nicht übel spielte, hätte gewiß die Rolle des Hrn. Hübsch ansprechender geben können. Hr. Pohlmann, als Breitenbach, mitunter recht drollig, wie auch Hr. Dreves. Dem. Heller war das alte, liebe Louischen. Dem. Koch gab das Klärchen mit der ihr eigenen Anmuth. Zu wünschen war', daß das eigentlich Scenische mehr in einander gegriffen hätte.

2) Der Dorfbarbier u. s. w.

Ref. bekennt offenherzig, daß er sich sehr freute, als er heute diese kleine Oper auf dem Zettel angekündigt las. Im Grunde genommen, hat er derselben schon lange genug; aber weil es einmal Verhängniß ist, daß sie jedes Jahr, wenigstens einmal mit haarkleinen Veränderungen über die Bühne geht, so ist das ein beruhigender Gedanke für ihn, sie schon hinter dem Rücken zu wissen. Aber, stille! vielleicht urtheilen nicht Alle so.

Die Veränderungen, die man sich dies Mal erlaubte, waren im Ganzen genommen zwar haarklein; aber es mußte doch auch auffallen, daß man sich die Veränderung gemacht hatte, den zweiten Akt um ein Gutes abzukürzen. So vermißten wir z. B. den Sterbegesang von Suschens Liebhaber; freilich hatte das Stück, so zugeschnitten, mehr Wahrscheinlichkeit, denn wer singt wohl, wenn er sterben soll? Hr. Huppmann (Lux) sang und spielte, wie gewöhnlich, mit munterer Laune. Auch Mad. Schmitt gab ihre Eintrittsarie im 1. Akt überraschend gut.

Mittwoch den 4. Februar: Die Soldaten, Schauspiel in 5 Abthl. von Aresto. Vor Anfang des Stücks, wie in den Zwischen-Akten, mehrere Musikstücke mit vollständiger Militär-Musik, componirt von Hrn. Kapellmeister Bach.

Zu bedauern war es, daß die heute zum Vortheile der Dem. Koch gegebene Vorstellung ein so leeres Haus hatte. Wir freuen uns jedoch, hinzufügen zu können, daß Dies keineswegs in einer Art von Zurücksetzung seinen Grund zu haben scheint, sondern daß vielmehr andere Umstände obwalteten, die der so braven Künstlerinn die Einnahme schmälerten.

Je charakteristischer die einzelnen Personen dieses Stücks aufgefaßt sind, desto schwerer sind sie wiederzugeben. Das Ganze ist ein militärisches Familiengemälde, wozu dem Verf. gewiß einzelne lebende Personen als Studien dienten. Hr. Oldenburg mahlte nur höchst selten den Major von Böhm, dessen aufbrausendes Temperament und natürliche Gutmüthigkeit ihn nie den goldenen Mittelweg finden lassen. Dagegen gab Hr. Eisenhut den unter den Waffen ergrauten General-Major mit der gehörigen Einfachheit im Benehmen u. der so bezeichnenden Kürze in Ton u. Ausdruck. Hr. Löwe schien ordentlich zu solid für die Rolle dieses verworfenen Junkers v. Schrankenau; sehr trefflich war dagegen sein Spiel im 3. Akte, wo er mit seinem Vater den verhängnißvollen Auftritt hat Hr. Pohlmann, als Feldprediger Graun, traf so recht den innigen, gemüthlichen Ton des bejahrten Geistlichen und Trösters. Hr. Hübsch, als Unteroffizier Graun, durchaus zu pathetisch. Hr. Dreves, als Moses, belebte durch sein Spiel jede Szene, worin er auftrat. Dem. Koch die Emilie mit naiver Lebhaftigkeit und wahrhaft militärischer Freimüthigkeit.

Was die von Hrn. Kapellmeister Bach componirten Militärstücke betrifft, so zeichneten sie sich sowohl durch ihre geschmackvolle Wahl, als auch durch die ihnen inwohnende Kraft und schöne Instrumentirung aus, und es wäre nur zu wünschen, daß der für diese Art von Musik so talentvolle Künstler uns öfters diesen Genuß verschaffte.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 11. Februar. N°. 12.



Raul und sein Pferd. Eine Volkssage.

Von Apotheker Brimmeyr.

Der Ort, worauf sich folgende Sage bezieht, liegt in einer waldreichen Gebirgsgegend, vier Stunden nordwestlich von Luxemburg. Es ist ein kahler Hügel, an dessen südlichem Vorsprung heute noch eine verlassene Einsiedlei mit einer ansehnlichen Kapelle liegt, wovon er den Namen führt; oben auf dem Gipfel soll ehedem die feste Burg Gräfingen gestanden haben, die das Landvolk, wie soviele andere längst verfallene, als vormalige Templerburg bezeichnet. Unten im Thale fließt die Eische vorbei, ein unbedeutendes Flüßchen, das in der Gegend von Arlon als Brunnenquelle entspringt, sich am Fuße hoher Waldhügel, eine Strecke von 5 — 6 Stunden weit, in merklichen Krümmungen und Winkeln herumschlängelt und unterhalb Mersch in die Alzet ergießt. Sie gleitet, ohne merklichen Fall und Geräusch, meist zwischen hohen Ufern, von Erlen und Weiden gleichsam eingehüllt, auf ihrem ganzen Wege dahin. An einigen Stellen zieht sich das Flußbett am Fuße des Berges so nahe hin, daß für einen Fahrweg kaum der gehörige Raum geblieben und solche Stellen dadurch ganz unfahrbar werden. Für Unkundige ist es denn allerdings gefährlich, an so schmalen Durchzügen überhaupt, wo selbe auch immer vorkommen mögen, des Nachts zu reisen: allein, an der Eische ist es doppelt gefährlich, weil hier, nach dem Volksglauben, (einen freilich weit verjährten Glauben) ein Gespenst sein unheimlich Wesen treibt und furchtsame Wandrer eben ins Unglück hineinjagt. „Denn Raul's Pferd geht, seinen Herrn suchend, an diesen stillen Ufern auf und ab, — ein kohlschwarzer Rappe, dessen Mähne bis an den Huf hinab reicht, beim Laufen aber, nach oben gerichtet, einen pfeifenden Laut von sich gibt; dessen Zaum und Sattel im Dunkeln leuchten. Wer sich vor ihm erschrickt, der geräth in solche Verwirrung, daß er unfehlbar in den Fluß hinabfällt. Wer aber dreist seines Weges geht, vor dem entweicht der Rappe und taucht selbst in die Fluthen unter."

Sei es nun, daß sich das Gespenst, aus zufällig hier vereinten Umständen, in der Einbildung Leichtgläubiger also gestaltet habe, daß ihm der im Weidengesträuche pfeifende Nordwind die pfeifende Mähne, und das von bewegten Wellen reflectirte Mond- oder Sternenlicht den leuchtenden Sattel verliehen habe: über seine Herkunft lautet die Sage, wie folgt.

„Auf Burg Gräfingen haus'ten zur Zeit vier Templer, Raul und seine Brüder, mit ihren Knechten. Raul, als der Aelteste, war Burgherr. Sie hatten kein anderes Eigenthum, weder an Land, noch an Leuten, als ihre Burg und was darinnen war, nebst dem öden Berge, worauf sie stand. Was sie immer brauchten und haben wollten, Das wußten sie sich durch List und Gewalt zu verschaffen; denn sie lebten nur von Dieberei und Straßenraub: am Ende lag aber viel Reichthum an Geld und Sachen in ihren unterirdischen Kammern aufgehäuft. Gewöhnlich ritten ihrer drei mit eben soviel Knechten auf Beute aus, indeß Einer, Wache haltend, im Schlosse zurückblieb. Wo sie dann vor ein Haus kamen, forderten sie strenge, was sie eben haben wollten, sei es Geld, oder Vieh, oder Anderes gewesen: ward es dann verweigert, so nahmen sie es gewaltsam, wo kein Widerstand von Seiten der Hausleute zu befürchten war, oder stellten sich in einer der folgenden Nächte unvermuthet ein und verfuhren schrecklich mit den Einwohnern. Manchmal fingen sie einen reichen Landmann, oder Geistlichen, oder auch fremden Burgmann irgendwo auf, schleppten ihn nach ihrer Burg und hielten ihn solange gefangen, bis er sich durch eine Summe Geldes erledigte. Doch kamen sie nicht immer, noch überall so ungestraft davon: denn bisweilen widerfuhr ihnen Aehnliches von fremden Burgleuten, oder sie wurden von Bauern nach Verdienst durchgeprügelt. Auf einem solchen Streifzuge hatte Raul einst ein Auge verloren; seither konnte er nicht

mehr ins Feld ziehen und mußte immer das Haus hüten. Doch ritt er nicht desto weniger auf Recognoscirung aus: denn er war nicht nur in Allem klüger und gewandter, als seine Brüder, sondern er sah mit Einem Auge schärfer, als sie mit Zweien. Sein Pferd übertraf desgleichen an Schnelligkeit und Listen alle andern. Es roch Feinde und Gefahren, stand stille oder wich seitwärts aus, wo es eben galt; ging mit seinem Reiter die schlüpferigsten Pfade auf und ab, oder am Rande eines schroffen Felsen hin, ohne auszugleiten, setzte ungefährdet über Gräben und Flüsse weg. (Noch zeigt man den jähen Pfad zwischen zwei Felsen hinauf, wo Raul so oft bei Mondschein hin- und hergeritten.) Dieß Wesen trieben die vier Templer viele Jahre lang: doch nahm es ein Ende, noch ehe sie sich's versahen.

Ihrer drei ritten eines Tages vor einen reichen Meierhof und forderten vier junge Pferde. Der Hausherr erwiedert: „Sie möchten die Lieferung nur bei Nacht abholen kommen, damit er sich vor dem Eigenthümer des Hofes damit rechtfertigen könne, daß ihm die Pferde geraubt worden.“ Somit zogen dann die Templer ab, kamen nach einigen Tagen des Abends spät wieder zum Hofhause, klopften an und wurden eingelassen. Hinter ihnen schloß man das Hofthor; doch, statt der Fohlen, kamen ein Paar Dutzend bewaffnete Knechte und Bauern aus den Pferdeställen, fielen über die Räuber her, schlugen ihre Knechte todt, banden die drei Tempelherrn fest und knüpften sie mit langen Stricken an die Schweife ihrer eigenen Rosse. Sodann versammelte sich ein zahlreicher Trupp Bauern zu den gewappneten Knechten, trieben die drei Pferde voraus und setzten sich so nach dem Räuberschlosse in Bewegung. Dort angekommen, waren die drei Templer zu Tode geschleift. Raul beobachtete von der Thurmwarte aus den mit Fackeln beleuchteten herankommenden Zug der Feinde. Diese führten, außer anderm Geräthe, auch hohe Leitern mit sich, legten selbe an die Ringmauer und versuchten hinüber zu steigen: doch Raul wehrte es ihnen. Als sie nun noch einige Mittel, die Veste zu erstürmen, vergebens versucht hatten, machten sie vor das Hauptthor ein so großes Feuer, daß die hölzernen Flügel bald durchgebrannt und ihnen so der Eingang offen stand. Hier trieben etliche Bauern die drei Pferde mit den daran geknüpften todten Herrn in den Burgraum hinein, konnten sich aber darin nicht selbst aufhalten, weil es rings von den Thürmen Steine und Balken herabhagelte. Der Burgherr sah jetzt seine Brüder gemordet da liegen und mochte sein bevorstehendes Schicksal darnach beurtheilen. Außen erschallte immer der Ruf: „Raul, nimm deine Brüder auf!“ — Jetzt bestieg er sein Roß und mit ihm die hohe Burgmauer, wo er, das Aeußerste wagend, wie auf einer breiten Straße, frei herumritt. Indeß waren einige der Belagerer wieder eingedrungen und hatten in Scheunen und Ställe Brandfackeln geworfen. In wenigen Minuten schlug hier die Flamme so hoch auf, daß das ganze Gebäude davon beleuchtet war. Bald stürzte ein Theil zusammen; Stroh und Gehölze lag brennend im Hofe zerstreut, daß dieser dem Heerd eines Feuerofens glich. Raul's Pferd, darob scheu geworden, stürzte mit ihm von der Burgmauer mitten in die Gluth hinab; doch that es sich im Fallen kein Leid, sondern lief mit verhängtem Zügel über den Hof nach dem Thore zu. Des Reiters Kleider braunten ihm am Leibe. Die Außenstehenden sahen ihn, wie ein feuriges Meteor, daher geflogen kommen und mitten durch die erstaunte Menge hindurch. Ueber die Ebene jagte er, flammend, in gerader Richtung fort an den Vorsprung des Hügels und von hier, mit doppelter Geschwindigkeit, den jähen Abgrund hinab bis an die Eische, wo er, gleich einer hineingestürzten Brandfackel, erlosch und verschwand.

An derselben Stelle, wo jetzt die Einsiedlei steht, soll er den Ritt nach der Tiefe zu begonnen haben; doch geht über die Gründung dieser Klause eine andere Sage. Die Templerburg ward sofort gleich der Erde geschleift; noch liegen Schiefer und Mauersteine in großer Menge bis in's Thal hinab zerstreut. Die verborgenen Schätze wähnt man in unterirdischem Verwahr; die soll Raul's Pferd Demjenigen zeigen, der es wagt, sein Sattel kühn zu besteigen.

Beantwortung der in dem vorhergehenden Blatte der Treviris Nro. 11. aufgeworfenen Fragen über die Porta Martis.

So sehr ich die Forschungen mancher denkenden Archäologen über die Trierischen Alterthümer achten, und ihren Werken einen unleugbaren Werth zuerkennen muß, und so unangenehm mir es ist, einen Gegenstand ihrer Behauptungen, der, wenn gleich, meiner Ansicht nach, verfehlt, doch von manchem mit Scharfsinn behandelt ist, widerlegen zu müssen, so kann ich doch hier nicht anders, als mich näher über einen Punkt derselben aussprechen; denn ich wurde in dem oben angeführten Blatte hierzu auf eine mir nicht gleichgültige Art aufgefordert.

Es haben mehre Schriftsteller neuerer Zeit behauptet, daß die **Porta Martis** Gallischen Ursprunges sei.

Diese Idee konnte sich leicht bei einem Archäologen festsetzen, da Sagen und Schriften vorhergingen, die dieses behaupteten, und da wohl keine Werke von den Galliern vorhanden sein möchten, mit denen das Gebäude und die Bauart hätte verglichen werden können.

Auch ich war für diese Behauptung eingenommen; aber jetzt bin ich anderer Meinung; vielleicht mögen Alle, nachdem die Trierischen Alterthümer mehr zu Tage gefördert sind, und man mit andern Bauten einzelne Theile der **Porta Martis** vergleichen kann, ihre Ansicht geändert haben.

Soviel uns bis jetzt bekannt, ist die Wölbekunst in Etrurien entstanden; denn in Aegypten sind in den älteren Werken die Thoröffnungen oben mit immer mehr vortretenden Steinen in horizontaler Lage, die am Ende zusammenstoßen, gedeckt.

Man findet in den Pyramiden und an einigen Gräbern zwar bisweilen, aber sehr selten kleine Gewölbe, die aber in späterer Zeit entstanden sind.

Von den Babyloniern sagt Diodor, daß Semiramis zu Babel eine Brücke über den Euphrat und einen gewölbten Gang unter demselben durchgeführt habe.

Er mag sich darin aber, daß der Gang unter dem Fluße durch gewölbt war, doch geirrt haben; denn zu seiner Zeit war von demselben keine Spur mehr zu finden. Vielleicht dachte er, der Gang müße überwölbt gewesen sein, weil er so in jedem Falle am zweckmäßigsten wäre erbauet gewesen, und weil zu seiner Zeit bei den Römern das Wölben an der Tagesordnung war. Aber diese Annahme ist eine Hypothese, deren Wahrscheinlichkeit sehr ferne liegt.

Auch die Griechen machten, wenn sie gleich mit den Etruskern, welche durch sie in der Bildung sehr vorgeschritten sind, und später mit den Römern in Verkehr standen, lange keinen Gebrauch von der Wölbekunst; bis später, als das Land unter Römische Herrschaft kam, die Gewölbe häufiger wurden.

In Etrurien aber finden wir zu Volterra ein gro-

ßes gewölbtes Thor, und die **Porta Herculis**, welche uns das erste Beispiel der Wölbekunst nach dem Schnittriße giebt.

Etrurien war, vor dem Einfalle der Römer, in manchen Künsten schon voran geschritten, besonders aber in der Architektur. Nachdem aber die Römer dieses Land erobert hatten, wurde es mit diesem Staate einverleibt. Etruskische Baumeister wurden nun die Architekten der Römer, bis diese sich endlich selbst in die Kunst einweiheten.

Je mehr der Römische Staat anwuchs, desto mehr bildeten sich Wissenschaften und Künste aus, und so auch die Architektur und mit ihr die Wölbekunst.

Als aber auch Griechenland mit diesem Reiche einverleibt worden war, wurden Baumeister aus diesem Lande nach Rom berufen. Da vereinigte sich der edle Griechische Geist mit dem Römischen, die Baukunst stieg nun mit Riesenschritten immer mehr empor, man verband die Römische Architektur mit der der Griechen, man hatte die geschmackvolle Säulenstellung kennen gelernt, man setzte damit die Wölbekunst in Verbindung; es wurden nicht allein Tonnengewölbe, auch Kreuz- und Kugelgewölbe verfertiget, und wir finden in Rom ein Beispiel, wo die gewölbten Fensteröffnungen mit den Säulenstellungen in derselben Art, wie an unserer **Porta Martis**, construirt sind.

An diesem Gebäude finden wir aber die Wölbekunst noch mehr vervollkommnet, als wir sie an Bauwerken zu Rom haben kennen gelernt. Die Thore und Fenster sind halbkreisförmig; dagegen sind die vier Thüröffnungen an den Giebeln und das Säulengebälk über den Thoren horizontal gewölbt.

Das ist wohl das Höchste, was die Alten in dieser Kunst erreichten*).

Bedenken wir aber, auf welcher Culturstufe die Gallier damals gestanden haben, als sie unter die Herrschaft der Römer kamen! Sie waren ein äußerst ungebildetes Volk, das sich in seinen Sitten nur wenig von den Germanen unterschied, das weder Sinn noch Liebe zur Kunst hatte, (man lese nur **J. Caesar.**) Hienach können wir wohl sehr Bedenken tragen, die Annahme, daß das Gebäude, das so streng nach Kunst-Regeln erbaut ist, von ihnen herrühre, zu billigen.

Bei den Römern kann man aber jede Art von Gewölben herzählen, und wir werden uns so anzunehmen berechtigt sehen, daß auch die der **Porta Martis** von ihnen herrühren können.

Die Tonnengewölbe sind die gewöhnlichen, wie sie an unsern Alterthümern häufig vorkommen.

Ein Kreuzgewölbe finden wir zu St. Marien bei den Fundamenten an der Mosel unter einer Gartenmauer; es ist nur noch halb vorhanden.

Mit einem Kuppel- oder Kugelgewölbe ist das Pantheon zu Rom versehen.

Bei den Galliern aber wissen wir diese stufenweise Folge von Gewölben nicht aufzufinden, und es müßten doch von ihnen, wie von den Römern, Bauresten übrig geblieben sein, welche die Spuren des Einfachen bis zum Vollkommenen an sich trügen. Das ist aber nicht, und wir dürfen auch nicht annehmen, daß, wenn dergleichen Bauten vorhanden gewesen wären, sie die Römer vernichtet hätten, und hätten sie einmal das Römische Zeitalter erlebt gehabt, so hätten sie doch unmöglich so spurlos verschwinden können. Man könnte aber hier die Einwendung machen, daß die Gallier mehrmals in Italien eingedrungen wären, wo sie mit dieser Kunst bekannt werden konnten. Das waren Eroberungszüge, von welchen sie zugleich auch wieder zurückgeschlagen wurden.

Wir bemerken an der **Porta Martis**, daß die Steine ohne Mörtel so gut zusammengefügt sind, daß man kaum die Fugen wahrnimmt; sie wurden eben gehauen, dann abgeschliffen und so aufeinander gelegt.

Aber an unserem Amphitheater finden wir in dem zuletzt ausgegrabenen Theile, daß die großen Sandsteine, mit welchen die Gänge ohne Mörtel gewölbt waren, ebenfalls so genau zusammenpassen.

Die Steine sind hier, wie auch an der **Porta Martis**, geschliffen und mit Klammern verbunden.

Man lese die Aufsätze der Treviris N°. 7. und 8. und ferner N°. 10. bis 14. vom ersten Jahrgange, welche von diesem Gebäude handeln.

Diese Worte, glaube ich, werden hinreichend bestätigen, daß das Gebäude Römischen Ursprunges ist; und das aus einer Zeit, wo man in der Wölbekunst das Höchste erreicht hatte, also aus der letzten Periode.

Nun will ich zur Beantwortung der aufgestellten zwölf, wirklich sehr einfachen Fragen schreiten.

Antwort auf die Frage 1.

Betrachten wir die Römischen Bauwerke unserer Stadt, so werden wir finden, daß in allen die strengste Symetrie herrscht. Die Römer hatten eine große Vorliebe dafür, und ließen manchmal gerne das Innere leiden, um die Symetrie im Aeußern nicht zu verletzen.

Da die **Porta Martis** aber das Thor zu einer Hauptstraße war, was mehre in dieser Richtung aufgefundene Stücke derselben beweisen, so war Symetrie und ein gefälliger Anblick hier am rechten Orte; und da diese Symetrie nach meiner Ansicht dem Zwecke des Gebäudes in keiner Hinsicht nachtheilig war, so sehe ich nicht ein, warum man das Gebäude hätte unsymetrisch machen sollen.

Antwort auf die Frage 2.

Ich kann nicht begreifen, wie der Hr. Verf. der Fragen diese nur aufstellen kann, da sie in meinem frühern Aufsatze schon beantwortet ist; denn da habe ich mich ja gerade über die Zweckmäßigkeit ausführlich ausgesprochen.

Nur im Falle der Hr. Verf der Fr. meine Behauptung widerlegt, kann ich mich veranlaßt finden, noch einmal darüber zu sprechen.

Antw. auf die Frage 3.

Ich habe in meinem Aufsatze schon gesagt, daß das Marsthor mehr als ein gewöhnlicher Vertheidigungsthurm war, es konnte also auch nicht in allen Theilen mit der Einrichtung eines solchen übereinstimmen.

Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Römer ein Volk gewesen sind, das sich nicht an feststehende Regeln, besonders in der Architektur band. Jeder Baumeister machte, ohne sich an alte Herkömmlichkeiten zu binden, die Pläne nach seinen eigenen Ansichten, und waren sie zweckmäßig, so wurden sie ausgeführt. Ohne Dies würden die Römer auch gewiß nicht auf den hohen Standpunkt gekommen sein, auf dem sie sich befanden.

Einige Aehnlichkeit mit der **Porta Martis** hat das Drusus-Thor zu Neus.

Antw. auf die Frage 4. u. 5.

Keineswegs ist anzunehmen, daß die Römer das Baumaterial unserer Gegend bei Erbauung der **Porta Martis** sollten verworfen haben, denn bei uns sind die Sandsteine viel zu brauchbar, als daß man dazu

*) Im Mittelalter wurden zwar sehr zusammengesetzte Kreuzgewölbe gemacht, welche wir weit über diese hinaus setzen müßen.

sollte Ursache gehabt haben; wir müßen daher auch annehmen, daß die weißlichen Sandsteine an derselben in der Nähe von Trier gebrochen sind, und das wahrscheinlich in dem Walde von Menningen, wo sich noch viele alte Steinbrüche vorfinden.

Die Gewölbsteine am Amphitheater scheinen mir von derselben Art zu sein.

Aber angenommen, die Steine wären auch aus einem andern Lande, warum sollten nicht die Römer eben so viel, und mehr Ursache gehabt haben, wenn sie besser, als unsere sind, dieselben daher zu nehmen; da die Römischen Kaiser ihren Stolz in prächtige und dauerhafte Gebäude setzten, welche zugleich auch den Zweck hatten, ihren Namen zu verewigen; und welche gebaute Straßen hatten, wodurch sie die Baumaterialien mit weit weniger Mühe hätten transportiren können, als die Gallier.

Daß aber die Gallier, wenn sie das Gebäude erbauet hätten, dieselben aus Unkenntniß aus der Ferne her genommen haben sollten, dieses dürfen wir auf dem erfahrenen Baumeister der Porta Martis nicht ruhen lassen.

Ist uns denn aber auch nicht bekannt, daß die Römer sogar aus andern Welttheilen ungeheure Steinmassen herbei führten, um ihre Städte zu verschönern? Wie oben schon gesagt, wurde das Gebäude von den Römern nicht im Anfange der Eroberung unseres Landes aufgeführt, denn damals mögen solche Gebäude wohl rasch und mit weniger Dauerhaftigkeit zum Nothfalle erbaut worden sein.

Der Hr. Verf. der Fragen erinnere sich, daß auch heutzutage in Friedenszeiten an Festungswerken ꝛc. mit der größten Ruhe gearbeitet wird *).

Antwort auf die Frage 6.

Allerdings ist ein solches Gebäude bei einer Stadt, wie Trier war, von der größten Wichtigkeit gewesen, und wie wir an allen Römischen Gebäuden hier wahrnehmen, wurden weder Kosten noch Mühe gespart.

Antwort auf die Frage 7.

Die Römer wurden durch Völkerwanderung von hier vertrieben; Sitten und Gebräuche wurden auf einmal anders, und statt daß man zu ihrer Zeit besonders bedacht war, die Ringmauern der Städte zu befestigen, war man im Mittelalter mehr bedacht, Castelle und Schlösser anzulegen. Daher ist es nicht nöthig, daß man, um zu beweisen, daß die Porta Martis ein Römisches Vertheidigungsgebäude war, darthut, daß zwischen diesen und denen des Mittelalters ein Uebergang bemerkbar wäre.

Antwort auf die Frage 8.

Wir haben von den Alten nur unvollkommne Beschreibungen über ihre Festungswerke; selbst Vitruv drückt sich nur sehr kurz darüber aus; und die meisten Werke dieser Art sind zerstört, wir können daher nicht sagen, ob dergleichen Gebäude mit zwei Thoren noch mehr mochten vorhanden gewesen sein oder nicht. Aber eben dieses, daß das Thor doppelt ist, spricht um so mehr für meine Annahme, da zwei kleine Thore neben einander stärker sind und dem Andrange der Kriegsmaschinen der Alten besser widerstehen konnten, als ein großes; und da hier ein Hauptthor war, so wäre eins von der Größe, wie sie jetzt sind, bei der bedeutenden Bevölkerung der Stadt, wahrscheinlich zu klein, und ihrer wie des Gebäudes ganz unwürdig gewesen, und wäre das eine Thor größer geworden, so hätte die ganze Form des Gebäudes auch anders werden müßen.

*) Hölzerne Forts konnten nicht gebraucht werden, weil diese mit Feuerpfeilen ꝛc. angesteckt werden konnten. (Man lese den Vitruv nach.)

Antw. auf die Frage 9.

Diese Frage beantwortet der Hr. Verf. der Fr. gleichsam schon in der 10. und 11. Frage, indem er zugesteht, daß das Gebäude zur Vertheidigung nicht unbrauchbar ist.

Vitruv sagt im 19. Cap. des 10. Buches, indem er von einer Beschreibung spricht, die Diades giebt, der unter Alexander lebte:

»Einen kleinern Vertheidigungsthurm müße man nicht machen, als 60 Ellen hoch, 17 breit; das Obertheil um 1/5 des Untertheils verjüngt; die Ständer unten im Thurme 3/4, oben aber 1/2 Fuß; auch müße er von drei Stockwerken sein, deren jedes mit Fenstern versehen wäre ꝛc.

Die Fragen 10 und 11 deuten, wie oben gesagt, auf die Brauchbarkeit des Gebäudes hin.

Antw. auf die Frage 12.

Daß die Römer dieses Gebäude zur Vertheidigung benutzt haben sollten, darüber haben wir keine Nachrichten; und daß es von den Römern erbaut worden ist, habe ich eben ausführlich bewiesen.

Ich glaube nun zur Annahme meiner Behauptung genug Gründe vorgelegt zu haben. Sollte der Hr. Vrf. der Fr. aber noch nicht zufrieden sein, so bitte ich das Gegentheil von Dem, was ich behauptet habe, zu beweisen.

Chr. Schmidt, Arch. und Reg.-Conducteur.

Miscellen aus dem Reiche der Tonkunst.

Wir sind wahre Instrumente und die Leidenschaften unsre Töne. Nur gleichmäßige Stimmung ist den Instrumenten zuträglich.

Bei Narren ist der Ton zu hoch gestimmt und überschreit; bei Dummen zu tief, das Instrument wird taub, die Melodie sinnlos.

Genialische Seelen geben Töne von sich, die die Andern in ihrem Klanggeschlechte nicht auffinden können; darum stimmen sie so wenig zur gewöhnlichen Lebensmusik, sie haben ihre eigene Gamme, es ist thöricht, sie nach dem gewöhnlichen Tonmesser abzuwägen. Wird ein wohlgestimmter Ton berührt, so macht er die Saiten des ihm nächsten Instruments, wenn sie mit ihm einstimmen, vibriren, und diese Saite alle andern, die mit ihnen harmoniren.

Die Musik wechselt in zwei Tonarten ab; die eine ein Kind der Freude, die andere der Ausdruck des Leidens. So auch das ewig wechselnde Konzert des Lebens, und diese Mischung kündet die Weisheit ihres Urhebers an, bald in Dur-, bald in Molltönen; bald in schneller, mäßiger, langsamer Bewegung schreitet der Pulsschlag der Natur in immer neuen, immer abwechselnden Veränderungen fort.

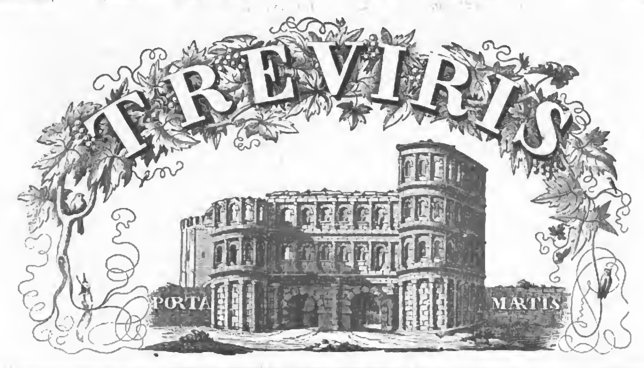
Dem Einen ist mehr von dieser, dem Andern mehr von jener Tonart beschieden; das Schicksal ertheilt die Stimmen dieses Konzerts! Glücklich Der, der bei keiner Stimme den Kopf verliert!

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 14. Februar. N°. 13.



Auszug aus dem Zeitungs-Berichte der Königlichen Regierung zu Trier pro Januar 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

In den ersten Tagen des verflossenen Monats trat Frost ein, so daß die Flüsse sich mit Eis belegten und die Schifffahrt in Stocken gerieth; vom 9ten v. M. ab thauete es jedoch wieder in Folge der eintretenden gelinden und regnerischen Witterung; selbst auf dem Hundsrückgebirge schmolz der im Dezember v. J. gefallene Schnee und die Wasser der Mosel und Saar begannen zu schwellen, so daß die Steinkohlenfahrzeuge mittlerer Größe auf letzterm Flusse sich in Bewegung setzen konnten und der drohenden Theuerung jenes Brennmaterials dadurch vorläufig in hiesiger Gegend vorgebeugt ward; auch die zum Theil versiegten Brunnen füllten sich wieder mit Wasser. In der zweiten Hälfte des vorigen Monats wechselten kalte und helle Frosttage mit gelindem, nebelichem und regnerischem Wetter; doch war die Temperatur im Ganzen gemäßigt und mitunter fast frühlingsartig, und nur am 8ten sank das Reaumur'sche Thermometer in Trier auf — 3, 5. Grad. Als Seltenheit verdient Erwähnung, daß am 2ten v. M. im Bittburger Kreise 2 frisch gelegte Eier des gemeinen Baumläufers (Berthia familiaris) in einem Walde gefunden wurden.

Ueber die hin und wieder geäußerten Besorgnisse nachtheiliger Einwirkungen des plötzlichen Witterungswechsels auf die Kleefelder und jungen Saaten läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit urtheilen; das Aufthauen der nächtlichen Fröste durch den milden Sonnenschein bei Tage konnte für die, des schützenden Schnees entbehrenden Felder, indem die Wurzeln der Saat dadurch ausgehoben wurden, namentlich in den höher liegenden Gegenden, nicht ganz ohne schädlichen Einfluß sein. Der Winzer hält, der Erfahrung zufolge, einen gelinden Winter für den Vorboten einer günstigen Weinlese, weil das Rebenholz alsdann zur gehörigen Reife gelangt; indessen würde jene, da der reiche Seegen der beiden letztvergangenen Jahre großentheils noch seine Fässer füllt, kaum wünschenswerth für ihn sein. —

Uebrigens konnte bei diesem Wetter noch Manches auf dem Felde gearbeitet, Dünger ausgefahren und untergeackert werden und durch Austreiben des Viehes auf die Weide ward noch immer Futter erspart. Der eingetretene Frost und das plötzlich folgende Regenwetter trugen, wie man hofft, Vieles zur Verminderung der überhand nehmenden Feldmäuse bei.

II. Preise der Lebensmittel.

In den Getreide- und Futterpreisen zeigen sich gegen jene des vorigen Monats nur geringe Veränderungen, namentlich steht das Steigen derselben mit den Wünschen der Produzenten in keinem Verhältnisse. Sie stellen sich für sämmtliche Kreise durchschnittlich folgendermaaßen:

			Rth.	Sg.	Pf.
1) Weitzen	per Scheffel	. . .	1 Rth.	19 Sg.	2 Pf.
2) Roggen	„ „	. . .	1 —	9 —	10 —
3) Gerste	„ „	. . .	» —	29 —	3 —
4) Hafer	„ „	. . .	» —	18 —	9 —
5) Kartoffeln	„	. . .	» —	7 —	6 —
6) Heu	„ Zentner	. . .	» —	19 —	9 —
7) Stroh	„ „	. . .	» —	14 —	5 —

III. Gesundheitszustand.

a) Unter den Menschen. Das in unserm letzten Zeitungs-Berichte erwähnte, gewöhnlich für das Nervenfieber gehaltene rheumatische oder Schleimfieber kam in Folge der anhaltenden feuchtkalten Witterung sowohl in Trier, als auf dem Lande noch immer häufig vor, erregte jedoch weniger Besorgniße, als in der ersten Zeit seiner Erscheinung. Die auf dem Lande hie und da eingetretenen Sterbfälle entstanden meist durch die daselbst nur allzu gewöhnliche Sorglosigkeit in Behandlung der Reconvalescenten. Außerdem beobachtete man besonders an den käl-

tern Tagen Entzündungs- und katharalische Leiden; in einigen Gemeinden des Merziger Kreises erkrankten Viele am Wechselfieber, — und an mehrern Orten herrschten die Masern und die Krätze. Zu Zeltingen, Kreis Bernkastel, ist noch ein Judenkind von den Pocken befallen, jedoch seiner Genesung nahe; dagegen ist diese Krankheit neuerdings in die Gemeine Burscheid, nämlichen Kreises, eingeschleppt worden. Im Kreise Prüm hat sich dieselbe nicht weiter verbreitet. Im Allgemeinen wird die Sterblichkeit überall als sehr gering bezeichnet.

b) Unter den Hausthieren. Die zu Bergweiler, im Kreise Wittlich, unter dem Rindvieh ausgebrochene Lungenfäule hat neuerdings mehrere Stücke befallen, weßhalb die getroffenen polizeilichen und Veterinär-Maaßregeln geschärft wurden. Von der Rotzkrankheit unter den Pferden zu Freudenburg, Saarburger Kreises, wurde wenig mehr verspürt, und außer der zu Bettingen, im Kreise Saarlouis, unter den Schweinen noch fortherrschenden und zu Besseringen, im Kreise Merzig, neuerdings ausgebrochenen Anthraxbräune, zeigte sich der Gesundheitszustand der Hausthiere im Uebrigen befriedigend.

IV. Unglücksfälle.

Das Dorf Nunkirchen, im Merziger Kreise, ward in der Nacht vom 4ten zum 5ten v. M. von einer Feuersbrunst heimgesucht, welche 25 Wohnhäuser mit Scheunen und Stallungen in Asche legte; und 38 Familien des größten Theils ihrer Habe beraubte. Der Verdacht der Brandstiftung ruht auf dem Besitzer eines, in einer Französischen Feuer-Assekuranz nebst den beweglichen Gegenständen hochversicherten Gebäudes, in welchem das Feuer ausbrach, und ist deshalb die gerichtliche Untersuchung gegen denselben eingeleitet.

Im Kreise Saarlouis ging eine isolirt gelegene Oelmühle in Flammen auf; ebendaselbst, so wie in den Kreisen Saarbrücken und Saarburg, brach an mehrern Orten, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit, Feuer aus, welches indessen durch schleunige und zweckmäßige Hülfe, ohne erheblichen Schaden zu verursachen, überall bald gedämpft ward. Ein auf der Saar bei Saarbrücken haltendes Schiff gerieth durch die Schuld eines Knechts, der wahrscheinlich von Brandwein berauscht zu Bette gegangen war, nachdem er den Ofen noch stark geheitzt hatte, in Flammen; es gelang zwar den rasch Herbeieilenden das Feuer zu löschen, der Knecht aber ward als eine Leiche auf seinem Bette liegend gefunden.

Im Kreise Saarlouis ward ein Kind mit siedendem Kaffee übergossen und starb nach einigen Tagen an den Folgen der erhaltenen Verletzungen; ein anderes fand seinen Tod, indem es in ein mit siedendem Wasser angefülltes Gefäß fiel. Im Kreise Daun ertrank ein 5jähriger Knabe, der seinem Vater, einem in einer Gerberei arbeitenden Taglöhner, zur Werkstätte gefolgt war, in einer mit Wasser gefüllten Lohgrube. Zu Neunkirchen, Kreis Ottweiler, wurden mehrere Grubenarbeiter von stürzendem Gestein getroffen und Einer ist bereits an den Folgen gestorben. Eine Frau, welche auf dem Wege nach der Kreisstadt Bitburg wegen gänzlicher Erschöpfung von ihrem Manne hatte zurückgelassen werden müssen, endete, bald nachher, dorthin transportirt, in derselben Nacht noch ihr Leben. Im nämlichen Kreise verletzte sich ein Mensch, der im Trunke eine gläserne Flasche mit der Hand zerschlagen wollte, dergestalt, daß er, nachdem der Brand die Wunde ergriffen hatte, starb; und ein 15jähriger Knabe büßte durch Stürzen von einem Karren, mit welchem das Pferd bergab durchging, sein Leben ein. In Prüm verunglückte die Frau eines Taglöhners, welche Abends ausgegangen war, um einen kranken Nachbar zu besuchen, in der Dunkelheit nahe bei ihrer Wohnung im Mühlengraben und ward am folgenden Tage in einem Weiher todt gefunden. Im Kreise Bernkastel endete eine Wittwe, in einem Anfalle von Wahnsinn, von welchem sich seit einiger Zeit Spuren gezeigt hatten, durch Selbstmord ihr Leben, indem sie mit einem Rasiermesser sich einen Schnitt in den Hals versetzte. — Ein mit Kohlen beladenes Schiff zerschellte bei der Passage der Brücke zu Saarlouis, an der Festungsmauer durch ungeschickte Leitung.

V. Gemeine-Angelegenheiten.

Die Mehrzahl der Gemeinenhaushalts-Etats für das laufende Jahr ist bereits festgesetzt und die Aufstellung der noch rückständigen wird überall beschleunigt. Die Witterung war den Holzfällungen in den Gemeinen-Waldungen sehr förderlich, und sowohl die Verloosung des zu vertheilenden Holzes, als die Versteigerungen, wurden fortgesetzt. Die Culturen pro 1834 sind, mit wenigen Ausnahmen, ausgeführt und hatten gedeihlichen Fortgang. Das zu Bernkastel seit Anfang dieses Jahres errichtete Salzmagazin, welches vielen Absatz findet, trägt zur Belebung des dortigen Verkehrs wesentlich bei.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Die häufig sehr bedeutenden Rückstände der Kirchen-Revenuen und die anscheinend nicht seltene Vernachläßigung des Kirchen-Vermögens, woraus für die Gemeinden, denen subsidiarisch die Bestreitung der Kultusausgaben obliegt, oft bedeutender Nachtheil erwächst, veranlaßten uns, diesem Gegenstande Aufmerksamkeit zu widmen und Einleitungen zu treffen, welche auf eine genauere Beaufsichtigung der Verwaltung des Kirchenvermögens einzuwirken im Stande sein werden. Die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs zeigt sich allenthalben in erfreulichem Zunehmen, und die Fälle, wo böser Wille, namentlich unter der niedern Volksklasse, die Anwendung gerichtlicher Bestrafung gebietet, werden immer seltener. Bei der Bürgerschule in hiesiger Stadt ist eine vierte Klasse errichtet und die für die Vorstädte Maar und Straßpaulin gegründete Mädchenschule im Laufe des vorigen Monats eröffnet worden. Zu Merzig wurde das 50jährige Dienstjubiläum des verdienten Lehrers Jung, dem Se. Majestät das allgemeine Ehrenzeichen zu verleihen geruhten, und welchem das hohe Ministerium dabei eine Unterstützung von 50 Rth. bewilligt hatte, mit allgemeiner Theilnahme begangen. Es wurde dazu der geistliche Rath des Collegiums eigens abgeordnet.

VII. Handel, Gewerbe und Kommunikation.

Der Handel mit Rind- und Schaafvieh gewann an einigen Orten im Laufe des vorigen Monats an Lebhaftigkeit und die Preise stiegen; im Allgemeinen ist derselbe, so wie nicht minder der Verkehr mit Getreide, jedoch nur unbedeutend, und der Geldmangel beim Landmanne daher von Tag zu Tage fühlbarer. — Auch der Weinhandel ist fortwährend im Stocken, die Preise sind selbst für bessere Sorten auffallend gesunken und so finden meist nur Nothverkäufe statt; man hofft nach der nunmehr herannahenden Periode, wo das Erzeugniß des gesegneten Jahres 1834 zum ersten Abstiche gelangt, auf Zunahme der Kauflustigen.

Auf der Mosel war die Schifffahrt wenig belebt; in Folge des eingetretenen Regens konnten, wie oben

schon erwähnt, die zahlreichen Steinkohlenschiffe auf der Saar, welche seit langer Zeit einen höhern Wasserstand erwarteten, großentheils die Anker lichten und ihre Fahrt thalwärts beginnen. Die gewerblichen Etablissements des Kreises Saarlouis u. s. w. haben guten Fortgang.

An Instandsetzung der Wege konnte in dieser Zeit verhältnißmäßig nur wenig gearbeitet werden, doch ist die Communikation überall als gesichert anzusehen. Der nunmehr höhern Orts angeordnete Ausbau der Straße von Bernkastel durch die Tiefenbach nach Longkamp, auf der Postroute von Trier nach Mainz, wird einem wesentlichen Bedürfnisse abhelfen und hat die Bewohner der dortigen Gegend mit Freude erfüllt.

Protestation des Trierischen Erzbischofs vom 6. Juni 1680 gegen die Eingriffe des Bischofs von Metz in Bezug auf die Gerechtsamen über St. Wendel.

(Nach einer Handschrift.)

Um eine klare Ansicht von dem Vorfalle, der hier angeführt wird, zu gewinnen, müssen folgende Bemerkungen vorangeschikt werden.

Die Stadt St. Wendel, deren Schutzpatron der h. Wendelinus ist, gehörte in früheren Zeiten dem Bisthum Metz, welches sie im J. 999 von Kaiser Otto III. geschenkt erhalten hatte. Heinrich IV. bestätigte 1065 diese Schenkung oder setzte das Bisthum von neuem wieder in den Besitz derselben; so gibt wenigstens Calmet an in seiner Ausgabe vom J. 1728, Tom. II. pag. 393 in der Note g. Dagegen kömmt in den Actis Acad. Palat. II. 246 vor, daß St. Wendel zur Graffschaft Veldenz gehörte, welche es vom Bisthum Verdun zum Lehn erhalten hätte. Dem sei nun wie ihm wolle, die Stadt kam in der Folge an den Grafen von Saarbrücken, welchem sie Erzbischof Balduin im Jahr 1329 um 2000 Livres abkaufte *).

Allerdings war es wahrscheinlich, daß nach der obigen Schenkung der Bischof von Metz auch die geistliche Jurisdiction über die Stadt hatte und sie also zur Metzer Diözese gehörte. Und wirklich wird sie in dem großen Diplom, in welchem Carl IV. im J. 1376 dem Erzstift Trier alle Besitzungen, Rechte und Privilegien bestätigte und wobei auch St. Wendel und Castel genannt sind, als zur Metzer Diözese gehörig angeführt. **)

Auch der Trierische Weihbischof Johann Peter Verhorst sagt in dem Protocol seiner im September 1712 zu St. Wendel gehaltenen Visitation: „Die Kirche, welche einst vielleicht zur Metzer Diözese gehörte, jetzt aber, ohne allen gewaltsamen Widerspruch, wie aus den bisherigen Protocollen der Weihbischöfe erhellt, seit undenklichen Zeiten ein Theil der Trierischen Erzdiözese ist, liegt erhaben über der Stadt, die als Schutzpatron den h. Wendelinus verehrt und auch von ihm seinen Namen hat."

Im Jahr 1680 suchte der Bischof von Metz sich auf gewaltsame Weise sein Recht über St. Wendel wieder anzueignen. Der Trierische Erzbischof protestirte gegen diesen Eingriff. Die Punkte der Protestation, die vom 6ten Juni 1680 datirt ist, sind ungefähr folgende:

„Nach den Canonischen Gesetzen tritt die Verjährung bei allen Kirchen in einem Zeitraume von 40 Jahren, bei der Römischen Kirche in einem Zeitraume von 100 Jahren ein. Da nun das Trierische Erzbisthum in dem ruhigen, unangefochtenen Besitze aller geistlichen Gerechtsamen über die Pfarrei und Stadt St. Wendel mehrere Jahrhunderte lang war, so folgt daraus, daß es auch jetzt die genannte Pfarrei und Stadt als rechtmäßiges Eigenthum inne hat. Ferner sagen die hh. Canones, auf deren gesetzmäßige Handhabung die Bischöfe vor Allen halten sollen, klar und deutlich aus, daß Niemand, wenn er auf einen fremden Besitz Ansprüche zu haben denkt, aus eigener Machtvollkommenheit, ohne vorher, wie es vorgeschrieben ist, Einspruch gethan und sich an den Apostolischen Stuhl gewandt zu haben, in die Rechte der benachbarten Erz- und Bischöfe einen gewaltsamen Eingriff machen darf. Im Gegentheile, wenn Einer Etwas gegen seine Nachbarn einzuwenden hat, so muß er vor dem dazu befugten Richter (und das ist zwischen den Bischöfen der Pabst) sein Recht nachsuchen. Daher ist der Act der Visitation, der den 24. und 25. Mai dieses Jahrs von dem Hochwürdigsten Herrn Georg d'Aubusson und de la Teuillade, Bischof von Metz, nach vielen vorhergegangenen Drohungen in Gegenwart mehrerer Geistlichen, unter Andern des Priors von Grevendall, in der Pfarrei St. Wendel vorgenommen wurde, als null und nichtig anzusehen. Die Nichtigkeit dieser Visitation geht vorzüglich daraus hervor, daß am folgenden Tage durch einen eigens dazu abgeschickten Boten aus Trier, einen vereideten Notar der Erzbischöflichen Curie, von Seiten des Hochwürdigsten Herrn Erzbischof und Erlauchtesten Churfürsten von Trier zwischen 8 und 9 Uhr Morgens vor dem Eintritte in die Pfarrkirche Einsprüche gethan und an den Apostolischen Stuhl appellirt wurde. Daher begab ich mich, ich Johannes Henricus Anethan, Bischof von Hierapolis, Weihbischof und General-Vikar, eigens beauftragt mit der Untersuchung der Trierischen Erzdiözese, nachdem ich mich durch glaubwürdige Papiere hinreichend über die in der Pfarrei St. Wendel vorgefallenen gewaltsamen Störungen in Kenntniß gesetzt hatte, nach dem genannten Orte und gelangte am 6ten Juni dieses Jahres, Morgens früh, da an. Ich war in meinem Bischöflichen Ornate; die Priester, die mich begleiteten, trugen den Stab und die Mitra voran; entgegen kam mir, wie es gebräuchlich ist, in seinem Röckel, seiner Stole und seiner Chorkappe, der Pfarrer des Ortes, ein Carmelite; bei ihm war sein Beisteher und zwei andere Beneficiaten des Orts. Sowohl aus der Stadt, als auch vom Lande her lief eine ungeheure Menge Volks zusammen. Unter dem festlichen Geläute der Glocken reichte man mir das Kreuz zum küssen; ich erhielt die Weihwasserquaste, nahm die Räucherung vor und nun wurde ich, indem die Fahnen voranflatterten, von einer zahlreichen Jugend und mehreren Pfarrern, welche in andächtiger Prozession daher schritten, unter Anstimmung des Hymnus Veni Creator zu den Thoren der Pfarrkirche St. Wendel hingeleitet. Ich ergriff wieder die Weihwasserquaste, besprengte mit dem gesegneten Naß die umstehende Menge, räucherte hierauf und betrat die gewölbte, aus gehauenen Steinen kunstreich gebaute Kirche. Die Antiphone Veni Sancte Spiritus wurde dreimal wiederholt, und nachdem auch die Collecte vom h. Geiste gesungen war, gab ich den feierlichen Segen mit dem Allerhöchsten. Hierauf hielt ich, vor dem Hochaltar mit Stab und Mitra sitzend, über die Ursachen und Wirkungen der Visitation und der h. Firmung, über das alte,

*) Brov. II., 204. u. Calmet. Edit. nov. III. 291.

**) Honth., II. pag. 266.

„nie gestörte Recht des Besitzes, welches das Trieri„sche Erzbisthum in der Stadt und Pfarrei St. Wen„del von jeher ausübe, und gegen die Eingriffe des „Hochwürdigsten Bischofs von Metz an die versammel„ten Rechtgläubigen eine kurze und bündige Rede. „Jetzt legte ich die weißen Paramente ab und zog die „schwarzen an, betete nach Römischer Vorschrift die „Gebete zum Troste der im Herrn Entschlafenen, um„ging die Kirche in und auswärts, ließ das gegen „die Abreise des Hochwürdigsten Bischofs von Metz „an das Thor der Kirche angeheftete gedruckte Man„dat von dem Apostolischen Protonotar abreißen, und „nachdem ich die weißen Paramente wieder angezogen „hatte, hielt ich das Hochamt von der Octave nach „Christi Himmelfahrt. (Schluß folgt.)

Der Diamant.

Der Diamant ist der vorzüglichste Edelstein. Seine Härte, sein Glanz, seine Kraft, die Stralen zu brechen, die er oft in tausend Farben spielen läßt, bewirkten, daß man ihn in allen Zeiten aufgesucht hat. Der geschätzteste Diamant ist der, der vollkommen durchsichtig ist. Er verliert viel, wenn er gelblich aussieht. Seinen vollen Werth und zuweilen einen noch bedeutendern nimmt er in diesem Falle dann nur an, wenn die Farben frisch und lebhaft sind.

Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wandte man nur rohe Diamanten an; damals waren diejenigen die gesuchtesten, welche von Natur eine pyramidenförmige Gestalt hatten. Erst im Jahre 1567 entdeckte Ludwig von Berguem die Kunst, den Diamant zu schneiden und zu poliren und zwar vermittels seines eigenen Staubes. Erst seit dieser Zeit kennt man auch die ganze Schönheit des Stoffs, woraus der Stein besteht. Man hat den Diamant auf verschiedene Weise geschnitten, aber in dem Maaße, als die Kunst der Steinschneiderei sich vervollkommnete, hat man mehrere Formen aufgegeben, die anfangs gebräuchlich waren; heutzutage hält man sich an zwei Arten. Man scheidet ihn entweder in Form einer Rose, oder schleift ihn auf allen Seiten.

Die erstere Art wird angewendet bei Steinen, die eine geringe Dicke haben. Er stellt alsdann von einer Seite eine Pyramide mit kleinen dreieckigen Seitenflächen dar, und von der andern eine breite flache Basis, welche bestimmt ist, durch die Einfassung eingeschlossen zu werden und in diesem Falle nicht sichtbar wird.

Diejenigen Steine, welche hinreichend dick sind, werden auf allen Seiten geschliffen. Sie sind natürlicherweise auch die theuersten.

Der Preis des Diamants war zu allen Zeiten sehr hoch. Man begreift leicht, daß derselbe mit den Eigenschaften des Steins im Verhältnisse steht. Derjenige Stein, der keine Risse und keine Flecken hat, der vollkommen durchsichtig ist, hat, wenn alles Andere gleich ist, einen höhern Werth, als derjenige, wobei Einiges zu tadeln ist, und das um so mehr, je besser man die Fehler desselben durch das Schneiden und durch die Einfassung verdecken kann. Der Werth richtet sich auch nach dem Umfange des Steins, doch so, daß kein regelmäßig fortschreitendes Verhältniß statt findet.

Der rohe Diamant, der seiner Farbe oder Flecken wegen nicht geschnitten werden kann, wird verkauft der Karat*) zu 30 bis 36 Francs. Man reibt ihn, um seinen Staub zu erhalten, der alsdann dazu dient, die verschiedenen Steine zu schneiden, zu glätten u. zu graviren.

Die rohen Diamanten, welche zum Schneiden eine schöne Gestalt haben und einen Karat schwer sind, kosten 48 Francs; aber wenn sie schwerer, als einen Karat, wiegen, so schätzt man sie verhältnißmäßig höher. Ein roher Diamant von 2 Karat kostet 192 Francs. (Schluß folgt.)

*) Ein Karat hat 4 Gran.

Herr A., ein Mitglied der constituirenden Versammlung bestieg die Rednerbühne nur ein einziges Mal. „Meine Herrn", begann er, „der Mensch ist ein Thier ...." Der imposante Anblick der Gesellschaft erschreckte ihn aber und er blieb stecken. Da trat ein Anderer auf und sprach: Ich trage darauf an, daß die Rede gedruckt und mit dem Portrait des Redners geziert werde.

Theater in Trier.

Sonntag den 8. Februar: Zampa u. s. w.

Die Wiederholung dieses Stücks, welches wir schon am 23. Dez. v. J sahen, zeigt nur allzusehr die Armuth des Repertoirs und die Verlegenheit, worin die Theater-Direction sich durch den Mangel eines tüchtigen Tenorsängers findet. Also auch dieser Winter uns schon zur Hälfte herum ohne den solange ersehnten Kunstgenoß! Ref. hängt gewiß nicht allein an der Oper, er sieht eben so gern und vielleicht noch lieber eine classische Tragödie oder Komödie; allein eine so magere Wahl von Stücken, wie sie jetzt geboten werden, scheint ihm, mindestens gesagt, von der Direction höchst undankbar gegen ein Publikum, das seine Ansprüche wahrlich nie zu hoch gestellt hat. Auch die heutige Vorstellung erfreute sich wiedrr eines zahlreichen Besuchs, obschon es abzusehn war, daß, wie gewöhnlich, das Stück zum zweiten Mal nicht so gut gegeben würde, wie früher. Und so war es denn auch; Frau v. Weber und Hr. Huppmann ausgenommen, spielten die Andern ziemlich lau.

Montag den 9. Februar: Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abthl., nach Beaumont und Flethers, von Schröder.

Dieses Lustspiel ist im Anfange ungleich lustiger, als zu Ende; ja, man würde gewiß nicht weit von der Wahrheit abkommen, wenn man behauptete, daß das Ende etwas langweilig sei. Wenigstens wird die Lösung des Knotens, den man im Ganzen schon im 3. Akte entwirrt sieht, durch manche ermüdende Szene noch zurückgedrängt. Und diese Lösung, auf welche gewaltsame, entehrende Weise wird sie nicht vorgenommen! Erst dann, wenn der Kammerjunker zum Kuppler und sein Fürst zum Wüstling herabgesunken ist, erfährt man, daß die an allen Schwächen des weiblichen Geschlechts leidende Baroninn ihres Gatten unwerth ist, der sich am Ende, unbegreiflicher Weise, mit der größten Zufriedenheit in ihre Arme wirft. Das Höchste, was dem Verf. vorschwebte, war wohl die Darstellung weiblicher Starrsinnigkeit; dabei diente ihm der spitzbübische Streich Antoinettens bloß zur Decoration.

Baroninn von Holmbach, ist, wie gesagt, die Hauptrolle. Mad. Dreves war etwas zu alt für diese herrsüchtige Wittwe, die auch den kleinsten Widerspruch nicht leiden mag. Stellen, wo sie die Capriciöse spielte, gingen noch an; aber da, wo der Hr. Baron anfängt, die Maske abzuwerfen, da vermißte man bei ihr das jugendliche Feuer, den rücksichtlos aufflammenden Zorn. Hr. Oldenburg, als Baron Widurg, spielte den Dümmling im ersten Akte gut; nach seiner Vermählung aber schien ihm die Welt zur Last zu fallen. Kein Wunder, wenn man so eine Haustyranninn hat und sei es nur auf ein paar Stunden! Hr. Pohlmann, als Friedhelm, gewann seiner trockenen Rolle ab, was ihr abzugewinnen wär: einige trockene Späße. Dem. Koch war wieder ganz an ihrer Stelle; ihr Spiel war so leicht und natürlich, wie Antoinettens natürlicher Leichtsinn geschildert ist; diesen abgerechnet, war sie auch ein recht anständiges Gärtnermädchen, dem das hübsche Gewand ihrer Herrinn so angegossen lag, als wär' es ursprünglich für sie bestimmt gewesen. Zu einer solchen Antoinette gehörte auch ein Glücksritter, wie der Lieut. Wallen, dessen Charakter Hr. Dreves gut aufgegriffen zu haben scheint. Unter den Uebrigen verdient noch Hr. Löwe, als Kammerjunker, eine rühmliche Erwähnung.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 18. Februar. **N°. 14.**



Letzte Tage und Tod Ferdinand's des Katholischen und Beschreibung der ihm zu Ehren gehaltenen Begräbnißfeierlichkeit in Brüssel.

Von Ph. Laven.

Gonsalvo von Cordova, Ferdinand's ruhmgekrönter Feldherr, war, nachdem er auf schnöde Weise in die Ungnade seines Königs gefallen war und sich nach Granada in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, als 72jähriger Greis am 2ten Dez. 1515 gestorben. Er war es, der in Verbindung mit Ferdinand's ränkevoller Politik Spaniens Ruhm nicht nur auf der Pyrenäischen Halbinsel, sondern auch in der Ferne, im reitzenden Neapel, durch glänzende Waffenthaten emporgehalten hatte. Es schien, als hätte der Himmel die Schicksale beider, des Monarchen und seines Feldherrn, auf eine für Spanien verhängnißvolle Weise zusammengekettet. Kaum war Gonsalvo in die Gruft gesunken, so folgte ihm auch Ferdinand in das Grab nach.

Der König, der sich unpäßlich fühlte und nach Sevilla gehen wollte, brachte eben die Tage des Winters in einer mildern Gegend, in dem reitzend gelegenen Placencia, zu. Die Nachricht von Gonsalvo's Tode griff ihn sichtbar an, und seine Gesundheit verschlimmerte sich täglich mehr. Mit desto größerem Eifer suchten die Bürger der kleinen Stadt Placencia den Geist ihres Königs durch allerlei Lustbarkeiten zu zerstreuen und aufzuheitern. Es wurden häufig Ritterspiele, von denen sie wußten, daß Ferdinand sie vorzüglich liebte, häufig Volksfeste gegeben, und Musikbanden, aus den Bürgern gebildet, spielten zu bestimmten Zeiten vor dem königlichen Pallaste. Doch alle diese Beweise von Liebe, alle diese fröhlichen Feste hatten für den schwachen, 64jährigen Greis, den außerdem wohl noch manche Gewissensbisse foltern mochten, keine Reitze. Er suchte sich vielmehr dem Geräusche der Welt zu entziehen und schickte sogar, sei es nun, um sich auch seiner Nähe zu entledigen, oder um ein der Kirche gethanes Gelübde durch ihn vollziehen zu lassen, den Prinzen Ferdinand, seinen Enkel, den er vor allen Kindern seiner Tochter Johanna ammeisten liebte, nach Guadalupe, einen durch die Heiligkeit und die Wunderwerke seiner Kirche sehr berühmten Wallfahrtsort. Dem königlichen Jünglinge wurden zur Begleitung mitgegeben sein Erzieher Gusman und der Bischof von Asturien, Alvar Osor. Der König selbst verließ kurz darauf Placencia und begab sich in die Umgebungen von Merida, und zwar in den Theil desselben, den man wegen seines heitern Himmels die heitere Landschaft nennt. Diese Gegend ist vorzüglich reich an einer Art Reiher, die, 2 bis 3 Fuß hoch, ein blaugraues Gefieder und äußerst glänzende Füße hat. Sie wurden früherhin häufig mit Falken gebeitzt, und nicht selten traf es sich, daß ein Reiher mit seinem langen scharfen Schnabel den befittigten Jäger spießte. Diese schon im zwölften Jahrhundert von Heinrich VI. in Italien eingeführte Reiherjagd war seitdem ein sehr beliebtes Vergnügen der Großen und war auch von Ferdinand in Tagen, wo nicht wichtigere Angelegenheiten ihn in Anspruch nahmen, mit einer Art Leidenschaft getrieben worden. Auch dies Mal wollte der erlauchte Waidmann durch dasselbe seinen Geist von quälenden Sorgen abzuspannen und sich sowohl durch die Herrlichkeit der Gegend um Merida, als auch durch die Jagdlust zu erheitern suchen.

Klein war das Gefolge, das er mitnahm. Es bestand aus dem Seepräfecten, dem Herzoge von Alba, dem Bischofe von Burgos und 3 königlichen Räthen. Die gehoffte Besserung folgte jedoch durch diese Zerstreuungen nicht; im Gegentheile, die etwas heftige Bewegung, die die Reise mit sich brachte, verschlimmerte immer mehr und mehr den Zustand des Königs. In dieser Zeit schickte Carl, der Enkel Ferdinand's, nachheriger Deutscher Kaiser unter dem Namen Carl V., von Brüssel aus den alten Niederländischen Kardinal Hadrian mit wichtigen Aufträgen an den Großvater;

wahrscheinlich hatte man von Ferdinand's zunehmender Krankheit in den Niederlanden Kunde erhalten. Zuerst wurde auf Betrieb des Kardinals ausgemacht, daß der damals 16jährige Prinz Carl, in dessen Namen der kraftvolle Kardinal Ximenes, der Erzbischof von Toledo, Castilien verwaltete, jährlich 50,000 Ducaten erhalten solle. Dagegen verstand sich Hadrian im Namen seines Herrn, Ferdinand's Lieblingswunsch zu erfüllen, nämlich, ihm bis an sein Ende die Verwaltung des Königreichs Castilien zuzugestehen. Seit dem Jahre 1504, in welchem Ferdinand's Gattinn Isabella, die Königinn Castilien's, gestorben war und er durch das von ihr gemachte Testament sich auf der Pyrenäischen Halbinsel allein mit dem Königreiche Aragonien begnügen mußte, seit diesem Jahre nährte der herrsüchtige König den heißen Wunsch, unter seinem Scepter Castilien mit Aragonien wieder zu vereinigen. Die manchfaltigen innern und auswärtigen Beschäftigungen hatten seitdem Ferdinand nicht verhindert, diesen Gedanken zu nähern und die herrliche Gelegenheit, die sich jetzt bot, denselben zu verwirklichen, wollte er sich nicht aus den Händen schlüpfen lassen; er gestand Hadrian alle Forderungen zu; nur sollte ihm die Lenkung des schönen Castiliens anheimfallen. Der Niederländische Kardinal mochte um so mehr dem Könige hierin willfahren, weil schon lange der Neid gegen die Verdienste des wackern Ximenes in dem Herzen der Günstlinge Karl's gewüthet hatte. Auch war die Gunst, die man Ferdinand erzeigte, nicht gar zu groß, denn die Krankheit des Greises nahm täglich so zu, daß alle ärztliche Hülfe verzweifelte. Es war grade um Weihnachten, als man dieser Dinge wegen unterhandelte. Der König ließ sich in das Dorf Madrigalejo, nahe bei Consuegra, bringen.

Obschon Hadrian sich der Forderung Ferdinand's so bereitwillig gezeigt hatte, so war dem Kranken doch die Nähe des Niederländers ein Abscheu, und er hoffte erst dann wieder froh aufzuathmen, wenn er ihn nicht mehr unter den Augen hätte; er floh ihn deswegen. In Madrigalejo nahm die Gefahr so zu, daß der König, auf Anrathen seiner Freunde, sein Testament machte. Vorher aber beichtete er seine Sünden einem Dominikaner-Mönche, den er sehr schätzte. Auf diese beunruhigenden Nachrichten eilte die Königinn, die sich in Ilerda aufhielt, herbei; sie war damal 28 Jahre alt und noch in der schönsten Blüthe; als 18jährige Prinzessinn hatte sie vor 10 Jahren den 53jährigen Ferdinand geheirathet, der aus ihr einen Erben zu empfangen hoffte. Sie hing, ein Widerspiel Isabellens von Castilien, die nur politische Rücksichten an Ferdinand geknüpft hatten, mit unsäglicher Liebe an ihrem Gatten. Den 21. Januar 1516, an einem Montage, kam sie zu Madrigalejo an. Traurig und voll Kummers trat sie an das Bett des geliebten Mannes: sie allein wollte ihn trösten, sie allein ihn pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Notiz.

In der Gemeine Niedaltdorf, Kreises Saarlouis, in der Nähe der Französischen Grenze, zeigten sich bei zufälligem Graben in einem Ackerfelde Reste alten Gemäuers, und bei fortgesetztem Nachsuchen unter dem Schutte der Fußboden eines 17 Fuß langen und 11 Fuß breiten Gemaches, welcher aus wohlerhaltener Mosaik-Arbeit bestand, die in blauer, rother und weißer Farbe verschiedenartige Blumen darstellte und aus viereckigen, kleinen, in eine sehr fest gewordene Masse aus Mörtel und Ziegelmehl eingesenkten Steinen zusammengefügt war. Leider war die Zerstückelung dieses, offenbar einem Römischen Gebäude angehörigen Fußbodens bereits erfolgt, als die Kunde davon sich verbreitete, und es wurden nur einzelne Theile erhalten. Möchten die Nachforschungen daselbst fortgesetzt und über die bisherigen und fernern Resultate in diesen Blättern eine nähere Mittheilung erfolgen!

Protestation des Trierischen Erzbischofs vom 6. Juni 1680 gegen die Eingriffe des Bischofs von Metz in Bezug auf die Gerechtsamen über St. Wendel.

(Nach einer Handschrift.)

(Schuß.)

„Während der heiligen Handlung weihte ich unter „Beihülfe des h. Geistes den Diacon der Trierischen Diözese, Theobald Wagener, aus wichtigen Gründen in „außerordentlicher Zeit, zum heiligen Priesterthume ein. „Nach der Messe spendete ich das Sacrament der Firmung an 336 Personen, die größtentheils aus der „Stadt und den benachbarten Dörfern zusammengekommen waren. Dem ehrwürdigen Pfarrer, Pater Gerard, und den andern Beneficiaten des Orts erklärte „ich unter ausdrücklicher Strafe der Absetzung mündlich „und schriftlich, daß sie weder auf die gerichtliche Einladung des Hochwürdigsten Bischofs von Metz, noch „eines andern incompetenten Richters ein Mandat, „unter welchem Vorwande es auch sei, gegen den Willen ihres rechtmäßigen Herrn erscheinen lassen dürften. „Ferner gab ich ihnen die Weisung, sich bei Verwaltung „der Sacramente und anderer Kirchenceremonien keines „andern Rituals, als der Trierischen Agende zu bedienen, nur nach ihr die Diözesan-Feste zu beobachten und vom Predigtstuhle den Gläubigen zu verkündigen, sich in Allem nach den Trierischen Provinzial-„Statuten, welche gegeben wären oder noch gegeben „werden könnten, pflichtmäßig zu richten, und wenn „dagegen bei der letzten Visitation vom 24. und 25. „Mai durch den Hochwürdigen Bischof von Metz Eingriffe geschehen wären, sie als null und nichtig anzusehen. Zuletzt erklärte ich im Namen meines Erlauchtesten Churfürsten, daß ich feierlich Einsprache „thue gegen jeden Eingriff, der, was ich jedoch nicht „hoffte, fernerhin von Seite des Metzer Bisthums „geschehen könne."

„Um 3 Uhr Nachmittags schickte ich den Ehrwürdigen Pater Wilhelm Osburgh, einen Jesuiten „und Erzbischöflichen Missionar, in die Kirche voran, „um allda zu predigen; er predigte eine ganze Stunde. Nachher besuchte ich im Chorhemde, mit Kreuz „und Stole begleitet, die Kirche, welche mit sehr vielen alten Wappen und Bildern Trierischer Erzbischöfe an dem Gewölbe, dem Predigtstuhle, in der „Sacristei, am Fuße des Tabernakels, an dem großen „Portal zur Linken und an dem Taufsteine geschmückt „ist. Im Beisein des genannten Missionars, im Beisein des Ortsvorstehers, der Synodalen, des Apostolischen Protonotars und vieler Bürger der Stadt „untersuchte ich das Ciborium, die heiligen Oele, „das Taufwasser und Anderes, was nach dem Römischen Pontificale vorgeschrieben ist. Nachdem Das geschehen war, machte ich den Anfang mit der schon „des Morgens angesagten Synode. Es wurde in das „Schiff der Kirche ein Tisch gestellt, auf denselben „legte man nach der Sitte der Diözese als symbolische „Zeichen eine Ruthe, einen Kamm, eine Scheere und „einen kleinen Schleifstein. Mit dem genannten Mis-

„sionar, dem Ortsvorsteher und den Synodalen besprach
„ich mich nun im Angesichte des ganzen Volkes über
„den Zustand der Kirche, über die Einkünfte der Fa-
„brik, über den Gottesdienst, über Austritte, die
„Aergerniß gaben und über andere zur Synode ge-
„hörige Gegenstände; und als mir verkündet wurde,
„daß ein gewisser junger Mensch sich gegen seinen Va-
„ter aufgelehnt und Flüche gegen ihn ausgestoßen hat-
„te, befahl ich ihm, augenblicklich die Ruthe in die
„Hand zu nehmen, mit derselben innerhalb der Kirche
„umherzugeh'n und überall fußfällig von Allen Verzei-
„hung zu bitten. Ich legte ihm diese Strafe auf,
„damit er der den Eltern ungehorsamen Jugend als
„warnendes Beispiel diene und ein solches ruchloses
„Benehmen in den Herzen der Kinder den größtmög-
„lichen Abscheu errege. Nachdem Dies geschehen war
„und ich noch Manches Andere zum Nutzen der Kirche
„und zum Heile der Gläubigen angeordnet hatte, be-
„gab ich mich zur Kapelle des h. Wendelinus und fand
„das unter derselben liegende Beinhaus in einem ganz
„vernachläßigten Zustande. Die Synodalen bestellte
„ich hierauf für den folgenden Morgen in's Pfarrhaus,
„um jeden Einzelnen für sich zu verhören und seine
„Beschwerden zu vernehmen. Dann untersuchte ich
„noch den Schatz der Kirche."

(Den 7. Juni.)

„Der oft genannte Missionar wurde zum Beicht-
„sitzer vorangeschickt; hierauf begab ich mich um 9
„Uhr unter festlichem Glockengeläute zur Kirche hin;
„ich wurde daselbst von dem Pfarrer, der die Albe
„und Stole anhatte, und von den übrigen Altaristen,
„in ihren Röckeln, zu dem Sitze vor dem Hochaltare
„geführt. Der Ehrwürdige Pfarrer, ein Carmelite von
„St. Gerard, las die h. Messe. Nachdem sie geendet
„war, ertheilte ich in dem gehörigen Ornate 246 Per-
„sonen das Sacrament der Firmung. Nachher besuch-
„te ich die Sacristei und das Pfarrhaus, hörte die
„Beschwerden und Anliegen des Pfarrers, der Altari-
„sten und Synodalen, und erkundigte mich genau
„nach allen Umständen der durch den Hochwürdigsten
„Bischof von Metz stattgehabten Visitation, wie sie
„mir denn auch das damals aufgenommene Protocoll
„angab."

„Nachmittags um 2 Uhr, nachdem der so oft ge-
„nannte Missionar noch vorher Katechese gehalten hat-
„te, firmte ich wieder 31 Personen, ging dann in das
„Pfarrhaus zurück, untersuchte noch einige Punkte,
„welche Dieses und Jenes betrafen, ermahnte Alle zur
„Treue gegen ihren Erzbischof und Churfürsten und
„endete so die im Namen des Erzbischofs unternom-
„mene Visitation. Indem die Glocken feierlich zusam-
„menläuteten und die Synodalen sich am Fuße des
„Kirchhofs versammelt und nach Gebühr ihre Ehrfurcht
„an Tag gelegt hatten, kehrte ich nach Tholey zurück.
„Von hier aus schickte ich dem Herrn Pfarrer den
„Act der Visitation und der Besitznahme und befahl
„ihm, denselben an die Kirchenthüre anzuheften, da-
„mit Niemand Unkenntniß vorschützen könne."

D e c r e t.

„Kraft meines Amtes thue ich unter der Strafe
„der Absetzung dem Ehrwürdigen Pater Michael,
„Pfarrer in St. Wendel, welches zur Trierischen
„Diözese gehört, und den andern Beneficiaten des
„Orts kund, daß sie unter keinem Vorwande vor
„dem Hochwürdigsten Bischof von Metz, als einem
„für sie ungesetzmäßigen und incompetenten Richter,
„oder vor einem andern in seinem Namen Abgeord-
„neten ohne die Einwilligung des Erlauchtesten Erz-
„bischofs von Trier, unter dessen Jurisdiction die
„genannte Pfarrei schon seit mehreren Jahrhunderten
„unangefochten stand, erscheinen sollen."

„Gegeben in St. Wendel den 6. Juni 1680.

gez. J o h. M i c h. P e i n s t e r,
Apostolischer Protonotar.

D e r D i a m a n t.

(Schluß.)

Der geschnittene Diamant hat einen höhern Werth, erstens, weil man Zeit darauf verwandt hat, dann, weil man an ihm Fehler entdeckt, die man früher nicht gesehen hat. Die kleinsten Diamanten, die in Form einer Rose geschnitten sind, kosten per Karat 60 bis 80 Francs. Diamanten, die etwas dicker sind, kosten per Karat 125 Francs. Sind sie noch größer, so schneidet man sie mit mehr Sorgfalt und sie haben einen noch höhern Werth; aber weil sie nicht sehr dick sind, gelten sie doch immer weniger, als diejenigen, die auf allen Seiten geschliffen sind. Dieses sind auch die gesuchtesten. Ein solcher kommt z. B., wenn er 3 Gran wiegt, an 216 Francs.

Sind sie schwerer, als ein Karat, so nimmt der Preis sehr zu: ein Stein von 5 bis 6 Gran kostet 312 bis 336 Francs; einer von 6 Gran, der ganz vollkommen ist, steigt sogar bis 400, 430, 480 Francs.

Steine von 3 Karat kommen 1680 bis 1915 Francs, einer von 4 Karat gilt 2400 bis 3120 Francs.

Diamanten von 5 oder 6 Karat sind schon sehr schöne Steine; die von 12 bis 20 Karat sind selten, seltener noch die, welche ein größeres Gewicht haben. Uebrigens kennt man einige, welche über 100 Karat schwer sind.

Der dickste Diamant, von dem man weiß, ist der des Raja von Matun auf Borneo; man hat ihn auf mehr als 300 Karat geschätzt. Der des Kaisers der Mogolen hat 279 Karat und wurde von Tavernier auf 11,723,000. Francs geschätzt; er vergleicht ihn mit einem in der Mitte durchgeschnittenen Ei. Der des Kaisers von Rußland wiegt 193 Karat; er ist von der Größe eines Taubeneies, aber von häßlicher Form; gekauft wurde er für 2,160,000 Francs, und eine lebenslängliche Pension von 96000 Francs. Der Diamant des Kaisers von Oesterreich wiegt 139 Karat und ist von gelblicher Farbe, in Gestalt einer Rose geschnitten und von häßlicher Form. Er wird 2,600,000 Francs geschätzt. Der Diamant des Königs von Frankreich, den man den Regenten nennt, wiegt 136 Karat; er wog 440 Karat, bevor er geschnitten war. Man versichert, daß er zwei Jahre Arbeit gekostet habe. Er ist merkwürdig durch seine schöne Form, seine schönen Verhältnisse und seine vollkommene Durchsichtigkeit. Man hält ihn für den schönsten Diamant in Europa. Er wurde von dem Herzog von Orleans, der damals Regent war, für 2,250,000 Francs gekauft, wird aber mehr als das Doppelte geschätzt. Alle diese schönen Diamanten kommen aus Indien; der dickste, den man in Brasilien gefunden hat und der im Besitze der Krone von Portugal ist, ist nach den höchsten Schätzungen 126 Karat schwer; er ist nicht geschnitten und hat von Natur eine achteckige Gestalt.

Sobald man durch einen glücklichen Zufall in irgend einer Gegend die Entdeckung gemacht hat, daß sich daselbst Diamanten finden, so ist das Aufsuchen derselben sehr leicht. Ist das sandige Erdreich, in welchem dieselben zerstreut sind, fest, so fängt man damit an, daß man es durchbricht; dann wascht man es, und nach-

dem man die dicken Kieselsteine weggenommen hat, sucht man in dem Reste die Diamanten auf.

Es scheint, daß in Ostindien das Aufsuchen des Diamants, nach dem Willen der einzelnen Landesfürsten, Jedem mehr oder weniger frei steht. In Brasilien hat sich die Regierung dieses Recht vorbehalten, aber sie gebraucht zu dieser Arbeit Neger, welche ihr Privat-Leute stellen, die das Privilegium dazu besitzen. Dieser Gebrauch ist die vorzüglichste Ursache des Unterschleifs, den man mit den Diamanten treibt und der sehr groß ist. Durch denselben kommen auch die größten und schönsten Diamanten in den Handel. Diese Neger sind übrigens sehr streng beaufsichtigt von Inspectoren, die bei jeder ihrer Bewegungen kein Auge von ihnen schlagen. Sie werden auch durch Preise ermuthigt, die mit der Größe der Diamanten, die sie finden, in Verhältniß stehen. Ja derjenige Neger, welcher einen Diamant von 17½ Karat findet, wird feierlich in Freiheit gesetzt und sein Herr erhält von der Regierung eine Entschädigung für ihn.

Das Waschen wird hier unter einem Schoppen vorgenommen, auf einer Art von gesenktem Fußboden, welcher der Länge nach in verschiedene Abtheilungen zerfällt. In einer jeden steht ein Neger, oben ist ein Wasserlauf angebracht, wo sich denn auch ein Klumpen Erde befindet, wovon jeder allmählig einen Theil herunter fallen läßt, um ihn wohl zu waschen, und dann in dem übrig bleibenden Kiessande die etwaigen Diamanten aufzusuchen. In einem solchen Arbeitshause finden sich gewöhnlich 20 Neger und mehrere Inspektoren. Die letzteren sitzen auf erhabenen Bänken, damit sie alles leicht übersehen können.

Sobald ein Neger einen Diamant gefunden hat, muß er durch Händeklatschen ein Zeichen geben und den Stein einem Inspektor einhändigen. Dieser legt ihn in eine Schüssel, die in der Mitte der Stube aufgehängt ist. Jeden Abend wird diese Schüssel zu dem obersten Offizier getragen, der die Diamanten zählt, wägt und einregistrirt.

Die Diamant-Minen in Brasilien haben von 1730 bis 1814 der Regierung 3,024,000 Karat geliefert. Dies gibt auf 1 Jahr 36,000 Karat, etwas mehr als 15 ℔. Diese Menge hat sich jedoch in den letzten Jahren bedeutend vermindert, denn von 1801 bis 1806 fand man nicht mehr als 115,675 Karat, was jährlich ungefähr 19,279 Karat ausmacht. Der Aufwand der Regierung für die Angestellten in diesem Zeitraum betrug 4,419,700 Francs; darnach kostet, wenn man das Gold, welches man beim Suchen der Diamanten findet, abrechnet, der Karat des rohen Diamants 38 Francs 20 Cent.

Brasilien liefert heut zu Tage alle Diamanten, die in den Handel kommen; Europa erhält jährlich 25 bis 30,000 Karat roh, d. i. 10 bis 13 ℔, welche durch das Schneiden auf 8 bis 900 Karat reducirt werden.

Theater in Trier.

Mittwoch den 11. Februar: Raoul der Blaubart, große heroische Oper in 3 Abthl., nach dem Französ. von Schmieder, Musik nach Gretry von Fischer.

Obgleich Gretry seinem Zeitgenossen Gluck an Tiefe und Erhabenheit, wie auch an echtdramatischer Durchführung der Musik nicht gleichkommt, so haben sich doch mehrere seiner Opern noch auf der Bühne erhalten, während die Meisterstücke des Pfälzischen Ritters beinahe wie vergessen scheinen. Gretry's beliebteste Opern, die noch jetzt in Szene gesetzt werden, sind außer **Raoul** noch **Zémire et Azor**, **la fausse magie**, **Richard Coeur-de-Lion** und einige andere. In den genannten hat der Französische Componist sich vorzüglich bemüht, ohne viele Verzierungen von Cadenzen, Trillern und Läufen, die musikalische Sprache auf's Engste den Worten anzuschmiegen, dabei aber die Gefälligkeit und Lieblichkeit der Melodie keineswegs aufzugeben. Das Glück, womit der Künstler sein Ziel erreichte, hat wohl auch seinen Produkten den ungetheilten Beifall erworben, dessen sie sich noch nimmer zu erfreuen haben. Und Das mit Recht! Nur beurtheile man Gretry's **Raoul** nicht nach der heutigen Aufführung.

Was zuerst die Ouverture betrifft, so bezweifeln wir sehr, ob Gretry in derselben seine Musik wiedererkannt habe; so ohne alle Präzision, ohne alles innere Zusammenwirken wurde sie vorgetragen. Auch können wir in der Folge das Orchester, vorzüglich in den Rezitativen, gar nicht loben. Wo man nur mechanisch die Stimmen abspielt, da kann leider von Gefühl, von höherm musikalischem Leben nicht die Rede sein. Daß Einige hiervon eine Ausnahme machen, versteht sich.

Was die Aufführung selbst betrifft, so wurde die Reihefolge der Gesänge durch das Duett zwischen Mad. Müller (Marie) und Frau v. Weber (Vergy) im Ganzen zwar auf eine würdige Weise eröffnet; jedoch bleibt es immer wahr, daß eine weibliche Stimme nie die eines Mannes ersetzen kann. In dem darauf folgenden Quartett zwischen den beiden Genannten und den Brüdern Mariens (Hr. Huppmann und Hr. Oldenburg) war zu bedauern, daß die Stimme des Letztern zu wenig durchdrang. Die Arie: „Soll ungetreu meinem Vergy ich sein u. s. w" trug Mad. Müller mit vieler Seele vor; dasselbe gilt auch von dem Wechselgesange zwischen ihr und Hrn. Hübsch (Raoul). Die Fehler, die Hr. Hübsch in der Declamation begeht, zeigen sich vorzüglich auch in seinem Rezitativ: Leichtigkeit und Natürlichkeit wohnen nicht in seinen Tönen. Nach dem Abgange Raoul's und seines Gefolges folgt die Scene vor dem Spiegel: Marie ist allein und überläßt sich ganz ihrer weiblichen Eitelkeit. Diese Scene erinnert an eine ähnliche im Fra Diavolo; aber die Lieblichkeit, die Naivität, die Auber seinen Tönen einhauchte, ist wohl ferne von Gretry's ernsterer Feder geblieben. Aber, wenn die Scene weniger gefiel, so trug auch gewiß der Vortrag und die Mimik der Mad. Müller nicht wenig dazu bei. Beim Schlußchore stachen wieder einige Stimmen auf unangenehme Weise hervor.

Das im 2. Akte folgende Duett zwischen Hrn. Hübsch und Hrn. Müller (Kurt) ist wohl mit das Schönste im ganzen Stücke. Hr. Hübsch zeigte uns hier die Kraft seiner Stimme, auch Hr. Müller sang recht gefällig. Weniger sprach wohl das darauf folgende Terzett zwischen Raoul, Kurt und Marie an. Die lange Arie mit Rezitativ, die die von Angst und Neugierde gepeinigte Marie singen läßt, scheint uns sowohl von Seiten der Instrumentirung, als auch des darin waltenden Ausdruckes ein wahres Meisterstück zu sein. Jedoch wollte uns hier und auch in den folgenden Gesängen die Stimme der Mad. Müller etwas schwach dünken. Das Duett zwischen ihr und Vergy entschädigte zwar einiger Maaßen; aber das Spiel der Verzweiflung ist doch ein ganz anderes! Mit Glück führt hier der Dichter den Zug der Gärtner und Gärtnerinnen ein; der Zuschauer soll durch den Chor der Freude wenigstens auf einige Momente von den gräßlichen Szenen, die er sah, aufathmen. Und wirklich hat hier der Componist die schneidendsten und grellsten Farbentöne neben die zartesten und mildesten hinzustellen gewußt. Ich erinnere an das hierauf folgende herrliche Terzett mit abwechselndem Chor und an das Schlußgebet, mit dessen Vortrag wohl Alle zufrieden sein konnten.

Der 3. Akt hat unter der beschneidenden Scheere tief geseufzt. Die Arie des Hrn Hübsch: »Ha, Falsche, die Thüre offen u. s. w.« wurde zwar mit vieler Energie vorgetragen, sprach aber lange nicht so an, als das Terzett, wo Raoul's Stimme, dämonenartig, aus dem Gewölbe dumpf heraufscholl. Der Eindruck, den die Mordszene hervorbringen sollte, litt sehr durch die unzeitige Bemerkung der Mad. Müller an das Orchester, das Tempo etwas schneller zu nehmen.

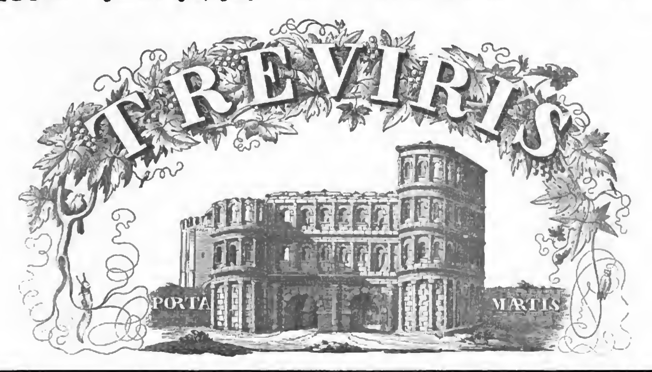
Da die Pferde auch als Spielende auf dem Zettel paradiren, so ist es billig, daß wir auch referiren, wie vernünftig, ja gravitätisch die zwei Triumpfthiere sich betrugen. Die glücklichen Rosse, die schon, ehe sie auftreten, mit großem Pompe angekündigt werden! Ref. freute sich schon hinlänglich, daß keines scheu wurde.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 21. Februar. №. 15.



Letzte Tage und Tod Ferdinand's des Katholischen und Beschreibung der ihm zu Ehren gehaltenen Begräbnißfeierlichkeit in Brüssel.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag machte der Kranke sein Testament. Gegen Abend fühlte er sich etwas besser und er, wie Die, welche ihn umgaben, schöpfte wieder gute Hoffnung. Aber diese Aenderung im Gange der Krankheit war, wie es schien, nur ein Aufflammen der letzten Lebensgeister. Der unerwartete Trost schwand bald wieder und die verhängnißvolle Stunde schien mit Riesenschritten zu nahen. Da trat der Dominikaner-Mönch, der den Kranken einige Stunden verlassen hatte, an das Bett, wo Germana, die Königinn, trostlos saß. Geweihte Kerzen wurden angezündet und in ihrem Schimmer las der Ordensgeistliche mit vernehmlicher Stimme herzerhebende Gebete vor. Schon war Mitternacht vorüber, des Königs Odem wurde immer schwächer, nach Verlauf einer Stunde hatte er sanft seinen Geist verhaucht. Ferdinand, der einst so kräftige Regent, war nicht mehr und Spanien hatte einen seiner größten Könige verloren.

Außer dem obenerwähnten Testamente hatte er deren noch zwei gemacht, das erste drei Jahre vor seinem Tode zu Burgos, das zweite einige Monate vorher zu Aranda de Duero. In dem ersten der drei Testamente hatte er seinen jüngsten Enkel Ferdinand zum Verwalter des Reichs ernannt; in den zwei andern war dieser Punkt geändert worden, so zwar, daß bis zur Großjährigkeit Karl's, des ältern, in Aragon der Präfect von Zaragoza, in Castilien der Spanische Kardinal Ximenes das Ruder führen sollte. Diesem letztern trat jedoch als Gehülfe der genannte Niederländische Kardinal Hadrian zur Seite. Als dieser nämlich von dem herannahenden Tode des Königs hörte, machte er sich schnell nach Madrigalejo auf, wies dann durch Briefe und Vollmachten aus den Niederlanden nach, daß es Karl's Wunsch sei, daß er mit Ximenes die Staatsgeschäfte theile. Der dem Tode nahe König willigte ein; wie ungern aber, dafür spricht schon früher Gesagtes und auch noch folgende Nachricht aus Sandoval's *) Geschichte Karl's V. Dieser Geschichtschreiber erzählt nämlich: Als Ferdinand auf dem Sterbebette lag, ließ er seine vornehmsten Räthe zu sich rufen und vertraute ihnen, daß er die Absicht habe, zu Gunsten seines zweiten Enkels Ferdinand und zum Nachtheile Karl's uber seine Lande zu verfügen **), weil ihm der letztere zum Regieren weniger geeignet schiene. Als die Räthe diesen Willen vernahmen, stellten sie ihm vor, wie es das Grundgesetz des Staates verlange, mit Ausschließung der Jüngern, die Erstgebornen zum Throne zu berufen. Der König Ferdinand, fügt der Geschichtschreiber hinzu, von ihren Gründen überzeugt, gab ihnen wider seinen Willen nach und machte ein neues Testament, welches mit den Gesetzen des Staats mehr übereinstimmte.

Aus Allem erhellt deutlich, daß der König auf Karl und seine Niederländer nicht wohl zu sprechen war. Gründe dazu mochte er wohl genug haben. Daß der in den Niederlanden erzogene Prinz kein rechtes Herz für die Spanier haben würde, war wohl zu fürchten und bestätigte sich auch, nach Ferdinand's Tode, allzu sehr. Anders verhielt es sich mit dem zweiten Prinzen, Ferdinand, einem jungen ritterlichen Spa-

---

*) Prudencio de Sandoval, gebürtig aus Valladolid, oder nach Andern aus Valderertizes, im Königreich Portugal. Er war Benedictiner und Bischof von Tuy, nachher von Pampeluna und starb gegen das Jahr 1620. Außer mehren andern Werken schrieb er: La vida y hechos del Emp. Carlos (Valladolid 1604 — 1606), ein ausgezeichnetes Werk, welches Roberton als Grundlage zu dem seinigen benutzte.

**) Was er auch schon, wie wir gehört, in dem ersten Testamente gethan hatte.

nier. Er war in Spanien erzogen und die Spanier hingen an ihm mit ganzer Seele.

Da ihm die Königskrone nicht bestimmt war, so hatte der Großvater doch seiner im Testamente auf eine Art gedacht, die ihn wohl trösten konnte. Er erhielt im schönen Neapel die Städte Taranto, Crotone, Gallipoli und einige andere und außerdem noch jährlich 50,000 Ducaten aus den königlichen Einkünften jenes Landes. Diese Summe sollte ihm so lange ausbezahlt werden, bis sein Bruder Karl ihn daselbst mit einem Landstriche belehnte, der ihm eben so viel Einkünfte bringen würde.

Auch der Königinn war im Testamente auf eine ehrenvolle Weise gedacht. Dieß von den Familienverhältnissen des Königs; wir wollen jetzt zu seiner Leiche zurückgeh'n und sie bis zur stillen Grabesruhe begleiten, wo der Hohe, wie der Niedere, von den Mühen des Lebens ausschlummert.

Kaum war im Pallaste zu Madrigalejo die Nachricht von des Königs Absterben bekannt, da entfernten sich Mehrere der großen Herrn, die, so lange sie noch vor seinem letzten Athemzuge Etwas von ihm hoffen konnten, bei ihm geblieben waren. Ach, es ist leider nur zu wahr, daß die Freundschaft, die die Mächtigen dieser Erde genießen, mit ihrer Macht auch zugleich zu Grabe geht!

Den Leichnam des Verstorbenen wollte man nach Granada bringen, um ihn da in der prächtigen Kathedrale beizusetzen. Nur wenige begleiteten den Leichenzug. Es war die Königinn, Ferdinand von Aragon, der Markgraf von Denia und außer einigen andern Anverwandten Niemand mehr. Aber je weiter der Zug voranschritt, desto mehr strömte aus Dörfern und Städten das Volk schaarenweise, in Trauerkleider gehüllt, herbei. Prozessionen mit Kreuz und Fahne schlossen sich allenthalben den Leidtragenden an. So ging's bis vor die Thore Cordova's. Hier wurde der Zug noch glänzender. Viele Großen des Reichs, der ganze Adel der Stadt, die Bürgerschaft, die Frauen, schwarzumflort, ihre Kinder an der Hand, die ganze Klostergeistlichkeit in ihrem Ornate wallten der Leiche entgegen. Es war ein herrlicher, rührender Triumph, den man dem Verstorbenen feierte, als das lange Trauergepränge so durch die Straßen Cordova's hinzog. Noch viel weiter, als Cordova, dauerte diese zahlreiche und glänzende Begleitung. Endlich kam man mit der Leiche in der Nähe Granada's an. Der Stadtsenat, die Mitglieder der Gerichtshöfe aus allen Provinzen des Reichs, die hier zusammengekommen waren, die hohe und niedere Geistlichkeit, die ganze Bevölkerung strömte aus der Stadt. Die vornehmsten luden die Baare, worauf der kostbare Sarg ruhte, auf ihre Schultern und so ging's nach der Kathedrale. Die folgenden Tage wurde das Trauerfest mit dem größten Pompe begangen und die sterbliche Hülle des Königs in der von ihm gegründeten Kapelle beigesetzt. Auch nahm man die Gebeine der Königinn Isabella aus ihrer bisherigen Ruhestätte, einem bei ihrem Tode in Eile errichteten Grabmale in der Nähe der Burg der Alhambra. Man legte sie zu den Gebeinen Ferdinand's. Ueber der gemeinschaftlichen Stätte erhob sich später ein herrliches Denkmal aus weißem Marmor, worauf die beiden schöngearbeiteten Bildsäulen in Lebensgröße liegen; auch die übrigen Figuren, die sich daran finden, sind in gutem Style gehalten *). (Fortsetzung folgt.)

*) S. Dr. Volkmann's Neueste Reisen durch Spanien. Leipzig, 1785. Thl. II. Seite 215.

Ueber die Diana Arduenna.

Von Apotheker Primmeyr.

Ist der Dianen-Cult in heidnischer Zeit bei den Einwohnern des Ardenner-Landes wirklich so allgemein gewesen, als von einigen Schriftstellern behauptet wird; — und worauf gründet sich ihre Behauptung?

Wir wollen uns über diese Fragen nicht in eine weitläufige und gelehrte Untersuchung hinein wagen, weil der Gegenstand an sich kein so hohes Interesse gewährt; sondern blos die Aussprüche jener Autoren zusammenstellen, sodann ihre Gründe kürzlich anführen und dem geehrten Leser selbst das Urtheil überlassen.

Bertholet (in seiner hist. du Duché de Luxemb. liv. I.) sagt von dem Heidenthum unserer Urvorfahren, daß es, wie seine Bekenner, nicht Gallischen, sondern Germanischen Ursprungs gewesen, und fügt hinzu: „Wirklich finde ich in den Denkmälern des Landes, „daß hier keine andere Gottheit, als Diana oder der „Mond angebethet wurde. Man verehrte sie in Arlon, „Bollendorf, Dinant, Malmedy, Trier, Ivoir und „Virton: kurz, sie war die Schutzgöttinn des Arden„ner-Waldes, und die Römer bewahrten in ihrem Pan„theon eine Marmor-Statue mit der Inschrift: Dianæ „Arduinnæ." Bertholet beruft sich dabei auf das Zeugniß der Schriftsteller Ortelius, Bertels, Herigerus, Browerus und Cluverius, mit einem et cetera.

Lange vor Bertholet schrieb Louis Guiccardin (Description des Pays-bas 1582) und Moreri (Dictionnaire géograph.) „in Arlon habe zur Zeit ein Dianen-Tempel gestanden; daher sei der Name des Orts, Lateinisch Ara Lunæ, gekommen."

Nach ihnen schrieb Bertelius (hist. Ducatus Luxemburgensis 1602.): „Arlunum führt seinen Namen von einem Altar des Mondes (Ara Lunæ), auf welchem die Landes-Einwohner, in ihrem heidnischen Irrglauben, diesem Gestirn Opfer brachten." Weiter sagt er (pagina 148): „Das Standbild der Luna stellte ein Weib von seltener Schönheit und Größe vor, in ihrer Hand den Halbmond haltend." Sodann spricht er von der Pracht des Tempels, vom Zulaufe der Dianen-Anbether, — endlich auch von ihrer Bekehrung zum Christenthum, — mit der Gewißheit und Genauigkeit, als ob er Alles mit eigenen Augen beobachtet hätte.

Browerus (proparasceve antiquitatt. Trevirenss.) erwähnt des Dianen-Monuments bei Bollendorf als eines Altars; spricht mitunter auch von der Marmor-Statue zu Rom und zieht daraus den Schluß, „daß Diana wirklich die Lokal-Gottheit des ganzen Ardenner-Landes gewesen sei." *)

Der genannte Abt Bertels leitet außerdem die Benennung Ardennen von Aræ Dianæ her, so wie Luxemburgum von Lucis burgum (Licht-Burg), Soleuvre von Delubrum Solis, Dinant von antrum Dianæ etc. Er hatte so seinen Spaß an ethymologischen Spielereien, der gute Abt!

Die Hauptgründe, worauf genannte Schriftsteller ihre Behauptungen stützen, sind demnach: 1) Tempel, Altar und Bildsäule der Diana (oder, was ihnen gleichbedeutend war, des Mondes) zu Arlon; 2) das Dianen-Denkmal zu Bollendorf; 3) die Marmor-Statue zu Rom; 4) die ethymologische Deutung der Eigennamen Arlon und Ardennen.

1) Den vorgeblichen Tempel sowohl, als die prächtige Bildsäule, hat von allen Schriftstellern, welche dessen erwähnen, kein Einziger gesehen, noch dürfte

*) Da ich Brower's Werk diesen Augenblick nicht vor mir liegen habe, so konnte ich die Stelle nicht wörtlich anführen.

sich Einer auf das Zeugniß eines Röm. Autors, die frühere Existenz eines solchen Tempels betreffend, berufen. Zwar sind außerhalb der Ringmauer Arlons (also nicht auf dem Gipfel des Berges, wo nämlich dieß Gebäude gestanden haben soll!) einst Säulenstücke und andere Bauzierrathen ausgegraben worden; doch, wer möchte dargethan haben, daß dieses eben die Reste jenes Tempels gewesen seien?

Den sogenannten Opfer-Altar, oder, wie Andere meinten, das Fußgestell der Dianen-Bildsäule, hielten schon die gelehrten **Wiltheime**, und mit ihnen der scharfsichtige **Bertholet**, für nichts Anderes, als für die Basis eines Grabdenkmals. **Bertholet** lud dadurch die Erbitterung der vornehmen Bürger Arlons, wie auch der dortigen Capuziner, auf sich und gerieth mit ihnen, oder vielmehr mit ihrem anonymen Wortführer, in einen Gelehrten-Streit, wobei jedoch weiter Nichts herauskam, als daß er Recht behielt und sich über ihren Ingrimm lustig machte *). (Schluß folgt.)

*) In ihren zwei, 1744 gedruckten, Vertheidigungsschriften, betitelt: L'ancienne tradition d'Arlon, injustement attaquée par le R. P. Bertholet; mais justement défendue par la Ville et magistrat d'Arlon; und: — Remarques de la part du Magistrat etc. etc., welche Schriften mit Beredsamkeit und Witz, obwohl mit wenig logischer Consequenz, durchgeführt sind, ward der Jesuit derb mitgenommen. Der ganze Streit drehte sich um die Frage, „ob Diana wirklich dort vorzüglich verehrt worden sei, und zwar auf dem nämlichen Platze, wo seitdem die Capuziner-Kirche steht?" Die von Arlon beriefen sich nicht blos auf ihr steinernes Denkmal, weil dieses an sich gar zu hypothetisch beschaffen war, und ihr Gegner schon vor dem Streite die Unhaltbarkeit eines Arguments a lapide dargethan hatte; sondern auf eine alte Volks-Tradition, welche Bertholet gleichsam verlacht hatte. Diese Volks-Sage hatten aber die Capuziner selbst geschmiedet und ausgestreut, wie schon damals leicht zu erweisen war und noch zu erweisen ist. — Bertholet hingegen leugnete den Dianen-Cult überhaupt nicht; er bestritt nur die Hypothese vom Tempel und Altarstein. Man erkennt einerseits die Ruhe eines unpartheischen Gelehrten, andererseits die Leidenschaft einer Zunft, die ihre Sache, und zwar ihre Geldsache, zu vertheidigen bemüht ist.

Neugriechische Münzen.

In der reichhaltigen Münzsammlung des hiesigen Museums befinden sich auch drei neugriechische Münzen, welche seit der Thronbesteigung Otho's für dessen Königreich geschlagen wurden. Es sind folgende:

1) Eine Kupfermünze. Auf der Vorderseite sieht man ein griechisches Kreuz, in dessen Querdurchschnitte das Bayrische Wappen angebracht ist; über dem Kreuze steht eine Krone. Die Umschrift lautet: *ΒΑΣΙΛΕΙΑ ΤΗΣ ΕΛΛΑΔΟΣ* (Königreich Griechenland). Auf der Kehrseite flicht sich ein Blätterkranz rings um die Worte: 1 *ΛΕΠΤΟΝ* 1833.

2) Ebenfalls eine Kupfermünze und zwar das Doppelte der vorhergehenden. Die Vorderseite zeigt dasselbe Gepräge; auf dem Reverse steht: 2 *ΛΕΠΤΑ* 1833.

Diese beiden Münzen wurden vor einem Jahre dem hiesigen Museum geschenkt. Nicht lange hernach kam Hr. **Frank**, Kaufmann aus Leipzig, nach Trier. Er besuchte unser Museum, bedauerte dessen Armuth an neugriechischen Münzen und versprach bei seiner nächsten Reise nach Bayern an das Trierische Münzkabinet zu denken. Der freundliche Mann hat Wort gehalten. Vor einigen Tagen kam er und brachte

3) Eine schöngeprägte Silbermünze. Auf der Vorderseite lies't man um das Lockenhaupt des jugendlichen Königs folgende Aufschrift: *ΟΘΩΝ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΤΗΣ ΕΛΛΑΔΟΣ* (Otho König von Griechenland). Auf dem Reverse befindet sich das schon oben beschriebene Wappen, das jedoch hier von zwei mit knospenden Blüthen behangenen Blumenzweigen, als unverkennbarem Sinnbilde des neuheranblühenden Reiches, umlaubt ist. Darunter steht: 5 *ΔΡΑΧΜΑΙ* 1833.

An Größe, Schrot und Korn stimmt diese Münze fast ganz mit dem Französischen Fünffrankenthaler überein; jedoch ist der Rand derselben erhabener.

Der jetzigen Drachme wird inzwischen ein von dem der altgriechischen Drachme verschiedener Werth beigelegt; denn diese hatte bei verschiedenen Völkerschaften Griechenlands einen Werth von 3 — 5 Groschen Conv. (nach dem Conventionsfuß).

Eben so weicht der Werth des neugriechischen *ΛΗΠΤΟΝ* von dem Werth dieser Münze in alter Zeit bedeutend ab. Das neugriechische *ΛΗΠΤΟΝ* kommt einem Preußischen Kuperpfennige gleich, da hingegen das altgriechische, nach dem Conventionsfuß, ungefähr nur den 7ten Theil eines solchen Pfennings betrug.

Schließlich den edlen Gebern den schuldigen Dank!

Talma und die Schule der Alten.

Wie alle ausgezeichneten Männer hörte Talma nicht blos guten Rath an, sondern suchte ihn, und wenn er sich überzeugte, daß er sich geirrt, so besaß er den Muth, es anders zu machen. Die nachstehende Anecdote ist ein neuer Beweis davon.

Die Schule der Alten von Casimir Delavigne war noch eine frische Neuigkeit; Talma und Dem. Mars wetteiferten darin miteinander. Ganz Paris applaudirte entzückt den Mann, der, nachdem er eine vollständige Revolution in der Tragödie bewirkt, sich noch an das Lustspiel wagte und die Griechische Chlamys, die Römische Toga, die eiserne Rüstung des Mittelalters und das weite flatternde Gewand der Orientalen mit den Pantalons, den glänzenden Stiefeln und dem Fracke des 19ten Jahrhunderts vertauschte. Trotz der Verwandlung blieb er doch immer Talma und Allen überlegen. Er freute sich dessen mit dem Stolze, der außerordentlichen Menschen so gut steht. Um diese Zeit kam ein anderer ausgezeichneter Schauspieler, Tarot Mainville, nach Paris. Er war ein Freund Talma's und mit diesem in England gewesen. Das erste Wort des größten Tragöden war: „Komm und sieh mich in der Schule der Alten!"

Den Abend begab sich Tarot Mainville in das Theater und es entging seinem aufmerksamen Blicke keine Bewegung Talma's. Nach Beendigung des Stücks ging er zu diesem und wünschte ihm Glück. Da er aber nicht von der Scene der Herausforderung sprach, die ganz nach Art Corneille's dialogisirt ist, so erinnerte ihn Talma daran und fragte, was er dazu meine. Die Frage war kitzlich, aber er konnte nicht ausweichen, faßte sich also ein Herz und sagte: „Danville ist ein Ehrenmann; er will ein Duell, aber sobald er sehr laut spricht, muß ihn seine Frau hören, welche im Nebenzimmer ist. Sie würde sich zwischen ihren Gatten und den Herzog stürzen."

Talma hatte bei dieser Stelle stets die ganze Kraft seines gewaltigen Organs gebraucht und war immer außerordentlich beklatscht worden. Er fühlte aber, die Bemerkung seines Freundes sei richtig und gestand es zu. — Zwei Tage darauf hatte er den Muth, die Erwartung von mehr als 2000 Zuschauern zu täuschen; jeder erwartete bei der Herausforderung die donnernden

Worte Talma's und schickte sich schon zum Beifallsklatschen an. Zur großen Verwunderung nahm der Künstler die Scene ganz anders. Er hatte Aehnliches schon mehrmals gethan. Das Publikum verstand ihn und die seitdem leise gesprochene Herausforderung machte einen nur noch tiefern Eindruck. Durch ein solches fortwährendes Studium gelangte Talma zu der Höhe seiner Kunst, in der er stets als Muster glänzen wird.

Miszellen.

Die letzte Zählung in Rom für das Jahr 1834 berichtet, daß sich daselbst befinden: 54 Pfarreien, 39 Bischöfe, 1424 Priester, 1837 Ordensgeistliche, 1359 Nonnen, 598 Seminaristen, 35,522 Familien, 210 Protestanten, 108,553 Kommunikanten, 41,463 Nicht-Kommunikanten.

Heirathen fanden 1379 statt, Taufen 4454, es starben 3480; Männer fanden sich 78,456, Frauen 71,560; in Allem 150,016 Individuen. Im Vergleich mit dem Jahre 1833 hat sich die Bevölkerung um 96 Personen vermehrt. Im Jahre 1825 zählte Rom 158,630 Seelen, im Jahre 1829 zählte es 144,541.

Ein gewisser Graf von B . . ., welcher, wie der Herr von Talleyrand, einige Salons besuchte, wo man hoch spielte, pflegte mit den Karten nicht ganz ehrlich zu Werke zu gehen. Eines Tages wurde er auf frischer That ertappt; man warf ihn, ohne Umstände, etwas derb zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter und drohte ihm, ihn zum Fenster hinaus zu werfen, wenn er wiederkäme. Den andern Morgen ging er zum Herrn von Talleyrand, erzählte ihm sein Unglück und versicherte ihm seiner Unschuld. Talleyrand schüttelte mit dem Kopf und schwieg.

— Meine Lage ist sehr unangenehm, sagte der Graf, geben Sie mir einen guten Rath.

— Ja, was soll ich Ihnen rathen, mein Lieber, ich rathe Ihnen nur auf ebener Erde zu spielen.

Conzert des Hrn. F. Bosen.

(Eingesandt.)

Die Erscheinung des jungen Violin-Virtuosen Hrn. F. Bosen, eines Rheinländers, in unserer Mitte entschied wiederum für den Kunstsinn unseres Publikums; denn jemehr, bei dem ihm vorangegangenen günstigen Rufe, seine Theilnahme an dem früheren Conzerte v. 6. d. M., als Gast, bekannt wurde, desto mehr drängte sich Alles heran, um ihn ja zuerst zu hören. Mit dem Erfolge hiervon, der nur eine außergewöhnlich zahlreiche Versammlung seyn konnte, zeigte sich hier also der umgekehrte Fall, daß der Gast die Tafel deckte, während dies sonst des heimischen Wirthes Sache ist. Dafür hätte à revange auch am verflossenen Dienstage dem Gast der Tisch völlig frei servirt werden sollen, während ihm so, nach Bestreitung der, selbst bei der nachher gewährten Aushülfe, über die er noch bis zum Samstage in Ungewißheit war, immer nicht unbedeutenden Kosten, ein für seine Leistungen nur unverhältnißmäßiger Reinertrag verblieben ist.

In dieser Consequenz war denn auch das Ganze jenem frühern Conzerte keineswegs angemessen ausgestattet, was sich schon bei der sonst pompeusen Ouvertüre zeigte, die bei ihrer so reichen Instrumentirung und vollbesetzten Blechmusik, mit völlig unzureichenden Violinen und einem einzigen Violoncell vorgeführt wurde, woher es denn kam, daß das in der Mitte, nach vorgängigen bizarren Sätzen gewissermaßen versöhnend eintretende melodiöse und ausdrücklich für zwei Violoncells berechnet und gesetzte Motiv, so gut es von unserm anerkannt braven Dilettanten auch einfach ausgeführt wurde, in seinem eigentlich herrlichen Effect dennoch ganz verloren ging.]

Wie denn Hr. Bosen auch schon in der Beurtheilung des neulichen Conzerts als dessen Glanzpunkt bezeichnet dasteht, war derselbe dies denn auch noch um so viel mehr in dem letzteren Conzert, wo namentlich er beim Vortrage der Variationen von Mayseder das günstige Urtheil vollkommen bestätigte, wie es jene Beurtheilung wahr enthält.

Dagegen war der Männerchor von Kreutzer kein Ensemble; einzelne wenige bekannte Stimmen traten hervor, und die andern blieben, trotz der Masse, ungehört, sowie man denn vom Text, außer dem Titelworte „Vaterland" auch nichts gewahr wurde. Die treffendste Aeußerung hierüber ging von einem sonst verständigen Laien aus, die man doch mit Billigkeit hier übergeht, weil der weniger gelungenen Ausführung dieses Chorgesanges manche Entschuldigungs-Gründe zur Seite stehen. Die Conradin Kreutzer'schen Gesänge, namentlich die größeren, singen sich nicht so leicht, wie großentheils die Mozart-, Paer- und Boyeldieuschen Chöre in den Opern; jene erfordern vorzugsweiße mehr Declamation und strengere Präcision, welche eine, wie die andere, längre Uebung und tiefere Kenntniß des Wesens solcher Compositionen unerläßlich bedingt und hier nicht in dem gewünschten Maße gefordert werden kann. Non omnes possumus omnia.

Die hierauf folgende fantaesie charactéristique des Concertgebers war gut gedacht und eben so durchgeführt, wiewohl das Gemälde, wie sonst auf Sturm und Regen Sonnenschein folgt, auch hier mit besänftigerenden Nüancen hätte schließen können.

Das Divertissement für Violoncell gelang, bis auf das durch Uebersehen des Repetitionszeichens entstandene und durch glückliches Erreichen des Schlagbaums, des Tulli, gelös'te Verheddern, leider! grade in dem, den lieblichen Gesang des Georgeo in der weißen Dame begleitenden Arpeggio, recht wohl, obschon das Lokal, ohne alle gehörige Resonanz für einzelne Saiten-Instrumente, dem sonst ausgezeichnet schönen Ton des Instruments eben nicht günstig war.

In Ansehung des hierauf folgenden Schützenchors möchten wir nur die Wahl nicht billigen und nur mit Bezug auf das Zuvorgesagte, bemerken, daß hier die Blasinstrumente gute Wirkung thaten und andre Chorgesänge, wie z. B. Flemming's herrliche horazische Ode: Integer vitae, mit einer solchen Masse gewiß mehr Effekt gemacht haben würden.

Das Schluß-Rondo alla Polacca vom Concertgeber selbst, war im Ganzen schwieriger, als schön, und wurde auch nur mangelhaft begleitet. Auffallend war daher die Verschiedenheit des Eindrucks, welchen jene Mayseder'sche Composition und deren seelenvoller Vortrag auf die Zuhörer machte, gegen den, wo nur die Besiegung der, bisher fast nur Paganinischen Fingern möglich gewesenen, ungeheuern Schwierigkeiten bewundert, aber das Gemüth kalt gelassen wurde. Fast alle junge Virtuosen scheitern an der Klippe der Sucht eigener Composition und der Enthüllung embryonisch in ihnen schlummernder und fast bis zur Gluth in ihrem Kopfe sprudelnder eigenen Ideen, gerathen dadurch auf den schlüpfrigen Pfad der eigenen Ueberschätzung und bleiben so länger dem Ziele fern, was durch anhaltendes, erustes und tiefes Studium der gediegenern Werke,

für Violine eines Spohr, Rode, Mayseder, Beriot rc. rc. unbeschadet der eigenen, vorab vor das große Publikum noch nicht zu bringenden Versuche, um so eher und sichrer erreicht würde.

Soviel dem Materiellen dieses Conzerts u., da dasselbe öffentlich und in öffentlichem Lokal Statt hatte, noch über das Formelle der Anordnung der Chöre Folgendes:

Ist und bleibt gleich der Gesang die Hauptsache, so darf doch auch das Aeußere nicht ganz übersehen werden, besonders wenn der Effekt des ersteren darunter leidet. Dies ist aber unausbleiblich der Fall, sobald der Chor nicht eine solche Stellung annimmt, in der die einzelnen Stimmen zusammentreten und vereint wirken, was am leichtesten erreicht werden dürfte, wenn, wie an andern Orten, die Sänger, etwa in doppelter Reihe, einen Halb-Zirkel bilden, darin die Solo-Partien mit den übrigen bessern und geübtern Stimmen die erstere und die übrigen, weniger geübteren und nur zu Verstärkung dienenden, denen die erstern sodann auch mehr Anhalt seyn können, die zweite Reihe einnehmen, wodurch dann dem Ganzen überhaupt, neben dem größern Vortheil, zugleich ein gefälligeres Aeußere verliehen werden würde.

Zudem ist es einmal Sitte und das Auge der Zuhörer daran gewöhnt, daß die Dirigenten von dergleichen Ensemble-Stücken mittelst Stabes oder einer Noten-Rolle oder eines Violinbogens taktiren, während dies hier ohne Eins und das Andere geschah und bei der hier und da nothwendig gewordenen Einhülfe durch das Taktiren mit Hand und Arm den Dirigenden unwillkührlich in eine Stellung brachte, welche mindestens die Illusion störte.

Dabei verdient das löbliche Streben solcher Vereine im Allgemeinen, als Vehikel zur Förderung der edelsten der Künste, völlige Anerkennung, mit diesem aber zugleich die Mahnung, wie sich solche in dem Correspondenz-Artikel v. 12. August v. J. No. 228 der Didaskalia bei Reform der Liedertafel zu Mainz unverholen ausspricht, analog nicht minder Berücksichtigung.

Poppey.

Theater in Trier. (Eingesandt.)

Donnerstag den 12. Februar: Der Diener zweier Herren, Lustspiel in 2 Abthl. nach Goldoni.

Unter den Stücken Goldoni's, dieses Reformators des Italienischen Lustspiels in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nimmt Obiges, durch seine belustigende Verwickelung eine ausgezeichnete Stelle ein, sollte es auch, wie Spanier behaupten wollen, kein Original sein, und Goldoni vielleicht eine Ital. Bearbeitung des Spanischen Sujets vor Augen gehabt haben

Sinnreiche Kühnheit mit leichter Klarheit in der Intrigue vereinigt, sind charakteristische Merkmale wie der übrigen Lustspiele Goldoni's, so auch dieses. Im Vordergrunde des Ganzen steht Truffaldino, der in Italien ebenso originelle, als wirklich theatralisch-unterhaltende Harlekin. Hr. Drewes gab ihn mit der ihm eigenthümlichen und hier durchaus nothwendigen Zungenfertigkeit und körperlichen Gewandtheit, wodurch allein diese Rolle Effekt hervorzubringen vermag. Um mehrere andere Scenen nicht zu erwähnen, erinnern wir blos an die, wo er seinen beiden Herrn an verschiedenen Tafeln servirt, ohne aber dabei selbst seinen Magen zu vergessen. Beatrice als Federico Rasponi (Mad. Drewes) und ihr Geliebter Florindo (Hr. Löwe), mit deren glücklichem Wiederfinden und Wiedererkennen, das Lustspiel endet, führten beide ihre Rollen zur Zufriedenheit durch, obgleich wir in Wahrheit Mad. Euling lieber als Beatrice im männlichen Kostüm auf der Bühne gesehen hätten, da ihr ein solcher Anzug besser zu lassen scheint. Silvio (Hr. Eichfeld) als Geliebter Rosauras (Dem. Koch) kannte seine Rolle, wie meist immer, so auch diesmal, fast gar nicht, so daß er zu wiederholten Malen, troß der angestrengtesten Nachhülfe des Souffleurs, nicht voranzukommen wußte. Wie übel dieser Umstand auf sein Spiel wirken mußte, wenn überhaupt bei ihm noch von Mimik die Rede sein kann, leuchtet auch ohne unser Bemerken ein. Blondine (Mad. Schmitt) gab Rosaurens Kammermädchen, wie gewöhnlich, mit großer Naivität und Laune. Besonders verdient die Scene dem Truffaldino gegenüber hervorgehoben zu werden.

Schließlich bemerken wir noch, daß die richtige Aussprache und Betonung der Eigennamen, die schon anderwärts mit Recht als ein nicht zu übersehender Punkt hervorgehoben wurde, in diesem Stücke wieder gar zu geringe Berücksichtigung fand. Betonungen wie Bergâmo statt Bérgamo lassen immer einen übeln Eindruck zurück, können aber bei gutem Willen und einiger Achtsamkeit so leicht vermieden werden!

Hierauf: Der unsichtbare Kaffeewirth, komische Oper in 1 Akt, Musik von E. Eule.

Wir sahen eine sehr launige, wenn auch allerdings eigenthümliche Art, einen von Eifersucht gegen seine liebenswürdige Frau geplagten dummköpfigen Kaffeewirth zu kuriren! Die Aufführung mußte mit Recht gefallen. Hr. Drewes gab den Kaffeewirth Plattkopf so natürlich, wie man sich einen solchen Cornutus nur vorstellen kann, besonders in seinem Benehmen als ein durch eine Zauberscene unsichtbar gewordener Belauscher seiner Käthe (Mad. Schmitt) in Beisein einiger artigen Militarpersonen. Als schöne und freundliche Wirthinn gefiel Mad. Schmitt allgemein. Hr. Bacano, als Marqueur, öffnete dem Hrn. Plattkopf die Augen, brachte ihn zur Erkenntniß, daß er ein sichtbarer Dummkopf sei, und trug somit wesentlich zur Lösung der Intrigue und des Zaubers bei. Hinsichtlich der Musik ist wenig zu sagen, und wir erinnern uns augenblicklich nur noch des Liedes: Die Männer taugen all nicht viel u. s. w.

S...

Montag den 16. Februar: Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5. Aufzügen von Schiller.

Es ist ein charakteristischer Zug von Schiller's dramatischer Jugendperiode, daß er es liebt, den Menschen in den Kampf mit dem Schicksale oder mit dem Staate und dessen Conventionen treten zu lassen. In diesem Trauerspiele hat der Dichter vorzüglich das Letztere in's Auge gefaßt und durch die Collision der innern Herzensneigungen mit den äußern Verhältnissen eine Reihe der ergreifendsten Scenen hingezaubert. Das arme Bürgermädchen hat das Unglück, sich in den Sohn des Präsidenten zu verlieben und hängt an ihm mit aller Gluth der ersten Liebe; auch dem Jünglinge ist sie Alles, und von dem Augenblicke an, wo man durch eine höllische Kabale seines Lebens innersten Kern antastet, geräth er in eine Verzweiflung, die ihn und sie in's Verderben reißt. Manche haben dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß er in seinem Stücke wohl durch peinliche Eindrücke foltern, aber durch den überspannten Ton der Empfindsamkeit schwerlich rühren könne. Dem sei, wie ihm wolle: Jeder frage nur sein eigen Herz und er wird fühlen, daß in jedem Worte des Dichters die reine Sprache des Gefühls weht. Selbst die so erschütternde Katastrophe anlangend, wird sie nicht, wenn man Ferdinand's feurigen Charakter und alle Umstände erwägt, auf eine natürliche Weise herbeigeführt? Freilich kann man sich nur durch die unaussprechliche Liebe, die er bis zum letzten Athemzuge seiner Louise bewahrt, mit dem Helden des Stücks aussöhnen. Aber wo bei solchen Umständen das Leben so wahr gemalt ist, da, denk' ich, wird auch wahre Rührung nicht fehlen können..

Die heutige Aufführung gehörte ohne Zweifel zu dem Besten, was diesen Winter auf unserer Bühne geleistet wurde; ja wir zweifeln nicht, daß die Wiederholung den meisten Theaterfreunden sehr erfreulich sein würde.

Hr. Eisenhut (Präsident) hätte freilich etwas mehr Energie und Sicherheit in seiner Rolle zeigen können; aber sehr oft war doch auch seine Ausdrucksweise, sein Geberdenspiel dem Standpunkte der Person recht angemessen. Hieher gehört z. B. Akt 1, Scene 5. Am kältesten ließen wohl die Worte, die er zuletzt sprach: Er vergab mir! — Jetzt euer Gefangener! Die Rolle Ferdinand's erfodert einen feurigen, leidenschaftlichen jungen Mann. Wer so liebt, dem schlägt das Herz noch heiß. Hr. Oldenburg vergaß mitunter diesen Feuerstrom, der bis zuletzt in Ferdinand's Adern wühlen muß, aber auch oft ermannte er sich und war dann mehr Ferdinand. Die beste Scene war unstreitig die, wo er dem Hofmarschall gegenüber drohte. In dieser Scene hat es übrigens seine gute Ursache, wenn der Dichter die zwei Pistolen von der Wand herunternehmen läßt. Der Hofmarschall von Kalb hat bei all seiner Niederträchtigkeit dennoch einen Charakter und darf keineswegs zu der Fratze heruntersinken, die Hr. Müller ihm aufdrückte. Weit mehr, als er, sprach uns daher Mad. Drewes, als Lady Milford, an, die

gleichwohl in affectvollen Scenen an zwei Fehlern zu leiden scheint: erstens durch ihr zu schnelles Sprechen, dann aber auch dadurch, daß sie, wo das Gefühl gesteigert werden soll, für den letzten Sturm zu wenig Lunge spart (Akt 2, Scene 3). Hr. Dreves gab den Secretair, diesen kaltherzigen Schurken, mit vieler Wahrheit; nur schienen ihm Stellen, die anders, als blos mit Kälte und Ironie vorgetragen sein wollen (Akt 5, Scene 8), weniger zuzusagen. Den Musikanten Miller repräsentirte Hr. Pohlmann mit derjenigen Innigkeit und Treue, die man schon an ihm in dergleichen Rollen gewohnt ist, und es ist nicht zu verkennen, daß grade die ergreifendsten Scenen durch ihn und Louise den größten Schwung erhielten. In welch glücklichen Händen diese Louise heute Abend war, darüber stimmen wohl Alle überein. Diese Anspruchlosigkeit, dies verzehrende Schmachten des armen, unglücklichen Mädchens, wie rührend sprach es nicht aus jedem Worte, jedem Zuge der Dem. Heller! Um nur eins anzuführen: als sie niedersinkend am Ende des 2. Akts ihr: O Himmel und Erde! ausrief, da blieb wohl kein Herz unerschüttert!

Schließlich noch die Bemerkung, daß die letzte Scene durch das Wegbleiben Miller's viel an Effect verlor. Wozu denn solche Verstümmlungen?

(Eingesandt.)

Mittwoch, den 18. Februar. Lenore, Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen von Holtey, instrumentirt von Eberwein.

Die glänzendste unter Bürgers Romanzen ist unstreitig Lenore, die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde. Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen, leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliegenden Bildern entfaltet, ist ohne erkünsteltes Beiwerk, ohne vom Ziele schweifende Ausschmückungen in die regste Handlung gesetzt. Dieser herrliche Stoff ist von Holtey dramatisirt, und mit wenigen wesentlicheren Abweichungen (worunter wir namentlich die eingeflochtene Episode der Gräfinn Aurora, ferner, daß Wilhelm sein im Uebermuthe der Liebe gegebenes Versprechen nicht als wirklicher Geist ausführt, rechnen) in drei Abtheilungen getheilt.

Alle Hauptcharaktere des Dramas sind gut gewählt, Leonore, Wilhelm, der Major, Pastor, Wallheim, Aurora. Ebenso sind auch die Lieder sehr passend zum Tone, in dem das Ganze gehalten ist. Ohne daß wir nun von der Aufführung des Stückes selbst sehr viel Rühmliches sagen können, da manche Mißgriffe sich nur gar zu deutlich in einzelnen Rollen offenbarten, machen jedoch hiervon einige Personen eine erwähnenswerthe rühmliche Ausnahme. Lenore steht gewiß Jedem, der Bürger's Lenore kennt, zunächst vor der Seele; sie ist die Hauptfigur des Ganzen. Daß Demoiselle Heller uns durch die Darstellung dieser Rolle einen großen Genuß bereiten würde, waren wir schon aus ähnlichen, früheren Leistungen derselben zu hoffen berechtigt, und wahrlich die Ausführung blieb nicht hinter der Erwartung zurück. Ihr Spiel erinnerte oft an ihre treffliche Leistungen als Louise Miller. Alle Rollen dieses Genre's scheinen ihr am meisten zuzusagen, und man erkennt sogleich, wie sie bei immer fortschreitender Ausbildung ihres Talentes, mit allem Eifer und Wärme die darzustellenden Charaktere geistig zu durchdringen suchend, bei natürlicher schminkloser Einfachheit, verbunden mit wohlklingender Sprache, Allen immer eine angenehme Erscheinung auf unsrer Bühne sein muß. Wir heben hier als in der Darstellung besonders gelungene Momente hervor aus dem 3. Akt die Bangigkeit Lenorens bei der Heimkehr des Heeres, als sie Wilhelm nicht erblickt, die Steigerung, welche sie in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes an Tag legt, wie ihre Verzweiflung immer gewaltsamer wird, wie Visionen des Wahnsinns bei ihr eintreten, wo sie zuletzt mit einem Sturm des Grausens ihrem Untergange entgegengerissen wird. Besondere rühmliche Erwähnung verdient es, daß Dem. Heller in dem schauerlichen Theile des 3. Aktes alle Kraft der Darstellung weislich aufgespart, und für den Fortgang und Schluß zurückbehalten hat, was in der Darstellung solcher Charaktere auf der Bühne von der größten Wichtigkeit ist, leider aber oft nicht genug berücksichtigt wird.

Hr. Pohlmann, als Wallheim, verdient auch in dieser Rolle das Lob eines recht wackern Schauspielers, und trug nicht wenig dazu bei, dem ganzen Drama Leben und Interesse zu geben. Die Rolle der Aurora wurde von Mad. Dreves ganz befriedigend gegeben, wie überhaupt diese Episode des 2. Aktes dem Stücke sehr gut eingewebt ist. Die Uebrigen übergehen wir gerne mit Stillschweigen. —

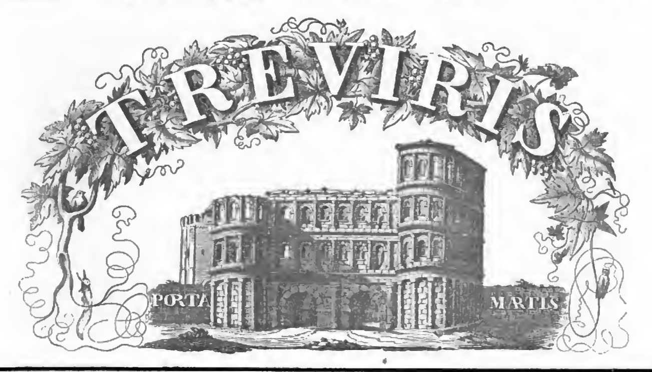
Daß der Souffleu wahrlich nicht daran Schuld ist, wenn die Handlung zuweilen etwas stockte, hörten wir auch diesmal recht vernehmlich. Aber die Rollen, selbst die unbedeutendern, wollen gelernt sein, und kommen einem nicht im Schlafe in den Kopf. Nicht jedem ist es gegeben, dem Souffleur die Worte so abzuhören, daß keine Störung für's Ganze daraus hervorgeht! S...

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 25. Februar. **N°. 16.**



Letzte Tage und Tod Ferdinand's des Katholischen und Beschreibung der ihm zu Ehren gehaltenen Begräbnißfeierlichkeit in Brüssel.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Mit großem Pompe wurde auch in den übrigen Städten Spaniens, ja auch jenseits des Meeres in Neapel, die Leichenfeier zu Ehren des Königs gehalten. Nirgends aber war diese Feierlichkeit glänzender, als in der Stadt Brüssel, wo sich, wie gesagt, Karl, der Enkel Ferdinand's, der jetzige Thronfolger, aufhielt. Vielleicht dachte er durch die Pracht des Leichengepränges über den Hintritt seines Großvaters der Welt eine Stimmung verrathen zu können, in der er sich, da ihm Alles aus Spanien sogleich berichtet wurde, im Grunde nicht finden mochte.

Kaum war die Todesnachricht in Brüssel angelangt, da wurden zur Feier der Exequien Anstalten getroffen. Alles wurde in Bewegung gesetzt, was nur zur Verherrlichung des Zuges beitragen konnte.

Zuerst ließ man durch eine Menge von Arbeitern den Weg, der von dem herzoglichen Pallaste nach der Kirche der h. Gudula *) führte, auf beiden Seiten mit Pfählen besetzen, welche ungefähr 4 Fuß über dem Boden emporragten. Ueber die Pfähle befestigte man Latten. Dies geschah in doppelter Absicht. Erstens sollten die Zuschauer sich bequem darauf anlehnen können; dann sah man aber auch im Voraus, daß wegen der aus den benachbarten Dörfern und Städten herbeiströmenden Menge Schaulustiger diese Vorkehrungen nöthig waren, damit der Leichenzug nicht in Gefahr käme, von der ungeheuren Masse erdrückt zu werden. Daß die langen Gewänder derjenigen Personen, die am Zuge Theil nahmen, nicht beschmutzt würden, bestreute man den ganzen Weg mit Sand und Blätterwerk. Die Kirche der h. Gudula ward auf das Herrlichste ausgeschmückt. Vom östlichen bis zum westlichen Theile derselben wurden die Pfeiler mit schwarzseidenen Tüchern behangen; darüber dehnten sich Teppiche von derselben Farbe bis zum höchsten Giebel des Gebäudes aus. So gewann das Ganze den Anschein eines wahren Trauertempels. An den auf diese Weise schwarzbekleideten Wänden der Kirche strahlten Tausende von Kandelabern, die, prangend mit ihren weißen Wachskerzen, neben der Farbe des Todes einen seltsamen Kontrast bildeten. Des Königs Wappen, auf's Kostbarste geziert und in den glänzendsten Farben strahlend, schwebte oben über all den Herrlichkeiten. Vor dem Chore war ein Hochaltar errichtet, zu welchem man auf mehreren Stufen emporstieg. Ihm zur Rechten und zur Linken erhoben sich mehrere andere Altäre, welche für die höhere Geistlichkeit, für die Aebte und Bischöfe bestimmt waren. Nichts sah man in dem weiten Raume, nicht einmal einen Altar, der nicht in die Farbe der Nacht gehüllt war. Durch diesen Traueranblick sollte auch das Gemüth zur Trauer gestimmt werden. Unter allen Altären strahlte der Hochaltar im prachtvollsten Schmucke. Reiche Stickereien in Gold blitzten auf allen Seiten. Die Bildnisse der Heiligen, die Kreuze, die Kandelabern, die von ihm herab den Beschauer anglänzten, waren von gediegenem Gold und Silber; man hatte sie aus der in der Kirche befindlichen Hauptkapelle entnommen. Kaum konnte man sich sättigen an dem überraschenden Anblicke dieser kostbaren und herrlich gearbeiteten Kunstwerke. In der Mitte der Kirche ragte ein 70 Fuß hoher Thurm oder Leichendenkmal, welches auf wunderbare Weise aufgeführt und in neun Abstufungen ge-

*) Die Kirche der h. Gudula, die schönste und vorzüglichste Brüssel's, war ursprünglich dem Erzengel Michael, dem Schutzheiligen der Stadt, geweiht. Seitdem aber die Gebeine der h. Gudula dorthin versetzt waren, nannte man sie gewöhnlich die Gudula-Kirche. **Lud. Guicciardini Belgium universum. Amstelodami, apud Joh. Jansonium 1646, pag. 46.**

theilt war. Die unterste war die breiteste, die folgenden wurden immer enger, bis zuletzt der Bau sich in seine Spitze verlief. Das Ganze umhingen goldgestickte Teppiche und an demselben glänzten über einander neun Strahlenkronen, die durch das künstliche Zusammenordnen von Kandelabern und der darauf angebrachten Wachskerzen gebildet wurden. Der untere Theil des thurmartigen Gebäudes war offen gelassen und wurde durch Säulen gebildet, worauf das Ganze ruhte. Sah man hinein, so bot der unten gebildete Raum das Ansehen einer kleinen Halle. Hier stand, wie in einer Grabkapelle, die Baare mit dem Sarcophag des verstorbenen Königs. Das schwarzseidene goldgestickte Leichentuch lag, gleich einem finstern Schatten der einstigen Größe, still darüber ausgebreitet. Weiße brennende Todesfackeln umgaben es mit ihrem bleichen Schimmer rundum. Auf beiden Seiten der Pyramide waren amphitheatralisch sich erhebende Sitze für die Ersten der Brabäntischen Ritterschaft aufgebaut.

Es war am 14. März des Jahrs 1516, Nachmittags zwischen 3 und 4, da kamen die Meister der Brüsseler Zünfte *) auf dem Markte zusammen; jeder trug in der Hand eine weiße Wachskerze. Vom Markte aus zogen sie in Prozession nach dem herzoglichen Pallaste. Dann betraten sie den Weg nach der Gudula-Kirche und stellten sich außerhalb der Pfähle, womit, wie gesagt, die Straße besetzt war, auf; um den Leichenzug zu erwarten. Von dem Pallaste bis hin zur Kirche waren auf diese Weise 1200 Bürger vertheilt, die auf beiden Seiten des Weges flammende Kerzen in den Händen trugen. Zur selben Zeit versammelten sich in den Hallen der Gudula-Kirche die Schulknaben, die Brüder des Prediger-Ordens, die Karmeliten, die Franziskaner, die Weltgeistlichen, die Canonici und die Kapläne der Stadtkirchen. Sie zogen in der eben angegebenen Ordnung nach dem Pallaste hin. Endlich setzte sich der ganze Leichenzug in Bewegung. Voran schritten zwei Hofbediente, dann kamen mit umflorten Kreuzen die Schüler der verschiedenen Unterrichts-Anstalten, die Ordens- und Weltgeistlichkeit in der schon beschriebenen Reihenfolge. An diese schlossen sich zuerst zwei Ceremonien-Meister und ein Intendant des herzoglichen Pallastes, hinter ihnen sah man die Hofkapläne des zweiten Ranges, ein Chor von Sängern, die Hofkapläne des ersten Ranges und die Canonici vom Kalten-Berge **): alle diese Abtheilungen waren durch bestimmte Zwischenräume geschieden. Ihnen zunächst kamen die Aebte, 23 an der Zahl, 13 davon schritten in bischöflichem Ornate einher, die übrigen in der ihnen eigenthümlichen Kleidung. Einem jeden wurde sein Stab vorangetragen und Einem jeden folgte, mit Chorhemd und Chorkappe geschmückt, sein Kaplan. Dies war der ehrwürdige Zug der Aebte. Darauf kamen drei Bischöfe. Vor ihnen gingen ebensoviele Priester, welche, angethan mit seidenen, goldgestickten Gewändern, die Hirtenstäbe trugen; auch folgten ihnen ihre Kammerherrn, die auf dem Boden wallenden Talare derselben emporhebend. Diese Gruppe schloß ein Spanischer Bischof, der in ernster Majestät daherschritt; auch ihm trug ein Priester den Hirtenstab voran, und eine zahlreiche Dienerschaft begleitete ihn. Hierauf kamen zweihundert arme Leute, in Trauermäntel gehüllt; ein jeder von ihnen trug eine brennende Wachsfackel, an der das Wappen des verstorbenen Königs hing. Unter dieser Schaar gingen auch die niedern Hofbedienten, gleich den Uebrigen, umwallt von schwarzen Trauerkleidern. An diese schloßen sich die Ersten der Bürgerschaft, der Brüsseler Magistrat, die Magistrate und Senatoren anderer Städte, die man vorher zu diesem Leichenzuge aufgeboten hatte. Ihnen folgten die Aeltesten des Brabäntischen Senats mit dem Staatskanzler, die Schatzmeister, die Secretarien, die Räthe. Alle waren ohne Ausnahme mit Trauerflören geschmückt und schritten schweigend einher. Hinter ihnen bemerkte man zwei königliche Couriere, den ganzen Troß der königlichen Pagen, begleitet von ihrem Erzieher und Aufseher, alle mit entblößtem Haupte, hinter diesen die Dienerschaft des Fürsten, aus den Rittern gewählt, und mit ihnen noch eine unzählige andere Menge von Rittern und Edelleuten, die aus dem ganzen Reiche zusammenberufen waren. (Schluß folgt.)

*) In Brüssel gab es zu dieser Zeit 52 solcher Collegien, die in 9 Nationen, wie man sie nannte, zerfielen. Guicciardin l. 1. p. 48.

**) Froid-Mont, ein Stift bei Brüssel.

Ueber die Diana Arduenna.

Von Apotheker Primmeyr.

(Schluß.)

Dieser Stein war im fünfzehnten Jahrhundert außerhalb der Stadt ausgegraben, sodann nach dem Mansfeld'schen Pallaste in Lützemburg und von dort im sechszehnten Jahrhundert wieder nach Arlon gebracht worden. Von dieser Zeit an lag er vor einem Seiten-Altar der Capuziner-Kirche daselbst, bis zum Jahr 1797, wo ihn ein Bürger Arlon's, Commissär der republikanischen Regierung, zu Thürpfosten verarbeiten ließ. Schon um die Zeit, als der Stein von Lützemburg zurückkam, ließen die Mönche von Arlon ein Betrachtungs- und Gebetbuch für's Volk drucken, worin die abgeschmacktesten Mährchen von ihrem heidnischen Monumente vorkamen. Der Stein war viereckig, nur 16 Zoll hoch, aber 4 Fuß 8½ Zoll lang und 3 Fuß 11 Zoll breit. Die 4 Seitenflächen waren mit Basreliefs versehen, die obere hingegen flach und rauh zugehauen, so daß es schien, als sei noch darauf gemauert gewesen. Das Bildwerk der Westseite stellte 6 Personen vor, deren Eine, vor einem Kochheerd sitzend, in einem darauf stehenden Topfe zu rühren schien; die übrigen Fünf, mit Mänteln und Kapuzen versehen, als ob sie von der Reise kämen, trugen allerlei Eßwaaren herbei. Auf der Südseite war ein zweiräderiger Reisewagen, mit zwei Pferden bespannt, und 2 darin sitzenden Personen, nebst einem vorausschreitenden Fußgänger, abgebildet. Auf der Ostseite sah man in der Mitte ein hohes cylindrisches Gefäße, rechts 2 Personen mit emporgehobenen Händen, links eine, vor dem Gefäße müssig stehend, und 2 Andern, in Sack und Korb Etwas herbeitragend. Die Bilder der Nordseite waren schon längst abgenutzt und daher unkenntlich. Ueber die Figuren lief ein schmales Gesimse (Stab) um den Stein herum; oberhalb dieser Verzierung neigten sich die vier Seiten (ein ganzes Drittel ihrer Höhe) pyramidenförmig nach innen zu, so daß man die Vollendung einer Pyramide augenscheinlich vermißte. Bertholet erklärte die West- und Nordseite als Opferhandlungen darstellend; die Ostseite aber, als eine Befragung des Orakels. Ihm schien das Ganze zu den Amtsverrichtungen Desjenigen, zu dessen Grabmal der Stein gehörte, in Bezug gestanden zu haben. Wer möchte übrigens, wenn auch wirklich Orakel und Opferhandlung darauf vorgestellt waren, die geringste Hindeutung auf Diana oder Mond darin erkennen wollen? Sodann verhält es sich hiemit

ebenso, wie mit den übrigen, im Lande noch vorhandenen, sogenannten Römischen Altären: man vermag, bei der genauesten Untersuchung, keine Spur von Blut oder Fett, oder Calcination des Steins durch Brandopfer, noch sonst ein Zeichen, ihren ursprünglichen Gebrauch beurkundend, — darauf zu entdecken. Wie kam es endlich, daß, bei der allgemeinen Zertrümmerung der Götzen durch die Prediger des christlichen Glaubens, eben solche Altäre und Piedestalle verschont geblieben; da selbe doch für Neubekehrte nicht weniger Anstoß und Gefahr darbothen, als die Götzen selbst?

2. Das Dianen-Denkmal, in einem Walde zwischen Bollendorf und Weilerbach befindlich, ist ein roher, 8 bis 10 Fuß hoher Fels, vorn etwas abgeflächt, mit geringen Resten eines zerstörten Basreliefs und der einfachen Inschrift: **DEAE. DIANAE. Q. POSTVMIVS. POTENS. V. S.** (votum solvit.) Verdeutscht: Der Göttinn Diana hat Q. Postumius Potens sein Gelübde erfüllt. (Posthumius ist nämlich hier mit dem einfachen T geschrieben). Mir scheint, die Inschrift sage deutlich genug, daß dieser Steinblock kein Opfer-Altar gewesen; oder man müsse denn annehmen wollen, die Opfer seien vor dem Altar dargebracht worden? Sodann zeigt auch die nachläßige Bearbeitung des Monuments, daß es nicht zu gottesdienstlichem Gebrauche geweiht, sondern seinem Stifter blos genügt habe, in ihm sein Versprechen überhaupt erfüllt zu sehen.

3. Ferner beriefen sich oben erwähnte Autoren auf eine im Pantheon zu Rom aufgestellte marmorne Bildsäule der Diana, mit der Inschrift: Deannae Arduinnae. Ich weiß nicht, ob Plinius, oder wer sonst, von dieser Statüe gesprochen habe? wir wollen jedoch ihre Existenz nicht in Zweifel stellen. Nur ist die Frage: Erstens, ob die Römer in ihrer Deanna (contrahirt aus Dea Anna, oder Dea Jana, einer uralten Etruskischen Gottheit, nach Plutarch) ausschließlich die Jagd- und Waldgöttinn verehrten? Zweitens, ob mit der **Deanna Arduinna**, nach der Ethymologie, die sogleich (unter 4) von letzterm Worte gegeben wird, eben eine Lokal-Gottheit des Ardennenlandes gemeint gewesen sei?

4. Der Name Arduenna ist Celtischen Ursprungs u. bedeutet Waldhügel. Ard oder Hard hieß nämlich Wald; daher wahrscheinlich im Luxemburg'schen noch jetzt verschiedene Wälder den Eigennamen in der Hard führen *). Dün oder Duen bezeichnete einen Hügel oder Berg; wie noch jetzt an den Seeküsten Belgiens und Hollands die Meeres-Dämme (theils natürliche, theils künstlich aufgeworfene Hügel) Dünen genannt werden, und woher ebenfalls die Städtenamen Dunkerke, Verdun, Chateaudun, Loudun u. a. entstanden sind. Arduen hieß demnach jeder Waldhügel, soweit die Celtensprache geredet wurde, bis in Oberitalien hinein: kein Wunder also, daß unter Andern wohl auch eine Deanna Arduinna im Pantheon vorkam! — Cäsar (de bello Gal. l. 9.) und Strabo (Geogr. l. 4.) erwähnen Beide der ungeheuern Ausdehnung des Ardennenwaldes und gebrauchen gleichförmig den Namen **Arduenna** (mit der latein. u. griech. Endung) als schon damals üblich: doch Keiner von beiden sagt ein Wort von den Altären der Diana.

Arlon kommt im **Itinerarium Antonini** unterm Namen **Orolaunum** (in lateinischen Urkunden späterer Zeit — Arlunum) vor. Es sollte uns wundern, daß der Verfasser genannten Werkes die Rechtschreibung **Ara-Luna** ignorirt und das barbarische Wort **Orolaunum** gebraucht hätte, wenn es je ein Lateinisches dafür gab. Doch auf diesen Einwurf erwiederten (in oben genannter Vertheidigungsschrift von 1744) die Philologen Arlons, — „Das Wort **Orolaunum** sei Griechisch und durchaus gleichbedeutend mit **Ara-Luna**. — Also Griechisch ward hier vor Ankunft der Römer gesprochen!

Risum teneatis, amici!

*) Hatten die Altgermanen in Herkunft und Sprache Etwas mit den Galliern gemein, so dürfte das Wort Harzgebirge ursprünglich eine ähnliche Bedeutung gehabt haben.

Meyerbeer.

Man lies't die Geschichte ausgezeichneter Menschen mit Interesse, bisweilen mit Vortheil; man wünscht das Leben der Dichter, Künstler, Krieger, Philosophen zu kennen. Mit einer Mischung von Neugierde und Verehrung wenden sich unsere Blicke auf jene bevorzugten Wesen, welche die Natur durch das Geschenk des Genies über die Menschheit erhoben zu haben scheint.

Der Componist „Roberts des Teufels" hat sich in die Reihe der großen Musiker unserer Zeit gestellt. Weber ist nicht mehr, Rossini hat, der Triumphe überdrüßig, den Kampfplatz verlassen, aber der Ruhm Meyerbeer's wächst von Tag zu Tage. Wir glauben unsern Lesern gefällig zu sein, wenn wir ihnen Einiges aus dem Leben dieses Componisten mittheilen.

Meyerbeer ist am 5. September 1791 in Berlin geboren, der älteste Sohn einer reichen, ausgezeichneten jüdischen Familie und der Bruder des jungen Dichters Michael Beer, den das Grab bereits verschlungen. Wenn dieser letztere schon in zartem Alter sein Talent für die tragische Dichtkunst offenbarte, so entwickelte sich das gewaltige Talent Meyerbeer's für die Musik noch früher.

Die Bestimmung Meyerbeer's schien bei dem ersten Lichte des Verstandes festgestellt zu sein; schon damals „stammelte" er auf dem Clavier mehr oder minder zusammenhängende Melodieen. Kaum war er 4 Jahre alt, als er, von einem Spaziergange heimkehrend, sich an das Piano-Forte setzte und mit seinen kleinen Händen eine beliebte Melodie, welche er gehört hatte, nachspielte und mit einem improvisirten Basse begleitete. Seine verwunderten Eltern erkannten darin sogleich die Stimme der Natur und übergaben ihn dem geschickten Professor Lauska. In seinem fünften Jahre ließ er sich bereits mit Beifall hören und zog die Aufmerksamkeit des Prinzen Heinrich von Preußen auf sich. Im achten Jahre trat er mit großem Glücke vor dem Publikum, in einem vom Abt Vogler gegebenen Conzerte, auf und bald konnte er in seinem Spiel mit den ersten Pianisten der Hauptstadt rivalisiren, während der Kapellmeister B. A. Weber und der Professor Zelter ihm in der Composition, wofür er nicht weniger Talent zeigte, Unterricht gaben.

In den Jahren 1810 und 1811 empfing er gewissermaaßen die wirkliche musikalische Weihe, da er sich in dieser Zeit zu Darmstadt in der berühmten Schule des Abts Vogler aufhielt, wo er sich mit ausdauerndem Eifer dem Studium des Contrapunktes widmete. Er machte solche Fortschritte darin, daß er auf das erste beste Thema zur Zufriedenheit seines Lehrers eine gute Fuge schreiben konnte. Unter der Leitung desselben componirte Meyerbeer mehrere Oratorien und Cantaten, welche viel Beifall fanden und von denen das Oratorium „Gott und die Natur" berühmt wurde.

Seine Mitschüler in Darmstadt waren Karl Maria von Weber und Johann Hansbacher, und hier schloß er auch mit dem erstern die unwandelbare Freundschaft, welche nur der Tod lösen konnte. Meyerbeer

hatte auf einer Vergnügungsreise in Mannheim Gottfried Weber kennen gelernt, zu dem er sich später begab und mit ihm und dem Herrn Alexander von Dusch eine „harmonische Geschellschaft" bildete. Unter diesem Namen wollten die jungen Leute eine periodische Schrift herausgeben; Meyerbeer beschäftigte sich eifrig mit diesem Plane, aber es ging ihm, wie vielen andern Entwürfen der Jugend; er kam nicht zur Ausführung.

Meyerbeer nahm sich nun vor, eine Reise durch Europa zu machen und schrieb seine Oper „Jephtha." Dieses Erstlingswerk des Kunstlers wurde kalt aufgenommen. Der Componist hatte die Melodie der Harmonie aufgeopfert und der Text enthielt auch nicht viel dramatische Scenen. Er begab sich nach Wien, wo man ihn drängte, sich hören zu lassen. Da es aber in dieser Hauptstadt eine ziemliche Anzahl ausgezeichneter Pianofortespieler gab, die er alle hätte übertreffen müssen, so widerstand er allen Bitten 10 Monate lang, bis er glaubte, öffentlich spielen zu können. Ein so ausdauernder Wille ward stets vom Erfolge gekrönt, Meyerbeer gefiel allgemein und man sah ihn in Wien für den Reformator des Pianofortespiels an.

In seinem zweiten Werke: „Der Wirth und der Gast", welches er um dieselbe Zeit zur Aufführung brachte, bemerkt man immer noch, daß der Componist erst neuerlich die Fugenschule verlassen hatte; seine schönsten Noten gehörten mehr der Wissenschaft, als dem Gefühle an. Ohne Zweifel fehlte es der Partitur nicht an originellen Stellen, sie trug aber den Charakter der alten Deutschen Musik an sich.

Endlich konnte er nicht länger dem lebhaften Wunsche widerstehen, Paris zu sehen; er begab sich dahin und blieb dort bis 1815. Hier lernte er Cherubini und andere Professoren vom Conservatorium kennen und beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der Geschichte seiner Kunst. Indessen blieben einige schon früher angefangene theoretische Werke, zu denen er eine Menge kostbarer Materialien gesammelt hatte, unvollendet.

(Schluß folgt.)

Theater in Trier.

(Eingesandt.)

Freitag den 20. Februar. Fra Diavolo, Musik von Auber.

Auch im verflossenen Jehre, nach langem Sehnen, nach einem mit beispielloser Ausdauer ausgehaltenen förmlichen Interregnum erfreuten wir uns erst spät der Aufführung von Auber's herrlichem, allbeliebtem Fra Diavolo, wurden aber dadurch auch hinreichend entschädigt, indem das Eintreten des Hrn. Böm'y eine bis dahin fühlbare Lücke in dem sonst gut besetzten Opern-Personal mit dem günstigsten Erfolg ausfüllte. Alle Musikfreunde erinnern sich noch jenes genußreichen Abends, der mit dem, wo uns jetzt diese Oper fast ganz metamorphosirt vorgeführt ward, die Vergleichung nicht aushält. Was wir im vorigen Jahre oft Gutes von den Chören sagten, verbietet die Wirklichkeit des jetzigen, wie solches denn auch schon von dem unmittelbar der gut ausgeführten und namentlich durch den vollkommen gelungenen Trompeten-Satz sehr gehobenen Ouverture folgenden Chor der Röm. Dragoner gilt, wo es an aller Einheit fehlte.

Obschon Hr. E., da er trotz seines längern Aufenthaltes und der ihm bis dahin zur Uebung gewährten Zeit immer noch nicht weiter gekommen war, eigentlich das Vertrauen des Publikums verscherzt hat, so war man doch auf Ausführung der ihm hier zugetheilten Rolle des Lorenzo, einer ihm allerdings mehr anpassenden zweiten Partie, gespannt und hatte allerdings Ursache, schon mit der Scene, wo ihn, als er traurig und sinnend ferne stand, Matheo zum Trunke anregte und er solches ablehnte, nicht unzufrieden zu sein und neue Hoffnung zu schöpfen. Doch ward diese in der weitern Ausführung nicht erfüllt und man sah sich auf den alten Punkt zurückgeführt.

In dem derselben sich anschließenden Quintett mit Chor, wie in den Folge-Sätzen, bewährte Madame Müller, als Zerline, wieder ihren alten Ruf, in Gesang, Spiel, Costüm, aber auch nicht minder in dem oft störend einwirkenden österreichischen Dialekt. Daß wir dabei die frühere Theilnahme der Mad. Herwegh, als Pamela, und des Hrn. Kaibel, als Mylord, vermißten, dürfte natürlich erscheinen, wenn schon, was die erstere Rolle betrifft, die durch die Voranzeige bevorwortete fromme Theilnahme an gerechtem Kummer der Darstellenden deren geringere Regsamkeit entschuldigt. — Nichts desto weniger wirkten alle Partien in dem nachherigen Quintett, nach dem Erscheinen des Hrn. Huppmann in der Titel-Rolle, recht kräftig und präcis, daher denn dieses Andantino, wo auch Hrn. H's. angenehme Fisteltöne in dem Wechselgesange mit Zerline einen guten Effekt mach en, unter den Ensemble-Stücken als das gelungenste erschien.

Ebenso dürfen wir auch die Favorit-Romanze »Erblickt auf Felseshöhen«, welche gerade in den Stimmen der Mad. M. und des Hrn. H. liegt und als Haupt-Motiv die ganze Oper beherrscht, dahin rechnen und das durchweg gute und besonnene Spiel des Hrn H., namentlich, als er in Abwesenheit des Mylord, Pamela zu einem Duett auffordert, die Barcarole singt und so das Terzett bis zum Finale des ersten Akts einleitet. Letzteres erinnerte gleichfalls unwillkührlich an die Darstellung im vorigen Jahr, die, kleine Fehler der Mimik ausgenommen, fast nichts zu wünschen übrig ließ. Diesmal war es anders und das Mangelhafte in Persönlichkeit gegründet, die, bei aller sonst anerkannten Verdienstlichkeit, doch nicht für alle Leistungen ausreicht. Wurde früher die den Lazaronis dennoch eigenthümliche Frömmelei zu sehr verleugnet, so wurde sie hier in der Andachts-Scene fast ganz karikirt. Est modus in rebus!

Dagegen begann der zweite Akt recht günstig mit Zerlinens Arie: »Welches Glück, ich athme freier«, dem darauf folgenden, ziemlich gelungenen Trio und der sich daran reihenden, von Hrn. H. mit der ihm eigenen angenehmen Manier vorgetragenen Barcarole aus G dur, so wie der Scene in Zerlinens Schlafgemach bis zum Eintritt des Gesanges der Banditen, der mit dem, früher so gut ausgeführten Terzett zwischen dem Marquis und seinen Genossen fast ganz verfehlt wurde, was denn auch nur das Schicksal des ganzen, ohnehin sehr schwierigen Finales des 2. Akts, wo Lorenzo wieder hinzukam, war und nur seyn konnte.

Dafür entschädigte die große Arie des Marquis zu Anfang des 3. Akts, welche, wie wir es an Hrn. H. immer gewöhnt sind, im Ganzen gut gesungen und mit vielem mimischen Anstande begleitet wurde, daher man denn auch das Mißlingen der wenigen Stellen, wo der Bariton in der für einen guten Tenor geschriebenen Partie nicht ausreichte, gern übersah.

Der nachherige Chor der Bauern und Bäuerinnen, wie schön er auch ist, war in der Ausführung den andern gleich, so wie wir, rebus sic stantibus, die Romanze aus G dur »Ewig will ich dir gehören« dem Lorenzo gern geschenkt hätten, und auch bei der stattfindenden Besetzung der einzelnen Partien vom Finale des 3. Akts nicht mehr erwarten konnten.

Statt vom Felsen, wie es überall geschieht, zu springen, und den letzten Knalleffekt zu erwirken, zog Hr. H. es vor, in gemessenen Schritten herunterzugehn; warum? — weiß man nicht.

Im Allgemeinen fand derselbe bei dieser Vorstellung, wie es ihm zu gönnen war, durch ziemlich zahlreichen Besuch verdiente Anerkennung.

P . . . . .

Ph. Laven, Redacteur.

Berichtigung.

In No. 12, Seite 4, Spalte 1, Zeile 5, lies: Miniger-Steinbruch im Königl. Altenhofer Walde auf dem Banne von Aach.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 28. Februar. **N°. 17.**



Letzte Tage und Tod Ferdinand's des Katholischen und Beschreibung der ihm zu Ehren gehaltenen Begräbnißfeierlichkeit in Brüssel.

Von Ph. Laven.

(Schluß.)

Nach diesen kamen drei Hofmeister, dann eben soviele Herolde, wovon jeder einen Lorbeerzweig trug. Ihnen folgte ein künstlich gearbeiteter Triumphwagen, ganz vergoldet und mit einem leeren Sitze, der ebenfalls in Gold strahlte. An dem Wagen hing eine Menge Rüstungen und Fahnen, die man den Feinden abgenommen hatte. Vor dem goldenen Sitze war ein Siegesmal errichtet und neben demselben stand ein gewappneter Krieger, der durch seine Gebehrden den Zuschauern anzeigte, daß der verstorbene König alle jene Reiche, deren Waffen und Fahnen hier zu sehen wären, mit siegreichem Schwerdte unterjocht habe. An den Seiten des Wagens waren nackte Genien angebracht, die der Niederländische Künstler, Johannes Malbodius *) gemalt hatte, von dessen Hand auch die auf den Fahnen, Rüstungen, Wappen, militärischen Ehrenzeichen angebrachten Bilder herrührten. Den so prachtvoll geschmückten Wagen zogen vier weiße, goldgezäumte Rosse, über deren Rücken schwarzseidene, silbergestickte Decken herunterwallten. Auf jedem Rosse saß ein Reiter, schöngewappnet und nach Art der Römischen Triumphatoren einen Lorbeerzweig in den Händen. Hinter dem Wagen kamen mehrere Edelleute, die die Waffen des verstorbenen Königs trugen: das Schwerdt mit emporgehaltenem Griffe, um anzudeuten, daß Der, der es geführt, nicht mehr sei, dann den Panzer und zuletzt den Schild. Hierauf folgten zwei Rosse, beide ohne Reiter und, wie die obigen, mit kostbaren Decken geziert. Das erste trug das Wappen des verstorbenen Königs und wurde von vier der Edelsten aus dem Ritterstande geleitet. Auf dem Rücken des andern lag die Königskrone, hellschimmernd, reichbesetzt mit Edelsteinen. Auch dies Roß wurde von mehreren Rittern geführt und ein langer Zug Ritter und Edelleute begleitete es. Sie waren gefolgt von zwölf Herolden, die, mit Lorbeerzweigen in den Händen, alle in goldgestickten seidenen Gewändern daherschritten. Diese Abtheilung schloß der Heroldskönig, wie man ihn nannte, einsam nachfolgend und einige Schritte von den Vorhergehenden getrennt.

*) Den Namen dieses Malers finde ich nirgends erwähnt, als in dem wohl aus 300 Werken gezogenen Allgemeinen Künstler-Lexicon, Zürich bei Orell, Geßner, Füßlin und Comp. 1779. Der auf ihn bezügliche Artikel lautet wörtlich so: „Malbodius ( ) unter diesem „unbekannten Künstlernamen findet man in der Schleis„heimischen Gallerie N°. 13 die Fabel Jupiters und der „Danae." — Es freut mich, den Lesern dieser Blätter einige kleine Notizen weiter über diesen Mann mittheilen zu können, und zwar aus einem gewiß sehr seltenen alten Druckschriftchen, das, blos vier Octavseiten stark, in hiesiger Stadtbibliothek aufbewahrt wird und das ich bei der Beschreibung der Leichenfeier Ferdinand's größtentheils zu Grunde gelegt habe. Der Titel des Schriftchens lautet: **Pompa Exequiarum Catholici Hispaniarum regis Ferdonandi (sic) Avi Materni Illustrissimi Hispaniarum Regis Caroli etc.** Der Druck ist vom Jahre 1516, der Name des Druckorts und des Druckers nicht angegeben. Der Verf. nennt sich **Gerardus Novomagus Regis (Caroli) sacerdos sacellanus:** also Hofkaplan Karl's und Theilnehmer am Leichenzuge. Die auf Malbodius sprechende Stelle (Seite 5) ist folgende: ... **in currus lateribus effigiati genii nudi, inventione et arte mirifica Joannis Malbodii, pictoris clarissimi, ac nostri saeculi Apellis. Is quidquid in vexillis, curru, armis, insignibus, militaribus signis erat artis pulchritudinisve, invenerat.** Hieraus läßt sich also obiger Artikel mit Folgendem vermehren: Des Künstlers Vorname war Johann, er blühte um das Jahr 1516 in den Niederlanden und war wahrscheinlich auch wohl ein Niederländer. Daß er in großem Rufe stand, dafür spricht das Wort **Apelles**, wie der Verf. ihn nennt, und auch der Umstand, daß er für diesen Leichenzug alle die darin vorkommenden Bilder gemalt hatte.

Dann kam der erlauchteste Fürst selbst, Karl von Oesterreich. Er saß auf einem Maulesel und war ganz in's Trauergewand verhüllt. Dieser Anblick ergriff viele der Zuschauer so innig, daß sie laut zu weinen anfingen. Den Fürsten begleitete auf beiden Seiten seine Leibwache; ihre Hellebarden und Rüstungen mit Trauerflören umwallt. Im Gefolge des Fürsten fand sich der Legat Leo's **X.**, ferner die Gesandten des Kaisers Maximilian, des Königs von Frankreich, des verstorbenen Königs Ferdinand u. Heinrich's **VIII.** von England; sie alle waren schwarzgekleidet und ritten auf Mauleseln. Fahnen und Kreuze mit Trauerflören umflatterten sie, und das Gezäum der Thiere strahlte in hellleuchtender Pracht von Gold und Edelsteinen. An diesen Zug reihten sich viele Herrn aus fürstlichem Geblüte, unter Andern auch die Ritter des goldenen Vließes; über ihren Trauermänteln hing die goldene Halskette ihres Ordens herab; auch sie saßen auf Mauleseln. Es folgten auf Mauleseln ferner noch viele andere Ritter, viele Grafen, Fürsten, Markgrafen und Herzoge. An den Thoren der Kirche stieg man ab und Jeder setzte sich an den ihm angewiesenen Ort. Zum Heile der Seele des Verschiedenen wurde die Leichenvigilie nach herkömmlichem Brauche abgehalten; nach Beendigung derselben kehrte der Furst mit den Seinigen unter dem Schimmer leuchtender Fackeln nach dem Pallaste zurück. Die Ordnung, die man auf dem Heimwege beobachtete, war dieselbe, wie vorher; nur blieben die Religiosen, die Canonici, die Aebte, die Bischöfe und der Triumphwagen weg. Die Fahnen und die übrigen militärischen Ehrenzeichen, welche auf dem Triumphwagen angebracht waren, hingen jetzt von dem pyramidenförmigen Denkmale, worunter die Bahre des Verstorbenen ruhte, in bunten Farben herab.

Den folgenden Tag wurde zum Seelenheile des Verstorbenen von 5 bis 11 Uhr Morgens das h. Meßopfer von einer unzähligen Menge Priester begangen. Um 9 Uhr erwartete die Brüsseler Geistlichkeit, die Hofkapläne, die Aebte, die Bischöfe, ein jeder in seinem Ornate, den Fürsten an den Thoren der Kirche. Indessen wurde von zweien Bischöfen ein doppeltes Hochamt gehalten, und Tausende von brennenden Wachskerzen, die von unten bis zum obersten Giebel des Tempels angebracht waren, erhellten das Innere desselben. Der feierliche Zug, der vom herzoglichen Pallaste bis zur Kirche hin den Fürsten begleitete, war mit wenigen Ausnahmen derselbe, wie am vorigen Tage. Als Karl, umgeben von seiner Leibwache, den Gesandten der hohen Mächte, den Fürsten, Rittern, Grafen, Herzögen, die Hallen der Kirche betrat, stimmte ein Chor von 300 Sängern die Todtenmesse an. Bald breitete sich eine stille Andacht über die ganze ehrwürdige Versammlung; an den schwarzbehangenen Wänden flimmerten die tausend Lichter, wie milde Sterne an dem erhabenen Nachthimmel und mit den duftenden Weihrauchwolken stiegen für den Abgeschiedenen manche fromme Gebete zum Himmel empor. Nach Beendigung der Trauermesse begannen die Ceremonieen in der Grabkapelle der Triumph-Pyramide; es wurden alle Feierlichkeiten vorgenommen, als wenn die Leiche wirklich beigesetzt würde. Hierauf trat in der Kirche eine tiefe Stille ein. Ein Mann, der eine große Fahne trug, kam vor die Stufen des Hochaltars; da rief dreimal ein Herold mit lauter Stimme in Französischer Sprache: „Ferdinand, der Katholische, der König von Spanien, ist gestorben!“ Der Fahnenträger warf seine Fahne auf den Boden, Alle stürzten nieder auf die Kniee. Der Fahnenträger erhebt seine Fahne wieder, Alle erheben sich und der Herold ruft mit lauter Stimme nun: „Es lebe Karl, der König Spanien's!“

Der große Brand unserer Domkirche im Monat August 1717.

Von M. F. J. Müller.

Ich habe gleichzeitige handschriftliche Dokumente vorliegen, welche uns diese Trauergeschichte erzählen, dieselben sind aber nicht überall einstimmig; der Verfasser des einen setzt dieses Ereigniß in das Jahr 1718. Hören wir dessen Worte:

„Im nemlichen Jahr (1718) in der Nacht zu dem „Feste der h. Helena, Kaiserinn, entstand in der Dom„kirche zu Trier eine erschreckliche Feuersbrunst; man „sagt, diese Feuersbrunst habe ihren Anfang genommen „von einem aus einem adelichen Domherrnhause aufge„stiegenen Raketchen, welches auf das bleierne Dach „der Domkirche gefallen und dasselbe angezündet. Die„ses ist ein solches schreckliches Feuer gewesen, daß „wenig gefehlet, daß die ganze Stadt wäre in Brand „gesteckt worden. Der schöne bleierne Dach ist ganz „geschmolzen; die hinterste Thürme sind abgebrannt, „und hat man mit großer Gewalt den großen Thurm „und die Glocken salviret; und gleich wie dieser Brand „die ganze Stadt in Furcht und zittern gebracht, also „war dessen Ursach durch Freudenbezeugungen geschehen; „dann die Dhumbedienten wegen guter Zeitung aus „Ungarn, Zerschlagung der Türken und Eroberung der „Festung von Belgrad *) solche Raketchen ausfahren „lassen. Es scheint die h. Helena habe diesen Brand „wollen haben, damit ihr Tempel, dessen sie primaria „Stifterin und Patronin ist, habe selbigen wollen ver„bessert und illuminirt haben, welches auch gleich da„rauf geschehen.“ Der h. Helena wollen wir indessen dieses Ereigniß nicht auf Rechnung schreiben. So viel bemerke ich nach dem bekannten Sprichwort, es ist kein Unglück so groß, es entsteht ein kleiner Vortheil daraus; würde unsere Domkirche im Jahr 1794 mit Bleiplatten gedeckt gewesen sein, so würde dieselbe, wie die Kirche St. Simeon, abgedacht, dem Regen ausgesetzt, und vielleicht eine Ruine geworden sein.

Hören wir nun, was das andere, in Lateinischer Sprache geschriebene Dokument von diesem Hergang sagt: „Im Jahr 1717 am 17. August, Abends „gegen 6 Uhr, kam mit der gewöhnlichen Post die er„freuliche Nachricht von den glücklichen Fortschritten „der Kaiserlichen Waffen gegen die Türken zu Trier „an. Der Jubel in dieser Stadt war allgemein, aber „bald veränderte sich diese Freude in Schrecken und „Trauer. Gegen 11 Uhr in der Nacht loderte aus „dem Dach unserer Domkirche eine helle Flamme, ohne „den Grund davon entdecken zu können **) und in ei„nem sehr kurzen Zeitraume war das ganze Dach von dem

---

*) Dee Prinz Eugen schlug die Tüeken bei Belgrad am 16. August 1717 und am 19. August erhielt deeselbe diese Festung mit Akkord; diese Begebenheit konnte demnach noch nicht zu Trier bekannt und die Uesache des damaligen Frohlockens gewesen sein Geschah dieses abee im Jahe 1718, so mag man sich vielleicht wegen des am 21. Juli zu Passarowitz mit den Türken geschlossenen Feiedens gefreut haben.

**) Circa undecimam noctis horam apparuit infausta erumpens flamma ex tecto mediae navis Ecclesiae Metropolitanae Trevirensis; quo fato et unde illuc delata, detegi non potuit. — Waren vielleicht damals einige unbekannte Feeunde des besiegten Halbmondes in Trier? Konnte wohl ein auf einer dicken Bleiplatte sich niedergelassenes Raketchen, wie uns dasselbe die erste Handschrift beschreibt,

„Feuer ergriffen. Funken und Gluthkohlen verbreiteten „sich häufig über die benachbarten Wohnhäuser, u. jeder „suchte das Seinige zu retten. Die herabrinnende ge„schmolzene Bleitropfen schreckten auch die herzhaftesten „Menschen ab, sich der Brandstätte zu nähern, um „Hülfe zu leisten. Indessen waren alle Menschen in „Bewegung, um Dasjenige zu retten, was noch zu „retten war. Der Pfarrer zu U. L. Frauen veranstal„tete eine öffentliche Prozession, um in dieser Noth „Gottes Hülfe zu erbitten." *)

eine solche Feuersbrunst so schnell verbreiten? Lustfeier, Geldauswerfen, Wein fließen lassen, sind übrigens Handlungen, welche bei öffentlichen Feierlichkeiten schon so manchmal Freude in Leid verwandelt haben!

*) Die Angabe des J. 1717 ist richtig; siehe die Gesta Trevirorum cap. 218.

Meyerbeer.

(Schluß.)

Im Anfange des Jahres 1816 betrat er zum ersten Male das Land der Kunst, Italien, in dem Augenblicke, als ein neues Gestirn über der musikalischen Welt aufging. Rossini bewirkte damals eine große Umwandlung in der Kunst, denn es war 1815, als Italien die „Italienerinn in Algier", „Tancred" ꝛc. bejubelte und in dem Style des Meisters die Verschmelzung der alten Harmonie mit der modernen Melodie bewunderte. Cherubini und Spontini waren Franzosen geworden und für die Italienische Musik verloren. Die Bemühungen der andern Nationalcomponisten, wie Paresi, Farinelli, Generali, Nicolini ꝛc. erfreuten sich allerdings der Achtung und des Beifalls der Kenner; aber die Menge, welche den Beifall allein vollgültig macht, fand in den Werken derselben weder Originalität, noch Erfindung: Eigenschaften, welche mehr ansprechen, als alle Schönheiten der Wissenschaft. Während die Oper in diesem Zustand der Erstarrung lag, nahm der Schwan von Pesaro auf den Flügeln des Genies seinen Aufflug nach dem Himmel, unterdeß seine Nebenbuhler mühselig an der Erde hinhüpften. Er wurde der Schöpfer einer neuen Art von Kraft und Leben, enthüllte ein neues System lieblicher Melodieen und die hinsterbenden Echos des Orchesters schienen sich bei seiner Stimme wieder zu beleben. Unterstützt von dem Beifalle der besten Kritiker unter seinen Landsleuten, Providali, Grossi, Mayer, Zingarelli und Andern, erfreute sich seine Musik eines unbestrittenen Ruhms. Rossini wurde der Liebling und Abgott aller Theater Italien's, das Volk wollte nur Rossini hören, an dem es sich nicht sättigen konnte, und dessen Manier ammeisten mit dem Nationalcharakter sympathisirte.

Auf Meyerbeer, der grade um diese Zeit nach Italien kam, machte diese leidenschaftliche Musik einen tiefen Eindruck, er fühlte in sich bald die Kraft, selbst zu componiren, und er ließ sich in dem Lande nieder, wo schon seine berühmten Landsleute Hasse, Händel, Gluck und Mozart studirt und sich, wie er, für das Theater gebildet hatten.

Unter einem milden Himmel, bei dem warmen Hauche des Frühlings wird das Gemüth weicher und empfänglicher, alle Organe, und besonders das Gehör, werden stärker durch die Anmuth und Leidenschaft, als durch die Tiefe, den Ernst und die Wissenschaft, ergriffen, welche langweilig erscheinen. Meyerbeer begriff, daß eine Oper nach dem alten Zuschnitte ihm für immer die Italienischen Theater verschließen würde. Er componirte, während seines Aufenthaltes in Italien, sechs Opern: **Romildo e Constanza** (Padua 1817), **Semiramide riconosciuta**, **Emma di Esburgo**, **Margaritta d'Anjou**, **L'Esule di Granada** und **il Crociato in Egitto**, welche mit Begeisterung auf den vorzuglichsten Theatern Italiens aufgenommen wurden und von denen die meisten mit Beifall auch in Frankreich, Spanien, England und Deutschland gegeben worden sind. Ja sie blieben nicht blos auf Europa beschränkt, sie wurden selbst in Rio Janeiro aufgeführt und der Kaiser von Brasilien ernannte den Componisten, um ihm seine Achtung zu erkennen zu geben, zum Ritter seines Südsternordens. Alle diese Werke sind im rossinischen Style geschrieben und Deutschland hat nicht den mindesten Anspruch darauf(?). Doch wird man bemerken, wenn man die Partituren in ihrer Aufeinanderfolge näher untersucht, daß Meyerbeer, dessen Gedanken durch tiefe Studien gereift wurden, mehr Achtung gegen die Grundregeln der Kunst bewahrt hat, als Rossini, und sich allmählig zur Lösung des großen Problems erhebt, nämlich zur Verwirklichung der innigen Vereinigung der größtmöglichen Melodie mit der dramatischen Wahrheit im Ausdrucke der Leidenschaften. Man erkennt diesen Fortschritt weniger in dem Ganzen seiner Werke, als in mehreren einzelnen Stücken, welche von einem starken Willen, Gesang zu schaffen, zeugen; auffallend ist es in dem „Kreuzritter". Diese Oper bezeugt die schönsten, gutgeleiteten Anlagen; es athmet darin eine Frische des Gefühls, ein Reichthum entzückender Melodie, vereint mit der gelehrtesten Instrumentation und einer gewaltigen Harmonie. Dieses Meisterwerk kann die Vergleichung mit den besten Italienischen Opern aushalten und es überzeugte in Deutschland die strengsten Beurtheiler seiner übrigen Werke von seinem Talente.

Nach einer achtjährigen Abwesenheit kehrte Meyerbeer wieder in sein Vaterland zurück und überzeugte sich bald, daß ähnliche Werke, wie seine frühern, die Kritiker nicht befriedigen würden. Der große Streit, der sich über das Verdienst Rossini's erhoben, hatte alle Meinungen kennen gelehrt. Er, der in dem Unterrichte Zelter's und Vogler's stark geworden war, fühlte sich versucht, die Deutsche Schule mit der Italienischen zu versöhnen, welche bei allen ihren Reitzen nur zu oft Glanz für Wahrheit, Lärm fur Kraft, Seltsamkeit für Originalität genommen hatte; er fühlte es, es sei an ihm, auf dem von seinem Freunde Weber betretenen Wege fortzuschreiten. Damals gab das Odeum in Paris fremde Opern mit Französischem Texte. „Margaretha von Anjou" wurde nach Weber's „Freischütz" aufgeführt. Trotz dieser gefährlichen Nachbarschaft gefiel jene Oper doch sehr und hat sich auf dem Repertoir der großen Bühnen Frankreichs und Belgiens erhalten. Meyerbeer begab sich um diese Zeit nach Paris, um den Proben seines „Crociato" beizuwohnen, welchen das Italienische Theater in Scene setzte und der ungeheuern Beifall fand. Dieser Beifall wurde die Veranlassung, daß die große Oper Meyerbeer ersuchte, eine Oper für sie zu componiren. Er nahm den Antrag an und blieb mehrere Jahre in Frankreich, um den Französischen Geschmack, Charakter und Styl genau kennen zu lernen. Er benutzte den Rath und die Erfahrung Cherubini's, obgleich ihm dieser einmal zur Antwort gab: „Ich führe die Gimpel und nicht die Adler." So wurde „Robert der Teufel" componirt, dessen erste Aufführung zu Ende des Jahres 1831 statt fand.

Der Text leidet an Schwäche der Charaktere und geringem Zusammenhange des Planes; findet man darin auch einige Effectscenen und einzelne der Musik günstige Stellen, hindert auch die Manchfaltigkeit und

die schnelle Handlung, die Fehler sogleich zu bemerken, so ist das Buch doch eines der schwächsten Scribe's, der dem Componisten damit die Arbeit schwer machte. Der Triumph desselben war dennoch vollständig; man bewunderte, mit wie glücklichem Eclecticismus er den melodischen Gesang Italien's mit der Kraft, Originalität und Tiefe der Deutschen Meister, die kräftige Instrumentation, die Anwendung der Chöre und die Wahl des Rhythmus, welche der Französischen Schule angehören, zu verschmelzen gewußt hatte. Ueber 100 Vorstellungen haben das Pariser Publikum noch nicht erkaltet. In zwei Jahren erschien die Oper auf fast allen Theatern Europa's. Mitten unter dem fast einstimmigen Beifalle wurde Meyerbeer von dem Könige der Franzosen mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt und sein Landesherr, der König von Preußen, ernannte ihn zum Hofkapellmeister.

Das Familienleben des Deutschen Meisters gehört nicht vor das Publikum und würde auch nicht viel Interesse gewähren, da es ganz friedlich ist. Seit dem Jahre 1826 lebt er in glücklicher Ehe mit einer schönen und liebenswürdigen Gattinn (seiner Cousine, geb. Mossen). Nur nöthigt ihn ihre schwankende Gesundheit, besonders die Schwäche des Nervensystems, fast fortwährend mit ihr die Mineralbäder Deutschlands und das milde Clima Frankreichs und Italiens aufzusuchen.

Die auffallendsten Züge seines Charakters sind Sanftmuth, Einfachheit, Bescheidenheit und gewinnende Zuvorkommenheit gegen Alle, die sich an ihn wenden. Seine Börse ist den Bedürftigen immer offen, obgleich er für sich sehr sparsam und eingezogen lebt. Während er gern laut von den Verdiensten anderer Componisten spricht, erwähnt er nur mit der größten Schonung ihre Fehler.

In diesem Augenblicke beendigt Meyerbeer ein neues dramatisches Werk, das alle Kunstfreunde mit der größten Ungeduld erwarten.

Theater in Trier.

Sonntag den 22. Februar: Drei Tage aus dem Leben eines Spielers, Drama in 3 Abthl., nach dem Französischen des Victor Dücange bearbeitet von Th. Hell.

Wenn man zugeben kann, daß dieses Drama wegen seiner moralischen Tendenz vor manchen andern Dramen den Vorzug verdient, so ist es doch auch nicht minder wahr, daß es seine Lehren auf eine Weise predigt, die das Herz unbarmherzig erschüttert und empört. Nicht an einen Funken erfreulichen Eindrucks ist in den drei Tagen zu denken, und es wundert uns, daß die Theater-Direction Dies nicht zu ihrem eigenen Vortheile einsieht. — Im Allgemeinen gehörte die heutige Vorstellung nicht zu den bessern: Spuren von Uebereilung, Unsicherheit in den Rollen kamen fast überall vor. Aber wie ist es auch am Ende anders möglich? Viermal in der Woche Spiel, — kaum hat der Schauspieler Zeit, einmal aufzuathmen; Alles wird über Hals und Kopf einstudirt. Kommen nun noch ein paar andere Mängel hinzu, so ist es wohl die natürlichste Folge von der Welt, daß das Haus nach und nach immer leerer wird. Gewiß würde auch der größte Theil der Abonnenten es ungleich lieber seh'n, wenn nur dreimal gespielt würde: etwas Gediegeneres wäre dann wenigstens zu hoffen.

Hr. Hübsch (Georg v. Germany) gab sich alle Mühe, den gewissenlosen, spielsüchtigen Bonvivant, wie auch den schurkhaften Bettler darzustellen, allein zu jenem fehlt ihm gar zu sehr die nöthige Geschmeidigkeit in Spiel und Ausdruck; zu diesem eine gewisse intrigante Ader, die sich überhaupt mit seinem ganzen Wesen nicht zu vertragen scheint. Dem. Heller (als Amalie) war dagegen wieder recht in ihrer Sphäre; doch sprach sie uns ungleich mehr in den zwei letzten, als in den zwei vorhergehenden Akten an. Die Rolle Darmont's ist im Ganzen eine ruhige, kaltbesonnene, doch hätte Hr. Pohlmann in manchen Auftritten, namentlich im ersten Akte, mehr edles Feuer zeigen können.

Unter den Szenischen Verstößen wollen wir bloß bemerken, daß im dritten Akte die Thüre um zwei Minuten zu spät vom Winde aufgeschlagen wurde; Amalie hatte des Umstands schon lange erwähnt, ehe er wirklich eintraf. Im vierten Akte ging Georgette Licht in's Nebenzimmer suchen, während die helle Flamme einer Kerze auf dem Tische brannte.

Solche Verstöße zeigen eben nicht von vieler Achtsamkeit.

Dienstag den 24. Februar: Die Hochzeit des Figaro. Große Oper von Mozart. (Eingesandt.)

Wenn uns eine von Vater Mozart's Opern vorgeführt wird, so ist es, als begegnete man einem alten guten Freunde und hieße ihn herzlich willkommen. — So war es denn auch, als hier die Ouvertüre in ihrem Presto begann, die, wie das Meiste, wo Mozart's Geist weht, gut und mit vieler Präzision durchgeführt wurde. — Könnten wir dasselbe von der ganzen Oper sagen, wie die Darstellung im vorigen Jahre mit fast gleichen Mitteln dazu berechtigte!

Was die fünf Hauptpartien betrifft, so ließen diese in den einzelnen Nummern und den kleinern Ensembles nicht unbefriedigt, fanden dagegen aber in den übrigen Mitwirkenden zu wenig oder gar keine Unterstützung.

An Madame Schmidt, welche als Susanna mit Figaro das erste und zweite Duett begann, war der Fleiß, mit dem sie ihre Partie einstudirt hatte, unverkennbar, so daß beide Piecen, da sie auch gerade in der Stimme des Herrn Müller liegen, gut ausgeführt wurden. (Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 4. März. N°. 18.



Diplomatische Umtriebe im Jahre 1741.

Ein Beispiel aus unsrer Landesgeschichte nach Original-Quellen.

Bearbeitet
von J. H. Wyttenbach.

— O wie oft ist das Leben ein Kreislauf leerer Etiquette u. lästiger Förmlichkeit, ein tägliches Abmühen mit Kleinigkeiten, ein unaufhörliches Prunken mit dem Nichts! —
E. L. Bulwer.

Das diplomatische Treiben, wovon hier die Rede sein wird, ereignete sich nach dem Tode Karl's VI., bei Gelegenheit der neuen Kaiserwahl.

Die damalige, gewiß sehr tragische Zeit erhielt durch ein leeres Formelnwesen bei einer sehr ernsten Sache einen fast komischen Anstrich.

Indessen malt es doch den Charakter jener Zeit, der freilich nicht dem gewaltigen Riesengeiste gleicht, welcher in unseren Tagen die Welt erschütterte.

König Friedrich II. mag wohl Recht haben, wenn er sagt: il faut que chaque génération fasse ses propres sottises; obgleich doch auch nicht geläugnet werden dürfte, daß jede Generation auch ihre eigenen Vorzüge habe. Andere Zeiten: andere Ansichten, andere Sitten und Gebräuche! —

Die Sache dreht sich in gegenwärtiger Darstellung um ein Programm von Ceremoniel bei dem Empfange eines Päpstlichen Nuncius und eines Französischen Gesandten, und um das Wirken und Gegenwirken dieser Diplomaten an dem Kur-Trier'schen Hofe für die Wahl eines Reichs-Oberhauptes.

Ein solcher Empfang war vor 100 Jahren eine große Staatssache, wobei man sich ernstlich den Geist anzustrengen die Mühe gab.

So wie kleine Dinge oft als große behandelt werden; so geschieht es aber auch in der Menschenwelt, daß man große Dinge als kleine anzusehen sich die Miene giebt. Alle Verkehrtheiten, die uns die Blätter der Geschichte aufzählen, liegen in diesen beiden Extremen.

Die folgende Darstellung ist aus einer noch nicht benutzten Handschrift hiesiger Bibliothek, welche ich im J. 1820 erhalten habe, verarbeitet, und wird der Deutlichkeit wegen, mehr als einmal, so wie es in dem Aufsatze über Hontheims Leben geschehen war, durch die eigenen Worte der erscheinenden Personen interessanter gemacht werden.

Die Handschrift hat die Ueberschrift: Verschiedene Original-Aktenstücke und Briefe a. d. J. 1741, gesammelt von dem Weihbischofe von Nalbach.

Nach dem Tode Karl's VI., letzten Deutschen Kaisers aus dem geraden Oesterreichischen Mannsstamme, im J. 1740, drohten schwere politische Gewitterwolken die Ruhe Europa's zu stören. Von allen Seiten waren die Gesandten der Mächte in Bewegung, und es galt die Frage, wer den Deutschen Kaiserthron besteigen sollte.

Auch der damalige Papst Benedikt XIV. preiswürdigen Andenkens, glaubte durch sein Ansehen einwirken zu müssen und sandte deshalb seinen Nuncius Doria nach Deutschland. Dieser hatte den Auftrag, alle katholischen, vorzüglich aber die geistlich-kurfürstlichen Höfe am Rhein zu besuchen, um diesen folgende Punkte an's Herz zu legen: 1) daß die bevorstehende Kaiserwahl friedlich vollzogen und wenigstens unter den katholischen Kurfürsten jedes Mißverständniß verhütet werden möge; 2) daß bei diesen Unterhandlungen nichts präjudicirliches gegen die Religion und den h. Stuhl unternommen werde; 3) daß versucht werde, ob nicht etwa wegen Parma und Piacenza dem h. Stuhl etwas Günstiges zu erwirken sei; vornehmlich aber 4) daß alles das rückgängig gemacht werde, was bei dem Wahltage Karl's VI. allzu prä-

judicirlich für den h. Stuhl im Ceremoniale, auch sonstens vorgegangen, und daß vielmehr die geistlichen Kurfürsten zu bewegen seien, das Ceremoniale auf den Fuß herzustellen, wie es bei der Wahl Leopold's I. gewesen. Dazu gehörten — nach der Behauptung des Nuncius, folgende zwei Punkte: 1) das Geben der ersten Visite der Kurfürsten dem Nuncius, und 2) das Behaupten der rechten Hand bei Zusammenkünften des Nuncius mit den einzelnen Kurfürsten in ihrer Residenz *).

Dieser Artikel 4 schien die andern alle zu überschatten und der wichtigste in den Augen des Nuncius Doria gewesen zu sein!

Franz Georg, Kurfürst von Trier, sandte hierauf seinen wackern und klugen Weihbischof von Nalbach nach Mainz, um mit dasigem Kurfürsten einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen **).

Hier wurde nun vieles hin- und her besprochen, und frühere bestaubte Protokolle, besonders die von den Jahren 1658, 1711, 1713 hervorgesucht, um in dieser Sache eine Norm zu haben. Darüber verlor man vorerst die Hauptsache aus dem Auge, und die großen Fragen über die Kaiserwahl selbst und über das Schicksal der sogenannten pragmatischen Sanktion zu Gunsten der Maria Theresia, und über den Entschluß, welchen Friedrich II. von Preußen bei diesen Anläßen ergreifen, so wie über den Einfluß, welchen Frankreich sich herausnehmen werde — alle diese Lebensfragen wurden vorerst von der Etiquette in den Hintergrund geschoben. Das diplomatische Wesen zeigte sich in einer sehr ärmlichen Gestaltung. Männer, wie Nalbach, Spangenberg und Hontheim, die in diesem Getriebe von Seiten Kur-Trier's befangen waren, fühlten dies gar wohl. In einem Schreiben des Erstern an Franz Georg, (Mainz, den 15. Februar 1741) lesen wir: „Dem Vorläufer des Päpstl. „Nuncius, dem P. Stoltzen S. J. ist geantwortet „worden, man wolle es überlegen, ob es dermal an „der Zeit sei, mit derlei unnöthigen Händeln vor„zurücken.“ —

Franz Georg, dieser sehr verständige und kräftige Fürst, antwortete hierauf: „daß er dem „Nuncius bei seiner Ankunft bei Hofe alle Ehre erwei„sen werde — doch nur in seiner Eigenschaft als Erz„bischof und nicht als Kurfürst. Er lebe anbei „der Hoffnung, daß der Hr. Nuncius von den sonstigen „Römischen principiis abweichen und ihn ebenfalls als „Kurfürsten zu ehren kein Bedenken tragen werde; denn „der Erzbischöfliche Charakter müsse billig den Kurfürst„lichen nicht derogiren.“ (Fortsetzung folgt.)

*) Daß der Päpstliche Nuncius diese Ansprüche machte, erhellt aus einem Schreiben des Cardinals und Bischofs von Speier (aus dem Gräflichen Hause von Schönborn) an den Erzbischof von Trier, seinen Bruder.

**) In dem Schreiben des Kurf. Franz Georg kommt der Ausdruck vor: „Da der Päpstliche Nuncius Doria bei „mir sich nächster Tage einfinden wird und auf das Cere„moniel sehr versessen ist, auch es so, wie es bei dem Wahl„tag anno 1658 dem Nuncius gegeben worden, zu prae„tendiren nachdrucksam instruirt ist, so habe ich meinen „Weihbischof ꝛc. ꝛc. —

Das Boosische Testament.

Von M. F. J. Müller.

Am 24. März 1776 starb der Trierische Domdechant Franz Karl Ludwig Freiherr von Boos; in seinem Testamente hatte er das Bauthische Seminarium in Trier zum Universalerben eingesetzt und er liegt in der dasigen Kapelle begraben. Dieses Testament wurde von der Familie des Testirers gerichtlich angefochten; die Klage wurde aber als ungegründet abgewiesen. Daß diese Hinterlassenschaft beträchtlich gewesen sei, dieses mag schon zum Theil aus dem folgenden Auszug einer Spezifikation erhellen, welche ich eingesehen habe: Barschaft, Leinwand und Früchte kommen in diesem Verzeichniß aus Ursachen nicht zur Sprache; übrigens werden darin angezeigt: Viele vortreffliche Malereien, deren Meister aber nicht genannt sind. — Große Spiegel und Wandleuchter mit vergoldeten Rahmen. — Hang- und Standuhren. — Marmortische mit vergoldeten Füßen. — Eine vollständige Tafelservice von dem feinsten Sächsischen Porzellan, worunter 9 Dutzend Teller, 22 Desertschüsseln u. s. w. — Eine vollständige Service von Indianischem Porzellan mit blauen Blumen.— Gläserne Kronleuchter verschiedener Gattung. — Viele goldene Taschenuhren, davon mehrere mit Brillanten besetzt waren. — Mehrere goldene, zum Theil mit Brillanten verzierte Tabacksdosen. — Ein großes brillantenes Kreuz; ein anderes mit färbigen Steinen besetzt. — Viele brillantene Ringe. — Eine vollständige silberne Tafel-Service, worunter Bodolien-Aufsätze, Unterplatten, große und kleine Schwenkkessel, 8 Dutzend Teller, 22 runde und 18 ovale Schüsseln. — Verschiedene silberne vergoldete Lavoire. — Acht Dutzend silberne vergoldete Löffel, Messer und Gabel. — Kleine silberne vergoldete Desertbestecke. — Viele silberne Girandoles und Tafelleuchter. — Der Weinvorrath war folgender: Vom Jahre 1762 1 Fuder. — Vom J. 1772 12 Fuder. — Vom J. 1774 18 Fuder. — Vom J. 1775 31 Fuder. — Und noch in einem zweiten Keller 18 Fuder von geringerer Gattung; zusammen 80 Fuder.

Versuch, noch einige Erläuterungen über die in der Treviris No. 11 aufgeworfenen Fragen beifügen zu können.

Gründliche, überzeugende und nicht leidenschaftliche Widerlegung einer Behauptung sind ehrenwerth. Sie führen zur Belehrung, flößen Vertrauen zu ihren Urhebern ein, und wecken Antheil im wissenschaftlichen Publikum. Nicht Architect, noch weniger Gelehrter, nur gern denkender Soldat, stellte ich von diesen Ansichten ausgehend, im Interesse meines Faches, der Kriegswissenschaft, die im 11ten Blatte der Treviris abgedruckten Fragen. Der Zweck der Sachaufklärung konnte mir nur vorschweben. Ob das Ziel erreicht ist, wird der Unbefangene, bei Durchlesung der Beantwortung der Fragen, selbst beurtheilen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, Herr Architect und Regierungs-Conducteur Chr. Schmidt sagt am Schlusse: „Ich glaube nun zur Annahme meiner Behauptung „genug Gründe vorgelegt zu haben. Sollte der Herr „Verfasser der Fragen aber noch nicht zufrieden „sein, so bitte ich das Gegentheil von Dem, was „ich behauptet habe, zu beweisen.“

Eine höchst ehrenvolle Aufgabe für mich, die ich, leider, beim besten Willen als Nicht-Architect auch nicht lösen kann. Bis zu diesem Augenblicke schwebte ich in der unglücklichen Idee, die Geschichte der Befestigungskunst, von der ältesten Zeit bis jetzt sei noch die zuverläßigste. Aber welche Lücke in diesem Zweige der Kriegswissenschaften! Auch nicht eine Sylbe erwähnen die berühmtesten Festungsbaumeister von Römischen Befestigungsthürmen, die der Porta nigra glichen. Ihre 30—40 jährige Studien, Erfahrungen ꝛc. ließen mithin noch viel zu wünschen übrig. — —

Die Behauptungen des Hrn. S— sind indessen so gründlich und logisch durchgeführt, daß ich keineswegs wage, als Gegner aufzutreten und nur höflichst bitte, meinen Fragen in Bezug der Beantwortung des Hrn. S— einige Erläuterungen beifügen zu können. Zugleich leiste ich hiermit das Versprechen (von der **Porta nigra** in dieser Beziehung) in der Treviris kein Wort mehr zu schreiben.

Herr S—, Sie beliebten in Ihrer Antwort auf die Frage 1 unter andern zu erwähnen:

„Die Römer hatten eine große Vorliebe dafür, und „ließen manchmal gerne das Innere leiden, um die „Symetrie im Aeußern nicht zu verletzen rc."

Gestehen Sie nur selbst, Herr S—, namentlich bei Ihren fortificatorischen Kenntnissen, der Nutzen eines Vertheidigungsgebäudes muß die Symetrie bei Seite werfen. Die Lage, die Umgebung, der zu erwartende Nutzen rc. geben dem Baumeister die Regeln an.

Die Antwort auf die 2te Frage ist sehr bestimmt und lautet:

„Ich kann nicht begreifen, wie der Hr. Verfasser der „Fragen diese nur aufstellen kann, da sie in meinem „frühern Aufsatze schon beantwortet ist; denn da „habe ich mich ja grade über die Zweckmäßigkeit „ausführlich ausgesprochen."

Müssen wir uns nicht freuen, endlich über das Alter, den Zweck rc. des Marsthores die bestimmtesten Nachrichten aufweisen zu können?

Meine Frage 2. war also sehr voreilig, sie lautet: „Wäre man zu Zeiten der Römischen Occupation „wirklich so unwissend gewesen, einen Vertheidigungsthurm in dieser Art aufzuführen?"

Aufrichtig gestehe ich, der Meinung gewesen zu sein, daß man sowohl zu Abraham's als zu Friedrich des Einzigen Zeiten, bei Anlegung von Vertheidigungsthürmen, auf kräftige Vertheidigung der untersten Etage bedacht gewesen wäre. Die Spuren dieser mir eingebildeten Regel vermißte ich bei der **Porta nigra** gänzlich, ich ward irre — aber noch mehr bei Betrachtung der beiden schönen breiten Thordurchgänge, und völlig sprachlos und beschämt bei Durchlesung der Beantwortung der 8ten Frage, sie heißt wörtlich:

„Wir haben von den Alten nur unvollkommene Beschreibungen über ihre Festungswerke *), selbst „Vitruv drückt sich nur sehr kurz darüber aus, und „die meisten Werke dieser Art sind zerstört, wir können daher nicht sagen, ob dergleichen Gebäude mit „zwei Thoren noch mehr vorhanden gewesen sein oder „nicht. Aber eben dieses, daß das Thor doppelt ist, „spricht um somehr für meine Annahme, da zwei „kleine Thore neben einander stärker sind, und dem „Eindrange der Kriegsmaschinen der Alten besser widerstehen konnten, als ein großes; und da hier ein „Hauptthor war, so wäre das von der Größe, wie „sie jetzt sind, bei der bedeutenden Bevölkerung der „Stadt, wahrscheinlich zu klein und ihrer wie des „Gebäudes ganz unwürdig gewesen, und wäre das „eine Thor größer geworden, so hätte die ganze „Form des Gebäudes auch anders werden müssen."

Völlig von der Unrichtigkeit meiner Behauptung überzeugt, gingen mir doch noch folgende Gedanken durch den Kopf, die ich indessen nur beiläufig hingesetzt haben will.

1) Wenn 2 Thoreingänge mehr Widerstandsfähigkeit besitzen, als einer, so könnte man auch behaupten, 3 hätten mehr als 2, 4 mehr als 3, 5 mehr als 4 rc. und so müßte man dem Baumeister der **Porta nigra** die größten Vorwürfe machen, nicht noch mehrere Eingänge angelegt zu haben.

2) Die größten Städte könnten sich freuen, einen von den geräumigen Thoreingängen der **Porta nigra** zu besitzen.

3) Glaube ich nicht, daß die Größe oder Gestalt des Gebäudes sich nach dem Eingange richten soll, letzterer Gegenstand muß dem Zwecke anpassend gemacht werden *).

Die 3te Frage bedarf keiner Erläuterung. Die Beantwortung derselben ist zu fest und bestimmt, man lese nur den Anfang.

Die Beantwortung der Fragen 4 und 5 ist sehr belehrend. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir doch, daß wahrscheinlich im Walde von Menningen die Steine zum Marsthore gebrochen worden sind **) und daß die Römer sogar aus andern Welttheilen ungeheure Steinmassen fortführten, um ihre Städte zu verschönern ***).

Am Schlusse der Beantwortung der beiden Fragen steht:

„Der Hr. Verfasser der Fragen errinnere sich, daß „auch heutzutage in Friedenszeiten an Festungswerken rc. mit der größten Ruhe gearbeitet wird."

Es ist nicht zu leugnen, die Festungen müssen mit der größten Ruhe gearbeitet werden, sie sollen den feindlichen Zerstörungsmitteln und der Zeit Trotz bieten, daher keine Pfuscherei gelitten werden darf. Bei aller anempfohlenen Ruhe mußten indessen doch Punkte, wie z. B. Coblenz, Cöln rc. rasch beendigt werden, zu welchem Zwecke man viele Menschenhände benutzte.

Die Anmerkung des Hrn. S—, hölzerne Forts konnten nicht gebraucht werden, weil diese mit Feuerpfeilen rc. angesteckt werden konnten, (man lese den Vitruv nach) werde ich recht beherzigen, auch sogar den Vitruv nachlesen und dann höhern Orts Vorschläge einreichen, die darauf hindeuten, den Commandanten der Festungen zu erklären, wie schädlich die Schanzkörbe, Faschinen, Pallisaden, Verhaue, Blockhäuser rc. bei den jetzt üblichen Feuer-Ingredienzien, als Brandkugeln, Bomben, Granaten, Brandraketen rc. sind.

Den übrigen Fragen hätte ich keine Erläuterungen zuzufügen und will noch bloß die 9te berühren und zwar aus dem Grunde, weil ich in der Beantwortung derselben sogar belobt werde. Höchst schmeichelhaft für mich. Der Herr S— sagt:

„Diese Frage beantwortet der Hr. Verfasser der Fragen gleichsam schon in der 10ten und 11ten Frage, „indem er zugesteht, daß das Gebäude zur Vertheidigung nicht unbrauchbar ist."

Trotz allen Lobeserhebungen bin ich dennoch gezwungen um die Erlaubniß zu bitten, mich dahin erklären zu können, daß kein Eigenthümer eines Gebäudes dasselbe in der Meinung erbauen läßt, selbiges einstens vertheidigt zu sehen, und dennoch legt man in allen Schlachten, Affairen rc. großen Werth auf Vertheidigung der Städte, Dörfer, Kirchen, der einzelnen Häuser rc. Unter den Vertheidigern findet man höchst selten einen Architekten, aber da sollten Sie einmal sehen,

---

*) Dieser Behauptung kann ich mit dem besten Willen nicht beitreten, denn sonst habe ich einen harten Kampf gegen die Festungsbaumeister zu bestehen.

*) Einen Witz des Diogenes darf ich wohl nicht wiederholen.

**) Zwar genau bekannt in der Gegend von Menningen, Ferschweiler, Münden, Irrel, Ernzen rc. habe ich nur Gips und Kalksteinbrüche ausfindig machen können.

***) Dürfte ich wohl höflichst erinnern, wie wenig die Verschönerung der Stadt mit dem Zwecke des Vertheidigungswerkes in Verbindung steht.

mein Herr S., welche Hülfsmittel die gesunde Vernunft zum Vorschein bringt.

. von Petery,
Hauptmann im 30ten Inf.-Regmt.

Ueber Ferdinand Raimund's Zauberspiel: „Der Alpenkönig und der Menschenfeind."

Es hat von mehreren Seiten der Wunsch verlautet, die Direction des hiesigen Theaters möge uns als Leckerbissen nach manchen andern mehr oder minder gewöhnlich gekochten und abgekochten dramatischen Novitäten auch einmal des genialen Raimund's Alpenkönig und Menschenfeind vorführen. Es wäre wohl an der Zeit, daß auch wir es endlich zu sehen bekämen, wenn man bedenkt, daß dies originelle Stück seit ungefähr 6 Jahren auf allen Deutschen Bühnen (großen und kleinen) — in Wien allein etwa 150 mal — dargestellt, und bereits in's Polnische, Italienische und (von Buckstone) auch in's Englische übersetzt worden ist, in welcher Uebertragung es an den berühmten Londener Schauspielern Mathews u. Yates zwei treffliche Darsteller und auf dem Adelphitheater die glänzendste Aufnahme fand. Es gibt in der That wenige dramatische Dichtungen der neueren Zeit, in denen der glückliche Wechsel von Scherz und Ernst, von Phantasie und Wirklichkeit die poetische und tiefmoralische Grundidee und die burleskesten Combinationen so lebhaft an Shakespeare's großartigen Humor erinnern, als eben „der Alpenkönig". Die Idee der Doppelgängerei, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, ist hier zu einem bunten Arabeskenwalde emporgewachsen, in dessen anmuthigen Labyrinthen wir uns süßen Träumen hingeben, und doch wähnen wir anderseits, wie aus einer frischen Waldes-Quelle, unser eigen Spiegelbild emportauchen zu sehen. Die ganze phantastische Auffassung dürfte unser Publikum freilich beim ersten Anblick etwas befremden, aber es wird sie freudig befremden, d. h. überraschen, und die allerliebste Musik Wenzel Müllers, besonders die netten Couplet's des Kammerzöschens nehmen jeden, der für ächten Humor Sinn und Unbefangenheit genug in's Theater mitbringt, wie mit Blumenketten gefangen. Recht sehr zu wünschen wäre es, daß die Direction, wie gesagt, uns die Darstellung dieses genialen Werkes, welches seither eine wirklich Europäische Celebrität erlangte, nicht länger vorenthielte und auch auf die äußere Ausstattung derselben die gehörige Sorgfalt verwendete; wir glauben ihr das Prognosticon stellen zu können; daß das Publikum diese Aufmerksamkeit durch seine rege Theilnahme zu schätzen wissen würde!

Theater in Trier.

(Schluß)

Daß wir dagegen die darauf folgende und mehrere andere schöne Partien des Bartolo entbehrten, liegt in der Individualität des Darstellers; um so mehr sprach wieder Madame Müller, als Cherubin, das in ihm glühende Feuer der jungen Liebe in dem großen Allegro vivace treffend aus.

In dem darauf folgenden Terzett, einer der beliebtesten Nummern, fehlte nichts, als der dritte Mann — Basilio. — Adfuit, sed non interfuit! Warum diese Rolle überhaupt nicht dem Herrn Eichfeld, der abusive immer mit, ihm noch nicht zusagenden ersten Partien gequält wird, zugetheilt und ihm somit eine schickliche Gelegenheit zur Uebung und Erlangung von Dreistigkeit versagt worden, will nicht einleuchten.

Das Larghetto zu Anfang des zweiten Akts hörten wir von Frau v. Weber wieder mit gewohnter Zartheit, gleichwie die darauf immer neu und schön bleibende Arie des Cherubin „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt", bei deren Wiederholung wir aber gerne auf die Cadenze am Schluße, wo sie weder vorgeschrieben ist, noch zu dem Charakter paßt, verzichtet hätten. Es war hier nicht die Aufgabe, irgend eine Bravour zu zeigen, sondern die Piece mit höchster Innigkeit, wie sie begann, und was die Sängerinn recht wohl versteht, bis zum Schluße durchzuführen. Ein frommer Wunsch für die Zukunft!

Da, wo die größern Ensemble-Stücke in den Händen der vorbezeichneten Haupt-Personen lagen, war deren Ausführung fast immer gelungen, wie denn auch hier das große Terzett zwischen der Gräfinn, Susanne und dem Grafen, welche mit Cherubin auch im Spiel die Verlegenheits-Scene, wo Letzterer anfangs im Kabinet der Gräfinn versteckt war, mit vieler Wahrheit zeichneten, bis zum Finale des zweiten Akts, welches dagegen Manches zu wünschen übrig ließ, wiewohl die große Schwierigkeit der Composition entschuldigend hier eintritt.

Den dritten Akt eröffnet die Scene, wo der Graf der mit Figaro verlobten Susanne nun offen seine — verbotene — Liebe bekennt und sie zu einem Rendez-vous im Garten einladet, wo Letztere, im Kampfe mit sich, ob Ja oder Nein sagen sollend, endlich schelmisch Ersteres verheißt, doch unvermuthet von dem sich nahenden Figaro darin gestört werden soll. Wer aber, nach langer unangenehmer Pause, nicht erschien, war — Figaro! — Ei, ei!! Als so der Graf denselben außer der Bühne vergebens erwartet hatte, kehrte er mit sichtbarem und sehr verzeihlichem Eifer zurück, fiel mit bewundernswürdiger Sicherheit in das, dem nachherigen Duett mit Susanne aus A dur ganz heterogene Recitativ in C dur urplötzlich ein und documentirte somit unzweifelhaft seine musikalische Festigkeit.

Das hierauf folgende wunderschöne Sextett ging durch Mangelhaftigkeit des Basilio und Bartolo, wie natürlich, verloren, wofür indeß die nachherige, durch stürmischen Applaus anerkannte Arie der Gräfinn entschädigte.

So wie das redliche Mühen der Madame Schmidt um gute Leistung auch gern anerkannt wird, so wurde doch ungern bemerkt, daß, um in dem Duett mit der Gräfinn, welche ihr in die Feder dictirte, jenen Zweck zu erreichen, sie in der Wirklichkeit scheinbar weniger schrieb, als, mit dem Auge auf den Musikdirector gerichtet, förmlich den Sechsachteltakt schlug, was zu vermeiden sein dürfte.

Von dem Schlußchor der Bauern und Bäuerinnen ist nicht viel zu sagen.

Der vierte Akt wurde, in so weit die vier oder fünf Hauptpersonen dabei thätig waren, ziemlich gut durchgeführt, obschon diese durch die nicht geringen Anstrengungen der vorherigen drei Akte unverkennbar erschöpft schienen.

Hr. Oldenburg in der Rolle, als Antonio, war nicht an seinem Platze; er gehört bessern Forderungen an, als solchen erkünstelten Naivitäten.

P . . . . .

(Eingesandt)

Donnerstag den 26. Februar: Abällino, der große Bandit, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Zschokke.

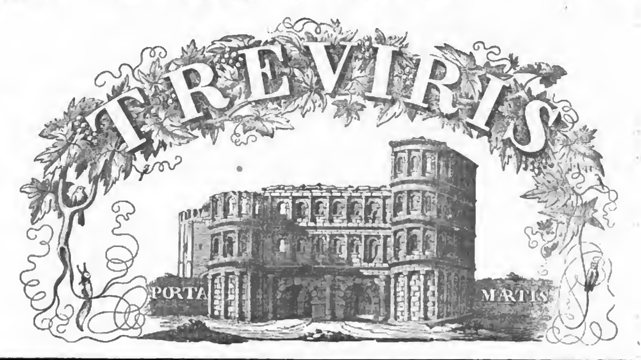
Ohne uns in eine ausführliche Beurtheilung des Stückes selbst oder der Aufführung einzulassen, glauben wir doch bemerken zu müssen, daß die Darstellung desselben nach dem alten prosaischen Texte vom Jahre 1796 geschah, und zwar mit so vielen und großen Lücken, daß einzelne Scenen ohne alle Motivirung, ohne den nöthigen innern Zusammenhang sich aneinander reihten. Dieß mußte um so störender für den Kenner der Leistungen Zschokkes sein, da bekannt ist, daß der treffliche Z. gegen 30 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Abällino auf der Bühne, es sich angelegen sein ließ, in einer neuen, metrischen Bearbeitung dem Stücke selbst eine passendere Gestaltung, sowie manchen Charakteren desselben eine reinere Haltung zu geben. Kurz, die Aufführung geschah nach dem alten Texte, und zwar in sehr verstümmelter Weise, und erreichte glücklich um 8¼ Uhr ihr Ende. Fügen wir hinzu, daß das sehr leere Schauspielhaus im Allgemeinen auch wenig geeignet sein mochte, den Eifer der Darsteller zu beleben, so wird es leicht erklärlich, wie es kam, daß Alles ohne Ruhe und Rast das Ende des Stücks gleichsam mit Gewalt herbeizuziehen schien. Nur folgende Personen verdienen eine rühmliche Erwähnung an dieser Stelle.

(Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

 Zweiter Jahrgang. Trier, den 7. März. №. 19.



Diplomatische Umtriebe im Jahre 1741.

Ein Beispiel aus unserer Landesgeschichte nach Original-Quellen.

Bearbeitet

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

In einem zweiten vertraulichen eigenhändigen Schreiben an Nalbach, das dem ersten bald folgte, sagt Franz Georg, dem dieses Treiben sehr lästig war, und der deshalb gerne einen Vorwand suchte, um von diesem kleinlichen Zwange der Etiquette befreit zu werden:

„Es wäre sehr zu wünschen, daß bei den bevorseienden so wichtigen Geschäften, welche täglich häcklicher und gefährlicher werden, man von den Römischen Ceremonial-pretentionen, so in sich üble Folgen nach sich ziehen können und werden, befreit sein könnte und möchte. Kur-Cöln bleibt fest auf dem bestehen, daß er ein pêle-mêle zur Hilf nehmen wolle. Bei mir würde sich auch die Sache genüglich dadurch heben, daß bekannter Unpäßlichkeit halber weder solchen werde empfangen, noch mit ihm zur Tafel gehen können — und vielleicht werde ich gar das Bett zu weiterer Hilf nehmen müssen, und ihn (den Nuncius) darin empfangen. In Summa, liebster Herr Weihbischof, es ist keiner übler, als ich daran. — Das Beste aber, leider Gottes, ist, daß ich mich schon, wie es der ganzen Welt bekannt ist, von vielen Monaten her nicht wohl befinde; diese meine Entschuldigung dahero für keine Schulkrankheit angesehen werden könne und möge. Der Hr. Weihbischof suche mithin, dessen angewohnter prudenz nach, das praevenire so viel als möglich zu spielen, und mache, daß der Nuncius mir nicht lange auf dem Hals bleibe."

In einer Nachschrift bemerkt noch Franz Georg: „Es äußert sich allgemach, daß der Basseque „(Vorläufer des Französischen Gesandten Comte Bellisle)" nicht umsonst hier sei. Er sagte zu mir: Il seroit le plus heureux homme du monde, s'il pouvoit réunir l'esprit et mes soins avec celles du Roi son Maître." Der Fürst setzt hier die Worte hinzu: intelligenti pauca. —

Eine zweite Schwierigkeit zeigte auch sich bald mit der angekündigten Ankunft des Französischen Gesandten, der beauftragt war, die Kurfürsten auf andre Art zu bearbeiten. —

Der Nuncius Doria langte endlich (den 26. Februar 1741) von Mainz in Ehrenbreitstein an und nun sollte das Ceremoniale beginnen. Der Weihbischof Nalbach hat als Augenzeuge und mithandelnde Person in diesem Schauspiele diese kleinen Geschichten beschrieben. Seine Darstellung werde ich genau beibehalten.

„Gegen vier Uhr (sagt er) ist die Nachricht angelangt, daß der Hr. Nuncius längstens in einer halben Stunde eintreffen werde; mithin wurde zum Empfang alles veranstaltet. Am Rhein stunden vier Kutschen; die erste mit zwei Pferden bespannt, wurde mit vier Cavalieren besetzt; in der zweiten schwarz überzogenen, welche mit sechs Pferden bespannt war, saß der Nuncius au fond und der Oberchorbischof v. Ingelheim au devant; in der dritten mit sechs Pferden bespannten saßen des Nuncii Abbates; so auch in der letztern.

„So gelangte man zur Grenadir-Hauptwache, in 38 Mann nebst dem Offizier bestehend, welche in zwei Linien unter Rührung der Trommeln paradirten. Unten an der Ambassadeur's Treppe des Kurf. Pallastes stunden die höhern Hofbeamten, und der Nuncius wurde sofort von Allen escortirt bis in das ihm zubereitete sogenannte fürstliche Zimmer. — Kaum war der Hr. Nuncius in seiner Retirade, so wurde der Weihbischof Nalbach zur Audienz eingelassen, dem der Hr. Nuncius in den zartesten terminis dankte, daß er Alles pto Ceremonialis so vorzüglich angegelassen, ihn zugleich ersuchend, in dem Haupt-negotio ebenwohl behülfliche Hand leisten zu wollen."

„Nach Verlauf von etwa ein bis zwei Miserere „ließ der Nuncius bei dem Kurfürsten anfragen, ob „es erlaubt sei, persönlich aufzuwarten. Nach erfolg„tem Ja ist derselbe in Begleitung des Weihbischofs „und der Römischen Abbaten herunter gegangen im „Reisekleid und Reisemantel."

„Vor der Kurf. Antichambre paradirten 12 Leib„garden mit einem Officier. Sobald der Nuncius den „Fuß in die erste Antichambre gesetzt, ließ er sich den „Mantel abnehmen, und avancirte mit dem Stock in „der Hand, den Hut unter dem Arm, bis in die zweite „Antichambre, wo der Kurfürst etwa 7 bis 8 Schritte „mit seinem kurzen schwarzen Mantel von Tuch wegen „des Kaisers Trauer entgegenkam, dem Nuncius die „rechte Hand gelassen, und sofort gesammter Hand in „das erste kurf. Audienzzimmer mit Eröffnung beider „Thürflügel eingetreten sind. Von den allda bereit „gestandenen zwei schwarz-sammeten fauteuillen, welche „ausser dem Baldachin placirt waren, wurde der obere „durch einen Cavalier dem Nuncius, auch ebenmäßig „der untere dem Kurfürsten zum Sitzen hingerückt."

„Zu seiner qualification überreichte der Hr. Nun„cius unter häufigen Complimenten und Freundschafts„Versicherungen das auf Pergament geschriebene Cre„ditive Benedikts XIV. — Die Unterhaltung dauerte „über eine Stunde."

„Bald darauf wurde zur Tafel geblasen durch einen „Trompeter. Nachdem durch den dem Hrn. Nuncio „ausgesetzten Kammerherrn v. Ehrenfeltz auf einer „übergoldeten Credenz eine säuber gefallte Serviette „zur Säuberung der Hände ohne Wasser, durch zwei „Edelknaben aber demselben ein sammeter fauteuil prae„sentirt war, ging es zur Tafel, die fürstlich gedeckt „war. Der Tisch war mit zwanzig sieben Speisen be„setzt. Der Kurfürst speißte nicht mit."

Der Weihbischof Nalbach referirt hierauf, was an den übrigen Tagen geschah. Es war aber der nämliche Kreislauf von Visiten und Complimenten.

Am 3. März verließ der Nuncius Ehrenbreitstein, um bei dem Kurfürsten von Cöln das nämliche Schauspiel zu wiederholen *). (Forts. folgt.)

*) Aus den diplomatischen Briefen, die Hontheim mit dem zu Frankfurt anwesenden Spangenberg im Auftrage des Kurfürsten damals wechselte, und ich gleichfalls im Originale vor mir habe, will ich hier aus dem vom 3. März folgendes beifügen:
„Diesen Morgen ist A" (mit dieser Chiffre wurde der Nuncius bezeichnet) „von hier abgangen ganz vergnügt mit „dem tractament so man ihm gegeben; er wird bei U (dem „Kurf. von Cöln) gestern Abend eingeloffen sein, und „gleichmäßige reception haben. Dieser Dominus will sich „in pto. principali gar nicht einlassen, und scheint darüber „entweder gar keine, oder widrige instructiones zu haben."

Nur noch ein paar Worte über die Porta Martis.

Nach dem von Herrn Hauptmann von Petery in die Treviris No. 17. eingerückten Aufsatze zu urtheilen, hat es den Anschein, als habe er die Beantwortung mehrer Fragen in No. 12 nicht recht verstanden. Ich glaube mich zwar deutlich genug ausgedrückt zu haben; zum Ueberfluße aber will ich dann doch noch einige Erklärungen beifügen, und dann sei auch von meiner Seite dieser Text beschlossen.

In dem Aufsatze des Herrn Hauptmann v. P., wo er einen Satz, den er aus dem Zusammenhange meiner ersten Antwort herausgenommen hat, wörtlich anführt: „Die Römer hatten eine große Vorliebe rc.:" da lese man nur die Antwort wieder im Zusammenhange, und der Sinn wird klar sein. Nur will ich noch auf einen Grundriß von Rode, in welchem er zeigen will, wie die Städte zweckmäßig nach Vitruv angelegt werden konnten, wo jedes Thor auch zugleich ein Vertheidigungsthurm ist, aufmerksam machen.

Was die Beantwortung der Frage 2. betrifft, so bitte ich zu bedenken, daß man zur Zeit der Römer das Pulver noch nicht kannte, und ferner rathe ich an, die Kriegsmaschinen der Alten, dann den Gebrauch und die Wirkungen derselben kennen zu lernen, (sie sind von Vitruv im 10. Buche vom 15. bis 22. Capitel beschrieben). Wenn man diese kennt, so ist es weder nöthig Militair noch Architect zu sein, nur ein gesundes Urtheil und man wird das Räthsel mit Leichtigkeit lösen können.

Die Beantwortung der Frage 8. würde wirklich sehr lächerlich klingen, wenn sie so gegeben wäre, wie sie der Herr Hauptmann darstellt: daß nämlich kein Unterschied in der Größe der Thore wäre. Sage ich aber, daß zwei kleine Thore besser zu vertheidigen gewesen sind, als ein großes, so bleibt meine Behauptung immer richtig, denn durch den Anstoß des Sturmbockes würde ein großes Thor schon durch seinen eignen Schwung vernichtet worden sein. Wollen wir aber in dem Witze des Herrn Hauptmann die Größe mit in Rechnung bringen, welche wir nach der Breite des Thores bestimmen müssen, und das Verhältniß der Höhe zur Breite soll immer dasselbe bleiben, so haben 2 Thore, wovon jedes nur halb so breit ist wie das eine große, auch jedes nur ¼ so viel Fläche; sind es 3 Thore und jedes hat nur ⅓ der Breite des großen, so hat auch jedes nur ⅑ der Fläche dieses; sind es aber 5 Thore und jedes hat nur ⅕ der Breite, so hat auch jedes nur 1/25 der Fläche, und am Ende würden wir auf Mäuselöcher kommen, diese würden gewiß besser zu vertheidigen sein, wie ein so großes Thor.

In der Antwort auf die 4te und 5te Frage sagte ich, daß wahrscheinlich in dem Walde von Menningen die Steine zur Porta Martis gebrochen worden wären, aber dieses ist eine Verwechselung mit Miniger Walde, und ist in No. 16 der Treviris abgeändert.

Was die hölzernen Forts und meine Bemerkungen darüber betrifft, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieselben und Faschinen rc. ihren Nutzen haben können; aber hier kann von dergleichen Befestigungsarten ja keine Rede sein, denn sollten es diese sein, so brauchte der Herr Hauptmann ja nicht nach Sibirien zu gehen, dann konnte er in unserm Lande bleiben, denn er sagte: „In Sibirien haben mehrere Haupt- und Grenzörter hölzerne Forts", und der Nutzen, den man bei uns daraus ziehen würde, Faschinen und Pallisaden rc. mit Brandkugeln rc. anzustecken, würde wahrscheinlich mit den Kosten, die dieses verursacht, in keinem Verhältnisse stehen. Ich will nur noch eine Stelle aus Vitruv, 10tes Buch 22tes Cap. anführen, wo er von der Belagerung Massiliens spricht:

„Auch als der Mauer gegenüber ein Wall sollte aufgeführt werden, und bereits Bäume gefällt und eingeschlagen waren, von den Arbeitern auch schon Erdreich dazwischen aufgeworfen wurde, steckten sie die ganze Schanze vermittelst von Ballisten darauf geworfener glühender eiserner Pfähle in Brand."

Es mag nun jedem Leser überlassen sein, von diesem in 5 Blättern der Treviris abgehandelten Gegenstande zu urtheilen, wie er wolle; und jeder, der sich ohne Vorurtheil in die Sache eindenkt, wird auch eine entschiedene Meinung darüber haben.

Chr. Schmidt, Architekt.

Die vier Schwestern.

Es war an den Ufern des Wallenstädter See's, in einem der lachendsten Thäler der Schweiz. Die Luft war angenehm und ruhig, kaum kräuselte ein leichter Wind die hellbläuliche Fläche des See's. Umgeben von dieser Stille, hörte man kein anderes Geräusch, als das entfernte Rieseln eines Wasserfalls, oder das Plätschern einer Barke, welche, schaukelnd, mit ihren Rudern einige Wellen in Bewegung setzte, die nach und nach am grünbemoosten Ufer sich brachen. Zuweilen erscholl auch das durchdringende Gekrächze eines Raubvogels, dessen Fittiche sich über dem See, wie eine dunkle Wolke, ausbreiteten.

Ein Mann von ungefähr 30 Jahren, als Jäger gekleidet, saß auf der Spitze eines Felsens, welcher von einer Seite das linke Ufer des See's beherrschte, auf der andern einen Abgrund von mehrern 100 Fuß drohend zeigte.

Der Unbekannte schien auf dieser gefahrvollen Stelle ein heimliches Vergnügen zu finden. Seine übereinander geschlagenen Arme stützten sich auf den Lauf einer langen Jagdflinte. Er saß da, den Kopf gewendet nach dem gegenüberliegenden Ufer, wo seine Blicke schon lange gefesselt wurden. Auf seiner blassen gewölbten Stirne lag ein dichtes braunes Haar. Beim Anblicke seiner vollkommen regelmäßigen Züge und der Unbeweglichkeit seiner Physionomie, die wie versteinert schien, hätte man ihn für eine Bildsäule halten sollen, hingestellt auf den Granit, der ihm zum erhabenen Fußgestelle diente; indessen bewegte von Zeit zu Zeit ein etwas bitteres, befremdendes Lächeln seinen schön geformten Mund.

Der Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war ein Kinderspiel. Auf der Terrasse einer reizenden Villa, deren Fuß von den Wogen des Wallenstädter Sees genetzt wurde, bewegte sich hinter den grünschimmernden Sommerläden eine Schaar junger Mädchen, die sich bald zeigten, bald wieder sich dem Blicke entzogen. An jedem andern Orte hätte das launenhafte Spiel Verdacht zu weiblicher Coquetterie geben können; aber der Anblick dieser einfachen, naiven Kinder der Natur widerlegte Das hinlänglich, auch erklärte sich das unschuldige Vergnügen sehr bald.

— O Gott! Nina, wie bist du neugierig! schrieen ihre Gefährtinnen zu einem reitzenden sechszehnjährigen Mädchen, welches sich über das Geländer des Balkons gelegt hatte. Neige Dich nicht so weit voran: sie werden Dich sehen und dann kommen sie nicht mehr wieder.

— Sieh'! mach's wie ich, sagte eine von ihnen, indem sie, sich zurückhaltend, mit Lebhaftigkeit einen schönen Arm ausstreckte und auf das Wasser einige Brodkrümchen hinstreute.

Nina verbarg hinter das Fenster ihr schwarz gelocktes Haupt, auf welches die untergehende Sonne ihren goldnen Schein warf.

— Sieh' da! sieh' da! schrieen die jungen Mädchen zugleich auf, indem sie durch die Läden hindurch sahen. O! wie er glänzt! und sie hielten ihren Athem an, um das silberweiße Haupt eines Fisches zu bewundern, der die Lockspeise auffing, dann sich in die Tiefe untertauchte und mit seinem hellglänzenden Schwanze die durchsichtigen Wellen schlug. Da gab es ein Freudengeschrei, Jede fing von neuem an aufzujauchzen.

Mitten in ihrer Munterkeit hatten die fröhlichen Kinder von Zeit zu Zeit Blicke nach dem Fremden, den wir kennen, hinübergesandt; nichts destoweniger hatte keine von ihnen gewagt, die Gefühle auszudrücken, die sie bei seinem Anblicke empfanden.

Endlich gab Nina durch eine schnelle Flucht zuerst das Signal zum Rückzuge, aber ihr Flor blieb am Balkone hangen und flog in den See.

Die Mädchen stürzten sich alsbald auf das Geländer zu, hielten ihre Köpfchen zusammen und bildeten eine allerliebste Engelsgruppe. Sie fanden es recht unterhaltend, den leichten Flor sich niedertauchen und mit dem Wasser spielen zu sehen, ähnlich einer schwimmenden Taube, die ihre zarten Fittiche in den Wellen badet. — Ein Schrei fuhr aus ihrem Munde .... und der Jäger stürzt sich in den See! Ueber ihm schlugen die Wogen zusammen. Erst nahe am Balkon erschien er wieder; er griff nach dem Flore, der eben untersank. In einigen Sprüngen war er oben und legte ihn zu den Füßen der Mädchen nieder; verschwand aber eben so schnell, indem er durch den See zurückschwamm. Fürchtete er sie vielleicht kennen zu lernen?

Es war gegen das Ende eines schönen Sommertages, die Gipfel der Alpen wurden nur mehr durch den blassen Schimmer der niedersinkenden Sonne vergoldet. Allmählig vermischten sich die Felsenmassen und die Wälder, die sie bedeckten, mit dem Schatten des Himmels. Schon lag ein Theil des Thales in Finsterniß. Stumm vor Erstaunen und sich über den See hinneigend, hörten die Mädchen noch das Geräusch der Wogen, welche der Jäger auf seiner Bahn mit kräftigem Arme schlug: in wenig Augenblicken sahen sie ihn nicht mehr. (Forts. folgt.)

M i s z e l l e n.

Muthige That eines Kindes.

Vor Kurzem badeten sich mehrere Kinder in dem Terek (in Rußland), plötzlich wurde ein kleiner Knabe von 6 Jahren, das Söhnchen eines Kosacken, von dem Strome mit fortgerissen. Ein kleines Mädchen von 8 Jahren, Namens Agrafena, die Tochter des Kosacken Savelieff, der zu dem daselbst kantonirenden Regimente gehörte, zögerte nicht, ihm zu Hülfe zu eilen. Es erreicht seinen kleinen Freund und nimmt ihn bei den Haaren, gelangt mit der einen Hand schwimmend an's Ufer und errettet ihn so mit Gefahr seines eigenen Lebens. Der Kriegsminister zeigte sogleich diesen Zug von Geistesgegenwart und Unerschrockenheit dem Kaiser an. Dieser hat die junge Agrafena mit einer Denkmünze beschenkt. Es ist ferner eine Summe von 560 Rubel auf Interessen gelegt worden, um ihr einstens als Heirathsgabe zu dienen. Den Eltern des Kindes hat man frei gestellt, es in eine der öffentlichen Erziehungs-Anstalten der Krone, welche sie sich wählen können, eintreten zu lassen.

Totale Sonnenfinsterniß am 30. November 1834, beobachtet in Süd-Carolina.

Englische Blätter enthalten folgende Mittheilungen hierüber:

Die Beobachtungen wurden von Herrn R. T. Paine, dem ausgezeichneten Amerikanischen Astronomen angestellt, der von seinem Wohnorte Boston nach Beaufort in Süd-Carolina eine Entfernung von beinahe 1000 Engl. Meilen in der Absicht durchreis'te, um das genannte interessante Naturereigniß zu beobachten. Der Teleskop, womit Herr Paine seine Beobachtungen anstellte, war ein 4füßiger äquatorischer, mit einer Vergrößerungskraft im Verhältniß zwischen 40 — 75 Mal. Folgendes sind die Perioden des Anfangs und der

Dauer der Finsterniß nach der mittlern Sonnenzeit zu Beaufort:

	St.	M.	S.
Anfang der Finsterniß	0	31	49
Totale Verfinsterung	1	58	54
Ende der totalen Verfinsterung	2	0	43
Ende der Finsterniß	3	20	19
Dauer der totalen Verfinsterung	0	1	49
Dauer der Finsterniß	2	48	30

Herr Paine sagt in einem Briefe an seinen Freund
J. J. Audubon: Die Wirkung, welche jene Finster-
niß auf alle Thiere hervorbrachte, war sehr groß und
das unirdische Aussehen aller Dinge ringsum wird mir
unvergeßlich bleiben. Das Geflügel sah man während
der Dunkelheit auf die Hühnerstangen fliegen. Die
Mimosen schlossen ihre Blätter. Der einzige Unterschied
zwischen dieser und der Totalfinsterniß, die im Juni
1806 zu Boston bemerkbar war, war der, daß diesmal
die Sonne dem Blicke gänzlich verborgen, der Mond
von einem herrlichen Strahlenschimmer umflossen war,
was man 1806 nicht wahrgenommen hatte. Diesen
Strahlenring um den Mond konnte man jedoch durch
ein geschwärztes Glas nicht bemerken. Außer dem
Monde konnte man auch den Artanus, die Lyra, die
Venus und den Merkur bemerken. Das Thermometer fiel
während der Verfinsterung um 6°. — In den vereinig-
ten Staaten wird im Laufe dieses Jahrhunderts
keine Sonnenfinsterniß mehr sichtbar sein.

Theater in Trier.

(Schluß.)

Flodoardo, zu dessen Emporhebung Z. die ganze Kraft
seiner Kunst verwendet hat, wurde von Hrn. Oldenburg in
s. Hauptverhältnissen, als Nobile und als Bandit, dießmal, wie
auch vor 2 Jahren, recht treffend dargestellt. Als Flodoardo
zeichnete Hr. O. uns einen schönen, edlen Mann, der durch
traurige Schicksale zu e. seltenen Ernst und Festigkeit gestimmt,
jedoch durch Liebe mit Schwärmerei in s. Unternehmen erfüllt
ist. Vielfache Erfahrungen lassen ihn nichts mehr abentheuer-
lich, das Gefühl seiner Kraft ihn nichts unübersteiglich finden.
Ebenso mußte Hr. O. in der an Gestalt und Charakter gleich
scheußlichen Figur des Banditen Abällino mit Recht gefallen.
Hervorgehoben zu werden verdienen die Scenen, wo er als
Abällino dem Dogen, und wo er als Flodoardo seiner geliebten
Rosamunde gegenüberstand, ferner die Schlußscene des 5ten
Aktes. — Hr. Pohlmann wußte als Greis Andreas Gritti
die Würde eines Venetianischen Dogen und das Selbstgefühl
seines Werthes, ohne dabei auf seinen Rang stolz zu sein, mit
der Zärtlichkeit und Gutmüthigkeit eines Vaters unter den
Seinigen, besonders gegen seine Nichte Rosamunde, gut zu
vereinigen. Hr. Pohlm. als Doge, sowie Hr. Oldenb. als
Flodoardo und Abällino waren gleich glücklich in der Wahl ihres
Costüms, das dem Charakter der darzustellenden Personen voll-
kommen angemessen war. Ebenso war zu loben Demois. Koch
als Rosamunde, und gefiel besonders durch treffende Dar-
stellung von Rosamunden's durchaus reiner, unverfälschter Natur.
Unter den verschworenen Nobili machte sich Hr. Vacano in
der Rolle des Memmo als rechter Hasenfuß nur zu sehr bemerk-
bar. Zuletzt verdiente wegen seines unermüdlichen Eifers im
Vorjauchzen der Souffleur gewiß auch dießmal die vollste Aner-
kennung, wenn es überhaupt zum Lobe desselben gereichte, sich
den Zuschauern bemerkbar zu machen. S...

Freitag den 27. Februar: Der Wasserträger, von
Cherubini. (Eingesandt.)

Cherubini, ein Florentiner, ging, nachdem er sich für Com-
position in Italien ausgebildet hatte, nach Paris; studirte da-
selbst besonders die Werke Mozart's und Haydn's, deren größ-
ter Verehrer er noch heute ist, und erwarb sich, im Besitze ei-
nes eigenen regen Genie's, eine Eigenthümlichkeit in seinen
musikalischen Schöpfungen, die ihn den größten Meistern gleich
stellt. Redende Beweise davon sind, außer dessen vortrefflichen
Kirchenstücken, seine herrlichen Opern Lodoiska und Faniska,
voll tiefen Sinnes, reich an Melodieen Italienischen Geschmacks
und mit Deutscher Gründlichkeit nach dem Muster jener beiden
Heroen der Kunst bearbeitet. Eine weniger ernste, aber lieb-
liche Erscheinung war dessen, am vergangenen Freitage uns ge-
gebene Oper: Les deux journées, für deutsche Bühnen unter
dem Titel: „Der Wasserträger" bearbeitet, für deren Wahl,
als Benefiz-Vorstellung, wir unsrer ersten Sängerinn, Frau v.
Weber, welche auch darin ihre Sorgsamkeit für unser kunst-
liebendes Publikum beurkundete, nur Dank wissen. Auch war
die Oper im Ganzen gut ausgestattet und Seitens des eigent-
lichen Opernpersonals, in seinen bekannten Abgrenzungen eben
so einstudirt, was sich, wo dieses thätig war, durchweg zeigte.
Nicht minder überwand das Orchester die bedeutenden Schwie-
rigkeiten der Ouvertüre und trug nicht bloß dieselbe ihres gro-
ßen Meisters würdig vor, sondern unterstützte auch besonders
den ersten, durch seine Melodieen offenbar ammeisten anspre-
chenden Akt so, daß dieser mit rauschendem Applaus endigte.

Zu wünschen wäre gewesen, daß die Tempi sowohl der er-
sten Arie des Micheli — Hrn. Huppmann — als auch des
nachherigen großen Terzetts mit diesem und den beiden Haupt-
parthien, Constanze und Armand — Frau v. W. u. Hrn. Hüdsch
— etwas weniger rasch genommen und den Sängern die Mög-
lichkeit gelassen worden wäre, die übrigens herrlichen Worte
deutlicher und vernehmlicher aussprechen zu können. Micheli's
gemüthliche Arie, worin er die Gottheit um Segen seines Be-
mühens anfleht, ist zwar ein Allegro, wurde aber durch den zu
schnell genommenen 3/4 Takt fast einem Walzer ähnlich und so
auch bei dem Terzett, wenn gleich mit Allegro con spirito be-
zeichnet, nicht beachtet, daß diese Bezeichnung allerdings auf
das Tempo, doch aber nicht minder auf den Ausdruck im Vor-
trage deutet, wie solcher auch in dem darauf folgenden großen
Duett zwischen Constanze und Armand mehr dem Charakter
angemessen war.

Diese Oper hat neben ihrem hohen musikalischen Werthe
und vorzugsweise vor den meisten andern, ein so ansprechendes
Sujet, daß der Zuhörer auf die Worte, welche bei zu raschen
Tempi ganz verloren gehen, ungern verzichtet. Ein Anderes
ist es in den größern Ensemble-Stücken, wie in dem Sextett im
Finale des ersten Aktes, welches sehr brav ausgeführt wurde,
ohne daß man grade die Worte deutlich vernehmen konnte.
Dabei verdient das Clarinett-Solo in der Scene, wo Micheli,
Vater und Sohn, ihre Tochter und Schwester Marcelline, Ma-
dame Müller, tröstend auf das durch die Rettung Constanzen's
und Armand's nothwendig gebotene Zurückbleiben von Rosetten's
und Antonio's Hochzeit vorbereiten, die rühmlichste Anerkenn-
ung und läßt uns bei dem herrlichen Ton und innigem Vortrage
des neuen Ankömmlings noch manchen Genuß dieser Art erwarten.

Der zweite Akt, welcher mit dem gut durchgeführten Entre-
Akt begann und nachher in dem Melodram zwischen Micheli
und Antonio, an das so ansprechende Motio Micheli's erster
Arie erinnerte, beschäftigte großentheils die Militair-Partie des
Stücks und hatte, da die Darstellenden keine Sänger sind, bei sonst
guter dramatischer Durchführung, weniger musikalischen Werth.

Dies war auch fast derselbe Fall im dritten Akt, wo der
Bewillkommnungs-Chor der Hochzeitsgäste mit dem, zwar nicht
großen, aber gesangreichen Finale etwa das Gelungenste war.

Im Allgemeinen sprach sich die Zufriedenheit des sehr zahl-
reich versammelten Publikums aus, in dessen unverkennbarer
Theilnahme die Frau v. W. den sprechendsten Beweis für das
volle Anerkenntniß ihrer fortdauernden rühmlichen Leistungen
finden mag. P.....

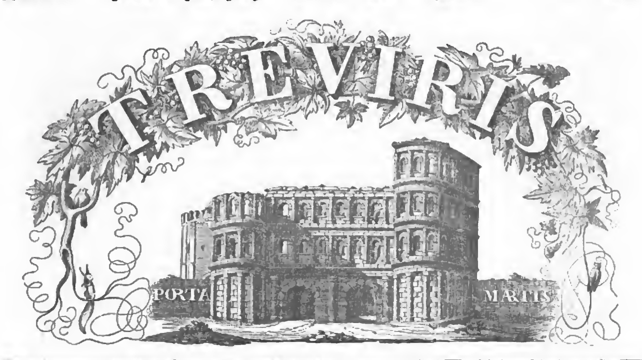
Den 7. März. Dem Vernehmen nach wird Hr. Kunst
in nächster Woche in folgenden Stücken bei uns auftreten:
Den 9. in Otto v. Wittelsbach, den 10. in Kabale u.
Liebe, den 13. in Hamlet. Möge er stets durch einen
zahlreichen Besuch angefeuert werden, sein Künstlertalent ganz
vor uns zu entfalten! Vielleicht würde es auch von der Auf-
nahme, die der Künstler hier findet, abhangen, ob er uns aus
seinem reichen Repertoir noch einige Stücke vorführen würde,
etwa: Das Bild, oder: Das Leben ein Traum oder
andere. Auf jeden Fall können wir uns freuen, daß er, der
überall mit vollen Armen empfangen wird, auch nach unserm
stillen Thale gekommen ist. Unsere Bühne ist übrigens die
sechzigste, die er betritt.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 11. März. **N°. 20.**



Diplomatische Umtriebe im Jahre 1741.

Ein Beispiel aus unsrer Landesgeschichte nach Original-Quellen.

Bearbeitet

von **J. H. Wyttenbach.**

(Fortsetzung.)

Nun kam die Reihe, eine Rolle zu spielen, an den Französischen Gesandten, Grafen von **Belleisle**. Dieser, einer der einflußreichsten Männer am Hofe Ludwigs **XV.**, hatte andere Aufträge, als der Nuncius **Doria**. Den Geist dieser Aufträge zeigt uns ein wichtiges Aktenstück, welches entdeckt und in's Deutsche übersetzt von Nalbach in seine Sammlung aufgenommen wurde. Der Inhalt ist folgender:

„Französisches Projekt, welches glücklich entdeckt worden.

1) Soll Kur-Sachsen das Königreich Böhmen bekommen und Kaiser werden.
2) Soll Sachsen das Königreich Polen an König Stanislaus abtreten.
3) Der Herzog von Lothringen soll neben dem Erz-Herzogthum Oesterreich, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Krain, Hungarn, Dalmatien, Croatien, Sclavonien, nebst dem Temeswarer Baunat und Siebenbürgen haben.
4) Kur-Baiern soll das Land ob der Ens nebst Tyrol und Vorder-Oesterreich, samt der Markgrafschaft Burgau haben; hingegen
5) Prinz Carl von Lothringen die ganzen Oesterreichischen Niederlande, und
6) Der Infant **Don Philipp** Toscana, Parma und Piacenza erhalten.
7) Dem Könige von Sardinien soll der ganze Mailändische Staat gegeben werden.
8) Dem Könige von Preußen soll Schlesien verbleiben, hingegen
9) soll dieser auf die Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg renuntiiren, und solche an Kur-Pfalz überlassen.
10) Kur-Pfalz aber soll alle Herrschaften, so an Lothringen grenzen, an Frankreich cediren.
11) Der Kurprinz von Sachsen soll die zweite Erzherzoginn von Oesterreich heurathen, und bei der Kaiserwahl das Böhmische votum führen." —

Mehre Punkte dieses Projektes wurden im Laufe der Dinge zwar geändert; doch blieb der Hauptpunkt desselben stehen, nämlich daß Frankreich darauf hinarbeitete, seine Rivalinn, die oft gefürchtete Macht des Hauses Habsburg, bei dieser Gelegenheit zu zerstückeln.

Daher die eifrige Französische Unterstützung der Kurfürsten von Baiern und Sachsen, die beide auf die ganze Habsburgische Erbschaft Anspruch machten. Die ganze Vorliebe Frankreichs ging aber endlich bloß auf Baiern.

Die Ankunft des Grafen von **Belleisle** war auf den 16. März 1741 bestimmt. Nun kam vorerst wieder neue Noth wegen des Ceremoniels bei dem Empfange des Königl. Bevollmächtigten *).

Der General **Basceque** verlangte von dem Weihbischofe zu wissen, 1) ob der Kurfürst dem Grafen nicht etwa 10 bis 11 Canonen, nicht zwar auf der Festung, sondern in der Stadt Coblenz lösen, und dann 2) einige mit 6 Pferden bespannte Kutschen, eine gewisse Distanz ausser der Stadt, entgegen schicken wollte? Nalbach antwortete: derlei **Ceremonialia** schlügen nicht in seine Amts-**Agenda**; er könne auch nicht wohl fassen,

*) In einem Schreiben Hontheims an Spangenberg heißt es: „Den 16. dieses werden wir das große Vergnügen „haben, den **Comte Belleisle** dahier zu sehen. Er hat „an den Statthalter zu Trier geschrieben, daß man ihm „auf allen Post Stationen 32 Pferde parat halte. Bei „dessen Anwesenheit wird es wohl neue Zeitung geben."
Spangenberg erwiederte die wenigen Worte: „**Proficiat**! Ich habe das **C** (Frankreichs) **systema** nun „schon gut zusammengereimt: dies ist die Zergliede- „rung des deutschen Reichs."

wie diese Forderungen, ohne bei dem publico anzustoßen, eingestanden werden könnten, nachdem er Baseque selbst mehrmal erklärt habe, daß der Hr. Marschall en ami und incognito dahier einzutreffen gesinnt sei.

Der Empfang geschah aber auf folgende Weise:

Nachdem am 15. März die Nachricht gekommen war, Belleisle werde des Abends zu Polch eintreffen, wurde der Kammerherr v. Hagen in einer mit Postpferden bespannten Kutsche nach Polch beordert, um den Gesandten einzuladen, und das Absteigquartier am Hof anzubieten. Dem von Hagen wurden verschiedene Bouteillen Burgunder Wein samt einigen Schnepfen, Feldhühnern und dergleichen mitgegeben, um diese Leckerbissen zu des Marschalls Suppe zu verwenden.

Der Berichterstatter (Nalbach), der bei Allem gegenwärtig war, erzählt nun die Ankunft des Gesandten und den Empfang desselben bei Hofe. Die Canonen, sagt er, wurden nicht gelöst, und das Spiel nicht gerührt. Uebrigens war die Etiquette fast die nämliche, wie die bei der Anwesenheit des Nuncius; nur daß der Marschall selbst alle Ceremonien zuletzt sich verbat. Die erste Audienz bei Franz Georg dauerte gerade nur eine Viertelstunde. Die ersten Eröffnungen machte Belleisle dem Weihbischofe, mit dem Ersuchen, dieser möge zum Voraus dem Kurfürsten davon den Vorgeschmack geben; zugleich mit der Anfrage, zu welcher Stunde die beste Gelegenheit sei, dem Kurfürsten nochmal aufwarten zu können. Franz Georg bestimmte die Stunde. Die Unterredung zwischen Beiden dauerte diesmal über zwei Stunden. Der Kurfürst gab auf die Französischen Propositionen nur die ausweichende Antwort, daß er für seine Person sich jetzt für nichts bestimmt erklären könnte, bis er sich mit den übrigen Wahlfürsten in diesem wichtigen Geschäfte würde benommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Römische Inschriften.

Mitgetheilt
von Dr. Saal.

II.

Ueber ein bei Serrig befindliches Römisches Familien-Grabmal.

In der Trierischen Chronik vom Jahr 1821, S. 233 wurde, soviel wir wissen, zuerst auf ein bei Serrig, oberhalb Saarburg, befindliches Römisches Familien-Grabmal aufmerksam gemacht, und die auf der einen Seite des Monuments sich vorfindende Inschrift mitgetheilt, in der Absicht, das schon damals etwas verstümmelte Grabmal, sowie die vom Zahne der Zeit bereits sehr angenagte Inschrift der Vergessenheit zu entreißen. Indem wir mit dem gebührenden Danke auf diese Mittheilung hinweisen, können wir doch nicht umhin, einige kleine Ungenauigkeiten zu berichtigen, welche wir bei einer neuern Untersuchung dieser Inschrift bemerkt zu haben glauben. Hoffentlich wird uns Niemand hierbei den so gewöhnlichen Vorwurf von Kleinigkeits-Krämerei machen, da überhaupt bei allen solchen antiquarischen Mittheilungen diplomatische Genauigkeit erstrebt werden muß; sollte sich auch kein ganz abweichendes Endresultat herausstellen. Beiläufig bemerken wir noch, daß die Seite des Denkmals, worauf die Inschrift steht, ganz mit Moos u. s. w. überwachsen war, und außerdem sich auch Spuren gewaltsamer Entzifferungsversuche der Inschrift durch Eingrabungen in den Stein bemerken ließen, wodurch sich um so leichter einzelne Irrthümer im Lesen derselben einschleichen konnten. Die gänzliche Reinigung der beschriebenen Seite, welche wir vornahmen, war der Art, daß der Stein dadurch im Geringsten nicht litt, andererseits aber die Schriftzüge so deutlich hervortraten, daß die von mehreren Freunden vorgenommene übereinstimmende Lesung der Inschrift einen Irrthum gänzlich ausschließt.

Oberhalb Serrig (Seriacum) auf dem rechten Saarufer, der stolzen Höhe des Altfelses bei Kastell gerade gegenüber, dehnt sich eine Wiese, allmählig vom Saarufer ansteigend, aus, in der Volkssprache unter dem Namen der Wichters-, auch Witerswiese bekannt. Hier zeigt sich dem Beobachter sogleich eine nicht unbedeutende Anzahl von größern und kleinern Erdhügeln; außerdem aber auch bedeutende Sandsteinblöcke, welche hin und wieder auf der Fläche zerstreut liegen. Auf einem solchen Erdhügel des Abhanges steht ein pyramidalisch zugehauener Sandsteinblock von Manneshöhe als Aufsatz eines in dem Erdhügel ruhenden Sarges. Der Aufsatz hat die Form einer niedrigen abgestumpften 4seitigen Pyramide, deren 4 Kanten oben abgeschlagen, und bis über die Mitte des Aufsatzes ausgerandet sind, in der Art, daß die Oberfläche desselben die Form eines Kreuzes bildet. Um die 4 Seiten der Basis des Aufsatzes herum führt eine schmale, eingehauene Rinne, welche dazu bestimmt gewesen zu sein scheint, das von den Seiten des Monumentes herabfließende Regenwasser so abzuleiten, daß es nicht in den darunter stehenden Grabsarg eindringen konnte. Letzterer steht noch fast unversehrt in der Erde, nur daß er auf der südwestlichen Seite geöffnet ist. — In Bezug auf dieses Römische Grabmal (denn daß es ein solches war, kann nicht bezweifelt werden,) hat sich die im Munde des Volkes lebende Sage erhalten, daß hier Menschen von ungewöhnlich kleiner Statur, Wichte genannt, gewohnt hätten, woher es noch das Wichters-, Witershäuschen, und die umliegende Wiese die Witerswiese heiße. Die Volkssage der Umwohner fügt hinzu, daß die Bewohner des Witershäuschen zuweilen diesen ihren geheimnißvollen Aufenthaltort verlassen hätten, und in die Wohnungen der guten und rechtschaffenen Leute des nahegelegenen Ortes Serrig eingekehrt seien. Glück und Wohlstand jeder Art seien die Gaben gewesen, welche sie in diesen Wohnungen zurückgelassen hätten, u. s. w. Wenn nun auch diese Volkssage gewiß nicht auf einer historischen Basis beruht, so bedarf doch ihre Erwähnung hier, wie mich däucht, keiner Entschuldigung. Denn das scheint fest zu stehen, daß die Sage und das Mährchen auch ernstere und gewichtigere Dinge in sich schließen können. Und wie es eine Zeit gab, wo der Sage und dem Mährchen häufig fast zuviel Ansehen eingeräumt ward, so möchte dieser Glaube jetzt nur oft als Leichtfertigkeit und Albernheit gedeutet werden. Freilich sind die meisten dieser Sagen dünne Regenbogenbrücken, worauf man nur sehr behutsam zur Geschichte übergehen darf, aber in vielen derselben wehet oft der frischeste und kühnste Jugendgeist, und wenn keine Geschichte den Wahn, die Sitte und den Glauben der Völker vernachläßigen darf, so darf sie dies am wenigsten im Jugendalter der Völker, wo Wahn und Gebrauch sich in mancherlei dichterischen Weisen und Gestalten mit dem ganzen Leben verkörpern, und ihm oft ein seltsames, tief symbolisches Gepräge aufdrücken. Nach dieser Abschweifung nun wieder zum Denkmale. (Schluß folgt.)

Die vier Schwestern.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre vor dem Zeitpunkte, wo sich die eben

erzählten Ereignisse zutrugen, kam ein reicher Maler aus Florenz in dieses Thal. Er baute sich die Villa, wo wir die Mädchen spielen sahen, im schönsten Geschmacke auf; das Haus sollte ihm nach seinem thätigen Leben zum stillen Ruhesitze in seinem Alter dienen. Mit Allem, was die Phantasie eines reichen Künstlers ersinnen kann, suchte er seine Villa auszuschmücken. Kaum aber begann er seinen schönen Aufenthaltsort zu genießen, da wurde er krank und starb.

Beinahe ein ganzes Jahr hatte das Haus verlassen, traurig und öde gestanden. Eines Tages zeigten sich, angethan mit langen schwarzen Gewändern, mehrere junge Mädchen. Die Trauer lag nicht allein auf ihren Kleidern; sie war auch auf den Gesichtern ausgedrückt, mit den Zeichen eines wahrhaft tiefen Schmerzes, der auch selbst in dem Herzen eines Fremden den Frohsinn auslöscht. Ihre blassen, abgehärmten Züge, ihre verweinten Augen, stimmten mit der Farbe ihrer Kleider überein.

Unter ihre Trauergestalten mischte sich zuweilen das silberne Haupt eines Greises, dessen Blicke, nachdem sie flüchtig das Thal durchlaufen hatten, immer mit Zärtlichkeit an den Töchtern hingen. Es fehlte ein Glied von dieser Familie: eine Mutter. Mit ihr hatte man des Greises Lebensfreude zu Grabe gelegt. Um sich dem Geräusche der Welt zu entziehen, um die Orte zu fliehen, wo so viele schmerzhafte Erinnerungen an die Verblichene ihn immerwährend gefoltert hätten, hatte Sir William Ramsay das geliebte Vaterland verlassen, und war in dieses Thal gekommen, um in dessen Einsamkeit seine Thränen zu vergießen.

Den vorüberziehenden Wanderer mochte wohl das freundliche und prächtige Ansehen der Villa, mit ihren weißen, rebenbewachsenen Mauern, mit ihren schönen grünen Sommerläden, mit dem duftenden Gärtchen daneben, über den Geist, der im Innern herrschte, leicht täuschen. Die prächtigen Säle waren mit Thränen benetzt. Nach dieser Epoche des tiefsten Kummers fing das Lachen auf den Lippen der jungen Mädchen wieder an zu spielen. Ach! sie hatten es so lange Zeit entbehrt. So begannen sie nun auch wieder ihre harmlosen Spiele, als der Jäger an jenem Abende auf dem Felsen erschien.

Sir William Ramsay war ein Englischer Edelmann, der 60 Jahre zählte. Sein Gesicht war belebt von zweien blauen Augen, die noch die größte Lebhaftigkeit sprühten. Am Merkwürdigsten aber war die noch so lebhafte Frische seiner Wangen, welche Zeit und Gram, wie es schien, nicht ganz bleichen konnten. Nur einige leichte Runzeln furchten seine erhabene Stirne. Seine Haltung war edel und ehrfurchteinflößend. Auch hatte bei dem General Ramsay die Liebe zum Vaterlande nicht die Vernunft erstickt. Sein menschenfreundlicher Charakter zog unwiderstehlich an.

Seit langer Zeit hatten die Töchter Ramsay's den Entschluß gefaßt, nach Wallenstädt eine Ausflucht zu machen. An einem schönen Frühlingsmorgen schifften sie sich auf einem leichten Kahne ein. Es war an dem Tage vor dem Frohnleichnamsfeste. Zuerst wurde das linke Ufer des See's befahren. Die reitzenden Schifferinnen stritten um die zwei Ruder, die die Diener übrig gelassen hatten, und ihre Anstrengungen trugen nicht wenig zur Schnelligkeit der Fahrt bei. Schaaren von Vögeln, welche um sie herflatterten, begleiteten mit ihren Fittichen den Nachen. Die beschwingten Begleiter schienen sich von der Höhe der Felsen herunterzustürzen, um sich in die Fluthen zu tauchen; aber indem sie über die Fluthen glitten und ihre Fittiche netzten, flohen sie vor den Rudernden, um bald wieder zu ihnen zurückzukommen.

Die reitzenden Kinder waren bald von der Anstrengung des Ruderns ermüdet. Sie legten die Ruder nieder und gaben dem Schiffer die Weisung, den Nachen langsam hintreiben zu lassen. So schwamm die Barke, ohne daß eine andere Gewalt, als die des Wassers, sie fortbewegte. Die wohlriechenden Düfte der Wälder und der blumigen Ufer, geschwängert mit den feuchten Dünsten, die aus dem See emporstiegen, wehten schmeichelnd mit balsamischem Wohlgeruche den Töchtern und dem Vater entgegen.

Die Stille, die auf dem Wasser herrschte, brachte bei der jungen Gesellschaft einen Eindruck hervor, der zur Schwärmerei stimmte. Den Einfluß dieses seeligen Gefühls genossen die Töchter des Generals einige Augenblicke. Sie sprachen nur mit leiser Stimme und von Zeit zu Zeit schlossen sie die schönen Augen, um in ihrem Nachsinnen nicht gestört zu werden.

Auf einmal rief Miß Nina laut auf:

— Ein Kahn!

Die Andern folgten der Richtung ihrer Augen; der bezeichnete Kahn war ein kleiner Nachen, der einsam in der Mitte des Wallenstädter See's herumirrte.

— Er ist wie eine Waise im Leben! sagte die melancholische Miß Henriette. Die arme Barke schien, entschlossen Schiffbruch zu leiden, einem stürzenden Wasserfalle entgegen zu schwimmen. Das Fahrzeug des Generals steuerte darauf los, und kaum war es in der Nähe, da rief der Diener Sir William's: Es sind Leute darin!

Wirklich bemerkte man in diesem Augenblicke an dem Hintertheile das zottige Gesicht desjenigen, welcher für jetzt das Geschäft des Steuermanns versah. Dieser Steuermann war aber ein schöner Jagdhund, der alsbald zu bellen anfing. Sein Gebell erweckte aus dem Nachen das Haupt eines schlafenden Mannes, der sich langsam emporhob und erstaunt nach dem zweiten Nachen hinsah.

— Das ist der Jäger! schrieen auf einmal die vier Schwestern. (Forts. folgt.)

Schweizerische Volkssage.

Zwischen den Kantonen Zürich, Schwytz und Zug steht, als erhabener Grenzstock, die hohe Rohne, ein Berg, der, um seiner ausgedehnten Fernsicht willen, zur Frühlings-, Sommer- und Herbstzeit von zahlreichen Wallern besucht wird. Ein kühler Föhrenwald umzieht des Berges Mitte und läuft gegen den sogenannten Roßberg hinunter in spärlichem Wuchse aus. Dieser Roßberg ist eine fruchtbare Alp, auf welcher mehrere Sennenwohnungen zerstreut herumliegen. Steigt man von diesen Hütten den steilen Bergpfad hinan, so muß man bei einem gewaltigen Granitblocke vorbei. Dieser Block ist in der umliegenden Gegend unter dem Namen „Dreifingerstein" bekannt. Bei näherer Betrachtung rechtfertigt sich diese sonderbare Benennung dadurch, daß man oben auf der platten Höhe drei Vertiefungen wahrnimmt, die grade der Art sind, als ob sie durch das Hineinstecken eines Daumen, Zeig- und Mittelfingers entstanden wären. Von dem Ursprung dieser Löcher erzählt die Volkssage Folgendes:

Ein reicher und habsüchtiger Senn machte nach dem Absterben des Besitzers auf Alp und Wald ungerechten Anspruch. Seine Forderung geschah auf Unkosten der Kinder des Verstorbenen, die durch den Verlust dieser Grundstücke arme Waisen geworden wären. Falsche Documente und Verschreibungen unterstützten die An-

sprüche des Betrügers; die armen Kinder hatten Nichts, als ihr inneres gutes Recht. Es kam zum richterlichen Augenschein und zum Eidschwur. Der Bösewicht leistete ihn mit aufgehobenen Schwörfingern auf der Höhe des Felsens laut und frech. — „Wehe dir,“ rief ihm der Richter zu, „so du einen falschen Eid gethan!“— Da that der Mann auf dem Felsen die gräßlichsten Betheurungen, wie ihn der Teufel holen solle, wenn er Unwahrheit beschworen: „So wenig,“ rief er, „als ich meine Schwörfinger in diesen harten Stein tauchen mag, als in Wasser, — so wenig hab' ich einen falschen Eid gethan!“ Und damit setzte er in grauser Vermessenheit die Finger auf den Stein, als ob er dieselben hineindrücken wollte. Und siehe, der Felsen gab nach, wie weicher Schnee und die drei Schwörfinger begruben sich drin bis in's hinterste Gelenke. — Entsetzt wollte er sie alsbald zurückziehen; sie waren aber festgewachsen, also, daß all' sein Mühen und die Arbeit Anderer nichts fruchtete. Gott hatte gerichtet; der Falsche bekannte sein Verbrechen vor allem versammelten Volke. Und nachdem er gebeichtet, erbebte die Erde; die Föhrenzweige rauschten schauerlich, und aus dem Walde fuhr unter Blitz und Donner eine kohlschwarze Wolke, umhüllte ihn und ein lautes Geheul erhob sich in derselben, dann zertheilte sie sich und zerfloß in der Luft. Der Verbrecher aber lag entseelt und das Antlitz im Nacken auf dem Granitsteine.

(Reithart im Schweiz. Merkur. 1. Hft.)

Theater in Trier.

Samstag den 7. März. Die Räuber, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Fr. Schiller.

Dieses vom Dichter im ersten Sturm jugendlicher Begeisterung hingeworfene Werk ist in seiner ursprünglichen Form, nach des Verf.'s eigenen Worten, nicht für die Bühne bestimmt gewesen; sowohl Masse als Inhalt mußten es von den Brettern verbannen. Aber kaum war es erschienen, da bemächtigte man sich seiner mit Leidenschaft, und wild und gräßlich, wie es war, wirkte es, nach W. Schlegel's Ausdruck, bis zu gänzlicher Verdrehung jugendlich schwärmender Köpfe. Vorzüglich der Charakter Karl Moor's war es, der mit Allgewalt anzog und hinriß. Diese übersprudelnde Kraft, die allen Gefahren trotzet, dieser wild hinstrebende Geist, den das äußerste Laster nur um seiner Größe willen anzieht, ist mit so kräftigen Farben geschildert, daß er in seiner kolossalen Größe wohl auch dem minder gebildeten Leser, wie aus einem Rahmen, lebendig hervortritt. Gleichwohl ist diese Rolle bei der darauf zu wendenden Kraft und Ausdauer, bei dem Wechsel der Situationen, die in wenig Stunden fast die ganze Scala der menschlichen Empfindungen anklingen, eine der schwierigsten, die die dramatische Literatur aufweis't. Hr. Kunst hat als erste Gast-Darstellung uns heute diese Aufgabe zu lösen gesucht.

Was zuerst die Persönlichkeit des Künstlers betrifft, so scheint sie ganz dazu geeignet, einen Karl zu repräsentiren. Dieser hohe, kräftige Körperbau, diese wahrhaft idealen männlichen Formen des Hrn. Kunst sind es werth, daß eine Amalia mit aller Wuth der Liebe an einem solchen Karl hängt. Wahrlich, man würde es ihr verzeihen, wenn sie in ihrer Begeisterung von ihm sänge:

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick, wie Mayen-Sonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer *).

Auch das Organ des Hrn. Kunst stempelt ihn zu einem Künstler für die Bühne. Mit der schönsten, wohlklingendsten Aussprache verbindet er eine solche Modulation und Beweglichkeit der Stimme, daß ihm auch in den ergreifendsten Momenten auf die natürlichste Weise die Sprache folgt. Wer aus einem solchen Munde das Deutsche hört und nicht von der Majestät und dem Klange unserer Muttersprache ergriffen wird, der ist wahrlich nicht werth, ein Deutscher zu heißen.

*) Gesang Amalia's im 3. Akt, 1. Scene (nach d. Orig.-Ausg.)

Das Spiel des Hrn. Kunst möchte Ref. am liebsten mit gewissen Englischen Stahlstichen vergleichen, die ihren gewaltigen Effect dem Umstande verdanken, daß sie die grellsten Lichter neben den schwärzesten Schatten zeigen. Bei Hrn. Kunst schwimmt Alles in einem unendlichen Lichtmeere; er trägt nicht helle, sondern die flammenhellsten Farben auf und die dazu nöthigen Schlagschatten gibt er nicht so sehr selbst, als er die Andern dafür sorgen läßt. Daher mag es kommen, daß Manchen mitunter sein Feuer zu feurig dünken mag, daß sie eine gewisse ruhige Wärme bei ihm zu vermissen scheinen. Aber diese mögen sich erinnern, daß eine gigantische Natur, wie hier Karl, sich anders äußern muß, als die gewöhnlichen Alltagsmenschen.

Gleich das Auftreten Karl's verrieth den unternehmenden Geist; er war nicht nachdenkend, nein kühn und frei sandte er seine Blicke. Das Spiel, während er den Brief las, wie sprechend zeigte es den innern Sturm! Der darauf folgende Monolog fuhr aus der rachеglühenden Brust, donnernd, unaufhaltsam; Karl will Luft, Luft —; Dies scheint uns ein Verdienst des Spiels des Hrn. Kunst, daß er die Anhaltepunkte, die man bei andern Darstellern hier hört, vermeidet: Alles drängt u. treibt zu dem fürchterlichen Schluße: Ha! — wer mir itzt ein Schwerdt in die Hand gäbe u. s. w. Und dieser Schluß, mit welcher Wendung der Stimme rollte er daher! Solcher schroffen Uebergänge, die, wo sie im Gedanken gegründet sind, Hr. Kunst zu lieben scheint, haben wir manche diesen Abend zu bemerken die Gelegenheit gehabt; sie zeigen so recht des Künstlers Macht über seine Stimme u. ihr Eindruck ist gewaltig. Von anderer Art ist das Auftreten am Schluße des 2. Aktes. Roller ist gerettet, die Bande jubelt, aber Karl geht in sich und scheitert gleichsam an seinen Riesenplanen. Nur durch die höchste Noth wird er aus seinen trüben Reflexionen emporgerüttelt. Hier spricht weniger das Herz, als der Geist, und die Besonnenheit, womit Hr. Kunst sein: Höre sie nicht, Rächer im Himmel! sprach, zeigte auch hier den denkenden Künstler. Ob die darauf, im Beisein des Abgeordneten an die Banditen gerichtete Anrede nicht eine größere Ruhe erheische, mag hingestellt bleiben; namhafte Schauspieler fassen sie ruhiger auf. Wieder einen andern Charakter hat die folgende Scene im 3. Akt. Karl schaudert vor dem Abgrunde, wo er steht, und der Anblick der schönen Gegend an der Donau stimmt ihn weich. Mit seelenvoller Zerknirschung gab Hr. Kunst diese Stelle, die mit überspannter Sentimentalität vorgetragen, leicht ihre Wirkung verliert. Die Mimik während Kosinsky's Erzählung gehört nicht zu dem Leichtesten von Karl's Spiel; wir wünschen, daß die nächste Umgebung des Hrn. Kunst so viel Nutzen daraus gezogen habe, als es uns entzückt hat. Wie gerne glauben wir hier Kosinsky's Worten, daß er den Hauptmann am bloßen Anblicke kennt. Hr. Kunst ragte stattlich, um einen Kopf höher, über die übrige Schaar empor. Die schwierigste Scene des Ganzen ist wohl die in der Gallerie: je kürzer sie ist, desto bedeutungsvoller muß sie werden. Nicht zu vergessen ist, daß Karl unerkannt sein will. Zu große Bewegung möchte ihn verrathen. Nach unserm Dafürhalten, müssen auch die letzten Worte: Du weinst, Amalia? zwar mit rührendem Tone, aber nicht mit erschütterndem gesprochen werden. Ref. beruft sich hier auf den Dichter selbst, der die Worte commentirt. Im 4. Akte, Sz. 5 (nach d. Orig.-Ausgabe) heißt es: „Du weinst, Amalia? u. das sprach er mit einer Stimme — — als ob die Natur sich verjüngte u. s. w.“ — Die folgende Szene ist die Glanzszene des Ganzen. Hr. Kunst gibt sie beim Fackelscheine, wodurch sie unbezweifelt einen romantischern Anstrich gewinnt. Jede einzelne Schönheit des herrlichen Spiels unseres Künstlers hier auseinander zu setzen, fehlt mir Raum und Kraft. Von Hermann's erscheinen an bis hinauf zu den Worten: Ganz muß ich ihn haben u. s. w. bilden die gesteigerten Gefühle eine unendliche Leiter, auf deren Spitze es dem Zuschauer schwindelt u. der Athem stockt. Auch der 5te Akt war ein neues, triumphreiches Stadium für des Künstlers Talent.— Das gewählte Kostüm des Hrn. Kunst entspricht auf's genaueste allem Andern.

Was die übrigen Personen betrifft, so können wir auch ihnen nur unsere größte Zufriedenheit an Tag legen; es dünkte uns, als hätte sowohl Hr. Eisenhut (d. a. Moor), wie auch Hr. Dreves (Franz), Hr. Löwe (Herrmann), u. Hr. Pohlmann (Schweitzer) nie so gut gespielt. Schade nur war's, daß Dem. Heller nicht die Amalia gab.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 14. März. N°. 21.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro Februar 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Während des verflossenen Monats dauerte das in der letzten Hälfte des Januars eingetretene veränderliche Wetter fort, und fast beständig wechselte trockene und nasse, trübe und helle, kalte und gelinde Witterung, nicht selten, besonders zur Nachtzeit, von heftigen Stürmen begleitet; das Barometer variirte zwischen 28. 2. 9. und 27. 2.; das Reaumursche Thermometer zeigte in Trier am 23. v. M. + 10. 1. als höchsten und am 12. — 1. 2. als niedrigsten Stand.

In der Nacht vom 5. zum 6. wurde im ganzen Bezirke bei stürmischem Nordostwinde und abwechselndem Regen und Schneegestöber das Gewitter, dessen öffentliche Blätter aus verschiedenen Gegenden erwähnten, ebenfalls wahrgenommen; am Morgen fiel im Hochwaldgebirge tiefer Schnee, der theilweise bis jetzt liegen blieb, während derselbe selbst in den Eifelgegenden überall nach kurzer Zeit wieder verschwand. Am 8. gegen Mittag ließ sich in Trier ein starker Donnerschlag hören, und bei Pölich und Detzem im Landkreise Trier, entlud sich ein heftiges Hagelwetter. — Aus Bernkastel wird berichtet, daß sich am 2. seit dem Jahre 1822 zum Erstenmale wieder der Seidenschwanz (ampelis garrulus) dort gezeigt habe, ein Vogel, der in der Regel als Vorbote einer kalten, stürmischen Witterung angesehen werde. Der Landwirth hofft indessen nach den bisherigen Wettererscheinungen allgemein auf einen trockenen, warmen Sommer und namentlich auf ein gutes Weinjahr.

Den Befürchtungen nachtheiliger Einwirkung des raschen Witterungswechsels auf die Feldwirthschaft scheint der Stand der jungen Saaten bis jetzt noch zu widersprechen; dieselben haben fast durchgehends ein schönes Ansehen; die Wiesen beginnen zu grünen und das Holz des Weinstocks ist gesund und kräftig. Die durch häufige Regengüße und den schmelzenden Schnee herbeigeführte Nässe hatte die willkommene Folge, daß nicht nur dem sehr fühlbar gewordenen Wassermangel abgeholfen, sondern auch den Verheerungen der zahlreichen Feldmäuse ein Ziel gesetzt ward. Die Bestellung der Aecker zur Sommerfrucht hat theilweise bereits angefangen.

Für die Schifffahrt, welche wegen des geringen Wasserstandes lange Zeit ruhen mußte, war dessen Erhöhung in der Saar und Mosel sehr erwünscht.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise der Lebensmittel haben sich gegen jene des Monats Januar nur ein wenig geändert, und namentlich ward in jenem der Brodfrüchte zur Zeit noch kein bedeutendes Steigen bemerkt. Sie stellen sich im Durchschnitte folgendermaßen:

	Rtl.	Sgr.	Pf.
1) Der Scheffel Weizen	1	21	»
2) » » Roggen	1	8	6
3) » » Gerste	1	»	8
4) » » Hafer	»	19	3
5) » » Kartoffeln	»	8	6
6) » Centner Heu	»	20	»
7) » » Stroh	»	14	»

III. Der Gesundheits-Zustand.

a) Unter den Menschen. Das früher erwähnte rheumatische Fieber zeigte sich in Folge der abwechselnd naßkalten und gelind trockenen Witterung in hiesieger Stadt und auf dem Lande noch immer in der frühern Weise und starke Schnupfen, so wie anhaltende Katarrhe kamen häufig vor. — Die im Kreise Berncastel ausgebrochenen Menschenpocken sind nunmehr gänzlich verschwunden. Dagegen ist zu Warweiler, im Kreise Prüm, diese Krankheit wahrscheinlich aus dem nahen Luxemburger Gebiete eingeschleppt worden, eine Frau bereits daran gestorben, und ein anderer Einwohner von derselben befallen; auch zu Preischeid, im nämlichen Kreise, ist ein gleicher Krankheitsfall vorgekommen, und

von den Behörden sind deshalb zur Verhütung der weitern Verbreitung zweckdienliche Maaßregeln angeordnet worden. Im Saarburger Kreise haben sich, nachdem jene Seuche in einigen Belgischen Gemeinden ausgebrochen ist, ebenfalls die natürlichen Blattern gezeigt, doch ward von einem Umsichgreifen der Krankheit bis jetzt nichts weiter bekannt; den Einwohnern der an das Ausland grenzenden Moselgemeinden wurde Vorsicht im Verkehre mit den jenseitigen verdächtigen Orten empfohlen. Unter den Schulkindern einer Gemeinde jenes Kreises ward der Erbgrind bemerkt und sind zur Heilung die erforderlichen Maaßregeln getroffen. An mehrern Orten des Kreises Berncastel herrschte der sogenannte blaue Husten und an andern der Group unter den Kindern. Zu Speicher, Bitburger Kreises, liegen 20 Personen an nervösem Fieber danieder; auch im Kreise Ottweiler zeigte sich dieses Uebel, und im Kreise Saarbrücken leiden viele Kinder an den Masern, dem blauen Husten und der Bräune. — Die Sterblichkeit war übrigens im Allgemeinen die gewöhnliche zu dieser Jahreszeit.

b) Unter den Hausthieren. Unter den Hausthieren zeigten sich keine ungewöhnlichen und ansteckenden Krankheiten und hat namentlich die zu Bettingen, Kreises Saarlouis, unter den Schweinen heerschende Bräune, die Rotzkrankheit unter den Pferden zu Freudenburg, im Saarburger Kreise, und die Lungenseuche unter dem Rindvieh zu Bergweiler, Kreises Wittlich, nachgelassen.

IV. Unglücksfälle.

Durch Feuersbrunst wurden im Kreise Saarbrücken 7 Wohnungen theils ganz zerstört, theils stark beschädigt; im Kreise Saarlouis brannten 6 Häuser ab, und ist der Besitzer eines Gebäudes wegen dringenden Verdachtes der Brandstiftung gefänglich eingezogen worden; im Kreise Berncastel wurden 3 Wohnhäuser und 6 Scheunen, im Kreise Merzig ein Haus nebst Oekonomiegebäude, und zu St. Marien, in der Nähe von Trier, ein Wirthschaftsgebäude sammt beträchtlichen Vorräthen und Ackergeräthschaften eingeäschert, ohne daß die Entstehung dieser Brände bis jetzt mit Gewißheit bekannt geworden wäre; nur in letzterm Falle ist Verdacht der Ansteckung vorhanden und die Untersuchung eingeleitet. — Das nahe dabei befindliche Artillerie-Depot war von den Flammen bedroht, ist jedoch glücklicher Weise davon nicht ergriffen worden. Die thätige Mitwirkung des Militairs, welches mit Einschluß mehrerer Offiziere bei der Löschung des Brandes wesentliche Hülfe leistete, verdient besonders belobt zu werden. Der wegen Verdachts der Veranlassung des Brandes zu Nunkirchen, Merziger Kreises, dessen wir in unserm Zeitungsberichte für den Monat Januar c. erwähnten, eingezogene Einwohner daselbst, ist auf den Grund der gerichtlichen Untersuchung durch Rathskammerbeschluß des hiesigen Landgerichts außer Verfolgung gesetzt worden.

Zu Euren im Stadtkreise Trier wurde ein armer Familienvater, der in dem dortigen Gemeinde-Steinbruche arbeitete, durch eigenes Verschulden von einer einstürzenden Felsmasse erschlagen; derselbe Unfall traf einen 18jährigen Steinhauer-Gehülfen zu Herforst im Bitburger Kreise. Im Kreise Saarbrücken wurde ein Erzgräber durch eine herabfallende Sandmasse verschüttet, und starb, obgleich sofort herausgezogen, an den Folgen. — Im Kreise Saarlouis verbraunte sich ein zweijähriges Kind, das die Eltern bei einem geheizten Ofen in der Stube sich selbst überlassen hatten, dermaßen, daß es noch am nämlichen Tage verschied. Ebendaselbst ward ein 5 jähriger Knabe, in einem Brunnen ertrunken, und in einem Wallgraben der dortigen Festung ein 18jähriger Bursche, der wahrscheinlich in berauschtem Zustande nächtlicher Weile dort an feuchter Stelle hatte übernachten wollen und vom Schlage gerührt worden war, todt gefunden. Im Kreise Bernkastel stürzte ein 26 jähriger Mann berauscht in einen Brunnen und fand so seinen Tod. Im Kreise Merzig ertrank in der Saar ein achtzehnjähriger Jüngling, dessen Pferd beim Durchreiten durch den Fluß sich überschlug; und im Kreise Saarburg wurde am Moselufer ein männlicher unbekannter Leichnam in einem Alter von 40 bis 50 Jahren gefunden. Im Kreise Berukastel verschluckte der Sohn eines Hirten eine Bohne, welche ihm in die Luftröhre kam und ihm den Erstickungstod drohte; schleunige ärztliche Hülfe entfernte zwar die Bohne glücklich durch einen Schnitt aus der Luftröhre, aber aus Mangel an den nöthigen Arzneimitteln starb der Knabe am hinzutretenden Brande. Auf der Saar scheiterte im Merziger Kreise ein mit Steinkohlen beladenes Schiff, wobei sich jedoch die Mannschaft rettete.

V. Gemeinde Angelegenheiten.

Der Gemeindehaushalt ist nach Feststellung des bei weitem größten Theils der Büdjets für das laufende Jahr geregelt, und beschäftigen sich die Ortsbehörden nunmehr mit Anfertigung der Umlagerollen und den Vorbereitungen zu den in diesem Jahre beabsichtigten Gemeindebauten. Die Zahl der wegen Ueberschreitung des vorgeschriebenen **Maximi** der Steuerbeischläge zur Deckung des Mangelnden im Haushalte der Gemeinden höhern Orts zur Genehmigung vorzulegenden Etats zeigt sich im Ganzen als sehr gering. Die seither abgehaltenen Gemeinde-Holzversteigerungen lieferten fortwährend größtentheils hinsichtlich des Erlöses ein vortheilhaftes Resultat.

Die Maaßregeln zur Beseitigung aller Hindernisse eines geregelten Haushalts in der Verwaltung des Kirchenvermögens, deren wir für den Monat Januar c. erwähnten, werden um so sicherer zum Zwecke führen, als wir dabei auf die thätigste Mitwirkung von Seiten der bischöflichen Behörde, welche diesem Gegenstande ein besonderes Interesse widmet, und die ihr zunächst obliegenden Einleitungen in dieser Beziehung bereits mit günstigem Erfolge getroffen hat, rechnen und in gewohntem vereintem Wirken mit derselben einem befriedigenden Ziele entgegen sehen können.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Das Schulwesen hat fast überall seinen guten Fortgang; nur bei den Kindern der ärmern Einwohnerklasse kommen Schulversäumnisse häufiger vor, und fruchtet selbst die gerichtliche Ahndung weniger, da man häufig die Gefängnißstrafe nicht scheut und den Aufenthalt daselbst, besonders in den arbeits- und verdienstlosen Zeiten, oft sogar als bequemen Erwerb des Lebensunterhaltes betrachtet. — Wegen der desfalls unumgänglich nöthigen Vorkehrungen haben wir an die vorgesetzten Staatsbehörden dringenden Bericht erstattet. In Trier ist auf den Antrag der Garnison-Schulkommission den Kindern dürftiger Militairpersonen der Besuch der Bürger- und städtischen Mädchenschule, so weit dadurch keine Ueberfüllung derselben herbeigeführt wird, gegen ein mäßiges Schulgeld gestattet worden.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Der Weinhandel begann wieder etwas aufzuleben, doch nicht in einem den Wünschen der Winzer und den vorhadenen Vorräthen entsprechenden Maaße; fast

nur nach dem vorigjährigen Produkte war Nachfrage, und in den noch reichlich lagernden Weinen der frühern Jahrgänge geschahen meist nur Nothverkäufe. Im Handel mit Rindvieh und Schweinen zeigte sich in mehreren Kreisen lebhafterer Verkehr und standen namentlich auch Schaafe in hohem Preise. Der im vorigen Monat zu Trier stattgehabte Viehmarkt war gegen frühere Jahre ungemein stark besucht. — Die Eisenhüttenwerke, deren Betriebskraft jetzt durch größern Wasserzufluß neu belebt und verstärkt worden ist, erfreuten sich fortwährend eines guten Absatzes; die Fabrik- und Manufakturanlagen des Kreises Saarlouis beschäftigten eine angemessene Arbeiterzahl, und auf den Werken zu Dillingen wuchs dieselbe bis auf 150 an. — Die Schifffahrt war namentlich auf der Saar in Folge des hohen Wasserstandes sehr belebt, und hat nicht nur bedeutende Steinkohlenvorräthe, sondern auch die während des vorigen Sommers und Herbstes in den Magazinen gesammelten Glas- und sonstigen Waaren der Mosel zugeführt.

An Communikationswegen ward ungeachtet der ungünstigen Witterung theilweise fleißig gearbeitet, und der Ausbau der Straße von Berncastel nach Longcamp mit Thätigkeit begonnen.

Einige Römische Inschriften.

Mitgetheilt

von Dr. Saal.

II.

Ueber ein bei Serrig befindliches Römisches Familien-Grabmal.

(Schluß.)

Auf der einen Seite desselben befindet sich eine Römische Grabinschrift von 6 Zeilen, mit gut eingegrabenen Schriftzügen. Sie füllt die ganze Seite bis an den Sockelstreifen aus: nur ist zu bedauern, daß links in der untersten Zeile der erste Buchstabe, und rechts in den 3 unteren Zeilen einige Endbuchstaben durch Verstümmelung des Steines fehlen. Die Worte lauten genau so:

D. M.
M. RESTIONIV
S. RESTITVTVS ET M.
RESTITVTIVS ARORIA
ET RESTITVTIA AVRO
IVI SIBI FECER

Mit den Buchstaben D. M., Diis Manibus, beginnt, wie in der Nro. I. mitgetheilten Inschrift, die Inschrift des Grabdenkmals. Von den Buchstaben I O M, welche man früher (S. Tr. Chronik am angef. O.) hier zu finden glaubte, steht nur der Buchstabe M wirklich da; statt I O aber ein deutliches D. Die Buchstaben der ersten und letzten Zeile sind einander an Größe gleich, die der vier mittleren Zeilen aber sind etwas kleiner. Mit der zweiten und ff. Zeilen beginnen die Namen derjenigen Personen, welche sich bei Lebzeiten das Monument gestiftet haben, und zwar sind es deren, wie man sogleich ersieht, drei, wovon die beiden ersteren männliche Personen bezeichnen, der dritte aber ein Frauenname ist. Der Name der ersten Person M. RESTIONIVS RESTITVTVS ist so geschrieben, daß das finale S von Restionius am Anfang der 3. Zeile steht und durch einen Punkt von dem darauf folgenden Beinamen Restitutus getrennt ist. — Der Name der 2. Person ist leider am Ende der 4. Zeile durch die oben berührte Verstümmelung des Steines nicht ganz erhalten; das können wir jedoch aus vorgenommener Messung erkennen, daß das abgeschlagene Stück etwa 3 Buchstaben enthielt. Wir können daher über die richtige Ergänzung des Wortes ARORIA ... nicht im Zweifel sein. Der vollständige Name war M. Restitutius Aurorianus. Dieser Beiname hat sich zum Theil auch noch in der folgenden Zeile AVRO ...— als Beiname der Dame Restitutia erhalten, nur daß ihm dort die Feminin-Endung gegeben werden muß: Aurorìana. — In der letzten Zeile fehlt links das V des auf alle 3 vorgenannte Personen sich beziehenden Wortes VIVI, von welcher Sitte der Römer sowohl die Grabinschrift Nro. I. sowie die meisten bekannten Römischen Sepulcralinschriften Beispiele darbieten. — Endlich unterliegt auch die Ergänzung des FECER ... durch FECERVNT keinem Zweifel.

Nach dem eben Gesagten wird die Grabschrift mit den Ergänzungen so lauten:

Diis Manibus.

Marcus Restionius Restitutus et Marcus Restitutius Aurorianus et Restitutia Aururiana vivi sibi fecerunt.

Es entsteht jetzt natürlich auch die Frage, ob die Familie, von deren Grabmal wir so eben gesprochen haben, uns aus dem Römischen Alterthum bekannt sei? Ob diese Familie vielleicht in näherer, historischer Beziehung zu der Umgegend des Ortes, wo das Grabdenkmal sich befindet, stand, und was dergleichen Fragen sich noch ferner aufwerfen lassen. Denn, daß diese ganze Saargegend mit Römischen Niederlassungen, Anlagen angefüllt war, brauche ich dem Kenner nicht erst zu bemerken. Wer denkt nicht an die Römischen Militärstationen hier an der Saar, wem fällt nicht sogleich das Römische Castellum auf dem gegenüber liegenden Saarufer ein? Doch hier müssen wir das offene Geständniß ablegen, daß es uns bis jetzt noch nicht gelungen ist, irgend eine uns näher interessirende Notiz über diese Familie aufzufinden. Wir begnügen uns, auf Verhältnisse hingewiesen zu haben, welche durch die häufigen Entdeckungen in dieser Gegend vielleicht dereinst aufgehellt werden können. —

Die Neugierde späterer Zeiten, welche den Sarg an der südwestlichen Seite öffnete, wird wahrscheinlich auch die Urnen mit Asche und sonstige Ausschmückungen des Innern Römischer Grabmäler herauszunehmen nicht unterlassen haben. Auch bemerkt man deutliche Spuren eines Versuches, die Seite des Steines, worauf die Inschrift steht, in der Dicke von einigen Zoll von oben nach unten durchzusägen, um so wenigstens in den Besitz der Inschrift zu kommen, da man das Ganze wegen seiner großen Masse nicht wohl wegzubringen im Stande war. Dieser Versuch wurde jedoch nicht ausgeführt, und so blieb denn das Römische Familien-Grabmal im Ganzen noch ziemlich gut erhalten an seiner früheren Stelle.

Der Komet von 1835.

Hier einige Bemerkungen über den Kometen Halley's, dessen Rückkehr für den November dieses Jahres angekündigt ist. Diese Bemerkungen sind genommen aus dem kleinen Werkchen, welches der Herr von Pontecoulant vor einigen Wochen in Paris darüber bekannt gemacht hat.

Von allen bekannten Kometen ist durch seine Wichtigkeit in der Geschichte der Astronomie dieser Komet der merkwürdigste. Er erscheint in Zwischenräumen von 75 bis 76 Jahren. Die ersten Erscheinungen desselben wurden von außerordentlichen Zeitereignissen be-

gleitet. Seitdem hat er nach und nach seinen schrecklichen Charakter verloren. Auch seine Größe hat sich verringert, sein Licht hat abgenommen und bei seiner letzten Rückkehr hatte er nur mehr das Ansehen eines gewöhnlichen Kometen.

Gegen die Mitte Novembers d. J. wird er allem Anscheine nach in demjenigen Punkte seiner Bahn eintreffen, der der Sonne am nächsten ist.

Der Komet wird in ganz Europa sichtbar sein, gegen das Ende Augusts oder gegen Anfang Septembers, d. i. zwei Monate nach dem Zeitpunkte, wo er in die Sonnennähe getreten ist. Seine Lage wird sehr günstig sein, so daß er mit dem größten Glanze erscheinen kann. Den 3. Oktober passirt er das Zenith von Paris. Mit bloßem Auge wird man ihn unterscheiden als einen Stern erster Größe, aber mit einem Lichte strahlend, das etwas trüber ist, als das der Planeten; er wird umgeben sein von einem blassen Nebelschleier, der sein Licht schwächt. Gegen das Ende Novembers taucht er sich in die Strahlen der Sonne und verschwindet alsdann erst gegen das Ende Decembers. Man kann ihn dann vielleicht wieder einige Tage bemerken; aber da seine Entfernung von der Sonne mit Schnelligkeit zunimmt, so wird er sich bald von derselben soweit entfernen, daß wir ihn nicht mehr wahrnehmen können. Dieses sind die physischen Erscheinungen des Kometen von 1759 bei seiner bevorstehenden Rückkehr, vorausgesetzt, daß die mit ihm vorgehende Revolution die Materie, woraus er besteht, nicht zu sehr verringert hat, wie man Aehnliches schon bei andern Kometen bemerkte. Man braucht auf keinen Fall zu erwarten, im Jahre 1835 einen jener Kometen von schrecklichem Aeußern zu sehen, die in den Jahrhunderten der Unwissenheit die Völker ängstigten.

Theater in Trier.

Montag den 9. März: **Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern.** Ritterschauspiel in 5 Abth. von Babo.

Unter der Sündfluth von Ritterschauspielen, die Göthe's Götz folgten, noch immer das beste und aufführbarste! Von seinem Werthe zeugt, daß es seit seinem Erscheinen im J. 1782 noch immer gerne geseh'n wird.

Diesen Abend wurde es bei uns mit dem rauschendsten Beifalle aufgenommen, denn Hr. Kunst gab als zweite Gastrolle den Otto von Wittelsbach. Das Haus war zum Ersticken voll.

Wenn wir in den Räubern das verwegene Feuer Karl's bewunderten, so hatten wir heute Gelegenheit, den Künstler auch von andern Seiten kennen zu lernen. Dieser alte ritterliche Biedersinn, diese eiserne Gediegenheit in Wort und Gebehrde, konnte sie sprechender uns vor Augen gerückt werden? So ein Otto mochte wohl in der Hitze des Gefechts, über u. über mit Stahl bedeckt, leicht u. gelenkig sein gutes Schwerdt führen oder seine Lanze schwingen. Aber Hr. Kunst scheint auch mit psychologischer Genauigkeit seine Rolle durchdrungen zu haben. »Ich rede frei und laut« sind seine Worte Akt 1, Sz. 6; u. wie könnte Freimüthigkeit, gekränktes Selbstgefühl, halsstarriger Trotz besser in Wort u. Ton gegossen werden, als in den Szenen, wo er mit dem Kaiser zusammentrifft? Aber auch der gehörige Schimmer von mittelalteriger, ritterlicher Courtoisie ist Hrn. Kunst hier keineswegs fremd; in Bezug darauf war es eine wahre Freude, den Pfalzgrafen mit des Königs Töchtern zusammentreffen zu seh'n. Die scherzhaften Züge, die sich in diese Szenen mischen, geben ihnen eine eigenthümliche Färbung, die nur durch das äußerst feine Spiel des Künstlers an's Licht gehoben wurde. Diese Bemerkung führt uns auf den dritten Hauptzug in Otto's Charakter, auf den ironischen Humor, der hier u. da bei ihm aufsprudelt. Mit unübertrefflicher Wahrheit trat diese Seite vorzüglich hervor in der Erzählung vom blauen Ritter. Ein von allem Vorhergehenden Verschiedenes ist endlich der familiär-bürgerliche Ton, der im 5. Akte*) vorherrscht. Er ist am wenigsten für die Individualität des Hrn. Kunst; gleichwohl war die Szene mit den beiden Bübchen außerordentlich anziehend.

Mehrere malerische Stellungen des verehrten Gastes sind in diesem Stücke, wie auch in den Räubern, von einem jungen talentvollen Trierer, Hrn. Gunsheimer Sohn, aufgenommen worden.

Unter den übrigen Personen zeichnete sich Hr. Löwe (Heinrich von Andechs), Mad. Dreves (Ludmilla) u. Dem. Koch (Kunigunde) aus.

Schließlich müssen wir bemerken, daß wir von den vielen gestrichenen Szenen die Schachszene ammeisten bedauerten: deren Auslassung wirklich unverzeihlich ist. Dachte die Direction vielleicht, daß man auch ohne Schach schachmatt werden könnte? — Dabei hat sie sich denn auch nicht geirrt: wenigstens sorgten Hr. Dreves u. Hr. Eichfeld, soviel als möglich, dafür.

Dienstag den 10. März: **Kabale u. Liebe.**

Auch diese Vorstellung erfreute sich eines zahlreich besetzten Hauses: was um so auffallender war, da dasselbe Stück erst vor einigen Wochen ausnahmsweise gut gegeben wurde. Die Erscheinung des Hrn. Kunst lockt alles zur Bühne hin; unser öffentliches Leben hat durch seine Nähe gleichsam einen neuen Schwung erhalten. Ueberall spricht man nur von Kunst.

Wer sollte ihm auch nicht gerne die Eigenschaften zugesteh'n, die zu der Rolle eines Ferdinand nöthig sind! Jugendlich Feuer, eine männlich kräftige Sprache, ein Aeußeres, das ein armes Bürgermädchen mit wahnsinniger Liebe füllen, das eine Lady Milford mit verzehrender Gluth ergreifen kann! Szenen, wie sie der Schluß bietet, mögen zwar weniger für die Individualität des Künstlers geeignet sein; aber das Gelingen derselben ist daher auch um so verdienstvoller, je mehr hier die Kunst in ihre Rechte tritt. Ref. ist der Meinung, daß die Gedanken, die Ferdinand, während die Limonade auf dem Tische steht, beschäftigen, nicht naturgetreuer ausgedrückt werden können; ja selbst das Nehmen des Gifttrunks schien ihm durch die krampfhafte Bewegung mit der Hand originell u. einzig richtig aufgefaßt. Vor u. nach möchte wohl Manches mit größerer Ruhe vorzutragen sein. Dagegen gelangen die vorhergehenden Szenen: das Erscheinen vor dem Vater, der Besuch bei der Lady, das Zusammentreffen mit dem Hofmarschall desto besser.

Hr. Kunst erscheint, abweichend von Andern, den ganzen 1. Akt in bürgerlichem Kostüm; desto glänzender aber ist sein Auftreten in Majors-Uniform bei der Lady.

Dem. Heller hat auch dies Mal die Louise mit rührender Wahrheit gegeben: die Auszeichnung, daß sie am Ende des Stücks mit Hrn. Kunst gerufen wurde, ward ihr gewiß mit dem vollsten Rechte. Daß letzterer aber schon nach dem zweiten Akte mit rauschendem Jubel gerufen wurde, war bis jetzt unerhört auf unserer Bühne.

Schließlich verdient noch Hr. Pohlmann (Miller) unsere vollste Anerkennung, wie wir es denn überhaupt nicht wagen wollen, bei seinen Leistungen an das Sprichwort von der blinden Henne zu erinnern. Hr. P. verdirbt nie eine Rolle, u. wir denken, die kleinste Parthie, gut vorgetragen, hat ihr Verdienst.

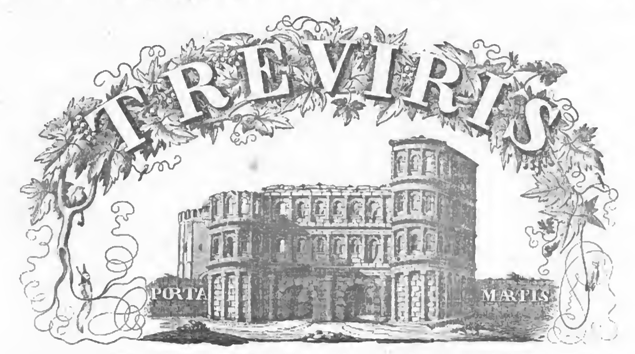
Hiebei die Anzeige, daß zum Besten der HH. Löwe und Pohlmann künftigen Montag, den 16. d., Hedwig, die Banditenbraut und die eifersüchtige Frau gegeben werden. Hr. Kunst wird in beiden Stücken mitwirken, in jenem die Rolle des Rudolph, in diesem die des Regierungsraths Uhlen übernehmen. Beide Stücke sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, über den Werth derselben Etwas beizufügen. Nur wollen wir die Verehrer des Hrn. Kunst darauf aufmerksam machen, daß es höchst interessant sein muß, den Künstler, dessen Leistungen wir im Schau- und Trauerspiele so sehr bewundern, auch einmal im Lustspiele auftreten zu seh'n.

*) Nach der Original-Ausgabe vom J. 1793 fällt der Mord am Schluße des 3. Aufzugs vor u. der 4. Akt beginnt mit der Szene zu Wittelsbach. Bei den Aufführungen wird der 3. Akt in 2 Hälften zerlegt u. die 2 letzten Akte werden grausamlich in Einen zusammengeschnürt!!

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 18. März. No. 22.



Diplomatische Umtriebe im Jahre 1741.

Ein Beispiel aus unserer Landesgeschichte nach Original-Quellen.

Bearbeitet

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Das von dem Marschall überreichte Königliche Schreiben war folgenden Inhaltes:

Mon Cousin! En même tems que j'ai nommé pour mon ambassadeur extraordinaire et plenipotentiaire á la diète Electorale, convoquée à Francfort pour l'élection d'un Empereur, le Comte de Belleisle Maréchal de France, Chevalier de mes ordres et Gouverneur de ma Province des Evêchez de Metz, Toul et Verdun, je ne luy ay rien récommandé plus particuliérement, que de prendre une entière confiaure en votre zèle et vos bonnes intentions pour le bien de l'Empire. C'est pour vous en porter les assurances de ma part, que je luy ay ordonné de vous voir à Coblenz avant que de se mettre en marche avec le caractère public d'ambassadeur pour se rendre à cette diète; ainsy vous devez prendre toute confiance à ce qu'il vous exposera en mon nom sur un sujet aussy important et principalement lorsqu'il vous temoignera mes dispositions à faire connaitre en toutes rencontres l'estime parfaite et l'affection sincère que j'ay pour vous. Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait, Mon Cousin, en sa sainte et digne garde. Ecrit à Versailles le 20 fev. 1741.

Louis.

à l'Electeur de Trèves. Amelot.

Die Antwort Franz Georg's war folgende:

Celle, dont votre Majesté m'a honorée du 20 fevrier dernier, vient de m'etre ces jours remise en mains propres par le sr. Comte de Belleisle Maréchal de France &c. &c. Je me sens infiniment flatté par les expressions gracieuses, dont elle est remplie, et je n'ai pas moins admiré les manières polies, accompagnées d'une dexterité et eloquence sublime, avec les quelles le dit sr. Comte s'est acquitté de la commission. Le comble de ma satisfaction seroit, si selon que je l'ai prié, il a l'honneur de rapporter à Votre Majesté, que dans la présente conjoncture epineuse de l'Empire je ne desire rien plus ardement, que de pouvoir avec la modicite de mes forces concourir efficacement à la conservation précieuse de notre sainte Réligion et à ce qui peut établir une véritable solidité du repos et de la tranquillité publique. Fasse le Ciel, qu'on en puisse sentir les effets, priant votre Majesté d'être bien persuadée de la vénération de plus distinguée, avec la quelle j'ai l'honneur d'être &c.

A Ehrenbreitstein
le 19. Mars 1741.

— Der Französische Gesandte specificirte noch näher dem Weihbischofe Nalbach seine Anträge. Nach seiner Ansicht nämlich „müsse der Großherzog von „Toskana, Herzog von Lothringen (Franz Stephan, „Gemahl der Maria Theresia) vom Kaiser-Throne „ausgeschlossen werden, weil er weder von Geburt ein „Deutscher, noch einen Fuß breit Eigenthum in eigenem „Namen in Deutschland besitze; über das hätte er sich „auch einfallen lassen, die Unkatholischen Seemächte „gegen die Krone Frankreich aufzuhetzen. Wenn da„her dieser Großherzog zum Kaiserthum sich schwingen „sollte, würde ein allgemeiner Krieg um so weniger zu „verhüten sein, je bekannter es sei, wie vielerlei An„sprüche Preußen an Schlesien mache, Baiern an das „Königreich Böhmen, Spanien an Mailand, Mantua, „Parma und Piacenza, Frankreich endlich an andere „Länder.“

„Der Marschall sagte ferner, „Der Kurfürst von „der Pfalz sei, seines hohen Alters wegen, zu dieser

„hohen Würde untauglich, auch Kur-Sachsen sei, nach „näherer Ueberlegung, auszuschließen, obschon der Kurfürst gut katholisch sei; aber von seinem Lande und „selbst seinem Ministerium könne das nicht gesagt werden: mithin sei hier schlechter Trost und wenige Beihülfe zu erwarten. Alles dieses werde aber nicht zu „befürchten sein, wenn der Kurfurst von Baiern erwählt würde. Dieses Haus habe von jeher große „Verdienste um das Reich gehabt, sei von Geburt und „Landen wahrhaft deutsch, sei ein Freund von Frankreich, und deshalb desto mächtiger, sowohl die katholische Kirche contra quoscumque zu vertheidigen, als „auch Friede, Ruhe und Einigkeit in gesammten deutschen Landen zu erhalten, je mehr sich fest darauf zu „verlassen sei, daß es diesem Kur-Haus Baiern alsdann im Nothfalle nie ermangeln werde, der Französischen Macht an Geld und Truppen sich erfreuen zu „können (!)."

„Sollten nun gleichwohl (erklärte ferner mit einem „Schreckschusse der Diplomat) die geistlichen Herren „Kurfürsten diesem Allem ungeachtet sich auf Lothringen „lenken, und hierdurch den Zunder zum Kriegsfeuer „hergeben wollen; so hätten diese sich auch nachher „durchaus nicht zu beschweren, wenn sie des Krieges „Ungemach, Plünderung und Verheerung in ihren Landen in der ersten Linie empfänden."

(Schluß folgt.)

Einige Worte über Franzens-Knöpfchen bei Trier.

Auf dem unfern von Trier gelegenen Marsberge erhebt sich und zwar auf der Abdachung des rechten Thalrandes der Mosel eine unzweifelhaft durch Kunst entstandene Kuppe. Traditionen bezeichnen uns diese Stelle als die Hauptbatterie Franzens von Sickingen bei seiner Belagerung von Trier, daher diese Erhöhung noch heutiges Tages Franzens-Knöpfchen heißt. Niemand ahndete indessen, daß hier noch Ueberreste einer großen Römischen Baute vorhanden seien.

Vor drei Jahren stieß der Pächter dieser der Hospitien-Commission zugehörigen Feldmarke beim Ackern auf eine wohlerhaltene Mauer, und Willens, in dem Jahre einen Stall zu bauen, beschloß er die Steine zu benutzen. Da dieselben aber nur mit größter Gewalt aus dem Mörtel getrennt werden konnten, so verzögerte sich die Arbeit, und ehe noch eine Schachtruthe ausgebrochen war, hatte ich das Glück diese Entdeckung zur Kenntniß des bekannten Alterthums-Forschers und wirklichen Architecten Herrn Quednow, welcher als Regierungs- und Baurath der hiesigen Regierung, sich unbestritten sehr viele Verdienste erworben hat, persönlich bringen zu können. Sein Verwenden that der Arbeit sogleich Einhalt, und nachdem die Eigenthümer des Grundstucks damit einverstanden waren, und gerne für das allgemeine Beste und um brodlose Arbeiter beschäftigt zu sehen, auf den Pachtzins Verzicht leisteten, wurde unter seiner Leitung das fernere Ausgraben kunstrecht begonnen. Man fand die zum Theil noch ganz gut erhaltene mit behauenen Kalksteinen geblendete Gußmauer eines runden Thurms, dessen Durchmesser 176 Fuß hat. Kaum war jedoch ein Theil der Mauer bis auf 4 Fuß von Erde befreit, als unmäßig übertriebene Entschädigungs-Forderungen des Pächters die Arbeit vorläufig aufhören machten und der Zukunft die Aufklärung aller der Vermuthungen überließen, welche sich über den Zweck dieses anerkannt Römischen Gebäudes so bei Kennern wie bei Nichtkennern vielfach erzeugt haben. Der Hr. Regierungsrath Quednow hält jede bis jetzt ausgesprochene Vermuthung für nichts, als solche, und mithin jede bestimmt ausgesprochene Ansicht über den Zweck des Gebäudes so lange für voreilig, bis die weitere Ausgrabung über dessen innere Form und Einrichtung unzweideutige Winke gegeben hat.

Vollkommen seiner Meinung, kann ich nur einige Voraussetzungen wiederholen, welche sich natürlich nur sehr vorläufig bei mir festgestellt haben.

1) Ein Vertheidigungsthurm der Stadt Trier kann es nicht wohl gewesen sein, da zuerst die Ueberreste 74 Fuß tiefer, als das nahliegende Plateau liegen, und sich sodann auch noch auf letzterem, wo die Oesterreichisch-Französischen Verschanzungen aus dem Revolutionskriege, mit ziemlich tiefen Gräben, sich noch gut erhalten, vorfinden, Ueberreste der Vertheidigungsmauern und Thürme zeigen müßten; besonders wenn man, wie man nicht anders kann, annimmt, daß eine so isolirte Höhe nicht durch den Niederschlag erhöht, vielmehr vermindert wird, mithin man also gewiß beim Aufwerfen der Schanzen auf Fundamente Römischer Mauern gestoßen wäre.

2) Wollen Mehrere behaupten, hier sei das Hauptbassin der nach der Stadt Trier führenden Wasserleitung gewesen; auch dies ist, und zwar aus folgenden Gründen nicht leicht denkbar.

Die Römer bekunden durch ihre übrigen Bauten in und bei Trier ein zu großes Vorgeschrittensein in der Kunst, als daß man ihnen nicht die zur Anlegung eines großen Wasserbehälters (Wasserfangs) nöthigen Kenntnisse zutrauen sollte. Wie würden sie also gegen die allgemeinsten Regeln verstoßen haben, wenn sie an einem Platze, wo der gewöhnliche Wasserhorizont, vorzugsweise im Sommer, bei weitem nicht erreicht wird, Bassins zum Wasserbedarfe einer so bedeutenden Stadt angelegt hätten. Befänden sich wirklich an diesem Orte reichhaltige Wasseradern, so müßten sie durch den Schutt verstopft, sich andere Auswege gesucht, oder wohl gar die Abdachung des Marsberges (Pichterberg) stellenweise zerstört haben. Hiervon zeigt sich jedoch keine Spur, und ruft auch das am Fuße des Franzens-Knöpfchens hie und da hervorsickernde Wasser einige der eben angeführten Behauptungen zurück, so ist nichts erklärlicher, als dieser Umstand.

Die Trummer des so ausgedehnten Thurmes sind ja mit Schutt und Erde bedeckt, wahrscheinlich sind im Innern Räume vorhanden, die durch den eingedrungenen Niederschlag seit Jahrhunderten mit Wasser gefüllt sind und die sich so mit der Zeit den gehörigen Abfluß verschafft haben.

3) Es könnten diese Ueberreste ein Sommeraufenthalt Römischer Kaiser gewesen sein. Dafür spricht jedoch bis jetzt nichts, wie die allerdings herrliche und wahrhaft entzückende Aussicht. Das Natürlichste scheint demnach

4) daß diese Ueberreste dem ehemals hier vermutheten Tempel des Mars angehören. Von dem Bestehen eines solchen zeigt die noch heute im Volke umlaufende Sage. Noch heut zu Tage nämlich heißt der Berg Marsberg, die Nähe des Amphitheaters, der Bäder, der Porta nigra, des Marsfeldes und mehrere andere Ueberbleibsel Römischer Denkmäler, so wie die unbeschreiblich schöne Lage des Punktes, unterstützten wohl hinlänglich die Meinung, daß gerade hier das Heiligthum des Gottes den würdigsten Platz gefunden.

Im Volke geht die Legende, daß Franz von Sickingen, als er die Belagerung aufhob, theils um die Größe seines Heeres darzuthun, theils um diesem und

sich ein Andenken zu schaffen, die Söldner habe vor sich vorbei defiliren und jeden einen Hut voll Erde auf diesen Punkt werfen lassen. Eine Legende, die sich wohl dahin erklärt, daß er die vorgefundenen Trümmer des Römischen Gebäudes mit Erde bedecken und zur Batterie umschaffen ließ *).

von Petery,
Hauptmann im 30ten Inf.-Regt.

*) Wenn Vitruv zu dieser Zeit gelebt, hätte er wahrlich die Erfindung des Pulvers uns deutlich an den Tag gelegt und zugleich bewiesen, daß man bei Anlegung der Vertheidigungsthürme, sowohl vor als nach Erfindung dieser Kraft und Brandmischung auf eine kräftige Vertheidigung der untersten Etage bedacht gewesen sein müßte.

Die vier Schwestern.

(Fortsetzung.)

Der General grüßte ihn mit der Hand.

Der Unbekannte, sich schnell aufraffend, verbeugt sich ebenfalls. Sir William wollte ihm eben für die Freundlichkeit, die er seinen Töchtern erwiesen hatte, danken, als er in dem Fremden einen Landsmann erkannte, der früher als Offizier unter seinen Befehlen gedient hatte. Die 2 Barken wurden an einander gebunden und während sie so auf den Fluten dahin schwammen, besprachen sich die beiden Landsleute, entzückt über ihr Zusammentreffen, lange Zeit über die Angelegenheiten England's. — Die jungen Mädchen saßen wie Bildsäulen da.

Als der General den Kapitain Oliver Stanley verließ, lud er ihn ein, ihn öfters zu Hause zu besuchen.

Es dauerte nicht lange, da besuchte Stanley die Villa. Die Fräulein Ramsay wurden entzückt von dem Anstand und der Grazie seines Benehmens, von seiner geschmackvollen und eleganten Kleidung. Oliver verband mit seiner männlich schönen Gestalt eine hinreißende Unterhaltungsgabe. Der feste Ton, womit er sich ausdrückte, gab das unbegrenzte Vertrauen zu erkennen, welches er auf seine Vorzüge setzte. Von Zeit zu Zeit glitt über seine Lippe ein Zug von Stolz und herrischem Uebermuthe. Sein Charakter war ernst und in seinem Antlitze war immer ein gewisses Gefühl von Langweile abgemalt. Nur zuweilen stellte er sich heiter, dann unterhielt sein Witz Alle, die ihn umgaben. Eine eigenthümliche Gewohnheit, die er bei diesen Charakterzügen hatte, war, daß er Niemand fest anblicken konnte; ja, wenn der Zufall es wollte, daß seine Blicke denen eines Andern begegneten, so drehte er sich schnell weg, als fürchte er die Begegnung Bei allem Dem besaß Oliver eine Gestalt, die das Gemüth eines jungen Mädchens überrascht und bezaubert, und deren Bild in ihrer Phantasie einen unauslöschlichen Eindruck zurückläßt.

Stanley's Besuche wurden immer häufiger. Sir William fühlte eine lebhafte Freundschaft für ihn und schätzte ihn wegen seiner Verdienste. Während die beiden Freunde sich über die Politik ihres Landes unterhielten, verkürzten die Töchter des Generals in einem Nebenzimmer sich die Stunden mit Musik. Obwohl ihr Spiel und ihr Gesang hinreißend zu nennen war, so bemerkte man doch nie, daß Oliver sich davon ungewöhnlich ergriffen fühlte. Ja, was noch mehr war, gegen die reitzenden Töchter Sir Williams beobachtete er eine Gleichgültigkeit, die in Erstaunen setzte; keine derselben schien besonders seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Gleichwohl waren sie die reitzendsten, liebenswürdigsten Geschöpfe, die man finden konnte.

Miß Henriette war die älteste; ihr Körperbau war zart und schlank, voll Reiz und Anmuth. Ihre etwas verdeckten Augen gaben ihren blassen und regelmäßigen Gesichtszügen eine Art von Schwermuth und süßer Schwärmerei. Wenn sie zuweilen lächelte, so glaubte man eine Wahrsagerinn zu sehen, die, das Herz voll Geheimnisse, die Blätter des Schicksals entfalten wolle. Gewöhnlich schien sie sehr beschäftigt; mischte sie sich einmal in die Unterhaltung, so drängten sich aus ihrem schönen Munde die Worte mit einem Ungestüm, als wenn sie sich beeilen müsse, um keins derselben zu vergessen. Sanftmuth war ein Hauptcharakterzug bei ihr; das Geringste konnte ihr Thränen entlocken. In ihrem Gange war etwas hinfällig Schmachtendes. Das arme Mädchen!

Miß Marie unterschied sich wesentlich von ihrer Schwester. Sie war kleiner, als sie. Sie hatte eine lebhaftere Gesichtsfarbe und einen stärkern Wuchs. Auf ihrer gebogenen Stirne lagen zwei Flechten des schönsten braunen Haares. In ihren Augen wohnte das Feuer einer Italienischen Brünette. Unter ihren Schwestern genoß sie eine Art von Ansehen, weil sie am gleichmäßigsten ihren Charakter zu behaupten wußte.

Die dritte Tochter Sir Ramsay's war Miß Helena. Welche Reize vereinigte dieses junge Mädchen in seiner Gestalt! Welcher Duft von Jungfräulichkeit lag über ihr ganzes Wesen ausgebreitet! Jeder, der sie sah, war bezaubert. Man konnte sich nicht sättigen an dem Anblicke dieser herrlichen kastanienbraunen Haare, welche in langen Locken auf ihren Nacken wallten. Ihre Haut schien wie durchsichtig und war lilienweiß. Welche Aufrichtigkeit in ihrem Blicke, welch ein Ausdruck von Sanftmuth! Um ganz zu fühlen, wie liebenswürdig dieses Mädchen war, mußte man sie sprechen hören; alsdann wehte es wie Silberton aus ihrem Munde, so süß, daß das Ohr bezaubert wurde und das Herz sich hingerissen fühlte. Man war ganz in ihrem Anblicke verloren und fürchtete eine Note dieser reinen berauschenden Engelsstimme zu verlieren.

In der Mitte ihrer Schwestern machte die lebhafte, muntere Gestalt der Miß Nina einen abstechenden Contrast. Sie war die jüngste von ihnen und zählte kaum 16 Jahre. In den leichten Verhältnissen ihres Körperbaues herrschte eine vollkommene Harmonie. Kleine Füßchen, kleine Hände, Zähne, welche zwischen ihren lächelnden schalkhaften Lippen hindurch blitzten, schwarze feurige Augen! Sie ging nicht, sie sprang und hüpfte. Ihr Vater spielte mit ihr, wie mit einem Kinde. Er pflegte sie neben sich sitzen zu lassen, und ihr niedlich schwarz gelocktes Köpfchen zwischen seine Hände zu nehmen und so mit ihr zu tändeln.

(Fortsetzung folgt.)

Türkische Späße.

(Menakibi Nasir-ed-d'in Khojah. Constantinopel, 1249 (1834.)

Alle Völker besitzen einen Vorrath von spaßhaften Anekdoten, Münchhausiaden 2c., die Chinesen und Türken ebensowohl, wie wir Deutschen, die Engländer und Franzosen *. Die große ebengenannte Sammlung Türkischer Witzwörter (Menakibi) von Nasir-eddin ist im ganzen Türkischen Reiche sehr verbreitet, und man findet darin manche Anekdoten aus unsern alten Anekdotensammlungen wieder, wodurch wir aber nicht behauptet haben wollen, sie seien aus einer Sprache in die andere übersetzt worden. Der Held derselben ist ge-

wöhnlich der Khojah, was einen Spaßvogel zu bedeuten scheint. Wir theilen zur Probe einige solcher Späße mit:

Eines Tages stieg Nasir-eddin auf die Kanzel in der Moschee und redete die Anwesenden also an: »Wahre Gläubige, wißt Ihr, was ich euch sagen will?« — »Nein« antworteten sie. — »So sollt ihr es auch nicht erfahren,« fuhr er fort, und stieg wieder von der Kanzel herab. Nach einiger Zeit wollte er wieder predigen und fragte ebenfalls: »Wahre Gläubige, wißt Ihr, was ich euch sagen will?« — »Wir wissen es,« antworteten die Anwesenden. — »Da Ihr es wißt,« sagte er und stieg herab, »so will ich es Euch nicht noch einmal sagen« Das nächste Mal, als er wieder auf der Kanzel erschien, nahmen sich die Anwesenden vor, ihn in Verlegenheit zu bringen, und als er seine gewöhnliche Frage that, antwortete man ihm: »Einige wissen es, und Einige wissen es nicht.« — »So mögen es die, welche es wissen, denen sagen, die es nicht wissen,« sagte er und verließ die Kanzel wiederum.

Nasir-ed-din wurde einmal zu einem Gastmahle eingeladen, ging in alten, schmutzigen und zerrissenen Lumpen dahin und wurde deßhalb von Niemand beachtet. Nach einiger Zeit schlich er sich wieder fort, zog ein ganz neues schalwas (Beinkleider) und einen prächtigen Pelz an und kehrte dann zu dem Gelage zurück. Er ward nun an der Thüre schon mit Auszeichnung empfangen, becomplimentirt und zu dem Ehrensitze geführt. Wenn man ihm ein Gericht reichte, tauchte er jedesmal den Aermel seines Pelzes hinein. »Khojah Effendi!« riefen die Anwesenden, »was macht Ihr?« — »Da ich alle Ehre, die man mir erzeigt, meinem Anzuge zu verdanken habe,« erwiederte er, »so ist es nicht mehr als billig, daß er auch an dem Mahle Theil nehme.

Theater in Trier.

Freitag, den 13. März: Hamlet, Trauerspiel in 5 (6) Abtheilungen, nach Shakespeare, von Schröder.

Zu den größten und unergründlichsten Schöpfungen der tragischen Kunst gehört unstreitig Shakespeare's Hamlet; in gleichem Maaße dürfte auch die Darstellung zu den schwierigsten zu zählen sein. Doch über die Dichtung selbst oder über die Darstellung auf hiesiger Bühne genügend zu sprechen, dazu würde ein Raum erfordert, der uns an dieser Stelle nicht gestattet sein kann. Daher hier nur einige Andeutungen.

Vorerst die Bemerkung, daß, wenn wir auch in der Schröderschen Bearbeitung sehr oft Shakespeare's Hamlet leider vermissen mußten, wir es doch diesmal gewiß als ein Glück betrachten können, daß grade nach Schröder, und nicht nach Schlegels trefflicher Uebersetzung die Aufführung geschah. Der Grund liegt am Tage. In Schröders Bearbeitung ist das ganze Interesse auf den jungen Prinzen H. versammelt, alle übrigen Personen steh'n neben Hamlet als bloßes Nebenwerk. Ganz anders bei Shakespeare, wo der König, Polonius, Ophelia in größter Bedeutsamkeit ihm zur Seite geh'n. Sahen wir nun zu deutlich, wie unter aller Würde selbst die nach Schröder unbedeutende Rolle des Königs gegeben wurde, wie würde sich erst ein Shakespeare'scher Claudius u. s. w. ausgenommen haben? Ein Glück also, daß diesmal Hamlet allein im Vordergrunde stand, um so mehr, da ein dramatischer Künstler, wie Hr. Kunst, die Rolle des Hamlet gab. Nur einem Künstler, wie H. Kunst kann es gelingen, diesen so vieldeutigen Charakter, der fast alle Seiten der Menschheit entfaltet, der die verschiedensten Empfindungen in so mannigfaltigen Situationen ausspricht, ganz zu erreichen. Ehe wir zu einigen Einzelheiten geh'n, noch Dies: Mehr als Alles, was wir zum Lobe des Hrn. Kunst sagen können, charaktrisirt sein Spiel der Ausspruch des ausgezeichneten Englischen Schauspielers Charles Kemble, der ihm im vorigen Sommer in Wirsbaden, in Gegenwart vieler Fremden, nachdem er ihn den Tag vorher als Hamlet auftreten gesehen hatte, erklärte, daß er in seinem Spiele das Spiel seines Bruders auf wunderwürdige Weise wiedererkannt habe. Bekanntlich war John Kemble der berühmteste Hamlet-Darsteller der neuesten Zeit.

Hr. Kunst entwickelte, wenn jemals, heute alle ihm zu Gebot stehende Modulation der Sprache, den ganzen Reichthum seines Gebehrdenspiels, jenes lebendige Durchdringen des darzustellenden Charakters, wodurch er Alles an sich zu fesseln und hinzureißen gewohnt ist. Man kann sagen: Der Künstler schien in s. Rolle so ganz aufgegangen, daß man über seinem Spiel das Individuelle seiner Person vergaß.

Das Schwankende in Hamlet's Charakter, die Rolle des Wahnsinns spielte er mit erschütternder Wahrheit; sein Hinstarren, sein Auffahren, sein Zerstreutsein, die eigenthümliche Weise, eine Rede, die er scheint fallen zu lassen, plötzlich wieder aufzunehmen, sind lauter sprechende Züge. In Bezug hierauf erinnern wir an die Szene zwischen ihm und Ophelia (Akt III, Sz. 9). Der Schluß derselben: In ein Nonnenkloster, geh! war voll der erschütterndsten Wirkung. Ausgezeichnet gelangen ferner jene schwierigen Stellen, wo er in dem labyrinthischen Irrereden seine Späher mit dem schärfsten Witze verspottet. Die Bitterkeit, die in den Szenen mit Güldenstern (Akt III, Sz. 4.) u. mit Oldenholm, dem armen wetterwendischen Höfling (Akt IV, Sz. 8.) liegt, ward bei aller ironischen Beimischung von Seiten des Dichters, durch Hrn. Kunst so piquant aufgetragen, daß sie dem Zuschauer höchstens ein leises Lächeln abgewann. Aber auch das ächttragische Element trat keineswegs in den Hintergrund. Ergreifend war in dieser Rücksicht die Szene, wo er den König knieend trifft, ferner der Besuch in der Königinn Kabinet, wo auch Mad. Euling das Spiel des Hrn. Kunst trefflich unterstützte.

Je bedeutungsvoller der Austritt während der »Komödie« ist, desto mehr wandte Hr. Kunst alle Spannkraft darauf. Wie ein Blutsauger hing sein Blick am Königspaare. Hr. Oldenburg spielte dagegen hier desto nachlässiger: unstät schweiften seine Augen hierhin u. dorthin!!!

Was den Monolog: »Sein od Nichtsein« betrifft, so möchte er wohl mehr träumerisch hinzusprechen sein, als kalt reflectirend, wie Hr. Kunst ihn aufgriff.

Die so schön vorgetragenen Lehren Hamlet's an den Schauspieler, möchten sie auf unserer Bühne nicht so flüchtig entschwunden sein! Aber ich fürchte, er predigte tauben Ohren.

Hr. Eisenhut (König) spielte im höchsten Grade matt u. unsicher; ein solches Spiel entwürdigt die Kunst. Auch Hr. Dreves gab den Geist recht geist- und seelenlos. Diese Rolle sahen Schauspieler, wie Shakespeare u. später Schröder, für so bedeutend an, daß sie es für nöthig fanden, sie selbst zu übernehmen. Je bedeutender sie ist, desto unverzeihlicher ist es, wenn man ihr so wenig Anstrengung widmet! Dem. Heller (Ophelia) war dagegen, vorzüglich in ihrem Wahnsinne, eine würdige Nebenbuhlerinn von Hrn. Kunst, wenn sie auch, statt der Blumen, bloß Strohhalme austheilte.

Ob es löblich ist, daß die Direction eben so leicht die Szene auf dem Kirchhofe mit den beiden Todtengräbern wegschnitt, als sie den hergebrachten Preisen ein Mehreres zusetzte, mag hingestellt bleiben.

S . . .

Ph. Laven, Redacteur.

---

[9] Den allzufrühen Tod ihres vielgeliebten Sohnes und Bruders, Carl August Wellenstein, Vicarius in Andernach, welcher an den Folgen einer Schwindsucht schon im 27. Jahre seines Alters und im 2. seiner Geistlichen Würde in ein besseres Leben überging; zeigen hiermit allen theilnehmenden Freunden und Bekannten an

Die trauernden Eltern und Geschwister.

Prüm und Andernach, den 8. März.

---

[10] Nachricht für die H. Notarien des Landgerichtsbezirks Trier.

In der Blattau'schen Buchdruckerei ist zu haben:
»Register zur Eintragung der Inventarisationen in Vormundschafts-Sachen.« Preis per Bogen 6 Pf. Briefe franco.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 21. März. N°. 23.



Diplomatische Umtriebe im Jahre 1741.

Ein Beispiel aus unserer Landesgeschichte nach Original-Quellen.

Bearbeitet

von **J. H. Wyttenbach.**

(Schluß.)

Hierauf fragte der Marschall den Weihbischof: Was er von diesem Allem halte? Die Antwort Nalbach's war:

„Derlei weitaussehende Dinge lägen ausser seiner „Sphäre. Er könne sich daher weiter nicht einlassen; „auch sei er vom Kurfürsten deshalb weiter nicht instruirt. „Uebrigens halte auch er dafür, daß der zu erwählende Kaiser ein Katholik und ein Deutscher sein müsse; auch verkenne er nicht, daß zur Aufrechthaltung „des allgemeinen Ruhestandes das gute Einverstehen „Frankreich's nicht außer Acht zu lassen sei. Nach „seiner einfältigen Meinung habe er aber immer geglaubt, an dem Einverständniß zwischen Frankreich „und dem Großherzog von Toskana um so weniger „zweifeln zu dürfen, da öffentliche Blätter wiederholt „versicherten, Frankreich habe die Pragmatische Sanktion nicht nur angenommen, sondern auch die Erblande der Maria Theresia contra quoscunque zu garantiren und zu beschützen übernommen. —“

Hiermit schloß sich diese Unterredung.

An dem nämlichen Tage beeilte sich der Kur-Sächsische Gesandte, Baron von Gersdorf, dem Marschall einen Besuch abzustatten. Unser Berichterstatter sagt von dieser Visite: „Der Marschall (quod omnes admirabantur) ging nicht einen Fuß breit dem Kur-„Sächsischen Gesandten entgegen. Dieser beschwerte „sich auch bei mir sehr über die schlechte durch den „Marschall ihm geschehene Aufnahme. Ich erwiederte ihm lächelnd, daß sie beide vermuthlich in „der Hauptsache einverstanden wären, und dürften „daher das äußerliche kalte Ceremoniel, um nur der „Welt etwas glauben zu machen, affectirt haben.“

Unser würdiger Weihbischof Nalbach war, wie man merkt, auch kein unfeiner Diplomat.

Nachdem der Französische Gesandte hierauf noch eine zweistündige Audienz bei dem Kurfursten gehabt hatte, der jenem durch Nalbach nochmal manierlich beibringen ließ, daß von Seiten Kur-Triers vorerst kein Entschluß, vor der Unterredung mit dem Kurf. Collegium, gefaßt werden könnte: entschloß sich der Marschall, Ehrenbreitstein zu verlassen, und den Kurfürsten von Cöln zu Bonn zu besuchen. Dieser, ein Bruder des Kurfürsten von Baiern, brauchte nicht weiter bearbeitet zu werden.

Nach der Zurückkunft des Marschalls, wagte dieser einen neuen Sturm auf Franz Georg; vorzüglich auf einen wahrscheinlichen Krieg anspielend, wenn der Kurfürst von Baiern nicht gewählt würde. Dann hätte gerade das arme Erzstift Trier vorzüglich zu leiden*). Hierauf nahm der Gesandte seinen Weg nach Mainz, um auch hier das nämliche Spiel zu spielen. —

Diplomaten von allen Farben durchkreuzten sich an

---

*) Hontheim schrieb in dieser Zeit an Spangenberg: „Ich weiß nicht, ob ich gemeldet habe, daß der General Baseque dahier im Thal ein Haus bestanden habe; „er hat auch Commission wegen Regulirung der Grenz-„Differentien.“ Die Antwort Spangenberg's war: „R (d. i. der Kurfürst v. Trier) muß C (Frankreich) wie „einen Augapfel menagiren und suchen, daß der Ausschlag des Geschäftes, wenn solcher für E (Oestreich) „glücklich sein sollte, ihm noch bei C ein merito zuwege-„bringe. Est modus in rebus.“

Franz Georg meinte: „Das wäre eben die Kunst. „Spangenberg möge hierüber seine Gedanken näher eröffnen, wie dieses anzugreifen?“ — Dieser erwiederte: „Ich studiere auch noch darauf; finde aber noch zur Zeit „keinen Grund, als die Aufrechthaltung der Religion, „welche bei allen anderen Fällen in Gefahr stünde; denn „alle politischen Gründe und Staatsursachen werden in „Französischen Ohren nicht viel gelten.“

Die argumenta auren, wie Spangenberg in andern Berichten sagt, spielten bei Manchen auch eine große Rolle.

den geistlichen Kurhöfen. Bald nach Belleisle kam auch der Spanische Gesandte, Graf v. Montyo. Ueber die Spanische Grandezza dieses Herrn erzählt ein Brief des Chorbischofs v. Kesselstatt, der von Mainz aus regelmäßig Bericht an Franz Georg zu erstatten hatte, folgende den stolzen Spanier bezeichnende Anekdote: „Der Spanische Gesandte (sind die eigenen Worte des Berichtes) „ist im Wirthshause vom „Hofe (zu Mainz) frei gehalten worden, welches derselbe für einen affront hat aufnehmen wollen. Da „man ihm aber die Versicherung gegeben, daß dieses „die größte Auszeichnung in deutschen Landen sei; so „hat sich derselbe endlich darin gefunden. Jedoch um „der Spanischen Grandezza nichts zu vergeben, hat „er unter der Hand den Wirth befragen lassen, wie „hoch sich die Zech belaufe. Man nannte ihm 200 „Gulden. Er ließ hierauf dem Wirth sagen, daß er „die vom Kurfürsten ihm bewiesene Gnade in Bezah„lung der Zech annehme; aber er überschicke hiermit „den Knechten und Mägden des Wirthshauses 300 Gul„den als Trinkgeld!" — Der Chorbischof macht noch die naive Schlußfolge: „Wenn nun viele dergleichen „Gesandte in das Wirthshaus einkehren sollten, dürf„ten die Knechte und Mägde aller anderen Herrschaf„ten Dienst verlassen." —

Das Ende von Allem war, daß Karl Albrecht, Kurfürst von Baiern, im Januar 1742, als Karl VII., zum Kaiser gewählt wurde, nachdem während dem ganzen verflossenen Jahre für die Wahl gewaltige diplomatische Bewegungen in ganz Europa Statt gefunden hatten. Doch, wie bekannt ist, hatte Karl Albrecht nur zu seinem und seines Landes Unglück die Kaiserkrone erlangt, die er nicht lange trug, da er schon im Januar 1745 starb — in Kummer und Noth.

Nach den Vorspiegelungen mancher Diplomaten sollte durch diese Wahl ein Krieg vermieden werden. Der Oestreichische Successionskrieg beweis't aber das Gegentheil.

Kunst-Notizen.

Von N. Krahe.

Der unterm 13. Februar d. J. dahier verstorbene Dom-Kapitular, Herr Joh. Wilh. Reichelstein hatte angebornen Sinn für vaterländische Kunst; von diesem u. Gelegenheit begünstigt, legte er früher schon den Grund zu einer ansehnlichen Sammlung von Oelgemälden.

Als Geistlicher in der Abtei Altenberg, als Pfarrer zu Sinzig, Münstereifel und Ahrweiler entzog er bei'm Beginn der Französischen Oberherrschaft manches Schöne dem Raub und dem Verderben, was aus Klöstern, Kirchen und Kapellen wandern mußte.

Als Regens des geistlichen Seminars und zuletzt als Dom-Kapitular hierselbst, setzte er die lobenswerthe Bemühung des Sammelns unermüdet fort und durfte dem Ende seiner irrdischen Laufbahn mit dem stolzen Bewußtsein entgegen sehen, für Trier und die hiesigen Kunstfreunde einen reichen Schatz vaterländischer Kunst erworben zu haben.

Aus der bedeutenden Sammlung des Verewigten seien hier nur wenige Bilder ausgehoben.

No. 11. des Katalogs. Auf dem äußern Deckel einer Kapsel ein Todtenkopf, mit schreckbarer Wahrheit ausgeführt; im Innern derselben auf den beiden Flügeln die 1/4 lebensgroßen Kniebilder von Luther und Melanchton, mit dem Fleiße, der Zartheit und dem Regelmaaß der Formen behandelt, welche man an Lucas Cranach schätzt.

No. 16. In der Mitte Christus am Kreutze, zu beiden Seiten Maria und die zwölf Apostel in etwas mehr als 1/4 Lebensgröße und ganzen Figuren. Faltenwurf, Umrisse, Kolorit, und der Charakter in den Köpfen sprechen deutlich für einen Meister aus der deutschen Schule des 15. Jahrhunderts: doch haben successive Restaurationen die feste Bestimmung des Meister-Namens schwer gemacht.

No. 28. Die Geburt Christi. Gemüthlichkeit und der ruhig forschende Geist des deutschen Künstlers ist hier in der vor dem Neugebornen kindlich knieenden Mutter ausgesprochen: Korrektheit in den Umrissen, richtiger, wiewohl etwas steifer Faltenwurf und Harmonie der Farben lassen auf den Veteran deutscher Kunst, auf — Albrecht Dürer schließen.

No. 29. Dasselbe läßt sich mit vollem Rechte von diesem Bilde sagen. Der Apostel Andreas, eine stehende ganze Figur in 1/4 Lebensgröße, sieht in fromm schwärmender Ergebung auf die für ihn bestimmten Marter-Instrumente nieder. Beide Bilder scheinen gut conservirt, und von Restaurator-Händen wenig gelitten zu haben.

No. 37. Die Anbetung der drei Könige. Wer von Franck's Gemälden, mit ganz kleinen Figuren reichlich ausgeschmückt, in ängstlichem Fleiße, doch etwas dunkelm Farbenschimmer nur wenig gesehen, wird den Meister dieses Bildes nicht verkennen: der sich schon läuternde Geschmack des 17ten Jahrhunderts zeigt sich hier offenbar.

No. 43. Eine Madonna mit dem Kinde. Nur aus der Kunstgeschichte geschöpfte Analogie und individuelle Ansicht lassen in diesem schön und mit äußerstem Fleiße ausgeführten Bilde einen Schüler Titian's, den Deutschen Maler Christoph Schwarz aus dem 16ten Jahrhundert ahnden.

In einer, durch nähere Umgebungen und eine in die Ferne ausgedehnte Landschaft reich geschmückten Staffage sitzt in halber Lebensgröße der Figuren die Mutter, ihren Knaben in den Armen haltend. Dies Bild befriedigt — zwar nicht durch alle Formen und die sanftern Züge der Gesichter — doch das Auge des Beschauers. Daß die Farben etwas durchgedunkelt haben, ist Schuld der Zeit.

No. 51. Van der Neer, der muthmaßliche Schöpfer dieses kleinen Bildchens, stellt bis zum Lachen wahr, den Niederländischen Schneidermeister, sammt Gesellen und Lehrjungen auf dem Tische sitzend, dar. Wie dieser Künstler die Geistesstufen in der menschlichen Natur studirt habe, beweis't der Blick des alten, sehr beschäftigten Mannes, der von seinem Sitze, wie von einem Thron herab, die bei'm Gewerb Beschäftigten regiert.

No. 58. Das letzte Abendmahl. Angeblich von Bart. Spranger, in 1/4 lebensgroßen Figuren. Wer freilich dieses Gemälde neben ein Italienisches, z. B. von Leonardo da Vinci, als Maaßstaab stellen wollte, würde allerdings den südlichen Geist und seine Grazie darin entbehren; wer sich aber mit dem hier ausgesprochenen regen Geist des Künstlers, einer reichen Zusammenstellung, der sprechenden Bewegsamkeit in den — obwohl manirirten Gliedern der Handelnden, mit Farbenton und einem wohlerhaltenen Zustande befriedigen läßt, wird diesem Bilde doch das Recht auf eine Stelle seines Bildersaales gern vergönnen.

No. 73. Eine Bauerngesellschaft von Adrian von Ostade. Wenn man diesen Niederländischen Zauberer in Darstellungen des täglichen Lebens der ungebildetsten Volksklasse kennt, so wird man ihn in vorliegendem Bildchen mit Vergnügen wiederfinden. Alles, was hier vorgeht, spricht sich ohne weitere Erläuterung aus, und

dem Liebhaber dieser Gattung würde es einen erfreulichen Besitz gewähren.

No. 120. Ein Betrunkener wird nach Hause geführt, Nachtgemälde von Schalken. An dem hier genannten Meister würde man des in diesem Gemälde angewandten kühnen Pinsels wegen zweifeln dürfen, weil man an Schalken keine so freie Manier, auch nicht die Korrektheit in der Zeichnung, sondern neben ungeheurem Fleiße in Vollendung und ängstlicher Verschmelzung seiner Farben wenig Sinn für richtige Formen zu sehen gewohnt ist.

Indessen giebt die täuschende Wahrheit der dreifachen Beleuchtung, zuerst des vollen Mondlichts auf die Landschaft, sodann der von der Begleiterinn getragenen Leuchte auf die Menschengruppe, endlich des in der Stube des Beschauers selbst auf die im Vorgrunde angebrachte Oeffnung von Quadersteinen und die auf dem Gesimse derselben liegenden zwei Bücher fallenden Tageslichtes den in diesem Fache unübertreffbaren Meister Schalken kund, von dem man sagt, daß er sich in seiner Künstlerlaune zuweilen einer freiern Handhabung des Pinsels und einer korrektern Zeichnung beflissen haben soll.

No. 126. Der heilige Franziskus von Aug. Carracci. Die mit Baumgruppen und Felsen umgebene Gestalt des Heiligen, der knieend und seine sehnsüchtigen Gedanken zum Himmel sendend, so wie Kolorit, Faltenwurf und freies Spiel in der Bewegung tragen alle für die Bolognesische, vorzüglich aber für die Carraccische Schule zeugende Merkmale.

Ist dieses schöne Bild Kopie, so ist der Schüler seines Meisters würdig, denn er hat gefühlt, was er nachgeahmt.

No. 77 und 78. Wer reiche Komposition in gehäuften Gruppen, verbunden mit gefälligem Farbentone und guter Erhaltung vorzüglich liebt, wird diese beiden zwischen der Bolognesischen und der Venetianischen Schule schwebenden Gemälde von Antonio Pellegrini des Besitzes werth halten.

Die Figuren haben 1/4 Lebensgröße. In dem ersten Bilde tritt Jephta's Tochter ihrem aus der Schlacht wiederkehrenden Vater mit klingendem Spiele ihrer Jungfrauen entgegen und ahndet nicht, daß sie das Opfer des väterlichen Gelübdes werden soll. Des Vaters Schmerz über die grausamen Folgen seines übereilten Schwurs habe ich wohl in andern Darstellungen dieses tragischen Augenblickes mit größerer Wahrheit ausgedrückt gefunden.

In dem Seitenstücke zieht David als Sieger über den Feind seines Volkes, den riesenhaften Goliath, in Jerusalem ein und wird mit dem Seegensrufe einer großen Volksmenge, angeführt von der Tochter seines Königs, vor den Thoren feierlich begrüßt.

Da unsere Treviris zu wenig Raum gestattet, um sämmtliche Bestandtheile dieser Sammlung nach ihrem Werthe zu beleuchten, so möge das Gesagte die Aufmerksamkeit vermögender Kunstfreunde auf sich ziehen, damit das Andenken des Verewigten uns auch von dieser Seite bleibe, und hierdurch der wahrscheinliche Verlust des größten Theiles dieser werthvollen Sammlung gemindert werde!! —

Die vier Schwestern.

(Fortsetzung.)

In Gegenwart Stanley's schienen die Töchter Ramsay's in Verlegenheit zu sein. Wenn sie von ihm sprachen, so geschah es mit einer gewissen Behutsamkeit, mit einer Art Vorsicht, die den Frauen überhaupt eigen ist, wenn sie gesprächsweise einen Gegenstand berühren, der sie im Herzen oft und viel beschäftigt. Denn noch waren sie zu wenig weltkundig und auch zu jung, um ganz mit Erfolg ihre innersten Gefühle zu verbergen. Eine lebhafte Röthe verbreitete sich alsbald über das schöne Antlitz, die Stimme fing an unbestimmt zu werden und die Unordnung, die in ihrem Gespräche herrschte, verrieth die umsonst unterdrückte Beklommenheit ihres Innern.

Sir William war sehr ungehalten mit dem Benehmen seiner Töchter in Gegenwart Oliver's; er hielt es ihnen öfters vor, daß sie keine Engländerinnen seien, da sie sich so kalt gegen ihren Landsmann benähmen. Trotz dieses Vorwurfs von Seiten ihres Vaters schienen die Mädchen die Nähe Stanley's zu fürchten; sie bebten, auch nur seine Kleider zu berühren. Wenn sie ihm etwas darboten, so zogen sie augenblicklich ihre Hände zurück, als fürchteten sie eine Wunde. Selbst auf dem Spaziergange flohen sie das Anbieten seines Armes; wenn indeß eine von ihnen die Unklugheit hatte, es nicht zu vermeiden, dann konnten ihre Schwestern die innern Regungen nicht verbergen, die sie empfanden. Sie wechselten untereinander unerklärliche Blicke; faßten sich in's Auge, als seien sie Fremde, die sich zum ersten Male begegneten und sprachen allerlei Albernheiten.

So verflossen einige Monate, da wurde Sir William von seinem alten Uebel, der lähmenden Gicht, heimgesucht und die so angenehmen Ausflüchte in die Umgebungen der Villa wurden immer seltner. Die Töchter weihten alle ihre Stunden ihrem kranken Vater, den sie beständig sorgsam umgaben. Sie suchten durch ihre kindlichen Schmeicheleien ihm seine Schmerzen erträglicher zu machen.

Indeß eines Abends, es war am 9. Sept. 1832, bat Sir Ramsay, obschon er sehr litt, inständig seine Töchter, nach einem seit lange gefaßten Vorsatze den folgenden Morgen auf die Spitze eines hohen Berges zu steigen, um da den herrlichen Sonnenaufgang zu genießen. Die Kinder weigerten sich dies anzunehmen, stellten dem Vater vor, daß sie sich unmöglich von ihm trennen könnten, weil ihre Gegenwart ihm so nöthig sei — Miß Henriette schien sehr in Unruhe. Sie kam an das Bett des Vaters, legte schmeichlerisch ihr Haupt auf sein Kissen und flüsterte ihm zu: O Vater, ich beschwöre Sie, erlauben Sie mir, daß ich wenigstens Sie nicht verlasse.

Nein, mein liebes Kind, entgegnete ihr Ramsay, du darfst dich nie von deinen Schwestern trennen; gehe mit ihnen und beseh' dir dies erhabene Schauspiel der Natur, welches du noch nicht kennst. Der Kapitain Oliver wird euch dahin begleiten.

— Vater, schrie Henriette plötzlich, indem sie sich erhob, mit feierlicher Stimme, ein Vorgefühl, ein ängstlich Vorgefühl sagt mir, daß wir uns nicht von Ihnen trennen sollen.

— Abergläubisches Mädchen! sagte der General, indem er über ihren pathetischen Ton lächelte, deine geheimnißvollen Empfindungen, was verkündigen sie dir denn?

— Daß die Sonne Morgen nicht schön zum Sehen ist, weder bei ihrem Auf- noch bei ihrem Niedergange.

— Und warum Das, meine gute Wahrsagerinn?

— Vater, ich kann das Ihnen nicht sagen. Uebrigens wissen Sie so gut, wie ich: Ahndungen sind oft wahr... Man kann sie sich nicht erklären...

Oliver, der diesem Gespräche zugegen war, ent-

schlied sich zu keiner Seite. In diesem Augenblicke erhob er sich, ging an's Fenster und betrachtete aufmerksam die Spitzen der Alpen. Er sprach wie mit sich selber: »Der Himmel ist so rein und sternenhell, es ist kein Ungewitter zu fürchten« .... Hierauf setzte er sich wieder und schien in tiefes Nachdenken versunken. —

Der Kapitain hat Recht, sagte Sir William und erhob sich mit Mühe aus seinem Bette; nie war das Wetter so günstig für eine solche Ausflucht. Meine lieben Kinder, thut mir also den Gefallen und geht. Ich würde gern an eurer Gesellschaft Theil nehmen, aber es ist unmöglich.

Den folgenden Morgen, vor Anbruch des Tages, klopfte Jemand an dem Thore der Villa: es war Stanley, der die Töchter Ramsay's abnahm. Das Wetter kündete sich gut an, indeß ein etwas lebhafter Wind säuselte in den belaubten Spitzen der Bäume und hinderte die Mädchen im Gehen. Mit ungleichem Schritte strebten sie voran. Bald ging es im Laufe, bald im Sprunge, bald blieben sie, um Athem zu schöpfen, stehen, ohne jedoch ein Wort zu sprechen, weil der Wind ihnen das Sprechen erschwerte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Hause des Copernikus in Thorn nahmen zwei Engländer, die auf Raritätensammeln reisten, zwei Steine aus dem Kellergewölbe für ihr antiquarisches Kabinet mit, die sie dem Eigenthümer pro Pfund mit einem Pfund Sterling bezahlten.

Theater in Trier.

Sonntag den 15. März: **Wilhelm Tell**, Schauspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller.

Dieses Stuck ist das letzte von des gefeierten Dichters Hand und auch das vortrefflichste. Abgeseh'n von den Charakteren, die in der größten Mannigfaltigkeit uns entgegenstrahlen, hat Schiller darin, der doch nie die Schweiz bereis'te, mit genialischer Treue die Naturschönheiten dieses Hochlandes geschildert.

Wie die Anlage des Stücks es erheischt, ist der Charakter Tell's mit vorzüglicher Liebe ausgemalt. Diese Rolle gab heute als 5. Gast-Darstellung Hr. Kunst. Tell ist von Natur ein harmloser, frommer, friedfertiger Mann; erst da, als der Landvogt ihm das Schrecklichste zumuthet, als er sich, die Seinigen u. sein liebes Land auf's äußerste bedrängt sieht, da erst wird ihm die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt. Mit dieser Unterscheidung in Tell's Gemüthsstimmung haben wir zugleich uns zur Beurtheilung des Spiels von Hrn. Kunst den Weg gebahnt. Die stillhäusliche Szene in Tell's Haus zwischen ihm u. Hedwig u. den Kindern, das Gespräch mit seinem Söhnchen unfern des verhängnißvollen Hutes entbehrte oft des herzlich warmen Tones, der einem Gatten und Vater gegen die Seinigen so natürlich ist. Dagegen fielen desto glänzender die Szenen aus, wo Tell, dem Landvogt gegenüber, nicht nur männlich droht, sondern auch verzweiflungsvoll fleht; hiehin gehört denn auch Tell's Monolog. Hr. Kunst wurde am Ende mit rauschendem Beifall gerufen. Auch einige andere Rollen wurden ziemlich gut gegeben.

Im Uebrigen stand es mit dem Stücke jämmerlich. Daß Tell ohne Ruder fahren mußte, daß die Thüre seines Hauses so zerbrechlich war, daß der Vorhang mitten im Akte fiel, daß am Ende des 3. Akts keine Stricke da waren, um Tell zu binden, ist das Wenigste. Die zum Verständnisse des Folgenden unentbehrliche Szene des Attinghausen blieb ganz weg; um 5 Akte herauszuwinden, zerhackte man den 4. Akt in zwei Hälften, u. s. w. Der größte Machtstreich geschah noch am Ende, wo Hedwig ihren Tell, statt ihm, wie es der Dichter will, in seinem eigenen Hause an den Hals zu fliegen, in der hohlen Gasse bei Küßnacht wiedertrifft!!

Montag den 16. März: 1) Hedwig, die Banditenbraut, Drama in 3 Akten, von Theodor Körner.

Wenn auch Zriny u. Rosamunde vor Hedwig in vielen Beziehungen den Vorzug verdienen, so zeigt doch auch der Dichter in diesem ernsten Drama sein ausgezeichnetes Talent, bedeutende u. folgenreiche Situationen anzulegen. Mit aller Frische treten die Charaktere hervor: Hedwig mit ihrem männlich-starken Muthe; Julius mit seiner glühenden, liebebegeisterten Jünglingsseele; Rudolph mit seiner teuflischen Wildheit. Hr. Kunst (Rudolph) bewährte auch diesen Abend seine überlegene Kraft, dergleichen Charaktere darzustellen. Vorzüglich interessant war seine Declamation in den Monologen; erschütternd falt die Worte: Mir kommt's auf einen kleinen Mord nicht an! (Akt II., Sz. 7.) Aber auch sein Minenspiel, sein Gang verrieth schon hinlänglich den wüsten Menschen. Wild rollten die Augen, und die Hand ballte sich stets unwillführlich. Nur der erste Auftritt mit Hedwig (Akt I., Sz. 6) klang wohl etwas zu pathetisch. Dem. Koch (Hedwig) spielte, wie immer, mit Fleiß u. Aufmerksamkeit. In der 3 Sz. des 3. Akts, wo sie knieend vor Rudolph liegt, entwickelte sie eine Kraft in ihrer Darstellung, die wir bisher noch nicht bei ihr wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Auch Hr. Löwe verdient Lob; aber seine rothe Mütze und Hrn. Pohlmann ganzes Kostüm auf der Jagd waren wirklich Lachen erregend.

2) Die eifersüchtige Frau, Lustspiel in 2 Akten von Kotzebue.

Wenn Hrn. Kunst ganze Individualität ihn auf tragische Rollen hinzuweisen scheint, so legte er doch heute auch das unwidersprechliche Zeugniß ab, daß er auch im Lustspiele sich wohl umzuthun weiß. Die Rolle des Regierungsraths von Uhlen wurde von ihm mit einer Wahrheit gegeben, daß man ihn eher zwischen vier Wänden, als auf der Bühne zu sehen meinte. Kleine lebenathmende Nuancirungen, die der dramatische Dichter nicht hinzeichnen kann, kamen in seinem Spiele unzählige vor. Trefflich wurde er dabei von Mad. Auling (Sophie) unterstützt, und es gewährte uns kein geringes Vergnügen, das Paar, nach Beendigung des Stücks, unter lebhaftem Beifalle hervortreten zu sehen.

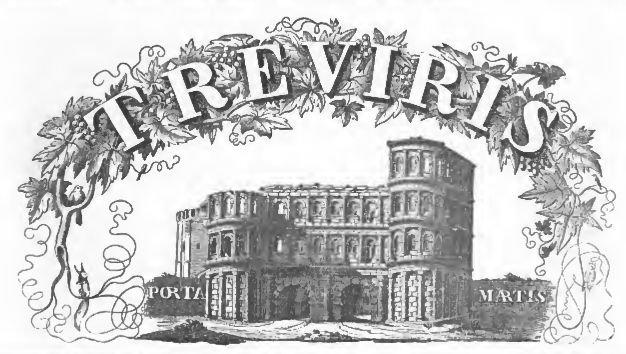
Dienstag den 17. März: Stille Wassee sind tief, Lustspiel in 4 Abth. u. s. w.

Dieses schon den 9. Febr. d. J. auf unserer Bühne gegebene Stück ist reich an lebendigen Szenen und starkmarkirten Charakteren. Es zeigt auf's deutlichste, daß das wahre Leben des Lustspiels nicht bloß in der Aneinanderreihung spaßhafter Redensarten u. Wendungen, sondern in der künstlerischen Darstellung seltsamee moralischer Erscheinungen beruhe. Wenn es aber je klar wurde, wie leicht es unsere Gesellschaft mit den Proben nehmen mag, so war es diesen Abend. Keine Harmonie, kein Ineinandergreifen in den Ensemble-Auftritten! Das Spiel des Hrn. Kunst (Baron Wiburg), wie treu und lebensfrisch es auch war, vermochte nicht diese Schattenseite zu verdrängen. Allerliebst waren übrigens die kleinen Einzelheiten, die dieser Künstler hier u da anbrachte: das Finden der Stecknadel, das gegen alle gute Sitte verstoßende Fangen der Fliege u. s w. Obschon Hr. Kunst bis zu den letzten Szenen im Ueberrocke erschien, so leuchtete der Militair doch überall hervor. Dieser Zug war nicht das geringste Verdienst in seinem Spiele. Mad. Schmitt, die diesmal in der Rolle der Therese Dem. Heller ersetzte, kam zwar letzterer nicht bei, that aber ihr Möglichstes.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 25. März. **N°. 24.**



Fragmente zur Geschichte Caspar Olevian's, eines jungen Trierischen Reformators im XVI. Jahrhundert.

Gesammelt

von **M. F. J. Müller.**

Die Lebensgeschichte unseres Landsmannes Caspar Olevian, so wie jene seinee vorzüglichsten Anhänger und die Geschichte des im Jahr 1559 zu Trier erweckten Religionsaufstandes finden wir zwar von Einigen weitläuftig, doch nicht vollständig beschrieben; von Andern nue im Vorbeigehen berührt, auch nicht immer richtig beurtheilt. Der Grund hievon liegt vorzüglich darin, weil man nicht von allen auf diesen Gegenstand Bezug habenden Dokumenten eine hinreichende Kenntniß hatte; denn allerdings muß man doch zuerst das Faktische rein darzustellen sich bemühen, um die hier auftretenden Personen, so wie den ganzen Hergang selbst, mit Ehre beurtheilen zu können: dann endlich sich von aller voreiligen Zuneigung oder Abneigung loswinden, welche Leidenschaften so manchmal einem Scheiftsteller den wahren Gesichtspunkt verschieben. Es ist hier meine Absicht nicht, diese Fragmente, Urkunden und andere Dokumente nach ihrem ganzen Inhalte vorzulegen, sondern ich lasse es dabei bewenden, Diejenigen darauf aufmerksam zu machen, welche dereinst Muße haben weeden, diese Geschichte vollständiger zu entwickeln; wobei ich endlich noch erinnere, daß die meisten dieser Schriften sich in unserem Stadtarchiv vorfinden.

Litteratur.

1) Die vorzüglichsten und hochzuachtenden Quellen zu dieser Geschichte hat uns Peter Dronckmann, Stadtschreiber zu Trier *) aufbewahrt: wir finden dieselben größtentheils bei Hontheim Histor. trevir. diplom. Tom. II. Seite 783 -- 860. Nebst diesen bereits abgedruckten Urkunden und Aktenstücken hatte ich die Gelegenheit theils in unserem Stadtarchiv, theils durch andeee Foeschungen noch mehrere zu entdecken, welche iber diesen Hergang bald mehr,

*) In einem Dokument unseres Stadtarchivs habe ich folgende Stelle gelesen: „Anno 1559. u. ff. Samstag Mariae Magdalenae bin ich Petrus Dronckmann zu einem „unschuldigen Secretarius angenommen worden, und hab „den gewöhnlichen Eyd gethan." Warum sich derselbe unschuldig nennt, das weiß ich nicht. Er war im Jahr 1530 zu Trier geboren. Im Jahr 1568, wo die Stadt Trier gegen ihren Erzbischof die Reichsunmittelbarkeit behauptete, spielte derselbe eine Hauptrolle, daher nannte ihn der Kurfürstliche Commissarius Reck im Jahr 1570 einen Hauptanführer der Trierischen Rebellen: indessen protestirte Dronckmann gegen dieses Compliment. Nachdem aber dieser Prozeß im Jahr 1580 vom Kaiser Rudolph dem Zweiten zum Nachtheil der Stadt Trier entschieden worden war, fand Dronckmann rathsam, mit seiner Familie nach Luxemburg zu ziehen; man glaubte aber daselbst in der Folge, daß an diesem Manne eben nicht so viel Geist als Fleisch zu finden sei: die Gesta Trevirorum cap. 184. bei Hontheim im Prodromus histor. trevir. diplom. Tom. II. Seite 870 erzählen uns darüber Folgendes: Petrus Dronckmann secretarius, sed simplex et parum versatus, oraculum senatus et urbis erat. Hic dum armis parum, jure se nihil retinere posse adverteret, se cum familia Luxemburgum transtulit, Luxemburgenses sive mole corporis tanti viri decepti, sive odio Trevirensium, ejus opera in rebus magnis et legationibus usi sunt, donec didicerunt, potuisse magno reipublicae commodo Trevirenses ejus opera maturius caruisse. Vielleicht stellten die Luxemburger diesen Mann eben nicht an jenen Ort, wo er hätte nützlich sein können. Vielleicht war auch Dronckmann bei dem Verfasser dieser Stelle nicht in der besten Gunst. Ueber Dronckmann's und dessen Familie ferneres Schicksal weiß ich Nichts zu bekunden; nur fand ich in Luxemburgischen Papieren unter den dasigen Stadtscheffen einen Philipp Dronckmann im Jahr 1620 angemerkt; man kann mit Grund vermuthen, daß derselbe ein Sohn von Peter Dronckmann gewesen sei.

bald weniger Licht verbreiten; Plan und Raum er-
lauben mir an dieser Stelle nichts weiter, als die-
selben durch ein sehr summarisches Verzeichniß zur
Erinnerung zu bringen, wie ich schon oben bemerkt
habe; wobei ich aber die chronologische Ordnung nicht
so strenge befolgen werde:

a) Ein Schreiben an den Bürgermeister Johann
Steuß zu Trier, von dessen Sohn Anton Steuß,
datirt zu Heidelberg am 10. October 1559 unter fol-
gender Adresse: **Prudentia et humanitate praedito
viro Johanni Stüys Consuli trevirensi, patri meo
colendo, Treviris.** Dieses Schreiben beweis't, daß
der damalige Kurfürst von der Pfalz ein treuer Be-
förderer unseres Olevian's gewesen sei; es heißt da-
selbst: „Alles, was von den Trierischen Abgesandten
„den Zweibrückischen Räthen zugekommen ist, habe
„ich dem Kurfürsten von der Pfalz angezeigt, welcher
„es mit einer besondern Freude vernommen hat, und
„hat versprochen, zur Beförderung dieses Geschäfts
„sich alle Mühe zu geben; besonders, wenn der Bi-
„schof etwas gegen die Freiheit der Stadt oder gegen
„die Reichssatzung unternehmen sollte, welches er aber
„nicht thun wird, wenn er weise ist. Dieses habe ich
„Dir auf Befehl des Durchlauchtigsten Fürsten in größ-
„ter Eil geschrieben, damit Du mit desto größerem
„Zutrauen verfahren sollst *).

In den Prozeßakten der Stadt Trier gegen ihren
Erzbischof vom Jahr 1570 wird eines Georg Steuß
gedacht, welcher Nassauischer Amtmann und Rath zu
Saarbrücken war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Omnia, quae a legatis Trevirensibus ad consiliarios Bi-
pontinos pervenerunt, Electori Palatino indicavi, qui
singulari gaudio omnia audivit, seque omnem operam
in hoc negotio promovendo daturum pollicitus est; prae-
sertim si episcopus contra libertatem urbis aut decretum
Imperii aliquid conatur, quod tamen non faciet, si sapit.
Haec ad te jussu et mandato illustrissimi principis, ut
eo confidentius ageres, in summa festinatione scripsi.
Dieses Billet wurde in Geheim abgeschrieben und dem
Erzbischof von Trier in Pfalzel mitgetheilt.

Linguistische Träumereien.

Von Friedrich v. Sallet.

J'aime de tes concerts la sauvage harmonie.
Lamartine.

Die Englische Sprache steht fast allgemein im Rufe
der Unschönheit, ja Widerwärtigkeit im Klange. Wie
kommt es doch, daß mich ein gewisser geheimer Zauber
zu ihr hinzieht, mehr als zu jeder andern? Es ist
nicht allein die weise Zweckmäßigkeit und Gekerntheit
in Ausdruck und Fügung, die oft eigensinnig sonder-
bare (und freilich zieht geistreiche Sonderbarkeit jeden
mit Einbildungskraft Begabten an) und doch stets tref-
fende, bis in's Mark der Sache dringende Bezeichnungs-
weise: das Alles könnte in hohem Grade interessiren,
aber nicht zauberisch anlocken. Dies liegt tiefer, und
ich suche es im Klange (wenigstens, wie ich mir ihn
denke), also grade darin, weswegen diese Sprache am
meisten verschrieen ist.

Von der Französischen Sprache wollen wir nicht
reden. Sie ist bloß aus Höflichkeit, aus Lebensart
weich und wohlklingend, bloß um Anderer Ohren nicht
durch harte, unverschmelzende Töne unanständiger Wei-
se zu verletzen. In dem Herüberziehen der Endkonso-
nanten vor Vokalen, in der weichen Aussprache des S
2c. merkt man diese Absicht deutlich und ist verstimmt;
denn man vermißt den aus innerer Fülle und Ueber-
einstimmung strömenden Wohllaut. Der Wohlklang der
Französischen Sprache ist nur Convenienz, nicht Na-
tur. Aber vergleichen wir z. B. die Italienische mit
der Englischen, wohlgemerkt nur in Hinsicht des Klan-
ges. In der erstern sehe ich ein regelmäßig gebildetes
Antlitz, von edler, weicher Form, üppig ohne übervoll
zu sein, ein schwärmerisch großes Auge, das ebensowohl
tief schmachten, als lebhaft umherblitzen kann; schwel-
lende, warme Lippen, welche die Wollust lächelnd um-
schwebt. Es entzückt beim ersten Anblick; aber eben
deshalb begnügen wir uns auch mit dem ersten Eindruck,
und in schlaffer Lust versunken, geben wir uns keine
Mühe weiter, den Geheimnissen dieses Antlitzes nach-
zuforschen; wir glauben sie alle sogleich herausgefühlt
zu haben, und vielleicht haben wir nicht ganz Unrecht.

In der Englischen Sprache hingegen erblicke ich ein
Antlitz mit scharfen, spitzen Zügen, ohne schwellende
Weichheit und glühendes Colorit, von etwas unregel-
mäßiger, sonderbar, kecker Zeichnung. Es erscheint
uns fremd, da wir seine eigenen Liniamente nicht so
rasch in unserer Einbildungskraft aufnehmen und rich-
tig nachzeichnen können, als die eines regelmäßig schö-
nen Gesichts. Ein tiefeindringendes, fast seltsames,
aber nicht eben unangenehmes Gefühl ergreift uns.
Wir bilden uns ein, diese Züge stoßen uns ab, und
doch sind wir durch eine unbegreifliche Macht gezwun-
gen, immer schärfer und fester darauf hinzusehen, wie
wir von dem wiederholten Lesen eines Räthsels nicht
ablassen können, wenn uns die Auflösung desselben auch
eine verdrießliche Mühe dünkt. — Was wir für Ab-
schreckung hielten, war aber nichts weiter, als gehei-
mer Reitz und Bezauberung; denn bald werden wir ge-
wahr, daß diese blasse, durchsichtige Wange für das
Erröthen der Liebe, wie des Zornes sehr empfänglich
ist; diese schmalen Lippen können sich sehr wohl in
edelgeschwungene Linien fügen und die Anmuth stillen
Freudelächelns, so wie das leise Zucken tiefen Seelen-
schmerzes annehmen. Auf Stirn und Nase überraschen
uns Hoheit und Geist, die wir früher nicht zu bemer-
ken wähnten und aus den unbedeutend scheinenden,
lichtgrauen Augen quellen Strahlen des Gefühls, flam-
men Blitze des raschen Witzes und der Leidenschaft.
Die Form, in der wir erst befremdende Unregelmäßig-
keit zu sehen glaubten, tritt nun, da wir den beleben-
den Geist derselben erkannt, als harmonische Bildung
vor unsere Seele; selbst die schroffen, spitzen Linien
erscheinen uns weicher und reitzender vom Schimmer
des Gefühls und Geistes umflossen; kurz, was dem
Antlitz an der Form mangelt, wird durch den Ausdruck
ersetzt; und wie wir einen Menschen oft nur deshalb
liebgewinnen, weil wir ihm im Stillen ein Unrecht ab-
zubitten haben, wie wir bereit sind in Dem, den wir
früher verkannt, alle möglichen Vorzüge und Tugenden
zu erkennen und eifrig aufzusuchen, so geht es uns mit
diesem Antlitz.

Wir bemüh'n uns, ihm immer mehr und edlere
Züge des belebenden Geistes abzulauschen. So werden
wir mit ihm enger vertraut und schon genaues sich ken-
nen Lernen fesselt Seelen liebevoll aneinander, oft
selbst, wenn keine besondere Vortrefflichkeit von irgend
einer Seite dazukommt; denn man erkennt im Andern
doch immer die rein menschliche Natur, die uns im
kalten Alltagsumgange nur allzuoft entgeht, und die
Jeder, der mit ihr vertraut wird, liebgewinnen muß.
Um wie viel mehr muß Liebe und Hochachtung eintre-
ten, wo besonderer Grund dazu vorhanden ist? Mit
der Sprache ist es dasselbe; denn wenn wir in ihr auch nicht
die menschliche Seele selbst sehen, so sehen wir darin

doch ihren deutlichsten, umfassendsten Ausdruck — Da ich nicht im Sinne habe, eine regelmäßige Abhandlung zu schreiben, so will ich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu Einzelnheiten überspringen, wie sie mir zufällig in den Sinn kommen. Besonders verrufen ist das Englische th, und wir Deutsche schneiden auch wirklich so gräuliche Gesichter, wenn wir es aussprechen wollen und bringen einen so herzzerreißenden, gewaltsamen Ton heraus, daß dem Zuhörer angst und bange wird, wir möchten uns die Zunge verrenkt oder zerbrochen haben. Bei'm Engländer schlüpft es leicht und sanft zwischen Zunge und Zähnen hindurch und bildet einen weichen, säuselnden Ton, der durchaus nicht weichlich ist, da er durch stärkeres Hervorstoßen zum kräftigen Sausen werden kann. Dieser Klang, obgleich er sich etwas zu oft in der Englischen Sprache wiederholt, scheint mir viel angenehmer oder doch weit weniger störend, als die in der Italienischen Sprache entschieden vorherrschenden, nassen, schmatzenden Laute ci, cci, gi, ggi (tschi, ttschi, dschi, ddschi), die in vielen Worten z. B. bacio (batschio, Kuß) an ekle Sinnlichkeit erinnern. Das Spanische hält sich freier von dergleichen läppischen Tönen; seine Klänge sinken fast alle voll und stark, wie fließendes Gold in die Seele; dafür ist es aber auch so majestätisch, so pretentiös, daß es ihm fast unmöglich ist, sich seiner grandeza zu entäußern, um sich zu leichtem, anmuthigem Scherze zu schmiegen, zu dem das Italienische hingegen wieder wie geschaffen ist.

Wenn mir ein Italienisches Wort schön vorkommt, so weiß ich mir jedesmal die Ursache davon deutlich zu erklären: in diesem Worte kommen die und die volltönenden Vokale vor, von den und den weichen oder kräftigen Konsonanten verbunden, also muß es natürlich schön sein. Die Italienischen Worte scheinen nur erfunden zu sein, um schön zu klingen, und diese Offenbarheit, diese Absichtlichkeit geben der Sprache den Anschein einer etwas unverschämten Cokette, die ihre Reitze genug bloß gibt, um üppigen Sinnenrausch zu erregen, aber zu viel, um einen tiefen Eindruck auf die Seele zu machen; denn die Seele des Menschen ist zum Forschen geschaffen, also wird sie das Verhüllte immer mehr anziehen und in Thätigkeit setzen, als das Offenkundige. Ganz anders ist es mit den ächt Englischen Worten: Sie sind unbefangen und ohne Absicht aus dem innersten Geiste entsprungen. Viele derselben könnte ich, wenn ich sie als bloßen Klang ohne Sinn kritisch betrachte, fast für häßlich erklären und doch weht mich aus ihnen ein Zauber an, der mich um so tiefer ergreift, je geheimnißvoller er ist. So geht es mir z. B. mit dem Wort sky (skei — Himmel). Welch eine heitere Wonne liegt in dem Wort! Ich will die Schönheit desselben zu ergreifen und zu zergliedern suchen, aber ich weiß im Voraus, daß ich anstatt auf wahre Gründe, nur auf paradore, seltsame Einfälle gerathen werde. Ein Hauptreitz des Wortes liegt wohl in dem Doppelvokal ei. Ei ist der heiterste, hellste aller Doppelvokale, deshalb haben ihn die Engländer in delight (Wonne), in light (leiht — Licht), in bright (breiht — hell); deshalb haben wir ihn in dem Worte h e i t e r selbst, in der ursprünglich schalkhaften Interjektion e i, so wie in dem wildfreudigen Schlachtrufe h e i. Aber wie seltsam, ei und hei sind nur durch einen Buchstaben verschieden, und jedes dieser Worte trägt doch einen ganz andern Charakter an sich. Das ei in hei bezeichnet nur die reine Lust ohne nähere Bestimmung; aber das starkgehauchte, gleichsam über das ganze Wort hinwehende h fügt das Sausen der Schwerter und Speere, das Schnauben der Streitrosse, das Rauschen der Banner hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Schwestern.

(Fortsetzung.)

Oliver hatte seinen Arm Miß Helenen gereicht und diente ihr zum Führer.

Als die Gesellschaft nach langen Umwegen an die Ecke einer Bucht des Wallenstädter Sees kam, erkannten die Mädchen am Ufer die Barke des Jägers. Stanley bat sie hineinzusteigen, um über den See zu setzen. Die Gefahr, die dieser Unternehmung drohte, war wegen der Heftigkeit des Windes augenscheinlich. Auf dem See gingen hohe Wellen und schlugen mit furchtbarem Geräusche an die fernen Ufern an. Der Nachen war klein und schwach, es war daher unmöglich, daß, ohne sich der gewissen Todesgefahr auszusetzen, mehr als zwei Personen hinein steigen konnten. Der Kapitain warf sich, ohne zu zögern, zuerst hinein, und zog die zitternde Miß Helena mit sich fort... Kaum waren sie im Kahne, so trieb das Fahrzeug ungestüm mitten in den See. Von ferne lächelte Oliver den drei Schwestern, welche am Ufer standen, zu und machte ihnen Zeichen mit der Hand, um ihnen Muth einzusprechen und ihnen zu bedeuten, daß er sie bald abnehmen wolle.

Der Nachen stößt an's Land!... Sie sind angelangt!...

— Was macht doch Oliver? schrie Mary...

Stanley war mit Helena auf das Ufer hingesprungen, und hatte mit kräftigem Fuße die Barke in den See hineingestoßen, daß sie bald in der Mitte des Stromes verschwand....

Druben sah man Stanley durch Zeichen des Abschieds der Verzweiflung der Mädchen spotten... Anfangs schien Helena sich einige Augenblicke widersetzen zu wollen; aber kaum blickte Stanley ihr verführerisch in's offene Auge, da konnte sie nicht widerstehen und er zog sie fort... Beide verloren sich bald in den Gebirgen: Stanley hatte sich sein Opfer auserseben.

Ein seltsam Geschrei ertönte am Ufer: O die Glückliche!

Tiefes Stillschweigen folgte diesen ersten Ausdrücken der Ueberraschung und des Schmerzes. Sie sahen, ohne Thränen im Auge, einander an und suchten in ihrer Verzweiflung nach einem Entschlusse, der ihrer schrecklichen Lage entsprach. O die glückliche Helena! Alle drei litten an e i n e r Leidenschaft; die Geißel der Eifersucht peitschte sie. In ihrem Liebesgrame sahen sie keine Rettung für das trostlose Herz.

Endlich schrie Mary: Lassen wir auf der Seite von Glarus über den See setzen und die Flucht Helenens zu verhindern suchen. Wenn die Sonne untergegangen ist, so wollen wir uns dort wieder vereinigen. Sie zeigte mit der Hand nach der Stelle, wo Oliver verschwunden war. O! Wenn wir sie nicht wieder fänden! Die Geberde, womit sie diese letzten Worte begleitete, ließ auch das Fürchterlichste ahnden. Alle Drei liefen, wie Wahnsinnige, in die Gebirge, ihre einzige Hoffnung war, Helenen wiederzufinden

Die Sonne sandte ihre letzten Schimmer auf die felsigen Ufer des Sees, als die drei Schwestern an der verhängnißvollen Stelle zusammentrafen. Alle ihre Nachforschungen waren vergeblich gewesen. Weder Hirten, noch Wanderer, die sie auf ihrem Wege trafen, hatten einen großen schönen jungen Mann gesehen, der mit

einer jungen Dame auf der Flucht war. Erschöpft von Anstrengung, athemlos, mit fliegenden Haaren, aber emporgehalten von dieser fieberhaften Aufregung, welche der Verzweiflung zur Seite geht, erkletterten sie einen Felsen, der das rechte Ufer des Wallenstädter See's beherrschte. Kaum waren die Unglücklichen auf der Höhe angekommen, als sie, Arm in Arm geschlungen, mit der größten Entschlossenheit an den Rand des Abgrundes traten. Als sie so hier mit gegen Himmel erhobenen Augen standen, hätte man sie für drei Engel halten können, die, verirrt auf die Erde, nach den himmlischen Wohnungen wieder zurückkehren wollten. Ihr Mund sagte dem Vater das letzte Lebewohl; jedoch bevor sie die Tiefe des Abgrundes messen wollten, wandten sie ihre Blicke nach den Bergen.... Sie wollten auch ihnen Lebewohl sagen.

Henriette und Mary hatten den Felsen verlassen. Sie verschwanden in den Wassern des Wallenstädter See's; aber eine geheime unwiderstehliche Gewalt hatte Nina an dem Rande ihres Grabes zurückgehalten. Der Himmel wollte sie nicht hineinstürzen lassen. Eine Tochter erhielt er dem unglücklichen Vater. Das arme Kind hing sich über den Abgrund, die Furcht vor dem Tode preßte ihr das Herz zusammen und sie floh hinweg. Bald aber kam sie zurück und sah und rief nach ihren Schwestern. Ihre Schwestern konnten sie nicht mehr hören. Die einzige Antwort, die sie erhielt, war das ferne schauervolle Getöse der Wogen, die an dem Fuße des Berges anschlugen. Diese dumpfe Grabesharmonie ihrer Schwestern wollte ihr das Herz zersprengen. (Schluß folgt.)

Theater in Trier.

Donnerstag den 19. März: Die Schuld, Trauerspiel in 4 Akten, von A Müllner.

Es gibt wenig Trauerspiele aus der neuern Zeit, worüber soviel für als gegen gesprochen wurde, als die Schuld. Ob der 4. Akt zu wenig Handlung biete, ob er eine unnütze Verlängerung der vorhergehenden sei, da man schon am Ende des 3ten den Ausgang leicht vorherahnde, kann hier nicht besprochen werden, darin aber stimmen Alle überein, daß das Stück reich an tragischem Effecte ist und wir zweifeln nicht, daß Alle, die der heutigen Vorstellung beiwohnten, wenigstens dieser Ansicht sind.

Eine nicht geringe Schönheit dieses Trauerspiels ist ferner der herrliche Rhythmus, worin die Verse sich bewegen. Der Dichter, weit entfernt, sich hiebei an eine feste Form zu binden, hat vielmehr nach der Mannigfaltigkeit der Gefühle auch der rhythmischen Sprache den Zügel schießen lassen. Diese den Gefühlen angepaßte Willkühr unterstützt an gewissen Stellen den Schauspieler ungemein in der Declamation.

Hr. Kunst scheint uns den schönen poetischen Charakter Hugo's mit aller Tiefe erfaßt und dargestellt zu haben. Er declamirte nicht nur mit musterhafter Genauigkeit, sondern auch mit wahrer Heldenkraft; in den ergreifendsten Momenten tönte es brausend daher aus seiner Brust, wie eine Donnerstimme. Wir erinnern an die Worte (Akt III. Sc. 3): Kain! müßt ihr sagen; Karlos fiel von meiner Hand! und an die Beschreidung der Kriesschrecknisse im 4. Akt, Sc. 4. Höchst gemessen und bedeutungsvoll war ferner sein Spiel; grausenerregend sein Fortstürzen nach den Worten:

Thoren nennen ihn — Schaffot·
Dort ist, oder nirgrnds, Heil,
Dort versühnt das Henkerbeil
Mich mit mir — vielleicht mit Gott!

Auch sein Kostüm war höchst glänzend. Hr. Pohlmann, (Don Valeros) konnte leider mit Derindur nicht in's Gleichgewicht kommen: es fehlte ihm, so zu sagen, dazu die Spanische Grandeza. Mad. Euling (Elvire) trat nur mitunter etwas matt auf; auch bei ihr fühlte man, daß es neben einem solchen Hugo Anstrengung bedarf, um ordentlich besteh'n zu können. Ein Fehler von ihr war es ferner, daß sie die vom Dichter angegebenen Pausen entweder ganz übersah, oder nur flüchtig markirte; dasselbe wurde auch einige Male sogar bei Hrn. Kunst bemerkt. Pausen sind im Sprechen, wie in der Musik, oft vom größten Effecte und sagen dann mehr, als seitenlange Tiraden. Dem. Heller (Jerta) trug durch ihr Spiel nicht wenig zum Grlingen des Ganzen bei; ihr pelzbesetztes Kleid, im Grunde genommen, das passendste Kostüm. Dem. Zitt war für den Otto einige Jahre zu alt; so ein Knabe spielt nicht mehr mit Bildern (Akt I., Sc. 2). Uebrigens trug sie den Vorfall vor dem Stiergefecht recht lebhaft vor.

Zu den scenischen Verstößen rechnen wir vorzüglich, daß die vorletzte Scene des 2. Akts bei voller Beleuchtung gegeben wurde, was den Eindruck derselben sehr verminderte. Solche Fehler sind um so unverzeihlicher, da es, wenn man sie vermeiden will, weiter nichts, als etwas Aufmerksamkeit und einwenig Liebe zur Sache kostet.

Freitag den 20. März: Das Bild, Trauerspiel in 5 Abtheil. von Ernst von Houwald.

Diese Apotheose des Künstlers hat der Dichter mit den glühendsten Farben seiner Phantasie hingemalt; darüber verbreitet sich, wie ein ätherischer, lichtgewirkter Schleier, der Sonnenschein der ersten Liebe. Die Sprache fließt melodisch u. zauberisch, wie eine Silberquelle, hin; ja mitunter erhebt sie sich zu kühnem, lyrischen Schwunge. Bei all dieser herrlichen Ausstattung ist es aber eben so wahr, daß die meisten Szenen an dramatischer Lebendigkeit arm sind: eine Schattenseite, die vorzüglich durch die vielen eingestreuten Erzählungen entsteht.

Dies Mal zeigte uns Hr. Kunst den begeisterten Künstler, wie er leibt und lebt. Schon sein Aeußeres, der wunderschöne Kopf, erinnerte unwillkührlich an Abbildungen von Dürer oder Rubens. Ruhig, mit einfacher Geberde, in gemessener Haltung schritt Meister Spinarosa einher, seiner innern Künstlerwürde bewußt; sein etwas finsterer Blick offenbarte die Welt, die in ihm thätig war. Aber wie erhellte sich dieses finstere Auge, wenn Begeisterung für seine Kunst ihn erfaßte, wenn die idealischen Gestalten, die sein Innerstes bewegten, in himmlischer Anmuth vor seine Seele traten oder wenn er schwärmerisch Italiens Paradiese schilderte oder die Seeligkeit der ersten Liebe! Wie verklärte sich dieses Auge in Entzücken vor dem Bilde der Kamilla! Nicht minder leuchtete die feurige Seele des Künstlers hervor in jenem Momente, wo er voll Liebe zu seinem Vaterlande und zu seiner Sprache in die Worte ausbricht:

Ich schätze sie
Vor allen, denn die Deutsche Sprache ist
So reich und kräftig, wie das Deutsche Herz.
Drum sehnt' ich mich mit Leonhard nach Deutschland.

Aber wie vernichtend trat auch der Meister auf, als er von seinem Künstlerstolze sprach, der sich nicht vor Menschen beugt! Wie freundlich mild war dagegen wieder die Szene (Akt 3, Sc. 6), wo er den jungen Leonhard seinen Sohn nannte! Wie unaussprechlich wahr der verzweiflungsvolle Schmerz (Akt 4, Sc. 5), den ihn sein edles Herz dulden heißt. Sichtbar trat es hervor, wie die Worte: der Mahler Lenz ist todt! das Band, das ihn an's Leben knüpfte, entzweirißen. Der darauf folgende Monolog klang weniger ansprechend, er ist wohl mit mehr Resignation vorzutragen. Das stumme Spiel des Hrn. Kunst war vorzüglich ausdrucksvoll in der Szene, wo er an der Staffelei malte und am Ende des 3. Akts. Hr. Kunst ging in altdeutscher Malertracht; Andere geben diese Rolle in schwarzem Italienischem Kostüm.

Was die übrigen Parthien betrifft, so müssen wir vor Allem das seelenvolle Spiel der Mad. Dreves als Kamilla hervorheben; auch Dem. Zitt (Leonard) spielte recht brav. Weniger gefiel schon Hr. Pohlmann (Marchese), dem übrigens der Umstand zur Entschuldigung dienen kann, daß er von den Rollen der vorhergehenden Abende wohl noch angegriffen war.

Unter den malerischen Gruppirungen, die im Stücke vorkamen, erwähnen wir besonders den Anfang des 2. Akts und das Ende des 3., wie denn überhaupt die letztere Szene die Glanzzirne des Ganzen ist.

Schließlich die Anzeige, daß Freitag den 27. d. zum Benefice des Hrn. Kunst gegeben wird: Das Leben ein Traum. Es ist bekannt, daß die Rolle des Prinzen darin zu den vortrefflichsten Leistungen des Künstlers gehört.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 28. März. No. 25.



Fragmente zur Geschichte Caspar Olevian's, eines jungen Trierischen Reformators im XVI. Jahrhundert.

Gesammelt
von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

b) Instruktion und Memorial-Zedul, was die Gesandten der Stadt Trier bei dem Hochwürdigsten in Gott Vatter Erzbischofen zu Trier und Churfürsten, ihrem gnädigsten Herrn, vortragen und handlen sollen.

Ist ohne Datum. Da indessen die Antwort des Kurfürsten vom 5. Mai 1560 datirt ist, so ist dieses Memorial wahrscheinlich kurz vorher erlassen worden.

c) Namhafte Anzeige derjenigen Trierischen Bürger, die sich zur Augsburgischen Confession erklärt haben, vom 21. November 1559.

d) Schreiben des Pfalzgrafen bei Rhein, datirt zu Simmern am 3. Nov. 1559 an Bürgermeister, Scheffen und Rath zu Trier, betreffend die Freilassung des Thomas Valerius, Bürgers und Metzgers in Trier.

Dieser Metzger ließ sich dazu gebrauchen, für die Olevianer Briefe hin und her zu tragen; man nannte ihn auch die Metzgerpost.

e) Schreiben des Bürgermeisters, Scheffen und Rath der Stadt Trier vom 6. November 1559 an den Pfalzgrafen Georg, betreffend die Verhaftung des Thomas Valerius.

f) Ferneres Schreiben des genannten Pfalzgrafen Georg vom 9. November 1559 an Bürgermeister und Rath zu Trier, in Bezug auf den Thomas Valerius.

g) Schreiben des Erzbischofs Johann von Trier, datirt zu Pfalzel am 25. October 1559, an den Pfalzgrafen Georg, in Betreff des Thomas Valerius.

h) Vorstellung des Thomas Valerius an den Magistrat zu Trier, worin derselbe vorgibt, er sei hinsichtlich des in seiner Vaterstadt entstandenen Aufruhrs ganz schuldlos, und wenn er von dem Bürgermeister Steuß Briefe an dessen Sohn Anton Steuß zu Speier mitgenommen habe, so habe er doch den Inhalt derselben nicht gekannt. Diese Vorstellung ist ohne Datum, indessen ist auf der Rückseite derselben Folgendes angemerkt: „Anno 1561, am 10. November, „uff diese Supplikation beschlossen, daß, nachdem der „Supplikant den Eid zu thoin sich geweigert, soll ihm „uff newes alle bürgerliche Friheit uffgesagt, und dar„neben befohlen werden, daß er keine Gäste mehr an„nehme noch herberge. Es soll auch den Holzlädern „gesagt werden, dem Valerio kein Holz zu laden."

i) Schreiben des oft genannten Pfalzgrafen Georg an den Kurfürsten von Trier, datirt zu Simmern am 12. Jänner 1562, in welchem er für den in Gefangenschaft sitzenden Thomas Valerius als Vermittler auftritt.

Man wird sich verwundern, daß man um diesen Metzger so Vieles that: allein Thomas Valerius war den Olevianern ein wichtiger Mann, ein vertrauter Korrespondenzträger; er kannte alle Wege genau und war ihnen treu.

k) Schreiben des Erzbischofs Johann von der Leyen vom November 1559, betreffend den Vollzug seiner Verordnung, daß diejenigen Bürger in Trier, welche sich zur Augsburgischen Confession bekannt haben, die Stadt verlassen sollen. — Man vergleiche hier das Edikt vom 23. December 1559 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 840 u. f. Es haben nun damals zwar mehrere Trierische Bürger vor dem Magistrat die Erklärung abgelegt, sie wollten zu dem katholischen Glauben zurücktreten: indessen blieben noch mehrere verkappte Anhänger Olevians in Trier zurück; davon überzeugte mich die Belagerungsgeschichte vom Jahr 1568, noch mehr aber eine Einladung des Erzbischofs Johann von Schönenburg vom 16. März 1583 an diejenigen Trierischen Bürger, welche von der katholischen Religion abgewichen waren, daß sich dieselben

vor eine eigends ernannte Commission stellen sollten, um sich in der h. Schrift unterrichten zu lassen. In wie weit diesem Befehle Gehorsam geleistet worden sei, u. mit welchem Erfolge, davon habe ich Nichts erfahren.

l) Vorstellung der beiden Trierischen Bürger Adam Weyher, Kannengießer, und Heinrich Frisch, Eisenkrämer, an den Magistrat, ihr früheres Glaubensbekenntniß betreffend. Dieselbe wurde am 13. Februar 1583 im Rath verlesen.

m) Schreiben des Bürgermeisters Johann Steuß an den Trierischen Magistrat, worin er bemerkt, wie mißlich es sei, in Beilegung der Irrungen sich den abgedankten kurfürstlichen Räthen anzuvertrauen, welche ihrem Herrn ganz ergeben seien, indem dadurch die Privilegien und die Freiheit der Stadt leicht gefährdet werden könnten, zu deren Bewahrung doch die Trierischen Bürger mehr denn 400 Jahre ihren Leib und Blut, Ehr und Gut aufgeopfert hätten. — Dieses Aktenstück ist ohne Datum, indessen sind auf der Rückseite folgende Worte angemerkt: deliberirt per Senatum am 16. October 1559.

n) Schreiben des Erzbischofs Johann von der Leyen an den Magistrat zu Trier, datirt zu Alffelen am ersten September 1559, enthaltend eine Beglaubigung der wegen der Olevianischen Sache nach Trier verordneten kurfürstlichen Commissarien.

o) Protestation und Appel der Olevianer gegen das kurfürstliche Edikt vom 15. Jänner 1559, more Trevirensi (d. i. 1560 *), wodurch derselben die Deportationsstrafe auferlegt worden war. Am Ende dieses Aktenstücks wird gesagt: „Und dieweil obgerürter „Herr Peter Dronckmann, offener Notarius und der „Stadt Trier Secretarius, und sein gepürlich Dienst „versagt, haben wir obvermelte Appellanten vermöge „Tert. Gloss. et doct. in leg. scripturas C. qui „potior. in pign. habeantur, gegenwärtig Instrument „nicht allein durch drey, sonder fünf hernach geschriebene erbare Männer und Bürger zu Trier, die bey „sülcher Appellations-Interposition gewesen, sülches als „so gehört und geschehene lassen verhandzeichnen und „unterschreiben.“ (Fortsetzung folgt.)

*) Mit der damals bei den Trierern noch üblichen Zeitrechnung muß man sich bei dem Gebrauche dieser Aktenstücke genau bekannt machen, um nicht manchmal Irrthümer da zu finden, wo keine sind: siehe meine Abhandlung über die Zeitrechnung der Trierer im Mittelalter und in neueren Zeiten; dieselbe ist abgedruckt in der Chronik der Diözese Trier v. Jahr 1828, Seite 752 u. ff.

Linguistische Träumereien.

Von Friedrich v. Sallet.

(Fortsetzung.)

So wird aus dem harmlosen ei das wildfrohe hei. Aber im Worte sky reizt mehr, als der Vokal; schon das vorhergehende, etwas gedehnt lispelnde s hat mannigfache Bedeutung. Einmal gebietet es mit leisem Klange allen zuhörendem Schweigen, um sie auf ein hohes erhabenes Wort vorzubereiten; dann bezeichnet es das schüchterne Zögern des Sprechenden, der nicht wagt, etwas so Herrliches rasch hinzusagen; der mit wollüstigem Geiz das Aussprechen verzögert, um sich desto länger an der Ahnung und dem Genuß des holden Klanges zu laben; da aber schwillt das Herz über, der Drang des Gefühls bricht in dem starken, muthigen Konsonanten k aus, um sich zu entladen, und gleich nach diesem raschmuthigen Anlauf schmilzt er in dem weichen Freudenlaut ei dahin.

Es fällt mir ein, daß wir auch für den Ausdruck des Schmerzes diesen Vokal haben, nämlich in dem Wort Leiden: dies ist ein schöner Zug edlen Deutschen Zartgefühls.

Wenn wir dem Unglücklichen seine Qual nicht anders lindern können, so wollen wir dieser wenigstens einen so sanften, schonenden Namen geben, als ihn unser geliebtes Deutsch nur bieten mag, damit er nicht bei dem bloßen Namen schon erschrecke; damit seine Seele lerne, den Schmerz ruhig und mit so wenig gewaltsamer Aufregung zu betrachten, als seine Lippe das schöne Wort Leiden leicht und sanft ausspricht. Es ist nicht zufällig, daß der ganze Bau dieses Wortes auffallend an den des Wortes Liebe erinnert. Derselbe einschmeichelnde, zarte Anfangs-Consonant, darauf ein ähnlicher langgedehnter, heller Vokal, in der Mitte ein ähnlicher weicher Konsonant, der grade nur fest genug ist, um dem Worte Haltung zu geben; endlich eine ähnliche hinsterbende Endung mit dem stummen e. Diese Erinnerung flüstert dem Leidenden zu: Du hast noch nicht Alles verloren; denk' an die Liebe, die du noch im Herzen trägst, die dir auf Erden noch Andere weih'n, und ist dein Loos so bitter, daß dir auch diese verloren ist, so denk' an die ewige Liebe, die dir nie verloren gehen kann.

Welch muntere, schalkhafte Anmuth liegt in dem Worte girl (görl — Mädchen)! Ich sehe sie hauptsächlich in der Endung rl, in diesem unerwarteten (und doch nicht harten, eckigen, sondern anmuthig gerundeten) neckenden Sprunge von einem Konsonanten zu einem andern, in diesem plötzlichen, lachenden Entschlüpfen vom r, das wir fest zu halten glauben, zum lieblichen l. Ich denke mir dabei ein launiges, muthwilliges, liebes Mädchen, das das schnarrende, verspottende r nur vorschützt, damit man nicht zu tief in ihr forsche, nicht das sanfte, allzuweiche l in ihrem Gemüth entdecke, das sich hinterher durch alle Schwänke hindurch doch immer in dem frommen Auge verräth. Ein eignes Wesen, das wir, weil es jeden Augenblick anders ist, nie ganz begreifen und doch immer lieb haben. —

Klingt dies Wort nicht ganz so, wie ein von zarten Fingern geschlagenes Schnippchen? Hingegen kann ich mir unter dem Italienischen fanciulla (fantschiulla) nichts anders denken, als ein überüppiges Wesen, das im Stande ist, einen Stuhl zum Seufzen zu bringen. Welch ein kräftiges, männliches Wort ist warrier (uarrier — Krieger), dies fühlt Jeder. Das Englische w (dobbliu) ist überhaupt in starken Worten von außerordentlicher Wirkung. Man spricht es aus, indem man ein u vorhergehen läßt und dann das w über die Unterlippe, die nicht, wie bei unserm w an die Zähne geklemmt wird, frei vorgestreckt bleibt, hinweg brausen läßt. Das Wort wind ist eine zusammengedrängte, genaue Nachahmung der Sache selbst. Man spreche es gedehnt aus, so kann man dies deutlich beobachten. In dem dumpfen u sammelt der Wind dräuend Athem, dann bricht er mit dem starken Hauch des (uneingeklemmten, aus offner Lippe geblassenen) w los, tönt in dem i pfeifend fort, verfängt sich in dem engen, klemmenden n zwischen Schluchten oder Gebäuden und stößt sich endlich mit dem kurzen d hart an eine Mauer oder einen Fels.

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Schwestern.

(Schluß.)

Ihre Augen wurden von einem finstern Schleier

umzogen. Ein brennendes Fieber schlich sich wie gegossenes Blei durch ihre Adern. Ihre Hände und Füße bewegten sich; gleichwohl schien sie wie leblos. In ihrem stieren erloschenen Blicke war etwas Leichenartiges .... Die Seele schien entflohen.

Als Nina wieder zu sich kam, däuchte es ihr, wie aus einem Traume zu erwachen. Sie rieb die rothen, von Thränen angeschwollenen Augen. Die Haare, welche ihr auf der von kaltem Schweiße triefenden Stirne lagen, warf sie ungeduldig auf ihren Nacken; es war ein schrecklicher Augenblick, wo sie sich alles Vergangenen zu erinnern schien. Mehre Male warf sie Blicke mit dem Ausdrucke der glühendsten Sehnsucht nach den Felsen, dann nach dem See. Das Bild ihres Vaters trat vor ihre Seele und erinnerte sie, daß er seine Töchter erwarte. Nina wollte zu ihm zurückkehren ... sie bat Gott, sie zu ihrer stillen Wohnung hinzuleiten.

Als die letzte Tochter Sir Ramsay's in der Villa angelangt war, suchte sie vor Allem, bevor sie vor ihrem Vater erschien, ihre Kleider und Haare in Ordnung zu bringen. Was ihre verweinten Augen betraf, so rechnete sie auf die Dunkelheit, die schon anfing das Thal einzuhüllen. Endlich trat sie in's Zimmer ...

— Vater, hier sind wir .... ich komme zuerst! Mit Mühe unterdrückte sie einige Seufzer und suchte zu lächeln. — In dem gewaltigen Kampfe gegen ihre Verzweiflung fuhr ein convulsivisches Lächeln über ihre Lippen und sie fiel vor dem Bette des Vaters auf die Kniee.

Ramsay war einen Augenblick der Meinung, seine Tochter wäre außer sich vor Freude ....

Mein Gott, sagte er, ihr seid so spät zurückgekommen. Wie du so munter bist, Nina! Wenn du wüßtest, wie ich leide! — O! verzeihe es mir. Vater, ich bin so munter, daß ich Ihnen unempfindlich scheine, nicht wahr? Sie leiden Viel? .... Mein Gott! mein Gott! ich werde ihn tödten, dachte sie bei sich.

Nina legte sich sanft auf das Kissen des Vaters und flüsterte ihm zärtlich diese seltsame Frage zu: Vater, liebst du mich auch recht innig?

— Schalkhaft Mädchen, kannst du Das fragen?

O! ja, gewiß Vater; denn du mußt mich so lieb haben, so lieb, wie meine Schwestern. Und ein Thränenstrom glitt ihr unwillkührlich über die Wangen.

Der Vater sagte:

— Was hast du, mein Engel? Erhebe dich, ich will dir deine Thränen trocknen! Sage, was ist dir? Warum so traurig? Was bedeuten deine Fragen?

— O, ich bin gar zu eifersüchtig! sagte Nina schluchzend; ich will allein geliebt werden, wie sie Alle!

— Aber Nina, lassen sich deine Schwestern nicht sehen? antwortete der General erblaßend: warum hast du sie allein gelassen und warum bist du so niedergeschlagen?

— Ich bin so schnell gelaufen, mein Vater.

— Aber woher kommt's, daß sie so langsam dir folgen? Nina, ich will mich zum Balkon hinschleppen.

— Vater, Vater, geh'n Sie nicht! Im Namen des Himmels, geh'n Sie nicht!

Trotz der Bitten seiner Tochter erhob sich Sir Ramsay und, gestützt auf ihren Arm, gelangte er zum Balkone, wo er mit forschendem Blicke das Thal durchflog. — Ich sehe sie nicht; siehst du sie? Zeige sie mir, Nina ....

Indem er sich so gegen seine Tochter hinneigte, um sie zu fragen, sah er, wie das gute Mädchen zitterte, wie seine Züge sich mit Todesbläße umzogen. Beim h. Georg, Nina, was hast du? Du jagst mich in Angst, Kind! Sage mir doch um Gottes Willen, wo Helena ist.

Mit Oliver; Henriette und Mary, da unten; und sie zeigte zerstört mit ihrem Finger nach der Bucht des fernen Waldes.

— Aber wo denn? Ich sehe Nichts ....

Weiter, am Fuße dieses Felsen, welcher jetzt so dunkel da liegt.

— Ich sehe nur den See und darüber einen weißen Geier, der mit den Flügeln schlägt.

Aber versteh'n Sie mich denn nicht, mein Vater? Da, da sind sie .... Dort unten .... Henriette hatte gut vorhergesagt! ...

Nina konnte nicht weiter. Sie ward ohnmächtig in den Armen ihres Vaters, der sie mit Mühe emporhielt.

Am Morgen des zweiten Tages, welcher dieser schrecklichen Scene folgte, sah man in der Nähe der Villa an den Scheiben eines ihrer Fenster einen röthlichen, Unglück verkündenden Schimmer: Leichenfackeln brannten um das Paradebett eines Verstorbenen. Sir William war nicht mehr. Die Schreckens-Tragödie hatte ihn hingerafft. Wenn man in das Zimmer trat, so konnte man sehen, wie Nina, die selbst ein heißes Fieber verzehrte, die Leiche des Vaters bewachte. Zwischen den Falten des Leichentuchs erblickte man eine gelbblaße Todtenhand, die krampfhaft einen Brief folgenden Inhalts zwischen den Fingern hielt:

Mein Vater!

„Ich kann Ihnen nichts Erfreuliches über das Schicksal einer Tochter mittheilen, welche ihre Liebe so grausam mißbrauchte. Könnte ich wohl für meine Schande Ihr Mitleid anflehen, da ich mich gegen Sie so ohne Mitleid, so ganz rücksichtlos benommen habe! Ich habe Ihr Herz gebrochen, an Verzeihung kann ich in meinem Unglücke nicht denken. Meine Schwestern, denen ich ein ewig Lebewohl sage, mögen mich nicht beneiden: Oliver fühlte keine Liebe für mich! Er hat mir sie zwar geschworen, aber er spottete in seinem Herzen meiner Schwäche! ... Was hatte ich ihm denn Leides gethan! — Ich liebte ihn, o so innig, so unaussprechlich! Er hat mich verlassen; meinen Fehler habe ich gebüßt. Ich stehe jetzt allein in der Welt mit meiner Verzweiflung und mit meiner Schande, die mich überleben wird. Mein Vater, fluchen Sie nicht dem Andenken

Ihrer unglücklichen
Helena."

Das Schloß La Roche-Pot.

Auf dem Wege von Lyon nach Paris durch Bourgogne bemerkt man das Schloß La Roche-Pot und sein Thal, in dessen Grund man durch einen längen abschüßigen Weg gelangt und woraus ein wie eine Sichel gekrümmter Pfad führt. Von dem Schlosse La Roche-Pot ist nur mehr ein kreisförmiges Gemäuer übrig; die frühern Gebäude erhoben sich rund um einen Hofraum. Ein Theil des Schlosses muß gegen Ende der Kreuzzüge gebaut worden sein. Zwei Thürme nur scheinen jünger, als diese Epoche. Die Basis des Gebäudes bildet ein senkrechter Felsen, der künstlich von den Fundamenten umschlossen ist, daß man noch heutzutage, trotz der 8 Jahrhunderte, die über das Gebäude hingegangen sind, Mühe hat, den Ort bestimmt zu unterscheiden, wo das Werk von Menschenhand auf das Werk der Natur gesetzt wurde. Am Fuße des eingebogenen Felsen waren, wie Nester der Schwalbe und

des Sperlings, einige schüchterne Hütten angebracht, welche von dem Hause des Gebieters wahrscheinlich Schutz und Obdach begehrt hatten. Das Schloß ist nur mehr Ruine, traurig und öde; die Häuser der armen Bauersleute stehen noch, freundlich und bewohnt. Und doch waren Diejenigen, welche das Schloß inne hatten, Herrn von hoher Geburt, deren Namen in der Geschichte des Herzogthums Bourgogne und der Kreuzzüge glänzen. Seit der Revolution knüpft sich an die Ruine dieses Schlosses nur Eine Erinnerung, nämlich die seltsame Weise, wie ein Bewohner von Lyon sich jetzt Eigenthümer desselben nennt. Hier ist die Erzählung davon:

Gegen das Ende des Jahres 1828 trat ein Fremder vor den Bauersmann, der damals das Schloß La Roche und seine 2 oder 3 Morgen schlechten Landes, die heutzutage noch dazu gehören, in Besitz hatte. Er fragte ihn, zu welchem Preise er sein Eigenthum verkaufen wolle. Der Bauersmann, welcher in der Mitte des Gemäuers nicht einmal Nesseln für seine Kuh hervorwachsen sah, war gleich wegen des Preises einig: nach einer kurzen Hin- und Herrede wurde er auf 1000 Frs. gesetzt.

Als der Accord auf diese Summe hin gemacht war, begab man sich zum Notar, wo die 1000 Frs. ausbezahlt wurden. Der Ankäufer begehrte nur, aus persönlichen Ursachen, daß 50,000 Frs. als Preis auf dem Contracte angegeben würden. Der Verkäufer, dem die Sache sehr gleichgültig war, weil er nicht die Fortschreibungs-Gebühren zu bezahlen hatte, gab herzlich gern in diesem Punkte nach. Er war zu sehr zufrieden, 1000 Frs. aus seiner Ruine zu ziehen, die ihm jährlich Nichts, als 2 oder 3 Dutzend Rabeneier brachte. Der Amtsschreiber, von seiner Seite, schien vollkommen den originellen Gedanken dieser Forderung einzusehen, von dem Augenblicke an, wo der Ankäufer ihn gebeten hatte, nicht nach dem wirklichen Preise, sondern nach dem vorgeblichen Preise die Gebühren zu bestimmen.

Der Akt war gemacht, der neue Eigenthümer ließ sich eine Abschrift davon geben; mit dieser Abschrift begab er sich nach Lyon, ging daselbst zu einem Notar und stand um eine Anleihe von 25,000 Frs. an, welche durch die erste Hypotheke auf das Eigenthum von La Roche garantirt werden sollte. Der Lyoner Notar schrieb an die Hypotheken-Verwaltung, um zu erfahren, ob das Eigenthum schuldenfrei sei. Der Hypotheken-Verwahrer antwortete ihm, daß auch nicht Ein Stein des Schlosses verschuldet sei. Der Notar hatte denselben Tag noch die Summe gefunden, und 10 Minuten nach Abfassung des Aktes hatte sich der Anleiher mit derselben fortgemacht.

Der Tag der Wiederbezahlung kam heran, ohne daß der Notar das Geld oder den Mann zu Gesichte bekam. Er suchte das Eigenthumsrecht nach, und nach 1000 Thaler Unkosten erhielt er es. Er wirft sich sogleich in den Postwagen, um sein neues Schloß in Augenschein zu nehmen, welches er nach dem Kaufakte für die Hälfte des Preises sein nannte. Aber er fand ein verfallenes Gemäuer, das für einen Liebhaber 50 Thlr. werth sein mochte.

Theater in Trier.

Sonntag den 22. März: Bayard, großes Ritterschauspiel in 5 Abthl. von A. v. Kotzebue. — Mittwoch den 25. März: Das Kätchen von Heilbronn, großes Ritterschauspiel in 5 Abthl. nebst einem Vorspiel in 1 Akt, von H. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Wir verbinden hier zwei große Ritterschauspiele, die, obgleich sie von verschiedenem litterarischen Werthe sind, dennoch darin übereinkommen, daß sie uns das ritterliche Leben nicht so sehr auf dem Kampfplatze, als in häuslicher Zurückgezogenheit kennen lehren.

Wie gesagt, der Werth beider Stücke ist verschieden. Bayard entstand, indem der Verf. einzelne Züge aus dem Leben des Ritters an einander reihte, ohne innern Zusammenhang, ohne eigentlichen dramatischen Brennpunkt; rechnen wir hierzu noch so manche Scenen, die zur Erschütterung des Zuschauers sich der gewaltsamsten Mittel bedienen, worin ein überspanntes, unnatürliches Gefühl herrscht, so möchten wir das Stück wirklich nicht gelungen nennen, wiewohl wir gern zugeben, daß bei größerer theatralischer Ausstattung die Aufführung nicht ohne Effect sein mag.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Stücke, wofür auch schon der Name Kleist's Bürge ist. Die an's Unerklärliche gränzende Liebe des einfachen Bürgermädchens gibt dem Ganzen einen gewissen lyrischen Schimmer, der die Aufmerksamkeit gespannt hält.

Aber weder Bayard, noch Graf von Strahl bieten von Seiten ihres Charakters originelle Seiten dar; Alles, was man von ihnen sagen kann, ist: sie sind wackere Haudegen, denen Ritterehre über Alles geht. Sie geben daher auch dem Schauspieler wenig Gelegenheit, sich auf eine glänzende Weise hervorzuthun. Wer die frühern Leistungen des Hrn. Kunst mit diesen vergleicht, wird, denken wir, derselben Ansicht sein. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß in beiden Stücken nicht einzelne Scenen auch ihre Wirkung thun. Im Bayard rechnen wir unter diese den Ritterschlag des Königs; im Kätchen von Heilbronn die Scene unter dem Hollunderbusche, wo das Spiel des Hrn. Kunst mit dem der Dem. Hel.er (Kätchen) wenderlieblich zusammenklang.

Der vieln scenischen Verstöße nicht zu gedenken, finden wir unter den übrigen Personen Niemand, der auf eine sehr belobigende Erwähnung Anspruch machen könnte; wohl aber Manche, die durch schlechtes Memoriren einen Verweis verdienten.

(Eingesandt.)

Dienstag den 24. März: 1) Der Calif von Bagdad, von Boieldieu.

Diese Oper gehörte lange Zeit zu den Lieblingen des Französischen und Deutschen Theater-Publikums, bis sie durch die großartigern Werke ihres genialen Komponisten, Johann von Paris, weiße Dame u. s. w. mehr in den Hintergrund trat. Inzwischen erhält deren großer Melodienreichthum ihr immer ihren Werth, so daß die Wahl derselben Seitens des Hrn. Hübich, als sein Benefice, zu einem ergiebigern Erfolg um so mehr Hoffnung gab, als man der bessern Gesangstücke auf unsrer Bühne lange entbehrte. Doch scheint sich für den Schluß der diesjährigen Theater-Saison Alles um den gefeierten Tragöden zu drehen.

Die Ouvertüre wurde im Ganzen gut ausgeführt u. gab abermals Gelegenheit, das herrliche Talent unsers neuen Clarinettisten zu würdigen. Mit ihr waren das erste Duett zwischen Zetulbe (Mad. Schmitt) und Kesia (Mad. Müller) überhaupt einer der besten Sopran-Doppel-Gesänge, in welchem Erstere das Gefühl der Schüchternheit, die Liebe zu Isaun sich selbst u. ihrer Vertrauten zugestehen, recht charakteristisch zeichnete, u. Letztere ihr Muth zum Ausharren mit eben so viel Wahrheit zusprach, recht günstige Auspizien für die ganze Ausführung; doch ließ ersichtlich dieser Eifer allmählig nach, was zunächst im steten Anblicke der leeren Räume, die man seither oft überfüllt sah, seine Entschuldigung wohl finden mag. Dieses Erkalten trat jedoch erst nach der großen Arie der Kesia ein, worin sie zur Zeit die Kopien der verschiedenen Nationen mit gewohnter Naivität und in einem, wie immer gut gewählten Kostüme, verheißt, was zur Steuer der Wahrheit hier Erwähnung verdient, indem Mad. Müller stets und unter allen Umständen sorgsam u. mit sichtbarer Liebe für die Sache ihre Rollen durchführt. Auch Mad. Schmitt verdient dankbare Anerkennung für das eingelegte, recht fromm u. zart gehaltene Gebet — dessen Komponisten wir jedoch nicht kennen. Hr. Huppmann, in der Titelrolle, verdirbt auch nie Etwas, laborirte aber heute mit den Uebrigen an obenerwähnter Krankheit, bis auf die letzte, für seinen Stimmenumfang ganz geeignete Arie aus F-dur, worin er im großen Ottomanischen Kostüme sich der Zetulbe zu erkennen gab.

(Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 1. April. N°. 26.



Fragmente zur Geschichte Caspar Olevian's, eines jungen Trierischen Reformators im XVI. Jahrhundert.

Gesammelt

von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

p) Schreiben Friedrich's, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogs in Baiern, ferner des Pfalzgrafen Wolfgang, des Herzogs Christoph von Würtemberg und des Landgrafen Philipp von Hessen, datirt zu Worms im Monat April 1560, betreffend die Behandlung der Trierischen Bürger, welche sich zur Augsburger Confession bekannt haben.

q) Schreiben des Erzbischofs Johann von der Leyen an Bürgermeister und Scheffen zu Trier vom 5. Mai 1560, die Confessionisten betreffend.

r) Antwortschreiben des Trierischen Magistrats vom 11. Mai 1560.

s) Befehl des katholischen Raths zu Trier ohne Datum (ist jedoch v. J. 1559) an den Bürgermeister Johann Steuß und dessen Anhang, daß sich derselbe in seinem Hause innehalte und sich aller Gespräche mit den übrigen Confessionisten enthalte. Daß ferner der Stadtzender Peter Montag seines Dienstes entlassen sein soll.

t) Vorstellung des Bürgermeisters Johann Steuß und dessen Anhang vom 12. October 1559, betreffend die Zahlung der von dem Kurfürsten von Trier den Olevianern diktirten Entschädigungs-Summe von 20,000 Thalern.

u) Adresse des Bürgermeisters Johann Steuß an den Rath zu Trier, worin er sich beschwert, daß Franz Zorn zum Thal, Stadtrath und Faßbinderamtsmeister, nicht nachlasse, gegen ihn Steuß unnütze Worte zu sprechen; mit Bitte, demselben diesen Unfug zu verbieten.

Franz Zorn war zu Uerzig an der Mosel geboren und damals 54 Jahr alt: dessen Portrait wird in dem Lesezimmer der Stadtbibliothek aufbewahrt.

w) Vorstellung des Hans Ulrich, Leyendeckermeisters, ohne Datum, wurde aber am 15. April 1560 bei dem Magistrat verlesen. Derselbe begehrt, wieder in den Rath aufgenommen zu werden; und wenn er etwas verschuldet, so wolle er gern büßen und gelten, doch unvergreiflich seiner Ehren; und er seie den Confessionisten nicht zugethan.

x) Aufforderung des Raths zu Trier vom November 1559 an die Augsburgische Confessionsverwandten, an einem bestimmten Tage in dem Karmelitenkloster vor der daselbst sitzenden Commission zu erscheinen, um die zur Handhabung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit bestimmten Maaßregeln zu vernehmen.

y) Memorial und Apologie des Johann von Roseneck, genannt Zehendherr, beider Rechte Doktor und der Stadt Trier Syndikus, in Betreff der ihm zu Last gelegten Theilnahme an dem Religionsaufruhr zu Trier. Ist ohne Datum, wurde aber am 17. März 1560 more Trevirensi (d. i 1560) im Rath verlesen. — Dieser Schrift folgte noch eine ähnliche vom 30. März 1560.

z) Schreiben des Bürgermeisters Johann Steuß vom 16. October 1559 an den katholischen Burgermeister, wo es heißt: „Lieber Herr Bürgermeister! „Es hait mir Peter von Mailbueg Kistensitzer ange„zeygt, daß die Wache im Rathhuyse, welche mehren„theils Baßbendter seindt, nit zulassen wollen, daß „den ingenannten Herrn Essen und Trinken durch ey„niges Gesynde zugebracht werde: bitte um Insehens „darin zu haben, daß sie gestillt werden"

„Johann Stuysse Bürgerm.

A) Schreiben des genannten Johann Steuß an Bürgermeister und Rath zu Trier vom 12. October 1559, worin er begehrt, daß man das Packet Briefe, welches man von dem Thomas Valerius erhalten,

(siehe oben lit. d, e, f, g, h, i,) ohne seine Gegenwart nicht erbrechen soll; oder wenn man ihn Steuß nicht dabei dulden möchte, in Gegenwart einiger dazu zu benennenden Bürger, damit kein Brief oder Zettel verrückt werde: überhaupt aber soll keiner derselben von irgend Jemand gelesen werden. — Dieses Briefpacket blieb bisher unbekannt, ungeachtet meiner wiederholten Nachforschungen: dieser Briefwechsel würde uns über diese Geschichte vielleicht bedeutende Aufschlüsse gegeben haben.

B) Wahrhaftiger Bericht und Bitte auf die Supplicatio pro mandato de non offendendo 5. crim. annexa petitione pro mandato de relaxandis arrestis. Herrn Johann Stuyssen und Consorten cra Herrn Johann Erzbischofen und Churfürsten; auch Herrn Lorenz Ohren et consortes. Ist unterschrieben von Martinus Reichart, licent. cavens de rato et mandato. Diese Schrift ist ohne Datum; sie betrifft die Freilassung der gefangenen Confessionisten und die Aufhebung der Beschlagnahme eines Schiffes bei Pfalzel u. des Marktschiffes bei Bernkastel, welche mit Waaren vieler Trierischen Bürger beladen seien. —

2) Christoph Brower, Annal. Trevir. Tom. II. Seite 387 u. ff. erzählt uns diese Geschichte, wobei er Dronckmanns hinterlassene Schriften, so wie auch gleichzeitige mündliche Ueberlieferungen benutzt hat. Browers Urtheile mögen wohl nicht Jedem behagen, indessen hat er sich Mühe gegeben, das Faktische dieses ganzen Herganges darzustellen.

3) Jakob Masenius in seiner Epitome gestorum Trevir. Seite 663 u. ff. berührt diese Geschichte mit wenigen Worten.

4) Joachim Camerarius in seiner adnotatio rerum præcipuarum ab anno 1550 ad an. 1561 bei Freher, Scriptor. rerum german. Tom. III. Seite 536 erzählt diese Geschichte sehr lakonisch, nach seinen eigenen Ansichten; er beruft sich übrigens auf unsern Brower.

5) Calmet Histoire eccles. et civile de Lorraine Tom. VII. Seite 12 u. ff. hat vorzüglich aus Brower geschöpft.

6) Die Gesta Trevirorum cap. 183 bei Hontheim im Prodromus Hist. Trevir. diplom. Tom. II. Seite 868. (Fortsetzung folgt.)

Linguistische Träumereien.

Von Friedrich v. Sallet.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt erkennt man in der Englischen Sprache das an Ungewitter, Meeresbrausen und Schwerterklang gewöhnte Seevolk (wie es wenigstens sonst war); in der Italienischen mehr eines, das, von Glocken umklungen, in üppige Träume gewiegt, unter Orangenbäumen ruht und müßig zum tiefblauen Himmel auflächelt. Im Englischen ist die nachahmende Harmonie vorzüglich in den Worten, die sich auf Meer und Sturm beziehen, anzutreffen (und zwar nicht in affektirt vollen, majestätischen, sondern in schroffen, natürlichen Klängen); im Italienischen mehr in denen, die Baches Murmeln, Blättersäuseln u. s. w. bezeichnen.

Aber man wird mir einwenden, daß ich nur von den wenigen schönen Worten der Englischen Sprache rede, ohne der Anzahl schöner Italienischen Worte zu gedenken. Freilich hat die Italienische Sprache viel mehr schöne Worte, als die Englische; ja sie besteht fast nur aus solchen; in der Englischen hingegen sehen wir eine unendliche Stufenleiter vom Scharfen, Schneidenden, Verletzenden zum Milden, Weichen, Einschmeichelnden; vom Tändelnden, Zischelnden, Unbedeutenden bis zum Gewaltigen, Donnernden erhoben. Aber grade hierin liegt die eigenthümliche Schönheit, das Romantische, der zauberische Licht- und Schattenwechsel der Englischen Sprache. Wie mich dünkt, ist es von dem Worte susurrare (das unbegreiflicher Weise summen und rieseln zugleich bedeutet) bis zum tuonare (donnern) lange nicht so weit, wie vom drizzle (drissl — rieseln) bis zu thunder (t'shonder); und gewiß wird man im Englischen keinen so argen Verstoß finden, als ihn die Italiener begehen, wenn sie aus Armuth das gewaltige, volle Wort ribombare (widerhallen) auch vom Widerhall des Nachtigallgesanges brauchen.

Schon Das macht die Italienische Sprache sehr eintönig, daß sie gänzlich die Diphtongen entbehrt. Wie kann man die unendliche Stufenleiter von dem düstern, hohltönenden und bis hinauf zum hellen, scharfen i mit den drei übrigen einfachen Vokalen und ihren geringen Modifikationen ausfüllen? Wir Deutschen sind, glaube ich, darin am glücklichsten. Uns mangelt keiner von den schönen Mitteltönen au, ei, äu, eu, ö, å, ü u. s. w., in denen die scharfen, entschieden ausgedrückten Farben der Hauptvokale in lieblichen, ungewissen Dämmerschein zerfließen. Aber auch die Engländer sind hierin reicher, als die Italiener, und was die Consonanten betrifft, so mögen die, welche das Englische mehr hat (th; w) immerhin seltsam und schroff genannt werden; sie dienen doch zur Mannigfaltigkeit und heben wenigstens durch Contrast.

Die Italienische Sprache ist ein heller, lieblich gewundener, sanftfließender Strom, von Orangenbäumen beschattet, deren Blüthen ihn mit Düften beschütten u. deren goldne Früchte sich mit der klaren wolkenlosen Bläue des Himmels in seinem Glanze spiegeln; — die Englische ein Waldstrom, in zerrissenen, mit überhängenden Riesenbäumen finster bedeckten Felsen entsprungen, sich bald murmelnd durch heimliche Waldesnacht oder duftende Blumenufer fortschlängelnd, bald unter Zischen und Brausen, Winseln und Donnern, Sprudeln und Pfeifen, unter Tönen, die unser Ohr bewildern und betäuben, deren Dasein wir früher gar nicht ahnden, von hohen, steilen Abhängen stürzend und unten in wilden Strudeln wühlend, bald sich ausbreitend und als schwermüthiger See, zwischen frischgrünen, sanftgeformten Bergufern ausruhend und einen düstern gewitterdräuenden Himmel widerspiegelnd, während glänzende Streiflichter, gleich der Hoffnung eines hellern Daseins, nach dem dunkeln Erdenleben, ferne Hügelspitzen zauberisch beleuchten.

Welchen Abstand zwischen Alfieri's selbst in Schrecken und Graus, trotz allem Adel der Gesinnung, eintönigen, kalterhabenen Tragödien von Shakespear's alles umfassender, keck und wunderbar gemischter Zauberwelt. Der Geist eines Dichters ist immer dem seiner Sprache analog und Shakespeare hätte nicht Shakespeare werden können, wenn in seiner Sprache nicht die milden und schrecklichen Schönheiten verborgen ruhten, die der Seher, mit dem Stabe des Moses begabt, aus der harten Rinde hervorquellen ließ. (Schluß folgt.)

Der Traum.

(Nach Sterne.)

Es kam mir vor, als stände ich am Eingange der finstern Unterwelt und als wohnte ich, um die Zeit auf eineanständige Weise hinzubringen, den Aussprüchen des Rhadamanthus bei. Zur Linken des Cretischen Fürsten, welcher mit seinem Bruder Minos das trau-

rige Amt theilt, die Schatten zu richten, stand der finstere Gerichtsdiener des Tartarus; zu seiner Rechten der anmuthige Genius, der die Helden und die Gerechten unter Elysium's grünende Schatten führt. An diesem Tage sprach man das Urtheil über die Frauen. Ich war über allen Ausdruck erstaunt über die kurze Art, wie man bei der Untersuchung zu Werke ging: der Richter versuchte anfangs Alles im Allgemeinen abzumachen und fragte ganz einfach die Schönheiten, die vor seinem Richterstuhle erschienen: »Was haben Sie gethan?« Alle Frauen sahen sich wie Närrinnen an und wußten ganz und gar nicht, was sie antworten sollten. Hierauf ging er zu der Untersuchung im Besondern über: »Madame,« sagte er zu einer von ihnen, »Sie haben beinahe 50 Jahre auf der Erde zugebracht, was haben Sie da gethan?«

— Was ich gethan habe? antwortete die Dame leise, aber in Wahrheit, es fällt mir Nichts davon ein, ... erlauben Sie, daß ich mich ein wenig sammle. — Nach einem Nachdenken, das eine halbe Stunde währte, erklärte sie, sie habe Karten gespielt. Auf ein Zeichen des Rhadamanthus ergriff der Gerichtsdiener der Unterwelt seine Beute und zog sie fort.

Und Sie, Madame, sprach der Richter weiter, indem er sich an eine schmachtende Schönheit wandte; Sie haben die Welt in ihrem 29. Jahre verlassen, was haben Sie da gemacht?

— Während der ersten 12 Jahre meines Lebens habe ich mit Puppen gespielt; die übrige Zeit vertrieb ich mit Romanen- und Novellen-Lesen.

— Ich mache Ihnen mein Compliment dazu, das nenn' ich doch die Zeit gut angewandt, treten Sie doch gefälligst zur Linken, ... die Reihe ist an Ihnen, meine gute Pächterinn!

— Ich bitte um Nachsicht, mein lieber Herr Richter, ich bin noch nicht 40 Jahre alt und habe schon 7 Kinder erzogen, alle in der Furcht vor den Göttern und in der Liebe zur Arbeit; auch leben sie alle noch; die 15,000 Käse, die ich mit meinen eigenen Händen gemacht habe, will ich nicht einmal in Rechnung bringen. Ich habe als meine Stellvertreterinn da oben meine älteste Tochter zurückgelassen; sie wird ihren Vater trösten und die Haushaltung so gut führen, wie nur irgend eine Pächterinn im ganzen Bezirke.

Rhadamanthus lachte über diese naive Antwort und wies die Bäuerinn auf die rechte Seite.

— Und Sie, schöne Dame, fragte er ihre Nachbarinn, die schüchtern herantrat.

— Verehrter Herr Richter, ich habe gewiß nichts Uebeles gethan!

— Das ist schon was; aber was haben Sie denn Gutes gethan?

Die junge Frau senkte mit verwirrter Miene ihr Haupt und schwieg. Die beiden Gerichtsdiener stritten sich schon über diesen problematischen Schatten, als der Richter, gerührt von der Unschuld und der Aufrichtigkeit, die sich über ihre Züge verbreiteten, erklärte, er wolle erst nach einer zweiten Untersuchung sein Urtheil fällen.

— Ich lebte, sagte eine alte Frau einfallend, 70 Jahre in einer verdorbenen Welt, umgeben von nichtswürdigen Nachbarn, deren Andenken ich mit Recht verfluche. Mit der größten Kraft sprach ich immer gegen die Fehler des Nächsten ....

— Gut, unterbrach sie Rhadamanthus ironisch; aber haben Sie auch mit eben so viel Fleiß über sich selber gewacht?

— Sie sehen wohl, daß das unmöglich war; ich war zu sehr mit den Fehlern der Andern beschäftigt, als daß ich Zeit gehabt hätte, an die meinigen zu denken.

— Ich verstehe ... gehen Sie doch gefälligst auf die linke Seite. Sie sind wohl 80 Jahre alt, fuhr der Richter fort, indem er sich gegen eine greise Dame wandte, was haben Sie während der langen Pilgerschaft im Leben gethan?

— Hm! Viel, was ich hätte vermeiden können, ganz gewiß; aber ich war eben auf dem Punkte, mein vergangenes Leben zu bereuen, als ein zu schneller Tod..

— Genug, genug, Madame, folgen Sie ihrer Vorgängerinn. — Einige Schritte von ihr stand eine ehrwürdige Frau, deren Züge voll Ruhe waren, wie ein gutes Gewissen, der Richter fragte auf die bekannte Weise.

— Ich war die glückliche Gattinn eines Mannes, der mich mein Leben lang liebte und ehrte, antwortete sie; ich erzog meine Kinder zur Gottesfurcht und lebte glückliche Tage im Schooße meiner Familie.

Rhadamanthus lächelte mild, der Genius, der die Elfenbeinthore des Sitzes der Seeligen öffnete, reichte der Ehrwürdigen die Hand und ihr Gesicht strahlte augenblicklich von blendender Schönheit. Erstaunt über die Metamorphose und nach einer ähnlichen lüstern sah man eine junge Person sich durch die Schaar durchdrängen.

— Was haben Sie gethan, während der 20 Jahre, die Sie auf der Oberwelt zubrachten?

— Ich habe Bälle und Schauspielhäuser besucht, um mich bewundern zu lassen, antwortete die junge Gefallsüchtige; die übrige Zeit meines Lebens habe ich vor dem Spiegel zugebracht, um meine Toilette zu machen ....

Der Hüter der Unterwelt zog sie ohne Ceremonie mit sich fort, und sobald sie, angehaucht von der Luft des Erebus, ihre frischen Farben verlor, überzog sich ihre Stirne mit tiefen Runzeln und sie wurde häßlich, wie die Nacht.

Ich hörte noch einen großen Schwarm Frauen, welche unter Lachen, Gesang und Tanz munter herankamen; ich hatte große Lust, die Aufnahme abzuwarten, die man ihnen angedeihen lasse, und fürchtete nicht wenig, daß Rhadamanthus ihre Freude stören würde; aber der Lärm wurde so stark, daß ich erwachte.

Der Prinz Ferdinand.

In einem Alter von 12 Jahren ritt einst der Prinz Ferdinand mit seinem Hofmeister aus. Mitten auf der Promenade ging das Pferd des Prinzen durch und rannte, indem es den andern Reiter weit hinter sich ließ, an den Rand eines Abgrunds. Es war nicht mehr als zwei Schritte von demselben entfernt und Nichts schien den Prinzen retten zu können, als ein Bauer, welcher zufällig des Weges kam, sich dem Pferde entgegenwarf und es aufhielt, aber nicht ohne sich schwer am Fuße zu verwunden. Der erste Gedanke des jungen Prinzen ist, seinen Retter zu belohnen, aber er findet Nichts in seiner Tasche; er hatte Nichts, als seine Uhr, auf die er sehr viel hielt, denn sie gehörte früher der Maria Theresia. Ohne sich zu besinnen, nahm und gab er sie dem Bauersmanne, welcher sein Leben in's Spiel gesetzt, um das seinige zu retten. Hierauf ritt er zu seinem Hofmeister zurück und erzählte ihm Alles, was ihm widerfahren war. Dieser, der nicht so edelmüthig dachte, hielt es bei seiner Rückkehr in den Pallast für seine Pflicht, den Prinzen wegen seiner Großmuth, die ihn

eines so werthvollen Gegenstandes beraubt hatte, zu Rede zu stellen. Der junge Ferdinand antwortete auf die Bemerkungen, die ihm von Seiten des Hofmeisters gemacht wurden, Nichts und zog sich zurück.

Den folgenden Morgen hatte der Hofmeister die Uhr von dem Bauersmann für eine passende Belohnung eingetauscht und gab sie dem Prinzen mit folgenden Worten zurück: Prinz, ich halte mich verpflichtet, Ihnen meine Vorwürfe zu erneuern, Sie sollten Niemanden ein Andenken geben, welches der Kaiserinn Maria Theresia zugehörte; es ist eine Familien-Reliquie, von der Sie Unrecht haben, sich zu trennen. — Wie, antwortete der Prinz erstaunt, indem er die Uhr abnahm, wenn dies Kleinod nicht einmal einen Menschen belohnen kann, der mir das Leben gerettet hat, so taugt es zu Nichts, und mit diesen Worten warf er die Uhr zum Fenster hinaus.

Belohnung der Dichter in alter Zeit.

Wenig Dichter sind so gefeiert worden, wie in neueren Zeiten Göthe und im 16. Jahrhundert am Französischen Hofe Ronsard. Die Könige Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Heinrich III. überschütteten ihn mit Ehren und — Golde. Karl IX. dichtete Verse zu seinem Lobe, wie Ludwig von Baiern zu Ehren Göthe's. Maria Stuart beschenkte ihn mit einem Silberzeuge, 2000 Laubthaler an Werth. Es befand sich dabei ein Becher wie ein Rosenstock geformt, am Fuße des Parnassus mit dem Pegasus. Der Rath von Toulouse sandte ihm eine Minerva von Silber. Indessen, seine zum Theil sehr frivolen Gedichte sind alle vergessen, und dasselbe ist der Fall mit mehren seiner Nebenbuhler, die mit ihm an Zügellosigkeit, wie an Plattheit und Geschmacklosigkeit wetteiferten. Es war damals leicht, ein berühmter Dichter zu werden und goldene Kronen zu gewinnen. Philipp Desportes, Vorleser Heinrich's III., erhielt für ein längst vergessenes Gedicht von Karl IX. 8000 Laubthaler und für ein Sonett vom Admiral Jeyense eine Abtei, die jährlich 30,000 Livres eintrug. Unter Heinrich III. hatte er jährlich 10,000 Kronen od. Laubthaler zu verzehren.

Theater in Trier.

(Schluß.) Von Darstellung der Lemaide durch Mad. Euling kann, was die stete Sorgsamkeit u. den regen Eifer betrifft, nur im Allgemeinen das Zuvorgesagte wiederholt werden, wiewohl auch heute die Frische fehlte. Hr. Dreves, als Kadi, trudelte sich nach dem Erkennen des Caliphen recht künstlich-equilibrisch zur Thüre hinaus und an der Tafel, die Isaun zu Ehren der Zetulbe serviren ließ, war asiatische Pracht nicht sichtbar.

2) Rataplan, der kleine Tambour, von Pillwitz.

Eine allerliebste und wohl einmal gern wiedergesehene Kleinigkeit, die durch wohlgewählte Rharsodien recht gut compilirt ist und durch theilweise ergreifende Situationen viel Anziehendes gewinnt. Insbesondere gehört dahin das als Wechselgesang recht sinnig bearbeitete herrliche Lied „Te souviens-tu“ von Beranger, was in dem gemüthlichen Moment zwischen Großkanon u. Rataplan, wo jener von diesem sich zu trennen droht, die wehmüthigsten Erinnerungen anregt und bei dem innigen Vortrage beider Darstellenden, Hrn. Hübsch u. Mad. Müller, viel Theilnahme gewann. Nur hätte Letztere, einem frühern Wunsche zufolge, den wieder unzeitigen und der vorherigen Gemüthlichkeit des Vortrages nicht zusagenden Schnörkel am Schlusse des Liedchens nach der Melodie »die Feldflasche« fortlassen sollen!

Der Caprice, Dem. Koch, war heute auch nicht so lebendig, rauchte aber sein Pfeifchen terty finem.

Hr. Dreves, als Tirebouchon, brachte sein bon mot »da liegt der Hund begraben« nicht immer passend an, war aber im Ganzen recht launicht, was sich weniger von der Marton u. der Therese sagen läßt.

P.....

Donnerstag den 26. März: Menschenhaß und Reue, Schauspiel in 5 Abthl. von A. v. Kotzebue.

Eins der besten und beliebtesten Kotzebue'schen Stücke, das, in's Französische übersetzt, auch an Talma einen Darsteller fand.

Die gleichmäßige Ruhe, womit Hr. Kunst die Rolle des Unbekannten gab, ist das Charaktristische dieser Parthie. Auf seinem finstern runzligen Gesichte lag der Menschenhaß und ein Heer von Peinen, die das Menschenherz foltern können, abgedruckt. Unter den gelungenen Scenen nennen wir die, wo er dem Greise den Beutel überreicht und vorher noch schüchtern umherblickt; dann, wo er zuerst von seinen Kindern spricht und die Schlußscene des Ganzen. In dieser Scene entwickelte auch Mad. Dreves, die in den frühern Auftritten weniger ansprach, ein Spiel, das wirklich an's Herz griff. Den Beweis lieferten die weißen Tücher in mancher zarten Hand.

Freitag den 27. März: Das Leben ein Traum, dramatisches Gedicht in 5 Abth. Nach dem Spanischen des Calderon de la Barca, für die Deutsche Bühne bearbeitet von C. A. West.

Unter den hundert zwanzig Schauspielen, die Calderon's fruchtbares Dichtergenie an's Licht förderte, leuchtet dieses Stück, wiewohl bei allen die feurige Phantasie, die Originalität des schaffenden Meisters nicht zu verkennen ist, auf die ausgezeichnetste Weise hervor. Abgesehen von der ganzen Anlage des Stücks, ist der Charakter der Hauptperson so gehalten, daß er in größter Eigenthümlichkeit dasteht. Gewöhnlich sind Liebe und Eifersucht und die über Alles, wie ein mächtiger Genius, waltende Ehre die Triebfedern, die bei Calderon die Verwicklung herbeiführen und auflösen; hier aber ist es das dem Menschen angeborene sittliche Gefühl für Recht, das, von Clotald zu günstiger Stunde geweckt, im schönsten Lichte aufflammt und in moralischer Hinsicht wenigstens den Knoten lös't.

Was die West'sche Uebersetzung betrifft, so können wir es nur mißbilligen, daß Basilius, statt, wie es im Originale der Fall ist, König von Polen zu heißen, hier als König von Navarra auftritt. Unserem Gefühle nach verliert durch diese Aenderung die wildkräftige Natur Roderich's (Sigismund's) an Wahrscheinlichkeit und das Ganze einen gewissen romantischen Zauber.

Roderich's unbändigen, hochfahrenden Sinn, welcher nur hier und da durch die Strahlen der Vernunft und des genossenen Unterrichts gemildert wird, gleichmäßig bis zum Wendepunkt zu bewahren, schien die Aufgabe zu sein, die Hr. Kunst sich gestellt hatte, und er hat sie mit Ruhm gelös't. In der Wildniß erinnerte nicht nur das unheimliche Klirren der Kette, sondern jede Bewegung, jedes Rollen des Augs, jedes Wort, das er aus wuthentflammter Brust hervorstieß, an einen Menschen, der, obgleich in rauher Waldesnacht erzogen, dennoch Einsicht genug besitzt, die ganze Fülle seines Elends zu durchdringen. Der wilde Stolz, der den Freiheitberaubten im Thurme beherrscht, weit entfernt, da, wo ihn der Glanz des Hofes umgiebt, nachzulassen, ras't jetzt um so schrecklicher fort, jemehr Macht da ist, dem erhitzten Gemüthe Luft zu machen. Nur der Anblick holder Frauen kann ihn auf Momente bändigen. Hr. Kunst gab diese Stellen mit flammender Begeisterung, bald zu den Zuschauern gewendet, bald der ungewohnten Empfindung in lautem Sturme Luft machend. Wie so vieles Andere, nahm sich die Scene mit Clotald im Pallaste äußerst plastisch aus. Das Schwerste von Allem war jedoch der Monolog im 3ten Akte, wo Hr. Kunst das Mittel zwischen Reflectiren und Träumen auf die ergreifendste Weise zu treffen wußte. Im 4. Akte machten die aus dunkler Erinnerung leise widerklingenden Worte:

Denn selber in des Traums Gefilden
Darf man das Rechtthun nie entbehren! —

eine eigene Wirkung, die um somehr hier eine Erwähnung verdient, da die Wiederholung der Worte Zusatz des Hrn. Kunst ist. Sein Kostüm als herrschender Prinz war äußerst glänzend. Der Künstler wurde mit dem rauschendsten Beifalle am Ende des Stücks gerufen.

Unter den übrigen Personen zeichneten sich Mad. Dreves und Hr. Eisenhut, sowohl durch ihre prachtvollen Anzüge, als auch durch ihr Spiel aus; vorzüglich gelang Hrn. Eisenhut die Erzählung im 1. Akte. Hr. Dreves gab dagegen die Rolle des Gracioso (des lustigen Bedienten) desto unsicherer.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 4. April. **No. 27.**



Fragmente zur Geschichte Caspar Olevian's, eines jungen Trierischen Reformators im XVI. Jahrhundert.

Gesammelt
von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

7) Johann Hugo Wyttenbach in seiner Geschichte von Trier, IV. Abschnitt Seite 32 — 57, hat uns den Kern der ihm bekannten Dokumente richtig ausgehoben und deutlich dargestellt.

8) Geschichte des von Caspar Olevian im Jahr 1559 zu Trier erweckten Religionsaufstandes, mit einer bisher ungedruckten Urkunde, Mainz bei J. B. Wailandt, 1788. Dieser erste Versuch auf meiner litterärischen Laufbahn hat einige übereilte Stellen und eben nicht den besten Styl; er veranlaßte indessen noch einige kleine Schriften: siehe die Beilage der Würzburger Gelehrten-Anzeige vom Monat Juni 1793.

9) J. J. Stammel, Trierische Kronik für den Bürger und Landmann, Trier 1797. 8°. Seite 130 u. ff. Auch sehe man noch Bayl, Jöcher, Rodermund u. A. unter dem Artikel Olevian: auch Johann Hermann Streubing in seiner Topographie der Stadt Herborn. Marburg 1792. Seite 177. Desselben Kirchen- und Reformationsgeschichte der Oranien-Nassauischen Lande. Hadamar 1804. Seite 180.

Olevian's eigentlicher Familiennamen ist mir noch unbekannt; mehrere noch ungedruckte Aktenstücke nennen und bezeichnen den Vater des Caspar's mit folgenden Worten: Gerhardt uffer der Olevien, ohne anzugeben, ob Gerhardt dessen Taufnamen oder Zunamen ist; das erstere ist mir aber wahrscheinlicher. Bewiesen ist es, daß derselbe in der Olewig eine Mühle hatte, daß er das Handwerk selbst getrieben und nebst dem mit Mehl gehandelt habe: in einem Rentenbuch der Stadt Trier vom Jahr 1544 steht angemerkt, daß dieser Gerhardt innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Monaten in der Stadt Trier 87 Malter Mehl abgesetzt habe. Einige Zeit später kaufte derselbe das in mehreren Dokumenten sogenannte auf dem Graben unweit der Pallaststraße gelegene Haus Wittlich (von einem ausgehenkten Schilde so genannt), bezog mit seiner Familie die Stadt, wurde in den Rath aufgenommen und als Stadtrentmeister angestellt, indessen trieb er den Mehlhandel und noch dazu die Bäckerei fort. Das genannte Haus Wittlich gehörte früher dem Bürgermeister Gerhardt von Ramstunk zu; dessen hinterlassene Wittwe Clara verkaufte dasselbe nach Anzeige eines Dokuments vom J. 1525 um 1500 Gulden; es heißt daselbst: Eine der genannten Frauwen Claren huiß mit allem synem Begriff und Zubehör gelegen zu Trier an Pallastgasse uff dem Graben, genannt Wittlich. — Gerhardt's Ehefrau, die Mutter des Kaspar's, nannte sich Anna Sintzig, eine bekannte Trierische Familie. Ehe aber die beiden Eheleute nach der Stadt zogen, war ihr Sohn Kaspar schon geboren (1532); daher sagen auch die Gesta Trevir. cap. 183. Caspar Olevianus e vico Trevirensi oriundus. Hontheim irret demnach, wenn er Hist. Trevir. diplom. Tom. II. Seite 783 in der Note a sagt, unser Kaspar sei in dem Hause Wittlich zur Welt gekommen. Es war damals Sitte, aber auch zugleich ein irreführender Mißbrauch, daß man mit Weglassung des Familiennamens, sich nach seinem Geburtsorte nannte, daher z. B. Nicolaus Cusanus, Joannes Trithemius, Johannes Wesaliensis, Joannes Lesuranus, Petrus Noviomagus u. v. A. Sogar fand ich in einer Handschrift der Abtei Matheis einen Petrus Olevianus unter den Aebten dieses Klosters um das Jahr 1526 angemerkt *); endlich noch einen Ju-

*) Anno 1526 D. Petrus de Olevia seu Olevianus eligitur abbas.



cobus Olevianus, welcher im Jahr 1634 Pfarrer zu Thölen war.

Die Familie Olevian's lebte noch nach diesem Auftritte in einiger Hoffnung, in der Stadt Trier ihre übrigen Tage verleben zu können; in dieser Hoffnung wurde sie durch die Ereignisse des Jahrs 1568 gestärkt; die Hoffnung schwand aber, nachdem von Rudolpf II. zum Nachtheil der Stadt Trier im Jahr 1580 ein Urtheil ausgesprochen und dieselbe dem Erzbischof unterworfen worden war. Nun entschloß sich die Olevianische Familie, ihr genanntes Haus zu verkaufen; in einer Handschrift vom nemlichen Jahr habe ich folgende Stelle gelesen: „Item ein Huyß, am Markt gelegen, genannt Wittlich 2c. von Annen Sinzig, „weilandt Gerhardt's Olevian, als er lebte, Rathsgenossen und Beckermeistern hinterlassene Wittwe, mit „Verwissen und Gehelen ihrer Söhn, Dochter, Dochtermann und Schnorig."

In den in unserer Stadtbibliothek aufbewahrten Akten des zwischen der Stadt Trier und ihrem Erzbischof wegen behaupteter Reichsunmittelbarkeit geführten Prozesses (1570 u. f.) fand ich folgende Erklärung eines Freiherrn von Erichingen, geachteten Mitglieds der Rittergerichts zu Luxemburg, die er als Zeuge vor dem kaiserlichen Commissarius Dr. Erndlin, damals in Trier, vor welchem die Olevianische Geschichte ebenfalls zur Sprache gekommen war, abgelegt hat: „Er „habe gehört und gesehen, daß sich die Bürger bei „Zeiten des Kurfürsten Johann von der Leyen, als „sich der Zweispalt in der Religion in der Stadt Trier „erhoben, widerspenstig gegen ihre kurfürstlichen Gnaden erzeigt, dann sie hatten einen Predikanten Casparum Olevianum im Hospital aufgestellt „und darzu, als Pelargus, der Domprediger, am „Osterfest das Christerstanden vorgesungen, hätten sie angefangen andere teutsche Psalmen zu singen, „welches Betragen uff gute Mittel gestellt durch Unterhandlung etlicher Gesandten 2c. Hat derselbe Syndik „zum Herrn Domprobst *) gesagt: Gnädiger Herr, „wenn man nit Ewer Person und Geschlecht geehret „hätte, sollt jetztund nit ein Geistlicher in der Stadt „leben. Darauf der Domprobst geantwortet: Das wäre „schwer gewesen, die Pristerschaft alle umzubringen „einer Person Willen; es wäre noch zu viel mit einem „gewesen; und so man ihn dann umbracht, so wären „doch die Herrn von Erichingen nicht alle todt gewesen, „und man kenne keine Religion, welche Mord predige."

(Schluß folgt.)

*) Dieser war Franz von Erichingen, welcher im Jahr 1549 zum Domprobst erwählt wurde, vor dem Jahr 1570 aber schon gestorben war.

Linguistische Träumereien.

Von Friedrich v. Sallet.

(Schluß.)

Die Sprache ist die Geliebte des Dichters, aber das edle Weib giebt sich nur der feurigen Umarmung des Würdigen, Hochgemuthen hin. Der erzeugt mit ihr Kinder, die mit dem Geist des Vaters und der Schönheit der Mutter begabt sind. Den Mattherzigen, Niederträchtigen täuscht sie, wie einst die königliche Juno den Ixion mit einer leeren Wolke. Natürlich können hieraus nur Centauren, Ungeheuer mit Menschengesichtern und Pferdefüßen entstehen.

Die Italienische Sprache ist fast immer schön und voll, auch im gewöhnlichsten Gespräch; aber eben diese Alltäglichkeit raubt ihrer Schönheit den Werth. Im Englischen wird man die schönen Klänge mehr in den Aufschwüngen begeisterter Dichter, in den Ausbrüchen edler Leidenschaften zu suchen haben. Daß ihr der Wohlklang fehle, kann Niemand behaupten; nur verwechsle man nicht den äußern Klang einer Sprache, der sich auch dem gröbsten Ohre sinnlich und unverschämt aufdrängt, mit dem innern, geheimen Tone, der nur dem Odem des Geistes sein Leben dankt und sich nur Dem kund giebt, dessen Seele würdig ist, ihn zu erkennen; nur verwechsle man nicht ein buntes, schönfarbiges Colorit mit tiefgedachter, tiefempfundener Farbenharmonie. Man hat einen Ausspruch über Sprachen, der vielleicht mehr als witzig ist; es ist dieser:

Spanisch spricht man mit Gott,
Italienisch mit den Engeln,
Französisch mit den Damen,
Englisch mit den Vögeln,
Deutsch mit den Pferden.

Gegen letztern Vorwurf brauchen wir uns wohl nicht ernstlich zu vertheidigen, da er gewiß nicht ernstlich gemeint ist. Freilich ist das Deutsche eine vortreffliche Sprache zu den Pferden, aber ich glaube, unsere Dichter haben es zur Genüge bewiesen, daß sie es auch zu Gott, zu den Engeln, und ich will nicht grade sagen, zu den Damen, aber doch zum Weibe sei (und ein Weib ist mir lieber, als eine Dame).

Was den Satz über die Englische Sprache anbetrifft, so versteht man ihn gewiß ganz unrecht, wenn man ihn nur als Tadel auslegt, wenn man dabei nur an Sperlinge und Krähen denkt. Mögen diese immer dabei sein, aber man vergesse auch nicht den gewaltigen, schreckenden Kampfruf des hochschwebenden Aars, das schmachtende, tiefsinnige Liebesflöten der Nachtigall, den seltsam scharfen, wie aus bunten Mährchenlanden tönenden Schrei des Papagei's, den fröhlich wirbelnden hochherabklingenden Jubel der Lerche, das schauerliche Nachtlied des Uhu, das leichtfertige Gezwitscher der Schwalbe, das unheimlich dumpfe, ferne Donnern der Rohrdommel, noch des königlichen Schwanes melodischen Sterbegesang.

In diesem Sinne mögen wir es gerne eingestehen, daß die Englische Sprache Aehnlichkeit mit der der Vögel hat und die Engländer werden mit diesem Vergleich nicht unzufrieden sein.

Der heimliche Besuch.

Es ist nur mehr einige Meilen von London, wo diese Postchaise auf der Straße von Liverpool so schnell dahin rollt; schon zeigen sich am Horizonte, umgeben von den Schatten des Abends, die Thürme der Hauptstadt. An dem Kutschenschlage legt sich zuweilen, um gleichsam die Entfernung zu berechnen, ein schöner männlicher Kopf, ernst und nachdenkend, heraus; seine vollkommen regelmäßigen und ruhigen Züge bergen, wenn auch nicht ein leidenschaftliches, dennoch tief bewegtes Gemüth. Denn dieser Reisende sehnt sich mit lebhaftem Verlangen, seine geliebte Gattinn wiederzusehen; gleichwohl ist er nicht erst kürzlich verheirathet und hat sein Haus kaum seit 8 Tagen verlassen.

Herr Weld, ein ehrbarer Kaufmann, dem glückliche Handelsgeschäfte zu einem ansehnlichen Vermögen halfen, ist ungefähr 50 Jahre alt. Nach seiner 15jährigen Wittwerschaft verliebte er sich plötzlich in eine Frau, welche viel jünger war, als er, und Anna Smithson, wichtigen conventionellen Gründen nachgebend, reichte ihm endlich ihre Hand. Obschon von Natur nachdenkend und kalt, machte Anna ihren Gemahl

doch sehr glücklich. Wenn man sie sah, mit ihrem nüchtern Wesen, so mochte man glauben, ihr Herz sei ganz und gar nicht empfänglich für die Lockungen der Welt und man mußte, trotz der Ungleichheit der Alter, ihre ehliche Verbindung für glücklich halten. Aber ein aufmerksamer Beobachter konnte in ihrem schwarzen Auge eine verrätherische Zurückhaltung sehr leicht bemerken. Nach einer kurzen Reise fliegt Weld jetzt mit heißer Sehnsucht seiner Anna entgegen; trotz seiner scheinbaren Ruhe flucht er über den langsamen Gang der Pferde, die gleichwohl in ihrem Laufe kaum das Pflaster zu berühren scheinen; mit Ungeduld erwartet er den Augenblick des Aussteigens.

Endlich hält der Wagen in dem Hofe des Posthauses. Weld wirft sich in ein Cabriolet, welches eben bereit steht, zahlt den doppelten Preis dafür und stürmt in die Mitte seiner Dienerschaft, die, ihren Herrn nicht so schnell zurückerwartend, im Vorzimmer speis't und guter Dinge ist. Man drängt sich um ihn, man besorgt ihm andere Kleidung, spricht vom Abendessen, aber er, ohne sich an Etwas zu stören, ergreift ein Licht und eilt hinauf zu seiner Frau. So nahe ihrem Zimmer, fühlt er sein ganzes Wesen auf wunderbare Weise aufgeregt. Und für seine Frau, welche süße Ueberraschung! Ohne Zweifel wird er sie finden am Kamine, mit einer Stickerei beschäftigt, oder mit ihrer ruhigen heitern Stirne in einem Buche lesend.... Er tritt ein: Niemand ist da. Der Umstand ist ganz einfach; gleichwohl fühlt Herr Weld einen gewissen Schauer bis zu seinem Herzen dringen.

Mistreß Weld ist ausgegangen? sagt er zu einem der Diener, der ihm gefolgt war, indem er das Zittern seiner Stimme mit Mühe verbergen kann.

— Ungefähr seit zwei Stunden.

— Wo ist sie?

— Madam hat Niemanden was gesagt.

— James, komm, zieh' mir meine Kleider aus, antwortete der Kaufmann, indem er sich von Neuem bemühte, dem Diener seine Unruhe zu verbergen. Er tritt hierauf in sein Zimmer.

Das Reisekleid ist abgelegt, er streckt sich behaglich auf ein Sopha und affectirt eine Ruhe, die weit, weit von ihm entfernt ist.

— Will der Herr, daß ich das Essen auftrage?

— Nein, ich will meine Frau erwarten. Eine halbe Stunde ist vorbei; Weld sieht alle Augenblicke nach der Uhr, erhebt sich, läuft schnell durch das Zimmer, setzt sich wieder, steht wieder auf. Ich bin ein Narr, denkt er bei sich, Anna wird kommen... Sie erwartete mich erst Morgen, sie ist wahrscheinlich bei ihrer Mutter.... Er greift nach der Times und fängt mit lauter Stimme an einen Artikel zu lesen; aber seine Augen lesen nur, er achtet auf keines der Worte, die er hört, Nichts verscheucht seine immer mehr wachsende Unruhe.

Acht Uhr, ruft er, und sie ist noch nicht da; Es ist sehr dunkel draußen... Dieser Gedanke erfüllt ihn mit neuer Furcht.

— James!

— Herr!

— Hat Mistreß den Wagen mitgenommen?

— Ja, Herr, aber sie hat ihn mit mehreren Einkäufen zurückgeschickt.

— Ohne den Ort anzugeben, wo man sie treffen kann?

— Ja, Herr.

— Welche Unklugheit!... Sie ist ohne Zweifel bei ihrer Mutter... James, man spanne die Pferde an und suche sie auf.

— Eine halbe Stunde nachher kam der Kammerdiener zurück und sagte dem Kaufmann, daß Mistreß Smithson ihre Tochter nur den Morgen gesehen habe und daß sie glaube, sie sei in einer Soiree bei Mylady Strafford.

— Gut, antwortete der Kaufmann, beschämt, daß er von seiner Furcht den Dienern etwas merken gelassen habe; ihr Vetter Karl wird sie nach Hause bringen... Trage das Essen auf, James.

Aber, es ist ihm unmöglich einen Bissen unterzubringen; endlich hält er sich nicht mehr, er kleidet sich an, steigt in den Wagen und ruft dem Kutscher: Zu Mylady Strafford!

(Fortsetzung folgt.)

Schul-Anekdoten.

Ein Lehrer der Schule hatt' an die Wand
Der Welttheile Charte gehängt,
Und sagt zu den Kindern: „Macht Euch bekannt
„Mit dieser, denn Kinder bedenkt,
„Ihr reis't auf der Charte durch alle Welt
„Umsonst, denn die Reise kostet kein Geld!"
Die Kinder waren gar fleißig dabei,
Die Länder und Städte zu kennen,
Und konnten in Kurzem schon Mancherlei
Dem fragenden Lehrer benennen;
Ein Mädchen allein nur blieb zurück
Und sah auf die Charte mit keinem Blick.
Dem Lehrer fiel dieses Betragen auf,
Er fragt sie, warum sie das thäte?
„Die Mutter verbot mir's," antwortet darauf
Halbweinend, die kleine Margrete,
„Sie sagt, mit den Mädchen, die kreuz und quer
„Im Land herumreis'ten, sei's nie weit her."

2.

Bei einem Schul-Examen fragt
Der Lehrer seine Schüler: „Sagt
„Mir, was zu ganz besonderm Ruhme
„Rudolph von Habsburgs Kaiserthume
„Am allermeisten wohl gereicht? —
„Nun? — Wißt Ihr's nicht mehr? — Alles schweigt.
„Hab't Ihr es denn so ganz vergessen,
„Was ich euch kürzlich noch von dessen
„Vor allen andern großen Thaten
„Gesagt, — kann's Keiner denn errathen?
„Die Raubnester hat er zerstört,
„An 50 wohl! — Und unerhört
„Ist's, daß ihr dies so schlecht behalten!
„Es bleibt mit Euch doch stets beim Alten!
„Nichts merkt ihr Euch, was ich Euch sage,
„Dies ist ja ewig meine Klage!"
Darauf ein Schüler heimlich lachte,
Und spricht zu seinem Nachbar sachte:
„Es ist mir wahrlich doch zum Lachen,
„Davon so vielen Lärm zu machen;
„Was sind denn 50 Raupennester!
„Ich habe, frag' mal meine Schwester,
„Wohl über 100 schon zerstört,
„Und niemals was davon gehört,
„Daß Raupennester zu zerstören,
„Zu großen Thaten sollt' gehören!"

Wie hieß Adam's, des ersten Menschen, Frau? fragte ein Lehrer beim Examen, „Frau Adam!" antwortete ein Kind.

Kochkunst.

In China dient fast Alles, was da lebt, schwimmt,

fleugt und kreucht zur Nahrung. So findet man auf einer festlichen Tafel gesalzene, gekochte und getrocknete Regenwürmer. Der Nachtisch besteht sehr oft aus in Zucker oder Butter gebackenen Rosen u. dergl. Was die Regenwürmer betrifft, so bekenne ich offen, daß ich mir schwerlich daraus viel machte. Die gebackenen Rosen scheinen mir schon annehmbarer; jedoch bekenne ich auch hier, daß mir lange nicht so appetitlich zu sein scheint ein Paar gebackene Rosen, als ein Paar rosige Backen. Was meinst Du, Rosa? — Funke.

Die Bibelgesellschaft von Bedford in England beschäftigt sich fortwährend mit Bibel-Sendungen nach den westindischen Besitzungen, wo man für die emancipirten Neger nicht weniger, als 120,000 Englische Bibel-Exemplare braucht. Man hat zwei Ausgaben davon gemacht, wovon die kleinere für Kinder bestimmt ist. Die Regierung unterstützt die Gesellschaft in ihrem religiösen Streben und hat ohne Kosten für die Gesellschaft 40 Tonnen Bibeln nach Jamaica versandt.

Gegen das Ende Februars fand zu Nantes das Begräbniß der Eheleute Castinel Statt. Die zwei Gatten starben an demselben Tage, wurden zusammen auf den Kirchhof geführt und in dasselbe Grab gesenkt. Dieser doppelte Sterbfall war um so merkwürdiger, weil Beide eines natürlichen Todes gestorben sind. Einer ihrer Diener, welcher dem Manne aufgewartet hatte, starb ebenfalls am selben Tage.

Theater in Trier.

Sonntag den 29. März: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Großes Ritterschauspiel in 5 Abth. von Göthe.

Dieses Schauspiel stellt ein lebendiges Gemälde seiner Zeit dar, jener Zeit, wo am Ende von Maximilian's Regierung der echte Rittersinn hinschwand. Götz steht in seiner ganzen Kräftigkeit als der letzte Deutsche Ritter da. Der Scenenwechsel im Stücke geht rasch vor sich und eben diese Raschheit bewirkt, daß die Darstellung, wenn sie nur einigermaaßen ansprechen soll, höchst schwierig, ja bei einer unvollkommenen Maschinerie beinahe unmöglich wird.

Abgeseh'n von diesen scenischen Hindernissen, trug denn auch zum Mißlingen der heutigen Vorstellung die Feder unseres Regisseurs das Ihrige bei. Wir wollen es keineswegs rügen, daß Scenen, wie das Gespräch im Speisesaale, oder gar der Bauernkrieg weggelassen sind; aber wenn im zweiten Akte Adelheid eine Scene mit folgenden Worten an ihr Kammerfräulein eröffnet: „Er (Weislingen) ist da! sagst du. Ich glaub' es kaum!" und dieselbe Scene mit einem Besuche Weislingens, der schon eine innige Bekanntschaft zwischen ihm und Adelheid voraussetzt, schließt: dann möchte man beinahe sich überzeugt halten, der Regisseur habe nur in's Blinde hinein gestrichen. Solcher sinnlosen Abkürzungen kamen mehrere vor.

Endlich war denn auch das Spiel der Darstellenden nicht grade dazu geeignet, diese Schattenseiten vergessen zu machen und so das Ganze zu heben. Eine gewisse Lethargie, herbeigeführt durch die kurz vorher sich zu sehr drängenden Vorstellungen, schien mit wenigen Ausnahmen sich des ganzen Personals bemächtigt zu haben. Wenn man die Scene zwischen Götz und Weislingen im 1. Akte, ferner den Ruf an den Trompeter und den Auftritt im Rathhause zu Heilbron ausnimmt, so war Dies selbst mehr oder weniger mit Hrn. Kunst der Fall; aber — zu seiner Entschuldigung sei es gesagt — auch eine eiserne Natur müßte am Ende solchen Anstrengungen unterliegen. Unter den übrigen Personen zeichneten sich aus: Dem. Koch (Georg) und Hr Löwe (Franz), dem für die lebhafte Schilderung von Adelheid's Reitzen auch der verdiente Beifall gezollt wurde (Schluß ic. des 1. Akts). Dem. Heller gab Götzen's schlichte, anspruchlose Schwester Maria mit der ihr eigenthümlichen Anmuth und wir beklagten heute, wie schon seit langer Zeit, recht sehr das Scheiden dieser Künstlerinn von der Bühne. Sie möge die feste Ueberzeugung mitnehmen, daß sie uns immer eine der willkommensten Erscheinungen war.

Montag den 30. März: Die Ahnfrau, Trauerspiel in 5 Abthl. von F. Grillparzer.

Dieses Trauerspiel ist reich an poetischen Schönheiten und an manchen wahrhaft dramatischen Auftritten. Vorzüglich sind die Situationen des 5. Akts ganz dazu geeignet, das Herz des Zuschauers zu rühren und seine Aufmerksamkeit bis zu Ende im höchsten Grade gespannt zu erhalten. Jemehr der letzte Akt in diesen Beziehungen vor den andern hervorstrahlt, desto mehr war es heute zu beklagen, daß man ihn so jämmerlich verstümmelt und auf die äußere Ausstattung des Uebriggebliebenen so Wenig verwandt hatte. Statt des in der Kapelle tönenden Gesangs gab man uns eine schwachbesetzte Musik, statt des am Ende gewöhnlichen Brillantfeuers blitzte einmal ein matter Schein von der Dauer einer Sternschnuppe auf und was dergleichen Nachlässigkeiten mehr waren. Etwas Unzusammenhängenderes, Matteres, als dieser letzte Akt, ist uns in langer Zeit kaum vorgekommen, und das heißt viel.

Desto besser fielen dagegen die vorhergehenden Abtheilungen aus. War auch gleich das erste Auftreten des Hrn. Kunst nicht wild und wüste genug, so erwilderte er sich doch bald und war in Miene und Sprache ganz Jaromir. Vorzüglich sprechend war der Eindruck, den des Grafen Worte:

O, er hat ein weiches Kissen,
Ein noch unentweiht Gewissen! —

auf ihn machten. Grausenerregend war der Anfang des 2. Akts: der Schreck und die Angst, die den hereinstürzenden Jaromir jagen, wurde von Hrn. Kunst meisterhaft gegeben; dasselbe gilt auch von der bald darauf folgenden Schilderung seines Traumgesichts, wie auch von der wildfreudigen Lust, womit er nach Waffen ruft. Aber erst der dritte Akt zeigte uns sein Spiel im höchsten Glanze. Ehe es zu der Entdeckung kommt: Bin der Räuber Jaromir! thürmt sich der Drang der Gefühle bis zu einer schwindelnden Höhe empor, die Hr. Kunst glücklich erstieg. Mit welcher wilden Begeisterung schloß er hernach die sträubende Bertha in die Arme! Das darauf folgende Erscheinen der Ahnfrau führte die gespenstigschreckhafte Scene herbei, wo Jaromir, trotz ihrer Warnung, nach dem Dolche greift: eine Scene, die noch dazu äußerst plastisch war. — Unter den übrigen Personen verdient das Spiel der Mad. Dreves (Bertha) eine sehr rühmliche Erwähnung; vorzüglich tragisch war am Schluße des 2. Akts ihr Hineinstürzen in Jaromir's Gemach.

Ob das Räuber-Kostüm des Hrn. Kunst nicht zu grelle Farben bot, bleibe hingestellt.

Ph. Laven, Redacteur.

Erneuerung der Zins-Coupons series IV. zu den Kurmärkischen ständischen Krieges-Schulden-Obligationen.

Da das Ausgeben der neuen Kurmärkischen Zins-Coupons series IV. bereits zum größten Theil erfolgt und soweit gediehen ist, daß die, nach unserer Bekanntmachung im Amtsblatt pro 1834 pag. 360 vom 14. September 1834 II. N°. 3099 K. D. angeordnete Mitwirkung unserer Haupt-Kasse binnen Kurzem ganz entbehrlich werden wird, so hat die Königliche Hohe-Haupt-Verwaltung der Staats-Schulden unterm 12. d. M. genehmigt, daß das Geschäft hinsichtlich der Besorgung dieser Coupons durch unsere Haupt-Kasse mit ultimo April dieses Jahres schließe.

Indem wir diese Anordnung hierdurch zur allgemeinen Kenntniß bringen, bemerken wir:

daß diejenigen Inhaber Kurmärkischer Obligationen, welche diese Letztern Behufs der Besorgung neuer Zins-Coupons bei unserer Haupt-Kasse bis spätestens zum 30. April dieses Jahres nicht eingereicht haben werden, solche von da ab nur noch an die Controlle der Staats-Papiere zu Berlin unmittelbar einsenden können, und es sich selbst beizumessen haben werden, wenn ihnen hieraus Porto Auslagen erwachsen sollten.

Trier, den 28. März 1835.

Königlich Preußische Regierung.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 8. April. No. 28.



Fragmente zur Geschichte Caspar Olevian's, eines jungen Trierischen Reformators im XVI. Jahrhundert.

Gesammelt
von M. F. J. Müller.

(Schluß.)

Ich kann es übrigens von unserm jungen Landsmanne Olevian nicht denken, daß er Mord sollte gepredigt haben; er war von einer unbescholtenen Familie, welche die unerwarteten Folgen dieses ganzen Herganges sehr bedauerte. Ich habe es aus einer gleichzeitigen Quelle, daß Olevian's Vater Gerhardt als ein rechtschaffener Mann gestorben ist. Aus der Zusammenstellung aller Umstände und aller Dokumente, die ich gelesen und geprüft habe, weiß ich mich zu überzeugen, daß solche Pläne in Trier geschmiedet worden sind, noch ehe Caspar Olevian Hosen trug. Eine wichtige Stelle habe ich in einer Handschrift gelesen, daß in der Zeit der Sickingischen Belagerung von Trier (1522) der Erzbischof Richard von Greifenclau an der Abendtafel tiefsinnig, mit nassen Augen und einem tiefen Seufzer zu seinen Tischgenossen gesagt hat: Meine Verräther sitzen mit mir zur Tafel; Jesus Christus hatte nur einen, ich aber habe deren mehrere *).

Ich komme auf Olevian zurück, und sage nach meiner Ueberzeugung, daß derselbe bei diesen Unruhen in unserer Vaterstadt nicht der Hauptmann gewesen sei, sondern daß vornehmere Personen hier geschmiedet, Olevian aber nur den Balg angezogen habe; der Vorhang ist mir in der That zu transparent, als daß ich anders sprechen sollte, nur bleibt es mir noch unbegreiflich, wie es überall heißt, man habe sich zur Augsburgischen Confession bekannt, da doch Doktor Kaspar überall als ein Zögling Calvins in den Akten angepriesen steht, und wer kennt nicht die damalige Abweichung zwischen den Lehren Calvins und Luthers, oder um besser zu sagen, der Augsburgischen Confession. In diesen Verhältnissen wußten damals Olevians geneigte Zuhörer noch nicht, auf welchen Standpunkt man sie eigentlich hinführen wolle; Begriffe von der Augsburgischen Confession hatte man den Zuhörern noch nicht beigebracht, denn die Reden haben mehr mit Schimpfen, als mit Unterricht begonnen, und das wechselseitige Betragen war mehr tumultuarisch, als brüderlich; deswegen hat auch der obengenannte städtische Sekretarius Peter Dronckmann, der doch sonst kein Freund des geistlichen Regiments war, Olevians erste Rede mit Verdruß und Langweile angehört. Die Olevianer versprachen auch in einer Denkschrift vom 7. October 1559 in Zukunft gegen Jeden ein friedliches und freundliches Betragen zu befolgen und sich der Schimpfreden zu enthalten. Ich will hier nicht vergessen, eine in jedem unbefangenen Auge naive Stelle vorzulegen. „Mit „Doktor Caspars Predigten seydt ihr nicht gesättigt „gewesen, sondern habt ewere heimliche conspirationes „und pacta gegen die uffgerichte bürgerliche Verträg „uffgericht, und euch verbunden, Gut und Blut beyeinander, „und bey euwerer augspurger Confession, wie „ihr die nennt, zu lassen, ohne daß wir euch zugeben „mögen, daß ihr die augspurgische Confession vorgenommen „hait und euch der gemäß gehalten, und euch „derselbigen nit hait mögen gemäß halten; dann ewer „etliche bekennt, wie auch wißlich die Wahrheit ihm

*) Erant profecto in curia et comitatu principis Richardi quidam Francisco confoederati et conjurati, secretorumque ejus ac malorum conatuum conscii, qui cives magis laedere, quam hostes urbemque capi affectabant. — Nam cum Richardus cum suis Nobilibus coenandi gratia ad mensam resideret, ferebatur, ipsum udis oculis altoque tracto suspirio dixisse: En adsunt traditores mei mecum in mensa, Christus Jesus unum traditorem habuit, ego autem plures. Hoc quia verum fuit, rerum exitus perdocuit, cum hujusmodi proditionis et factionis notae insimulatae latere nequiverint, quin dispositam fraudem patefactam doluerint.

„selbst ist, daß sie nit wissen, was die augspurgische „Confession ist, und allein ewer durch euch erwachsene „und verursachte Empörung zu reveliren und zu ver„decken, den Namen die augspurgische Confession ge„nannt, u. getauft hait." — Der Hauptzweck dieser u. früherer Handlungen mag wohl die Losreißung von der geistlichen Regiernng gewesen sein; als Mittel dazu brauchte man im Jahr 1522 die Waffen: im Jahr 1559 Gewalt und vorgeschützte Augsburger Confession: im Jahr 1568 die Waffen, im Jahr 1570 u. ff. die Feder, deren Produkte bis zu 115 Folianten angeschwollen sind.

Beim Schluße noch einige Worte über die Anzahl der Anhänger Olevians. In einem Schreiben des oft genannten Bürgermeisters Steuß vom. 9. Sept. 1559 (bei Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 788. ferner Seite 807 b. 809 b. 847 b. wo viele namhaft angemerkt sind), wird die Zahl derselben auf 500 bis 600, zuletzt gar 800 ohne Weiber und Kinder angegeben. Mir scheint diese Zahl übertrieben zu sein; in einem Schreiben vom 7. September 1559 (Hontheim T. II. 788 b.) heißt es: jedoch in geringer Anzahl Personen, und zwei Tage hernach, am 9. Septemb., soll ihre Anzahl schon so beträchtlich gewesen sein (!?); es sei dann, daß hier nur von den Urhebern dieser Bewegungen die Rede ist. Vielleicht war dieselbe in der Absicht so beträchtlich vorgegeben worden, um einige Kirchen in der Stadt zu erhalten, was Olevians Anhänger in einer Bittschrift vom 7. October 1559 ausdrücklich begehrten: (siehe Hontheim Tom. II. 808 a. auch vom 9. September n. J. daselbst, S. 789 a.) Daß aber dieselben auf einige Hundert angewachsen waren, das bestätigt sich aus dem oben angegebenen Aktenstücke vom 20. Jänner 1560. Man wird übrigens nicht nothwendig haben zu erinnern, daß, wie es zu geschehen pflegt, damals viele Menschen pour la rareté du fait hinzugelaufen sind; indessen sind neugierige Zuschauer und Zuhörer deswegen noch keine Anhänger.

Olevian starb zu Herborn am 15. März 1587 und liegt in der dasigen Pfarrkirche begraben. Die auf ihn sprechende Grabschrift lesen wir in der Trierischen Kronik v. J. 1821 S. 112. Siehe noch des Johann Mechtel Pagus Logenahe, unter dem Artikel: Calvinismus zu Dietz, in einem Auszug bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 840. Not. a. — Anton Olevianus, ein Bruder des Caspar, war Doktor der Arzneikunde, und liegt unweit Worms begraben; siehe Hontheim S. 783. Nota b. — In Bezug auf das Alter des Caspar Olevian ist noch zu erinnern, daß Brower a. a. O. Tom. II. S. 387. No. 106. und Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 783. Nota a. angeben, derselbe sei 27 Jahr alt gewesen, da er aufgetreten ist (1559), dagegen sagt der obengenannte Joh. Hermann Streubing, er sei am 10. August 1536 geboren worden, also wäre Olevianus am nemlichen Tage, wo er zu predigen angefangen hat, nur erst 23 Jahre alt gewesen (?).

Die Katakomben in Rom.

Zu den wichtigsten Denkmälern des Christlichen Alterthums, die Rom bewahrt, gehören die unterirdischen Grabstätten (coemeteria) der alten Kirche, die sich fast in dem ganzen Umkreise der Stadt befinden und gewöhnlich mit dem Namen Katakomben bezeichnet werden, eigentlich ist diese Benennung nur richtig für die Gewölbe in der Nähe der **Basilica S. Sebastiano** an der alten Via Appia.

Die erste Veranlassung, diese Ueberreste der ältesten Kirche näher zu untersuchen, gab die Kirche. Im spätern Mittelalter nämlich hatten sie mehr oder weniger aufgehört, Gegenstand der Andacht zu sein und blieben fast gänzlich unbeachtet, bis man unter Sixtus V. von Neuem anfing, sie in Beziehung auf Märtyrer-Gebeine und Denkmäler aus den Zeiten der Christlichen Verfolgung genauer zu untersuchen. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit der damaligen Gelehrten auf sie rege gemacht, welche nun die Gänge selbst erforschten, die in ihnen gefundenen Alterthümer sammelten und in eigenen Werken erläuterten.

I. Aeußere Gestalt der Katakomben.

Die Römischen Katakomben bestehen aus mehr oder weniger verworren sich durchkreuzenden Gängen, die in Tuf, Sand und Puzzolana gegraben sind und in mehreren Stockwerken über einander liegen. Ihre Unregelmäßigkeit zeigt nicht nur, daß es keine nach einem bestimmten Plane gemachten Anlagen sind, sondern auch, daß diese Gewölbe durch allmählige und völlig willkührliche Erweiterungen entstanden sind, ja sogar, daß mehrere derselben ursprünglich nicht zu Grabgewölben bestimmt, sondern erst später von den Christen dazu umgeschaffen wurden. Während wir in einigen regelmäßig gegrabene Gänge antreffen, so durchkreuzen sich dagegen dieselben in andern ohne allen bestimmten Plan, laufen bald hoch, bald niedrig fort, ohne daß weder im Erdreich, noch in andern Umständen ein Grund dafür zu finden wäre. Diese Verschiedenheit ihrer äußern Gestalt führt nothwendig auf eine doppelte Gattung von Katakomben, von denen die erstere diejenigen begreift, welche sich durch größere Regelmäßigkeit sowohl in dem Plan des Ganzen, als auch in der Gestalt der Gänge unterscheiden und sich dadurch als Anlagen verrathen, die eigends von den Christen zu dem Zweck gemacht wurden, gemeinschaftliche Grabstätten zu gewinnen; die andern dagegen scheinen alte Puzzolan- und Tufgruben zu sein, welche durch die Ausgrabungen des für die Römischen Bauten nöthigen Materials entstanden sind, deren sich nachher die Christen bemächtigten, um in ihnen ihre Todten zu bestatten. Dergleichen Höhlungen findet man noch jetzt in der Umgegend Rom's, und daß deren schon im Alterthume vorhanden waren, beweis't die Erwähnung der Arenariae bei den Schriftstellern, unter denen man nichts Anders, als solche Gruben versteht. Auch der Umstand, daß die ältesten Christen ihre Grabstätten Arenariae nannten, spricht für die obige Ansicht; ferner spricht dafür die Entstehung gemeinschaftlicher Grabstätten in den Christlichen Gemeinden. Ihre Entstehung verdanken sie nämlich der Märtyrverehrung, indem sich um ein Martyrergrab die Gräber der übrigen Gemeinde versammelten. Daß man aber zur Bestattung des Martyrers einen regelmäßigen Bau vorgenommen habe, ist ganz undenkbar, besonders in der Zeit der Verfolgung, in der er gewiß die Aufmerksamkeit der heidnischen Obrigkeit auf sich lenken mußte, die ihn sogleich verhindert hätte. Vielleicht bediente man sich, bevor eine feste Einrichtung in der Kirche sich gebildet hatte, dazu eines jeden Orts, der nur Ruhe und Sicherheit gewährte. Es ist daher leicht erklärlich, warum man diese Höhlen dazu erwählte, indem sie die genannten Erfordernisse in reichem Maaße gewährten. — Das älteste Grabgewölbe ist das des Calistus bei St. Sebastiano und durchaus unregelmäßig.

Spätern Ursprungs und eigenthümlich Christlicher Bau sind dagegen die mehr regelmäßigen Grabgewölbe,

welche durch die Führung ihrer Gänge deutlich zeigen, daß sie nicht, wie jene, dem Zufalle ihre Entstehung verdanken, sondern nach einem bestimmten Plane angelegt sind.

Daß spätere Anbaue in den Katakomben gemacht wurden, zeigen deutlich die zugeschütteten Gänge, die man in ihnen angetroffen hat. Da sie ebenfalls Gräber enthalten, so ist es sehr wahrscheinlich, daß eben die Anlegung neuer Gänge die Ursache ihrer Verschüttung gewesen, indem man die ausgegrabene Erde in dieselben hineingeworfen, anstatt sie mit Mühe und Anstrengung herauszutragen. (Einige Gänge jedoch, die mit Märtyrgräbern angefüllt sind, scheinen verschüttet worden zu sein, um dadurch in der Zeit der Diocletianischen Verfolgung den Heiden den Zugang zu jenen Heiligthümern unmöglich zu machen.)

(Fortsetzung folgt.)

Der heimliche Besuch.

(Fortsetzung.)

Man führt ihn ein, man wünscht ihm Glück wegen seiner schnellen Zurückkunft.

— Sie bringen nicht Miß Anna mit? fragte ihn die Dame vom Hause.

— Nein, ich glaubte sie bei Ihnen, antwortete Herr Weld, indem er mit den Augen die Gruppe der Frauen durchmusterte.

— Mistreß Weld ist zu Drury-Lane, sagte ein junger Mann hinzutretend, vor einem Augenblicke hatte ich die Ehre, sie in ihrer Loge zu grüßen.

— Bitte tausend Mal um Entschuldigung, Mylady, wenn ich Sie wieder verlasse, antwortete der Kaufmann. Sie verzeihen das wohl schon der Ungeduld eines Mannes, der acht Tage von seiner Frau getrennt war?

Und sein Wagen trug ihn nach Drury-Lane.

Aber kaum kommt er an, da erfährt er, daß seine Frau die Loge verlassen hat; bei dieser neuen Unglücksbotschaft zieht sich sein Herz krampfhaft zusammen und ein nie empfundenes ängstliches Vorgefühl bemächtigt sich seiner. Umsonst tröstet er sich damit, daß Anna sich einen Miethwagen genommen habe. Er kommt nach Haus, in der festen Ueberzeugung, sie daselbst nicht zu treffen. Diese schmerzhafte Ueberzeugung bestätigte ihm auch bei seinem Eintreten der Pförtner, der ihm sagt, daß Madame noch nicht zurückgekehrt sei. Außer sich, voll von finsteren Ahnungen, von Gedanken an Raub und Mord, kehrt der Kaufmann zurück und durchfliegt alle Straßen, wie sie ihm der Zufall vorführt, er hält überall die Wagen an, fragt alle Kutscher, aber umsonst ist jegliche Nachfrage, eine Angst überfällt ihn, eine Zerrüttung des Gemüths, die an Wahnsinn grenzt.

Während seine verweinten Augen das Stadtviertel zu erkennen suchen, wo er in diesem Augenblicke sich findet, sieht er sich in einer Straße, die sein Arzt, der junge Georg Darnley, bewohnt. Die Erinnerung an einen Freund erfüllt ihn in diesem Momente mit froher Hoffnung: — Er wird mir helfen, sie aufzufinden, ruft er, denn ich sehe nicht mehr, mein Kopf ist mir zu schwer und ich habe nicht mehr die Kraft, einen Schritt voran zu thun. Er steigt hinauf zum Arzte, stößt den Diener auf die Seite, der ihn versichert, daß sein Herr nicht zu Hause sei, öffnet ungestüm, stürmt hinein und sieht Georg . . .

Darnley ist ein hoffnungsvoller Arzt, ein junger Mann, der Arbeit und Vergnügen klug zu mischen weiß, der sowohl am Krankenbett, als im glänzenden Salon seines Triumpfes gewiß ist. Noch einige Stunden vor dem ungestümen Eintritt des Kaufmanns hätte man ihn sehen sollen, mit welcher Aufmerksamkeit er dieses blaße Todtenhaupt zerschneidet, welches seine zarten weißen Finger ohne Bedenken verarbeiten. Ein großes Schurzfell, ganz mit Blut bespritzt, bedeckt seinen eleganten Anzug, und er ist so in seine Beschäftigung vertieft, daß er nicht sieht, wie der Abend heranrückt. Als er am Ende nicht mehr die feinen Fiebern unterscheiden kann, stampft er ungeduldig mit seinem Fuße und ruft seinem Diener:

— Licht, John! Wie kannst du mich so lassen?

Der Diener tritt in ein Nebenzimmer, bringt zwei vergoldete Leuchter mit Wachskerzen und stellt sie auf den Tisch. Der junge Arzt gibt sich lebhaft wieder an sein Werk und arbeitet noch lange Zeit fort. Plötzlich schlägt die Uhr 9. Georg Darnley, der die Schläge mit Unruhe gehört hat, wirft hastig sein Messer weg, steckt das Haupt in eine mit Brantwein gefüllte Vase, entgürtet sich seines Schurzfelles, bespritzt sich 5 bis 6 mal mit wohlriechendem Wasser, legt seinen Anzug in Ordnung und tritt in seinen Saal, der prächtig erleuchtet und für einen freundlichen und theuern Besuch vorbereitet ist.

Süß duftende Blumen, die für große Kosten gepflückt sind, denn dieser Abend ist einer von den letzten des Dezembers, prangen auf allen Tischen und auf dem Kamin; ein schwellendes Polster steht nicht weit von dem hell lodernden Feuer. Georg, nachdem er noch einmal einen flüchtigen Blick auf die Falten seiner Halsbinde und auf die Lockenbüschel seiner schönen schwarzen Haaren geworfen hat, streckt sich auf den Divan und das sanfte Lächeln, welches seine Lippen öffnet, bezeugt die süße Schwärmerei seiner Gedanken und seine geheimen Hoffnungen. Von Zeit zu Zeit wendet er, wenn ein leichtes Geräusch sich von der Thüre her hören läßt, seinen Kopf, horcht und man erräth Das, was er erwartet, an dem Eindrucke, der sich plötzlich auf seinem Gesichte spiegelt. Endlich lassen sich auf der Treppe flüchtige Schritte hören. Einige schnelle Worte werden mit dem Diener gewechselt, Georg erhebt sich erwartungsvoll, die Thüre öffnet sich . . . Herr Weld tritt ein. Er war es nicht, den Georg erwartete, denn, ihn gewahr werdend, bleibt er unbeweglich, erschrocken, sei es nun Ueberraschung wegen des so unerwarteten Besuchs, oder ergriff ihn sympathetisch die Angst, die sich auf dem Gesichte des Kaufmanns verrieth.

Er spricht kein Wort zu ihm, wagt nicht Herrn Weld entgegen zu treten, dessen wilde Blicke ihn mit Schrecken zu fragen scheinen.

— Anna ist verschwunden! schreit der Kaufmann, indem er erschöpft auf einen Lehnstuhl fällt.

— Was sagen Sie? . . . Doch nein. Sie ängstigen sich wohl ohne Ursache, antwortet mit festem Tone der junge Mann. Vielleicht hat irgend ein außerordentlicher Zufall sie bei Freunden zurückgehalten, etwa bei ihrer Mutter . . . .

— Nirgends! Ich habe sie nirgends gefunden! . . . Georg! Wissen Sie, daß man seit einiger Zeit vom seltsamen Verschwinden gewisser Personen spricht . . .

— Was für Gedanken, Herr Weld? . . . Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie. Ihre Gattinn erwartete Sie vielleicht nicht und hat es deswegen nicht für nöthig erachtet, etwas Näheres über ihren Ausgang zu Hause zu hinterlassen . . .

(Forts. folgt.)

Der Klub von Alfred.

Unter den vielen gesellschaftlichen Klubs, die in London bestehen, behauptete vor einigen Jahren der Klub von Alfred in der Albemarle-Straße mit den ersten Rang. Damals war es bei Vielen ein sehnlicher Wunsch, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Jetzt hat der Klub seinen Ruf verloren; die Ursache, warum er so in Verfall gerieth, wird aus folgender Erzählung erhellen.

Früherhin wurde in dem Locale desselben jeden Tag eine Tafel für zwölf Personen servirt. Alle Mitglieder, wenn sie sich zu einer bestimmten Stunde in ein Buch eingeschrieben, konnten abwechselnd daran Theil nehmen. Eines Tages war die Liste voll Die Gesellschaft setzte sich zum gemeinschaftlichen Mahle, aber obschon zwölf Namen unterschrieben waren, so war doch der Tisch nicht von zwölf Personen besetzt: einer der Subscribenten war nicht gekommen.

In diesem Augenblicke trat ein Gentleman mit freundlicher Miene, gekleidet in einen braunen Ueberrock und einen Regenschirm in der Hand, in den Kaffeesaal und begehrte, daß man ihm so schnell als möglich ein Mittagessen zurechtmache. Der Aufwärter, der die Unruhe und die Eilfertigkeit des Mannes sah, bemerkt ihm, daß eben eine Tafel servirt sei, wo noch ein Stuhl leer stände. Der Fremde nahm das Anerbieten an und besetzte die leere Stelle.

Da saß er nun und trank und aß, nahm Theil an der Unterhaltung, zeigte sich bald im höchsten Grade beredsam, bald ernst, bald über die Maaßen heiter: die Politik, die Künste, die Wissenschaften, Alles schien ihm bekannt. Aber seine interessante Gegenwart war nur von kurzer Dauer, was den Uebrigen der Gesellschaft unangenehm schien, und, als er fortgegangen war, entspann sich in Bezug auf ihn folgendes Gespräch unter den Zurückgebliebenen.

Der Erste: — Das ist ein äußerst liebenswürdiger Mann.

Der Zweite: — Er ist sehr unterrichtet.

Der Dritte: — Ich sollte glauben, daß er ein Rechtsverständiger ist.

Der Vierte: — Ich, für meinen Theil, halte ihn nach seiner Unterhaltung für ein Parlaments-Mitglied.

Der Fünfte: — Nein, er ist ein Arzt.

Der Sechste: — Ich glaube, daß er ein Künstler ist.

— Wir wollen, rief der Siebente, keine neue Vermuthungen aufstellen und fragen, wer er ist.

Der Achte zog die Schelle; der Aufwärter erschien. Da nahm der Neunte das Wort: — sage mir, Bursche, weißt du den Namen der Person, die mit uns gespeis't hat?

— Wie, Herr? sagte dieser.

— Ja, fiel der Zehnte ein, wie ist sein Name?

— Der Name dieser Person? antwortete der Aufwärter, indem er die Gäste mit Verwunderung und mit einer Art Verachtung ansah; wie, der Name der Person, die eben hier gespeis't hat?

— Ja, zum Teufel! schrie der Eilfte unwillig.

— Das ist Kanning! und der Aufwärter ging weg und ließ die eilf Mitglieder des ehrsamen Klubs in dem Zustande der größten Beschämung zurück. Eilf Gentlemen einer solchen Gesellschaft kannten den Herrn Kanning nicht! Das gab dem Ansehen des Klubs einen furchtbaren Stoß, einen Stoß, von dem er sich nie ganz erholen wird.

Ein Französisches Journal zeigt den Selbstmord eines Korporals des 29ten Regiments (in Garnison zu Brest) an. Man fand auf seinem Tische ein beschriebenes Blatt, worin er begehrte, daß man auf sein Grabmal folgende Inschrift setze: Hier liegt ein junger Mann (20 Jahre alt), der an Victor Hugo glaubt.

Rückblick auf's Theater.

Die Theater-Saison ist vorbei und wir sind im Stande, ein allgemeines Wort über die Gesellschaft und ihre Leistungen zu sprechen. Wie es anfangs schien, erkannte die Direction mit dankbarem Herzen die Aufopferungen an, welche die Stadt zur Ausschmückung des Theatersaales und zur Auffrischung des szenischen Apparats gebracht hatte. Wir betraten den 21. Dez. mit frohen Hoffnungen das Haus; diese Hoffnungen aber wurden leider durch Das, was wir der Direction zu verdanken haben, nicht verwirklicht. Dies fühlt gewiß Jeder, der nur mit einiger Aufmerksamkeit den Vorstellungen gefolgt ist; es wird aber um so augenscheinlicher, jemehr man in die Sache eindringt.

Noch ehe die Theater-Direction hieher kam, wurde von Koblenz aus ein Verzeichniß neuer Stücke, die wir alle zu erwarten hätten, hieher gesandt. Genannt wurden: Joconde, Schwarze Frau, Diamant des Geisterkönigs, Bauer als Millionair, Wunderschrank, Charlotte Corday, Einsiedelei im Walde, Damen und Husaren, Schreckensnacht, Falsche Schlüssel und Robert der Teufel. Wer Nichts von allem Dem zu sehen bekam, das waren wir.

Die Wahl der Stücke ist schon Was: Jeder sieht gerne, was er noch nicht gesehen hat, zumal wenn es Modestücke sind, wovon man in Journalen Lärmens macht und über die man in Gesellschaften auch gerne ein Wörtchen mitsprechen möchte. Aber auch ein oft gesehenes, ja das kraftloseste Stück kann unter der Hand tüchtiger Schauspieler einen Reiz gewinnen, der es uns zu Genüge ansprechend und unterhaltend macht. Werfen wir hienach einen Blick auf unser Theater-Personal, so werden wir uns in diesem Punkte wenig erbaut finden. Ein paar Ausnahmen abgerechnet, fehlte es den Uebrigen meistentheils an Fleiß und an dem gehörigen Ernste, die ihnen übertragenen Rollen lebendig zu durchdringen. Wie sehr der Mangel des erstern dem Zuschauer den Genuß verkümmert, ja wie peinigend es ist, wenn man den Schauspieler stets unsicher auftreten und ihn nach jedem Worte, das aus dem Souffleur-Kasten kommt, wie nach einem fliegenden Schmetterlinge, haschen sieht, davon könnte man wohl Fälle genug anführen. In wie weit die Direction an diesen so häufig vorgekommenen Nachlässigkeiten Schuld war, wollen wir hier nicht untersuchen; aber Das kann man doch wohl mit Recht fodern, daß die Directoren mit gutem Beispiele ihren Gesellschaften vorleuchten sollen.

Was die scenischen Verstöße betrifft, so möchte die Direction den Antheil daran nicht so leicht von ihren Schultern wegwälzen können, und es kostet Mühe, darin nicht eine gewisse Geringschätzung des Publikums wahrzunehmen. Gegen diese Fehler schützen anhaltende Proben amdesten, Proben, worin man nicht Alles gerne auf die leichte Achsel nimmt. Freilich, wenn viermal die Woche gespielt wird, so ist die gehörige Genauigkeit kaum möglich; aber nicht Alles, was der Direction von Vortheil ist, ist auch vortheilhaft für die Darstellung, angenehm für die Abonnenten u. s. w.

Wie stiefmütterlich in diesem Winter, wo wir doch etwas Gediegneres, als früher, hoffen sollten, für uns gesorgt war, geht am deutlichsten aus der Vergleichung der dies- und vorigjährigen Gesellschaft hervor. Was zuerst das Schau- und Lustspiel betrifft, so kann auf keine Weise Dreves mit Neußler, Hübsch mit Herwegh, Löwe mit Fülles, Mad. Dreves mit Mad. Neußler, Mad. Schmidt mit Mad. Herwegh in die Schranken treten. Die übrigen Personen blieben mit geringen Ausnahmen dieselben, wie wir sie schon seit mehren Jahren kennen.

(Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 11. April. **N°. 29.**



Prüm zur Leyen (im Kreis Bittburg).

Von Apotheker Primmeyr.

Das Dörfchen liegt an der Prüm, eine Stunde von dem Orte, wo sich diese mit der Saner vereinigt; es liegt, zwischen hohen Waldhügeln, in seinem stillen, wenig besuchten Thale gleichsam verborgen. Wer den Weg von Irrel am Ufer der Prüm herauf geht, hat eine halbe Stunde weit Nichts, als Gebüsch und Felsen zu betrachten; wenn nicht zufällig ein Otter, deren der Fluß in Menge bewirthet, oder ein Fuchs, oder Dachs, oder eine große Ohreule seine Aufmerksamkeit erregt. Das Thal ist streckenweise sehr schmahl, fast nur eine Schlucht: rechts und links heben sich die Berge sehr steil hinan; oben ragen überall hohe zackige Felsen vor, und von oben bis unten liegen Stücke zerbrochener Felsen in großer Menge. Dieß Zerfallen der Gesteine ist dem Gebirge der ganzen Umgegend zwar eigen; jedoch nirgends so scharf ausgedrückt, als hier, und gibt diesem Thale ein recht wildes, zerstörtes Ansehen. An den Ufern und im Flußbette sieht man Blöcke von mehren Klaftern Umfang, die von der Höhe herabgerollt sind; theils liegen auch solche Massen, blos umgestürzt, oben am Berge. Demselben Schicksal sind auch vorragende Hügeltheile unterworfen; sogar ereignete sich vor etwa 30 Jahren der Fall, daß ein Stück Waldes von beträchtlichem Flächeninhalt, mit Hecken und Bäumen, ganz herabglitt, ohne daß letztere umfielen. Die Catastrophe fand Abends nach einem Gewitter statt; und wie standen am andern Morgen meine Bauern so verwundert da, als sie einen completen Wald auf der Stelle trafen, wo Tages zuvor eine Wiese gelegen war! Seitdem grünt das Gebüsch so freudig fort, als ob Nichts damit vorgegangen wäre. Dies Uebel mag theils durch unterirdische Quellen verursacht werden; theils liegt es in der Natur des Bodens und der Gesteine: die unter der Dammerde zunächst befindliche Erdschichte, aus Kalk und Thon bestehend, wird immer von eindringendem Regenwasser aufgelöst und hinweggeführt; dadurch entstehen Höhlungen, die sich forthin erweitern, endlich zusammenfallen und sowohl die auf ihnen ruhenden Felsen, als auch schwere Bäume nach sich ziehen; der Kalkfels ist eben so, durch Einwirkung der Luft und des Regens, dem Verwittern und innerlichen Zerklüften unterworfen, und dieß um so eher, jemehr Kalk in seiner Mischung enthalten ist.

Ehe man das in seinem Winkel versteckte Dörfchen Prüm erreicht, fällt der Blick auf das alte Burg-Gemäuer, oben auf schwindliger Höhe gelagert. Gleich einem Raubthier, das auf Beute lauert, schaut diese Ruine mit ihren großen Fensterlöchern aus dem Gebüsche in's Thal hernieder. Der schroffe Fels, worauf sie ruht, zeigt keine Spur des Zerfallens, wie seine Nachbarn. Wer hätte es sonst gewagt, darauf zu bauen und zu wohnen? Auch ist am Fuße desselben, und theils unter seinem Obdach, ein Häuschen erbaut, dessen Bewohner hier nichts weniger als Einsturz befürchten. Hat man auf dem steinigen Pfade, der vom Dorfe nach dieser steilen Höhe heraufführt, ihren Gipfel erreicht, so sieht man von der ehemaligen Ritterburg weiter Nichts, als eine Giebelmauer vorn am Rande des Felsen und einige Schritte rückwärts den 5 bis 7 Fuß hohen Rest eines runden Thurms. An diesem befand sich auf gleicher Erde kein Eingang, sondern wahrscheinlich im obern Stockwerke, wie gewöhnlich die Wartthürme eingerichtet waren: das Innere geht tiefer in den Fels hinab; ist jedoch von hineingeworfenen Steinen zum Theil verschüttet. Nach der Meinung der Umwohnenden soll dieß der Eingang zu dem unterirdischen Wege gewesen sein, auf dem die Burgleute unbemerkt aus- und eingehen konnten. Von dem übrigen Gemäuer ist weiterhin auf der Ebene und dem nächsten Felsen Alles bis auf die Fundamentsteine verschwunden.

Dieser Platz heißt bei den Dorfleuten die Prüm-

fer-Ley oder Ley schlechthin *), woher das unten gelegene Dorf wahrscheinlich seinen Namen erhielt. Von der Burg und ihren Bewohnern ist mir nirgends eine geschichtliche Erörterung vorgekommen: es scheint aber, daß sie schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört liegt und dieß Schicksal, gleichzeitig mit so vielen andern, von Menschenhand erfahren habe. Nach der Volks-Tradition wohnten hier Tempelherrn, das heißt solche Tempelherrn, wie sie das Volk hier und im ganzen Lande, wo ein verödeter Burgplatz vorkommt, schildert — ächte Raubritter; denn Alles, was man sich von ihnen erzählt, kann nur auf Letztere bezogen werden. Nur ist es auffallend, daß eben den Unglücks-Rittern des Tempelordens solche Gräuelthaten aufgebürdet werden, da sie doch die Geschichte nicht als Straßenräuber zeichnet; sogar ihre falschen Ankläger ihnen keine Verbrechen der Art zu Last legten.

„Dies Raubnest," erzählt man, „wurde absichtlich auf einem so abgelegenen Orte erbaut, um die hieher geschleppte Beute desto sicherer aufbewahren zu können: denn mehrere Templer-Burgen einer Gegend standen zu einander in wechselseitigem Verkehr, oft durch geheime Wege in Verbindung, so daß man nie recht wußte, wo sich die Herrn aufhielten, noch wo sie das Gestohlene hingebracht hätten. Aus Vorsicht (heißt es weiter) pflegten sie darum ihren Reitpferden die Hufeisen verkehrt aufzunageln, damit Niemand aus den Spuren erkenne, ob sie hin- oder hergeritten seien. Ein hoher Thurm stand gegenüber der Prümser-Ley auf einer Waldhöhe am Sauerthale; auf diesem konnten sie die ganze Gegend beobachten und auslauern. Weiterhin, eine Stunde jenseits, auf einem Felsen am Mühlenthale lag das Herringer-Schloß, ebenfalls recht im Gebirge unter Gebüsch versteckt: dieser Punkt stand mit dem vorigen und sofort mit andern in Verbindung. Wenn nun eine dieser Burgen feindlich angegriffen ward, so wurden die andern durch ein bekanntes Signal gleich aufgefordert, Beistand zu senden. Lange Zeit behaupteten auf diese Art die Burgherrn ihre Allgewalt: doch in einer Nacht wurden Alle zugleich angegriffen und größtentheils erstürmt." Davon sollen die sogenannten Burgfeuer, welche im Luxemburgischen nicht auf Martini-Abend, wie in Deutschen Ländern, sondern am Ersten Fasten-Sonntag (dem Burg-Sonntag) von den Dorfjungen angezündet werden, eine bildliche Erinnerung sein, weil nämlich hier der allgemeine Sturm an diesem Tage begonnen habe.

Was nun die Sage, in Bezug auf die Prümser-Ley, besonders enthält, ist kurz Folgendes: „Als die Burg-Stürmer heranrückten, verschlossen die Templer ihre Thore und hoben die Zugbrücken. Die ganze Nacht hindurch versuchten die Belagerer den Eingang zu erzwingen; doch vergebens: die Burgleute warfen Steine, Balken und Spieße auf sie herab und verhinderten, zur Morgenseite besonders, daß Leitern an die Mauer gelegt wurden. Sobald es tagte, begann der Sturm mit neuer Kraft; und jetzt hörte auf Einmal aller Widerstand von Innen auf, weil sie ihr Marterial (wie man sagt) verschossen hatten. Leicht ward die Veste sodann erobert. Mit Jauchzen zogen die Fremden ein, in der Hoffnung, die Schätze der Templer zu erbeuten. Doch, wie groß war ihr Erstaunen, als sie weder Leute noch Geld darin fanden: denn Jene waren auf ihrem unterirdischen Gange entschlüpft und hatten das Beste mitgenommen.

Anmerk. Wenn die alte, über Bollendorf nach Bitburg führende Römerstraße im Mittelalter noch gebraucht wurde, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß in ihrer Nähe Raubschlößer aufkamen, weil es hier oft zu beuten gab und zu diesem Ende war der erwähnte Platz, wie das Mühlenthal, auch ganz vorzüglich geeignet.

Die Katakomben in Rom.

(Fortsetzung.)

Daß man bei der Anlage dieser neuen regelmäßigen Gänge von mathematischen und architektonischen Kenntnissen Gebrauch machte, zeigen die Abbildungen der Todtengräber (fossores) in den Katakomben, denen ohne Zweifel die Anlegung und Ausgrabung dieser Gänge anvertraut war. So sieht man z. B. den Fossor Diogenes auf seinem Grabe mit Zirkel und andern Bauinstrumenten abgebildet. Außerdem findet man auf mehreren Grabschriften erwähnt, daß der Todte von ihnen bei seinem Leben das Grab gekauft habe. Aus Allem erhellt, daß sie mehr waren, als die Todtengräber der heutigen Kirche.

Die Unregelmäßigkeit und Baufälligkeit der Katakomben macht ihren Besuch sehr schwer. Tragische Vorfälle, die sich in ihnen ereignet haben, sind die Veranlassung gewesen, daß man bei mehreren den Eintritt gänzlich verboten, bei andern es nur gestattet hat, bis zu einem bestimmten Punkt vorzudringen. Bei einigen ist daher der Eingang gänzlich vermauert; bei andern dagegen wird man durch Gitter oder vorgezogenes Mauerwerk an weiterm Vorschreiten gehindert. Der Eingang ist entweder in oder neben den Kirchen, die über den Katakomben erbaut sind, wie bei St. Sebastiano, St. Lorenzo, oder hier und da zerstreut in den Weinbergen, die Rom umgeben. Zu vielen gelangt man nur durch zufällig entstandene Oeffnungen.

Wie oben bemerkt, bestehen diese Gewölbe aus mehreren Stockwerken. Sie sind durch Treppen mit einander verbunden. Hin und wieder erhellen Luftlöcher die Dunkelheit der Gänge.

Die Gänge selbst sind meistens schmahl und niedrig und an den Seitenwänden mit Gräbern angefüllt, welche in der Regel in senkrechter Linie, das eine über dem andern, angebracht sind.

In nicht geringer Anzahl finden sich auch kleine Gemächer in diesen Gängen, die man für Kapellen hält, worin der Gottesdienst für die in ihnen begrabenen Martyrer gefeiert worden wäre. Nur hier, selten in den Gängen, sind die Mauern mit Kalk und Malereien und anderm architektonischem Schmuck, wie Säulen u. drgl., bekleidet. Gewöhnlich findet sich in diesen Gemächern, dem Eingang gegenüber, ein in Form eines Sarkophags in die Wand hineingehauenes Grab, welches man für das Grab eines Martyrers hält, das zugleich zum Altare gedient hätte.

Die Gräber in den Gängen sind länglich viereckige Oeffnungen, die in den Tuf hineingehauen und mit Tafeln von Marmor oder Backsteinen verschlossen sind. Sie wurden nicht zugleich mit den Gängen angefertigt, sondern erst dann, wenn das Bedürfniß dazu vorhanden war. Dies bestätigen mehrere Gänge, die leer von Gräbern sind und in welchen sich die Räume abgezeichnet finden, um sie später auszubauen. Nach einem altchristlichen Gebrauche wurde der Todte, mit dem Gesichte nach Morgen gewendet, in sein Grab gelegt.

II. Die Katakomben bis auf Constantin.

Bei der Bestattung ihrer Todten bedienten sich die Christen anfänglich alter, hergebrachter Sitten, so weit

*) Hier zu Lande für Fels.

sie nichts dem Geiste des Evangeliums Widersprechendes enthielten. So befolgten z. B. die ältesten Christen den bei den Römern üblichen Gebrauch, den Todten Geld mit in das Grab zu geben; manche symbolische Darstellungen waren ferner den heidnischen und christlichen Gräbern gemein. Dagegen wurden die Leichname bei den Christen nur bestattet, nicht verbrannt. Daß Letzteres als unchristlich verabscheut wurde, ist in dem Glauben an die Auferstehung der Leiber begründet.

Eine eigenthümlich christliche Einrichtung ist auch die Anlegung gemeinsamer Grabstätten; sie war theils eine Folge der dem Christenthum eigenen kirchlichen Gemeinschaft; theils eine Folge der Märtyrerverehrung, die wir schon in sehr früher Zeit antreffen. Bei dem Beerdigen des Martyrers äußerte sich zuerst diese Gemeinschaftlichkeit, da er für den Glauben, welcher die Grundlage der kirchlichen Gemeinschaft bildet, den Tod erlitten, und dadurch sein Begräbniß zur Gemeindesache wurde. Man bestattete ihn daher an einem von dem übrigen Verkehr so viel wie möglich gesonderten Orte, damit sich die Gemeinde an dem Grabe versammeln konnte, um hier seine Gedächtnißfeier zu begehen und sich durch sein Beispiel zur Ertragung der Leiden zu stärken. Um seiner heilbringenden Gemeinschaft sich auch nach dem Tode theilhaftig zu machen, versammelten sich hierauf um das Grab eines Martyrers die der übrigen Gemeindeglieder. So bildeten sich allmählig gemeinsame Grabstätten, deren Mittelpunkt das Martyrgrab war.

Zeugnissen von Kirchenvätern zufolge waren jene Gedächtnißfeierlichkeiten schon in der letzten Hälfte des 2ten Jahrhunderts vorhanden und hiernach kann man wohl ihre Entstehung noch höher, in den Anfang desselben, hinaufrücken und mit ihr das Dasein der gemeinsamen Grabstätten. Doch ist hier auf jeden Fall anzunehmen, daß eine Gemeinde der andern dabei vorauseilte und also die Entwickelung nicht in allen Gemeinden gleichmäßig fortschritt. In der Römischen, welche sich durch frühe Ausbildung des kirchlichen Lebens vor den übrigen auszeichnete, fand sich diese Sitte ohne Zweifel sehr früh. Legenden rücken die Entstehung einzelner Grabstätten sogar in die Zeit der Apostel. Dahin gehört unter andern die Grabstätte *), in welcher der Apostel Petrus getauft haben soll.

Außer den Legenden sprechen für die Zeit der Grabstätten die Inschriften der Tafeln, mit denen die Gräber verschlossen wurden und welche außer dem Namen, Todestag und Alter des Verstorbenen, hin und wieder chronologische Bezeichnungen, besonders Consulate, enthalten und dadurch ein unumstößliches Zeugniß von dem Alter des Grabes geben. Das älteste Consulat, das man gefunden hat, ist das des Anicius und Virius Gallus, welches in das Jahr 98 nach Ch. fällt, hierauf folgt das des Surra und Senecio vom Jahr 107, das nächst folgende ist das des Piso und Bolanus vom Jahr 111; es schließt die Gebeine eines 13jährigen Mädchens, Namens Servilia, ein.

Die Schlüße, die man aus den in den Gräbern gefundenen Münzen ziehen wollte, sind schon unsicherer. Die ältesten Münzen stammen aus der Zeit des Domitian; sie wurden in den Grabgewölben des Prätextatus gefunden, die sich an die des Callistus anschließen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Coemeterium Ostrianum.

Der heimliche Besuch.

(Fortsetzung.)

— Ja ... das ist recht ... Sie machen mir wieder Hoffnung! Aber sie hat vor einer Stunde das Schauspielhaus verlassen.

— Vor einer Stunde, sagen Sie? unterbrach ihn der junge Arzt mit sichtbarer Angst.

— Ja, ohne Zweifel in einem Miethwagen, und seitdem hat man sie nicht mehr wieder gesehen .... Sie war allein; eine Frau allein, Georg, in dieser Stunde und in den Straßen von London!

— Nun ja!

— Dieser Gedanke ist schrecklich! Wenn der Wagen sich verirrt hätte, außerhalb der Stadt ...

— Aber Dies ist unmöglich; Mistreß Weld kennt London.

Georg, helfen Sie mir ... Lassen wir ausgehen und Anna suchen, ich kann nicht mehr, ich bin ganz erschöpft, im Namen Gottes, ich beschwöre Sie, Georg, meine Frau hat Hülfe nöthig, man ermordet sie vielleicht ...

— Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, wir werden sie wieder finden, schrie der junge Mann, indem er gegen die Thüre stürmte. Plötzlich hält er inne und seine Augen, auf den Boden geheftet, bleibt er stehen, stumm, blaß und wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen.

— Im Namen des Himmels, meine Frau! wiederholte der Kaufmann, indem er die Arme gegen ihn ausstreckte.

Der junge Mann antwortet nicht, etwas Ungewöhnliches geht in ihm vor.

— Georg! ruft Herr Weld mit zerreißender Stimme.

In demselben Augenblicke hört man zwei leise Schläge an die Thüre. Der Jüngling zittert, seine Haare sträuben sich, sein Gesicht wird leichenblaß, er wirft sich in Hast gegen die Thüre, um zu verhindern, daß man sie nicht öffne, noch hinein trete. Nichts von allem Diesem entgeht dem gierigaufmerksamen Auge des Kaufmanns; ein furchtbarer Gedanke scheint ihm durch den Kopf zu fahren; mit finsterm Blicke durcheilt er das Zimmer, sieht die Blumen, den Divan, den Tisch; tief bewegt und voll peinigender Erwartung ruft er mit unterdrückter Stimme:

— Georg! Man klopft.

— Sie irren sich, flüsterte der junge Mann.

Zwei neue Schläge klopfen geheimnißvoll an.

— Hören Sie? wiederholt Herr Weld, indem er zwei Schritte gegen die Thüre that.

— Keinen Schritt weiter ... Sie können sie nicht sehen ... antwortete Georg, einer Ohnmacht nahe und sich mit aller Gewalt gegen die Thüre stellend.

— Es ist also eine Frau? fiel der Kaufmann ein. Dabei sah er mit durchdringendem Blicke die angstvolle Miene des Arztes an.

— Ja ... antwortete dieser, indem er sich plötzlich etwas ermuthigte, eine Frau, die ich erwartete, der ich aber durch Ihre Gegenwart nicht zu nahe treten will .... Herr Weld, Verzeihung, aber ich muß Sie bitten, daß Sie hier in's Nebenzimmer treten und daß Sie mir Ihr Wort darauf geben, die Person, die zu mir kommt, nicht sehen zu wollen.

— Ich werde sie sehen! erwiederte der Kaufmann und preßte mit Gewalt die Arme des jungen Mannes zusammen, entfernte ihn mit kräftiger Hand von dem Eingange und öffnete die Thüre, und statt einer Frau, erblickt er auf dem Gange zwei Menschen in Mänteln, welche auf ihren Schultern einen Gegenstand trugen, der, in ein schwarzes Tuch gehüllt, herunterhing.

Dieser Anblick gab dem jungen Arzte seine ganze Geistesgegenwart wieder, er machte den zwei Trägern

ein Zeichen, nahm ein Licht, führte sie in das nahe gelegene Zimmer, wo sie ihre Last auf den Secirtisch niederlegten. Dann zieht er seine Börse, zahlt ihnen einige Guineen aus und schweigend entfernen sich Beide.

Als die Thüre verschlossen war, nähert sich Georg dem Kaufmann, der das Haupt gesenkt und den Blick auf den Boden geheftet, in tiefes Nachdenken verloren schien.

— Nun! Herr Weld, sagte er zu ihm mit einem ruhigen Tone und mit dem Anscheine eines leichten Vorwurfs. Jetzt wissen Sie mein Geheimniß, ich kaufe Leichname zu einer ungebührlichen Zeit. Vielleicht sind sie auf dem Kirchhofe gestohlen. Aber was hilft's! Die Mediziner, die den ärztlichen Titel führen, bemächtigen sich der Körper in den Hospitälern und man läßt uns nur erbärmliches Zeug übrig, an dem wir keine Studien vornehmen können. (Schluß folgt.)

Zu St. Laurent (in Belgien) fanden Arbeiter beim Graben eines Schachtes 273 Metres in der Erde eine lebende Kröte. Ein Seitenstück hierzu bildet folgender Artikel, der in dem Journal de Flandre steht: Es sind jetzt einige Jahre, als man den Hauptthurm der Kirche der Abtei Affligham zerstörte. Einer der Arbeiter entdeckte mitten in dem massiven Mauerwerke des Thurmes einen großen viereckigen Stein, den er nach langer Anstrengung aufhob. Dieser Stein diente zum Deckel zweier andern viereckigen Steine, die zwischen sich einen leeren Raum hatten. Der Thürm mochte wohl vor 200 Jahren gebaut worden sein; der Raum darin war von allen Seiten mit zehn Fuß dickem Mauerwerk umgeben, wie man es damals zu machen pflegte. Als der Stein weggehoben war, sah man eine eingeschlafene Nachteule da sitzen. Das Thier wurde in einen nahen Pächterhof getragen, wo es bald erwachte. Es war weiß, (ohne Zweifel von Alter!) und außerordentlich mager. Die Eule wollte gleichwohl keine Nahrung zu sich nehmen; man setzte sie in ein Zimmer, wo man sie frei umher laufen ließ. Sie starb nach zwei Monaten.

Rückblick auf's Theater.

(Schluß.)

Noch ärger, als das Lust- und Schauspiel, war die Oper daran. Kam auch gleich im vorigen Jahre Hr. Bömly erst drei Monate nach Eröffnung der Bühne, so hatten wir doch noch immer die Freude, manche schöne Oper zu hören. Hr. Kaibel, Hr. Reußler, Mad Herwegh trugen zum Gelingen derselben nicht wenig bei und am Ende ist doch auch ein Hr. Körfgen zehnmal mehr werth, als ein Hr. Eichfeld, der durch seine extravaganten Töne den Zuschauer mitunter in Angst und Schrecken versetzte. Wie sehr der Mangel des ersten Tenoristen in diesem Winter die Oper zurücktreten ließ, wird aus dem gleich unten folgenden Vergleiche erhellen, hier nur noch folgende Bemerkungen: Es liegt nun einmal im Zeitgeschmacke, daß alle Welt Opern seh'n will. In der Welt muß sich der Eine nach dem Andern bequemen. Man höre auf keine Entschuldigungen, gebe Nichts auf Aufforderungen in Journalen, und setze einmal als unerläßliche Bedingungen fest: ein ordentlicher erster Tenoist muß von vorne herein mit der Gesellschaft kommen und das Verzeichniß der zu gebenden Stücke muß von Zeit zu Zeit eingereicht werden. Gegen das Muß streiten selber die Götter vergebens, sagt ein philosophischer Schriftsteller, — und was gilt's? — es wird sich auch ein erster Tenorist finden. Eine Stadt, wo das Theater so besucht wird, wie hier, kann wohl mit Recht eine so billige Foderung thun, und sollte auch selbst die Bühne einen Winter geschlossen bleiben, so werden doch nur sehr Wenige unter den Kunstfreunden dem Spruche beitreten: »Lieber ein schlechtes Theater, als gar keins!« — Eine solche Entbehrung würde vielleicht auf die Pflege des Gesangs in unsern Mauern, auf zuhaltende Conzerte nicht übel einwirken.

Wie sehr wir heuer Ursache haben. uns im Vergleich mit den vorigjährigen Leistungen zu beklagen, mag folgende Zusammenstellung noch mehr zeigen. Im J. 1834 dauerte die Theater-Saison vier Monate; während dieser Zeit wurde 67mal gespielt; in diesem Winter spielte man 62mal während drei Monaten und eilf Tagen. Im Jahre 1834 belief sich die Zahl der gegebenen größern Opern auf zweiundzwanzig; es fanden sich darunter: Die weiße Dame, Don Juan, der Barbier von Sevilla, Fanchon, Sargines, die Schweizerfamilie, Aschendrödel, Donauweibchen, der Maurer und der Schlosser, Johann von Paris, Jacob und seine Söhne, die Sängerinnen auf dem Lande, die Stumme von Portici, die Entführung aus dem Serail. Außer diesen größern Opern gab man damals 15 Operetten und Vaudevilles. Man zählte unter ihnen manche recht artige Stückchen: List für List, Nachtigall und Rabe, Paris in Pommern, der Schatzgräber, das Hausgesinde u. a. Vergleicht man hiemit die Zahl der Opern, die man in diesem Winter gab, so ist der Abstand außerordentlich. Wir sahen jetzt nur 12 größere nnd 7 kleinere Opern und Vaudevilles. Dagegen brachte man freilich im Jahre 1834 nur 12 Schauspiele und 2 Trauerspiele; in diesem Jahre dagegen 20 Schauspiele und 6 Trauerspiele auf die Bühne. Die Ankunst des Hrn. Kunst entschädigte uns glücklicher Weise von dieser Seite, aber diese Ankunft war nicht durch die Vermittelung der Direction, sondern durch die Freundlichkeit des Hrn. Kirchner herbeigeführt worden, der, nachdem er hier als Catalani eine so warme Theilnahme gefunden hatte, auf seiner Reise durch Mainz Hrn. Kunst das hiesige Publicum anrühmte. Was aus unserm Theater geworden wäre, wenn Hr. Kunst nicht kam, darüber wollen wir keine Muthmaßungen aufstellen; es ist übrigens Thatsache, daß vor seiner Ankunft nur 1 Tragödie gegeben war. Genug, Hr. Kunst kam und hat uns manchen genußreichen Abend verschafft. Es wäre undankbar, wenn wir hier die Bemühungen der Mad. Dreves und des Hrn. Pohlmann aus der letzten Zeit verkennen wollten; sie haben beide durch ihr häufiges und schnell aufeinanderfolgendes Auftreten beinahe das Unmögliche geleistet; auch Hr. Huppmann trage bei sich die Ueberzeugung, daß er uns immer höchst willkommen war und es auch ferner sein würde.

Zur Vermeidung eines Irrthums.

In der Critik über die Aufführung des Götz von Berlichingen (Treviris N°. 27) wird auf eine eben nicht rühmliche Weise des Regisseurs gedacht. Auf Verlangen erklären wir hiemit, daß nicht der an unserer Bühne angestellte Regisseur, sondern ein Anderer das Stück für die Aufführung arrangirt hatte.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.



1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 15. April. No. 30.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro März 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Während der ersten Hälfte des verflossenen Monats war die Witterung vorherrschend rauh und regnerisch und im Eifelgebirge, auf dem Hochwalde und Hundsrücken, fiel so häufiger Schnee, daß er in manchen Gegenden bis 4 Schuh hoch lag und die gehemmte Communikation wenigstens auf den Hauptwegen durch Wegräumen desselben wieder hergestellt werden mußte.

Die Regengüße, welche hierauf mit geringer Unterbrechung bei heftigen Sturmwinden aus Süd- und Nordwest bis gegen den 19. anhielten, verursachten ein starkes Anschwellen der Flüße und Bäche. Seitdem traten scharfe austrocknende Nord- und Nordostwinde ein und es erfolgten, obwohl die Temperatur, bei einem zwischen 27. 0 8. und 28. 2 0. schwankenden Barometerstande, an sich fortwährend ziemlich gemäßigt blieb, (in hiesiger Stadt zeigte das Reaumur'sche Thermeter + 2. 1. als niedristen und + 11. 0. als höchsten Stand) mehrmals starke Nachtfröste.

An den Kleefeldern, so wie theilweise an den Wintersaaten, besonders in feuchtem Boden, hat die Näße und der Wechsel zwischen Frost und Regen an manchen Orten Schaden verursacht, und erheblichen Nachtheil erlitten viele an Bergabhängen gelegene Aecker, wo mitunter vom Wasser die Dammerde weggeschwemmt ward; in den meisten Gegenden stehen die Winterfrüchte jedoch noch ganz erwünscht. Die Saat der Lenz-Früchte und insbesondere des Hafers wurde des durchnäßten Bodens wegen sehr verzögert; der Landmann ist daher seit dem Eintritte günstigerer Witterung mit Arbeit überhäuft.

Die Obstbäume treiben zahlreiche und kräftige Knospen und versprechen wieder reichen Segen. Auch der Weinstock gewährt fortwährend frohe Hoffnung, da der im Ganzen gelinde Winter die Zeitigung der jungen Rebschöße des vorigen Jahres beförderte; der Winzer beschäftigte sich trotz des schlechten Wetters mit Schneiden der Reben und Beschiefern der Weinberge. Für die Schaafzucht mag die Näße mehrfach schädlich gewesen sein; und auch auf die Waldungen von Lehm- und Schieferthonboden soll der häufige Regen nachtheilig eingewirkt haben. Die Erfahrung der Folgezeit wird hierüber entscheiden.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Marktpreise sind bei der im Ganzen ungünstigen Witterung, und der dadurch gehinderten Zufuhr etwas gestiegen; doch standen sie fortwährend noch niedrig und man klagte über Mangel an Absatz bei den mitunter noch bedeutenden Vorräthen.

Die Durchschnittspreise waren folgende:

			Rth.	Sgr.	Pf.
1) Weitzen	per	Scheffel . .	1	22	„
2) Roggen	„	„ . .	1	9	8
3) Gerste	„	„ . .	1	1	9
4) Hafer	„	„ . .	„	20	„
5) Kartoffeln	„	„ . .	„	7	11
6) Heu	„	Zentner . .	„	20	9
7) Stroh	„	„ . .	„	15	„

III. Gesundheits-Zustand.

a. Unter den Menschen. Der Gesundheitszustand war im Allgemeinen sehr befriedigend, und ungeachtet der veränderlichen Witterung gab es verhältnißmäßig nur wenig Kranke, welche vorzugsweise, wie im Monat Februar, an katarrhalischen u. katarrhalisch-rheumatischen Uebeln litten. Die zu Rittel, im Kreise Saarburg, und zu Warweiler, im Kreise Prüm, ausgebrochenen natürlichen Blattern haben sich nicht weiter verbreitet; obgleich dies Uebel im benachbarten Großherzogthum Luxemburg noch herrscht und fortwährend manches Opfer, besonders im reifen Jugendalter, hinraffen soll. Zu Speicher, im Kreise Bitburg, schien das Nervenfieber einen bedenklichen Charakter anzunehmen, — von 40 in ärztlicher Behandlung befindlichen Erkrankten sind 7, worunter 3 über 60 Jahre, gestor-

ben; bei einer durch die Besorgniß vor gefährlicher Weiterverbreitung vermittelten größern Folgsamkeit gegen die getroffenen Anordnungen sind alle Kranken indessen jetzt theils hergestellt, theils auf dem Wege der Genesung.

In einigen Gemeinden des Kreises Saarlouis herrschen ebenfalls nervöse Fieber und Kinderkrankheiten, beide jedoch ohne besondere Sterblichkeit. In mehrern Orten des Kreises Bernkastel zeigt sich noch immer der blaue Husten und in andern der Groupe unter den Kindern. Die Pockenimpfungen haben fast überall begonnen und theilweise schon große Fortschritte gemacht. In hiesiger Stadt übertraf die Zahl der Gebornen um 1/8 jene der Todesfälle.

b. Unter den Hausthieren. Zu Freudenburg, Kreis Saarburg, zeigten unter den Pferden sich wieder Spuren der Rotzkrankheit; auch zu Bergweiler, im Wittlicher Kreise, grassirt immer noch die Lungenseuche unter dem Rindvieh und zu Bettingen und Hostenbach, im Kreise Saarlouis, die Bräune unter den Schweinen. Sonst kam nirgend eine bedeutendere Krankheit unter den Hausthieren vor.

IV. Unglücksfälle.

Durch Feuersbrunst wurden im Kreise Saarbrücken zwei kleine Häuser zerstört, wobei einer der Eigenthümer sich auf eine schauderhafte Weise verbrannte, und im Kreise Saarlouis wurden 5 Gebäude mehr oder weniger beschädigt; wegen Verdachts der Brandstiftung wurde hier die gerichtliche Untersuchung eingeleitet. — Zu Pachten, im Kreise Saarlouis, zu Fell, im Landkreise Trier, und zu Winringen, im Kreise Prüm, verunglückten Einwohner beim Holzfällen durch Umstürzen der Bäume. Im Kreise Saarbrücken wurden zwei Dienstmägde beim Sandgraben verschüttet und die eine sogleich getödtet, die andere aber lebensgefährlich beschädigt. Zu Castel, Kreises Saarburg, fiel ein 5jähriger Knabe beim Spielen mit der Brust in ein spitziges Messer, das er in der Hand hielt, und verblutete sich binnen wenigen Minuten. Im Wittlicher Kreise ward ein Einwohner von einem schwerbeladenen Wagen überfahren und starb an den erhaltenen bedeutenden Verletzungen trotz aller angewandten ärztlichen Hülfe. Ein 76jähriger, an Gichtschmerzen heftig leidender Greis, stürzte sich zu Götzerath, im Kreise Bernkastel, in einen Brunnen und fand so seinen Tod. In hiesiger Stadt fielen durch Unachtsamkeit ein Schuhmachergesell durch eine Oeffnung des Bodens in einem Hause und eine im Bürgerhospital befindliche Frauensperson eine Treppe herunter und beide starben an den erlittenen Beschädigungen.

V. Gemeinde-Angelegenheiten.

In Folge der in Bezug auf das Rechnungswesen erlassenen geschärften Verfügungen sind die meisten Gemeinde-Rechnungen pro 1834 bereits gestellt und liegen den Schöffenräthen zur Begutachtung oder den Behörden zur Festsetzung vor. Die Bürgermeister waren mit Anfertigung der Heberollen über die beschlossenen Communal-Umlagen für das laufende Jahr und mit Vorbereitung der auszuführenden Bauten und Wegeanlagen beschäftigt. Die Vertheilung und Versteigerung der Gemeindeholzschläge wurde fortgesetzt und letztere lieferte fast überall ein günstiges Resultat.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Der Schulbesuch wurde während der verflossenen Periode als regelmäßig bezeichnet und Schulversäumnisse kamen verhältnißmäßig weniger vor. Die abgehaltenen Schulprüfungen lieferten hiefür, so wie für den Fleiß des Lehrerpersonals, im Ganzen ein erfreuliches Zeugniß.

VII. Handel, Gewerbe u. Communikation.

Der Viehhandel ist noch immer unerheblich, das Angebot übersteigt die Nachfrage, indem besonders ausländische Käufer vermißt werden, und die Preise sind im Allgemeinen gedrückt; nur junge Schweine und Zugvieh fingen an mehr gesucht zu werden.

Der Handel mit Weinen des vorigen Jahres ist seit dem durchgehends bewirkten ersten Abstiche, der die Güte derselben erprobte, belebter und die Preise zum Theil ansehnlich; nach den Weinen aus frühern Jahrgängen ist dagegen noch immer keine Nachfrage. — Der fortwährend hohe Wasserstand der Flüße hat die Schifffahrt sehr erleichtert und den Transport der Steinkohlen und anderer Waaren aus der Saar ungemein befördert. Auf den Hüttenwerken und in den gewerblichen Etablissements herrscht regsame Thätigkeit; auch der Betrieb der Kupfergrube zu Aussen, im Kreise Saarlouis, hat an Umfang gewonnen.

Die anhaltende Näße hat die Communikationswege sehr verdorben; bei der beständigen Witterung werden jedoch die getroffenen Anordnungen zur Instandsetzung derselben zur Ausführung kommen.

Der von Sr. Majestät nunmehr genehmigte Ausbau einer bedeutenden Strecke der Staatsstraße von Aachen nach Straßburg im Kreise Prüm wird zur Vollendung dieser Chaussee im diesseitigen Bezirke führen und den Einwohnern jener Eifelgegend eine willkommene Gelegenheit zu Arbeitsverdienst gewähren.

Die Katakomben in Rom.

(Fortsetzung.)

Außerdem, daß die Katakomben gemeinschaftliche Grabstätten waren, legt man ihnen auch noch die Bestimmungen bei, daß sie zur Zeit der Verfolgung den Christen zur Wohnstätte und zu gottesdienstlichen Versammlungen dienten. Beides wird jedoch von Manchen, vorzüglich von Reisenden, welche diesem Gegenstande nur eine flüchtige Aufmerksamkeit widmeten, geläugnet. Sie führen für ihre Meinung die Enge und Kleinheit dieser Gänge an; dann auch, daß die Christen auf diese Weise von ihren Verfolgern viel leichter hätten gefangen werden können, daß es ihnen an Lebensmitteln gefehlt hätte und was dergleichen mehr ist. Wäre von einem langdauernden Aufenthalte in diesen unterirdischen Gängen die Rede, so könnte man einigen Grund diesen Behauptungen nicht absprechen. Beschränkt man sie dagegen nur auf ein kurzes Verbergen, um sich so der ersten Wuth der Verfolgung zu entziehen, so läßt sich wohl Nichts dagegen einwenden. Es ist freilich gegründet, daß die Grabstätten den heidnischen Römern bekannt waren und daher keinen sichern Zufluchtsort darbieten konnten, indem sehr häufig die Verfolgungen, wie wir aus sichern Zeugnissen wissen, damit ihren Anfang nahmen, daß man den Christen den Besuch derselben untersagte. Wenn man aber ihre völlig verwirrte Anlage bedenkt, und daß sie gewiß schon damals mehr als Einen Eingang hatten, so kann man es sehr leicht begreifen, wie sich die Christen in ihnen den Verfolgungen zu entziehen suchten. Dazu kam noch das Gefühl, wenn der Tod ihnen gewiß war, ihn in der Nähe Derer zu erleiden, die ihnen durch ihren Glaubensmuth ein so kräftiges Beispiel in Ertragung dieser Leiden geliefert hatten. Cyprian berichtet ausdrücklich, daß der Papst Xystus II. in den Katakomben den Tod erlitten habe; ohne Zweifel hatte sich der Bischof

hieher geflüchtet, wo er von seinen Verfolgern ergriffen und getödtet wurde. Endlich wissen wir, daß Höhlen und Wildnisse, um sich zu verbergen, von den Christen aufgesucht wurden. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß man sich zu demselben Zweck der Katakomben bediente, sobald ihre Beschaffenheit eine ähnliche Sicherheit gewährte.

Eine gleichsam nothwendige Folge des Vorhergehenden ist, daß die Christen sich auch zur Verrichtung ihrer gottesdienstlichen Feier in den Katakomben versammelten. Der christliche Gottesdienst war damals durchaus nicht an einen bestimmten Ort geknüpft, und konnte daher mit derselben Bedeutung auch an jedem andern Orte verrichtet werden, wenn er nur die zur Vollziehung der heiligen Handlung nöthige Sicherheit und Ruhe gewährte. Um wie viel eher wird man sich aber nicht zu diesem Zweck der gemeinsamen Grabstätten bedient haben, sobald die Verfolgungen die Versammlungen in den dazu bestimmten Gebäuden verhinderten, da sie wegen der in ihnen ruhenden Gebeine als die Heiligthümer der Gemeinde betrachtet wurden? Aus diesen nur durch die Noth der Verfolgungen gebotenen gottesdienstlichen Versammlungen läßt es sich dann auch erklären, wie das Wort cœmeterium, welches eigentlich Schlaf- oder Ruhestätte bedeutet, nicht allein für gemeinsame Grabstätte, sondern auch seit dem vierten Jahrhundert für Kirche überhaupt gebraucht wird.

Da in den ältesten Zeiten die Gedächtnißfeier der Martyrer und der übrigen Todten am Grabe selbst verrichtet wurde, so war dieselbe mit Nothwendigkeit an diese Orte geknüpft. Das Verbot der Kirchenversammlung von Elvira für die Frauen, an den Vigilien der Märtyrerfeste die Grabstätten zu besuchen, verräth, daß diese religiöse Feier damals bedeutend ausgebildet war. Dennoch erforderte sie keine besondern Einrichtungen, als das Grab des Martyrers, an dem das Abendmahl gehalten und von der Gemeinde theils gemeinschaftlich, theils einzeln gebetet wurde. Andere Einrichtungen in den Katakomben lassen dagegen schließen, daß auch andere religiöse Handlungen darin vorgenommen wurden; so sprechen z. B. für die Taufe die in den Katakomben befindlichen Quellen, Brunnen und Wasserleitungen. Ein solcher Quell befand sich unter andern in dem Cœmeterium des Calepodius an der Via Aurelia. Zeugnisse, welche diese Verbindung der Taufe mit den Katakomben bestätigen, gibt es keine andere, als Legenden, die von mehren Päpsten berichten, daß sie in ihnen diesen heiligen Akt vollzogen haben. Ob man eine Erwähnung der Sitte, sich über den Gräbern der Martyrer taufen zu lassen, in dem ersten Briefe*) des Apostels Paulus an die Gemeinde in Korinth finden kann, ist schwer zu entscheiden. Bedenkt man jedoch, daß schon am Ende des 2. Jahrhunderts die Taufe einen bedeutenden Grad von lithurgischer Ausbildung erhalten hatte, und daher die Absonderung des Orts nothwendiges Bedürfniß der Gemeinde sein konnte, daß der Ritus des Untertauchens einen lebendigen Quell erfoderte, so wird man es sehr natürlich finden, daß man das Wasser, worauf man bei Ausdehnung und weiterer Grabung jener Gänge stieß, sammelte und zu einem Taufquell benutzte. Nicht zu verschweigen ist die Thatsache, daß in dem Cœmeterium des Pontianus sich die Darstellung der Taufe Christi im Jordan findet, woraus hervorzugehen scheint, daß hier eine Taufcapelle gewesen sei. Die Malerei rührt freilich aus viel späterer Zeit her, als Constantin, wie dieß der Heiligenschein und die ausgebildete Gestalt des Erlösers zeigen. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß man eine solche Einrichtung in einer Zeit getroffen habe, in der man Baptisterien über der Erde hatte, wenn nicht alte Erinnerungen die Veranlassung dazu gewesen. Der Taufquell von St. Peter wurde von Papst Damasus angelegt, um die Feuchtigkeit, welche der Grabstätte daselbst nachtheilig war, zu sammeln; er entstand also ganz auf dieselbe Weise, wie die übrigen Taufquellen in den alten Grabstätten. (Fortsetzung folgt.)

*) 1. Corinth. XV. 29.

Der heimliche Besuch.

(Schluß.)

— Sie haben also keine Frau erwartet? antwortete der Kaufmann mit immer mehr steigender Unruhe.

— Ich mußte Ihnen wohl diese Lüge vorspiegeln; es liegt so etwas Schreckliches in dem Kauf solcher Leichname.

— Verzeihen Sie mir, Herr Darnley, mein Ungestüm .... in dem beängstigten Zustande, worin ich mich befinde, ist Alles zu entschuldigen.

— Jetzt, da Sie sich etwas ruhiger fühlen, ist es noch immer Zeit, mein lieber Herr Weld, Ihre Nachforschungen zu erneuern; diese Leute, die ich erwartete, halten mich jetzt nicht mehr zurück, ich bin ganz zu Ihren Diensten, Ihre Angst ist nicht gegründet, Mistreß Weld ...

— Ist verloren für mich, fiel der Kaufmann mit dumpfer Stimme ein.

— Wiederum diese Gedanken! Kommen Sie, vielleicht ist Ihre Frau jetzt zu Hause und beunruhigt sich ebenso, wie Sie ... kommen Sie ...

— Dank, ich fühle mich nicht wohl. Lassen Sie mich noch einige Augenblicke hier verweilen!

Eine lebhafte Unruhe zeigte sich auf dem Gesichte Georg's: — Wollen Sie vielleicht, sagte er, indem er zur Schelle hintrat, daß man Ihnen in diesem Nebenzimmer ein Bett bereit mache?

— Das ist unnütz, ich finde mich gut in diesem Lehnstuhle.

Aber schon hatte die Schelle geklungen; ein Bedienter trat ein, Georg machte ihm schnell ein Zeichen nach der Thüre der kleinen Treppe, worauf die zwei Männer eingetreten waren; das Zeichen, das der verschmitzte Diener verstand, bemerkte der Kaufmann, dessen Haupt auf die Brust sank.

— Bitte um Verzeihung, sagte der Arzt, wenn ich Sie verlasse, der da liegt, bedarf Vorbereitungen, die ich nicht aufschieben kann.

Eine Gebehrde des Kaufmanns bezeugte, daß er diese Entschuldigung annahm. Georg betrat sein Laboratorium, umgab sich mit seinem Schurzfelle und an den Tisch tretend, zog er hastig das Tuch weg, worin der Leichnam eingehüllt war.

Welch ein herrliches Frauenbild! ... Georg betrachtet sie näher und sieht .... Bei dem durchdringenden Schrei, den er ausstößt, stürzt Herr Weld herbei: Anna! und der Unglückliche fällt ohnmächtig auf den Boden.

Als die Hülfe Georg's oder vielmehr seines Dieners den Kaufmann zum Leben gebracht hatte, betrachtete er kalt die Scene, die ihn umgab, dann erhob er sich, warf über Anna das schwarze Tuch und sagte zu dem jungen Manne mit sehr betonten Worten:

— Folgen Sie mir, mein Herr, zum Constable.

Georg folgte ihm maschinenmäßig; der Kaufmann

machte seine Anzeige. Außer sich durch die ungewöhnliche Energie seines Führers, unterzeichnete der junge Arzt die ganze Erklärung. Man schritt zur Untersuchung des Leichnams. Keine Spur von Wunden, von Schlägen, von Gewaltthätigkeit: das unseelige Schlachtopfer war erstickt worden.

— Dieser Herr, fügte der Kaufmann, indem er auf Georg zeigte, hinzu, wird Ihnen Aufschluß über Diejenigen geben, die Ihnen helfen können, die Mörder zu finden ...

Wirklich zeigte Georg der Polizei seine geheimen Verbindungen, wodurch er zum Kaufe von Leichnamen gelangte, an.

Der Körper Anna's wurde in die Wohnung ihres Gemahls gebracht; am folgenden Morgen hielt man ihr ein ehrbares Leichenbegängniß. Auf dem Rückwege drückte Herr Weld geheimnißvoll die Hand des jungen Mannes: — Alles ist zu Ende, sagte er zu ihm, die Lüge hat ihren Gipfel erreicht, das Andenken Anna's wird untadelhaft sein. Sie wissen allein die Wahrheit und ich denke, Sie werden sie auch zu bewahren wissen. Ein Anderer würde Ihnen sagen: Ihr oder mein Leben! Ich aber sage Ihnen: die Ehre Anna's ...! ein Duell wäre eine wahre Schmach für Sie. Sie wurde gestraft, die Unglückliche! Sie werden's auch, vor Gott und vor mir, Sie sind ein Schurke! Nun gehen Sie. Einige Monate nachher wurden zwei Mörder gehangen und Weld begraben an der Seite seiner Gattinn.

Die Havanna-Cigarren.

Der Tabak ist in Havanna eines der ersten Bedürfnisse. Man entbehrt lieber Speise und Trank, als Tabak. Die Insel liefert ihn in vorzüglicher Güte und er war früher demselben Monopole unterworfen, wie in Spanien; aber die Einwohner von Cuba haben endlich für eine Abgabe die Erlaubniß erhalten, ihn anzubauen und auszuführen. Der Verbrauch des Tabaks ist in diesem Lande außerordentlich. Priester, Mönche, Nonnen, junge und alte Damen, Knaben und Mädchen von 10 Jahren, Schwarze und Weiße, Alle rauchen. Man raucht auf der Straße, auf dem Balle, in den Klöstern. Die jungen Mädchen rauchen nur mit mehr Anmuth, als die Männer, aber eben soviel. Auf Côte-Ferme ist diese Leidenschaft noch stärker. Zu Merida, zu Juratum ist das Theatergebäude nicht gedeckt und alle Zuschauer rauchen. Dasselbe findet sich auch in beinahe allen Theatern von Côte-Ferme. Man würde es sehr unschicklich halten, wenn Jemand sich ohne Cigarre im Munde zeigte. Eine Negerinn geht nie aus, ohne eine Cigarre bei sich zu tragen, sei es im Munde, sei es hinter dem Ohre oder in ihren Haaren. Eine Cigarre in der Hand kann man den ersten Besten auf der Straße anhalten, wenn es auch selbst ein Spanischer Grande von dem ersten Range ist, wenn man nur zu ihm sagt: Candela! Er nimmt sogleich seine Cigarre aus dem Munde und reicht sie hin; man zündet die seinige an und ein oberflächlicher Gruß ist Dankes genug.

Räthsel.

Vor Ungeduld schreit Mancher 1, 2, 3, 4.
Nicht kann er kommen seh'n die Zeit der 2, 3, 4.
Nur gar zu bald verwandelt 2, 3, 4 sich in 1, 2, 3, 4,
Dann ruft er, ach zu spät: 1 2 3, 1, 2, 3, 4!

Ph. Laven, Redacteur.

Aufruf zur Wohlthätigkeit.

Die vorjährige mißrathene Kartoffel-Erndte hat in mehreren Kreisen von Ostpreußen und Litthauen, deren Bewohner während der arbeitslosen Winter- und Frühjahrszeit mit ihrer Nahrung auf die selbstgebauten Kartoffeln vorzugsweise angewiesen sind, ein bis jetzt beispielloses Elend herbeigeführt. Tausende von Familien haben schon jetzt weder Brod noch Kartoffeln, nehmen zur Stillung des Hungers ihre Zuflucht zu Eicheln, Buchnüßen und andern noch schlechtern, Ekel erregenden Nahrungsmitteln, und sehen der Zukunft bis zur nächsten Erndte mit Angst und Schrecken entgegen.

Die Königl. Regierung sucht durch Eröffnung von Arbeitsverdienst beim Chausseebau, und bei den eingeleiteten Cultur- und Wegearbeiten in den Königl. Forsten der Erwerblosigkeit nach Kräften abzuhelfen; diese Hülfe kommt aber der überwiegenden Mehrzahl der arbeitsunfähigen Kinder, der Altersschwachen und Kranken nicht zu Statten, und die von Tage zu Tage fortschreitende Noth eröffnet der Privat-Wohlthätigkeit ein weites Feld, helfend und vermittelnd einzutreten. In allen vom Nothstande heimgesuchten Kreisen bilden sich Hülfsvereine durch Zusammentritt achtbarer Gutsbesitzer, Bürger und Offizianten, welche aus den unter sich gesammelten Beiträgen Lebensmittel zur Vertheilung unter die Nothleidenden ankaufen, zur Ergänzung ihrer sichtbar unzulänglichen Mittel aber gleichzeitig die Beihülfe aller Menschenfreunde in Anspruch nehmen. Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, die Gaben der Mildthätigkeit zu sammeln und solche nach Verhältniß der gewonnenen Mittel und des nachgewiesenen Bedürfnisses den einzelnen Hülfsvereinen zu überweisen, und wenden sich mit freudigem Vertrauen an alle werkthätigen Menschenfreunde, deren milde Gaben sie durch den mitunterzeichneten Stadtrath Hartung in jedem Betrage mit dem wärmsten Dank entgegennehmen und an die nothleidenden Brüder befördern werden. Ueber die Verwendung der eingehenden Beiträge werden sie in den öffentlichen Blättern Rechnung legen.

Königsberg den 16. März 1835.

Der Verein zur Abhülfe des Nothstandes in der Provinz Ostpreußen und Litthauen.

(gez.) Hartung, Stadtrath. Gr. v. Kanitz, Obrist. Landmann, Geh. Ob.-Finanz-R. B. Lork, Kaufmann. Gr. v. Luckner, Stadtrath. Nobiling, Regierungsrath. Reissert, Hofrath. Richter, Geh. Commerz.-R. Schiedelmeisser, Kaufmann.

Indem ich die vorstehende Bekanntmachung zur Kenntniß der Einwohner des Regierungs-Bezirks Trier bringe, hege ich zu deren vielfach bekundetem Wohlthätigkeitssinne das Vertrauen, daß auch sie gern zur Linderung des unbeschreiblichen Elends beitragen werden, in welchem sich ihre zwar entfernten, durch die Bande des Vaterlandes ihnen aber nicht minder nahe stehenden, Landsleute befinden.

Der Herr Regierungs-Haupt-Kassen-Kassirer von Britzke ist bereit, die eingehenden milden Beiträge anzunehmen. Dieselben werden öffentlich bekannt gemacht und dem Königsberger Vereine, da baldige Hilfe dringend nothwendig ist, spätestens am 15. Mai l. J. übersendet werden.

Trier den 6. April 1835.

Der Regierungs-Präsident, Ladenberg.

Für die Nothleidenden in der Provinz Ostpreußen und Litthauen sind bis heut eingegangen:

1) mit dem Zeichen — e — 10 Thlr., 2) von dem Herrn Tustynski 2 Thlr., 3) den Herrn Beamten des hiesigen Wohllöbl Postamts 7 Thlr. 15 Sgr., 4) dem Herrn Ober-Forstmeister Lintz 3 Thlr., 5) mit dem Zeichen B. 1 Thlr. 6) von einem Ungenannten 10 Thlr., 7) dem Herrn Reg.-Haupt-Kassen-Buchhalter Aldringen 2 Thlr., 8) Herrn General-Major Hüser 10 Thlr., 9) Herrn Reg.-Secretär Rumschöttel I. 2 Thlr., 10) Herrn Reg.-Rath Bärsch 1 Th. 11) Herrn Ober-Reg.-Rath Cramer 5 Thlr., 12) Herrn Landgerichts-Rath Göbel 2 Thlr., 13) Fräulein Elise Hermes 15 Sgr., 14) Herrn Salz-Faktor v. Mussow 5 Thlr., 15) einem ungenannten Herrn Geistlichen 5 Thlr., 16) Herrn Reg.-Secretär Grach 2 Thlr. Zusammen 68 Thlr.

Beiträge werden ferner angenommen.

Trier den 13. April 1835.

v. Ladenberg. v. Britzke.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 18. April. **N°. 31.**



Folgen der in N°. 13 und 14. der Treviris bekanntgemachten Protestation des Trierischen Erzbischofs vom 6. Juni 1680 gegen die Eingriffe des Bischofs von Metz in Bezug auf die Gerechtsamen über St. Wendel.

Mitgetheilt von R.....

Die fragliche Protestation, so feierlich der Weihbischof Anethan selbige auch vorgenommen hatte, verhinderte doch nicht, daß der Bischof von Metz schon am 6. Juni 1680 einen Pastor, Namens Niklas Müller, in St. Wendel ansetzte, so, daß der Prior von Gräfenthal einige Monate hernach den Amtsverwalter Johann Dhame von St. Wendel als Kirchenrechner zur Ablegung der Rechnungen über die Kirchen-Revennen vor sich laden ließ.

Auf die Anfrage des Amtsverwalters, ob er der Vorladung Folge leisten soll, erließ der Kurfürst folgenden Befehl:

Tenor: Nachdem Ihrer Kurfürstlichen Gnaden
,,zu Trier, Unserm Gnädigsten Herrn, von Dero Amts-
,,verwalter und Stadtschultheiß zu St. Wendel, Jo-
,,hannes Dhame, die unterthänigste Anzeige beschehen,
,,was gestalt er zu Ablegung der vber dasiger Kirchen-
,,Gefällen geführter Rechnung von dem Priore zu Greu-
,,enthal seye citirt vndt vorbescheiden worden, mit ge-
,,horsambster Anfrage, wie sich darbey zu comportiren
,,hette, vndt den Ihme Schultheißen als einen viel-
,,jährigen Diener, vndt aus der notoritet nicht vnbe-
,,wust, welcher Gestalt Hochgemeldter Ihrer Chur-
,,fürstl. Gnaden als Erzbischoffen vndt Landsfürsten
,,vber Statt vndt Ambt St. Wendel die Abhörung
,,sothaner Kirchenrechnungen alleinig competire, sol-
,,ches auch nebst andern Erzbischöfflich vndt Landts-
,,fürstlichen hohen juribus; Sie vndt Ihre Herrn An-
,,tecessores von etlichen sæculis vngehindert hergebracht
,,vndt dahero daßelbe Recht Jemandten Anders, wehr
,,der auch seye, keineswegß einraumben können; da-
,,rumben dan auch bewogen worden, gegen die von Hrn.
,,Bischoffen zu Metz zu besagten St. Wendel eigenmäch-
,,tig vndt wiederrechtlich vnternommener visitation nicht
,,allein sich feyerlichst zu bedingen, sondern auch in
,,Curia romana darwider behörige processus auszu-
,,bringen vndt verkünden zu laßen, als thuen mehr
,,höchstgenannten Ihre Churfürstl. Gnaden sich gegen
,,besagten dero Ambtsverwalter vndt Schultheißen genz-
,,lichen gnädigst versehen, Er werde sich der deroselben
,,vndt Ihren Ertzstift geleisteter schwehrer Aydt vndt
,,Pflichten schuldigermaßen erinnern, vndt denen ent-
,,gegen zu der von Ihme mit Vorecht gesonnener Ab-
,,legnng der Kirchenrechnung bey fremder Obrigkeit kei-
,,neswegs verstehen, noch sich dazu durch einige Betroh-
,,ungen verleithen laßen, mithin auch deren in berühr-
,,ten Päbstlichen processibus gegen alle infractores
,,dero zu oftbesagten St. Wendel habenden Erzbischoff-
,,lichen hohen Rechten ausgelassenen geistlichen schweh-
,,rer Censuren sich nicht pflichtig machen wollen; wie
,,dan auch Se. Churfürstl. Gnaden Ihme Ambtsver-
,,waltern vndt Schultheißen die Ablegung sothaner Rech-
,,nungen ahn obbedeuten vngeziemenden oder andern
,,fremden Ort hiemit bey Verlust aller seiner Haab vndt
,,Gütter, auch andern schwehren Strafen alles Ernstes
,,vntersagen. Vrkundt dero vorgedruckten Canzleyde-
,,crets. So geben Ehrenbreitstein den 2. 9bris 1680.

Ex Mandato Emi

(L. S.) Gaerz mit Paraf.

Daß der Amtsverwalter und Stadtschultheiß durch die Ladung des Prior von Gräfenthal und das Churfürstliche Verbot, hinsichtlich der abzulegenden Kirchen-Rechnungen, in ein sehr unangenehmes Verhältniß gerieth, läßt sich denken; allein das eigenmächtige Verfahren der Krone Frankreichs scheint denselben daraus befreit zu haben.

In Folge der zu Brisach, Besançon und Metz angeordneten Reunions-Kammern war der Churfurst von Trier, so wie viele andere Reichsfürsten, im April 1680

vorgeladen worden, um das Verdunische (oder Metzische) Lehen der Vogtei St. Wendel in Person zu empfangen und zwar unter Bedrohung der Felonie. Weil aber weder der Kurfürst, noch andere Reichsfürsten dieser unbefugten Aufforderung nachgekommen waren, so zog Frankreich, bei dem zwischen dem Kaiser und den Türken ausgebrochenen oder doch wegen der Empörung des Tockely dem Ausbruch nahen Kriege, alle jene Länder ein, welche Lehen der Bisthümer Metz, Toul und Verdun rc. rc. sein sollten, und reunirte diese Länder mit Frankreich.

Am 5. 9her 1680 wurde die Reunion der Stadt und des Amts St. Wendel öffentlich bekannt gemacht, ein Amtmann, Procureur du roi und greffier angesetzt, alle Amtsacten, so wie die Geburts-, Heiraths- und Sterb-Register in Französischer Sprache aufgenommen, das Kurfürstliche Hochgericht aufgehoben und für die Verwaltung der Stadt ein Maire mit einigen Notablen angestellt.

In Homburg, (5 Stunden von St. Wendel), welche Stadt die Franzosen wieder befestigten, wohnte der Intendant der reunirten Länder, Namens de la Goupiliaire, conseiller du roi en ses conseils, Intendant du Departement de la Sarre et des pays reunis.

Dieser Zustand währte bis zum 10. Januar 1698, an welchem Tag das letzte Urtheil in Französischer Sprache erlassen und die Stadt und Amt St. Wendel, in Folge des Ryswider Friedens, wieder an seinen alten Herrscher, den Kurfürsten von Trier, zurückgegeben wurde.

Die Bischöfe von Metz konnten aber in den folgenden Zeiten noch nicht vergessen, daß die wichtige Pfarrei St. Wendel ihrem Sprengel entzogen, und der bei weitem größere Theil der Bürgerschaft von St. Wendel ihrem Landesherrn und Erzbischof mit der größten Treue anhingen; sie sollen nach den Behauptungen alter Leute, und selbst nach Inhalt von Bittschriften an den Kurfürsten, sogar Ursache gewesen sein, daß die Stadt geplündert worden sei.

Am 4. März 1703 (während des Spanischen Successions-Krieges) am Frohnfasten-Sonntag in den Fasten, während des hohen Amts, kamen plötzlich einige 1000 Mann Soldaten aus Saarlouis unter Anführung des Gouverneurs von Metz, Namens Vairanne, vor der Stadt an und forderten das im Winterquartier liegende Pfälzische Regiment von 400 Mann zur Uebergabe auf *). Nachdem der Pfälzische Commandant sich mit seinen Truppen ergeben und die Franzosen in die Stadt eingerückt waren, wurden die Häuser während 2 mal 24 Stunden geplündert und sogar das Pfarrhaus nicht einmal verschont, wo mehr denn 50 Kisten geflüchteter Effekten sich fanden, wie solches der damalige Pastor Keller mit dem Anfügen niedergeschrieben hat, daß die Plünderung vom Jahr 1703 viel härter, als jene bei der Verbrennung der Stadt gewesen, wo das Pfarrhaus geschont worden sei; auch starben viele Menschen in St. Wendel, theils wegen gehabten Schreckens, theils wegen erlittener Gewalthätigkeit und Schmach.

Als zu Anfang des Monats Oktober 1735 die Kaiserlichen Völker vom Rhein an die Mosel zogen, um die Franzosen aus Trier zu vertreiben, sammelte sich eine beträchtliche Französische Armee, die auf 40,000 Mann geschätzt ward, zwischen St. Wendel und Tholey; diese Armee blieb während 14 Tagen im Lager stehen; der Marschal de Belleisle hatte sein Hauptquartier in der Abtei Tholey, der Generalissimus, Comte de Cogny, in St. Wendel.

Auch damals sollte die Stadt St. Wendel wieder wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren Bischof, und weil sie den Bischof von Metz nicht als ihren Bischof erkennen wollte, geplündert werden; allein auf das fußfällige Bitten des damaligen Prälaten von Tholey, Theobertus Dhame, Bruder des St. Wendeler Beamten und in St. Wendel geboren, wurde dieses Unglück von der Stadt abgewendet.

*) Nachdem die Stadt St. Wendel im Febr. 1677 geplündert und verbrannt, auch die 4 bis 5 Schuh breiten und aus großen Quadersteinen bestehenden Mauern, Thürme und Thore gesprengt worden waren, so war zwar eine neue Stadtmauer wieder erbaut worden, aber es konnte keinem anrückenden starken Feinde damit Widerstand geleistet werden.

Die Katakomben in Rom.

(Fortsetzung.)

III. Gräber der Christen und Martyrer in den Katakomben.

Die Kennzeichen, wodurch sich die Christlichen Grabschriften von den heidnischen unterscheiden, sind theils Formeln und Redensarten, die Christliche Ideen bezeichnen, theils Symbole, die wir auf ihnen dargestellt finden und die eine ähnliche Beziehung haben.

Die Sitte, Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, wie Siegelringe u. drgl. mehr, mit bildlichen Darstellungen zu versehen, hatte sehr früh die Entstehung Christlicher Sinnbilder zur Folge, welche sich auf religiöse Begriffe bezogen und theils in Andeutungen biblischer Geschichten, theils in Zeichen bestanden, die entweder in biblischen Gleichnissen oder in ältern Gewohnheiten ihren Ursprung hatten. Wie alt diese Sitte ist, beweis't Clemens von Alexandrien, der im 2. Jahrhundert n. Ch. lebte und der die Zeichen nennt, die der Christ in Siegelringen tragen konnte; es sind: die Taube, der Fisch, das Schiff, die Lyra, der Anker, der Fischer. Aber nicht allein auf Siegelringen, sondern auch auf alten gottesdienstlichen Gefäßen finden wir diese Sinnbilder, ja später, als das kirchliche Leben der Christen durch die Erbauung prächtiger Gotteshäuser sich reicher gestaltete, erhielten auch diese Sinnbilder eine größere Entwickelung und man verzierte mit ihnen nicht nur Theile der kirchlichen Gebäude, sondern auch Taufsteine und andere Gegenstände der Art. Was die Grabdenkmäler betrifft, so sieht man die Sinnbilder nicht allein auf Grabsteinen, sondern auch in den arabeskenartigen Verzierungen der Sarkophage und der Deckengemälde in den Grabkapellen, so wie auf den Lampen, die man ebenfalls in den Katakomben gefunden hat. Die Veranlaßung, sie auf Grabsteine zu setzen, mag das heidnische Alterthum gegeben haben, welches eine ähnliche Sitte befolgte. Wir finden daher auch einige beiden gemeinschaftlich, die aber bei beiden eine verschiedene Bedeutung erhielten.

Die vorzüglichsten und am häufigsten gebrauchten allegorischen Sinnbilder sind nun folgende:

1) Die Taube, die man theils allein, theils mit dem Oelzweige antrifft. Sie ist der Geschichte der Sündfluth und des Noah entnommen und gehört zu den gewöhnlichsten Darstellungen auf Sarkophagen und in den Grabkapellen.

2) Der Fisch, eines der beliebtesten Sinnbilder; er wurde vorzüglich auf die Taufe bezogen, da der Geist zu seinem innern Leben eben so des Wassers bedarf, wie der Fisch desselben zu seinem körperlichen.

3) Der Pfau, ein Sinnbild der Unsterblichkeit, indem er seinen reichen Federschmuck im Winter verliert,

im Frühling dagegen wieder erhält und sein Fleisch nicht der Verwesung unterworfen sein soll.

4) Das Schiff, es ist der Geschichte des Noah und Jonas entnommen und bedeutet die kirchliche Gemeinschaft der Gläubigen.

5) Der Hahn bezieht sich auf die Verläugnung Petri und ist ein Sinnbild der Buße.

6) Der Hirsch bezieht sich auf die Taufe; er findet sich am häufigsten in Darstellungen der Taufe Christi, seltener in den Gemälden der Katakomben und fast gar nicht auf Grabschriften.

7) Das Lamm ist ammeisten als Sinnbild gebraucht worden; es findet sich in Mosaiken, auf Grabschriften, auf Sarkophagen und in den Gemälden der Katakomben. Es bedeutet sowohl den Erlöser selbst, als auch die Gemeinde.

8) Kränze, die sich sehr häufig auf Grabsteinen finden, beziehen sich auf den im Herrn ruhenden Christen, der durch den Tod aus dem Kampfe mit der Welt und der Sünde siegreich hervorgegangen.

9) Die Palme, in derselben Bedeutung.

Außer diesen genannten finden sich noch unzählige andere Sinnbilder. Mehrere derselben scheinen eine genaue Beziehung auf den in dem Grabe ruhenden Todten zu haben.

Außer den symbolischen Zeichen finden sich auf christlichen Grabsteinen die Darstellungen von Männern und Frauen in betender Stellung, von Leichen, in Leichentücher gehüllt, und biblischen Geschichten. Unter den letzten kommen am häufigsten vor: Noah in der Arche nebst der Taube mit dem Oelblatt, Daniel in der Löwengrube, die Geschichte des Jonas und die Auferweckung des Lazarus.

In den Gräbern selbst fand man Salbengefäße, Myrrhen, Kugeln und andere aus Ambra gearbeitete Gegenstände; außerhalb der Gräber Ringe, geschnittene Steine, bei Kindergräbern Spielzeug und dergl. mehr. (Fortsetzung folgt.)

Aymery von Pavia.
(1348).

Das Ende des Jahrs 1348 war in der Geschichte von Calais eine sehr traurige Zeit. Die Engländer hatten als Herrn der Stadt auf dem Fort Castel die Fahne des h. Georg aufgepflanzt. An dem Abend des 13. Dezembers, einem finster-kalten Winterabende, herrschte daselbst die traurige Stille einer eroberten Stadt, die ihre Verwundeten heilt und ihre Todten begräbt. Beim Sinken des Tages war ein dichtes Schneegestöber gefallen und hatte sich, wie ein Leichentuch, über die Stadt hingelagert. Selbst die Schritte der umherziehenden Wachen, die, wie finstere Schatten, auf dem weißen Schnee daher glitten, hörte man kaum. Diese weiße öde Decke gab der Stille, die weit und breit herrschte, einen noch traurigern Charakter. Nur hörte man in regelmäßigen Zwischenräumen den hohlen und klanglosen Ton des Losungswortes: Wachen, seid auf eurer Hut!

Indeß stand auf dem höchsten Vorsprunge des Thurms der Citadelle ein Mensch, der, ohne zur Wache zu gehören, wachte und bei dem Rufe der Wache ironisch bei sich murmelte: Ja, ja! bewacht sie nur recht gut, diese schöne Stadt Calais, ihr getreuen Armbrustschützen des Königs Eduard, unsers Herrn! Philipp von Valois und ich, wir haben gesagt: Schön Dank! Dann, nachdem er die finsteren Gebäude, die sich unter seinen Füßen erhoben, betrachtet und gezählt hatte, wickelte er sich mit Ungeduld in seinen weiten Mantel und, die Erde mit dem Fuße stampfend, schwur er zu verschiedenen Malen: „Bei den Eingeweiden des Satans, 20,000 Thaler! Es ist Nichts; dieser Fuchs, Gottfried von Chargny, hat mich betrogen! Ich bin bestohlen!“

Wenn es in diesem Augenblicke gegönnt gewesen wäre, eine Fackel an das Gesicht des Menschen, der dieses Selbstgespräch hielt, zu bringen, so würde man gesehen haben, wie in seinem schlechten, schielenden Blicke und in seinem höhnischen Lächeln die Züge des verworfensten Verräthers, der je im Dunkel der Nacht eine Mordwaffe schwang, sich gezeigt hätten. Es war ein Mensch von kleinem, aber starkem und untersetztem Wuchse. Bei dem Anblicke seiner vermagerten, bleichgelben Gesichtszüge, deren Bläße noch durch das dichte wollige Haar, das ihm über die Stirne hing, vermehrt wurde, wäre man in Verlegenheit gewesen, zu entscheiden, ob diese Magerkeit durch Entbehrungen, oder durch die schwarz inwohnende Tücke herbeigeführt war; aber jede Ungewißheit schwand, sobald er den Mund öffnete. Weil kein Grund ist, den Lesern den Namen dieses Verräthers zu verschweigen, so wollen wir ihn dem Menschen auf die Stirne schreiben: Aymery von Pavia, gebürtig aus der Lombardei. Er hatte, noch sehr jung, sein Vaterland verlassen und die wahre Ursache seiner Auswanderung war immer ein Geheimniß geblieben. Durch das Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände, welche die Geschichtbücher der Zeit nicht angeben, war er Lehrer des jungen Eduard von England geworden. Auf den Thron erhoben, machte ihn dieser Fürst zum Garde-Hauptmann seiner Armbrustschützen. In den Händen dieses Mannes, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, legte Eduard mit zu großer Zuversicht das Kommando der neueroberten Stadt. Schon aus den wenig Worten, die er sprach, kann man abnehmen, mit welcher Treue sich der Lombarde des Vertrauens, das ihm sein König schenkte, würdig zu machen suchte.

Einige Tage also vor dem Zeitpunkte, wo der Platz übergeben werden sollte, ging der Lombarde in der Nacht oben auf der Citadelle einher, wo sein Schatten über den Thurm hinschwebte, wie der Fittich der Nachtvögel, die schwer und krächzend um denselben herumflogen. Bald betrachtete er den in finstere Nebel eingehüllten Horizont, bald die blähenden Segel und die ragenden Masten des Meeres, bald fühlte er sich geängstigt von jenen abergläubigen Schreckensgedanken, die sich feiger Herzen bemeistern und die die Gewissensbisse ersetzen, wenn das Gewissen erstorben ist. Er ging in den Thurm zurück, durchbebt von kalter Angst. Indessen muß man bemerken, daß er den nagenden Verdruß im Herzen trug, die wichtige Lage von Calais nur fur 20,000 Thaler verkauft zu haben.

Ein Eilbote Eduard's erwartete ihn und überreichte ihm den Befehl, sich noch vor Sonnenaufgang einzuschiffen, um geheime Verhaltungsbefehle zu erhalten. Das war eine niederschlagende Nachricht für Aymery. In welcher peinigenden Ungewißheit und Unruhe verstrich ihm die Nacht! Sollte er augenblicklich die Flucht ergreifen oder den Befehlen seines Königs gehorchen? War Eduard schon von seiner Verrätherei unterrichtet? Unmöglich. Gottfried von Chargny, der Mitgenosse Aymery's, kannte den Vortheil, den er aus diesem Handel ziehen würde, gar zu gut, als daß er das Geheimniß verrathen sollte. Er und Aymery wußten es allein; ein Dritter, der es Aymery abzulocken gewußt hatte, war auf dessen Befehl in's Meer gestürzt worden. „Die Todten reden nicht,“ dachte der schlaue Italie-

ner. Früh Morgens war er zu Westminster, im Gemache des Königs Eduard. (Schluß folgt.)

Miszellen.

Die Juden in Rom haben dem h. Vater vor einiger Zeit ein in Hebräischer Sprache geschriebenes Buch überreicht. Sowohl von Seiten der Schrift, als des Einbandes kann man nichts Herrlicheres seh'n. Das Buch ist gr. Fl. und enthält ein Hebräisches Gedicht in cadenzirter Prosa, wie sie in einigen Orientalischen Sprachen im Gebrauche ist. Dies Gedicht ist ein Lob auf den Papst. Auf dasselbe folgt das Gebet für den Landesherrn, welches die Juden jeden Samstag in ihrer Synagoge hersagen. Nach diesen beiden Stücken folgen zwei Uebersetzungen in Versen, wovon die eine in Lateinischer, die andere in Italienischer Sprache abgefaßt ist. Jede Seite ist in einer eigenen Schriftart geschrieben. Das Ganze ist untermischt mit großen gemalten Bildern und mit Zeichnungen, die auch wohl der SchriftzurEinfassung dienen. Viele dieser Zeichnungen, die äußerst genau mit der Feder gemacht sind, rühren von der Hand des Venetianischen Künstlers Paoletti her, der zu Rom wohnt. Unter den gemalten Bildern zeichnet sich ein Portrait des h. Vaters aus, ferner Salomon, wie er zum Könige ausgerufen wird, Salomon auf dem Throne sitzend, nnd das Wappen des Papstes. Der Einband des Buches ist von außerordentlichem Reichthum. Die Deckel sind von weißem Atlas, der mit Goldstickereien verziert ist; auf beiden Seiten befindet sich das Wappen des Papstes. Zwei dicke Schlösser mit goldenen Verzierungen sind ebenfalls sehr künstlich gearbeitet. Man sagt, daß die Juden von Ghetto auf dieses Geschenk ungefähr 10,000 Frs. verwandt haben. Dieses Buch vertritt die Stelle der Gesetzesrolle, welche die Juden seit der Besitznahme dem Papste überreichen mußten.

Die Chinesen kennen die Springbrunnen seit Tausenden von Jahren. Sie bedienen sich dazu der Salzwasser. Um das Salzwasser herauf zu ziehen, läßt man in den Schacht ein Bambusrohr von 24 Fuß Länge, an dessen Ende sich eine Klappe befindet. Wenn es bis auf den Boden gedrungen ist, so erschüttert ein starker Mensch dasselbe durch häufige Stöße. Dadurch fährt die Klappe auf und das Wasser steigt empor. — Die Einwohner der Wüste Sahara kennen seit langer Zeit die artesischen Brunnen. Die Dörfer der Sahara haben weder Quellen noch Brunnen; die Einwohner versorgen sich auf eine sonderbare Weise mit Wasser: Sie graben Brunnen von 100 bis 200 Ellen Tiefe und stoßen dann immer auf ein reichliches Wasserbehälter. Sie nehmen zu diesem Zwecke verschiedene Schichten von Sand und Kies heraus, bis sie eine Steinart finden, die dem Schiefersteine gleicht und von der sie wissen, daß sie sich über dem Wasser findet. Dieser Stein ist leicht durchdringbar; hat man ihn durchbrochen, so quillt das Wasser im reichsten Maaße hervor.

Wilhelmine Schmitz, eine junge schöne Deutsche, kam vor einigen Monaten nach Paris und trat da als Ladenmädchen in einem reichen Etablissement der Straße Saint-Antoine ein. Bald fühlte sie eine heftige Leidenschaft für einen jungen Architekten. Es war in der Zeit des Carnevals, da wollte sie eines Abends von ihm auf den Ball geführt sein; aber der junge Mann, der in Geschäften Paris auf einige Tage verlassen mußte, erklärte ihr, er könne nicht mit ihr geh'n. Diese abschlägliche Antwort schien ihr ein bloßer Vorwand u. in einem Anfalle von Verzweiflung schloß sie sich in ihr Zimmer ein. Den folgenden Morgen vermißte der Herr des Hauses das Mädchen u. ließ die Thüre mit Gewalt öffnen: Wilhelmine war todt; sie lag an der Seite des Ofens ausgestreckt, Gift hatte ihren Tagen ein Ende gemacht. Auf einem Tische, der neben ihr stand, lag in Deutscher Sprache Göthe's Werther u. dabei ein Brief an ihre Familie. Das unglückliche Mädchen zählte 20 Jahre.

Auflösung des Räthsels in No. 30: Wehe, Ehe, weh.

Ph. Laven, Redacteur.

---

[18] **Schulanzeige.**

Errichtung einer Schule für noch nicht schulpflichtige Kinder.

Ich beehre mich, einem hochzuschätzenden Publicum die ergebenste Anzeige zu machen, daß auf mein Gesuch mir von hiesiger Obrigkeit die Bewilligung ertheilt worden ist, eine Schule für noch nicht schulpflichtige Kinder bis zu sieben Jahren errichten zu können. Ich mache hiemit Eltern, Verwandte, Freunde und Pflege-Eltern darauf aufmerksam, daß eine solche Schule wirklich noch ein Bedürfniß hiesiger Stadt ist, indem Unterzeichnete zum Zwecke hat, diese Kleinen in den Anfangsgründen der Französischen Sprache, im Dekliniren, Conjugiren und kleinen Aufgaben, im Schönschreiben, Teutsch und Französisch, im Rechnen, den vier Spezies, so wie auch in weiblichen Arbeiten zu unterrichten, inwiefern dieselben dazu empfänglich sind; so daß sie, nachdem sie diese Vorbereitungs-Schule verlassen, mit vieler Leichtigkeit in einer höhern Fortschritte machen können. Sehr werde ich bedacht sein auf das reine Aussprechen der Buchstaben und Sylben, und mir höchst angelegen sein lassen, ihnen bestmöglich den Accent beizubringen; indem es leichter ist, sie in diesem zarten Alter daran zu gewöhnen, als nachdem sie schon ein höheres erreicht haben, und der Articulation der Muttersprache zugewöhnt sind. Um Zweiflenden einiger Maßen zu beweisen, ob ich auch wirklich dieses mir Vorgenommene in eigener Person ausführen kann, glaube ich nicht zu viel zu bemerken, wenn ich sage: daß ich eine geborne Französinn bin, und außer den Lehrern, die mich in meiner frühesten Jugend in meinem väterlichen Hause unterrichteten, meine Erziehung bis zum 17. Jahre meines Alters in den ersten Pensionat-Anstalten der Schweiz, Soleure und Neufchatel erhalten habe, welches auf Begehren ich beweisen kann.

Denjenigen Eltern, Verwandten, Freunden und Pflege-Eltern, die mir ihre lieben Kleinen zu diesem obengenannten Unterrichte anvertrauen wollen, bemerke ich noch, daß die Reinlichkeit und Ordnung bestens beobachtet wird.

Diese Schulanstalt beginnt mit dem 21. April l. J., und hat ihre Folge-Ordnung, wie die übrigen Schulen.

Das dazu gewählte Local ist auf dem Marktplatze No. 1150, an der Ecke vom Fischbach, eine schöne, luftige und geräumige Wohnung.

Diejenigen geehrten Eltern, die mir ihre Kleinen zu diesem Unterrichte schon anvertraut haben, wollen gefälligst sich dieses bemerken und dieselben in die Schulanstalt, anstatt in meine Wohnung führen lassen: Denjenigen aber, die noch Willens sind, ihre Jugend mir zuzuschicken, thue ich hiermit zu wissen, daß diese Schule in zwei Klassen eingetheilt wird und daß es für erwachsenere Kinder, die zur ersten gehören, nachtheilig sein würde, wenn dieselben später, als am obigen Tage, einträten.

Auch ertheile ich auf Verlangen an erwachsene Personen weiblichen Geschlechts Unterricht in meinen Nebenstunden, sowohl in der Französischen Sprache, wie auch in der Kalligraphie.

Des Preises wegen beliebe man sich an Unterzeichnete gefälligst wenden zu wollen.

Zu diesem Unterrichte ladet ergebenst ein

Justine Neureuter, geborne Claude,
Fleischstraße, Schiffleut-Haus No. 823.

Trier, im Februar 1835.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 22. April. **No. 32.**



Biographie des Peter Schade (gewöhnlich Petrus Mosellanus genannt) *).

Von J. H. Wyttenbach.

Es ist nur zu wahr: der große Haufe der Leser nimmt die Biographie eines berühmten Mannes nie anders, als mit gespannter Erwartung großer Dinge zur Hand. Wenn diese Erwartung getäuscht oder wenigstens nicht ganz befriedigt wird, so ist das Urtheil bald gefällt. Aber wir dürfen uns durch dergleichen einseitige Urtheile nicht irren lassen. Der Mann der Wissenschaften oder Kunst, wenn er auch in seinem Fache einer der Ersten wäre, ist um deswillen kein Kriegsheld, von dem viel Glänzendes zu erzählen ist. Stiller, aber wohlthätiger ist sein Wirkungskreis: daher zieht sich sein Geist aus dem Gewirre der alltäglichen Welt so gerne in den engern Kreis zurück, wo er eine ihm angemeßenere Nahrung findet.

Ein solcher Mann war Petrus Mosellanus, der unserm Lande durch die Geburt angehörte und der wahre Gründer des klassischen Studiums in Sachsen wurde.

Ueber diesen berühmten Mann sind mehrere Schriften erschienen; aber die Hauptquelle über sein Leben ist die Schrift des Justinus Goblerus, eines Professors der Rechte auf unserer ehemaligen Universität *).

Peter Schade, der sich auch Mosellanus nannte, wurde zu Pruttig (daher Protegensis), einem Dorfe an der Mosel, im jetzigen Kreise Cochem, im J. 1493 geboren. Sein Vater, Johann Schade, ein geringer Weinbauer, der zugleich, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, Kleinkrämerei trieb u. Barbierer im Orte war, und seine Mutter Catharina werden uns als gute und verständige Menschen geschildert. Ihre Ehe war sehr fruchtbar; denn sie hatten 14 Kinder, unter denen Peter der Jüngste der Söhne war. Der Vater fand bei diesem seinem jüngsten Sohne viele Fähigkeiten und beschloß ihn dem Studium zu widmen. Doch der Vater starb bald, und die Mutter meinte,

---

*) Die Veranlassung, unsere Leser mit diesem zu seiner Zeit so berühmten Gelehrten (S. Trierische Chronik, 1820) bekannt zu machen, gab ein in hiesiger Stadtbibliotek kürzlich aufgefundener alter Druck, auf dessen erstem Blatte die Handschrift des P. Mosellanus zu lesen ist. Der Titel des Buches lautet: **Divi Gregorii Theologi, Episcopi Nazanzeni, De Theologia libri quinque, nuper e Graeco sermone in Latinum, a Petro Mosellano Protegense (i) traducti.** Unter diesem Titel steh'n die Buchdrucker-Insignien des Joh. Froben. Den Anfang macht eine **Epistola dedicatoria** an den Churfürsten von Trier, Richard von Greifenklau. Aus mehren Stellen des Briefes erhellt, mit welcher Achtung und Freundschaft der gelehrte Mosellaner, der damals in Leipzig die alten Sprachen dozirte, jedesmal im Churfürstlichen Pallaste zu Trier aufgenommen wurde, wenn er, aus Sehnsucht nach der geliebten Heimath, hieher kam.

Das Buch, im Cataloge der Incunabeln mit 1910 bezeichnet, ist äußerst schön gedruckt, in fol., mit Römischen Lettern, in langen Linien, ohne Seitenzahlen, aber mit Blattzeichen. Die Initial-Buchstaben sind in Holz geschnitten. Die **Subscriptio** heißt: **Basileae apud Jo. Frobenium, anno M. D. XXIII.**

Das Exemplar, welches wir besitzen, schenkte, wie die erwähnte Handschrift besagt, **Mosellanus** seinem vieljäheigen Freunde, dem gelehrten Doctor beider Rechte und Officialen von Coblenz, dem auch anderweitig bekannten Matthias von Saarburg.

Anmerk. d. Red.

*) Dieser **Justinus Goblerus, Goarinus,** (von St. Goar am Rhein gebürtig) hat das Leben des **Petrus Mos.** geschrieben und seinem Freunde Johann Richard zu Frankfurt gesendet, der es mit andern Lebensbeschreibungen herausgab. Dieses Werk ist eine große Seltenheit geworden; befindet sich aber auf unserer Stadtbibliothek.

Außer Gobler haben auch **Horstius, Melchior Adam** und Heinrich Schulz über das Leben des **Petr. Mos.** geschrieben; aber Allen lag **Goblers** Schrift zu Grunde, ohne daß Alle davon Meldung thun.

Auch hat der Verf. dieser Skizze mehrere neuere Werke, die mehr oder minder von unserm gelehrten Mosellaner handeln, verglichen.

sie könnte den Knaben in der Landwirthschaft nicht entbehren; auch mußten ihr die Mittel schwer fallen, um ihren Sohn anderswo hinzusenden, wo er den nöthigen Unterricht hätte erhalten können. Peter wurde also wirklich eine Zeitlang zurückgehalten, bis endlich seines Vaters Bruder, der zu Beilstein wohnte, sich des Knaben annahm und ihn der Schule wiedergab. So fügte es sich bei diesem, wie bei so vielen Andern, daß seine ersten Verhältnisse der Entwickelung seines Geistes nicht geringe Hindernisse in den Weg legten. Der Oheim schickte ihn nach Lützemburg, wo aber Peter in Studien wenig gefördert wurde, da er hier eine Menge verworrenes und unnützes Zeug lernen mußte, und sein dasiger Lehrer, dieses Amtes unwürdig, es nicht verstand, den talentvollen Knaben weiter zu bringen, indem dessen Methode über den Leisten einer minder schulgerechten, steifsinnigen und pedantischen Normalität geschnitten war; ein Lehrer, (wie Heinrich Schulz sich ausdrückt) der, weil er der Jugend a priori nicht viel beibringen konnte, ihr Alles per posteriora mit Gewalt einbläuen wollte *).

Der kleine Peter war indessen stets fleißig und gehorsam, bis er von da weg nach Limburg an der Lahn versetzt wurde. Hier fand er nützlichere Beschäftigung und eine menschlichere Behandlung; aber die Unterstützung, die der Oheim ihm leistete, war nicht hinreichend, und der Knabe hatte manche Noth zu leiden. Es machte ihm daher große Freude, als er die Aussicht bekam, zu Trier, im Domstifte, unter die Knaben aufgenommen zu werden, die als Chorsänger (Chorales) freien Unterhalt und zugleich Unterricht in Wissenschaften und Musik hatten. Von nun an unterstützte ihn sein Großvater, Johann Schade. Ein neues frisches Leben ging dem armen Knaben jetzt auf. Sein Streben führte ihn immer weiter.

Zu Trier blieb er bis zum Jahr 1509, in welchem er in das 16te Jahr seines Alters ging. Um immer mehr Tüchtiges zu lernen, entließ man ihn aus seinem bisher wohlthätigen Verhältnisse, und immerfort unterstützt vom Großvater, bezog er die Universität zu Cöln, welche damals, besonders im Fache der alten klassischen Sprachen, vorzüglich berühmt war. Die ganz eigene Neigung für dieses Fach hatte sich bei dem Jünglinge deutlich ausgesprochen. (Forts. folgt.)

*) Wahrscheinlich wurde der kleine Peter von seinem Lehrer in die Klasse stupider Köpfe verstoßen; so wie es einst dem berühmten Breitinger erging. Die Verhandlungen des Schulraths in Zürch bewahren eine ihn betreffende Verordnung auf, zufolge welcher die Eltern des hoffnungsvollen Knaben ernstlich ermahnt werden sollten, ihn zu einer andern Lebensart zu bestimmen, weil er zu den Wissenschaften nicht tauge.

Die Katakomben in Rom.

(Fortsetzung.)

Lampen von gebrannter Erde oder Metall, in den mannigfaltigsten Gestaltungen und gewöhnlich mit Sinnbildern geziert, waren theils an den Gräbern in den Gängen, theils in den Gemächern angebracht. Sie dienten dazu, diese Räume zu erhellen; auch mögen sie aus einem religiös-liturgischen Grunde an den Gräbern angezündet worden sein.

Im 16. Jahrhundert fing man von Neuem an, in den Katacomben die Reliquien der Martyrer aufzusuchen. Es entstand daher die Frage, an welchen Kennzeichen man die Gräber der Martyrer von denen der übrigen Christen unterscheiden könne. In Bezug hierauf wurde nach einem von der Congregation der Reliquien und Indulgenzen zu Rom erlassenen Decret vom 10. April 1668 das Zeichen der Palme auf dem Grabsteine oder auf dem Kalk, der diesen mit dem Grabe selbst verbindet, oder ein mit dem Blut der Martyrer gefärbtes Fläschchen, das ebenfalls in mehren Gräbern gefunden wird, als Kennzeichen eines Martyrgrabes festgesetzt. Die Palme war bekanntlich schon im Alterthume ein Symbol des Sieges, und was das Blut betrifft, so wird es schon sehr früh als Reliquie erwähnt: bei der Hinrichtung der Martyrer war man so viel wie möglich bemüht, von ihrem Blute zu retten.

Instrumente und Werkzeuge von auffallender Form und Zusammensetzung, deren mehrere das Christliche Museum des Vaticanischen Pallastes bewahrt, hat man in einigen Gräbern gefunden und sie für Martyrwerkzeuge erklärt. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß sie ihrer Form nach ganz gut zu Hinrichtungen so qualvoller Art, als die der Martyrer waren, gebraucht werden konnten; dennoch bleibt bei Manchen diese Erklärung vielen Zweifeln unterworfen, und sie können eben so gut zu denen gehört haben, mit welchen der Verstorbene bei seinem Leben stets umgegangen ist und die nach alter Sitte an seinem Grabe befestigt wurden.

IV. Die Katakomben nach Konstantin.

Seitdem Konstantin die Christliche Kirche zur herrschenden erhoben hatte, blieben die Katakomben als gemeinsame Grabstätte und Märtyrerkirche fortwährend im Gebrauch. Wie schon oben gesagt, wurden jetzt die alten Gewölbe nicht nur erweitert und fortgesetzt, sondern auch ganz neue angelegt.

Zu den äußern Zeichen, welche darthun, daß viele Gräber aus der nachkonstantinischen Zeit herrühren, gehören die Inschriften, die sich auf denselben finden und deren Zeitbestimmungen bis zum 6. Jahrhundert herabgehen; ja es finden sich sogar schriftliche Nachrichten darüber, daß der Gebrauch und das Ansehen der Katakomben bis zu Ende des 7. Jahrhunderts fortwährte. Selbst die Märtyrerfeste wurden das 4. Jahrhundert hauptsächlich in ihnen gehalten. Aber die Verhältnisse der Christen hatten sich seit Constantin anders gestaltet und die Gläubigen waren nicht mehr gezwungen, wie vorher, in schüchterner Eingeschränktheit ihre religiösen Feste zu begehen. Man fing jetzt an Kirchen zu bauen und sie mit den unterirdischen Märtyrerkapellen in den Katakomben in Verbindung zu setzen. Diese Kirchen dienten dazu, die versammelte Menge, welche die engen Gänge nicht fassen konnten, zum Gebet in sich aufzunehmen. Der Gottesdienst selbst, die Feier des Abendmahls, geschah unten an dem Grabe des Martyrers. Während dessen kniete in der obern Kirche die Menge und sang und betete und hörte die Predigt an. Offenbar bildete sich hieraus die Sitte, das Grab des Heiligen unter dem Altar als Confession anzulegen.

Spuren von dem Andenken der Katakomben lassen sich bis auf Sixtus V. (1586) verfolgen.

Ihr lebendiges Eingreifen in den kirchlichen Organismus mußte aber allmählig aufhören, seitdem man die bedeutendsten Märtyrergebeine in die Kirchen versetzte und die Sitte allgemeiner wurde, sich in diesen beerdigen zu lassen. Doch ließ das Andenken an die Zeit der Verfolgungen und an die Märtyrergebeine nie das andächtige Gefühl an die alten Grabstätten aussterben. Man besuchte sie fortwährend und die Kirche blieb mehr oder weniger auf sie aufmerksam.

Je weniger sie aber in das kirchliche Leben selbst eingriffen, desto größer mußte ihr Ansehen als Denkmäler einer für die Entstehung der Kirche so wichtigen

Zeit werden. In diesem Sinne sind auch die Bauten späterer Päpste zu verstehen, mit denen sie theils die Grüfte vor ihrem gänzlichen Verfall sichern wollten, theils einzelne vorzüglich hochgehaltene Stätten schmückten. Die Anordnungen gottesdienstlicher Feier in ihnen, die wir bis zum neunten Jahrhundert antreffen, sind mehr aus dem Streben das Andenken zu bewahren, als aus einem lebendigen Bedürfniß hervorgegangen. Dennoch hat sich die Feier einzelner Heiligenfeste bis in die spätesten Zeiten herab in ihnen erhalten. (Schl. folgt.)

Aymery von Pavia.

(1348).

(Schluß.)

— Gott sei mit Euch, sprach der König zu ihm, als er ihn demüthiglich an der Schwelle seines Zimmers knieen sah, — ich fürchtete, Ihr kämt nicht.

— Und warum konnte mein König denken, daß ich seinem Befehle nicht gehorchen würde? sagte Aymery, sehr überrascht über den Zweifel, den Eduard äußerte, und beunruhigt, daß er ihn leise mit einem seiner Offiziere sprechen sah.

— Hauptmann, sagte der König, sobald er mit ihm allein war, das ist eine Frage, auf die ich bald antworten werde; aber wem habt Ihr in Eurer Abwesenheit das Commando über Calais anvertraut?

— Dem Herrn von Colbourg, Sire.

— Könnt Ihr Euch verlassen auf diesen Mann?

— Wie auf mich selbst.

Wie auf Euch selbst! wiederholte der König mit bitterer Ironie. Zu gleicher Zeit ließ sich neben dem Gemache des Königs ein Waffengeräusch hören. Wachen kamen und gingen in großer Hast. Aymery machte wider seinen Willen eine Geberde, die seine innere Angst kund gab.

Muth, mein Herr, sagte Eduard, indem er einen Falkenblick auf die heuchlerische Miene des Italieners warf. Fürchten Sie vielleicht, daß die Schotten den Pallast Ihres Herrn angefallen haben? Nein, ich habe Wachen an alle Zugänge stellen lassen. Ich hoffe, daß Niemand während unserer Unterhaltung weder heraus, noch hereintritt, sagte er mit lauter Stimme; ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen.

— Mein Herr und König kann, was die Vollziehung seiner Befehle betrifft, sowohl auf meinen aufrichtigen Eifer, als auf meine alte Ergebenheit rechnen.

Eduard fuhr fort:

— Treten Sie näher, Hauptmann, Sie scheinen mir versteinert. Man sollte sagen, Ihr Blick fürchte dem meinigen zu begegnen? Warum doch spielt Ihre Hand an dem Griffe des Dolchs, der da steckt? Glauben Sie sich wohl in der Mitte der Franzosen, Herr Aymery! Wohlan, legen Sie diesen Degen und diesen Dolch bei Seite, sie fallen Ihnen zur Last. (Aymery zögerte.) Gottes Donner! Haben Sie vergessen, daß es gefährlich ist, in Gegenwart des Königs Waffen zu tragen?

Bei diesen Worten nahm Eduard die Waffen aus der Hand des Lombarden, der mit sichtbarer Angst gehorchte. Die Blicke, die in diesem Momente die beiden Menschen auswechselten, waren die Blicke eines Herrn und eines Dieners. In der Miene des Italieners lag etwas Kriechendes; von den Lippen des Königs verschwand die Verachtung, die man beim Anblicke eines Feigherzigen zu zeigen pflegt. Indeß hatte Eduard blaß und voll innerm Ingrimm, bisher eine Ruhe gezeigt, die jetzt seine zitternde Stimme Lügen strafte. Plötzlich riß er den Dolch aus der Scheide und zerbrach ihn mit Wuth in den eisernen Fugen seines Panzers. — Beim h. Georg, schrie er mit donnernder Stimme, ich liebe es nicht, einen Verräther so mit dem Dolche spielen zu sehen!

— Was will mein Herr und König damit sagen? schrie Aymery zitternd.

— Was ich damit sagen will, sagte Eduard, das Gesicht blau vor Wuth? Weißt Du nicht, Schurke, daß Du den Tod verwirkt hast? Wußtest Du nicht, daß Das, was ich nach Frau und Kindern ammeisten auf der Welt liebte, Calais war, die mir so wichtige Stadt! Antworte! Hast Du sie nicht verkauft, verkauft für 20,000 Thaler? Jetzt gehe, gehe und fordere den Dank, der Dir gebührt, von Jean de Hynault, er wird Dir sagen, daß geschmolzenes Blei für deine Gurgel ein viel zu guter Trank ist, und das Eisen von 20 Hellebarden eine zu sanfte Strafe für das Herz eines Verräthers, wie Du!

Es trat ein Stillschweigen von einigen Sekunden ein; der König unterbrach es und mit bitterm Lächeln sagte er: Ha! Du glaubst, Aymery, daß die Todten nicht zurückkommen? Wohlan! Siehe! In demselben Augenblicke sah Aymery im Schatten die Schreckensgestalt des Kriegers, den er ertrunken glaubte und der ihn unbeweglich und blaß, wie eine Rache-Erscheinung, anblickte. Der Lombarde bebte am ganzen Körper. Er blickte seitwärts, als wollte er auf seine Flucht sinnen.

— O! gehe hinaus! gehe hinaus! ich halte Dich nicht mehr zurück: Samuel erwartet Dich da (Samuel war der Vollstrecker der Blutbefehle). Diese letzten Worte hatten den Italiener auf seine Stelle festgenagelt; Todesangst und Verzweiflung in seinem Blicke, fällt er, wie zerschmettert, vor die Füße des Königs, wälzt sich, das Gesicht auf der Erde, Gnade flehend, röchelnd: O Gnade! Der Handel kann sich noch verschlagen, ich habe nicht 11 Deniers darauf erhalten. Aber Eduard stieß ihn wild mit dem Fuße von sich: Laß mich! Kriech' nicht so; ich weiß nur zu gut, daß Du ein Wurm bist Einen Augenblick fühlte sich der König, der diesen Italiener so geliebt hatte, von einem schmerzhaften Gefühle ergriffen, ihn so niedrig, so zertreten um sein Leben betteln zu sehen.

— Wohlan, erhebe Dich; ich schenke Dir dieses elende Dasein, das Einzige, was Du beklagen kannst; ich setze Dir keine andere Bedingung, als die: Du kehrst nach Calais zurück, um da deinen ehrlosen Markt zu halten. Du sollst mich g e n a u von dem Tage der Uebergabe des Platzes unterrichten, und, um der Vollziehung meiner Befehle sicherer zu sein, sollen auf deinem Schatten der Henker und sein Knecht Dir folgen und Dich am Arme führen. Diese Diener, werden sie wohl ihr Versprechen halten, geh'! — Gleichwohl konnte Eduard, als er Aymery sich zwischen diesen beiden Henkern entfernen sah, seine Thränen nicht zurückhalten....

Der verrätherische Plan des Lombarden ging nicht in Erfüllung. Eduard wurde von dem Tage in Kenntniß gesetzt, wo Calais den Franzosen übergeben werden sollte. Des Nachts drang er in das Castell mit 1200 Bewaffneten. Den 27. Dezember, in der Morgendämmerung, geschah ein unerwarteter Ausfall in dem Augenblicke, wo die Feinde die Eröffnung der Stadtthore verlangten. In diesem Treffen kämpfte Eduard selbst, verkleidet als gemeiner Soldat, unter der Fahne Gauthier's von Mauny, eines seiner Offiziere. Endlich, nach einem harten und verzweifelten Kampfe, wichen die Franzosen und Herr Geoffroy von Charguey bezahlte mit seinem Leben die Unvorsichtigkeit, einem Verräther vertraut zu haben.

Nieder-Rheinisches Musikfest.

Unsere Schwesterstadt Köln wird, nach der unter den verbundenen Städten bestehenden Reihefolge, in diesem Jahre das Niederrheinische Musikfest in ihren Mauern feiern und sich die Aufgabe stellen, den Kunstfreunden aus der Nähe und Ferne — zum fünften Male seit des Festes Begründung — einen Genuß zu bereiten, wie ihn nur das einträchtige Zusammenwirken der großartigsten Mittel zu gewähren im Stande ist. Das Fest wird, wie bisher, an den Abenden der hierzu vorzugsweise geeigneten Pfingstfeiertage, am 7. und 8. Juni dieses Jahres, Statt finden, wozu des Königs Majestät durch allerhöchste Cabinets-Ordre vom 27. v. M. allergnädigst Erlaubniß zu ertheilen geruht haben.

Zur Leitung der Musik-Aufführungen ist es gelungen, Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy, jetzt in Düsseldorf, zu gewinnen, dessen Name in der musikalischen Welt einen so wohl begründeten Ruf erlangt hat und dessen ausgezeichnete Leistung bei dem Musikfeste des Jahrs 1833 noch in so lebhaftem Andenken ist, daß die Uebernahme der Direction durch diesen Meister als eine sichere Bürgschaft für ein vollendetes Gelingen des Ganzen mit Recht anerkannt werden kann.

Im Einverständnisse mit demselben und unter Festhaltung des Grundsatzes, daß soviel wie möglich nur solche Werke zur Aufführung bei den Musikfesten gewählt werden sollen, welche auf eine große Masse von Stimmen und Instrumenten berechnet sind und nur durch diese die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, und welche sonst gar nicht oder doch nur selten zu Gehör gebracht werden können, hat das Fest-Comite sich für folgende Tonwerke entschieden.

Erster Tag.

1) Fest-Ouvertüre v. L. van Beethoveu in C. (Op. 124.)
2) Salomon, Oratorium in 3 Abtheilungen von G. F. Händel.

Zweiter Tag. Erste Abtheilung.

1) Symphonie von L. van Beethoven in F. (Nr. 8.) Op. 93.
2) Morgengesang. Hymne von Milton, übersetzt von Herder, Musik von J. F. Reichardt.

Zweite Abtheilung.

3) Ouvertüre zur Oper Euryanthe von C. M. von Weber.
4) Hymne von L. Cherubini (Manuscript).

Die bezeichneten Werke der beiden Heroen deutscher Vocal- und Instrumental-Musik, Händel nnd van Beethoven, sind bis jetzt bei keinem Rheinischen Musikfeste zur Aufführung gekommen und stehen dem Besten deren bekannten Schöpfungen würdig zur Seite. Namentlich eignet das Oratorium Salomon sich unter den zahlreichen Werken des großen Meisters, der vielen Doppelchöre wegen, ganz besonders zu einer so großartigen Besetzung, wie sie das Musikfest darbietet, und ist es Absicht, dasselbe nach der unveränderten Original-Partitur, ganz in der ursprünglichen Gestalt und in Händel's Geiste, mit Orchester- und verstärkender Orgel-Begleitung zur Ausführung zu bringen, wovon denn auch der dem Feste solcher Art ungemein günstige Gürzenich-Saal die erhabenste Wirkung verspricht.

Höchst merkwürdig ist es, daß, obgleich diese und die übrigen großen Schörfungen Händel's noch in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fallen, dennoch heute kein Komponist ihn an dem fast unerschöpflichen Reichthum der Ideen, welche seinen Werken den Stempel ewiger Blüthe aufprägen, übertrifft.

Das Reichart'sche Werk, weniger bekannt als es verdient, soll sich den kunstreichsten seiner Gattung anreihen und eben so geeignet sein, den Kenner, wie den Liebhaber, zu befriedigen; bekannter dagegen sind des Meisters treffliche Compositionen zu Göthe's Liedern aus Wilhelm Meister rc. rc.

C. M. v. Weber's meisterhafte Ouvertüre zur Euryanthe wird die traurig-süße Erinnerung an den leider! zu früh dahin geschiedenen, mit seinem großen Vorgänger Händel in fremder Erde ruhenden Deutschen Meister wecken und eine passende Einleitung zu dem letzten Werke einer noch ungedruckten Hymne Cherubini's bilden, welche das Fest-Comite durch besondere Verwendung bei dem gefeierten Componisten zu erhalten, so glücklich gewesen ist.

Unter solchen günstigen Auspizien und um die möglichst allgemeine Theilnahme für das großartige Fest zu gewinnen, sind auch von Seiten dessen Comite's bereits die schmeichelhaftesten Einladungen an mehrere unserer hiesigen Dilettanten und Künstler ergangen und namentlich den bekannten bessern Sopran- und Alt-Sängerinnen und Tenoristen selbst Solo-Partien zugedacht, — ein Beweis, daß deren musikalisches Verdienst nicht blos an hiesigem Orte erkannt wird.

Eine solche Anerkennung und Würdigung von Außen führt unwillkührlich auf den Wunsch, Talente, wie wir uns deren in unserm Orte erfreuen, auch in großartigern Aufführungen, wenn auch nicht gerade wie zu Cöln, Aachen u. s. w., so doch in verjüngtem Maaßstabe und etwa nach dem Beispiele der Rheinbairischen Musikfeste zu Zweibrücken, Kaiserslautern rc. rc., wozu auch schon hiesige Musikfreunde Einladungen erhielten und thätig mitwirkten, hier bei uns geltend machen zu sehen. Wir haben ein so zahlreiches Musik-Personal, wie verhältnißmäßig wenig andere Städte es besitzen, indem dasselbe, vereint, ungefähr 130 Sänger und Sängerinnen und unter diesen neben manchen guten Solosängern und Sängerinnen, ein sehr treffliches und geübtes Solo-Quartett zählt, und mit den Instrumentalisten, unter denen fast für jedes Instrument ein tüchtiger Solospieler und für die Streichinstrumente sehr gute Repienspieler sich befinden, leicht die Zahl von 200 Personen erreicht. Träten nun hierzu die Mitwirkenden aus den Nachbarstädten Saarburg, Saarlouis, Saarbrücken, Luxemburg, Birkenfeld, St. Wendel, vielleicht auch von Coblenz rc. rc., so würde bald ein Personal von 300 gebildet dastehen und unter guter Direction, woran es selbst uns schon nicht fehlt, ebenfalls solche Werke, die auf große Massen von Stimmen u. Instrumenten berechnet sind, zur Aufführung zu bringen und einen musikalischen Ruf zu begründen vermögen.

Abgesehen davon, daß nicht bloß die Talente, deren wir uns schon erfreuen, dadurch das geeigneteste Mittel zur größern Ausbildung erhalten, sondern auch der hier und da schlummernde Sinn für gute Musik und thätige Theilnahme daran, gleichwie in den zu den Rheinischen Musikfesten verbundenen Städten mit so vielem Erfolge geschehen, bald mehr und mehr geweckt, abgesehen daß den vorhandenen, zum Theil sehr brauchbaren Musiklehrern andre mit neuern Methoden ausgestattete Subjecte nützlich sich zugesellten, daß die ohnehin schon gut assortirten und ohne unwürdigen Haß und Brodneid hier und für die Umgegend sehr reichlich bestehen könnenden Musikalien- und Instrumenten-Handlungen eine sich von selbst ergebende Veranlassung, ja einen Sporn zur Geschäfts-Ausdehnung erhalten dürften, würde auch eben sowohl den hiesigen Musikfreunden dadurch von Zeit zu Zeit ein Genuß bereitet werden, zu dem, wenn sie selbigen nicht etwa zufällig außerhalb finden, sich hier sonst nicht wohl Gelegenheit darbietet, als auch unserer Stadt überhaupt periodisch eine Art Volksfest zu Theil werden, das offenbar sich nur den würdigsten anzureihen geeignet wäre.

Um diesen, vielleicht nur schönen, Traum zu verwirklichen, bedarf es aber eines unerläßlichen Erfordernisses: der Einigkeit, des gemeinsamen, arglosen und von allen fremden Interessen freien Strebens zu dem gewiß schönen und belohnenden Ziel. Vereine, nur künstlich gebildet und künstlich erhalten, lassen dasselbe unerreicht und überall nur eine Halbheit zu, die, was besonders die, eigentlich von allen fremdartigen Rücksichten freien, Dilettanten bedenken sollten, der Würde der schönen, freien und Alles belebenden Kunst unmöglich zusagen kann.

Ernst ist das Leben und heiter die Kunst! Möge daher zu deren Frommen die verheerende und jeden bessern Sinn tödtende Fackel der Zwietracht an dem Altar der Einigkeits-Göttinn erlöschen und Jeder, der mit unsrer freundlichen Kunst es gut meint, den Wahlspruch beherzigen: Concordia res parvae crescunt. (Eingesandt.)

Ph. Laven, Redacteur.

---

[19] Für die Nothleidenden in der Provinz Ostpreußen und Lithauen waren nach der letzten Anzeige an milden Gaben eingegangen 68 Rthlr. Dazu gekommen sind bis heut:

17) von dem Herrn Landgerichts-Rath Lehmann 1 Rthlr., 18) Herrn Landrath und Oberbürgermeister Haw 5 Rthlr., 19) Herrn General-Major und Divisions-Commandeur Grafen Dohna 20 Rthlr., 20) mit dem Zeichen v. B. 1 Rthlr., 21) Herrn Carl Gottbill seel. Erben 10 Rthlr., 22) Herrn Oberst-Lieutenant v. Klüchzner 10 Rthlr., 23) Herrn Buchhändler Troschel 1 Rthlr., 24) einem Ungenannten 10 Sgr., 25) Hrn. Commerzienrath Hayn 1 Frd'or oder 5 Rthlr. 20 Sgr. Cour., 26) mit dem Zeichen X 3 Rthlr., 27) Herrn Regierungsrath Linz 2 Rthlr., 28) Herrn M. N. Berncastel, Mitglied des Israel. Consist., 1 Rthlr., 29) mit dem Zeichen P. J. F. 2 Rth., 30) mit dem Zeichen v. G. 1 Rth., 31) Hrn. Regierungs-Rath v. Raabe 5 Rthlr., 32) Herrn Forstrath Pick 1 Rthlr., 33) Frau Dr. Gaube 2 Rthlr., 34) Herrn Banquier Lautz 2 Rth., 35) Hrn. Bataillons-Arzt Weidehaase 1 Rth. Zusammen 142 Rth.

Beiträge werden ferner dankbar angenommen.

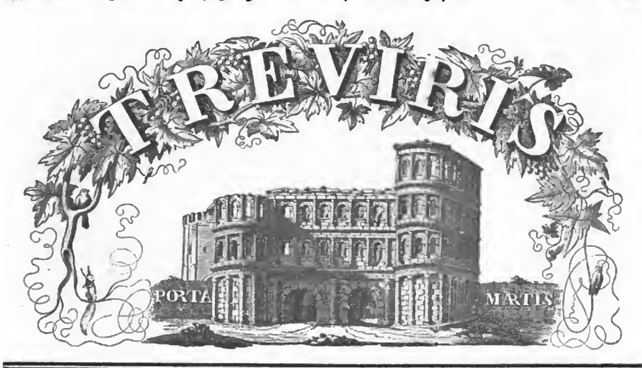
Trier, den 20. April 1835.

v. Ladenberg. v. Britzke.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 25. April. N°. 33.



Biographie des Peter Schade (gewöhnlich Petrus Mosellanus genannt).

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Johann Cäsarius zeichnete sich damals als akademischer Lehrer des Griechischen und Lateinischen zu Cöln aus. Dieser hob den Geist des jungen Mosellaners, der durch unverdroßenen Fleiß bei seinem Lehrer sich bald beliebt zu machen verstand. Die Griechische Grammatik des Emanuel Chrysoloras wurde fleißig studirt und mit großer Lust mehrere Dialogen Lucian's gelesen. Für sich selbst las Mosellanus auch bald die Gesänge Homer's. Zugleich hörte er die philosophischen und ästhetischen Vorträge des Hermann Buschius und Jacob Sobius. Die Kunst, richtig zu denken und das Gedachte richtig mitzutheilen, suchte er stets mit der Kenntniß der alten Sprachen zu verbinden; denn sein höchster Wunsch war, ein Lehrer zu werden, zu welchem Zweck er in seinem 18ten Jahre Bacalaureus in der philosoph. Fakultät wurde. Hier auch schon gab er Unterricht in der Grammatik der alten Sprachen.

Der junge Mann blieb indeß nicht blos bei den Büchern stehen; der lebendige Umgang mit gebildeten, geistreichen Menschen zog ihn vorzüglich an.

Sein Blick richtete sich nun nach dem nördlichen Deutschlande. Joseph Horlenius lehrte damals zu Erfurt. Dieser Gelehrte hatte einen berühmten Namen sich erworben. Um ihn zu hören, ging er 1513 an diesen Ort; doch schon 1514 zog er nach Leipzig, wo er sich freute, mit dem berühmten Rector der dasigen Thomas-Schule, Caspar Börner, bekannt zu werden, dessen gelehrte Stärke vorzüglich in der Mathematik bestand.

Diese Bekanntschaft brachte den Mosellaner seinem geliebten Ziele näher.

Auf die Fürsprache seines neuen Freundes wurde er noch im nämlichen Jahre Rector des neu angelegten Gymnasiums zu Freyburg in Meissen. Hier war es, wo er zuerst seinen Ruf gründete. Sein Ansehen wuchs bald so, daß selbst graue Gelehrte sich nicht schämten, von unserm Mosellaner, einem noch nicht 24jährigen jungen Manne, Unterricht im Griechischen anzunehmen.

Doch das Rectorat zu Freyburg schien ihm nicht lange zu behagen; manche Hindernisse, die durch kleinliche Leidenschaftlichkeit ungebildeter Gelehrten und Collegen erregt wurden, machten ihm dieses Amt endlich lästig. Zu Leipzig wünschte er sich daher einen Wirkungskreis. Sein Wunsch wurde bald erfüllt.

Der Engländer Crocus, der einige Jahre zu Leipzig die alten Sprachen gelehrt hatte, war von Heinrich VIII. von England zurückgerufen worden. Diese Stelle war nun leer und auf Empfehlung dieses Engländers, vorzüglich aber des berühmten Erasmus von Rotterdam, wurde unser Mosellaner vom Herzoge Georg, im Jahr 1517, vorerst zum außerordentlichen Lehrer der alten Sprachen nach Leipzig berufen. So geschah es, daß in diesem Theile Deutschlands ein Engländer, und vorzüglich ein Mosellaner, das wahre Fundament des klassischen Studiums legten.

Sehr viel arbeitete hier der junge Lehrer. In den Vormittagsstunden erklärte er den Homer, Aristophanes, Platon, Demosthenes, Isokrates, Plutarch u. a.; Nachmittags den Cicero, Livius, Quintilian u. dgl. Gewöhnlich gab er täglich drei öffentliche und eben so viele Privat-Stunden; die übrige Zeit verwendete er dem Lesen und Schreiben, auch wohl dem geselligen Umgange. Aber er blieb nicht bloß bei Profan-Schriftstellern stehen. Bald hielt er auch Vorträge über die Christlichen Gesänge des Prudentius, den Miles Christianus des Erasmus, die Bücher de doctrina christiana des Kirchenvaters Augustinus und endlich selbst über das Evangelium des h. Johannes und die Epistel des h. Paulus an die Römer.

Er hatte oft einen solchen Zulauf, daß er über 300 Zuhörer hatte, besonders in seinen Vorträgen

über religiöse Gegenstände. Bis zu der Zeit, wo Luther auftrat, hatte er sich wenig um theologische Gegenstände bekümmert; aber seit die kirchlichen Streitigkeiten entstanden waren und Luther sich öfters auf die Bibel und insbesondere auch auf den Kirchenvater Augustinus berief, fing auch er an, die h. Schriften und die Kirchenväter besonders zu studieren, um über diese Streitigkeiten auch ein Wort mitsprechen zu können. Aber der junge Lehrer machte sich bald, in seinem ersten Eifer, viele Feinde, und er hätte gewünscht, auch Leipzig gegen einen andern Musensitz (wie man Universitäten von jeher zu nennen pflegte) vertauschen zu können.

Doch er mußte zu Leipzig bleiben, und es fehlte nicht an manchem Verdruße, den er zu erdulden hatte. Vorzüglich ärgerte er seine Feinde durch seine Rede von den Sprachen, die er im Jahr 1518 hielt *), worin er das alte Sprachstudium, besonders der Griechischen und Hebräischen Sprache, zugleich aber auch seine Person wider seine Gegner lebhaft vertheidigte. Er hätte den Spruch Göthe's, wenn er ihn gekannt hätte, auf sich anwenden können:

„Wer dem Publikum dient, ist ein armes Thier,
„Er quält sich ab, niemand bedankt sich dafür."

Petrus Mosellanus wohnte im Jahr 1519 dem Colloquium zwischen Carlstadt, Luther und Eck bei, wo er, gleich zu Anfang der theologischen Disputation, eine Rede zur Vereinigung hielt. Diese Rede hatte Herzog Georg vorher durchgelesen und gebilliget, dabei sich aber gewundert, daß (wie er sich ausdrückte) diese disputirenden Theologen so närrisch und gottlos wären, daß man ihnen solche Erinnerungen, als Mosellanus anführte, geben müßte. Es läßt sich also leicht denken, daß auch diese Rede nicht Allen gefallen haben mag. Er wollte in der Mitte stehen, und allen Uebertreibungen fremd sein. Reine Liebe zum Frieden und zur Ruhe lag in seiner Seele und er blieb ein rechter Erasmianer, womit aber Luther nicht wohl zufrieden war. Erasmus, der sehr Gelehrte, aber auch sehr Billige, Mäßige und Gebildete, war stets sein Vorbild; auch liebte ihn dieser bis zum Tode, wie seinen Sohn.

Bald nach gedachtem Colloquium erhielt er vom Fürsten die Erlaubniß, sein Vaterland besuchen und seine Freunde an den Ufern der Mosel sehen zu dürfen.

Inzwischen brach die Pest in Leipzig aus, und man verlegte, dieses Unheils wegen, einstweilen die Universität nach Meissen, wohin sich auch unser Mosellaner nach seiner Zurückkunft begab. Aber die Studien waren unterbrochen; die Studierenden hatten sich zerstreut, und er wandte nun seine Zeit dazu an, gute Griechische Bücher in's Lateinische zu übersetzen. In diese Zeit fallen seine meisten literärischen Arbeiten. Die fünf Griechischen Reden des Gregorius Nazianzenus von der Theologie gab er Lateinisch heraus und widmete dies Werk seinem Patron, Richard von Greifenklau, Erzbischof von Trier **), der nicht nur ein Liebhaber der Gelehrten, sondern selbst ein gelehrter Herr war. Auch des Basilius Buch vom einsamen Leben übersetzte er und dedicirte es dem Bischofe von Merseburg, Prinz Adolph von Anhalt. Eben so machte er es mit des Chysostomus Rede vom Geiz, welche er Sigismunden von Lobcowitz zuschrieb.

(Schluß folgt.)

*) Der vollständige Titel der ersten Auflage dieser merkwürdigen Rede heißt: Oratio de variarum linguarum cognitione paranda, Petro Mosellano Protegense Authore, Lipsiae in magna eruditorum corona pronunciata. Zuerst folgt die Dedication an Herzog Georg und dann die Rede selbst. Zuletzt steht: Lipsiae An. M. D. XVIII. Mense Augusto. In officina Valentini Schumann, in 4to,

**) Das Nähere hierüber kam oben in einer Anmerk. vor.

D. Red.

Die Katakomben in Rom.

(Schluß.)

Aus Allem erhellt, daß die Katakomben als Denkmale des christlichen Alterthums nie in gänzliche Vergessenheit geriethen.

Seit Sixtus V. erwachte, wie oben gesagt, für diese Denkmale ein lebendiger Sinn, der davon ausging, die in ihnen enthaltenen Martyrgebeine dem Untergange zu entziehen. Zu diesem Ende wurden Grabungen in den verschütteten Gängen angestellt. Leider verfuhr man nicht mit der gehörigen Sorgfalt bei den Sculpturen, Inschriften, geschnittenen Steinen, von denen ein großer Theil in den Besitz von Privatpersonen kam und dadurch verloren ging. Ja, um die Sache noch ärger zu machen, bediente man sich später der Marmortafeln, welche die christlichen Gräber verschließen, um davon die Fußböden in den Kirchen zu machen. Was von Denkmälern in das Museum Christianum, welches unter Benedikt XIV. in der vaticanischen Bibliothek angelegt wurde, kam, ist nur ein geringer Theil des vorhanden gewesenen Reichthums.

V. Sculpturen und Malereien in den Katakomben.

Die Sculpturen und Malereien finden sich an marmornen Sarkophagen und in den Wand- und Deckengemälden der Grabkapellen. Doch denke man ja nicht, daß die Darstellungen, die sie uns zeigen, diesen Denkmälern eigenthümlich seien, sondern sie finden sich auch auf andere Gegenstände, wie Taufsteine, kirchliche Gefäße u. s. w. angewendet. Es hatte sich ein eigenthümlicher Cyclus allegorisch-biblischer Vorstellungen seit der ältesten Zeit gebildet, der sich auf die sündhafte Natur des Menschen, seine Erlösung durch den Heiland, die Taufe, Buße und Auferstehung, also auf die wichtigsten Lehren des Christenthums bezog, wozu später seit den Nestorianischen Streitigkeiten die Geburt des Heilandes nebst der Anbetung der drei Weisen kam, welche den Stoff theils zu bloß andeutenden Sinnbildern, theils zu ausgeführten Darstellungen lieferten, die mehr oder weniger auf dieselbe Weise stets aufgefaßt und in sehr großer Ausdehnung angewendet wurden. Nennt man diese Vorstellungen allegorisch, so ist dies von der überwiegenden Anzahl derselben in diesem Cyclus zu verstehen, da wir unter ihnen auch solche antreffen, die in rein-geschichtlichem Sinne aufgefaßt, sich auf die erwähnten Begriffe beziehen.

Zu den geschichtlichen Vorstellungen gehören folgende:

1) Der Sündenfall, die Ursache unserer sündhaften Natur. Adam und Eva sind in der Regel mit dem Baume dargestellt. Bisweilen erscheint Adam mit der Garbe in der Hand, Eva mit dem Lamm. Die meisten Ausleger beziehen die Garbe auf das Bebauen des Feldes, das Lamm auf das Spinnen der Wolle; Andere dagegen sagen, durch das Lamm werde die der Eva gegebene Verheißung ausgedrückt, daß ihr Geschlecht einst der Welt den Erlöser geben soll, der hier durch das Lamm bezeichnet sei.

2) Moses, der die Gesetzestafeln empfängt

3) Die Geburt des Heilandes, Maria sitzt neben der Krippe, in der das Kind liegt, daneben der h. Joseph, ein oder mehrere anbetende Hirten und nach dem Jesaias stets Ochs und Esel.

4) Die drei Magier, welche das Christkind, das der Mutter auf dem Schooß sitzt, anbeten; oben der Stern, der ihnen den Weg gezeigt.

5) Christus in der Mitte der Apostel, die in der Regel auf ihn hinweisen. Er selbst sitzt auf einem sehr oft mit Edelsteinen geschmückten Thron und hat das Evangelium in der Hand, oder steht auf dem Felsen, aus welchem die vier Paradiesströme quellen, das Evangelium oder ein Kreuz haltend; sehr häufig statt seiner das Lamm; ihm zur Seite Petrus und Paulus.

6) Die Auferweckung des Lazarus.

7) Christi Einzug in Jerusalem.

8) Christus vor Pilatus, der sich die Hände wäscht.

9) Petri Verläugnung.

10) Das jüngste Gericht.

Zu den allegorischen Darstellungen gehören folgende:

1) Abel und Kain, die ihre Opfer dem Herrn darbringen.

2) Noah in der Arche, die Taube mit dem Oelzweige erwartend.

3) Abraham, der den Isaak opfert; der Herr, als eine aus den Wolken hervorragende Hand, verhindert es; daneben der Widder, statt dessen sich oft ein Lamm, Anspielung auf den kommenden Erlöser, befindet.

4) Moses, sich die Schuhe lösend, um mit dem Herrn zu reden, das Wasser aus dem Felsen schlagend, und mit dem Mannah.

5) Pharao, der mit seinem Heere im rothen Meere umkommt.

6) David mit der Schleuder.

7) Tobias mit dem Fisch.

8) Elias Himmelfahrt.

9) Hiob mit seinem Weibe und seinen Freunden.

10) Die drei Männer im feurigen Ofen.

11) Daniel in der Löwengrube.

12) Jonas, von dem Wallfisch verschlungen, von demselben ausgespieen und unter der Kürbißlaube ruhend.

13) Folgende Wunder des Heilands: Die Heilung des Lahmen und Blinden, die Hochzeit zu Kana, die Speisung der Fünftausend.

14) Der gute Hirt, das verlorene Schaaf tragend, eine der beliebtesten Darstellungen.

Außer diesen der h. Schrift entnommenen Bildern stoßen wir auch noch auf andere; es sind die vier Jahrszeiten und Orpheus, die Lyra spielend und von allerlei Thieren umgeben. Die erstern haben wohl eine allegorische Beziehung auf das wechselvolle Leben; das zweite gehört unstreitig, wie die Sibyllen, zu den Prophezeyungen des Heidenthums auf den Erlöser. Auch finden sich nicht selten Personifikationen der Elemente, des Mondes, der Sonne auf diesen Denkmälern.

Keiner der uns erhaltenen Sarkophage ist älter, als das vierte Jahrhundert; sie gehören entweder diesem oder einer spätern Zeit an. Um die letztern zu unterscheiden, braucht man bloß auf das Kostüm zu achten, das in ihnen nicht mehr antik ist. Die erstern zeigen durchweg nur Römisches Kostüm; nur die drei Knaben im feurigen Ofen u. die drei Weisen sind, da sie dem Morgenlande angehören, in Phrygischer Tracht. Aber die Mütze der letztern findet sich auch auf mehreren Bildwerken in einen Helm oder einen andern von ihr gänzlich verschiedenen Kopfputz verwandelt.

Der Ries' der Schelde.

(Antwerpische Sage.)

Es war in einer schönen Nacht des Jahres 54 v. Christus; der Himmel war heiter, die Luft ruhig und eine Barke schwamm langsam die Schelde hinunter.

In der Barke ertönte eine Stimme, die Stimme eines Weibes, süß und anmuthig.

— Ja, mein Atvir, sagte die Stimme, für dich habe ich die Schwelle des Vaterhauses verlassen, verlassen Gallien's schattenreiche Wälder: für dich habe ich Alles verlassen, weil ich dich liebe, Atvir, dich u. deine holdtönende Bardenharfe, welche jetzt schweichend an deiner Seite ruht.

Eine andere Stimme erhob sich:

— O meine Frega, seit dem Tage, wo deine Augen in die meinen blitzten, hat meine Harfe ihre Akkorde vergessen und meine Seele weiß keinen mehr von den Gesängen, die mir Ogmius zuflüsterte, als ich ihn im grünbelaubten Haine verehrte: Ogmius, der Gott der Barden, der Gott der begeisterten Lieder, er, den ohne Unterlaß eine Schaar Männer umgiebt, welche am Ohre mit goldenen Ketten angefesselt sind, die aus seinem Munde gehen!

Die Barke trieb ruhig weiter. Plötzlich erhebt sich die Woge, das Wasser schäumt, als wenn es ein Meerungetüm aus seiner Tiefe heraussendete; ein heftiger Wind, dumpf heulend, einem Herbststurme ähnlich, der durch die beblätterten Zweige eines Waldes hindurchbraust, läßt sich vernehmen; die Fluth thürmt sich mehr und mehr und der wüthende Hauch des Windes wird immer stärker. Da sehen bei dem blassen Schimmer des Mondes, der plötzlich hinter einem silbernen Wolkenschleier hervortritt, Atvir und Frega mit Grausen einen unermeßlichen Riesen aus den Fluthen emporsteigen und in schnellen Schritten herankommen. Das Wasser des Flusses steigt ihm bis zur breiten Brust und umgürtet ihn mit weißem, hüpfendem Schaume. Ein dichter Bart wallt von seinem schrecklichen Gesicht herab und lange schwarze Lockenhaare bedecken sein Haupt. Er gleicht jenen einzeln stehenden Bergen, die mit thürmender Spitze sich an dem Strande der Meere erheben und die von ihren drohenden Gipfeln lange Gräser in das Wasser herabhangen lassen.

Die Barke hält plötzlich inne und kracht unter der Hand des Riesen. Ein furchtbares Gebrüll geht aus seiner hohlen Brust empor, dann eine Stimme, die mit dem Schalle des Donners folgende Worte von sich gibt:

— Ha! meine nächtlichen Wanderer! ihr glaubtet wohl, das Auge Antigon's würde sich schließen, um euch im Schatten vorüberfahren zu lassen! Wo sind, wo sind für meinen Hunger meine drei Rinder?

Frega klammerte sich zitternd an Atvir. Dieser hatte heimlich sein langes Schwert losgebunden. Der Riese schrie von Neuem:

— Wenn ihr sprechen wollt, so strengt euere schwachen Stimmen an, ihr Zwerge, damit mein Ohr euch vernehme!

— Sei huldreich gegen uns, wenn du der Gott dieses Flusses bist, antwortete Atvir; wenn du kein Gott bist, so laß, o schrecklicher Riese, einen armen Barden des Ogmius in Frieden ziehen, laß ihn ziehen im Namen der Götter, die den Himmel bewohnen!

— Ha! du spottest, sagte der Riese in wildem Tone. Ich verlache deine Götter; ich bin mächtiger, als sie; sie können sich freuen, daß es mir noch nie eingefallen ist, sie in ihrer Ruhe zu stören.

— Wer bist du denn, sagte Atvir, du, der du die Götter verlachst?

— Wer ich bin! ich bin Antigon, der Mächtige.. aber ich merke, du willst mich um den Tribut von meinen Rindern bringen, die du mir schuldest, weil du auf dem Flusse fährst. Jetzt willst du deine Kinderkünste anwenden, um mich zu betrügen! Ha!

Und der Riese packte mit gewaltiger Hand Atvir, bevor er sich auch nur regen konnte. Frega, welche vor Angst unbeweglich geblieben war, warf sich kniefällig in die Barke.

— Gnade, Gnade für ihn, schrie sie mit herzzerreißender Stimme; wie können wir dich beleidigen, weil wir auf diesem Flusse fahren? — Er liebt mich, ich ihn unaussprechlich. O Himmel, hast du kein Erbarmen in deiner Brust? Der Riese unterbrach sie mit einem Gelächter; zugleich drückte er zwischen zwei Fingern den Arm u. die Hand Atvir: die Hand fiel mit dem Schwerdte, das sie hielt, in die Barke. Ein schrecklicher Angstruf erscholl, womit sich ein wildes Hohngelächter mischte. Der Riese nahm die blutige Hand und warf sie in den Fluß. Jetzt machte in dem Augenblicke, wo er Frega, die vor Angst Unbewegliche, auch ergreifen wollte, Atvir sich von den schrecklichen Banden, die ihn drückten, los und erhob mit der ihm noch übrigen Hand das gefallene Schwerdt und tauchte es tief in den Arm des Riesen. Ein schmerzliches Geheul hallte an den weiten Ufern wieder. Der Mond trat hell und glänzend zwischen den Wolken hervor und seine Strahlen spielten auf den Wellen, die kaum von einem leisen Nachtlüftchen getrübt wurden. Die Barke schwamm weiter; Frega erwachte aus ihrem Schreckenstraume. Sie kniete sich mit Mühe nieder und betete; und sah in nicht weiter Entfernung das schreckliche Begebniß. Der Riese zerquetschte in seinen Händen wüthend den Körper Atvir' .... Frega schleppte sich mit todtblaßem Antlitz, mit stierem Blicke, an den Rand der Barke. Hier blieb sie einen Augenblick unbeweglich stehen, bog sich vorwärts, ohne eine Thräne in den Augen, ohne einen Seufzer in der Brust; dann faltete sie ihre Hände und stürzte sich in den Strom hinein.

Ein Jahr nach dieser Nacht kämpfte die Gallische Freiheitsliebe gegen die Macht Cäsars. Die Macht, der Muth, die heldenmüthigen Anstrengungen eines ganzen Volkes scheiterten an dem Glücke und dem Talente des Eroberers. Belgien wurde von dreien Römischen Heeren überflutet; Brücken, die man über die Schelde schlug, öffneten ihnen den Weg in die Gefilde der Menabier. Eines Tages folgte eine Römische Cohorte den Ufern des Flusses, der Sage nach, geführt von einem geheimnißvollen Wesen. Zweimal ging die Sonne unter, ohne daß man die Krieger wiederkehren sah. Deutsche Reiter spürten sie auf und verfolgten ihre Fußstapfen, endlich hielten sie gegen Mitternacht an und sahen ein seltsames Schauspiel. Gierige Flammen, angefacht von dem Winde, verschlangen einen Thurm, der einem riesenmäßigen Schlosse zum Schutze diente. Der Boden, erleuchtet durch das Feuer, war bedeckt mit den Leichnamen und den Waffen Römischer Soldaten. Mitten unter ihnen, auf einem Hugel von Todten, lag bewegungslos und bedeckt mit Wunden, der unermeßliche Körper des Riesen. Einer seiner gigantischen Arme, ohne Hand, strömte einen Bach schwarzen Blutes auf die Erde. Ueber sein Haupt neigte sich ein Krieger, dem unter dem Helme die schönsten Lockenhaare herabwallten.

Die Augen des Riesen öffneten sich noch einmal; der Krieger erhob sich plötzlich, strich aus seinem blassen schönen Gesichte sein wallendes Haupthaar; dann, die Augen plötzlich von einem außerordentlichen Glanze belebt, flüsterte er dem Ungeheuer folgende Worte in's Ohr: Antigon! Antigon!... man muß die Stimme anstrengen, nicht wahr, daß dein Ohr sie vernehme?... Wohlan! höre die meine... Antigon. O! du bist noch nicht todt genug, um mich nicht hören zu können, um dich nicht an jene Nacht zu erinnern!... Es ist nur erst ein Jahr, es war eine schöne Nacht.... Wahrlich, deine Wunden sind groß und blutig!... Ja, es war eine Sommernacht, zwei Liebende schwammen zusammen auf einem Kahne hinunter, sieh', auf diesem Fluße. Ach, damals leuchtete deine Wohnung nicht so schön, wie diesen Abend... Zwei Liebende, du weißt es ja! sieh' doch, sieh' doch, wie man sich heute in deinem Blute badet!... Der Eine war ein Barde, ein armer Barde.... O! wie deine sterbenden Augen von Neuem Feuer fangen.... Du tödtest ihn. Die Andere ... aber wo sind doch deine zwei schrecklichen Hände?... Die Andere war dies schwache Weib, das jetzt mit dir spricht... Du hörst sie doch!... Sie lebt noch ... und rächt ihn!

Ein kalter Schauer durchlief den ganzen Körper des Riesen und ein scheußliches Röcheln entfuhr seiner Brust: seine Zähne knirschten gegen einander, wie Schwerdtergeklirr; seine Augen rollten noch einmal blutig in ihren finstern Höhlen und schloßen sich dann auf ewig.

Frega kniete sich und betete...

An dieser Stelle entstand Antwerpen.

Nach dem Berichte der Chroniken besteht das Wort aus: Hand und Werpen (Hand und werfen), zum Gedächtniß an den Riesen Antigon und an die Hand, die er in die Schelde warf. Auch das Stadtwappen Antwerpen's deutet auf diese Sage hin. Es ist ein Schloß, darüber zwei abgehauene Hände. Noch eine andere Erinnerung daran lebt in den Volksfesten, welche zu Antwerpen begangen werden. Man sieht alsdann einen unermeßlichen Riesen von Papier durch die Straßen führen. Er ist begleitet von der Göttinn des Meeres, der Amphitride, von einem Wallfische, der nach den Fenstern Wasser hinausschießt, ferner von einem mit Matrosen bemannten Schiffe, von Meerungeheuern, von symbolischen Gestalten, und Tritonen tanzen wüthend umher. Wirklich ist dies kein Festgebrauch, der allein im Mittelalter bestand, sondern es sind kaum 4 Monate, als man an den Mauern Antwerpen's für einen festlichen Tag die Erscheinung des Riesen angekündigt las.

Saarlouis' Krieger.

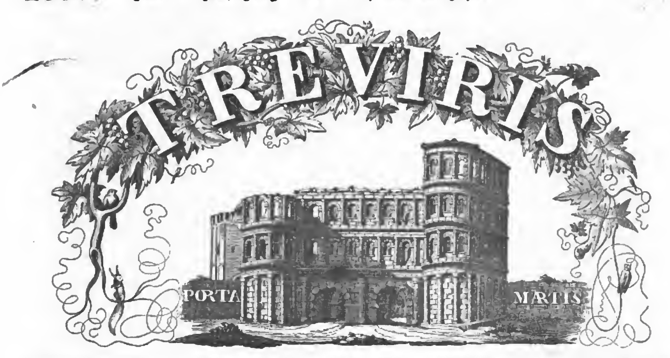
Die Stadt Saarlouis, welche man in einer Viertelstunde umgehen kann, und welche kaum 4000 Einwohner enthält, hat seit der Französischen Revolution mehr als 500 gradirte Militairs geliefert, unter denen 317 Unteroffiziere, Korporale und dekorirte Soldaten waren, 86 Lieutenants und Unterlieutenants, 68 Hauptleute, 24 Obristen, Obristlieutenants, Bataillons- und Eskadrons-Chefs und 12 Generäle, nämlich: 1) Jeannet, 2) Schobert, 3) François Toussaint, 4) Michel Renauld, 5) Thiery, 6) Leistenschneider, 7) Georges Grenier, 8) François Müller, 9) de Chermont, Gouverneur von Martinique, 10) de Favard. Gouverneur von Lille 1792, 11) Paul Grenier, Mitglied der provisorischen Regierung, und 12) Michel Ney, den Napoleon den Tapfersten der Tapfern nannte.

Zeigt uns die Geschichte seit den ältesten Zeiten bis auf uns einen einzigen Ort auf dem Erdballe, welcher im Verhältniß der Bevölkerung und des Umfanges in einem solchen Zeitraume so viele ausgezeichnete Soldaten geliefert hat? —

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 29. April. **Nº. 34.**



Biographie des Peter Schade (gewöhnlich Petrus Mosellanus genannt).

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Uebersetzt wurden ferner: Isocrates Rede vom Frieden; einige Dialogen des Aphthonius und Lucian's; Claudianus Mamertus vom Zustande der Seele u. a. m *). Vergessen dürfen wir auch nicht seine Noten und Commentarien zu den Werken Quintilian's und des Aulus Gellius **).

Obgleich Petrus Mosellanus durch seine literärischen Arbeiten und besonders durch die obenangeführten Dedicationen seiner Werke (welche ihm reichlich bezahlt wurden) manche gute Einnahme machte; so blieb er doch stets unbemittelt. Er steckte alles Geld in die Griechischen und Lateinischen Klassiker, und vorzügliche Freude hatte er an den kostbaren Aldinischen Ausgaben.

Bald nach dem Jahre 1519 wurde er Prof. ordinar. zu Leipzig und nicht lange nachher Rector der Universität. Sein Ruhm hatte sich durch Deutschland verbreitet. Endlich lernte er auch, sich in die Leipziger schicken.

Es lag wohl nicht an ihm, wenn er früher Feinde hatte; denn einfach war sein ganzes Wesen; freundlich war er gegen Jedermann, ohne doch seiner Würde zu schaden, in frohen Gesellschaften war er gerne froh; aber foderten es die Umstände, so konnte Niemand ernster sein. Er blieb in dieser Zeit, die so sehr des Friedens bedurfte, der beständige Lehrer des Friedens und der Einigkeit. Sein Briefwechsel hatte ihn mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit bekannt gemacht. Sein Physisches entsprach nicht der Größe seines Geistes. Sein Körper war sehr klein; seine Gesundheit sehr schwankend; seine Stimme schwach, doch angenehm; die Gesichtsfarbe bräunlich; die Augen blau; das Haar kräuslicht und sehr schwarz. Er schlief sehr wenig; in Speise und Trank war er äußerst mäßig. Ueberhaupt hatten sinnliche Lüste wenig Gewalt über ihn; aber eine unermüdete Thätigkeit des Geistes war die Lust seines Lebens.

Als öffentlicher Lehrer hatte er mehrere tüchtige Männer erzogen. Ich will hier nur den Julius Pflug, Christoph von Carlowitz, Joachim Camerarius und Valentin Friedleben nennen.

Seit dem Jahre 1519 hatte er wenige gesunde Stunden. Diese Kränklichkeit vermehrte sich immer mehr und brachte ihm, in der Blüthe der Jahre, da er kaum das 31te Lebensjahr zurückgelegt hatte, den frühen Tod am 17. Frbr. 1524.

Sein Schüler Julius Pflug, (anfänglich Domherr zu Mainz, nachher Bischof und zwar der letzte zu Naunburg) hielt seinem Lehrer die Trauerrede. Eben dieser setzte ihm auch das verdiente Denkmal in der St. Nikolaus-Kirche zu Leipzig mit folgender schöner Inschrift:

D. O. M.

Conditus exiguo jacet hic sub marmore Petrus,
Nobile cui nomen clara Mosella dedit.

---

*) Nicht alle diese Werke fallen grade in diese Zeit; einige waren schon früher ausgearbeitet worden: so z. B. die Uebersetzung des Isocrates, deren Original-Ausgabe vor mir liegt, welche dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, im Jahr 1518, gewidmet wurde. Andere der angeführten Werke erschienen später.

**) Ferner haben wir von ihm eine Ausgabe des Paulus Orosius, des Plutus von Aristophanes, Tabulas figurarum — Paedologiam, Rhetorices progymnasmata u. drgl. mehr. Seine drei Reden müssen wir noch besonders bemerken: 1°. pro linguarum studio, welche wir schon anführten, 2°. de concordia in publicis scolis retinenda und 3°. de ratione in re theologica disputandi; die wir auch schon berührten.

Er arbeitete zugleich an einem großen Werke, nach Art der Sammlung der Adagien, welche wir von Erasmus haben, worin er alle metaphorischen Stellen der besten Alten, vorzüglich Cicero's, herausgeben wollte; aber der Tod hinderte die Vollendung.

Attica quo primum hic audita interprete lingua,
Cum docuit Grajo Teuthonas ore loqui.
Et Latiae veterem linguae revocavit honorem,
Nativumque illi reddidit arte decus.
Ipsius eloquium vivo Cicerone probasset
In medio quondam Roma diserta foro.
Magna etiam coluit pietate oracula Christi,
Et sanctis studiis consona vita fuit.
Ipse sua vivens quod spe votisque petebat,
In gremio ut vivas, da, bone Christe, tuo! *)

Jul. Phlug praeceptori charissimo F. C. anno MDXXXVI.

Sein Bildniß wurde in den großen philophischen Hörsaal zu Leipzig gesetzt. Die Leipziger werden sich stets freundlich unsers Mosellaners erinnern, der das humanistische Studium auf ihrem Boden gründete und belebte.

*) Der Sinn dieser Verse ist ungefähr folgender:
Unter diesem niedern Steine
Ruh'n in Frieden die Gebeine
Jenes Petrus, dem der Nam'
Von dem Moselstrome kam;
Der zuerst den Musensöhnen
Hier die Sprache der Hellenen
Lehrt' und wirkte, daß ihr Laut
Deutscher Zunge ward vertraut.
Er auch wußt' zu neuem Leben
Latiums Sprache zu erheben,
Und wie Cicero einst sprach,
Sprach er Roma's Sprache nach.
Doch auch fromm, ohn' aufzuhören,
Drang er ein in Christi Lehren,
Und, durchweht von ihrem Hauch,
Folgt er ihnen handelnd auch.
Was er heiß gehofft auf Erden,
Laß ihn Deß theilhaftig werden,
Lieber Heiland, daß mit Dir
Er sich freue für und für! D. Red.

Aufgefundene Alterthümer in der Nähe von Lissingen und Rommersheim.

Gegen das Ende des Monats Mai vorigen Jahrs unternahm der damalige Königl. Landrath des Kreises Prüm, Hr. Bärsch, eine Rundreise über Büdesheim, Lissingen, Birresborn u. s. w. Auf seiner Reise erfuhr er, daß in einem dem Herrn v. Landenberg gehörigen Felde zu Lissingen Römische Alterthümer gefunden wurden. Er forschte nach und man zeigte ihm zwei, etwa 1/2 Fuß hohe, sehr niedlich gearbeitete Figuren von Erz, einen Mars und eine Diana, eine Kupfermünze von M. Aurelius, mehrere Ziegel, Steine von einem Mosaikboden und andere Gegenstände, die den Römischen Ursprung außer allen Zweifel setzten *). Er ließ sich hierauf die Stelle zeigen, wo diese Sachen gefunden waren, und überzeugte sich nach näherer Untersuchung, daß dort noch Reste eines bedeutenden Gebäudes unter der Erde vorhanden seien.

Auch auf der Banngränze zwischen den beiden Gemeinden Mürlebach und Densborn zeigten sich zu gleicher Zeit Spuren eines unter der Erde befindlichen Römischen Gemäuers. Außer vielen Ziegeln fand man ein glasirtes Opferschälchen und einen Säulenstumpf daselbst. Peter Meyer von Mürlebach, ein zuverlässiger Mann, versicherte dem Hrn. Landrathe, daß er in ein Gewölbe eingedrungen und die Mauern mit Figuren von rother lebhafter Farbe bemahlt gefunden.

*) Die meisten dieser Gegenstände befinden sich jetzt im hiesigen Museum. Auch sind die genannten beiden Figürchen darunter.

Aus Allem erhellt, daß für die Alterthumswissenschaft wohl noch eine Erndte in jener Gegend zu hoffen ist.

Auch bei Rommersheim (villa Romana) war kurz zuvor eine schöne Urne gefunden worden. Auf die Anzeige des Hrn. Landrath Bärsch fand sich die hiesige Gesellschaft nützlicher Untersuchungen bewogen, auf ihre Kosten in dem letztgenannten Orte Nachgrabungen anstellen zu lassen, deren Verlauf und Resultat war, wie folgt *).

Begonnen wurde den 19. Sept. Anfangs fand man die Grunddecke allenthalben nur einen Fuß dick; man wußte aber aus Erfahrung, daß der Grund an denjenigen Stellen, wo früher Urnen gefunden worden waren, bis drei Fuß tief und fett gewesen. Erst am 20. gelang es den Arbeitern, eine Stelle anzutreffen, wo die Grunddecke von der angegebenen Art war, und gegen Abend fand man wirklich zwei Urnen.

Schon früher hatten manche Leute auf dieser Stelle Gefäße gefunden, dieselben aber entweder gar nicht geachtet oder in ihrer Wuth zerschmettert, weil sie in der Hoffnung, einen großen Geldschatz darin zu finden, sich getäuscht sahen.

Den 21. kam ein Mann, Namens Clemens Meyer, der Bruder des obengenannten Meyer, nach der Stelle, wo man die Nachgrabungen anstellte. Er hatte früher selbst mehre Urnen daselbst gefunden und dabei bemerkt, daß alle in einer Richtung standen. Er theilte diese Bemerkung dem Hrn. Aufseher mit, der danach auch sogleich seine Maaßregeln nahm. Am 22. und 23. stieß man in der bezeichneten Richtung auf viele Knochen und Kohlen und auf 13 Gefäße, die aber größtentheils zerquetscht waren. Diese Zerquetschungen hatten sie, nach der Meinung des Berichterstatters, wahrscheinlich von den schweren Stein- und Holzlasten erlitten, die über sie hin zu einem nahe gelegenen Kalkofen geschafft wurden. In einem der Gefäße lagen zwei Geldstücke. Außerdem fand man nicht weit von diesem Orte einen in einer Urne stehenden schönerhaltenen Krug und zwar nur einen Fuß unter dem Boden; nicht weit davon einige Spangen und andere Kleinigkeiten.

Den 24. traf man, wie es schien, auf den Begräbnißort eines Vornehmen; mehre Schalen, Spangen und andere Effekten, die sich hier fanden, sprachen dafür.

Den 26. führte eine aufgefundene Spur die Grabenden unter ein 4½ Fuß hohes und starkes Gewölbe, worin die Gebeine eines gewöhnlich großen Menschen ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen; die Knochen lagen noch ganz regelmäßig an- und in einandergefügt. Den Kopf hatte er nach Osten, die Füße nach Westen und das Gesicht nach unten gekehrt. Die um ihn regelmäßig liegenden Nägel, deren Spitzen noch in Holz eingerostet waren, bewiesen, daß er in einem hölzernen Sarge gelegen hatte; von Dielen aber war auch nicht mehr die geringste Spur vorhanden. Statt einer Münze oder sonst Was, das man bei ihm zu finden hoffte, fand man ein Tellerchen und ein Schüsselchen, beide voll Grund.

Die Nachgrabungen wurden nun noch bis zum 4. Oktober fortgesetzt, ohne daß man, außer zweien Münzen und mehreren kleinen Töpfen, sonst etwas Bedeutendes gefunden hätte, als ein zweites sehr starkes, aus großen Steinen bestehendes Gewölbe. Dasselbe lag sechs Fuß tief, ungefähr 40 Schritte westlich

*) Mit der Beaufsichtigung der Nachgrabungen war Herr Schröder, Schullehrer in Rommersheim, beauftragt; er nahm sich der Sache mit vieler Thätigkeit an, und was wir hier folgen lassen, sind Auszüge aus dessen Berichten.

vom Kalkofen; es enthielt aber weiter Nichts, als eine Menge Kohlen, Nägel und Knochen.

Hemmende Umstände verhinderten für diesmal das weitere Nachgraben; vielleicht wird die Zukunft in diesen Umgebungen Manches finden lassen, was zu fernerm Nachsuchen anreizt.

Was von dem Gefundenen in's hiesige Museum kam, ist ungefähr Folgendes:

1) Fünf Schutzgötterchen (Lares).
2) Sechs Münzen, darunter eine von Victorinus.
3) Einige Stücke Mosaik.
4) Sechs Spangen, woran Spuren von Versilberung.
5) Ein Stück von einem Metallspiegel.
6) Glasscherben.
7) Drei ganz feine kupferne Nägel.
8) Eine schöngezierte Opferschale von rother Erde.
9) Sieben Aschenkrüge.

Kunstnotizen.

Von N. Krahe.

Das Portrait eines kleinen Mädchens in Lebensgröße und ganzer Figur von Titian.

(In einem Cabinet zu Luxemburg.)

Auf einem Balkon, im Hintergrunde dem herrschaftlichen Parke offen, welcher die Aussicht in eine üppige südliche Ferne bietet, ruht ein Mädchen von etwa 6 bis 8 Jahren, stehend an einem antiken, mit schönen Basreliefs gezierten Altare, von seinen Spielen aus. Es hat den Gefährten seiner Lust, einen kleinen, weißhaarigen Bologneser Hund mit gelben Flecken tändelnd auf den Altar gehoben, um ihm den Genuß des Restes der gesparten Bretzel recht bequem zu machen.

Gewand und Fußbekleidung von weißem Atlas, der mit edeln Steinen geschlossene Perlenschmuck um Hals und Vorderarme, der ebenfalls aus Brillanten bestehende, bis fast zu den Füßen reichende, mit einem werthvollen Spielwerk endende Gürtel, der in Fülle von Orangebäumen prangende Park, der mit Schwanen belebte Teich, die über das Ende des Altars hingeworfene, zum Schutz gegen Kühle bestimmte kostbare Verhüllung in Purpurfarbe deuten auf großen Wohlstand und hohe Abkunft hin, so daß die Unterschrift des von diesem Bilde bestehenden Kupferstiches die Angabe, »daß das kleine, hier vor dem Beschauer stehende Wesen aus dem edlen Geschlechte der Strozzi stamme«, zu rechtfertigen scheint.

Dies die kalte Exposition des materiellen und geschichtlichen Gegenstandes: — Doch der Schimmer, der aus diesen Augensternen leuchtet, die volle, bewegte Rosenlippe, das zarte Fleisch an Wangen, Kinn und dem bis zur Schulter entblößten rechten Arme, dies ungekünstelte, hellkastanienbraune Lockengewinde, diese mit feurigem Geiste verschwisterte Milde der Kindlichkeit in diesem Engelsköpfchen sprechen glücklichere Gaben aus, als sechszehn Ahnen, und wären es selbst fürstliche, den Menschen schenken können: — der künftige Reitz der Jungfrau liegt noch in der Knospe hier verhüllt und entwickelt sich im Verborgenen dem Glücklichen zur Blüthe, den des Mädchens Hand einst wählen wird.

Nur ein hoher Meister vermochte es, dieses Leben, diese täuschende Wahrheit todten Farben zu entlocken und gewiß hat er mit Liebe sein Werk vollendet. Selbst das Hündchen, gemalt mit Fleiß und Treue, spricht in seiner ruhigen Zufriedenheit mit seinem Loose das sanfte, kindlich-frohe, schonende Gemüth seiner kleinen Gebieterinn aus.

David's, des berühmten Französischen Künstlers eigene, im Jahr 1821 in Brüssel gegen den dermaligen Eigenthümer geäußerte Meinung: »dieses Gemälde sei ein so ächter Titian, daß er seine Kniee vor ihm beugen möchte,« würde für unsere Angabe ein vollwichtiges Zeugniß ablegen, wenn auch die auf einer Tafel links angebrachte Jahrzahl 1542, und auf dem Rande der Altarplatte rechts der Name des Meisters nicht zu lesen wären; denn die Sicherheit im Gebrauch der Farben und des Pinsels, die sanfte Carnazion, diese Correktheit in den Umrissen und Lichtpunkten, im Faltenwurf der Kleidungsstoffe beurkunden zur Genüge den ersten Meister aus der Venetianischen Schule, den großen Titian.

Die Wirkung der Zeit auf den Farbenwechsel, angewandtes Farbenmaterial, das Karakteristische der Schule sprechen für das Alter, so wie nicht die kleinste Spur späterer Restaurazionen für die sorgfältigste Erhaltung eines solchen Kunstproduktes.

Ganz geeignet für eine fürstliche Gemäldesammlung, ist dieses Bild, als Eigenthum eines hohen Staatsbeamten, gegenwärtig für einen dem Werthe des Gegenstandes angemessenen Preis zu veräußern. Nähere Auskunft darüber giebt Herr Stammer, Professor am Athenäum zu Luxemburg.

Ich benutze diese Gelegenheit mit wahrer Freude, hier eines Künstlers, Namens Fresez, zu erwähnen, welcher von dem beschriebenen Gemälde eine Kopie in Aquarelmanier und Quartformat geliefert hat, welche an Genauigkeit der Umrisse, an Farbenton u. Sprechendem in den Gesichtszügen, verglichen mit dem Originale, so wenig wie möglich, zu wünschen übrig läßt.

Rossini.

Joachim Rossini wurde den 29. Februar 1792 zu Pezzaro geboren. Sein Vater war ein gewöhnlicher Spielmann und besuchte die Märkte in der Romagna, indem er in den Städten, wo er sich aufhielt, kleine Concerte gab, worin seine Frau gewöhnlich mit einigem Erfolge sang. Mitten unter diesem wandernden Leben machte der junge Joachim Rossini, der bestimmt war, 15 Jahre später der Musik einen neuen Schwung zu geben, seine ersten Lehrjahre ab. Man kann sich leicht denken, mit welchen Schwierigkeiten der Jüngling anfangs auf dem Wege, den er betrat, zu kämpfen hatte. Im Jahr 1799 führte ihn sein Vater nach Bologna, wo er unter dem Componisten Angelo Tesei seine Studien begann. Rossini war damals 12 Jahre alt und gab schon seltene Beweise seines musikalischen Talents. Nachdem er 7 Jahre den Unterricht dieses Meisters genossen hatte, verließ er im Jahr 1806 Bologna, bereis'te die Romagna; aber schon fühlte sich der junge Rossini stark genug, seinem Streben eine andere Richtung zu geben, als wozu ihn sein Vater bestimmt hatte; dieser wollte nämlich einen Organisten aus ihm bilden. Im J. 1805 trat er in das Lycäum zu Bologna, wo er heimlicher Weise seine ersten Compositionen machte. Nach kurzer Zeit verließ er diese Anstalt und war bald Zeuge von dem guten Erfolge, den sein erstes Werk: Il Pianto d'armonica, genoß. Kurz darauf übernahm er die Leitung der Akademie von Concordi.

Rossini zeigte sich des ehrenvollen Postens, den man ihm anvertraut hatte, würdig, und in weniger als 2 Jahren brachte er nach und nach folgende Stücke zur Aufführung: Il Cambiale di Matrimonio, l'Equivoco., l'Inganno felice und zuletzt Tancredi. Man kennt den glücklichen Erfolg, den diese Oper hatte.

Sie wurde mit einer Art Wuth in Italien geseh'n. Lange Zeit hörte man aus jedem Munde die berühmte Arie: „Ti Revedro me Rivedrai.“

Tancred war die erste Blüthe in der Lorbeerkrone Rossini's; mit einem Sprunge hatte er sich in die Reihe von Haydn, von Mozart, von Cimmarosa, den Vätern der Harmonie, gestellt. Die Oper: L'Italiana in Algeri, ein Meisterstück im komischen Genre, welches einige Zeit nachher erschien, vermehrte noch den Ruhm unseres Componisten. Hier aber stoßen wir auf eine Lücke in dem Künstlerleben des großen Meisters. In Folge dieses neuen glücklichen Erfolges schien Rossini im Schooße seiner Familie, unter Venedig's schönem Himmelsstriche, auf seinen Lorbeeren ausruhen zu wollen.

Im Jahre 1815 ging der Gefeierte nach Neapel, wo er die Donna Elisabetta regina d'Inghilterra auf die Bühne brachte. Dieser ernsten Oper folgte Otello, Armide und Moïse. Dasselbe Jahr ließ er auf dem Theater Argentina zu Rom Il Barbiere di Sevilla aufführen. Sollte man's glauben! Diese prachtvolle Partitur, welche so unzählige Male auf allen Theatern Europa's gespielt worden war, fiel in Rom vollkommen durch.

Wir stehen jetzt in der kräftigsten Epoche von Rossini's Leben. Der Ruhm des großen Meisters verbreitete sich durch ganz Italien. Im Jahre 1817 spielte man mit Erfolg auf dem Valle zu Rom seine Cenerentola, und drei Monate nachher erhielt seine Gazza Ladra die ehrenvollste und glänzendste Aufnahme in Neapel.

Rossini kam erst im Jahre 1820 nach Paris. Anfangs wurde er daselbst sehr kalt empfangen. Er, der eine neue Manier einführte und der gegen den noch in frischer Erinnerung lebenden Geschmack Païsiello's kämpfen mußte, hatte das Schicksal aller Derjenigen, die in Wissenschaften und Künsten eine neue Bahn brechen. In Paris fing man erst da an den Componisten des Tancred zu verstehen, als sein Barbier von Sevilla zur Aufführung gekommen war. Rossini hat gewiß die Hälfte des Verdienstes, das ihm in Paris zuerkannt wurde, der Madame Fodor zu danken, die im Barbier Madame Begnis ersetzte; die andere Hälfte gehört Madame Pasta, die im Othello und Tancred sang. Seit jener Zeit konnte Rossini, wie Paganini, bei jedem seiner Triumphe ausrufen: „So hab' ich denn in Neapel mein Publikum gefunden!“

Rossini, der noch nicht sein 45. Jahr erreicht hat, ist ein Mann von hoher Gestalt und imposantem Aeußern: sein Auge voll Feuer, seine Unterhaltung anziehend, lebhaft und voll Witz. Einfach, offenherzig, fern von jeder Pedanterei und von Natur zur Satyre geneigt, achtet er bei der Beurtheilung Anderer nichts, als das Talent. Man kann mit Recht von dem berühmten Virtuosen sagen, daß seine Unterhaltung einen geistreichen Mann verräth. In Bezug auf seine Kunst hat er Keinen, der mit ihm wetteifert.

Rossini wohnt in Paris. Zu seiner Wohnung hat er das Italienische Theater gewählt, dessen Schmuck und Ruhm er ist. Unter seiner Aufsicht wird es von den Herrn Robert u. Severini geleitet. Die in den letzten Zeiten sehr wankende Gesundheit Rossini's hat seinen Verehrern große Unruhe gemacht, aber die eiserne Natur, die ihm zu Theil wurde, ließ ihn alle Schmerzen einer heftigen Krankheit siegreich überstehen. Jetzt ist Rossini aus aller Gefahr. Seit seiner Wiederherstellung sieht man ihn jeden Tag auf den Italienischen Boulevards zwei bis vier Stunden seinen Lieblingsspazirgang machen; er geht dann an dem Arme Severini's, seines Collegen und Freundes. Wie gerne auch Rossini in Paris bleiben mag, so steht er doch auf dem Punkt, es zu verlassen. Sobald sein Prozeß mit der Civilliste beendigt sein wird, kehrt er zu seiner Familie in seiner Vaterstadt zurück und Frankreich wird den Schwan von Pezzaro entbehren müssen.

Räthsel.

Zweisylbig bin ich auf Papier,
Einsylbig oder nicht — bei Dir.
Die erste Sylbe riefe gern
Dir jeder Autor schon von fern,
Wenn er sein Kindlein bei Dir sähe,
Und hörtest Du nicht, schrie' er: „Wehe!“
Die Zweite! — sie verkleinert hinten,
Da kannst Du sie gewöhnlich finden;
Doch steht sie schlecht da oder gut,
Das sag' ich nicht — und zieh' den Hut.
Das Ganze, Leser! ist ein Namen,
Wie viele Mädchen ihn bekamen.

Was ist die Ader dieses Menschenlebens,
Die Mancher sucht und Mancher wünscht vergebens;
An die gar Viele ihre Wohlfahrt binden
Und dann nur, dann ihr höchstes Glück empfinden,
Wenn sie sich schau'n im Glanz des eitlen Tands?
O alles Unglück knüpft sich an die Ader!
Der Urquell ist's von allem Sündenhader,
Wo sie nicht glänzt, da gibt es finst're Blicke,
Und keine Rede ist vom Erdenglücke.

Theodor v. Kaulsdorf.

Ph. Laven, Redacteur.

---

[20] Für die Nothleidenden in der Provinz Ostpreußen und Litthauen waren nach der letzten Anzeige an milden Gaben eingegangen 142 Rthlr.; dazu sind gekommen bis heute:

36) von dem Herrn Gerichts-Vollzieher Kewer 1 Rthlr., 37) mit dem Zeichen Pt. Dhm. 12 Sgr. 6 Pf., 38) mit dem Zeichen J. S. 1 Rthlr., 39) Hrn. Grafen v. Kesselstatt 10 Rth., 40) Herrn Hauptmann v. Lochhausen 5 Rthlr., 41) mit dem Zeichen A. G. 2 Rthlr., 42) einem ungenannten Herrn Geistlichen N. N. 10 Rthlr., 43) Herrn Director Eskens 2 Rthle., 44) mit dem Zeichen N. J. C. E. 15 Sgr., 45) Hrn. Hauptmann Behrendt 3 Rthlr., 46) Hrn. Ph. B. in Trier 25 Rth., 47) Herrn L. Roll in Saarbrücken 10 Rthlr., 48) Herrn Dom-Dechant Billen 6 Rthlr., 49) Heern Präsident v. Gärtner in 1 Frd'or 5 Rthlr. 20 Sgr., 50) mit dem Zeichen S. 1 Rth., 51) einem ungenannten Bürger aus Trier 3 Rthlr., 52) einem ungenannten Herrn Geistlichen K. P. 2 Rthlr., 53) mit dem Zeichen U. 1 Rthlr., 54) mit dem Zeichen A. S. 1 Rthlr., 55) einem ungenannten Hrn. Geistlichen R. 1 Rthlr., 56) Hrn. Regierungs Rath Schmelzer 2 Rthle., 57) Herrn Kreis-Sekretaie Emmrich 1 Rthlr., 58) dessen Tochter 15 Sge. Zusammen 236 Rthlr. 2 Sgr. 6 Pf.

200 Rthlr. sind vorläufig nach Königsberg in P. an den Veeein zue Unterstützung der gedachten Nothleidenden abgesandt worden. Mit dem 15. Mai c. wird die Sammlung geschlossen und bis dahin auch der kleinste Beitrag dankbar angenommen.

Trier, den 27. April 1835.

v. Ladenberg. v. Beitzke.

---

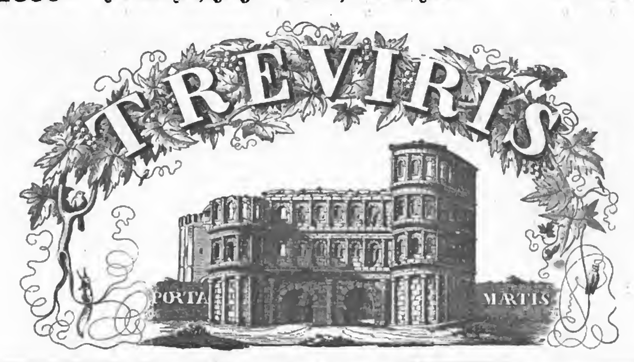
[21] Harmonie

im Garten des Herrn Gilbert, welche Donnerstag am 30. April und alle darauf folgende Donnerstage Statt haben wird.

Von 6 bis 8 ist Harmonie und von 8 bis 10 wird getanzt.

Ant. Schönbeger, Verlegee. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 2. Mai. **N°. 35.**



Die Familie von Sötern.

Mitgetheilt von R . . . . .

Das zu Anfang des 16. Jahrhunderts neu erbaute Schloß in dem Dorfe Sötern lag unterhalb der Pfarrkirche auf der Ebene, hatte gegen Norden einige Thürme und rundum einen zu neuerer Zeit größtentheils ausgefüllten Graben, war 5 Stockwerke hoch und hatte außer einem großen Rittersaale mehrere sehr schöne Wohnzimmer *) im 2. und 3. Stock; denn der untere war zur Wohnung nicht eingerichtet. Im Jahr 1805 oder 1806 wurde dieses Schloß, wie so viele andere, auf den Abbruch versteigert, und jetzt ist auch die letzte Spur davon verschwunden.

Diese Herrschaft, unweit des Eberswaldes gelegen, (worüber zwischen Kur-Trier und Dürkheim ein langer Prozeß am Kammergericht geführt wurde) bestand aus den Dörfern Ober- und Unter-Sötern, Bußen und einem Theil von Schwarzenholz; sie ging laut einer noch übrigen Urkunde vom alten Hause Salm zu Lehen.

Zu Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhunderts erhielt Adam von Sötern das im Kur-Trierischen Amt St. Wendel gelegene Schloß Löwenburg, vulgo Lemberg genannt, mit allen dazu gehörigen Dörfern, Zehnten, Renten und Gefällen gegen Erlegung von 800 Goldgulden in Pfandschaft.

Ob diese Verpfändung unter dem (der Alchymie ergebenen) Kurfürsten Werner von Königstein, oder unter den, nach dem Tode Otto von Ziegenheim wegen strittiger Wahl ausgebrochenen Kriegen und Landesverheerungen geschehen sei, darüber habe ich keine sicheren Data gefunden.

Das Schloß Löwenburg war auf einem ganz isolirt gelegenen steilen Berge, oberhalb des Dorfes Hofeld, erbaut, und es gehörten dazu die Dörfer Gronich, Humbweiler, Immweilee, fast das halbe Dorf Ramborn und dee Weiler Ensweiler *); außerdem besaß der Lehnsherr einen Wald und viele Leibeigene, Zehnten und Gefälle in den Dörfern Bließen, Weiteebach, Elmern, Niederhofen, Südesweiler, Farschweiler u. Roschberg.

Weil aber die Einkünfte dieser Herrschaft sich ungleich höher beliefen, als die Zinsen des Darleihens, so wollte Kue-Trier die Pfandschaft abtragen und hinterlegte das Geld bei dem St. Wendeler Hochgericht.

Dieses erhellt aus einer in dem städtischen Archiv vorfindlichen Beschwerdeschrift des Stadtschultheißen und Gerichts St. Wendel von 1552 bis 1555, worin letzteres den Kurfürsten bittet, das baare Geld, welches seine Regierung und Hofkammer zur Ablösung des verpfändeten Schlosses Löwenburg gerichtlich deponirt habe, der gefährlichen Kriegszeiten halber, abzunehmen.

Die Ursache, warum die von Sötern den Pfandschilling nicht zurücknahmen, ist nicht angegeben, aber es scheint, daß das depouirte Geld dem Gericht abgenommen worden sei, weil sich keine weitere Meldung darüber findet, und die von Sötern hielten die Burg Löwenstein mit ihren Leuten besetzt, was sich aus folgendem Vorfall ergibt, der im St. Wendeler Saalbuch verzeichnet ist.

Als im Jahr 1558 Cuno von Crostwitz auf dem Schloß Löwenburg von einem reisigen Knecht ermordet ward, hielt der Stadtschultheiß und das Hochgericht der Stadt St. Wendel die Untersuchung, erhielten auch von den von Sötern den Körper des Ermordeten, das Pferd, Zeug, Waffen und Kleidung desselben ausgeliefert.

Die Zünfte der Stadt begruben den Körper und des Entleibten Vetter, Georg von Hondorf, zahlte die

---

*) Vom Jahe 1796 bis 1805 wae ich öfter in diesem Schloß zum Besuch bei dem jetzigen Landgerichts-Rath Herrn Röchling zu Saarbrücken, einem Sohn des letzten Amtmanns des Freiherrn von Dürkheim, dem die Hereschaft Sötern zugehörte.

*) Einweilee, heut Eisweiler, wae der zum Schloß unten am Fuße des Berges gegen Norden gelegene Hof. Heute wohnen wohlhabende Landleute auf der Gemark.

in 9 F. 2 Batzen bestehenden Unkosten, welchem auch auf Ersuchen des Pfalzgrafen Georg von Sr. Kurfürstlichen Gnaden das Pferd und die übrigen Sachen gegen revers zurückgegeben wurden.

Im Jahr 1591 wurde dem Hause Sötern die Pfandschaft gegen ein höheres Darlehen (von 700 Goldgulden) erneuert, und es blieb selbige dieser Familie bis zum 30. Julius 1722, wo solche an das Haus Sötern-Dettingen-Dagstuhl abgelöset und der St. Wendeler Kellerei zugewiesen wurde.

Es scheint, als hätte sich die Söter'sche Familie durch die erlangte Pfandschaft und durch das Oppenheimer Burglehn, wovon ich später Meldung thun werde, bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts in 2 Linien getheilt, indem jene Linie auf dem Stammschloß zu Sötern im 17. Jahrhundert in männlicher Linie ausgestorben und an eine Erbtochter gekommen ist, die mit einem von Hunoldstein verehlicht war; ob aber diese Herrschaft in den 1730er Jahren auf ähnliche Art an die von Dürkheim im Elsaß gekommen sei, ist mir unbekannt *), da hingegen die jüngere, die ich auch die katholische nennen möchte, in männlicher Linie bis 1697 fortbestanden hat, ohne daß sie nach Abgang der ältern protestantischen Linie die alte Herrschaft Sötern erlangt hat.

Daß Sötern ein Mannlehn gewesen, erhellt aus der schon oben erwähnten Urkunde, und daher hätte die jüngere Linie von Sötern nach Ableben der ältern, nach allgemeinen Lehns-Rechten, erben sollen, und doch hat die Erbtochter das Lehn erhalten. Es ist mir zwar bekannt, daß bei gewissen Lehnhöfen der Unterschied zwischen Mann- und Kunkellehn **) nicht beobachtet, sondern die Töchter auch bei Erlöschung der männlichen Linie dem Lehnherrn einen adlichen Lehnträger stellen durften, was z. B. bei dem Veldenzischen Lehnhof manchmal, aber doch nicht immer geschah, von welchem letztern ich einen Beweis aus den 1780er Jahren liefern könnte; eben so auffallend ist es, daß die zurückgezahlte Pfandschaft der Herrschaft Löwenburg an die von Sötern Dettinger Linie in Dagstuhl mit Ausschluß der Erben der alten Söter'schen Linie geschehen ist, da doch damals beide männliche Linien schon ausgestorben und die Erben der weiblichen Linien gleiche Rechte auf die Pfandgelder hatten. (Fortsetzung folgt.)

*) Daß Herr von Hontheim weder von der ersten, noch der zweiten Pfandschaft dieser Herrschaft Löwenburg an die von Sötern etwas gemeldet hat, ist um so auffallender, als die Revenuen derselben sehr bedeutend waren und noch im Jahr 1750, nachdem durch Nachlässigkeit derer von Sötern ein großer Theil unflüßig geworden war, doch noch jährlich 237 F. Geld, 42 Malter Korn, außer Hafer und Hühner, eingetragen hat.

**) Kunkel, ein im Hochdeutschen unbekanntes, Oberdeutsches Wort, bedeutet Spinnrocken oder Rocken. So sagt man z. B. die Kunkel abspinnen. Daher die Zusammensetzung: Der Kunkeladel, der Adel von mütterlicher Seite, ferner: Das Kunkellehn (-lehen), auch Spindellehn, oder Schleierlehn genannt, ein Lehn, welches auch auf das weibliche Geschlecht fällt. Anmerk. d. Red.

Einige Worte über die Schicksale der Trier'schen Glocken seit dem Jahre 1552 bis auf unsere Zeit.

Von M. F. J. Müller.

Die gegenwärtigen Zeilen sind ein Auszug aus meiner noch ungedruckten Abhandlung: Kleine Beiträge zur Geschichte der Glocken. Ich werde mich hier darauf beschränken, nur die Schicksale der Glocken unserer Vaterstadt und ihrer Umgebungen zu berühren, in sofern mir dieselben aus gedruckten und nicht gedruckten Dokumenten bekannt sind. Kein Wunder, wenn diese ehernen Kolossen so viele Verfolgungen zu bestehen hatten, da sie nach Ausweise der manchfaltigen auf denselben befindlichen Inschriften die General-Versammlungen der Hexen in ihrer Ruhe stören, auch dem Teufel mit jedem Schlage Hohn sprechen *) und die schädlichen Folgen seiner bösen Werke verhindern u. s. w.

Wir haben in unserer Gegend schwerlich eine Glocke, deren Alter vier Jahrhunderte übersteigt. Nach Angabe des im Jahr 1827 zu Longuich an der Mosel gestorbenen Pfarrers Franz T. Müller findet sich in der dasigen Pfarrkirche eine Glocke mit folgender Inschrift:

GratIa, DIVIna
DepeLLat. CVnCta noCIVa.

womit das Jahr 1419 bezeichnet wird; diese Glocke wäre demnach die älteste, deren ich mich zu besinnen weiß. Dürfte man es nicht für möglich halten, daß dieselbe in der Folge, mit Beibehaltung der ersten Inschrift, könnte umgegossen worden sein? Wenige unserer Glocken waren aus dem XVI. Jahrhundert, die meisten aus der folgenden Zeit. Die größere Glocke in der Pfarrkirche zu Echternach, ehemals eine Glocke der dasigen Abtei, ist vom Jahr 1512. Eine Glocke, welche einige Jahrhunderte lang oft und täglich geläutet wird, verliert dadurch an Stärke und Klang und erhält zuletzt durch einen falschen Schlag Risse: welches dann leicht geschieht, wenn ein ungeschickter Glöckner durch sein Anhängen an dem Seile die Schwingungen der Glocke schnell zu unterbrechen sucht. Durch diese Ungeschicklichkeit sind schon viele Glocken vor der Zeit alt geworden.

2) Viele unserer Glocken wurden durch Feuersbrünste vernichtet, z. B. im Jahr 1670 jene der Pfarrkirche von St. Antonius, nachdem der Blitz daselbst gezündet hatte. — Am 9. September 1783 sind durch den großen Brand zu St. Matheis 9 Glocken geschmolzen. Vier derselben waren am 13. Mai 1772 gegossen worden.

Am 27. Februar 1817 schlug der Blitz in das Dach der Kirche St. Paulin; das zu spät entdeckte Feuer ließ sich nicht mehr löschen und die Glocken schmolzen. Im Jahr 1821 hat die Kirchenfabrik von St. Paulin drei neue Glocken gießen lassen, deren Harmonie die vorigen ganz wohl ersetzen mag; die größere wiegt 4730, die zweite 3547 und die kleinere 2477 Pfund.

3) Viele unserer Glocken wurden in Kriegszeiten in Stücke zerschlagen oder unzerstückelt weggeführt. Franz von Sickingen scheint bei der Belagerung der Stadt Trier im Jahr 1522 den Glocken den Krieg nicht erklärt zu haben; wohl aber der Markgraf Albrecht von Brandenburg im Jahr 1552. Dieser ließ in der Kirche St. Matheis 12 Glocken in Stücke schlagen und dann wegführen. Die größte unter denselben nannte man die Benediktus-Glocke, welche der dasige Abt Eberhard von Warnesberg († 1333) hatte gießen lassen. Ein gleiches Schicksal hatten damals die Glocken zu Marimin, Paulin und St. Marien **). — Im Jahr 1581 ließ der Abt Matthias von Marimin für seine Kirche drei Glocken gießen, die eine wog 5000, die andere 4000 und die dritte 2800 Pfund; diese Glocken wurden aber im Jahr 1673

*) Siehe Binsfeld Tractat. de confessionibus maleficorum. Seite 339 u. ff. u. a.

**) Siehe Brower Annal. Trevir. Tom. II. Seite 381 u. f.

mit der Kirche zerstört, so wie die Kirche und Glocken zu St. Paulin. — In dem Französischen Kriege 1735 wurden zwar in der Stadt Trier keine Glocken von ihrer Stelle gebracht, aber man mußte dafür 8000 Thaler Lösegeld bezahlen. Indessen haben die Franzosen auf dem Lande (wie die Chronik des Klosters St. Johannis-Hospital sagt) die Glocken aus den Kirchenthürmen genommen und in fünf und sechs Theile getheilt. Nach der Ankunft der Franzosen (1794) wurden einstweilen die Glocken von St. Maximin in die Stadt geführt; im Jahr 1802, wo unsere sämmtlichen Klöster als aufgehoben erklärt wurden, hat man ihre Glocken in Beschlag genommen und theils ganz, theils in Stücke zerschlagen, nach Metz geführt; man bedauerte vorzüglich die nach dem großen Brande zu St. Matheis gegossenen fünf Glocken: ein herrliches harmonisches Geläute. Die Glocken unserer Domkirche, mit Ausnahme jener in dem Thurme nach Norden, welche man die Silberglocke nannte, sind geblieben; so wie auch die Glocken zu U. L. Frauen; ferner die in unsern Pfarrkirchen und in der Kirche zu St. Paulin, weil dieselbe eine Pfarrkirche ward. Auch die Kirche zu St. Matheis wurde eine Pfarrkirche; indessen waren ihre Glocken, wie gesagt, schon verschwunden. Die Französische Regierung erlaubte zwar den dasigen Pfarrgenossen für den Gebrauch ihrer Kirche zu Metz unter den dahin gebrachten Glocken einige auszusuchen, dieselben ersetzten aber die vorigen bei weitem nicht; selbst die größere davon hatte Risse. Im Jahr 1832 ließ die Kirchenfabrik diese Glocken sämmtlich schmelzen und davon drei Glocken formen, welche mit Feierlichkeit aufgehängt wurden. Die Glocken von St. Simeon wurden im Monat März ebenfalls nach Frankreich gebracht, mit Ausnahme einer, welche nach Losheim kam, wo früher eine Feuersbrunst Kirche und Glocken zerstört hatte. Die Schicksale unserer übrigen Glocken wollen wir nicht ferner berühren. — Vor Ankunft der Franzosen zählten wir in der Stadt Trier und in ihren Vorstädten 90 größere und kleinere Glocken, die sogenannten Meßglöcklein nicht mitgerechnet; davon wurden 53 in Beschlag genommen und weggeführt und mit denselben weniger nicht, als 60,000 Pfund Glockenstoff.

Auszüge aus der Reise des Engländers Holman.

Der blinde Englische Reisende James Holman hat vor Kurzem den 2. Band seiner Reise um die Welt herausgegeben. Es finden sich darin manche interessante Bemerkungen und Anekdoten, die er mit Hülfe seiner Reisegesellschaft und vorzüglich durch den Beistand eines vertrauten Freundes gesammelt hat.

Der zweite Band beginnt mit einer Beschreibung der Goldminen in Brasilien, enthält dann die Reisemerkwürdigkeiten bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung, von da bis zur Insel St. Mauritius und Madagascar.

Wir wollen hier einige Bemerkungen aus dem Buche mittheilen.

Als der Verfasser nach Rio de Janeiro kam, hatte er Gelegenheit, eine in ganz Brasilien angenommene Sitte zu bemerken, die nämlich, daß alle Stühle mit Haaren von Negern gepolstert werden: zu welchem Ende die Barbiere auf das Sammeln derselben große Sorgfalt wenden. Man zieht diese Haare der Wolle und jedem andern Stoffe vor, ohne Zweifel wegen ihrer großen Elastizität, die sie, weil sie von Natur gekräuselt sind, lange Zeit bewahren.

In diesem Lande sind die Maulesel und die übrigen Thiere während des Sommers einer Krankheit unterworfen, die in der zu großen Trockenheit der Weide ihren Ursprung hat. In solchen Fällen pflegen die Maulthiertreiber den kranken Thieren eine Bouteille schlechten Rum einzuschütten; dieses Mittel hilft immer, ein kleiner Theil davon gießt man ihnen auch in die Ohren.

Einige Zeit, bevor Holman nach Rio kam, verkündigten die Maulthiertreiber das Herannahen eines Schwarmes Wespen. Im selben Augenblicke warfen sich alle Thiere, sie mochten beladen sein oder nicht, auf den Rücken, während alle Neger hiehin und dorthin sich verliefen, um den Stichen der wie eine Wolke herannahenden Feinde zu entgehen. Der Reisebeschreiber fügt naiv hinzu: Ich sah nie einen so plötzlichen panischen Schrecken und ich glaube, ein Wolkenbruch hätte unter meiner Umgebung keinen größern Lärm machen können. Uebrigens ist die Gefahr ernster, als man wohl glauben mag; die Wunden, die diese schwachen Thierchen machen, sind zuweilen sogar tödtlich. — Man denke sich nun die Verlegenheit des armen Holman während dieser allgemeinen Flucht; er wußte nicht, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Wirklich mußte er auch lange Zeit an den Stichen, die er bei dieser Gelegenheit erhielt, leiden.

An der Heerstraße fanden sich überall kleine Kreuze, welche die Stellen anzeigten, wo früherhin Mordthaten geschehen waren: ein Gebrauch, der auch in Europa nicht selten ist und der ohne Zweifel durch die ersten Portugiesischen Ansiedler dorthin gebracht wurde.

Holman, bei seiner Neigung zum Abentheuerlichen, wollte mit einigen seiner Freunde die äußerste Spitze des Kap's der guten Hoffnung besuchen. Es ist interessant, einen Blinden erzählen zu hören, mit welcher Kaltblütigkeit er diese gefahrvolle Reise unternahm, die den andern Reisenden die größte Angst einjagte.

„Wir kletterten", sagt er, „den Fels hinauf u. gelangten auf die Spitze, die sich in perpentikulärer Linie 276 Fuß über einer Höhle erhebt, die am Fuße des Vorgebirges sich findet. Nur mit Mühe konnte ich meine Reisegefährten dazu bewegen, daß sie mir erlaubten, mich auf die äußerste Spitze setzen zu dürfen. Bevor sie mir ihre Einwilligung gaben, mußte ich ihnen zu wiederholten Malen versichern, daß das Vertrauen, was ich auf mich setzte, sich auf Erfahrungen gründe. Ich gestehe, der Sitz war sehr gefährlich; denn wer ihn einnahm, mußte seine Beine über den Felsen herabhangen lassen; aber die Gefahr war für mich weniger groß, als für Diejenigen, welche des Gesichts nicht beraubt sind: denn wie auffallend auch die Sache scheinen mag, so ist es doch ebenso gewiß, daß ich mich seit meiner 25jährigen Blindheit immer über einem Abhange weniger furchtsam fühlte, als in jener Zeit meines Lebens, wo ich den unter mir liegenden Raum bemerken konnte. Ich kann es weder Kühnheit, noch Furchtlosigkeit nennen; aber es gewährt mir einen eigenen Genuß, die Ueberzeugung zu haben, daß ich so kaltblütig bin."

Vom Kap begab sich Holman nach dem Kafferlande. Bald kam er in das Haus des ehrwürdigen Missionärs M. Schaw, der in Weslegville wohnte. Die Mühe, welcher sich dieser Mann seit einer Reihe von Jahren gab, diese wilden Völker zu civilisiren, wurde von dem glücklichsten Erfolge gekrönt.

„Um 11 Uhr des Morgens", erzählt Holman, „wohnte ich dem Gottesdienste bei, welchen M. Schaw in einer eigens dazu errichteten Kapelle vor ungefähr hundert Kaffern von jedem Geschlechte und Alter beging.

Damit er die Zeremonie seinen Zuhörern vollkommen verständlich mache, hatte er an seiner Seite einen Kaffer als Dolmetscher, welcher mit der Englischen Sprache vertraut war und die Predigt Satz für Satz in die Landessprache übersetzte. Mehr Aufmerksamkeit, Ordnung und Anstand kann in einer christlichen Gemeinde nicht herrschen." (Fortsetzung folgt.)

Wie Van Dyck seinen h. Martin malte.

Blondgelockt und sorgenfrei ging er hin in die Welt, und unter seinem ärmlichen Anzuge hätte man nie den künftigen Maler von Königen und Prinzessinnen gesucht, den Maler, der einst herrliche Equipagen, eine glänzend servirte Tafel u. seine eigenen Haus-Musiker haben sollte. Van Dyck, der junge Flammänder, zog aus der Werkstätte seines großen Meisters Rubens zu Fuß nach Italien. Rubens war es, der ihm den Rath gegeben hatte, diese Reise zu unternehmen; er hatte ihn auch mit den dazu nöthigen Mitteln ausgestattet.

Ueber Antwerpen kam Van Dyck nach Brüssel. Er trat hier ein zur Kirmeszeit. Mit allem Feuer seiner Jahre und kühn gemacht durch den Gedanken, ungekannt zu sein, gab er sich der festlichen Freude hin. Drei Tage und drei Nächte wurde in einem fort geschwärmt; den vierten war er gezwungen, sich in eine niedrige Schenke zu begeben. Hier setzte er sich, überdrüßig über sich selbst und über die Welt, traurig in eine Ecke und sah den lustigen Sprüngen der Andern zu. Die dampfende Pfeife im Munde, vor sich eine Kanne Bier, hatte er lange so da gesessen, als eine junge Bäuerinn von bewunderungswürdiger Schönheit eintrat. Dieser Anblick rüttelte ihn aus seiner schwermüthigen Stimmung, er stürmte auf sie zu, foderte sie zum Tanz auf, unterhielt sich die ganze Nacht mit ihr, und dachte am Morgen nur mehr an seine schöne Tänzerinn.

Leb' wohl Italien, Malerei, Ruhm, Zukunft! Er hatte nur ein Ziel: Louise zu sehen und wieder zu sehen. Er folgte ihr nach ihrem Dorfe, nach dem Dorfe Salvethen, einige Meilen von Brüssel. Hier versäumte er nichts, sich die Liebe der Familie zu erwerben: er sparte sogar in dieser Absicht sein Geld nicht. Bald war aber so die Summe, die ihm Rubens für seine Reise geliehen hatte, aufgebracht. Das kümmert ihn nicht, er ist weit entfernt, an seine Lage zu denken; er geht, er kommt. Der Rausch dauert fort, und seine Träume von Zukunft und Ruhm kommen erst mit seiner elenden Lage wieder.

Was thun? Nach Antwerpen, in die Werkstätte von Rubens zurückkehren! Sich dem Gelächter seiner Kameraden Preis geben? — Nimmermehr! — Er will nach Italien, — aber wie? Van Dyck besucht den Pfarrer des Ortes und spricht zu ihm: — Sie haben ein Altarbild nöthig für Ihre Kirche, ich will Ihnen eins machen. Der Priester lachte über dieses trockene Anerbieten; er fand es aber auch von Seiten des jungen Mannes etwas kühn. — Ich habe nicht das nöthige Geld zu so Etwas, antwortete er; aber Van Dyck ließ nicht ab, in ihn zu dringen, sein ganzes künftiges Glück hing davon ab. — Verschaffen Sie mir nur die Leinwand, sagte er, und für mein Gemälde können Sie mir dann geben, was Sie billig finden. Der Geistliche zögerte, doch war es ein gutes Werk, und der Versuch konnte gemacht werden. Wer weiß! Vielleicht fällt das Gemälde nicht so übel aus... Endlich willigt er ein.

Das Gemälde ist nach einigen Wochen vollendet, der Pfarrer kommt, um es in Augenschein zu nehmen. Ein herrlicher Kopf eines Heiligen ist darauf und zu seinen Füßen eine schöne Gruppe von Bettlern. Der gute Priester hatte wenig Kenntniß von solchen Dingen; aber, von dem Reitze des Gemäldes ergriffen, war er verständig und bescheiden genug, ein einsichtsvolleres Urtheil, als das seinige, zu Rathe zu ziehen, und er ließ zur Untersuchung des Gemäldes einen seiner Freunde von Brüssel zu sich kommen. Dieser rieth ihm, es zu kaufen. Es wurden dem jungen Maler, der nie seinen Namen nennen wollte, 100 Gulden ausgezahlt, eine Summe, die in Bezug auf das Alter des Malers und seine damaligen Verhältnisse sehr bedeutend war. Das Geld setzte Van Dyck aus aller Verlegenheit; er brauchte jetzt weder die Vorwürfe seines Meisters, noch den Spott seiner Kameraden zu fürchten. Er verließ auf der Stelle seine Geliebte u. reiste nach Italien.

Das Gemälde, welches er dem Pfarrer in Salvethen hinterließ, ist kein anderes, als der berühmte h. Martin, der seinen Mantel unter die Bettler vertheilt.

Origineller Vorschlag zum Fang der Wallfische.

Herr Giffard von Saint-Vallery (Dep. Nieder-Seine) hat in einem eigenen Aufsatze, den er der Akademie der Wissenschaften zu Paris überreichte, die Blausäure zum Fang der Wallfische vorgeschlagen; nach seinem Dafürhalten wird sie die Mittel, die man bis jetzt dazu anwendete, diese Thiere zu fangen, auf's vortheilhafteste ersetzen. Auf folgende Weise denkt er seine Idee ausführen zu können: „Es reicht hin", sagt er, „einen langen hohlen Stab zu gebrauchen, an dessen Ende man ein kleines Fläschchen mit Blausäure anheftet; dann kann man vermittelst einer dünnen eisernen Ruthe, die man der Länge nach durch den Stock hindurch sticht, das Fläschchen entzweistoßen oder nur in dem Augenblick öffnen, wo man Zeit und Ort günstig findet, um die Blausäure über den Wallfisch auszugießen. Alle Diejenigen, fügt Hr. Giffard hinzu, welchen physiologische Erfahrungen nicht fremd sind, wissen, daß man, um des schnellsten Erfolgs sicher zu sein, eine der natürlichen Körperöffnungen der Säugethiere wählen muß, so z. B. das Auge oder den Mund u. s. w. Aber weil die Wallfische sehr große natürliche Oeffnungen haben, die man Fischohren nennt, und weil diese sich fast immer über der Meeresfläche finden, so denke ich mir, es wird am besten sein, die Thiere hier anzugreifen. Indeß, weil diese Klasse von Thieren keine Haare auf dem Leibe hat, so kann man sie vielleicht auch mit Erfolg auf allen Punkten des Körpers, welche sich grade über dem Wasser befinden, angreifen." Herr Giffard macht noch die Schlußbemerkung, daß es vielleicht, weil die Blausäure sich sehr leicht verflüchtet und sich bald zersetzt, von Nutzen sein würde, sie am Bord der Wallfischfänger zu machen: was ihm keine Schwierigkeit zu haben scheint. Schließlich gibt er noch als die bedeutendsten Vortheile, welche aus der Anwendung der Blausäure bei dem Wallfischfange entspringen, folgende an: 1) Die Zeit, die zum Fange nöthig ist, wird dadurch bedeutend abgekürzt; 2) Der Fang wird unendlich mehr einträglich sein.

Auflösung der Räthsel in N°. 34: Lieschen, Geld.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 6. Mai. No. 36.



Die Familie von Sötern.

Mitgetheilt von N .....

(Fortsetzung.)

Darf ich eine Vermuthung äußern, so möchte die alte Söter'sche Linie sich durch einen besondern Vertrag mit der jüngern Linie in dieser Beziehung auseinander gesetzt haben.

Für die Geschichtsfreunde will ich über einige Personen der von Sötern Fragmente zur Berichtigung dieser Familie folgen lassen:

1) Bechtold von Sötern, vermählt mit Hildegard von Dienheim, mag wohl im J. 1471 gestorben sein, indem aus einer noch übrigen Urkunde von 1432 erhellt, daß Bechtold bereits im J. 1452 von Kurpfalz, dem die ehemalige Reichsstadt Oppenheim verpfändet war, wegen seiner Frau das Oppenheimer Burglehn zu Dienheim verlangt hatte.

Bechtold erhielt auch dieses Burglehn, was daraus hervorgeht, daß

2) Adam von Sötern, wahrscheinlich des Bechtolds Sohn, vom Kurfürsten Philipp von der Pfalz auf Mittwoch nach St. Otilien Tag im Jahr 1482 und vom Kurfürsten Ludwig von der Pfalz auf Mittwoch nach St. Dionysius Tag 1526 das Dienheimer Burglehn der Stadt und Burg zu Oppenheim übertragen erhalten hat.

Beide Urkunden sind noch erhalten.

War dieser Adam von Sötern, der in der Treviris notirte Amtmann zu St. Wendel, der den 27. Oktober 1520 gestorben ist?

Allem Vermuthen nach, und dieses begründet meine Ansicht von dem Bestehen zweier v. Söter'schen Linien, indem fast zur nämlichen Zeit, nämlich von 1505 bis 1518 auf dem Stammschloß zu Sötern ein anderer, nämlich Johann von Sötern wohnte, wie bald dargethan werden wird.

3) Heinrich von Sötern war Zeuge und hing sein Siegel Donnerstags nach h. 3 Königs Tag 1482 an den Kaufakt, wodurch Wygand von Neumagen den Bürgern der Stadt St. Wendel alle seine Renten und Gefälle auf ewige Zeiten verkaufte, die er im Hochgericht St. Wendel zu ziehen hatte. (Auch diese Urkunde ist noch erhalten).

Dieser Heinrich von Sötern scheint der in der Treviris von 1496 bezeichnete Amtmann von Trarbach gewesen zu sein.

4) Johann von Sötern und seine Ehefrau Elsbeth von Eltzer baueten das zerstörte Schloß zu Sötern wieder auf, erhielten vom Kaiser Maximilian am 16. April eine Urkunde über Haltung zweier Märkte und machten dem Kloster Tholey zum Heil ihrer Seelen auf Freitag nach Unser Lieben Frauen-Tag Annunciationis 1518 eine Schenkung über den Zehnten zu Braunshausen.

Dieser Johann von Sötern ist in dem Fragmenten-Verzeichniß der Treviris nicht angeführt.

5) Ludwig von Sötern wurde am 16. Febr. 1537 vom Kurfürsten Johann (von Metzenhausen) zum Burglehnmann von St. Wendel angenommen.

Dieser Ludwig mag der als Amtmann von Schaumburg in der Treviris genannte (geb. 1547 gest. 1617) sein; allein Schaumburg war schwerlich je ein Kurtrier'sches, sondern Herzogl. Lothringisches Amt; vielleicht, daß Ludwig nach des Amtmannes von Gersbach Tod von St. Wendel sowohl Lothringischer Beamter zu Schaumburg, als Trierischer Amtmann zu St. Wendel gewesen.

Ich habe nirgends den Namen des adlichen Amtmanns nach des von Gersbach Ableben von St. Wendel gefunden, aber, daß die von Sötern sehr oft Amtsleute daselbst waren, ist gewiß.

6) Georg Wilhelm von Sötern erkaufte am 23. Junius 1561 die Ruinen des alten Schlosses zu Linden *)

*) Der Miles von Linden war nach von Hontheims Trier'scher Geschichte Castrensis der Burg St. Wendel. Linden ist ein kleines Dorf 1½ Stunden von St. Wendel

nebst einem dabei gelegenen Hause, Hofbering und einem Wirthshause von der Familie von Hilbringen um die Summe von 1277½ Röder-Gulden (jeden zu 40 X. oder 24 Albus) und am 3. Oktober 1564 kaufte derselbe den großen Brühl zu Linden von Hans von Frankenstein.

Dieser Georg Wilhelm von Sötern war auch Inhaber des Schlosses Löwenburg, war Amtmann zu Zweibrücken und der Vater des nachherigen Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern.

7) Johann Ludwig von Sötern bekennt am 13. Oktober 1563, daß ihm der Stadtschultheiß u. das Hochgericht zu St. Wendel das der Stadt verkaufte Viertel Erbgut von der Glocken von Oberstein Hinterlassenschaft mit 100 F. 26 Albus Rheinisch richtig ausbezahlt hätten *).

8) Georg Wilhelm von Sötern erhielt am 12. Julius 1584 vom Schaumburger Amtmann von Hagen ein Urtheil, wodurch mehrere Einwohner der Dörfer Bließen rc. rc. zu Prästationen condemnirt wurden.

9) Im Jahr 1584 kaufte der Domherr von Sötern (der Name ist in den städtischen Schriften nicht bezeichnet) 2 Häuser in der Stadt St. Wendel und suchte selbige zum Nachtheil der Bürger von dem Legegeld frei zu machen, weil solche ihm als einem Adlichen zugehörten.

Die Unterhaltung der städtischen Befestigungswerke an den Thoren, Mauern und Thürmen kostete in damaliger Zeit der Bürgerschaft alljährig vieles Geld, weil St. Wendel seit der Sickingischen Belagerung als eine wichtige Festung des Landes angesehen wurde. Die Stadt hatte zwar seit einigen Jahrhunderten das halbe Ohm-Geld zu diesem Zweck vom Kurfürsten erhalten; weil dieses aber bei weitem nicht hinreichte, so wurde das plus der Befestigungskosten alljährlich zu gleichen Theilen auf die damals (nach der Sickingischen Verheerung) nur aus 140 bis 150 Häusern bestehende Stadt vertheilt und von den Eigenthümern bezahlt; hieraus ergiebt sich leicht, daß die Bürgerschaft die Befreiung zweier Häuser vom jährlichen Legegeld nicht gleichgültig ansehen konnte.

Allem Vermuthen nach war dieser Domherr der in der Treviris angegebene Friedrich von Sötern, dann möchte er der Oheim des famösen Kurfürsten Philipp Christoph gewesen sein.

(Schluß folgt.)

---

und gränzt an die Dörfer Immweiler, Humbweiler und Gromch, welche die Familie von Sötern als Pfandinhaberinn des Schlosses Löwenburg besaß. Zu den Lehen von Linden gehörte noch das dabei gelegene Dorf Eisenbach, beide im Bliesenthal.

Daß die Hofgüter der Burg Linden an 2 adliche Familien, die v. Hilbringen und v. Frankenstein, gekommen waren, liefert einen Beleg, wie es mit den Gütern, welche ein Ritter als Burglehn einer Veste hat, nach der veränderten Art, Krieg zu führen, gegangen ist.

*) Die Quittung ist unter den alten städtischen Papieren.
Es scheint, daß dieser Johann Ludwig von Sötern eine Tochter aus der Familie der Glocken von Oberstein geheirathet hatte.
Die Glocken von Oberstein waren Castrenses in St. Wendel, obschon v. Hontheim diese Familie nicht angeführt hat; sie besaßen in der Stadt ein besonderes Haus, der Glockenhof bis 1800 genannt, und außerdem sehr beträchtliche Lehngüter; wegen ihres Burglehns hatte auch im Jahr 1489 der Amtmann Peter Glock von Oberstein die Erbtochter der nach Hontheim als kastrensisch genannten Familie Margaretha v. Harsbaum geehlicht u. deren Burglehn ererbt. Diese sämmtlichen Güter fielen an die Jolly, eine bürgerliche Familie, und von diesen an die Ohame von Finstingen in den 1690er Jahren, deren letzter Erbe der als Deputirter des Corps legislatif zu Trier verstorbene Ohame gewesen ist. Diesem Manne wurden die St. Wendler Güter, die jetzt jährlich an 1600 F. eintragen, während seiner Emigration erhalten und gaben ihm nach seiner Zurückkunft Veranlassung, daß er schon 1803 zum Deputirten gewählt werden konnte. Gegenwärtig hat diese Güter Hr. Rath Cetto erkauft und einen Theil derselben auf Eigenthum veräußert.

Autographische Schreiben merkwürdiger Männer und Frauen.

Mitgetheilt aus den Sammlungen, welche in der Trierischen Bibliothek niedergelegt sind.

4) Brief von Louise Brachmann.

Wie soll ich Ihnen danken, meine gnädige Frau, für die Freude, die Sie mir durch Ihren lieben, schönen Brief gemacht haben? Er ist mir ein sprechendes Unterpfand Ihres theuern Wohlwollens; denn wohl kann ich mir denken, daß Ihnen tausenderlei Abhaltungen die Zeit zum Schreiben rauben, und daß es, wenn Sie endlich dazu kommen, wohl Freunde gibt, die nähere Ansprüche auf Ihre schriftliche Zusprache haben, als ich; auch fühl' ich wohl den großen Unterschied, der zwischen Briefen und Briefen Statt findet, man schreibt sich oft blos, um sich die Höflichkeit nicht zu ermangeln, blos — um sich geschrieben zu haben; und ein ganzer Brief enthält weiter nichts, als eine, mit vielen Worten ausgeschmückte Artigkeit. Wie ganz anders dagegen ein Brief, wie der Ihrige! Eine Correspondenz wie die, womit Sie mich beehren wollen, und womit Ihr schöner, inhaltreicher Brief den Anfang macht, ist so ganz nach meinem Herzen; man erhält dadurch eine deutliche Anschauung der entbehrten Gegenwart, man kann sich in die sinnliche Nähe seiner geliebten Freunde versetzen, ohne wirklich bei ihnen zu sein; so denk' ich mich oft, wenn mich in den einsamen Abendstunden die Sehnsucht nach Ihnen Allen recht lebhaft ergreift, ganz lebendig zu Ihnen hin, ich sehe Sie im liebenswürdigen Kreise der Ihrigen sitzen, dem großen Schiller gegenüber; wie Sie in der Unterhaltung mit ihm Ihr schönstes Leben leben, wie er Ihnen die neuern Produkte seiner himmlischen Muse mittheilt! — ich denke, wie Sie, wenn ich bei Ihnen wäre, Sie auch mir einen freundlichen Theil an Ihrem Glücke gönnen würden, ich denke mir alles das recht lebhaft, und Ihre Briefe sind mir dann die zarten Bande, die mich mit jener glücklichern Gegend zusammenhalten; ich möchte Ihre Briefe mit den Blumen und Früchten vergleichen, die Schiller's Mädchen aus der Fremde den armen Erdbewohnern bringt:

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem höhern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Meine Zeit verstreicht in dem Bestreben die Tage meines guten Vaters zu erheitern, und ich fühle mich reichlich belohnt, wenn es mir gelingt, ihm zuweilen ein Lächeln abzugewinnen. Unser Weißenfels ist nicht so klein und ländlich, als Sie glauben, im Gegentheil sucht man in den höhern Cirkeln einen ziemlich großstädtischen Ton anzunehmen; da indeß die Gesellschaft an mir kein bedeutendes Glied verliert, so such' ich mich so viel als möglich zurückzuziehen, um desto mehr den kindlichen und hauswirthlichen Pflichten, und so viel es gehen will, auch den Musen leben zu können. Ich sitze in den langen Abenden bei meinem guten Vater und spreche mit ihm von Dingen, die ihn interessiren, zuweilen les' ich ihm etwas vor, oder spiele ihm eine alte

Lieblingsmelodie auf dem Clavier, denn er ist der gefühlvollste Freund der Musik, und doch zu gleicher Zeit, was man so selten findet, der nachsichtsvollste Beurtheiler derselben, wenigstens gegen mich, so daß ich, die ich außerdem vor keinem Menschen spiele, doch vor ihm ohne alle Schüchternheit spielen kann, wie es mir ums Herz ist. Einen Nachmittag und Abend in jeder Woche bringen wir dann beide in einer Gesellschaft von Musikfreunden zu, wo man sich mit Anhörung eines Concerts beschäftigt, das für unsern Ort nicht ganz übel ist. So, meine theure gnädige Frau, verstreicht uns die Zeit; ich habe zuweilen die kleine Tochter einer Freundinn bei mir, die sehr an mir hängt, und die mir und meinem Vater manche angenehme Stunde macht. Wie oft denk' ich dabei an die kleine holdselige Karoline, die einen so bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat; wie sehnlich wünsch' ich sie zu mir! Nur Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter kann ich den Besitz meines kleinen Lieblings gönnen, der mich so glücklich gemacht haben würde! Ich weiß nicht, die Gesellschaft von Kindern hat einen eigenen Reitz für mich! Es ist, als ob sich mein Herz viel mehr an diese unschuldigen, der Liebe so offnen Herzen anschließen könnte, als ob ich viel mehr von ihnen verstanden würde, als von so vielen erwachsnen Menschen, die durch das Alltägliche des Lebens gegen die wahrsten und innigsten Gefühle der Natur abgestumpft sind. — Ich habe jetzt ein Gedicht von Schiller zum zweitenmale gelesen, dessen tiefen Sinn ich zum zweitenmale bewundert habe. Es ist: Licht und Wärme.

> Der beß're Mensch tritt in die Welt
> Mit fröhlichem Vertrauen;
> Er glaubt, was ihm den Busen schwellt,
> Auch außer sich zu schauen ꝛc. ꝛc.

Wie wahr ist das! und der Schluß:

> Drum paart zu eurem schönsten Glück
> Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

Ich habe neuerlich tausendmal an dies schöne Gedicht gedacht! — — Jetzt hab' ich noch ein Anliegen, das einen meiner Freunde, den Schauspieler Ochsenheimer, betrifft, und worin ich Sie, meine theure, gnädige Frau, zur Fürsprecherinn bei Schiller wähle. Schiller hat mir nämlich versprochen, sich für meinen Wunsch bei der Direction zu verwenden, daß Ochsenheimer mit einer Gastrolle beehrt würde, und in Zeiten von dem Erfolg seiner gewiß sehr bedeutenden Verwendung Nachricht zu geben; gleichwohl rückt die Zeit bis auf den letzten Termin heran, wo es möglich wäre, daß mein Wunsch erfüllt würde, ohne daß ich eine Zeile von Schiller gesehen habe; ich glaube nun, daß es bessre Wirkung thun wird, wenn Sie so gnädig sind, ihn an sein Versprechen zu erinnern, als wenn ich selbst es schriftlich thue. Ich lege Ihnen zugleich einen Brief von Ochsenheimer bei, woraus Sie sowohl, als Ihr Herr Gemahl den achtungswerthen Charakter dieses verdienten Künstlers noch mehr werden kennen lernen. Schiller wird gewiß mit den darin enthaltenen Grundsätzen zufrieden sein; doch empfehle ich diesen Brief Ihrer freundlichen Sorgfalt, und bitte Sie um die Zurücksendung desselben; denn unter Schiller's überhäuften Geschäften und Papieren wäre es wohl kein Wunder, wenn ein Brief verloren ginge; und gleichwohl haben die Briefe meiner Freunde einen unersetzlichen Werth für mich, und grade diesen möchte ich aus vielen Ursachen nicht gern verlieren. Durch Ihre Fürsprache, meine gnädige Frau, hoff' ich bald etwas Schriftliches von Schiller zu erhalten; doch bitte ich ihn, im Fall einer abschlägigen Antwort, die ich jedoch nicht hoffen will, in seinem Briefe an mich nichts zu erwähnen, daß er Ochsenheimers Brief gesehen hat.

Werden Sie mir wohl verzeihen, meine theure gnädige Frau, daß ich mich mit der gegenwärtigen Angelegenheit an Sie gewendet habe? Aber diese Angelegenheit hat wirklich wichtigern Einfluß auf das Schicksal des guten Ochsenheimer, als man glauben sollte; und ich glaubte seine Sache keinen bessern, sanftern Händen anvertrauen zu können, als den Ihrigen.

Ich lese jetzt die Braut von Messina von neuem, aber mit welchen Gefühlen, kann ich nicht ausdrücken! Ich möchte Ihnen so gern etwas von Dem sagen, was ich dabei empfinde, und gleichwohl Alles, was ich sagen könnte, kommt mir zu matt, zu schwach vor. O sagen Sie dem herrlichen Dichter, Sie können das besser als ich, sagen Sie ihm, daß ich ihn von Grund meines Herzens verehre und daß ich ihm die glücklichsten Stunden meines Lebens verdanke. Ewig mit der innigsten Verehrung und Liebe Ihre

Louise Brachmann.

Weißenfels, den 30. Nov. 1803.

Bücher und Frauen.

Zwischen Büchern und Frauen herrscht eine große Aehnlichkeit. Es gibt Schulbücher, Lesebücher, Lehrbücher, Rechnungsbücher, Kochbücher. Beinahe auf dieselbe Art könnte man die Frauen classificiren. —

Bevor ein Buch in die Welt tritt, wird es censirt, kaum tritt ein junges Mädchen in die Welt, wird es auch censirt und man streicht hier und dort eine Stelle ihres guten Rufes, ihrer Schönheit, Tugend u. s. w. Alles aus Menschenliebe.

Man braucht Bücher häufig zum Nachschlagen; will man in der Chronik scandalös einer Stadt nachschlagen, so wende man sich nur an eine Frau, die einen guten Leumund hat, und man erfährt mehr, als man zu wissen braucht. —

Schön eingebundene Bücher reitzen das Auge, wenn auch der Inhalt von keiner Bedeutung ist; dasselbe ist der Fall bei den Damen, wo der Einband oft interessanter, als der Inhalt ist. —

Kinder greifen immer nach Büchern in Saffian und Goldschnitt — wir Männer sind den Damen gegenüber auch Kinder, wir greifen auch nach dem Goldschnitt — entweder um einen Schnitt zu machen, oder um damit zu spielen, unbekümmert um den Gehalt. —

Aber die am schönsten eingebundenen Bücher stellt man oft müßig in den Schrank; so geschieht es gerade auch mit den Frauen, bei welchen der Einband die Hauptsache ist; denn oft sind die brochirten Bücher, die in Pappe oder Leder, gerade die interessantesten, wie die Frauen in Kattun oder Leinwand.

Ja die best-eingebundenen Frauen bleiben ihres Einbandes wegen oft sitzen, wenn der Einband zum Inhalt in keinem Verhältniß steht. Bei den Büchern ist oft die Vorrede das Beste, bei den Damen aber die Nachrede das Schlimmste. —

Es gibt Bücher, die man blos durchblättert und dann bei Seite legt; so gibt es auch Damen, welche nach einmaligem Durchblättern kein Interesse mehr gewähren.

Will man den Inhalt eines Buches kennen lernen, so braucht man nur das Register zu lesen. So braucht man auch mit mancher Dame nur vier Worte zu reden, und man kennt ihren ganzen Inhalt.

Gleich nach der Einleitung kann man manchmal das Innere eines Buches errathen; so auch bei Frauen.

Manche braucht blos: „Ich danke Ihnen!“ zu sagen, und man weiß, weß Geistes Kind sie ist.

Aus der Leihbibliothek holt man Bücher. Das geht freilich mit den Frauen nicht an. Es wäre aber gar nicht übel, wenn man sich dieselben auch aus der Leihbibliothek holen und nachdem man sie durchstudirt hat, wieder zurückschicken könnte. Es würde weniger unglückliche Ehen geben.

Wer eigenthümlich ein Buch besitzt, hat es nicht gerne, wenn es ihm zu oft abgeborgt wird. So auch mit den Frauen; eine, die von Hand zu Hand geht, die auf Bällen und Soireen, so zu sagen, Gemeingut wird, kann den Mann auf die Länge der Zeit nicht anziehen. —

Bei Büchern kann man rasch die Capitelüberschriften lesen und man weiß nun, was dahintersteckt; wenn aber die Frau dem Manne das Capitel lies't, weiß er oft nicht, was dahintersteckt — wenn es nicht ein Hut oder Shawl, der Preis der Versöhnung, ist. —

Bücher, die man werth hält, läßt man gerne zu Hause im Schranke stehen; so sind es auch die besten Frauen, die zu Hause zu Haus sind, nicht aber in Concerten und Theatern. —

Bei vielen Büchern ist es nur die Ausstattung, welche ihnen Werth gibt; dasselbe ist der Fall bei vielen Damen, welche nur der Ausstattung wegen in den Handel kommen, d. h. vom Bräutigam erhandelt werden.

Was die Literaturzeitungen für die Bücher, das sind die Gesellschaften für die Damen. Beide werden in beiden recensirt, und oft so durch die Hechel gezogen, daß kein gutes Haar daran bleibt.

Die schwächsten Seiten an einem Buche sind immer die Druckfehler, auch die Damen haben ihre schwachen Seiten, und wo diese sind, fehlt auch für den Mann der Druck nicht. —

Leere Flecke hat man in einem Buche nicht gern. Ist bei einer Frau in Kopf und Brust ein leerer, so ist das fatal.

Auszüge aus der Reise des Engländers Holman.

(Fortsetzung.)

„Während M. Schaw sich die geistige Bildung dieser Völker angelegen sein läßt, bemüht er sich auch auf's Beste, ihr Zeitliches zu berücksichtigen. Er räth ihnen, nach Art der Europäer Wohnungen zu bauen und eine regelmäßige Gesellschaft zu bilden. Wirklich haben sich denn auch zu Wesleyville einige Häuser erhoben; gleichwohl dient dieser Name jetzt weniger, ein Dorf zu bezeichnen, als den Aufenthaltsort der Missionäre. Man hat daselbst in der Absicht, den Eingebornen das Verlangen einzuflößen, sich mit den gewöhnlichen Gegenständen des Lebens zu versorgen, eine Boutique errichtet. Es finden sich darin allerlei Arten von Töpferwaaren, Kessel, verschiedene Kleidungsstücke, Taschentücher u. s. w. Nach und nach lernen die Eingebornen den Gebrauch dieser Bedürfnisse kennen.

„M. Schaw hatte auch einen Englischen Pflug seinen Kaffrischen Dienern zum Gebrauche gegeben; und durch sie läßt er ihren Landsleuten die Weise zeigen, wie man sich dessen bedient. Dieser fromme Philanthrop lebt mit seiner Frau mitten unter diesen Halbwilden in der größten Sicherheit, geliebt und geehrt von allen Denen, die ihn umgeben. Mistreß Schaw hatte zu ihrer Bedienung die Töchter eines Kaffrischen Häuptlings um sich. Sie brachte den Mädchen das Englische bei und alle drei gingen in Englischer Tracht. Sie erklärten öfters, daß sie das Leben bei ihrer Beschützerinn dem bei ihren Landsleuten vorzögen.

„Die Häuptlinge wurden öfters zur Tafel des Missionärs gezogen. Einer von ihnen hatte sehr anständige Manieren und bediente sich seines Messers und seiner Gabel, wie ein Europäer. Er stimmte mit dem Verfahren des M. Schaw überein, mit den Eingebornen beständig Verbindungen zu unterhalten und zur Gewinnung ihres Vertrauens in sein Haus die Chefs derselben einzuladen. Weil M. Schaw vollkommen die Sprache, Sitten und Vorurtheile der Eingebornen kannte, so vermehrte sich sein heilsamer Einfluß von Tag zu Tag.

Von der Insel Mauritius, wohin sich unser Reisende, nachdem er das Kafferland verlassen hatte, begab, segelte er nach Madagascar. Das Schiff ging wenige Tage hierauf im Port-Dauphin vor Anker. Früh Morgens kamen zwei Flügel-Adjutanten des Königs Ramananoulouna an Bord mit einem Briefe an den Kapitän. Das Dokument lautete wörtlich so: An den Schiffscapitän, wie auch an die andern Offiziere, schicke ich hiemit ein Kalb, zwei Gänse und 12 Hühner, Eier, Bananen und Milch, und ich bitte Euch, wenn Ihr an's Land steigt, zwei Kinder *) von Madagascar mitzubringen, damit sie uns als Dolmetscher dienen, und Euere Musiker nicht zu vergessen, denn es ist schon lange Zeit, daß ich keine Musik mehr gehört habe.

Unterzeichnet der König Ramananoulouna.

Einer dieser Offiziere trug weiße Beinkleider und weiße Strümpfe, einen blauen Rock und einen Hut von derselben Farbe mit einem rothen Federbusche; der andere ging in einer olivenfarbenen Weste: trug ebenfalls weiße Strümpfe, kurze weiße Hosen und Schuhe, wovon aber der eine viel kleiner war, als der andere. Es ist schwer zu begreifen, wie er auf diese Weise gehen konnte; indeß er wurde fertig, denn er folgte uns, nachdem wir gelandet waren, bis zum Pallaste, ohne weder den einen, noch den andern auf dem Wege zu verlieren. Uebrigens scheint er den Gang nicht ohne Schmerz vollbracht zu haben, denn als er uns wieder an Bord begleitete, bemerkten wir, daß er seine Schuhe ausgezogen hatte und auf den Strümpfen marschirte. Dabei fielen ihm die weißen Strümpfe bis auf die Knöchel herab und ließen auf abstechende Weise einen großen Theil seiner schwarzen Beine durchblicken. Diese beiden Herrn gingen ohne Degen, denn einem Jeden trug ein Sklave diese Waffe nach. Der eine der Degen hatte eine kupferne, der andere eine Klinge von Perlenmutter. Die beiden Sklaven waren angethan mit einem weißen Zeuge, welches sie, wie einen Mantel, um sich schlugen, aber die übrigen Eingebornen tragen als Bekleidung nur einen Lappen Tuch.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man bemerke hier, daß die Kinder, wovon in diesem Briefe die Rede ist, Kinder armer Madecassen sind, die von den anlandenden Englischen Schiffen nach dem Cap mitgenommen und alda im Englischen unterrichtet werden, damit sie nachher bei der Rückkehr nach Madagascar als Dolmetscher dienen können.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 9. Mai. No. 37.



Die Familie von Sötern.

Mitgetheilt von R.....

(Schluß.)

10) Conrad von Sötern war im Jahr 1610 Amtmann in St. Wendel und ist wahrscheinlich derselbe, der (1557 geboren) in der Treviris als Amtmann von Saarburg vorkommt.

11) Johann Reinhard von Sötern, Stadthalter zu Trier, Amtmann zu Pfalzel, Grünburg und St. Wendel, gab im Jahr 1629 dem Stadtschultheißu. den Schöffen einen scharfen Verweis, weil selbige ihrem Landtags-Deputirten, dem Hochgerichtsschöffen Johann Moritz Jolly, in der Vollmacht den Auftrag gegeben, daß die Städte Trier und Coblenz den obsoluten ständischen Ausschuß bilden sollten, 2) daß Schultheiß und Schöffen eine Legalisation auf den Bundestag zu Heidelberg ausgestellt und sogar den Auftrag gegeben hätten, daß Opposition gegen den Kurfürsten ergriffen werden sollte.

Daß 2 von Söter'sche Linien bestanden, die von einander ganz unabhängig gehandelt, Lehen empfangen, Güter gekauft, Schenkungen gemacht ꝛc. ꝛc. haben, scheint aus dem wenig Vorgebrachten genügend hervorzugehen, indeß unterwerfe ich meine desfalsige Ansicht gerne einer geprüftern und bessern; doch will ich in dieser Beziehung aufmerksam machen, 1) daß Johann von Sötern in dem Schenkungsbrief vom Jahr 1518 sich sein Begräbniß in der 2 Stunden von Sötern entlegenen Kloster-Kirche zu Tholei macht und sich auf seine Vorfahren bezieht, dagegen die von Sötern vom Schloß Löwenburg meistentheils in der St. Wendler Pfarrkirche begraben wurden, wo noch einige Grabsteine, aber fast unleserlich, zu sehen sind; 2) daß die Linie des verpfändeten Schlosses Lemberg nach Ableben des Mannsstammes auf dem Schloß Sötern das Erb nicht erhalten; 3) daß die Rückzahlung der Pfandschaft nur an die weiblichen Erben der Sötern-Dettingen geschehen ist.

Ich bin auch der Meinung, daß die alte Söter'sche Linie Castrensis in der St. Wendler Burg gewesen sei, weil selbige nicht allein ein uraltes Haus, sondern auch bedeutende Rothhecken und liegende Güter im Amt St. Wendel hatte, welche erst vor 20 Jahren durch den Inhaber der Herrschaft Sötern, Freiherrn von Dürkheim, veräußert worden sind.

Daß die von Sötern nicht als Castrenses in der Hist. dipl. Trev. angeführt sind, mag dagegen Nichts beweisen; denn in dem Verzeichniß der Castrenses von St. Wendel sind bei Herrn v. Hontheim mehrere Felder offen gelassen, was für meine Meinung redet. So sind auch weder die Glocken von Oberstein, noch die von Esch, die Rüdesheimer, die von Offenbach, die von Neumagen und die von Gailingen als St. Wendler Castrenses angeführt, und doch habe ich Beweise über das Daseln der Glocken und der von Neumagen gegeben, und daß die Familie von Esch Castrensis war, beweis't eine noch vorhandene Urkunde von Euffrid von Esch vom J. 1372 über die Umwandlung eines Heerwagens, den mehrere St. Wendler Bürger demselben stellen mußten, in eine jährliche Geldrente, so wie eine andere Urkunde von demselben über den im Jahr 1375 an die St. Wendler Kirche verkauften Hof und Dorf Hinsterberg, 2 Stunden von St. Wendel gelegen; eben so haben die 2 Brüder von Rüdesheim ihr Dorf Mauschbach, eine Stunde von St. Wendel, (alles in der alten Herrschaft St. Wendel gelegen) in den 1370er Jahren an die Kirche St. Wendel verkauft und die Familie von Gailingen hat im J. 1470 in St. Wendel gewohnt, deren Güter nachher an die Leyser von Lambsheim gekommen sind.

Noch heute kennen die alten Leute das Haus der von Esch, jenes der von Gailingen, der von Sötern, der Glocken von Oberstein.

Daß in der Hist. Trev. des Herrn von Hontheim so sehr weniges von der Stadt St. Wendel vorkommt, rührt daher, weil die alten St. Wendler Urkunden

während der Französischen Reunion von 1680 bis 1697, wo Stadt und Amt St. Wendel als ein altes Lehn des Bisthums Verdun occupirt war, von St. Wendel fort nach Metz geschickt worden sind, wie solches der Beamte Dahm im Jahr 1710 dem Kurfürsten berichtet hat.

Auf die von Söter'sche Familie zurückkommend, will ich noch eine Ansicht über den Titel: „Herr von St. Johann" anfügen, den die (jüngere) Linie dieser Familie von Anfang des 17. Jahrhunderts an führte.

Aus einigen Urkunden der Kurfürsten von der Pfalz Ludwig von 1442 und Friedrich (1450) bei den dem Henne Schraß von Ulmersheim ertheilten Oppenheimer Burg-Belehnungen, werden mehrere Wingerte als vom Herrn von St. Johann zu Mainz geforcht (begrenzt) angeführt; es existirte daher ein Ritter von St. Johann zu Mainz, der vielleicht von dem Dorf St. Johann bei Sprendlingen im heutigen Canton Wohlstein den Namen hatte.

Die von Sötern jüngerer Linie waren nicht nur in Dienheim, sondern auch in Heppenheim an der Wiesen begütert und scheinen sich mehr in hiesiger, als in dortiger Gegend aufgehalten zu haben; daher mag ein solcher gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Erbtochter des von St. Johann geehlicht und mit derselben das Dorf und die andern Lehngüter erhalten haben.

Dieses ist zwar nur Vermuthung, aber gewiß ist, daß die von Sötern mehrere Güter im Kurfürstenthum Mainz besessen haben, was aus dem Concept einer am 13/3 Nov. 1618 an den Kurfürsten von Mainz Seitens des von Sötern und anderer Adligen erlassenen Bittschrift hervorgeht, worin diese Adligen verlangen, daß der Kurfürst ihre Rechte hinsichtlich ihrer befreiten Güter schützen und die Beschwerden der andern Unterthanen, um Beiträge derselben zu den Staatslasten zu geben, nicht beachten möge.

Schloß Septfontaines (im Luxemburgischen).

Von Apotheker Brimmeyr.

Nur eine Viertelstunde Weges von dem Orte, dessen in einer früher mitgetheilten Sage erwähnt worden, ebenfalls an den Ufern der Eische, liegt das volkreiche Dorf Septfontaines mit seinen Werkstätten und Mühlen manchfaltiger Art und mit den noch beträchtlichen Ruinen seines ehemaligen Herrnschlosses. Von der Anhöhe betrachtet erscheint das Dorf halbmondförmig um einen vorspringenden Hügel gelagert, auf dessen Ecke das alte Schloßgemäuer kühn in die Höhe steigt. Nach Anlage und Bauart zu urtheilen, dürfte dieses Schloß eines der schönsten im Lande gewesen sein. Gewisse Theile sind aus weit jüngerer Zeit, als die übrigen, wie die Regelmäßigkeit und Größe ihrer Thüren- und Fenster-Oeffnungen darthut. Dieses neuere Gebäude wurde lange Zeit, nachdem die Familie von Septfontaines erloschen, von fremden Herrschaften und später von ihren Amtleuten bewohnt, bis das Gebäude, nebst zwei Drittheilen des Dorfes, vor etwa 35 Jahren abbrannte. Bei diesem schrecklichen Brande stürzten bedeutende Stücke des ältern Gemäuers zusammen und liegen auch noch in ungeheuern Massen übereinander, gleich Felsenstücken. Ohne diese erstaunliche Festigkeit, womit Steine und Mörtel verbunden sind, und die Schwierigkeit, sie zu trennen, wären die Bausteine längst zu anderm Gebrauche benutzt, somit die prächtige Ruine abgetragen worden.

Der Herr von Septfontaines wird in Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts hier und dort erwähnt. Im Jahr 1233 erklärte Johann von Septfontaines sein Schloß als lehensunabhängig vom Marquisat Arlon und empfing die Lehen von Neuem aus der Hand der damaligen Gräfinn Ermesinde von Lützelburg. Johann und seine Nachkommen gehörten zum ersten Adel des Landes und bekleideten immer ansehnliche Stellen an den Höfen der Grafen von Lützelburg. — Thomas von S. war der Liebling und Vertraute Kaiser Heinrichs VII. (aus dem Hause Luxemburg); er begleitete ihn auf seinem Zuge nach Italien und der Kaiser verschied in seinen Armen. Als hernach das Gerücht ausgestreut wurde, daß Heinrich den Tod in einer vergifteten Hostie aus den Händen eines Mönchs bei Sienna empfangen habe, war Thomas unter den vielen Zeugen, welche öffentlich gegen diese schreckliche Verläumdung protestirten, — Er, der am wenigsten Ursache gehabt hätte, die Mörder seines Herrn zu rechtfertigen. Er erklärte mit Andern einstimmig, daß der Kaiser an der Ruhr gestorben und bei der Leichenöffnung kein Zeichen der Vergiftung sichtbar gewesen sei. Thomas kam in seine Heimath zurück, stiftete 1317 die Pfarrkirche des Orts, empfing die Priesterweihe und las in eigener Person die erste Messe daselbst. Ob in dem nämlichen Meßgewande, welches der Pater Bernardin bei der letzten Communion Kaiser Heinrichs getragen, thut wenig zur Sache.

Wie die Familie von Septfontaines in ihrem letzten Sprößling erloschen sei, behaupten die Dorfbewohner aus alter Ueberlieferung zu wissen. „Der vorletzte Graf," erzählt man, „hinterließ 2 Söhne, Hans und Sebastian, die zugleich Zwillinge waren. Weil nun die Geburt keinem von Beiden ein Vorrecht vor dem andern zugetheilt hatte und die Herrschaft an sich von beträchtlicher Ausdehnung war, so setzte der Vater Beide mit gleichen Rechten zu Nachfolgern und theilte ihnen sein ganzes Eigenthum in zwei gleiche Hälften. Auf seinem Sterbelager berief er sie noch einmal vor sich, empfahl ihnen stete Eintracht und Bruderliebe und sollte verscheiden. Nun lag sein Jagdhund vor dem Bette, auf den der Graf in seinem Leben so viel gehalten hatte; da sprach Sebastian: „Vater, dein Lieblingsthier war bei der Theilung nicht mit einbegriffen: Wem soll der Hund künftig angehören?"

Antwortet der Alte: „Deinem Bruder habe ich ihn vermacht; doch, wenn ein so geringer Gegenstand etwa Uneinigkeit zwischen Euch verursachen sollte, so looset um den Besitz." Damit gab er den Geist auf.

Jetzt nahm Jeder Besitz von seinem Eigenthum; auch in der väterlichen Burg sonderten sich genau ihre Wohnungen: denn ein tödtlicher Haß hielt die Brüder getrennt. Einige Zeit nachher trafen Beide zufällig zusammen. Da ging Sebastian den Andern mit den Worten an: „Nicht nur jagst du auf meinem Revier, sondern behälst auch den Hund da mit Unrecht."

Hans bemerkte aus Ton und Gebehrde, daß sein Bruder mit grimmigem Unwillen sprach und erwiederte: „Wohlan! wir losen darum."

S. Mit dem Degen: versteht sich!

H. Es sei, wenn so der Friede hergestellt wird."

Im Augenblicke kreuzten sich ihre Degenklingen. Sebastian (der Angreifer) erlag. Hans sah ihn erblassen, zog die Waffe aus der Todeswunde und hieb mit einem Streiche auch den Jagdhund nieder. Die Reue über einen, obwohl unvorsetzlich begangenen Mord ergriff ihn auf der Stelle. „Hier," sprach er zu seinem Jäger, „hier an diesm Platze will ich mein Vergehen abbüßen."

In einer neuerbauten Seiten-Kapelle der Pfarrkirche zu Septfontaines wurde Sebastian beerdigt. Man zeigt daselbst eine in Basrelief ausgehauene geharnischte Rittergestalt mit einem Hunde zu den Füßen, als dessen Bildniß.

Hans errichtete auf dem Wahlplatze eine Einsiedlerkapelle mit einer ansehnlichen Kirche, worin das Grab des Erlösers, nebst einer Gruppe dazu gehöriger Personen in Lebensgröße, in gut ausgeführter Bildhauer-Arbeit, dargestellt ist. Hier brachte der reuige Mann seine übrigen Tage als Einsiedler zu. Er ward neben seinem Bruder in obgemeldeter Pfarrkirche begraben.

Der Leichendiebstahl.

In England herrscht ein sehr ehrenwerthes Vorurtheil in Beziehung auf die Todten, welches indeß der Wissenschaft sehr nachtheilig ist. Die Achtung, die man vor den Todten hat, ist außerordentlich, und Nichts ist schwerer, als sich einen Leichnam zu verschaffen. Ein neues schreckliches Verbrechen verdankt dieser Verehrung, die man den Gräbern zollt, sein Entstehen; daher kommt es auch, daß das Volk vor den Anatomisten eine abergläubische Furcht hat. — Kaum hatte man in Erfahrung gebracht, daß der Leichnam eines Menschen eine gute Waare sei, so gab es gleich verwegene Leute, die mit Leichnamen eine Art Handel trieben. Statt aber dieselben auf dem Gottesacker zu suchen, alt, schwach, aufgerieben durch Krankheit, haben sie durch ihre eigene Faust sich solche zu verschaffen gewußt. Diese Leute ersahen sich mit Sorgfalt das lebende Opfer aus, gegen welches sie ihren Angriff wagen wollten, und nachdem sie es auf eine Weise erdrosselt hatten, die seiner Kräftigkeit nichts schadete, brachten sie es in Handel. Man weiß, mit welchem Schrecken die mörderischen Spekulanten England vor einigen Jahren erfüllten. Sie bereicherten die Sprache mit einem Worte und die Liste der menschlichen Verbrechen mit einer neuen Gattung. Man nannte sie **Burks**; ihr Handwerk hieß **burking**.

Die Schwierigkeit, sich Leichname zu verschaffen, hat zu mehr als zu einer seltsamen Scene, mehr als einem kecken chirurgischen Streiche Veranlassung gegeben; oft wurde der Leichnam auf dem Kirchhofe gestohlen und zuweilen hat das Volk oder die Bauern den Thäter als einen Burker festgenommen. Nicht ohne Interesse wird man folgende Erzählung lesen, die von den Gefahren, wie sie ein für seine Kunst allzusehr begeisterter Englischer Chirurg dulden muß, eine Idee gibt.

Zwei Jahre nach meiner Zurückkunft aus Cambridge, wurde ich Zögling in einem der Hospitäler zu London, als eine junge Person von niederm Stande in die Zahl unserer Kranken einrückte. Sie zu retten, war unmöglich; ihre Krankheit, deren Symptome veränderlich und widersprechend waren, machte alle Anstrengungen der berühmtesten Aerzte zu Nichte; man behandelte sie auf die sorgfältigste Weise, was jedoch ihre Leiden nicht minderte. Rücksichtlich ihrer Krankheit waren die Meinungen getheilt. Einige Zeit hindurch glaubte man, die Lunge wäre angegriffen; nachher glaubte man wieder andere Symptome zu bemerken: bald war es eine Störung in den Organen, bald ein angeerbtes Uebel. Mitten unter den Qualen, die man sie leiden ließ, unter den Tränken, den Pillen, die man ihr reichte, schwand die Lebenskraft allmählig hin. Ihre Krankheit wurde ein Räthsel von hohem Interesse für die Lehrer wie für die Schüler; der Oberarzt behauptete, ihr Herz sei auf eine unerklärliche Weise angegriffen; man stritt viel hin her, rief die unterrichtetsten Aerzte zusammen, indeß der Zustand des jungen Mädchens immer bedenklicher wurde. Als die Eltern erfuhren, daß man an ihrer Rettung verzweifelte, schöpften sie den Verdacht, die Aerzte wollten den Leichnam besichtigen. Um Dem zuvorzukommen, verlangten die beiden Brüder der Kranken, daß man die Schwester, wie krank sie auch sein möchte, nach dem väterlichen Hause bringe; umsonst stellte man ihnen vor, wie die Anstrengung des Weges den Fortschritt der Krankheit beschleunigen würde; ja man übertrieb sogar die Schwäche und die Gefahr, die der Kranken daraus erwachsen könne: die Brüder waren unerbittlich. Alle Beredsamkeit war unnütz; am Ende sprachen sie von dem Hospital, wie von einer Menschenschlächterei, von den Aerzten und den Zöglingen, wie von hartherzigen Mördern.

— Glaubt ihr, schrie ein Zögling, den ihre Schmähworte aufbrachten, daß, wenn wir wirklich thun wollten, was ihr unterstellt, wir sie nicht wiederzufinden wüßten?

— Das wollen wir denn seh'n! antwortete Herkules, der ältere der Brüder, mit geballter Faust.

Das junge Mädchen wurde aus seinem Bette gezogen, in eine Kutsche gelegt und zu ihren Eltern gebracht, die 5 Stunden von London entfernt wohnten. Zehn Minuten nach ihrer Ankunft gab sie den Geist auf.

— In der That, sagte der Oberarzt, als wir diese Nachricht erhielten, ich gäbe 50 Pfund Sterling, um zu wissen, ob ich mich in Bezug auf die Krankheit dieses Mädchens geirrt habe.

Eine Anzahl Zöglinge und junger Aerzte, die diese Worte hörten, gruppirten sich sogleich in einer Ecke des Saales zusammen. Unsere Neugierde war nicht geringer, als die des Oberarztes. Trotz des drohenden Abschieds der beiden Brüder wurde auf unsere Gefahr der Anschlag sogleich gefaßt: wir schwuren, den Leichnam des Mädchens auszugraben und dem Wunsche, den unser Chef geäußert hatte, Genüge zu leisten. Ohne uns zu einer Unternehmung, die das Gericht streng hätte züchtigen können, zu ermuthigen, sagte er, indem er mir auf die Schultern schlug, nur Folgendes:

— Teufel, das ist gefährlich! Ich rath' es euch nicht."

Das war eben so viel, als hätte er zu uns gesagt: Geht, meine Freunde, und versucht euer Glück!

Wir waren versammelt zu einer geheimen Besprechung in dem Zimmer eines unserer Kameraden; es befanden sich darin zwei andere Zöglinge des Hospitals und zwei Diener des Amphitheaters. Ein Vertrauter von uns hatte über die Stelle, welche das Grabmal einnahm, sichere Nachrichten eingezogen. Drei Tage nach der Beerdigung fuhren wir in einer Lehnkutsche ab. Alle zu unserer Unternehmung nöthigen Instrumente waren mitgenommen worden. Ein armer Irländer, Namens Bob, der den Zöglingen des Hospitals zuweilen Aufträge ausrichtete, war bei uns; er zeichnete sich durch zwei besondere Eigenschaften aus: durch seine Liebe zur Faulheit und zum Branntwein. Man versprach ihm eine halbe Guinee, zwei Flaschen seines Lieblingsgetränks, und schmeichelte seiner Irländischen Eitelkeit. So gelang es uns über den Widerwillen, den er gegen das Anerbieten zeigte, unser Leichengräber zu sein, den Sieg davon zu tragen. Er nahm einen großen Sack zur Einschließung unserer Beute mit, ferner einen eisernen Hebel im Falle der Noth. Fest in der Chaise eingepackt, fuhren wir ab.

Bob sah düster und schwermüthig drein: weil er sich allerhand abergläubische Gedanken machte, war er

schon nahe daran, das Unternehmen und alle Belohnungen aufzugeben, welche man ihm versprochen hatte; nur die Flasche mit Brantwein vermochte seinen Muth aufzufrischen, und er ließ es auch nicht an wiederholtem Zuspruche an dieselbe fehlen. Zuletzt wurde er der Muthigste von uns Allen; er sprach nur mehr von seiner Kühnheit, machte sich lustig über die Schrecken des Todes, und Todtengerippe sah er wie Puppen an.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus der Reise des Engländers Holman.

(Fortsetzung.)

Der König schien ungefähr 30 Jahre alt zu sein: seine Gesichtsfarbe war gelb und von der Sonne verbrannt, sein Haar schwarz; er trug ein Kleid von Scharlach, welches mit zwei schönen goldenen Epaulettes geziert war, eine weiße Hose, ein weißes Hemd, eine blaue Weste und eine schwarze Kravatte, keine Schuhe, sondern Stiefel von hellrother Farbe. Obschon man leicht bemerken konnte, daß diese königliche Uniform nicht für ihn gemacht war, so trug er sie doch mit ziemlich viel Anstand. Er gab dem Kapitain die festesten Versicherungen in Bezug auf seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Engländer und erklärte ihm, daß er in seinem Reiche den Sklavenhandel aufheben wolle. Als Beweis der eben gethanen Aeußerung führte er an, er habe erst vor Kurzem ein Französisches Schiff, welches sich mit diesem Handel befaßt hätte, in Grund bohren lassen, nachdem er zuvor 34 seiner Unterthanen, die auf eine unerlaubte Weise den Ihrigen entrissen worden wären, befreit hätte. Seine Macht ist in diesem Theile der Insel unumschränkt: er herrscht unabhängig von der in der Hauptstadt Tananarivo residirenden Dynastie. Seine Militairmacht bestand, so viel der Reisende erfahren konnte, in 1000 Mann. Die Soldaten waren mit weniger Ausnahme ziemlich gut gekleidet; doch waren alle sehr begierig, von uns Seife zu erhandeln; durch die vielen Hautkrankheiten nämlich, die sie sich durch ihre Unsauberkeit zuziehen, sind sie dieses Artikels sehr benöthigt. Alle kauen Taback und ihre Liebe zu demselben ist so groß, daß sie, wenn man ihnen eine Priese reicht, sie sogleich in den Mund stecken.

Die beiden Geschlechter unterscheiden sich in ihrer Kleidung nicht von einander. Sie tragen fast alle einen einfachen Lappen Zeug um die Lenden gewunden. Was das Ordnen der Haare betrifft, so findet darin bei beiden Geschlechten nur ein kleiner Unterschied Statt. Die Weiber pflegen sie künstlicher zu flechten, als die Männer. Die Soldaten tragen die ihrigen alle nach einem Schnitt: hinten am Kopfe und auch in der Mitte sind sie ganz und gar kahl, aber vorne erhebt sich ein großer Büschel, den sie mit großer Sorgfalt unterhalten.

Hierauf segelte das Schiff unsers Reisenden nach der Bay vom Bembatock, wo ein Stadthalter sich aufhielt, der von der Königinn von Madagascar abhängig war: der König war nämlich einige Zeit vorher gestorben. Das Volk dieser Provinz ist viel gebildeter, als das von Port-Dauphin. Der Boden ist hier sehr fruchtbar; aber durch die Trägheit seiner Einwohner ist er sehr schlecht angebaut; größtentheils verrichten die Frauen diese Arbeit. Das Innere des Landes, vorzüglich die Gegend, die die Ovahs bewohnen, ist das ammeisten angebaute; daher finden sich auch hier die Erzeugnisse des Bodens in der größten Menge. Die Hauptstadt Tananarivo ist in grader Linie ungefähr 70 Meilen von der Küste entfernt. Sie liegt auf der höchsten Spitze einer Bergkette, die sich von Norden nach Süden der Länge nach durch die Insel erstreckt.

(Schluß folgt.)

Robertson.

Dieser Robertson war ein eigener Mensch. Gut, gerecht und selbst freigebig, aber über die Maaßen streng. Wenn er sagte: Ich will es so haben, so mußte es auch so sein. Er hatte 12 Personen, die ihn bedienten, sechs männliche und sechs weibliche, ohne die Kutscher, Stallknechte und andere Dienerschaften eines Englischman, welcher zweimal hunderttausend Pfund Sterling Renten und ein Haus auf dem Strande hat.

Einem jeden seiner Diener waren besondere Verrichtungen angewiesen, keiner konnte in die Funktionen eines Andern eingreifen, ohne auf der Stelle weggeschickt zu werden.

Er hatte einen Diener, dessen einzige Beschäftigung darin bestand, ihm den Hut zu bürsten. Robertson wurde von seinen Leuten angebetet, denn er sorgte für sie, wie für seine Kinder; aber seine Befehle mußten auch püntklich vollzogen werden. Eine Karaffe, an den unrechten Ort gestellt, ein vergessener Auftrag, der Verzug von einer Minute in der Vollstreckung seines Willens riefen einen Sturm herbei, dessen Folgen schrecklich waren. Wehe dem Diener, der in seiner Pflicht fehlte! Robertson war unerbittlich.

Betsy war mit dem besondern Dienste beauftragt, sein Cabinet in Ordnung zu halten, sie hatte daselbst den Zutritt zu jeder Stunde des Tages: aber ein- und heraustretend, war es ihr nicht erlaubt, die Thüre offen zu lassen: dies war eine der schwächsten Seiten ihres Herrn.

Eines Tages bat Betsy um die Erlaubniß, der Hochzeit ihrer Schwester, welche einige Meilen von London stattfinden sollte, beiwohnen zu dürfen. Robertson erlaubte ihr, drei Tage auszubleiben, gab ihr eins seiner besten Pferde und einen Diener zur Begleitung mit.

Außer sich vor Freude, verdoppelt das Mädchen seinen Eifer, seine Arbeit fertig zu machen, bringt Alles im Cabinet in Ordnung, aber in der Freude ihres Herzens vergißt sie, heraustretend, die Thüre zuzumachen.

Robertson bemerkt es erst, als Betsy schon eine Meile von London auf dem Wege nach Cantorbery entfernt sein mochte.

„Spannt an!" schrie er, mit zornerglühter Miene, zu seinen Leuten. „Man setze auf der Stelle Betsy nach und führe sie zurück!"

Diese hatte schon die Kuppel von St. Peter aus den Augen verloren und ritt munter und vergnügt mit ihrem Begleiter durch die herrlichen Gefilde der Grafschaft Kent. Plötzlich fährt ihr eine Idee, wie ein Blitzstrahl, durch den Kopf: sie erinnert sich, daß sie die Thüre des Cabinets offen stehen ließ und finstere Gedanken bemächtigen sich ihrer.

Eine Stunde nachher betrat die arme Betsy das Haus Robertson's, blaß und zitternd; entschlossen erwartet sie ihr Loos. Robertson spricht mit der größten Gelassenheit zu ihr: Betsy, mache die Thüre zu!

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.



1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 15. Mai. **No. 38.**



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro April 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

In den ersten Tagen des Monats April war die Witterung trocken und warm. Die Vegetation wurde dadurch sehr befördert und die Aprikosenbäume fingen an zu blühen. Einem Gewitter am 3. des Mts, Abends gegen 9 Uhr, folgte ein fruchtbarer Regen. Gegen den 10. des Mts. änderte sich aber plötzlich das Wetter, kalte und rauhe Winde traten an die Stelle der milden Frühlingsluft. In den kalten Nächten fror es nicht allein in den höhern Gegenden des Regierungsbezirks, sondern selbst im Moselthale. Man ist nicht ohne Besorgniß, daß diese Fröste den Birnen, Kirschen und Pflaumen, deren Blüthen sich eben zu entfalten begannen, nachtheilig sein mögen. Den Getreidesaaten, den Kleefeldern und der Blüthe des Rübsamens scheint der Frost weniger schädlich gewesen zu sein, weil dieselben schon weit vorgerückt und erstarkt waren. Ob die Reben von dem Froste gelitten haben, wird sich erst später zeigen.

Selbst in den höhern Gebirgsgegenden haben die Saaten durch den Frost nicht gelitten.

Zu Trier war der höchste Barometerstand am 20. des Mts. 28. 3. 0. der niedrigste am 29. des Mts. 27. 3. 4.

Ein im Freien gegen Norden hängendes Thermometer nach Reaumur zeigte am 2. des Mts. + 16. 1. als Maximum und am 28. des Mts. + 4. 2. als Minimum.

Zu Saarbrücken war der höchste Barometerstand am 20. Abends 27. 11¼, der niedrigste am 16. des Mts. Morgens 27. 4.

Der höchste Thermometerstand zu Saarbrücken war am 3. des Mts. Nachmittags + 16. ¾, der niedrigste am 20. Morgens — 3/4.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise haben sich wenig verändert. Der Preis des Hafers ist etwas gefallen, dagegen ist der Preis der Kartoffeln, weil solche zur Saat sehr begehrt waren, etwas gestiegen.

Die Durchschnittspreise waren folgende:

1) Weizen	per	Scheffel	. . 1	Rth.	22	Sgr.	„ —
2) Roggen	„	„	. . 1	—	10	—	„ —
3) Gerste	„	„	. . 1	—	„	—	„ —
4) Hafer	„	„	. . „	—	17	—	„ —
5) Kartoffeln		„	. . „	—	11	—	„ —
6) Heu	„	Centner	. . „	—	22	—	„ —
7) Stroh	„	„	. . „	—	18	—	„ —

III. Gesundheits-Zustand.

a) Bei den Menschen. Der Gesundheitszustand war im Laufe des Monats ziemlich befriedigend. Die natürlichen Blattern haben sich in den Kreisen Prüm und Saarburg nicht weiter verbreitet; dagegen wurde ein Glasergeselle zu Heiligkreuz, einem Dorfe im Stadtkreise Trier, nach einer im Großherzogthum Luxemburg gemachten Reise, von den Varioliden befallen. Es wurden sogleich die nöthigen Maaßregeln ergriffen und jeder weitern Verbreitung dieser Krankheit dadurch vorgebeugt. Auch zu Cröf, im Kreise Wittlich, wurden mehrere Erwachsene von den Varioliden ergriffen, genasen aber ebenfalls wieder. Zu Roßdorf, im Kreise Bitburg, wurden 4 Kinder, unter welchen sich 2 Vaccinirte befanden, von den Varicellen, einem Exanthem, welches mit den natürlichen Blattern Nichts gemein hat, befallen, die aber nach einigen Tagen gutartig verliefen.

Zu Speicher, auch zu Eruchten, im Kreise Bitburg, sind noch einige Nervenfieberfälle vorgekommen, jedoch sind die Erkrankten fast alle schon wieder genesen und nur einer derselben ist gestorben. Im Kreise Bitburg herrschten Stickhusten und Wechselfieber unter den Kindern.

Im Dorfe Clüsserath, im Landkeise Trier, herrscht

ein bösartiges Nervenfieber, woran schon mehrere Menschen gestorben sind. Da aber sogleich ärztliche Hülfe geleistet worden ist, so werden hoffentlich auch dieser Krankheit bald Gränzen gesetzt werden.

Die zu Nittel, im Kreise Saarburg, vorgekommenen natürlichen Blattern haben sich nicht weiter verbreitet. Auch ist ein zu Thalfang, im Kreise Bernkastel, vorgekommener Fall der Art ohne weitere Folgen geblieben.

In allen Kreisen sind die Schutzblattern geimpft worden. Auch sollen die natürlichen Blattern im Großherzogthum Luxemburg nicht mehr grassiren.

In hiesiger Stadt überstieg die Zahl der Geburten die der Sterbefälle um 1/4.

b) Unter den Hausthieren. Die zu Bergweiler, im Kreise Wittlich, unter dem Rindvieh herrschende Lungenseuche hat noch immer nicht aufgehört, und noch mehrere Stücke sind gefallen. — Die Rotzkrankheit unter den Pferden zu Freudenburg, im Kreise Saarburg, hat aufgehört. Zu Bedersdorf und Ittersdorf, im Kreise Saarlouis, sind mehrere Pferde von der Tollkrankheit befallen worden. Zu Hostenbach, in demselben Kreise, herrscht noch immer die Bräune unter den Schweinen.

IV. Unglücksfälle.

Zu Liesdorf, im Kreise Saarlouis, wurden 10, bei der vaterländischen Versicherungs-Gesellschaft versicherte Häuser durch Feuer theils ganz zerstört, theils beschädigt. Aller angewandten Mühe ungeachtet hat die Veranlassung des Brandes nicht mit Zuverlässigkeit ermittelt werden können. Zu Ueberherrn, ebenfalls im Kreise Saarlouis, wurden 2 kleine mit Ziegeln gedeckte Häuser durch Brand beschädigt. Auch zu Roden, in demselben Kreise, wurden wieder 4 mit Stroh gedeckte Häuser ein Raub der Flammen. — Im Kreise Saarbrücken brannten zu Püttlingen 2 Häuser ab, zu Rilchingen 9 Wohnhäuser mit 5 Scheunen und 2 Ställen.

Zu Pellingen, im Landkreise Trier, verbrannte ein Schuppen. — In dem Gemeinde-Walde von Speicher, im Kreise Bitburg, wurden gegen 4 Morgen Wald durch Feuer zerstört. — Viel bedeutender war ein Waldbrand im Gemeinde-Walde von Beuern, im Landkreise Trier, wo ein 10—16jähriger Eichenbestand auf einer Fläche von 40 Morgen ein Raub der Flammen wurde. Nur der angestrengtesten Thätigkeit des Försters Roth und der Einsassen von Beuern gelang es, die weitere Verbreitung des Feuers zu verhindern und noch bedeutenderm Schaden vorzubeugen.

Zwischen Hillesheim und Rockeskyll, im Kreise Daun, erfror in der Nacht, bei kaltem Nordwinde, ein betrunkener Mann. Zu Müllenborn, im nämlichen Kreise, wurde die Frau des Kuhhirten von dem Zuchtstiere so verwundet, daß sie am andern Tage starb. Zu Gillenfeld, ebenfalls im Kreise Daun, erhängte sich ein wohlhabender Ackersmann, der schon seit mehrern Jahren an Hypochondrie litt.

Nahe bei Saarlouis fiel eine Frau von einem mit flüchtig gewordenen Pferden bespannten Wagen und wurde so beschädigt, daß sie gleich den Geist aufgab. — Zu Saarlouis stürzte ein Schieferdecker vom Dache eines Gebäudes und fand gleich den Tod. — Zu Roden, im Kreise Saarlouis, ertrank ein 13jähriger, mit Epilepsie behafteter Knabe in einem unbedeutenden Bache. — Zu Merscheid, im Landkreise Trier, stürzte ein dem Trunke sehr ergebener Schieferdecker vom Dache eines Hauses und fand gleich den Tod.

Bei Pfalzel wurde von der Mosel die Leiche eines Mannes aus der Gemeinde Osburg ausgeworfen, der 10 Tage vorher in einem Anfalle von Schwachsinn verschwunden war.

Zu Menningen, im Kreise Merzig, verschwand ein Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach im betrunkenen Zustande seinen Tod in der Saar fand.

Zu Püttlingen, im Kreise Saarbrücken, wurden die Kleider eines 6jährigen Mädchens von einem Feuer, welches mehrere Kinder beim Viehhüten angemacht hatten, ergriffen und das Kind wurde so beschädigt, daß es nach einigen Stunden starb.

V. Gemeinde-Angelegenheiten.

Die Bürgermeister sind bereits mit den Vorarbeiten zur Anfertigung der Büdjets für 1836 beschäftigt. — Von den Gemeinde-Rechnungen für 1834 sind nur noch wenige rückständig, die aber ebenfalls bald werden vorgelegt werden.

Die Versteigerung der Holz- und Lohschläge in den Gemeinde-Waldungen hat fast überall ein für die Gemeinden sehr günstiges Resultat gegeben. Die Ueberlassung des Bau- und Nutzholzes und der Lohe an die Einsassen gegen eine Taxe, welche zu vielen Streitigkeiten und Unordnungen in den Gemeinden Veranlassung gab, ist so viel als möglich abgestellt worden.

Die für das laufende Jahr veranschlagten Arbeiten auf den Gemeinde-Wegen haben in den meisten Kreisen schon begonnen.

Auch die Gemeinde-Bauten werden mit Thätigkeit betrieben.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Die neue Kirchen-Ordnung für die evangelischen Gemeinden und die Einführung der Agende ist nicht nur von den Pfarrern in den Kreisen Berncastel und Saarbrücken, wo sich die meisten Evangelischen befinden, bereitwillig und wohlgefällig auf- und angenommen worden, sondern hat auch bei dem Volke vielen Beifall gefunden. Die Einleitungen zur Wahl der Mitglieder der größern Gemeinde-Repräsentationen sind bereits getroffen.

Die am Schlusse des Winter-Semesters stattgefundenen Schulprüfungen haben im Allgemeinen sehr erfreuliche Resultate gegeben. Ueberhaupt ist das Schulwesen im Regierungsbezirk im erfolgreichen und kräftigen Fortschreiten und die wohlthätigen Folgen werden sich immer mehr ergeben. Die Schulversäumnisse nehmen ab und die Zahl der neu und zweckmäßig gebauten Schulhäuser vermehrt sich.

Die Schätze der hiesigen Stadtbibliothek, welche eine ausgezeichnete Stelle unter den Bibliotheken Deutschlands einnimmt, sind durch ein werthvolles Geschenk des hohen Ministerii der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vermehrt worden. Dieses Geschenk besteht in 15 Bänden Text mit 6 Heften Kupferstichen, von dem, während der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen in Rom, im Jahre 1829, unter Hochdessen Schutz ins Leben gerufenen Instituto di Correspondenza archeologica herausgegebenen Annali, bulletini, memorie e monumenti inediti. — In welchem Ansehen die hiesige Stadtbibliothek auch selbst im Auslande steht, beweiset, daß die unter dem Namen der Recorder Commission bestehende gelehrte Gesellschaft zu London derselben im vorigen Jahre 74 Foliobände der von dieser Gesellschaft herausgegebenen historischen Werke verehrte.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Der Handel ist fortwährend unbedeutend. Vieh findet wenig Absatz und nur junge Schweine werden gesucht und zu ziemlichen Preisen verkauft.

Der Weinhandel stockt selbst nach erfolgtem Absiche

fast gänzlich; während des Abstiches der Weine pflegt solches gewöhnlich der Fall zu sein. Nach dem neuen Weine ist, der guten Qualität desselben ungeachtet, nur geringe Nachfrage. Wein aus frühern Jahrgängen wurde zu sehr niedrigen Preisen in sehr geringen Quantitäten verkauft. Mehr Thätigkeit, als im Handel, herrscht in den gewerblichen Etablissements. Die Hüttenwerke werden thätig betrieben. Im Kreise Saarbrücken und zwar in der Nähe der Stadt Saarbrücken sind zwei neue Etabissements im Entstehen: eine Fayence-Fabrik auf dem vormaligen Sensenwerk und eine Fabrik von sogenannten Pariser Stiften und Schuhnägeln auf der deutschen Mühle.

Auf der Wegestrecke bei Longcamp, im Kreise Berncastel, werden die Arbeiten sehr thätig und gut ausgeführt. Die Arbeiten zur Ausführung der Chaussirung der Wegestrecke zwischen Halber Meile bei Prüm auf Losheim, auf der Straße von Aachen nach Straßburg, sind in Verding gegeben worden und werden nun unverzüglich beginnen. Der Bau dieser Strecke wird jener Gegend große Vortheile darbieten.

Napoleons Besuch in der Kirche zu St. Paulin bei Trier und die Folgen desselben.

Von J. P. Schmitt.

Ein Ereigniß aus dem Leben Napoleon's, das mehr, als in einer Hinsicht, unsere Aufmerksamkeit verdient und für Trierer von besonderer Wichtigkeit ist, ist dessen Besuch in der Paulinskirche bei Trier.

Zuerst werde ich das Ereigniß selbst, so wie ich davon durch die Gefälligkeit des würdigen Pastors von St. Paulin, Herrn Bruno Schmitt, welcher auch damals schon dieser Gemeinde als Seelsorger vorstand, in Kenntniß gesetzt wurde, mittheilen; und dann den Zusammenhang, welcher zwischen diesem Besuche und einem spätern höchst wichtigen Faktum Statt findet, nachzuweisen suchen.

Es war am 8. Oktober des Jahres 1804, des Nachmittags gegen 4 Uhr, als man von Paulin aus den Kaiser von dem Berge hinter Kürenz herabkommen sah *). Der Hr. Pastor von St. Paulin eilte, davon unterrichtet, sogleich der Kirche zu, um die nöthige Veranstaltung zu treffen, im Falle derselbe sie besuchen sollte **).

Kaum war er im Innern der Kirche in priesterlicher Kleidung, mit Kreuz, Weihwasser und Rauchfaß angelangt, als auch schon ein Ordonnanz-Offizier mit dem Befehle: Ouvrez les portes, l'empereur vient! vor dieselbe heransprengte.

Ein Paar Minuten, und der Kaiser selbst erschien mit seinem Gefolge unter dem Freudenrufe der zahlreich herbeigeströmten Menge und dem Zusammenläuten der Glocken an dem Thore der Kirche. Während der Eintritt in dieselbe durch die Leibwache, welche mit ihren Pferden einen dichten Kreis um das Thor schloß, Jedem verwehrt wurde, trat der Kaiser mit seinem Gefolge hinein und blieb auf der rechten Seite vom Eingange im Innern derselben stehen, bis wohin ihm der Hr. Pastor, welcher noch etwas weiter in der Kirche zurückstand, entgegen ging. Der Kaiser machte ihm, als er sich näherte, eine tiefe Verbeugung, empfing das Weihwasser, das dieser ihm anbot, und machte damit das Kreuzzeichen. Hierauf beräucherte ihn der H. Pastor

*) Napoleon war den 6. Okt., des Abends gegen 5 Uhr, nach Trier gekommen, wo er sich bis zum 9. aufhielt.

**) Es war dem Hrn. Pastor bekannt, daß der Kaiser während seiner Anwesenheit zu Trier die Paulinskirche besuchen würde, jedoch wußte er nicht, wann dieses geschehen sollte.

und hielt eine kurze Anrede in Lateinischer Sprache an ihn. In derselben drückte er seine Freude über des Kaisers glückliche Ankunft zu Trier und dessen Besuch der durch ihre Gemälde und den an jenem Orte von den Voreltern mit Standhaftigkeit wegen ihres Glaubens erlittenen Martyrtod berühmten Kirche aus; empfahl dann die Religion, den Bischof von Trier, die übrige Geistlichkeit und das ganze Trier'sche Volk seinem besondern Schutze, damit, so wie er sich zum berühmtesten Feldherrn aller Jahrhunderte erhoben habe, er sich nun auch als den weisesten Regenten und gütigsten Vater der ihm unterworfenen Völker bewähren möge, wie er es gewesen, als er der Welt und der Kirche den Frieden gegeben habe *).

Napoleon stand während dieser Zeit wie angewurzelt da und widmete diesen Worten seine ganze Aufmerksamkeit, richtete dann rasch nacheinander in Französischer Sprache folgende Fragen an den Hrn. Pastor, welcher ihm dieselben in Lateinischer beantwortete.

„Wann wurde diese Kirche erbaut?"

Vor etwa 40 Jahren.

„War sie vor Ausbruch des Krieges eine Stifts- oder Pfarrkirche?"

Sie war Stifts- und Pfarrkirche zugleich **).

„Was bedeuten die Bilder, welche auf beiden Seiten der Kirche hangen?"

Sie stellen die Geschichte der Trierischen Martyrer vor, wovon ich Ew. Kaiserlichen Majestät schon kurze Meldung gethan habe.

„Ist es eine Cantons- oder Sukkursal-Pfarrei?"

Eine Sukkursal-Pfarrei.

„Hat die Kirche während des Krieges Schaden erlitten?"

Das Gebäude blieb zwar unverletzt, hat aber alles Eigenthum verloren.

Mit dieser Antwort übergab der H. Pastor dem Kaiser zugleich eine Bittschrift ***), welche auf Rücker-

*) Der wörtliche Inhalt der Rede ist folgender:

Augustissime Imperator!

Summopere gaudeo, atque quam maxime ex animo gratulor de faustissimo Majestatis Tuae Treviris adventu deque nunc in hanc ob insignem picturae praestantiam celebrem ecclesiam gratissimo ingressu, praecipue autem ubique terrarum celeberrimam ob gloriosam mortem, quam sancti antecessores nostri pro religione Jesu Christi invicta animi constantia hic passi sunt, anno post nativitatem Domini ducentesimo nonagesimo primo, sub Rictio Varo praeside, Valeriano Diocletiano et Aurelio Maximiano imperatoribus. Orthodoxae fidei catholicae protectionem defensionemque, Reverendissimum Episcopum Nostrum, Carolum Mannay, cum toto clero, populumque universum Trevirensem Tibi devotissimum addictissimumque Majestati Tuae speciali prorsus ratione recommendatum cupio, ut, quemadmodum in superandis potentissimis innumerisque hostibus hucusque extitisti victor omnium saeculorum celeberrimus, ita etiam nunc in Tibi a Dei providentia subjectos populos existas sapientissimus rector et benignissimus pater, qualem Te exhibuisti dando ecclesiae orbique pacem.

**) Sie war ursprünglich blos Stiftskirche, wurde aber, als die Pfarrkirche, die St. Walburgis-Kirche, welche dicht daneben stand, wegen Baufälligkeit verlassen werden mußte, als Pfarrkirche benutzt, was auch noch geschah, als das Stift schon aufgehoben war. Pfarreigenthum war sie nicht, ein solches wurde sie erst durch das später anzuführende Dekret vom 15. Ventos des Jahres XIII.

***) Diese Bittschrift hat der verstorbene Gutsbesitzer Marx aus Zurlauben auf Anrathen des H. Pastors verfertigen lassen. Sie war sehr kurz und der prachtvollen äußern Ausstattung soll die Gediegenheit des Inhaltes entsprochen haben. Der Verfasser ist unbekannt, so wie auch der wörtliche Inhalt, indem keine Copie davon vorhanden ist.

stattung des noch vorhandenen Kirchengutes zur Erhaltung des Kunstwerkes u. der Pfarrei *) Bezug hatte.

Der Kaiser fing sogleich an, dieselbe zu lesen, während er, sich dem Hochaltar nähernd, durch die Kirche schritt und während des Lesens flüchtige Blicke auf dieselbe warf.

An der Treppe angelangt, welche zum Chore führt, stieg er, während seine Begleitung stehen blieb, von dem Hrn. Pastor allein begleitet, dieselbe hinauf u. trat vor den Hochaltar, wo er sich auf einen vor demselben befindlichen mit einem Teppiche überzogenen Betstuhl niederkniete und, nachdem er sich mit dem Kreuzeszeichen bezeichnet hatte, ein kleines Gebet verrichtete. Als er hierauf durch den Chor zurückkehrte und so das ganze Gebäude mit seinem prächtigen Deckengemälde auf einmal überblicken konnte, rief er, von dem Gesammteindruck begeistert, zu zwei verschiedenen Malen laut aus: C'est une très belle église! Er war sichtbarlich ergriffen, eine hohe Begeisterung strahlte auf seinem Gesichte und sein belebtes Auge lief mit Blitzesschnelle an dem Gewölbe umher. (Fortsetzung folgt.)

*) Die ehemaligen Kirchengüter gehörten zwar dem Stifte, dienten aber zugleich zur Erhaltung der Pfarrei, indem das Stift das Patronat über die Pfarrkirche hatte und der Vikarius des Stiftes zugleich Pastor der Pfarrei war.

Der Leichendiebstahl.

(Fortsetzung.)

Es schlug eben 9 Uhr, als wir abfuhren; das Wetter war während der ganzen Nacht sehr veränderlich: bald schien der Mond, bald fiel Regen, der Wind saus'te und am fernen Himmel leuchteten Blitze. Der Gedanke fuhr uns beständig durch den Kopf: Wird auch der Mond sich hinter Wolken verstecken, wenn wir unser gefährliches Abentheuer beginnen, wird er uns vor der Wachtsamkeit unserer Feinde bergen? Wie mich dünkt, war die Liebe zu unserer Wissenschaft nicht der einzige Beweggrund, der uns zu dem Unternehmen trieb; auch die Seltsamkeit, die Sonderbarkeit, das Gespenstige desselben munterte uns auf; so Etwas konnte sich in unserm Leben nicht zum zweiten Male ereignen. Ehe wir die Chaise bestiegen, hatten wir uns gerühmt, den Leichnam trotz der Drohungen der Anverwandten mitzubringen: wir wollten Wort halten. Wenn ich die Sache jetzt überlege, so erscheint mir unser Feuer als ein seltsamer Wahnsinn und nicht ohne Verdruß denk' ich daran, daß ich die Unternehmung vollführen half.

Der geschwätzige Irländer bramarbasirte immer mehr, je reichlicher ihm der Brantwein in den Kopf stieg. Am Ende gewöhnten wir uns an das rollende Feuer seiner Worte, wie an das Rollen unseres Wagens; aber als wir das Stück Weg erreichten, wo unser Wagen stille halten sollte, als wir die kleine moosbewachsene Kirche von Wimbledon gewahrten, nahm Bob's Geschwätzigkeit gewaltig ab, seine Kühnheit lag in den letzten Zügen, sein schönes Feuer erlosch; er drückte sich mit finsterer Miene in den Wagen, mit einer Miene, die uns nicht viel Gutes hoffen ließ. Dieser weiße Glockenthurm, der im Lichte des Mondes hell hervortrat, schien eine aufmerksame Schildwache gegen uns abgeben zu wollen, eine Schildwache, bestimmt über die Gräber zu wachen, deren heilige Stille wir gotteslästerisch stören wollten. Um die Wahrheit zu reden, muß ich gestehen, daß die Aegstlichkeit Bob's in unserm Wagen immer mehr ansteckend wurde. Auch wir hatten schon einen guten Theil unseres Muthes verloren; wir fingen an einzusehen, daß unsere Unternehmung etwas gefährlich war, und daß wir nicht hinlänglich die Zufälle überlegt hatten, denen wir uns dabei aussetzen konnten. Wenn die zwei Brüder, handfeste Kerle, die nicht mit sich scherzen ließen, selbst den Leichnam bewachten! ... Was anfangen? Keiner von uns, Ernest ausgenommen, hatte einer ähnlichen Ausgrabung beigewohnt: wir mußten also auch nur schlechte Dienste dabei leisten.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte in dem Wagen, ein sehr bedeutungsvolles. Das Stärkungsmittel, dessen sich der Irländer bedient hatte, war auch für uns nicht ohne Nutzen: als wir ausstiegen, machte uns der halbe Taumel, worin wir uns befanden, ein wenig sorgloser um die Zukunft. Wir befahlen dem Kutscher, seitabwärts zu fahren, in nicht weiter Entfernung von dem Kirchhofe. Den Wagen öffnete er, als eben die Kirchenuhr langsam Mitternacht schlug.

— Wohlan, Bob, hier wird ausgestiegen!

— Ausgestiegen, meine Herrn, ausgestiegen.... Hm, ich verstehe doch wohl.

— Ja, eile dich nur!

— Es ist recht kalt, meine Herrn, sagte Bob in seinem Irländischen Kauderwälsch; — das ist eine traurige Nacht, eine sehr unangenehme Nacht. — Unsere Augen sahen nach dem dunkeln Eingange des Kirchhofs, ob wir vielleicht nicht Jemand sähen, der uns beobachtete.

— Ich bin erstarrt vor Kälte, setzte Bob kleinlaut hinzu.

— Feigherziger Alter! schon erschrocken? Wohlan, nimm dies auf deine Schulter und gehe vor uns her.

— O! Meine Herrn, wahrlich, wenn ich daran denke, die arme Kreatur in ihrem langen Schlafe stören zu wollen, so kommt es mir grausig vor.

Diese letzten Worte sprach er ganz pathetisch.

— Noch ein Schluck Brandwein, Bob; was meinst du?

— Nein, nein, Ihre Gnaden!

Seine abschlägige Antwort machte uns vollends muthlos. Es fehlte wenig, so wären wir in unsern Wagen zurückgestiegen und hätten unser Vorhaben aufgegeben. Aber alle unsere Kameraden waren davon unterrichtet, und welch' kränkender Spott hätte uns bei unserer Zurückkunft getroffen! Diese Furcht besiegte die Angst, die sich unser bemeistert hatte, und wir blieben an einer Ecke stehen, wo sich uns ein Zugang zum Kirchhofe bot. Merival pfiff; Ernest machte über die öde Stille der Kirchhöfe in mitternächtlicher Stunde einige unpassende Bemerkungen. Ich versuchte indeß den Muth meiner Kameraden ein wenig anzufeuern.

Unsere Arbeit wird bald gethan sein, sagte ich ihnen; das Grab kann nicht tief sein; wir sind zum mindesten in einer halben Stunde fertig; laßt uns eilen!

— Aber, zum Teufel! fiel Merival ein, indem er die Arme übereinanderschlug, wenn diese zwei Schurken von Brüdern da wären! ....

— Sie werden in Stücke gehauen, murmelte leise Ernest.

Wir setzten uns in Gang; Bob war unser Führer: ein Titel, der ihm gebührte, weil er ungefähr 3 Zoll uns voranging. Plötzlich stand er still, ließ den Sack fallen, erhob seine beiden Hände und hielt das Ohr hin, um zu horchen.

— Still! still! um Gotteswillen, es regt sich was.

Wir hielten inne und unsere blassen Gesichter betrachteten sich wechselseitig; wir hörten Nichts, als das dumpfe Geräusch der Fledermäuse, die über unsern Häuptern herflatterten.

— Mein' Seel' erwiederte Bob, man hat von der Hecke her gesprochen .... St!

— Dummkopf! — Seid ruhig, meine Freunde, wir wollen uns eilen; schon hat Mitternacht geschlagen, der Tag beginnt um 4 Uhr, und ich glaube, es wird gleich regnen. (Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus der Reise des Engländers Holman.

(Schluß.)

Der Thron der Ovahs wird nach bestimmter Reihenfolge besetzt. Das Gesetz, wonach dies geschieht, ist dem ähnlich, welches bei den Maleiischen Prinzen herrscht: die Nachkommen des regierenden Monarchen, die in weiblicher Linie geboren sind, folgen, und die Kinder des Monarchen sind ausgeschlossen; so ist z. B. der älteste Sohn der ältesten Tochter des Königs Erbe des Throns. Dieses sonderbare Gesetz scheint seinen Grund in dem ausschweifenden Leben des Hofes zu haben.

Nach dem Tode des Königs nimmt die Königinn einen Gatten da, wo es ihr gefällt, und ändert ihn so oft, wie sie will. Dieses Vorrecht besteht noch heut zu Tage, obschon seit den Berührungen mit England die Bildung in diesem Lande große Fortschritte gemacht hat.

Nach dem Gesetze kann der König 12 Frauen haben. Gewöhnlich wählt er sich 7 oder 8 davon selbst, die übrige Zahl machen diejenigen aus, welche ihm sein Vorgänger hinterlassen hat. Sitte und Staatsrücksichten gestehen allein diesen Letztern die Eigenschaft der Gattinnen zu; aber sie haben nur den Titel, denn sie sind meist häßlich und alt.

Außerdem kann der König sich so viele Favoritinnen wählen, als er will; sie werden aber in bestimmten Gemächern eingeschlossen und ihre Kinder nie anerkannt.

Die Reichen nehmen so viele Frauen, als sie nach ihrem Vermögen ernähren können. Es ist nicht ohne Beispiel, daß der Sohn eines Bruders zwei oder drei Töchter des andern Bruders heirathet.

In der Zeit, als die Engländer mit Madagascar in Handelsverhältnisse traten, herrschte Radama über diese Insel. Er war einer der aufgeklärtesten Männer, die je dieses Land beherrscht haben. Frei von den Vorurtheilen seiner Landsleute, liebte er es, sich über Sitten und Gebräuche fremder Länder zu unterrichten, und verfolgte mit einer beispiellosen Festigkeit die Pläne, von denen er glaubte, daß sie seinem Vaterlande Nutzen bringen könnten. Aber wie sehr er auch den Zustand der Barbarei, den er in seinem Reiche fand, bedauern mochte, so konnte er ihn doch nicht ganz beseitigen. Radama starb im Jahr 1828, um die Zeit, wo unser Reisende den Beherrscher des Theiles der Insel besuchte, von dem oben die Rede war. Als Nachfolger hatte er seine Favoritinn Ranavalona bestimmt. Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, daß die Einkünfte des Königs in den Zehnten bestehen, die man von den Bodenerzeugnissen erhebt. In der Hauptstadt des Reichs ist einiger Handel, im Allgemeinen aber sind die Einwohner höchst unwissend und verderbt. Die armen Volksklassen gehen beinahe nackt. Ihre Hütten zeugen vom größten Elende, vorzüglich im Innern des Landes. Die Eingebornen von Madagascar sind von Natur träge; mit der größten Gleichgültigkeit sehen sie das schrecklichste Unglück an; sie kennen keine größere Noth, als den Hunger. Die Madecassen gerathen nie in Wuth; um einen Schimpf zu rächen, sind sie zu feige, aber lange bewahren sie das Angedenken an eine ihnen zugefügte Unbilde, wenn sie auch noch so geringfügig ist. Die Furcht gebietet mit eiserner Gewalt über sie. Bei der Zerstörung ihres Eigenthums sehen sie ruhig und unbeweglich zu; wenn ihre Hütte abgebrannt ist, so bauen sie sich mit eben soviel Kaltblütigkeit eine andere, als wenn es sich darum handelte, ihre gewöhnliche Mahlzeit einzunehmen.

Bei diesen Völkern kennt man zur Abmarkung des Eigenthums kein anderes Zeichen, als einen kleinen in die Erde geschlagenen Pfahl, an dessen Ende ein Strohbüschel hängt. Bei jedem Hause findet sich der Begräbnißort der Familie. Wenn die Vornehmen krank sind, so schwebt das Leben Derjenigen, die um sie herum wohnen, in Gefahr; denn nach einem in ihren Sitten eingewurzelten Aberglauben ist schon mehr, als Einer der Letztern, barbarischen Vorurtheilen geopfert worden.

Eine der Schwestern Radama's wurde einige Tage hindurch von einer Krankheit niedergehalten. Es wurden vier ihrer Dienerinnen beschuldigt. Um die Probe ihrer Unschuld abzulegen, ließ man sie in verschiedene Hütten einsperren. Dann reichte man einer Jeden dieser Unglücklichen drei rohe Stücke von schwarzem Geflügel; man zwang sie, dieselben ganz zu verschlucken. Um ihnen Magenweh zu verursachen, fügte man noch eine große Dosis warmes Reiswasser hinzu. Wenn sie nicht alles Das, was sie genossen hatten, von sich gaben, oder wenn ihr Kopf sich nach Süden neigte, so waren sie der Hexerei gegen ihre Herrinn schuldig. Einer nur glückte es, ihre Unschuld zu beweisen, und sie wurde reichlich entschädigt; die andern wurden dagegen zum Tode verurtheilt. Obschon die jüngste davon die Favoritinn der Mutter des Königs war und obschon diese auf's Lebhafteste für sie Gnade zu erwirken suchte, so bestand doch Radama's Schwester auf ihren abergläubischen Gesinnungen und das Urtheil wurde vollzogen. Man führte die drei unglücklichen Mädchen auf einen hohen Felsen am Meere, wo sie das Antlitz nach Süden wenden mußten. Nachdem man sie auf schauderhafte Weise verstümmelt hatte, stürzte man sie in den Abgrund. Diesem Schauspiele wohnten die jungen Prinzen des Hofes bei und außerdem eine große Menge anderer Zuschauer. Während des ganzen Verfahrens gewahrte man bei der Menge auch nicht den geringsten Zug von Mitleid. Und doch waren alle drei in der Blüthe ihrer Jahre und eine davon von außerordentlicher Schönheit.

Ein Forte-Piano von Guß.

Vor Kurzem hat man in Rouen mit einem Forte-Piano von Guß den Versuch gemacht. Die Erfindung gebührt den beiden HH. Eder und Gaugain. Da der Guß viel weniger Raum verlangt, als das Holz, um mehr Kraft hervorzubringen, so gestattet er auch den Schwingungen des Resonanzbodens mehr Freiheit. Während die Dauer der sonoren Schwingungen in den besten Forte-Piano's von Holz nur 28 bis 30 Sekunden währt, währen sie hier 45 bis 47 Sekunden: ein Vortheil, der dem Spielenden erlaubt, die Töne unter einander zu verbinden, statt daß sie sonst sich nur getrennt von einander folgen. Ferner bewirkt die Festigkeit des Gusses, daß der Akkord Bestand hat, wodurch der Ton der Saiten mehr fixirt wird. Das Piano, welches als Muster zu Rouen vorgezeigt wurde, zeichnete sich durch den vollkommen hellen Klang aller Saiten auf ungewöhnliche Weise aus. Der Baß

ist außerordentlich volltönend, die hohen Töne haben nichts Schreiendes und die Verlängerung des Klanges bewirkt, daß die Noten sich mit einem eigenen Reitz von Melodie und Ausdruck spielen lassen: ein Vorzug, den die besten Forte-Piano's von Holz in einem so hohen Grade nie zu besitzen scheinen *). Die Société d'emulation von Rouen hat den Erfindern eine silberne Medaille zuerkannt.

*) Sollte das Forttönen der Saiten in andern Beziehungen nicht seinen großen Uebelstand haben? D. Red.

Der als Kupferstecher, Maler und Bildhauer gleichberühmte Künstler Pinelli ist vor Kurzem in einem Alter von 54 Jahren zu Rom gestorben. Sein Leichenbegängniß wurde mit aller Pracht gefeiert. Seinen Körper, einbalsamirt, stellte man mehre Tage öffentlich aus, dann wurde er von einem zahlreichen Fackelzuge, an dem fast alle Künstler Rom's Theil nahmen, und von den Studirenden, welche Cypressenzweige hielten, nach der Kirche geleitet. Ein Band des Paradieses von Dante mit den schönen Kupferstichen Pinelli's lag auf dem Sarge. Die Büste des Künstlers wird auf dem Capitol aufgestellt werden.

Räthsel.

Kannst du mir wohl die holde Blume nennen?
Sie blüht auf Erden, stammt vom Himmel her,
Nur edle Geister fühlen und erkennen
Den hohen Duft, das sanfte Strahlenmeer.
Wohl viele Pflanzen haben deren Namen,
Doch außer ihm sie Nichts von ihr bekamen.
Sieh'! und der Gärtner ist so hoch entzückt,
Wenn er nur mit der Form sein Pflänzchen schmückt,
Gleichviel ob auch die süße Würze fehlt;
Was nützt der Geist, das Kleid — denkt er — beseelt.
Versenke dich in jene Himmelsblüthe,
(Das Gärtnerpflänzchen aber mein' ich nicht)
Und sage mir, ob nicht dein Herz erglühte,
Wenn dich umstrahlt des Himmels reines Licht?

Theodor von Kaulsdorf.

Ph. Laven, Redacteur.

[22] Der Frauen-Verein für die städtischen Armen-Schulen giebt seinen menschenfreundlichen Mitbürgern, durch deren mildthätige Gaben das Institut bisher erhalten worden ist, Rechenschaft über seine Verwaltung vom Jahre 1834.

Herr Stadtrath Dany hat mit gewohnter Gefälligkeit die Kasse der Anstalt geführt.

Die Resultate der gelegten Rechnung sind folgende:

A. Einnahme.

				Rthl.	Sg.	Pf.
1) Bestand aus der Rechnung vom Jahre 1833.				29	24	6
2) Geschenk Seiner Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen				28	10	»
3) Baare Beiträge nach den Subscriptions-Listen.				1099	5	»
4) Zuschuß aus der Kasse der vereinigten Hospitien				50	»	»
5) Geschenke von Ungenannten	1	6	»			
	75	»	»			
	5	12	»	84	10	6
	3	»	»			
	»	22	6			
6) Kostgeld für 2 Kinder, gezahlt aus der Kasse des Land-Armenhauses				36	»	»
7) Ertrag des Strümpfstricker-Lohns				15	22	»
8) Von einer Theater-Vorstellung				23	12	3
9) Von einem Concerte				10	10	3
10) Hälfte der Collecte bei dem Essen vom 3. August 1834				18	22	»
Zu übertragen				1395	26	6

	Rthl.	Sgr.	Pf.
Uebertrag	1395	26	6
11) Ertrag einer Verloosung	53	13	»
12) Aus der Sparkasse zurückgezogen	50	»	»
13) Insgemein	7	14	4
	1507	23	10.

B. Ausgabe.

1) Für Kleiderstoffe ꝛc.	305	8	»			
2) Schuhmacher-Arbeit	127	7	»			
3) Wäsche	24	24	»			
4) Arbeits-Geräthschaften.	20	17	2			
5) Unterrichts-Mittel, Gehälter, Bücher ꝛc.	122	17	6			
6) Brodfrüchte, Bäckerlohn ꝛc.	232	11	8			
7) Gemüse	268	9	9			
8) Fleisch und Fett	111	28	6			
9) Küchen-Ausgaben	70	6	0			
	4	20	4			
10) Feuerung und Licht	113	5	»			
11) Reparaturen ꝛc. ꝛc.	79	17	9			
12) Insgemein	17	26	»			
				1498	19	4
Bestand				9	4	9

Nach Abzug des Bestandes aus der Rechnung vom Jahre 1833 und der Kosten für bauliche Einrichtungen ist in 1834 die wirkliche Ausgabe	1389	7	1
Die Beiträge an Victualien und Naturalien können angeschlagen werden zu	180	»	»
also verwendet in 1834	1569	7	1

Im Jahre 1834 waren durchschnittlich 55 Kinder in der Anstalt, es kommen mithin die Kosten der Lehre, der Kleidung und vollständigen Verpflegung für ein Kind zu stehen auf ungefähr 28½ Rthlr. Pr. Court.

	Mäd.	Knaben.	Summa.
Ende 1833 waren im Institute	36	22	58
Es sind während 1834 aufgenommen worden	14	12	26
Ueberhaupt.	50	34	84
Während 1834 untergebracht bei Herrschaften	7	»	7
Bei Handwerkern	»	2	2
Den Eltern und Anverwandten zurückgegeben oder von denselben gewaltsamer Weise zurückgezogen	13	9	22
Gestorben	1	1	2
In Allem ausgetreten.	21	12	33
Vorhanden am 1. Januar 1835	29	22	51

Dadurch, daß uns ein bedeutender Theil des von der Cholera-Lazareth-Einrichtung herrührenden Leinenzeugs geliehen worden, ist es uns möglich geworden, die Kinder sämmtlich in dem Institute zu betten.

Vier bei Handwerkern untergebrachte Knaben erhalten vertragsmäßig noch fortwährend die Kleidung aus der Anstalt.

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Hommer hatte die Güte, die Armen-Schulen vor der Hand noch in dem Clarissen-Kloster-Gebäude zu belassen.

Den Religionsunterricht geben, mit Genehmigung des Hrn. Regens Dr. Braun, dessen menschenfreundlicher Fürsorge das Institut schon so viel verdankt, zwei Herrn Semindristen. Den übrigen Unterricht ertheilen der Herr Lehrer Kolb, und die Kloster-Schwestern Therese und Waldrada.

Der Herr Dr. Schleicher behandelt die kranken Kinder mit gewohnter Bereitwilligkeit.

Kranke Kinder, welchen eine genügende Pflege nicht in der Anstalt gegeben werden kann, finden auf Anordnung der hochlöblichen Verwaltung der vereinigten Hospizien, ein Unterkommen im Bürgerhospital.

Wir haben die Genugthuung, daß im Jahre 1834 wieder mehrere ganz verlassene Kinder versorgt worden sind und viele andere zu der Hoffnung berechtigen, dereinst sich ernähren zu können, ohne ihren Mitmenschen zur Last zu fallen.

Unsern menschenfreundlichen Mitbürgern, welche uns im verwichenen Jahre so kräftig unterstützt haben, sagen wir für Ihre Wohlthaten unsern wärmsten Dank, und bitten wir Dieselben wiederholt, sich von der zweckmäßigen Verwendung Ihrer Gaben durch den Besuch der Anstalt zu vergewissern.

Der Frauen-Verein für die Armen-Schulen.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 16. Mai. **No. 39.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

Um das, was Trier und das ehemalige Kurfürstenthum in der folgenden Darstellung besonders betrifft, gehörig würdigen zu können, muß ich einiges Allgemeine, obgleich es bekannt genug ist, vorhergehen lassen.

König August II., König von Polen, starb im Februar 1733. Es entstand schon zur Zeit seiner Krankheit eine allemeine Bewegung in Europa über die Frage, wer dieses Thrones neuer Besitzer werden sollte? Anfangs schienen weder der Kaiser, noch Preußen, noch Rußland geneigt, den Sohn des verstorbenen Königs (den Sächsischen Prinzen Friedrich August) zu unterstützen. Diese drei Mächte schlossen sogar, bei der Nachricht von seines Vaters Krankheit, in Berlin im Dezember 1732 den sogenannten Löwenwald'schen Tractat*), in welchem sie übereinkamen, einen Portugiesischen Prinzen zum Könige von Polen zu machen! — Noch ehe der Tractat ratificirt war, starb August II. — Nun brach das Ungewitter völlig los, und, wie ein Historiker sehr wahr sagt, von Cadix bis Archangel wurde Gold und Blut verschwendet zu Entscheidung des Sarmatischen Thronstreites.

Der zur Königswahl versammelte Polnische Reichstag erklärte durch Stimmenmehrheit sich für die Wiedereinsetzung des Königs Stanislaus Lesczinsky, und der Hof zu Versailles gab sich alle Mühe, diesen (den Schwiegervater Ludwigs XV.) wieder auf den Thron zu bringen. Indessen wählte die minder zahlreiche Gegenparthei des Reichstages den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, unter dem Namen August III., zum König. —

Die Europäischen Mächte glaubten, jede nach ihrem besondern Standpunkt, es thue Noth, für Stanislaus oder für August das Schwert zu ziehen.

Die Russen und auch Oesterreich fürchteten den Einfluß der Franzosen in Polen — und ließen Truppen anrücken und erklärten sich endlich offen für Sachsen. August nämlich hatte der Kaiserinn Anna von Rußland über Curland nachgegeben und die pragmatische Sanction Carl's VI. zu Gunsten seiner Tochter Maria Theresia angenommen. Dies geschah im Juli 1733.

Frankreich gab indessen die Sache des Stanislaus auch jetzt noch nicht auf, rüstete scheinbar in Brest eine Flotte aus, welche ein Heer und Stanislaus selbst nach Polen führen sollte. Während die Russen den König Stanislaus zur See erwarteten, reis'te er verkleidet, blos von einem Herrn von Solignac begleitet, über Berlin nach Warschau, wo er am 12. Sept. von den auf dem Wahlfelde in Wola versammelten Polen zum König auf's neue gewählt ward. Die den Russen anhängige Parthei der Edelleute protestirte gegen diese Wahl, versammelte sich auf dem alten Wahlfelde bei Praga und rief dort den Kurfürsten von Sachsen zum König aus.

Ein Russisches Heer vertrieb den König Stanislaus aus Warschau, verfolgte ihn bis Danzig, aus welcher Stadt er nur mit äußerster Gefahr entrann — da von Rußland ein hoher Preis auf sein Haupt gesetzt worden. Es gelang ihm, sich erst auf das Preußische Gebiet zu retten: als Verbannter und Flüchtiger kehrte er nach Frankreich zurück.

Der Cardinal Fleury, erster Minister Ludwigs XV., suchte für die Sache Frankreichs Alliirte zu gewinnen, und schloß deshalb Bündnisse mit Sardinien u. Spanien.

Obgleich er sein friedfertiges System gerne fortgesetzt hätte, so erklärte er doch, durch die kriegs-

*) Weil der Russische Oberstallmeister von Löwenwald und der General Seckendorf ihn hauptsächlich zu Stande brachten. S. Schlossers Gesch. des 18. Jahrhunderts I. Abth. S. 99. — Offenbar scheint es Rußland mit diesem Tractat nicht Ernst gewesen zu sein — aber wohl dem Kaiser.

lustige Parthei des Hofes bestürmt, aus einem höchst sonderbaren Grunde dem Kaiser den Krieg (10. Oktober 1733). Das Französische Manifest sagte: A l'effet de venger l'injure, que ce prince venoit de lui (au Roi) faire dans la personne de son beau-pere.

Da die Oesterreichischen Niederlande durch Vertrag mit den Generalstaaten Hollands neutral waren, und da das Deutsche Reich mit den Streitigkeiten über Polen durchaus nichts zu schaffen hatte; so hätte der Krieg nur in Italien geführt werden sollen: allein die Franzosen besetzten Lothringen, weil Franz Stephan, der Herzog dieses Landes, zum Gemahl der Erbtochter Carl's VI. bestimmt war. Nicht zufrieden mit der Besetzung von Lothringen, nahmen sie auch die Reichsfestung Kehl. Bald nachher zogen sie nach Trier und unterhielten ein Heer durch Requisitionen im Kurfürstenthum.

Es wurde dem Kaiser jetzt leicht, das an allen diesen Dingen unschuldige Deutsche Reich im Jahr 1734 in den Krieg zu verwickeln — doch unter Protestation der Wittelsbachischen Fürsten von Baiern, Pfalz und Cöln, die keinen Theil daran nahmen.

Aber Trier und das Erzstift hatten um so mehr zu leiden, als der Kurfürst Franz Georg von Frankreich beschuldigt war, die Kriegserklärung von Seiten Deutschlands an Frankreich vor Allen bewirkt zu haben.

Ich will nun die Darstellung der damaligen traurigen Zeit aus den gleichzeitigen handschriftlichen Akten folgen lassen, die der tüchtige Weihbischof von Nalbach der Nachwelt vollständig hinterlassen hat, und welche seit dem Jahr 1820 in der Bibliothek zu Trier aufbewahrt werden. (Fortsetzung folgt.)

Napoleons Besuch in der Kirche zu St. Paulin bei Trier und die Folgen desselben.

Von J. P. Schmitt.

(Fortsetzung.)

Wieder bei seiner Begleitung angekommen, übergab er die Bittschrift und ging langsam, die Kirche von allen Seiten betrachtend, bis zum Ausgange, ohne mit Jemand ein Wort zu sprechen, dankte vor dem Thore dem Hrn. Pastor, welcher ihn bis dahin begleitet hatte, und entschwand unter dem Vive l'Empereur! welches ihn beim Austritte aus der Kirche empfangen hatte.

Kaum war der Pastor in die Kirche zurückgekehrt, als ihm der Abbé de Prad eiligst folgte und aus Auftrag des Kaisers sagte: „daß ihm Alles sehr wohl gefallen habe und daß er der Sache eingedenk sein würde."

Den 9. October erhielt der Hr. Pastor von Luxemburg aus folgendes Schreiben:

Monsieur!

Je suis chargé de vous prévenir, que S. M. a donné l'ordre de vous faire toucher la somme de six cent francs. M. le Grand Maréchal a prévenu M. le receveur général du département. Il est chargé d'acquitter cette somme et voudra bien le faire sur la présentation de ma lettre.

J'ai l'honneur d'être
Monsieur

à Luxemburg
17. Vend. an 13. Votre très humble et très obéissant serviteur L'abbé de Prad aum. ord. de l'Emp.

P. S. Vous avez la pleine et entière disposition de cette somme.

Einige Tage nachher, am 14. October, wurde dem Hrn. Pastor diese Summe wirklich ausgezahlt.

Die Thatsache, welche mit diesem Besuche der Paulinskirche in Verbindung steht, ist der 2. Art. des Kaiserlichen Dekrets vom 15. Ventôse des Jahres XIII. er heißt:

„Die nicht veräußerten Güter und Renten, so von „den Fabriken und Collegialkirchen herrühren, sollen „den Fabriken der Pfarr- und Sukkursalkirchen, in „deren Beringe die Güter gelegen und die Renten zahl„fällig sind, gehören."

Diese Verordnung, welche nicht lange, ungefähr 5 Monate nach der Einreichung der besagten Bittschrift in der Paulinskirche erfolgte, enthielt die Gewährung des in derselben enthaltenen Gesuches, und diente als Antwort auf dieselbe, indem eine spezielle nicht erfolgte. Nehmen wir nun das Versprechen des Kaisers, daß er der Sache eingedenk sein werde, hinzu, so bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß jene Bittschrift mit der Erlassung jener in Art. 2. enthaltenen Verfügung in Verbindung stand. Wie groß aber der Einfluß jener Bittschrift war, läßt sich nun freilich ohne Weiteres nicht mit Gewißheit bestimmen, vielleicht war sie nur die Veranlassung zu einer schnellern Erlassung dieses Dekretes, ohne daß sie den 2. Art. selbst verursachte. Denn es bleibt immer denkbar, daß auch ohne den Besuch der Paulinskirche und die Einreichung jener Bittschrift dieses Dekret habe erlassen werden können, nach dem von dem Gouvernement in dem Dekrete vom 15. Thermidor des Jahres XI. ausgesprochenen Grundsatze, daß die Kirchengüter ihrer Bestimmung wieder geschenkt werden sollten: eine Muthmaßung, welche um so eher Glauben findet, da jene Verfügung über die Uebertragung der Stiftsgüter an die bezeichneten Pfarrkirchen mit jener über die Rückerstattung der von den Domkirchen und Domstiftern herrührenden Fabrikgüter zugleich erlassen wurde, worauf doch jene Bittschrift gar keinen Bezug hatte.

Eine nähere Betrachtung der Sache wird uns Aufschlüsse ertheilen, wodurch unser Urtheil auch in dieser Beziehung nicht mehr schwankend bleiben kann.

Der Art. 1. des besagten Dekrets heißt: „Die „nicht veräußerten Güter und Renten, welche von den „Fabriken der Metropolitan- und Domkirchen der vor„maligen Bisthümer, so wie auch jene, die von Fabri„ken der vormaligen Metropolitan- und Domstifter her„rühren, sollen den Fabriken der Metropolitan- und „Domkirchen und jenen der Stifter der wirklichen Bis„thümer, in deren Beringe die Güter gelegen und die „Renten zahlfällig sind, gehören."

Dieser erste und der früher angegebene zweite Artikel des Dekretes vom 15. Ventôse sind erlassen in Beziehung auf das Dekret vom 7. Thermidor des Jahres XI. und enthalten eine Ausdehnung dieses Dekretes auf die in Art 1. und 2. bezeichneten Fälle.

Wenn nun auch in diesen beiden Artikeln Rede ist von Stiftsgütern, so ist doch die Verfügung in Art. 2. wesentlich verschieden.

In Art. 1. sind die Güter ihrer Bestimmung zurückgegeben, anders verhält es sich mit den in Art. 2. bezeichneten Stiftsgütern; die Stifter waren aufgelöst, keine neuen waren an ihre Stellen getreten, und von einer Rückerstattung konnte also da nicht mehr die Rede sein.

Wenn also auch das Gouvernement veranlaßt worden war, die Stiftsgüter im Allgemeinen ebenfalls ihrer Bestimmung zurückzugeben, so ließe sich daraus doch noch nicht der Art. 2. erklären, indem keine Stifter

mehr vorhanden waren, und der Grundsatz der Rückerstattung nur da hätte Anwendung finden können, wo ein Zurückkehren zu der vormaligen Bestimmung möglich war. (Schluß folgt.)

Der Leichendiebstahl.

(Fortsetzung.)

Wirklich schlugen auch einige schwere Regentropfen auf die Blätter der Bäume; die Hitze, die in der Atmosphäre herrschte, verkündigte ein Gewitter. Wir erreichten die Mauer des Kirchhofs, über die wir klettern mußten; zum Glücke war sie nicht hoch. Hier fing unser Irländischer Reisegefährte von Neuem an, uns zu chikaniren. Ich hatte ihm gesagt, daß er den Sack niederlegen, über die Mauer klettern und zusehen solle, ob der Kirchhof ruhig sei, ob Niemand uns daselbst beobachte, ob er ein neugemachtes Grab entdecken könne. Er machte tausend Schwierigkeiten; endlich drohte ich ihm mit dem Stocke. Dies half, und in Kurzem sah ich ihn auf der Mauer kreuzwegs sitzen. Er war in der gräßlichsten Noth, als eben ein Blitz, dem zwei schreckliche Schläge folgten, ihm die größte Angst einjagten. Er machte Kreuze auf Kreuze, murmelte einige unverständliche Worte und fiel endlich zu unsern Füßen nieder.

— O meine Herrn, meine liebe Herrn, sagte er, ausgestreckt auf dem Boden, werden sie die arme Kreatur wieder dereinst in gesegnete Erde legen? Bei meiner Ehre, ich willige nie ein, ich ....

— Schweig', Bob, du langweilst uns, sprach ich, aus meinem Ueberrocke zwei Pistolen hervorziehend; wir sind mit dir übereingekommen, daß du uns beistehen sollst, und haben leider in dir einen nichtswürdigen Schurken kennen gelernt. Jetzt, Memme, schweige, wenn du nicht eine Kugel durch den Kopf haben willst; hörst, du Bob?

— Ein wenig Geduld, meine besten Gentlemens, erschießen Sie mich nicht, meine guten Herrn. Ich bin wahrhaft unglücklich, daß ich mitgegangen bin.

Keine Erklärung; steige wieder hinauf, spring hinab, lege den Sack auf den Kirchhof und erwarte uns.

Alles wurde pünktlich vollzogen.

Bald waren wir auf dem Kirchhofe. Nichts muck'te sich; aber die Blitze leuchteten hell, von Zeit zu Zeit warfen sie einen rothen, vorübergehenden Glanz auf die weißen Grabmäler und auf den schwarz-grünen Epheu, der die alte Kirche umzog, und auf uns selber, die wir von Kälte und Angst zitterten, als wir so nahe daran waren, den schändlichen Raub zu begehen. Das Gefühl der ruchlosen That oder vielmehr die Gewissensbisse, die uns folterten, sind mir noch gegenwärtig. Es war keine Zeit zu verlieren; ich ließ meine Kameraden in dem Schatten stehen, den die Mauer warf, und ging auf die Entdeckung aus. Die Erkundigungen, die ich eingezogen hatte, waren sehr genau, und ich fand ohne Mühe das Grab, welches ich suchte; ich ging hierauf zu den mich erwartenden Freunden zurück. Der Regen fiel stromweise. Unsere Flaschen leerten wir fast ganz, und weil der Muth von Bob so gewaltig gesunken war, reichten wir ihm das Uebrige, und erstickten so in seiner bangen Brust gleichsam jedes Andenken an den Ort, wo er sich fand. Mit der größten Hast öffnete er den Sack, zog die Instrumente heraus und gab sich mit unglaublicher Anstrengung an die Arbeit. Wir halfen ihm, so gut wir konnten, aber wir brachten bei Weitem nicht so viel zu Wege, wie er. Der Regen hörte auf, die Blitze leuchteten nicht mehr; nur der Donner rollte noch in der Ferne, gleichsam als wollte der Zorn des Himmels aus tiefer Wolkennacht seinen Fluch auf uns herabwälzen. Es herrschte eine vollkommene Dunkelheit um uns. Wir hatten indeß schon 3 Fuß Erde herausgegraben: dies war aber noch nicht die Hälfte unserer Arbeit, was uns ein wenig entmuthigte.

— O, bei den Gebeinen meines Schutzpatrons, schrie Bob, es wird acht Uhr, ehe wir fertig werden.

Dieser Ausruf raubte uns vollends allen Muth und wir fingen eben an, die wissenschaftliche Don-Quixotiade, welche uns auf den Kirchhof von Wimbledon geführt hatte, zu verfluchen, als plötzlich ein Geräusch sich in der Nähe vernehmen ließ. Jeder von uns ließ sein Werkzeug fallen und während 2 bis 3 Minuten blieben wir stumm, unbeweglich, in angstvoller Erwartung stehen. Wir sahen nicht weiter um uns, als 2 bis 3 Fuß; aber wir vernahmen Fußtritte auf dem Rasen, die immer näher herankamen.

Der einsame Spaziergänger war, ganz einfach gesagt, ein Esel, den ein oekonomischer Bauer in den Kirchhof eingesperrt hatte und der, nach seinen Disteln suchend, bis zu uns herantrabte. Unser Geschäft war übrigens gar zu ernst und wir waren zu sehr damit beschäftigt, um auch nur die geringste Lachlust zu verspüren. Gott nur weiß, mit welchen Schimpfwörtern Bob dieses arme Thier belastete und wie viele Zeit er brauchte, um sich wieder an seine Arbeit zu geben. In weniger als einer halben Stunde berührten unsere Sohlen den Deckel des Todtensargs; Seile wurden umgelegt, um ihn aufzuheben und herauszuziehen. Doch wieder eine neue Angst! — ein Mensch geht, eine menschliche Stimme läßt sich hören: diesen doppelten Ton konnte man leicht unterscheiden; erstarrt vor Schrecken, warfen wir uns auf die Erde nieder und harrten so der Dinge, die da kommen sollten. Fünf oder sechs Minuten verflossen: Alles wurde wieder ruhig; wir athmeten freier. Der größte Theil unserer gotteslästerischen Unternehmung war noch nicht vollendet; muthig arbeiteten wir weiter. Wir griffen jetzt zu den eisernen Instrumenten, die wir mitgenommen hatten, um den Deckel von dem Sarge abzulösen. Bald warf der Mond sein bleiches Licht auf die todtstille Schläferinn; wir waren eben daran, sie herauszuheben, als Ernest sie fallen ließ und schrie:

Ha! da sind sie!

Seine Hand, die er auf meine Schultern legte, zitterte gewaltig; ich betrachtete ihn, um zu sehen, nach welcher Seite er hinschaute, und ich gewahrte nur allzudeutlich einen, wenn nicht zwei Menschen, welche mit großen Schritten an der Mauer hingingen.

— Wir sind entdeckt, sagte ich mit aller Ruhe, deren ich fähig war.

— Sie werden uns ermorden, fiel Ernest ein.

— Gieb mir eine Pistole her, bat Merival, daß ich eine Kugel habe, um mich zu vertheidigen.

Bob hörte unsere schreckhafte Unterredung an: eine stumme Angst rieselte über seine ganze Gestalt. Es fehlte wenig, so hätte ich selbst in diesem Momente laut aufgelacht bei dem Anblicke seiner kleinen, schwarzen Augen, seiner rothen Nase, die der Mond versilberte, und seines halbgeöffneten Mundes, welcher eine doppelte Reihe weißer Zähne zeigte, die vor kalter Angst an einander knirschten. (Fortsetzung folgt.)

Eine Sage aus Marseille.

Es geht in Marseille die Sage, daß vor ungefähr 200 Jahren alle Uhren dieser Stadt eine Stunde vor-

gestellt worden seien, und zwar in Folge der nachstehenden Geschichte.

In der Nähe der Stadt lebte ein gewisser Valette aus alter Familie, ein Mann von ansehnlichem Vermögen. Er hatte die Tochter des Maires der Stadt geheirathet, die so schön war, daß sie allgemein die: „Rose von Marseille" hieß. Sie gab ihrem Gatten zwei Töchter und zwei Söhne, und wegen deren Erziehung nahm Valette nach mehrern Jahren seinen Aufenthalt in Paris. Als Verwalter seiner Besitzung bei Marseille ließ er einen gewissen Le Brun zurück. In Paris schloß sich Valette der lustigen Modenwelt an, was ihn nöthigte, seinen Verwalter häufig um Zusendung von Geld zu ersuchen. Dieser mußte deshalb die Landleute hart bedrücken, und wurde bald von diesen eben so gehaßt, wie Valette geliebt worden war. Hätte Valette gewußt, daß er in Paris den sauern Schweiß seiner Leute vergeudete, er würde gewiß anders gelebt haben. Einst in der Nacht erschien ihm die Gestalt seines Verwalters mit Blut bedeckt, und sagte ihm, er sei von den erzürnten Bauern ermordet und unter einem Baume verscharrt worden, den die Gestalt sehr deutlich beschrieb. Dann ersuchte der Geist Le Brun's Valette, augenblicklich nach Marseille zurückzukehren und den verstümmelten Leichnam in geweihter Erde begraben zu lassen, weil außerdem sein Geist nimmer Ruhe haben werde. Valette erschrak über diese seltsame Erscheinung sehr, wunderte sich über die genauen Angaben, redete sich aber am Morgen doch ein, daß es nur ein beängstigender, wenn auch merkwürdiger Traum gewesen sei. In der nächsten Nacht stellte sich der Geist Le Brun's erzürnt wieder ein und schalt Valette, daß er die Bitte, die er an ihn gethan, nicht erfüllt habe. Valette versprach, es den nächsten Tag zu thun, als aber dieser kam, schämte er sich von neuem, von einem Traume sich beunruhigen zu lassen, schrieb aber an seinen Verwalter nach Marseille. In der dritten Nacht erschien indeß der Geist von neuem, diesmal außerordentlich erzürnt, brachte sein Gesuch nochmals an und setzte hinzu, wenn Valette dasselbe erfülle, wolle er (der Geist) ihm auch vier und zwanzig Stunden vorher seinen Tod anzeigen, damit er nicht unvorbereitet sterbe. Valette versprach nochmals, zu thun, wie ihm geheißen war, und den nächsten Tag reiste er nach einer Abwesenheit von zehn Jahren wirklich nach Marseille zurück, indem er seiner Familie angab, dringende unaufschiebliche Geschäfte riefen ihn dahin.

Le Brun war wirklich ermordet, und Valette fand dessen verstümmelten Leichnam unter dem Baume an der Waldecke, wie ihm der Geist gesagt und beschrieben hatte. Vergebens bemühte er sich, die Mörder ausfindig zu machen, aber er überzeugte sich von der Noth seiner Untergebenen, und sie ging ihm so zu Herzen, daß er nur in der Absicht nach Paris zurückkehrte, um seine Familie nach Marseille zurückzuholen.

Acht Jahre nach der Rückkehr von Paris wurde ein Bau auf dem Gute des Herrn Valette nöthig, und die Familie zog unterdeß in die Stadt zu dem Vater der Frau Valette, deren Gatte jenen Mord und die damit in Verbindung stehende Erscheinung fast ganz vergessen hatte.

Als die Familie einst vergnügt beim Abendessen saß, hörte man ein starkes Pochen an die Thüre. Der Bediente ging hinaus, sah aber Niemand. Bald darauf hörte man das Klopfen, aber stärker, wieder, und der älteste Sohn Valette's ging nun selbst hinaus, sah aber ebenfalls Niemand. Als es zum drittenmale und noch stärker klopfte, gedachte Valette an jene Erscheinung, und er sagte: „Ich will selbst hinaus gehen; ich glaube zu wissen, wer klopft." Als er die Thüre öffnete, sah er den Geist seines Verwalters, der ihm zuflüsterte, in der nächsten Nacht um dieselbe Stunde, zwölf Uhr, müsse er die Welt verlassen, worauf die Erscheinung verschwand.

Valette kam bleich und erschrocken zurück, und erzählte auf vieles Bitten jetzt erst, was ihm vor acht Jahren und eben jetzt begegnet sei. Die Familie erschrack, wie natürlich, außerordentlich; die Gattinn und die Kinder Valette's hingen sich weinend an ihn und trösteten ihn. Der Schwiegervater, der Ungläubigste von allen, suchte die Sache lächerlich zu machen, sann aber auf ein Mittel, um die Folgen, welche die Furcht haben könnte, abzuwenden, und ließ endlich alle Uhren der Stadt eine Stunde vorstellen, so daß, wenn die bestimmte Stunde schlage und das gedrohte Schicksal nicht eintrete, Valette beruhigt werde.

Am nächsten Tage ordnete Valette seine Angelegenheiten, nahm das heilige Abendmahl und bereitete sich völlig zum Tode vor. Abends saß er bei seiner Familie, die fortwährend weinte, und von der er Abschied nahm, als es elf Uhr schlug. Niemand sprach. Als endlich die zwölfte Stunde schlug, stand Valette auf und rief: „Gott sei meiner Seele gnädig! Meine Stunde ist gekommen!" Er hörte alle Glocken in der Stadt deutlich schlagen. „Sollte es eine Täuschung gewesen sein?" sprach er endlich, als der Tod nicht kam. „Der Geist hat dich getäuscht," fiel der Schwiegervater spottend ein. „Denke nicht mehr an die fatale Geschichte!" — „Gottes Wille geschehe!" entgegnete Valette; „ich werde in mein Zimmer gehen und Gott für die Rettung danken." Danville, der Schwiegervater, wünschte sich zum Gelingen seiner List Glück, und sie schieden — auf Nimmerwiedersehen.

Als Valette ziemlich eine Stunde in seinem Zimmer gewesen war, fiel ihm ein, daß er in einem Schranke ein wichtiges Papier ununterzeichnet habe liegen lassen. Auf dem Wege aus seinem Zimmer zu jenem Schranke mußte er vor der Treppe vorbei, welche gerade hinunter in den Keller führte. Als er an die Treppe kam, hörte er da unten ein verworrenes Geräusch, und er eilte sogleich hinunter, um zu sehen, was es sei. Kaum war er unten, so stieß eine ungesehene Hand einen Dolch in sein Herz, und in demselben Augenblicke schlugen alle Uhren in Marseille ein oder eigentlich zwölf Uhr, die Stunde, welche der Geist angegeben hatte.

Es waren Diebe in Danville's Keller eingebrochen, und als sie sich entdeckt sahen, wußten sie nicht anders zu entkommen, als dadurch, daß sie den unglücklichen Valette ermordeten, und so wurden sie, ohne es zu wissen, die Werkzeuge des Schicksals.

Auflösung des Räthsels in No. 38: Das Gedicht.

Ph. Laven, Redacteur.

[23] Einer mehrseitig an mich ergangenen Aufforderung, eine zweite Auflage der von mir früher herausgegebenen chronologischen Tabelle, darstellend die wichtigsten Momente aus dem Leben Napoleon's, herauszugeben, zu begegnen, zeige ich hiemit an, daß eine zweite vielfällig vermehrte Auflage nunmehr erschienen und das Ex. zu 12 Sgr. in der Blattau'schen Buchdruckerei zu haben ist. Bei Abnahme von 10 Ex. wird das 11. gratis gegeben.

Benge.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.



1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 20. Mai. No. 40.



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Ehe ich das Trauerspiel, nach der genannten Akten-Sammlung, darstelle, will ich vorerst die feindliche Besetzung unsrer Stadt und des Landes mit den Worten einer andern, ebenfalls gleichzeitigen Handschrift erzählen.

In dieser lesen wir, wie folgt:

,,Anno 1734. Nachdem die frantzosen anfangs
,,Martii das fort de Keel belagert und eingenohmen,
,,haben sie sich hernacher in großer anzahl den 8. April
,,auf Trier begeben; von dannen auf Trarbach, wel-
,,ches sie den 24. dieses angefangen zu beschießen und
,,grausam zu bombardieren, welches sie auch, wiewohl
,,nit ohne Verlust vieller officir, erhalten den 8. May."

,,Weillen die Statt Trier von continuirlicher zwey
,,ad 3täglicher an- und abmarschierung, auch sogar
,,mit 8 bataillions zugleich besetzt war; also ist die
,,inquartirung der Statt sehr hart gefallen; sogar daß
,,kein kloster, sowohl weibs- als mänlichen geschlechts
,,frey geblieben; wiewohl die soldaten alle in unter-
,,schiedenen gärten und olcken gelegen, so ist den klöstern
,,jedoch die inquartirung deren officierer in großer an-
,,zahl zu theil gefallen; wie es unserem kloster *) dan
,,ebenfahls wiederfahren mit einem Billet von 10 Of-
,,ficirer und 20 Pferdten — und zwahre mit solcher
,,ungestümmer gewalt, daß sie, wegen mangel der stellage
,,für die Pferdt, durchaus die Clausur *) wolten er-
,,öffenet haben, weillen sehr regnerisch Wetter war. —
,,Dargegen man sich öffter wiedersetzet; gleichwohlen
,,nach erhaltenem nochmahligem Billet von dem magis-
,,trat hatt man wegen größerer und gefährlicher böser
,,Erfolgungen die Clausur eröffnet, die Pferdt allein
,,unter einen schoptag hingestelt, die officirer sambt
,,Knechten in das Vorgehäuß inquartirt, womit sie in
,,höfflichkeit hernacher zufrieden gewesen. Wir haben
,,den ersten abendt essen und trinken geben."

,,Es ist auch nit zu beschreiben der schrecken und
,,lermen, so in der gantzer Statt und den Dörffern ge-
,,wesen, alß die frantzosen haben sollen kommen. Die
,,leuth haben von den Dörfferen in die Statt geflicht,
,,und in der Statt war das gesprech, wir sollten ge-
,,plündert und verbrandt werden. So haben wir un-
,,sere wenige sachen in die archiff getragen, und die
,,eiserne thüre zugemauert; aber nach der gefahr gleich
,,wider herausgenohmen, welches auch ohne schaden
,,länger nit hat liegen können." —

Weiter heißt es: ,,Auch haben die frantzosen mit
,,12 tausendt man und 900 officirer das Winterquar-
,,tier (von 1734 — 35) in Trier bezogen mit unbe-
,,schreiblichen Lasten der Statt und bürgerschaft, auch
,,allen geistlichen Mans- und Jungfrauen-Clöster. Die
,,Abteyen St. Maximin, St. Matheis und jede andere
,,alß bey 700 oder 800 Man mit ihren officirer logi-
,,ren müssen; auch alle Stiefter und Dohmherren. Un-
,,ser Closter hat (den 26. Oktober 1734) 18 Man mit
,,zwey Scherschandten in unserem gesindshäuegen logi-
,,ren müssen; und hat man aufänglich alle Monath der
,,officirer sowohl, als soldaten die quartier verändert,
,,welches eine unglaubliche Verdrießlichkeit verursacht;
,,indem man so offt, als sie hinweg sein gangen, hat

---

*) Das Frauen-Kloster St. Johann in der Brodgasse, gewöhnlich Johannes-Spitälchen genannt. — Eine der Kloster-Jungfrauen hatte diese gutmüthigen Erzählungen niedergeschrieben. Sie konnte nicht vermuthen, daß nach hundert Jahren von ihrer naiven Darstellung Gebrauch gemacht werden würde. —

*) In den Nonnenklöstern, nach der strengeren Regel, hieß das Innere des Gebäudes, wo die Klosterjungfrauen wohnten, die Clausur, die keine männliche Person betreten durfte.

„müssen essen und trinken geben, auch denen so dan „gleich sein ankommen; welche Veränderung bey uns „ist dreymahl geschehen. Die letzteren seindt auf 4 Mo„nath bey uns blieben. Sie haben auch das Churfürst„liche Palast zum Spital gemacht. — Heu und stroh „hat unser armes Closter müssen lieferen, vor das erste „jahr 300 Rantionen heu und eben so vil stroh und „haber, neben so schweren Contributionsgelter."

„Es haben auch die frantzosen, neben gemeltem „Volk so in der Statt Trier gelegen, auch die Dörf„fer auff der Mosel biß unter Berncastel mit Volk be„legt — bis endtlich im Jahr 1735, den 10. May „dieße beschwerte Garnison abmarschiert. Im Monat „Augusti haben die frantzosen das Spital verändert, „und haben die Abtey zu S. Martein zum Spital ge„macht, daß also die Geistliche mit schmerzen ihr Closter „verlassen mußten. — Es seindt an der Brückerportten, „da die frantzosen ihre festung gemacht haben, so ville „häußer abgebrochen worden, daß ein Dauer war, die „leuth anzuhören." —

Was im Jahre 1735 in Trier sonst noch Kriegerisches sich ereignet und die gute Nonne niedergeschrieben hat, werde ich am Schlusse des eigentlichen Gegenstandes dieser Darstellung folgen lassen. Die Klosterfrau gefällt sich auch in der Erzählung von Märschen und Schlachten. (Fortsetzuug folgt.)

Napoleon's Besuch in der Kirche zu St. Paulin bei Trier und die Folgen desselben.

Von J. P. Schmitt.

(Schluß.)

Der Art. 2 ist nicht bloß eine ausgedehntere Anwendung des in Art. 1. vom 7. Thermidor des Jahres **XI.** ausgesprochenen Grundsatzes, sondern eine weitere Ausdehnung dieses Grundsatzes selbst, denn jener Grundsatz konnte nur auf Rückerstattung von Pfarrgütern zum Wohle der noch bestehehenden Pfarreien Anwendung finden, hier werden aber auch Güter, die die nicht Pfarrgüter waren, aber früher doch zur Eristenz der Pfarrei beitrugen, zum Wohl derselben verwandt.

Außerdem hat dieser Artikel noch das Bemerkenswerthe an sich, daß er grade nur der Güter der aufgehobenen Stifter und nicht auch der aufgehobenen Klöster erwähnt, welche doch mit ihnen in derselben Kathegorie standen. Wenn wir dieses zusammen nehmen, so können wir nicht anders denken, als daß eine besondere Veranlassung da gewesen sein müsse, warum das Gouvernement zu einer so weiten Ausdehnung des über Rückerstattung von Kirchengütern festgesetzten Grundsatzes grade in diesem besondern Falle geschritten ist, und den Pfarrkirchen, in deren Beringe Stifter gelegen waren, so große Vortheile zu Theil werden ließ, während diejenigen Kirchen, in deren Beringe Klöster gelegen waren, und von denen jene ihre Eristenz hatten, ganz unberücksichtigt blieben. Ein Beispiel hiervon haben wir an der Pfarrei St. Mathias bei Trier.

Eine solche spezielle Veranlassnng finden wir in dem Besuche der Paulinskirche und der bei dieser Gelegenheit eingereichten Bittschrift. Ein Ereigniß, welches geeignet ist, Alles aufzuhellen, was uns sonst unerklärlich bleiben würde; denn wie viel ein: „Ich bin zufrieden", „Ich werde der Sache eingedenk sein" im Munde des Kaisers zu bedeuten hatte, ist bekannt.

Es dürfte also, wenn man das Vorhergehende zusammenfaßt, die Behauptung nicht mehr befremdend vorkommen, daß jener 2. Artikel ganz allein durch den Besuch der Paulinskirche in's Dasein getreten sei.

Jedoch könnte man hier noch einige Bedenklichkeiten erheben, und sagen: Wenn ein Decret in Betreff der Stiftsgüter durch jene Bittschrift veranlaßt worden wäre, wenn also statt einer speziellen Bewilligung Dessen, worauf in jener Bittschrift das Gesuch hinging, ein allgemeines Decret hätte erlassen werden sollen, so hätte dieses Decret doch nur eben jene Kirchen berücksichtigen können, welche mit der Pfarrei St. Paulin in gleichem Verhältnisse standen, nämlich wo die Eristenz der Pfarrei von dem Stifte abhing, und dieselbe ohne das Stift nicht Hilfsmittel genug besaß, sich selbst zu erhalten.

Hatte Napoleon einmal den Entschluß gefaßt, der Pfarrei St. Paulin und allen sich in ähnlichem Falle befindlichen Pfarreien die ehemaligen Stiftsgüter zukommen zu lassen, zu welcher Annahme wir schon durch das früher Gesagte berechtigt sind, so mußte nach dem von dem Gouvernement in allen ähnlichen Fällen befolgten Grundsatze, „Die Decrete so allgemein als möglich zu machen" weil eine Spezifizirung in so verwickelten Verhälnissen schwierig, und nur zur Erweiterung und Verwirrung der ohnehin schon übermäßigen Geschäfte beigetragen, und außerdem Anlaß zu Unzufriedenheiten gegeben hätte, jener zweite Artikel in dieser Ausdehnung gegeben werden.

Dieses nun auch angenommen, daß die Rückgabe der Stiftsgüter in dieser Allgemeinheit durch jene Bittschrift habe veranlaßt werden können, so müßte doch der Hauptzweck, nämlich die Eristenz der benannten Pfarreien, vorzüglich in's Auge gefaßt worden sein, was aber in jenem Artikel der Fall nicht ist: er sagt ganz allgemein: „Die noch nicht veräußerten Stiftsgüter sollen den Pfarreien angehören, in deren Bering dieselben gelegen und die Renten zahlfällig sind, bei welcher Allgemeinheit vielleicht grade jene Pfarreien, welche der Güter ammeisten bedurften, unberücksichtigt geblieben sein konnten, indem die Güter außer ihrem Beringe lagen, und dieselben andern Pfarreien anheim fallen konnten, welche selbst Vermögen genug besaßen.

In den Decreten über Rückerstattung von Kirchengütern finden wir die Bestimmung, daß sie an die Kirchen fallen sollen, in deren Bereiche sie gelegen sind, durchgreifend, wenn auch dabei der eigentliche Zweck des Gouvernements in vielen Fällen nicht erreicht wurde. Das Gouvernement sah diese Bestimmung für die einfachste, und in so verwickelten Verhältnissen für die zweckmäßigste an, konnte also einzelner Fälle wegen keine Veränderung hierin vornehmen. Daß dieses der Fall gewesen, sehen wir auffallend in dem Decrete vom 7. Thermidor des Jahres **XI.**

Es galt nämlich in Betreff der Pfarrgüter der Grundsatz, dieselben sollen ihrer Bestimmung wiedergeschenkt werden, und zur völligen Erreichung dieses Zweckes dann auch die Güter der aufgehobenen Kirchen mit den Gütern derjenigen Kirchen, mit welchen der Dienst der aufgehobenen verbunden worden war, vereinigt werden, wie dies aus dem Decrete vom 31. Juli 1806 hervorgeht, *) und doch heißt es in jenem

*) Considerant que la réunion des églises est le seul motif de la concession des biens des fabriques de ces églises; que c'est une mesure de justice, que le gouvernement a adoptée, pour que le service des églises supprimées fût continué dans les églises conservées, et pour que les intentions des donateurs ou fondateurs fussent remplies etc. etc.

Decrete: „Die Güter der aufgehobenen Kirchen sollen mit denen vereinigt werden, in deren Beringe die Güter gelegen sind“, wodurch also ebenfalls der Zweck des Gouvernements in vielen Fällen nur halb oder gar nicht erreicht werden konnte.

Wir haben also, wenn wir das Ganze zusammenfassen, Gründe dafür, daß der Besuch der Paulinskirche auf das Decret vom 13. Ventôse des Jahres **XIII.** von Einfluß war, ja es ganz, wenigstens den 2. Artikel desselben veranlaßt habe, ohne daß die gemachten Einwendungen im Stande wären, unser Urtheil abzuändern, und wir müssen daher bei dem früher gefundenen Resultate stehen bleiben.

Um die Wichtigkeit dieses Decretes besser schätzen zu lernen, will ich nur die Vortheile, die es für die Pfarrei St. Paulin hatte, anführen.

Die Paulinskirche war, wie alle Stiftskirchen, Staatsgut geworden, u. war dem allgemeinen Loose der Demolition nur ihrer Gemälde wegen entgangen; jedoch war der Befehl, daß die Orgel, die Glocken und das eiserne Gitter herausgenommen werden sollten, schon dem Herrn Pastor bekannt gemacht worden, so daß nach und nach das Gebäude des Werthvollen, was sich darin befand, entblößt und nur das Gemäuer zurückgelassen worden wäre, welches dann ebenfalls seinen Ruin gefunden hätte, da keine Aufsicht über dasselbe und kein Fond zur Erhaltung desselben da war.

Durch jenes Decret aber wurde die Kirche nebst einem Kapital von etwa 150,000 Fr. Eigenthum der Pfarrei, wodurch nicht nur das Gebäude gerettet, sondern auch der Pfarrei, welche aus eigenen Mitteln nicht hätte bestehen können, die Existenz gesichert wurde.

Etwas über das persönliche Verdienst von Seiten des Hrn. Pastors bei Erwirkung dieses so wichtigen Decrets hier zu sprechen, wäre unnöthig. Die Aufmerksamkeit, die ihm der Kaiser während und nach dem Besuche schenkte, so wie auch der Umstand, daß er seiner auf der Insel *) noch mit Wohlwollen gedacht haben soll, sprechen hinlänglich darüber.

Bei einiger Reflexion über dieses ganze Ereigniß kann uns das Verfahren Napoleon's nur von einer äußerst vortheilhaften Seite erscheinen, und es muß dadurch außer unserer Dankbarkeit auch unsere Achtung für ihn bis zu einem hohen Grade gesteigert werden.

*) Es versicherte mich Jemand, daß er vor mehrern Jahren in Memoiren von einem der Aerzte Napoleons auf St. Helena dieses gelesen habe. In der Schrift seines ersten Arztes Omeara's habe ich Nichts davon gefunden, und da ich die Memoiren Antomarchi's nicht grade zur Hand habe, so bin ich nicht im Stande, etwas Bestimmteres hierüber mitzutheilen.

Der Leichendiebstahl.

(Fortsetzung.)

St! st! schrie ich und lud meine Pistole.

Merival that dasselbe; um uns vollends zu Grunde zu richten, schien der Mond selbst Parthei gegen uns zu nehmen und uns das Bißchen Lichtschimmer zu rauben, das er so geizig vorher gespendet hatte; bevor er sich aber hinter seinen Wolkenschleier zog, zeigte er uns zwei andere Leute, die in entgegengesetzter Richtung heraufkamen. —

Wir werden gesehen! schrieen zwei unter uns.

— Wo sind sie? fuhr eine grobe Stimme dazwischen, ich bin sicher, sie gesehen zu haben... Ha! seht da, da steh'n sie!

Das war noch nicht Alles: wir ergriffen insgesammt die Flucht, und zerstoben in verschiedenen Richtungen, wie das feine Blei, welches aus der Mündung eines Schießgewehrs herausfährt. Ich hörte einen Schuß und ohne zu wissen wohin, lief ich quer über den Kirchhof, indem ich hier und da bei einem Leichensteine anstolperte, immer verfolgt von den Schritten eines Menschen, der dicht hinter mir war und von dem ich nicht wußte, ob ich ihn für einen Freund oder Feind halten sollte. Endlich kam ich an ein Gitter, schwang mich hinüber und sah jetzt erst, daß es an beiden Enden offen stand. Ich kauerte nieder und barg mich hinter einem großen Leichensteine, der sich hinter dem Gitter erhob. Jetzt hörte ich Niemand mehr, der mir folgte: ein erstickter Schrei, ein dumpfes Murmeln, ein Ton, der sich ausnahm, als wäre Jemand in's Wasser gefallen, zog meine Aufmerksamkeit auf sich; ohne Zweifel war einer meiner Kameraden verwundet. Aber was war zu machen? Ich wußte nicht einmal, auf welcher Seite er sich fand, das Geseufz dauerte fort, die Nacht war pechschwarz. Nie werde ich diese Stunde vergessen; langsam schleppte ich mich über den bethauten Rasen, wagte nicht zu athmen, kroch auf allen Vieren und wußte nicht, ob nicht ein zweiter Pistolenschuß mich in dem Augenblicke niederstreckte, wo ich meinen Kopf erhob. Wirklich eine allerliebste Lage! Was war aus meinen Kameraden geworden? Sollte ich so den Anbruch des Tages erwarten! Was konnte endlich aus mir werden? Diese Gedanken durchkreuzten sich in meinem Innern und ich wunderte mich über die tiefe Ruhe, welche um mich zu herrschen schien, als dasselbe Gemurmel wiederum meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Ton schien aus der Nähe zu kommen und halberstickte Worte mischten sich darein.

— Du mein Jesus Christus! Das ist eine Mordthat, das ist eine wahrhafte Mordthat, ich bin todt; bei meiner Seele, es ist aus mit mir. — Es war Bob; ich erkannte seine Stimme. Aber ich wußte nicht, in welcher Richtung ich ihn finden konnte; sein Selbstgespräch fing von Neuem an.

— Was hast du unglücklicher Mensch gethan; wie hast du dich aufgeführt? Verdienest du wohl, daß Gott sich deiner erbarmt? Geh', du bist ein großer Sünder und wirst deiner Strafe nicht entgehen! Hast du nicht im Leben genug gethan, und du gehst noch Leichname stehlen? Ja, Gott wird dir das nicht vergessen, und wenn du todt bist, wird es dir gehen, wie dieser armen Kreatur!... O mein Gott, mein Gott, bin ich todt oder ertrunken!

Es schien mir, als wälzte man sich im Wasser herum, das beredte Selbstgespräch war plötzlich abgebrochen. (Schluß folgt.)

Die gute alte Zeit.

In dem alten, aber herrlichen Schlosse seiner Väter saß ein Abkömmling der Barone des Reichs und verzehrte mit seiner Frau und seinen beiden Kindern zwei Drittel seines Einkommens.

Sein Weib war eine reitzende Brünette mit schwarzen Augen, mit Rosenlippen, mit Lilienhänden, in der Blüthe ihrer Tage. Einst an einem finstern Winterabende lag der Baron da auf dem schwellenden Polster neben dem Ofen, die junge Baronesse saß auf einem andern Polster und gähnte. An sie richtete er folgende Worte:

„Was ist die jetzige Zeit, Elise! Ach, wir leben nicht mehr in der guten alten Zeit! Was be-

durfte damals ein Edelmann, um sein Glück zu machen? — ein Roß, einen Degen und das Herz auf dem rechten Flecke. Damals gab es, Gott sei Dank, keine Handelsleute, kein Handel, keine neue Welt; man lief damals nicht von einer Ecke der Erde zur andern, um einige Gewürze, einige Putzsachen einzukaufen ... Gieb mir doch, meine Liebe, von Morgen an von den Indischen Taschentüchern, die ich bei meiner neulichen Reise aus der Hauptstadt mitgebracht habe. Die Lumpen von Lyon sind nicht den Teufel werth, man ritzt sich die Nase damit auf. Aber vergiß auch nicht, uns das nächste Mal Vanillen-Chocolade machen zu lassen; die Chocolade, die wir bisher getrunken, ist geschmacklos und so ganz ohne Feuer; auch deine Rosen lasse aus dem blauen Saale nehmen und stelle die Orange-Bäumchen hin; Rosen sieht man in jedem Gartenwinkel.

„In der guten alten Zeit, Elise, siehe, da waren die Ufer unseres Flusses nicht mit Häusern besetzt, da gab es keine Brücken über die Flüsse, nicht einmal Kähne, um hinüberzusetzen. Wenn man reis'te, so ritt man entweder durch die Fluth, oder man schwamm hindurch .... Vergiß nicht, mein Kind, daß wir nächsten Sonntag zu deinem Vater gehen, das Dampfschiff kann unter unsern Fenstern anhalten, in drei Stunden werden wir da sein. Ach so ein Dampfschiff ist doch eine herrliche Einrichtung! —

„Ja, meine Liebe, ich wollte sagen, in der guten alten Zeit kannte man den Luxus und alle die kleinen Bedürfnisse unserer Tage nicht. Man trank Wasser, man aß von dem Wilde des Waldes und man achtete es wenig, einem wilden Eber zu trotzen oder die Fehde in die Burgen aufrührischer Nachbarn zu tragen .... aber, Elise, sage doch, was sind unsere Diener für Tölpel! Gewöhnlich bringt man mir meinen Kaffe kalt und vergißt das Gläschen Rum dabei. Kaffe ohne Rum zu trinken, ist mir eine baare Unmöglichkeit.

„Damals war das Leben noch poetisch, die Welt wurde nicht, wie jetzt, blos von materiellen Interessen geleitet. Jeder Hain hatte seine Fee, jede Grotte ihren Genius. Die Nacht hindurch sah man in den einsamdüstern Mauern der alten Schlösser große Schatten einherwandeln, manchmal trat die Ahnfrau an das Bett ihres Urenkels und sprach mit lauter Stimme zu ihm .... Aber höre', Elise, wann wirst du die alte verrückte Amme wegschicken? Diese Närrinn hängt unsern Kindern durch ihre Anekdoten und Märchen allerlei dummen Schnickschnack von Gespenstern und Hexen in den Kopf. Karl geht dir keine zwei Schritte im Dunkeln, neulich sah er in der Dämmerung einen Papierkorb für eine Fee an.

„Und diese Bücher, diese Romane verdrehen jetzt der jungen Welt die Köpfe; in der guten alten Zeit kannte man das Alles nicht; damals gab es keine Buchdruckerkunst. Kaum konnten Einige lesen und Niemand unterschrieb seinen Namen ..... Doch ich denke da an die Rechnung des Buchhändlers, die ist wieder ordentlich angeschwollen, Elise — und was haben wir am Ende? — Nichts Solides, lauter fades süßliches Zeug, — aber was hilft's! Man muß es haben, man muß doch wissen, was in der Welt geschrieben wird. Was mich tröstet, der Mann hat mir zugleich mitgetheilt, daß die Geschichte meines Stammes bald im Druck erscheinen wird, was mir wirklich recht tröstlich ist, Elise!

„Und wenn ich dir erst, mein Kind, davon erzählen wollte, wie es damals mit der Liebe stand. Eine Dame gefiel einem Ritter, der Ritter der Dame, das war genug. Verheirathet oder nicht verheirathet, man raubte sie, man entführte sie durch Nacht und Nebel auf sein Schloß, und der Gemal und der Vater mochten zu Hause vergeblich seufzen. Foderten sie die schöne Beute mit Gewalt zurück, so warf man sich mit seinen Reisigen auf's Roß und, huy, in's Feld hinein und die Lanzen blinkten und die Schwerdter schwirrten lustig .... Aber, Elise, Elise, da juckt mir eben wieder der Fuß, — die verdammte Gicht! Komm, mein Kind, lassen wir in den Speisesaal geh'n, da wird's wärmer sein."

Der Baron stand auf, kam hinkend zum Sopha seiner Elise, bot ihr den Arm, — aber Elise war eingeschlafen, er mußte sie erst wecken. Franke.

Ein gleicher Gebrauch im heutigen Griechenland und in Servien.

Wenn es in Griechenland zwei und drei Wochen nicht geregnet hat, wird in Dörfern und kleinen Städten folgender Gebrauch beobachtet: Die Kinder wählen unter sich eines von 8 bis 10 Jahren aus, (gewöhnlich eine arme Waise, weil sie glauben, daß Gott das Bitten der Armen und Waisen eher erhört), das sie, nachdem sie es entkleidet haben, mit Kräutern und Blumen des Feldes vom Kopfe bis zu den Füßen anputzen und verhüllen. Mit diesem an der Spitze ziehen nun die andern Kinder im Dorfe herum und vor alle Häuser, indem sie ein Lied singen, worin sie Gott um Regen anflehen. Jeder Hausherr oder die Hausfrau muß darauf ein Faß Wasser über dem Kopfe des Kindes ausschütten, zum Zeichen, daß eben so auch der Himmel seinen Regen senden solle, und den Kindern geben sie einen Para (eine Türkische Münze, im Werthe von ungefähr einem halben Pfennig). — In Servien herrscht eine ähnliche Sitte. Da wird bei anhaltendem Mangel an Regen irgend ein Mädchen entkleidet und dann mit Gras, Kräutern und Blumen dergestalt umwunden, daß man selbst von dem Gesichte fast Nichts sieht. Sie heißt Dodola, und ist wie ein wandelndes Gras mit Blumen geschmückt, und zieht von Haus zu Haus. Symbolisch gießt die Hausfrau einen Eimer Wasser über dieses Regenmädchen aus; seine Begleiter singen ein Gebet um Regen; man ist seiner Sache fast gewiß; ein Lied ist ausdrücklich darauf eingerichtet, daß die Wolken den Zug übereilen und vor diesem her die Reben und das Korn benetzen.

Der lustige Troubadour.

Wo ich bin, da sind auch Mädchen,
Und die Mädchen sind für mich.
Hier im Dorfe, dort im Städtchen
Sing' ich: Kind, ich liebe Dich!
Trallala, ich liebe dich.
Machten sie mir ernste Mienen,
Küßte ich die Thränen fort;
Wenn mir Aeuglein hold erschienen,
Fand ich meinen Himmel dort.
Trallala', den Himmel dort.
Doch es ist nur Scherz geblieben,
Und mein junges Herz blieb rein.
„Leben, Trinken, Küssen, Lieben" !
Wird mein Wahlspruch ewig sein.
Trallala, ja ewig sein. Th. v. Kaulsdorf.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 23. Mai. N°. 41.



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Seit dem Einmarsch Französischer Truppen, die etwa in 16,000 Mann bestanden, unter dem Ober-Commando des Grafen von Belle-Isle, welche theils Trier besetzten, theils die Festung Trarbach belagerten, war dem Kurfürsten Franz Georg wiederholt die betrübte Nachricht kund geworden, als werde er nicht nur vom Französischen Hofe, sondern auch von dem ganzen feindlichen Heere ganz offen beschuldigt, durch sein allzuvoreiliges Votum zu Regensburg, hinsichtlich des den Franzosen zu erklärenden Krieges; auch durch sein allzuhitziges und unbedachtsames, bei verschiedenen Deutschen Fürsten wiederholtes Aufregen, den damaligen blutigen Reichskrieg unverantwortlicher Weise veranlaßt zu haben.

In dieser Voraussetzung wurde nicht allein dem Fürsten, sondern auch dem von frühern Kriegszeiten noch blutenden Lande ein Rachekrieg bereitet. Es half nichts, daß die Direktorien der geistlichen und weltlichen Landstände bei dem commandirenden General über die unerschwinglichen Belästigungen sich beschwerten, und diesen baten, bei seinem Könige für das unschuldige Land sich verwenden zu wollen. Unbarmherzig wurden die Bitten der Landstände mit den bittern Worten abgewiesen: „der Kurfürst habe Krieg verlangt; es sei mithin billig, daß er mit seinen Unterthanen das Harte des Krieges, vor Allen, in „viele Generationen hinaus empfinde; es sei kein Zweifel, (schloß man ironisch die harte Rede) der Kaiser, für welchen der Kurfürst sich so blind verwendet „habe, werde der Entschädigung wegen das Nöthige „vorzukehren wissen.“ —

Der bedrängte Kurfürst ließ in dieser Noth durch ein Schreiben vom 10. Mai dem Weihbischof Nalbach, dessen Discretion und Scharfsinn er kannte, den Antrag machen, doch Alles zu versuchen, jene Vorwürfe zu entkräftigen, und so die Ehre seiner Person zu retten. Er möge sich zu dem Zwecke zu dem Grafen von Belle-Isle nach Trarbach begeben, und hierauf unmittelbar an den Königlichen Französischen Hof. Der Kurfürst werde alle erforderliche Kosten herzugeben bereit sein.

Nalbach antwortete am 13. Mai, sich wegen der Reisen entschuldigend, da er durchaus nicht wisse, ob und worin der Kurfürst, wie auch sein Bruder, Bischof zu Bamberg und Würzburg, als Reichs-Vice-Kanzler, gegen die Krone Frankreich die Grenzen ihrer Pflichten als Reichsfürsten überschritten, und als Partheyhäupter bei anderen Deutschen Höfen sich ausgelassen haben möchten. Es sei (heißt es ferner im Schreiben Nalbach's) in sich so gefährlich als bedenklich, zur Entschuldigung etwas als wahr anzugeben, wovon jenseits das gerade Gegentheil, vielleicht durch Originalschreiben, vorgerückt werden könnte. Daher halte er dafür, daß es räthlicher sei, Denjenigen in diesem Geschäfte abzusenden, welcher bis daher wegen des leidigen Reichskriegs die Regensburgische oder sonstige Correspondenz geführt, oder wenigstens selbe vollkommen durchgelesen habe, und folglich im Stande wäre, mit Bestand und Wahrheit die dem Fürsten gemachten Vorwürfe zu widerlegen. Der Weihbischof sagte ferner: auch sei vorauszusehen, daß eine Gesandtschaft von Belle-Isle nunmehr links angesehen, und fruchtlos sein würde, da derselbe schon über vier Wochen im Erzstifte sich befände, ohne daß er bis jetzt vom Hof begrüßt, oder auch dessen Schutze die armen Unterthanen empfohlen worden wären. Nach dieser freimüthigen Aeußerung schließt er, daß er gleichwohl jede Gelegenheit suchen werde, dasjenige,

wenigstens mündlich gehörigen Ortes beizubringen, was zu Diensten des Kurfürsten gereichen könne. *)

Hierauf wurde ihm durch den Kurfürstl. Secretair Weydert Abschrift der Schreiben mitgetheilt, die Franz Georg an den Kurfürsten von der Pfalz und Cöln, über das zu Regensburg abzugebende Votum, zur Zeit erlassen hatte, und zugleich der Wunsch des Fürsten wiederholt, zur Trarbacher und Pariser Reise sich entschließen zu mögen. (Fortsetzung folgt.)

*) Ich behalte, wie billig, überall die Sprache und die Darstellungsweise der handelnden Personen bei.

Die Neefer Kapelle.

Von Ph. Laven.

Eine der malerischsten Landschaften des Moselstroms ist die Thalstrecke, die oberhalb Alf beginnt und weit hinunter auf dem linken Ufer Aldegund, auf dem rechten das anmuthige Neef zeigt. In diesem großen herrlichen Gemälde bieten sich die mannigfaltigsten Ansichten dar: hier erblickt man Dörfer, versteckt hinter grünenden Obstpflanzungen, umlagert von Wiesen und üppigen Feldern, dort ragen auf dem Berge die Trümmer Marienburg's, hier steigen Reben bis zu schwindelnder Höhe empor und nah' und ferne zeigen sich bewaldete Bergkuppen und Felsen in den abentheuerlichsten Gestaltungen. Ich wende meine Blicke in den Hintergrund, auf das im Sonnenglanze ruhende Neef. Geschmückt mit blühenden Baumgruppen liegt das freundliche Dorf da auf einer Uferschweifung am Fuße eines Berges, dessen Höhe von der über das ganze Thal hinschauenden Peterskapelle gekrönt ist. Die Lage dieser Kapelle ist so erhaben, daß der von unten herauf steuernde Schiffer schon bei den Dörfern Edger u. Eller sie auf ihrem waldigen Bergrücken prangen sieht.

Es ist eben Morgen, freundlich windet sich der bläuliche Strom durch das begrünte, sonnenbeglänzte Thal, eine tiefe Stille herrscht in der Runde. Horch, da schlagen die Thurmuhren der benachbarten Dörfer zehn, und herab von der Peterskapelle hallt ein Trauergeläute. Von Neef aus zieht ein Leichenzug hinauf nach der Kirche: voran geht das Kreuz, von schwarzem Flore umwallt, es folgt die Schuljugend, Mädchen und Knaben, dann wankt die Todtenbahre heran, den Zug schließen die Bewohner des Dorfes in andächtigem Gebete. Die fernen Schläge des Thurms rufen den Verblichenen immer näher und näher; in seinen Kindes- und Mannesjahren haben sie ihm so oft geklungen, jetzt tönen sie ihm den Scheidegruß.

Fragt der Fremde nach der Ursache dieser sonderbaren Erscheinung, dieses bergauwallenden Leichenzugs, so hört er Folgendes:

In alten grauen Jahren hatten die Neefer ihre Kirche unten im Thale, hier auch begruben sie damals ihre Todten. Die Kirche stand mehrere Jahrhunderte; da machte ihre Baufälligkeit und die zunehmende Zahl der Einwohner eine neue nöthig und sie rissen die langgebrauchte ab, um an ihrer Stelle eine andere, schönere aufzuführen. Alles im Dorfe legte Hand an, mit dem größten Eifer schaffte man die nöthigen Baumaterialien herbei. Die Bemühung der Dörfner unterstützten mit Geld und Rath die edlen Fräulein des benachbarten Klosters Stuben. Aber wie erstaunte man jeden Morgen! Steine, Gehölz, kurz Alles, was man gestern zusammengebracht hatte, fand sich heute oben auf der Höhe. Anfangs glaubte man, böswillige Menschen machten sich des Nachts den Spaß, der Anstrengungen des ganzen Dorfes auf diese Weise zu spotten. Endlich nach Verlauf mehrerer Tage, wo der Raub sich immer wiederholte, beschlossen die Beherztesten des Dorfes die Nacht bei dem Herangeschafften zu verbleiben. Erwartungsvoll standen sie da und harrten; siehe, da glitten auf einmal von dem stillen, sternbesä'ten Mitternachtshimmel leichtbeschwingte Geister hernieder, die man für Engel erkannte. Durchbebt von frommem Schauer, fielen die Wächter alsbald auf ihre Kniee und beteten; die heilige Schaar aber trug mit Blitzeseile Alles hinauf nach der auserwählten Stelle. Jetzt erst erkannte man den Willen des Himmels; die Kirche wurde am selbigen Orte aufgebaut und neben ihr weihte man den Kirchhof ein. Seit der Zeit, so oft ein Einwohner von Neef stirbt, geleitet man ihn hinauf und legt ihn dort auf luftiger Höhe zum langen Schlafe nieder.

Die Klosterfräulein von Stuben erhielten, ihrer Unterstützungen wegen, Theil an der neuaufgebauten Kapelle und an bestimmten Tagen des Jahrs sah man die frommen Jungfrauen nach ihr hinaufwallen. Die kleine alterthümliche Kirche steht noch; aber das stolze unten im Thal gelegene Kloster ist schon seit lange bis auf wenige Spuren in Trümmer gesunken.

Antiquarische Notiz.

Hr. Müller, Wirth zum grünen Baume im Maar, stieß, als er vor einiger Zeit auf seinem in den Vierzig Morgen gelegenen Landstücke nach Sand grub, in einer Tiefe von 3 Fuß auf 12 Römische Aschen-Urnen. Die größte derselben, (die jetzt nicht mehr vorhanden ist), mag nach der Beschreibung wohl 2½ Fuß Höhe und eine verhältnißmäßige Ausbauchung gehabt haben: um sie herum standen andere, welche sämmtlich viel kleiner waren. In der größten fanden sich zwei Töpfe, die mit Aschen und Knochen gefüllt waren; neben den auswärtsstehenden, die ebenfalls Aschen und Knochen enthielten, standen noch einige Grablämpchen.

In keiner der Urnen fand man eine Münze oder etwas Anderes, als die eben angegebenen Reste; nur eine kleine auswärtsstehende Urne machte hievon eine Ausnahme. In derselben stand oben auf der Asche ein kleines Töpfchen von grauschwärzlicher Farbe und in Masse unserm Steingute *) nicht unähnlich. In dem Töpfchen lag ein aus demselben Stoffe bestehendes Ei, welches, geöffnet, drei Kügelchen zeigt, und bei stärkerer Erschütterung einen nicht unangenehmen Ton gibt. Die geringe Höhe der Urne berechtigt uns, in ihr den Aschenkrug eines Kindes zu sehen und das erwähnte Ei für dessen Spielzeug **) zu halten, welches die trau-

*) Auch Aschenkrüge von diesem Stoffe finden sich hier und da. S. Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein, untersucht und dargestellt durch Dorow. Erstes Heft. S. 45.

**) Spielzeug Kindergräbern beizufügen, war auch eine bei den alten Christen übliche Sitte. Röstell in der „Beschreibung der Stadt Rom u. s. w." Th. I. S. 369. sagt in seinem Aufsatze über die Römischen Katacomben: „Außerhalb des Grabes fand man Ringe, geschnittene Steine, kleine Gefäße, Gegenstände, „mit denen der Todte in seinem Leben viel umgegangen „war, Spielzeuge bei Kindergräbern u. dgl. „mehr. Ohne Zweifel schließt sich hier ein „Christlicher Gebrauch an einen ältern „Heidnischen an, der allein als Sitte und „Gewohnheit, ohne eine besondere religiöse „Idee damit zu verbinden, beibehalten „wurde."

ernde Mutter vielleicht ihrem Lieblinge zu tröstlicher Erinnerung, wenn sie einmal seine Asche besuchte, mit in's Grab gab. Das Ei ist an dem einen Ende durchstochen, so, daß man es bequem mit einem Bande anhängen konnte. Ei und Töpfchen befinden sich gegenwärtig im hiesigen Museum. L.

Der Leichendiebstahl.

(Schluß.)

— Ach, wie kalt, ach, wie kalt! Mein Jesus, du warst nicht schlechter daran, als du gekreuzigt wurdest! Was ist das für ein Bad! ... Hui! wie kalt! ...

— Bob, Bob, flüsterte ich leise. — Tiefe Stille.

— Bob, sprich, was ist dir? wo bist du? ...

Nicht mir, sondern sich selbst gab er Antwort.

— Ja, ich bin ermordet, todt, erdrosselt, ersäuft; das ist gewiß! —

— Bob, ich spreche mit dir, hör' mich, antworte.

— Ach! Bob! Bob! ihr könnt schreien, wie ihr wollt, geh't zum Teufel! Ich bin verloren, wenn ich mit euch spreche.

— Bob! Dummkopf, ich bin's.

— Ha! — mein lieber Herr, ihr seid's? wahrhaftig, ihr seid's? sagt! seid ihr auch todt? was ist aus euch geworden? wo sind die Andern? im Prison?

— Aber du, was machst du denn da, Bob, wo steckst du?

— Im Bad, ein kleines Bad, Euer Gnaden!

Einige zwanzig Schritte von uns ließ sich der Lärm eines Streits hören; ich unterschied ganz deutlich die Stimme Ernest's, welcher schrie: — Zu Hülfe, zu Hülfe! Der Lärm nahm zu, ich tappte voran; Bob, der in einen offenen Wassergraben gefallen war, ergriff mich am Fuße; ich half ihm aus seinem Bade, und wir gingen nach der Seite zu, woher die Stimme gekommen war. Bei dem ungewissen Schimmer des Mondes, der sich eben über die Gegend verbreitete, entdeckten wir zwei Menschen, die miteinander handgemein waren; ohne nur ein Wort zu sagen, wälzte sich der Eine über den Andern, und sie schienen nahe daran, sich erdrosseln zu wollen. Als die letzte Wolke vor dem Monde vorübergezogen war, wen glaubt Ihr wohl, daß ich zu Gesichte bekam? Es war Niemand anders, als unser Kutscher, dessen dicke Figur blaß vor Schrecken war und sich mit Ernest auf Tod und Leben schlug. Dieser arme Mensch, verwundert, uns nach so langer Zeit nicht wieder zu sehen, hatte endlich die Geduld verloren, wurde unserm Befehle ungehorsam, und da er auf dem Kirchhofe Lärm hörte, war er über die Mauer gestiegen und hatte sich nach unserer Seite hin gewandt. Er war es, den wir an der Mauer hingehen sahen, sein Schatten hatte in unsern Augen nicht nur seine Gegenwart, sondern auch die Gefahr verdoppelt, die wir befürchteten. Im selben Augenblick, wo er mich bei'm Namen rufen wollte, waren wir Alle wie die Narren fortgelaufen. Er glaubte nun, unter Räuber gefallen zu sein, ergriff selbst die Flucht und versteckte sich hinter einen Grabstein. Unglücklicherweise hatte Ernest schon diesen Zufluchtsort gewählt; sie trafen aufeinander; und ohne sich zu kennen, ohne zu wissen, warum, fingen sie an, sich derb mit den Fäusten zuzusetzen: wovon denn auch jeder einige Spuren am Leibe trug. Der Roman, den der arme Bob gespielt hatte, war nicht weniger schmerzhaft. Er war mir gefolgt, und indem er aus allen Kräften lief, fiel er, wie schon oben gesagt, in einen mit Wasser angefüllten Graben. Mit den Füßen im dicken Schlamme steckend, hielt der arme Mensch da unbeweglich aus. Er wagte nicht, seine Stimme zu erheben, aus Furcht, sich zu verrathen; seine beiden Hände taugte er fest in die nassen Wände des Grabens, um Stützpunkte zu haben: dies war seine interessante Lage, als ich sein Geseufz vernahm.

Diese Entwickelung erlaubte uns, wiederum an das Werk zu gehen. Der leere Sarg wurde wieder eingelassen und mit Erde bedeckt. Bob beugte sich am Ende noch mit folgenden Worten über die ausgeleerte Lade.

— Arme Kreatur! Gott möge uns vor Dem beschützen, was wir dir angethan haben!

Nachdem wir so viel Elend, so viele Hindernisse glücklich überstanden hatten, waren wir noch nicht ganz aus allen Schwierigkeiten heraus. Es war keine leichte Arbeit, den Leichnam über die Mauer zu bringen, und als wir den Ort erreichten, wo wir unsere Chaise gelassen hatten, fanden wir sie umgeworfen; das eine Pferd lag im Graben und das andere rasselte gewaltig und schlug furchtbar hintenaus. Wir mußten daher den Leichnam niedersetzen, uns Herr über die Pferde machen und den Wagen auf die Räder bringen. Alles dies dauerte so geraume Zeit, daß der Morgen herangekommen war, als wir die Vorstädte Londons erreichten. Unsere ganze Karawane war in dem traurigsten Zustande: der Kutscher hatte den Hut verloren und den Rock zerfetzt; Ernest und Merival waren nicht besser daran; Bob schlief fest auf seinem Leichensack; ich stimmte mit seinem Schwure überein, nie mehr auf den Raub eines Leichnams auszugehen.

Ueber Antipathie.

Antipathie ist ein in der Physiologie gebräuchlicher Ausdruck: er bezeichnet den Widerwillen, den Personen empfinden, sobald sie auf gewisse Gegenstände stoßen. Personen, welche an Antipathieen leiden, haben immer ein schwaches Nervensystem, das in Aufregung geräth, wenn sie z. B. Mäuse, Spinnen und andere Thiere sehen. Aber nicht allein bei dem Anblicke von Thieren, sondern auch von leblosen Substanzen werden ihre Nerven in hohem Grade erschüttert. Wenn man den alten Schriftstellern trauen darf, so hatten unsere Vorfahren vor einer großen Anzahl Dinge eine gewisse Antipathie. Donat, ein Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, erzählt mehrere Anekdoten von adeligen Personen, die bei dem Anblick einer Rose in Ohnmacht fielen und sich die ganze Zeit, während welcher die Rosen blühten, in ein Zimmer schlossen. Wenn es sich traf, daß irgend Jemand mit einem Blumenstrauße, worin eine Rose steckte, zu ihnen kam, so wurde ihr Nervensystem dermaaßen angegriffen, daß sie sogleich die heftigsten Zuckungen bekamen; dieser Anfall dauerte dann so lange fort, bis man die Rose aus dem Strauße herausgenommen hatte. Sir Kenelm Digby erzählt eine Anekdote, die noch viel auffallender ist. Eine Ehrendame der Königinn Elisabeth hatte auf einer Wange ein rothes Mal bekommen, weil man ihr, die ebenfalls den Geruch der Rosen nicht ausstehen konnte, während des Schlafes auf diese Wange eine Rose gelegt hatte. Von Franz I., König von Frankreich, erzählt man, daß er eine solche Antipathie vor den Aepfeln hatte, daß er sich, wenn man deren auf den Tisch stellte, sich die Nase mit Brod zustopfen mußte. Eines Tages sogar, als man ihm einen recht schönen

überreichen wollte, blutete er plötzlich aus der Nase. Mehrere ähnliche Anekdoten lehren uns, welchen Widerwillen gewisse Individuen vor Fleischspeisen verspürten, einen Widerwillen, den sie auch dann noch fühlten, wenn man Fleisch heimlich unter eine vegetabilische Nahrung mischte. Ein Knabe, den man daran gewöhnt hatte, nur Brod zu essen, konnte sein Lebenlang kein Fleisch über die Lippen bringen, und eine junge Flammänderinn, die von ihrer Geburt an nur Milch getrunken hatte, empfand einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Brode, und entdeckte jedesmal auch das kleinste Brodkrümmchen, das sich in der Milch befand. Jakob I., König von England, verabscheute das Schweinefleisch, den Stockfisch und den Taback. Er pflegte oft zu sagen: wenn er einmal dem Teufel eine Mahlzeit geben sollte, so würde er ihm Schweinefleisch und Stockfisch vorstellen, und zur Verdauung darauf eine Pfeife Taback aufdringen. Nach dem Arzte Veiurichus lebte ein Adeliger, der sich im höchsten Grade erschüttert fühlte, wenn eine alte Frau ihn mit einiger Aufmerksamkeit ansah. Einer seiner Freunde brachte ihn einst zum Scherze, ohne ihm vorher davon Nachricht zu geben, mit einer 70jährigen Dame zusammen; bei der Begegnung fiel er nieder und starb auf der Stelle. Ein Diener des ehrwürdigen Robert Boyle blutete jedesmal am Zahnfleische, wenn er graues Papier zerreißen hörte. Dies erzählt Boyle selbst. Heinrich von Heer spricht von einer Dame, die sich übel fand, wenn sie einen Glockenton hörte; sie fiel dann ohnmächtig hin, als wenn sie todt wäre.

In der Geschichte der Antipathie haben die Spinnen von jeher eine große Rolle gespielt. Es würde zu weit führen, die vielen Beispiele, die man davon weiß, aufzuzählen. Wir wollen uns hier mit dem des Grafen von Barrymor begnügen, der bei dem Anblick eines dieser Thiere ohne Besinnung niederfiel. Auch der Honig gehört zu denjenigen Gegenständen, die dem Menschen Widerwillen verursachen. Der Arzt einer Dame, die vor dem Honig eine Antipathie hatte, ließ einmal in ihre Arznei eine kleine Dosis desselben einmischen. Dies brachte bei ihr eine so unerwartete Wirkung hervor, daß er von der Arznei selbst nicht so viel hoffen konnte. Ein Schriftsteller schauderte jedesmal zusammen, wenn er gewisse zwei Verse des Dichters Lukan hersagen hörte; das heißt doch die Antipathie weit getrieben!

Zimmermann, der bekannte Schriftsteller, erzählt, daß er sich einstens in der Gesellschaft von Engländern befunden habe, wo die Unterhaltung auf das Kapitel der Antipathieen fiel. Der größte Theil der anwesenden Personen wollte nicht an die Wirkungen glauben, welche die Antipathie hervorbringen kann. Zimmermann citirte ein Beispiel nach dem andern und schrieb diese Eindrücke einem gewissen krankhaften Zustande bei. Matthew, der Sohn des Stadthalters von Bardadone, der sich ebenfalls in der Gesellschaft befand, stimmte mit dem einsichtsvollen Arzte überein und gestand selbst von sich, daß er eine ungewöhnliche Antipathie vor den Spinnen habe. Die Gesellschaft lachte und ein Herr von Murray, nachheriger Herzog von Atholl, verließ das Zimmer, machte draußen zum Scherze eine Spinne von schwarzem Wachs, barg sie in seine Hand und ging wieder hinein. Er setzte sich ganz arglos, wie es schien, an die Seite seines Freundes und ließ ihm die Spinne unvermerkt in die Hand gleiten. Matthew, der glaubte, eine lebende Spinne zu halten, erhob sich wie wahnsinnig, stürzte auf die Wand hin u. zog mit wüthendem Geschrei seinen Degen. Seine Muskeln schwollen auf, seine Augen traten hervor, wie die eines Menschen, der außer sich ist. Nur nachdem man ihm versichert hatte, daß es keine wahrhafte Spinne sei, verließ ihn sein schrecklicher Zustand.

Der Doktor Bealtin sagt in einer Abhandlung über diesen Gegenstand, daß er Leute gekannt habe, die bei der kräftigsten Gesundheit es nicht über sich bringen konnten, Sammet oder Leinwand anzutasten. „In meiner Jugend," sagt derselbe Schriftsteller, „konnte ich ohne Schauer, wenn ich kalte Hände hatte, kein Papier in die Hand nehmen, ja nicht einmal davon reden hören. Die Ursache dieser Erscheinung kenne ich zwar nicht, aber ich kann versichern, daß es keine Ziererei war.

Hat man auch keine Ursache, an den Thatsachen zu zweifeln, die wir eben angeführt haben, so ist doch gewiß, daß der größte Theil dieser Empfindungen rein ideel ist. Könnte man z. B. wohl glauben, was ein alter Schriftsteller erzählt, daß der Ton einer Trommel, die aus einem Wolfsfelle gemacht ist, eine Trommel bersten macht, die aus einem Schaafsfelle besteht, und daß die Mäuse bei dem Tone einer Violine, die mit aus Katzen-Därmen gedrehten Saiten bespannt ist, die Flucht ergreifen? So wenig die Angabe einer solchen Antipathie gegründet sein mag, ebensowenig mag manche andere Antipathie eine wirkliche Ursache haben.

Das Ganze wird ungefähr auf Folgendes hinauslaufen. Von Jugend auf wird man gewöhnt, manche an sich unschuldige Thiere mit Verachtung und Widerwillen anzusehen. Je mehr man heranwächst, desto größer wird auch diese Verachtung, dieser Widerwille. Eine gut geleitete Erziehung wird am besten solchen widerlichen Empfindungen zuvorkommen. Man wird Sorge tragen müssen, gleich im Anfange bei den Kindern alle Antipathie zu ersticken; man erzähle ihnen keine schrecklichen Geschichtchen u. Fabeln von Dingen, die ihnen kein Leid zufügen können; im Gegentheile, man gewöhne sie, ohne Widerwillen alle Gegenstände anzusehen, denen sie im Leben bei offnen Augen tausendmal begegnen müssen.

Hängende Brücken.

Seit dem Jahre 1825 haben die Gebrüder Sequin über die verschiedenen Flüsse Frankreichs 28 hängende Brücken gelegt: 6 über die Rhone, zu Tournon, Serriere, Vienne, Valence, Lagneu und Beaucaire; 3 über die Vienne, zu Chaurigny, auf der Insel Bouchard und zu Ormes; 3 über die Loire, zu Port-Boulet, Sully und Feurs; 3 über die Seine, zu Neuilly, Paris (Pont Louis Philippe) und Rouen; 2 über die Durence, zu Pertuis und Caraillon; 2 über die Ardeche, zu Valz und Ville; 2 über die Saône, zu Lyon und St. Bernard; 2 über die Garonne, zu Marmande und St. Maurice; 1 über den Gard, zu Remoulins; 1 über die Aine, zu Chazey; 1 über die Marne, zu Petite-Brie; 1 über den Ter, zu Kermelo; 1 über die Mosel, in der Nähe von Metz. Diese 28 Brücken bilden zusammen in einer Länge 5,245 Meter oder beinahe 1½ Französische Meile. Die Kosten für diese Arbeiten betragen zusammen 10,490,000 Francs.

Ph. Faven, Redacteur.

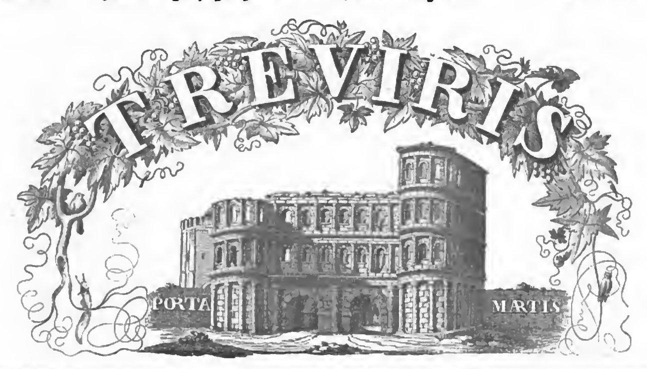
Harmonie.

Wegen dem auf den 28. dieses fallenden Feiertage wird die Harmonie am Mittwoch den 27. Statt haben.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 27. Mai. **N°. 42.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Da diese Schreiben Vertheidigung für Franz Georg sein sollten; so halte ich es für wichtig genug, das an Kur-Pfalz diplomatisch genau (so schwierig auch der Periodenbau ist) hier mitzutheilen; das an Cöln ist des nämlichen Inhaltes. Es heißt darin, wie folgt:

„So heilig undt behutsam wir dasjenige allerdings „bishero in uns behalten; so beständig haben wir da„rauf reflectirt, undt in bestmöglichen Bedacht genoh„men, was Ewer Liebden uns jüngsthin durch Dero „abgeschickten geheimen Rath von Menshengen in „freundtnachbarlichem Vertrawen haben vorbringen las„sen. Nun wäre wohl zu wünschen gewesen, die Sa„chen hetten sich also angelassen, daß von deren Ver„besserung, undt darunter vorkehrender güthlicher Ver„mittelung einige auskunffts hoffnung zu schöpfen ge„wesen wäre. Nachdeme im gegentheil aber dieselbe „fast täglich ärger werden; indeme über das, daß un„term Vorwand deren das Röm. Reich gar nichts „angehender Pohlnischer Wahlhändel, sowohl die wäl„sche Landen und Reichslehen, als auch die Reichs„Veste Kehl, und mithin das so allerdings unschuldige „Reich selbsten, mit frembder Kriegs-Macht feindlich „angegriffen, überwältiget, und hinweggenohmen wer„den: ferner nicht nur die hierbey in diesseits Rheini„schen benachbarten Reichslanden thätlich eingetriebene „allerhand schwere undt auf viele hundert Tausendt „hinaus laufende exactiones, gegen alles Versprechen, „bis auf heutigen Tag nicht ersetzet; sondern auch noch „newerlich am 28. xbris des nechst verwichenen Jah„res sambtlichen nacher Landaw beschriebenen Ofician„ten und Beambten derer jenseiths Rheins unter „der Qweich biß nacher Maynz gelegener Teutscher „Reichs-ständen $\frac{m}{700}$ rationen ahn hew und haaber in „jetzigem und beyden erst folgenden Monathen nacher „Straßburg, unter gewöhnlicher ahnbedrohung der „sonst erfolgender selbstiger abholung, zu lieffern, ab„gefordert worden: undt aber nicht allein der nexus, „womit das Allerhöchste Haupt, undt glieder des „Reichs mit einander verbunden, sondern auch die vor„liegende mehrere associations Recesse, und weniger „nicht die allgemeine Reichs-Constitutiones ohne aus„nahme die mutuelle Hülffsleistung gegen allen feynd„lichen anfall undt ungerechte Zunötigung erfordern: „so geben Ewer Liebden tieffester einsicht undt patrio„tischen hohen gemüthsbilligkeit wir dienstfreundlichst „anheimb, ob das Reich nach nunmehro so weit ge„kommenen sachen und erfolgten feyndlichen angriffen „undt mehreren Betruckungen deren demselben incorpo„rirter undt zugehöriger Vesten, Landen, undt Lehn„hafften, die Constitutions-schuldigen Hülff und as„sistenz mit fug und recht, auch ohne seinen selbst ei„genen am endt und in der ordtnung erfolgenden „gänzlichen umbsturtz zu befördern sich werde entziehen „können. Inmassen dan deroselben nicht bergen mögen, „daß Wir in Betracht all dessen bey der auf gemei„nem Reichstag etwa vorkommenden proposition des „unterm 5ten 9bris letzhin dictirten Kays. Commis„sions Decreti auß pflichtschuldiger Obliegenheit un„seres orths darfür zu halten erklären werden, undt „darüber auch unsere würkliche Chur- undt Fürstl. Ge„sandtschaften zu Regensburg instruirt haben, daß „zwischen Kays. Maj. undt gesambtem Reich die ein„ander zu leistende mutuelle Hülff undt bestmögliche „assistenz zum schutz undt conservation derer zum „Reich gehörigen Landen, und Abtreibung allwiedrigen „gewalts, deren Reichsgrundsätzen nach, dermahlen „nicht länger auszusetzen seyn.“

„Welches Ewer Liebden Wir also zu Bezeugung
„unseres mit Ihro zu hegen verlangenden aufrichtigen
„undt ungefärbten Vernehmens, in dienstfreundlichem
„stillen und ganz engen Vertrauen, gegenwärtiges durch
„unseren Wormsischen Dhomb Capitularen und Regie-
„rungs Praesidenten Freyheren v. Hohenfeld, ohne daß
„er das mindeste von dessen inhalt wisse, zu dessen ei-
„genhändiger überreichung zuschicken.“ —

Ehrenbreitstein, 10. Januarii 1734.

Diese vertraulichen Aktenstücke schienen indessen
nicht der Art zu sein, um den Weihbischof zur Ueber-
nahme des diplomatischen Geschäftes zu bewegen. Doch
versäumte er keine Gelegenheit, seinem Fürsten auf son-
stige Weise zu dienen. So erzählt er, wie er zu ver-
schiedenen Malen, und zwar mit eigenen bedeutenden
Kosten, die in Trier anwesenden Französischen Generale
und Staabs-Offiziere bey sich zu **Mittag regalirt**,
auch endlich inter pocula erfahren habe,
worin das angebliche Verschulden des Kurfürsten be-
stehe, und warum das arme Land so sehr gedrückt
werde. Auch habe er, zu seinem Erstaunen, vernom-
men, wie diese Herrn alles Geheime des Kur-Trie-
rischen Hofes kannten (circa secretissima curiae elec-
toralis vollständig informirt waren, sind Nalbach's
Ausdrücke). Alle diese Bemerkungen stimmten ihn im-
mer mehr, die aufgetragene diplomatische Reise sich zu
verbitten. Offen theilte er seine Entdeckungen dem
Fürsten mit, und ermangelte zugleich nicht auf die
Mittel aufmerksam zu machen, wie das Verfehlte,
so viel als möglich, verbessert werden könnte. Die
Franzosen, meinte er, seien auf den Kurfürsten zu sehr
erbittert, als daß durch leere Worte der Sturm besänf-
tigt werden könnte; aber auch müsse man Bedenken
tragen, andere Wege einzuschlagen, weil man dadurch
mit dem Deutschen Reich es verderben könnte. Die
großen Kosten einer Reise nach Paris dürften daher
vergeblich sein, besonders, **da die Trier'sche Welt
dermal so bestellt sei** (eigene Worte Nalbach's)
**daß, was auch einer gleichfalls nur in
Gedanken führet, alsbald verrathen, ver-
kauft und links angegeben wird, und
nicht wohl mehr jemand zu haben ist, mit
welchem gründlich und vertraulich in die-
ser Sache, hinsichtlich der rechten Mittel
der Verbesserung derselben, gesprochen
werden dürfte.** (Fortsetzung folgt.)

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler rc.

Von **M. F. J. Müller.**

Vorbericht.

Wer sich mit dem Lesen alter Urkunden und mit
dem Gebrauche dieser für Geschichte und Recht so vor-
trefflichen Quellen abgibt, den wird die Erfahrung hin-
reichend belehren, wie nothwendig es oft sei, die
wahre Lage der in denselben namhaft vorkommen-
den Oerter zu bestimmen. Steigen wir höher und
in die älteste Periode unserer vaterländischen Geschich-
te hinauf, wo uns einheimische Quellen mangeln und
nur Römer und Griechen auftreten, dann stoßen uns
topographische Zweifel auf, welche noch schwerer zu
lösen sind, als die in den Schriften des Mittelalters:
denn die Römer, vorzüglich **Julius Cäsar**, er-
laubten sich so manchmal, die heimischen Namen der
Städte, Flecken, Dörfer, Weiler rc. auf verschiedene
Art zu entstellen; worüber ich schon früher Einiges
erinnert habe. *)

Die geographische Feststellung solcher zweifelhaf-
ten Punkte wird uns aber doppelt erschwert, wenn
man über die richtige Lesart selbst nicht einig ist.

Man muß in solchen Fällen darauf bedacht sein,
daß man wo möglich die älteste Handschrift vor Augen
bekommt; auch muß man auf die Lokal-Verhältnisse u.
die verschiedenen Situationen aufmerksam sein; denn
solche Scharfblicke sind zuweilen ein treuer Wegweiser,
und haben schon manche irrige Hypothese zurechtgewiesen.

In diesen kleinen Aufsätzen ist also meine Absicht
nicht, blos statistische Nachrichten darzulegen, sondern
vorzüglich das Antiquarische und Diplomatische zu be-
leuchten; das Statistische aber nur insoweit zu berühren,
als dasselbe sacherklärend zu sein scheint.

Beim Schlusse bleibt mir noch übrig zu erinnern,
daß man sich durch die Verschiedenheit der Namen nicht
solle irreführen lassen, denn sehr oft wird ein und der
nämliche Ort mit mehreren Namen bezeichnet. Verschie-
denheit der Zeitalter, wo man schrieb; Verschiedenheit
der Sprache oder gar der Mundart der Landesbewoh-
ner, dann auch oft Irrthümer der Abschreiber haben
die ursprünglichen und ächten Namen sehr oft verun-
staltet. Dagegen haben wir auch verschiedene Orte,
welche einen und den nämlichen Namen in jedem Zeit-
alter trugen. Bemerkungen dieser Art dürfen durch-
aus nicht unbeachtet bleiben. — Ich beginne diese
Arbeit mit der **Villa-Bollana**, ohne bei der Fort-
setzung die alphabetische Ordnung zu befolgen.

I. Bollendorf.

(Villa-Bollana)

Diese Gemeinde lag ehemals auf Herzoglich-luxem-
burgischem Boden, Deutschem Quartier, in der Herr-
schaft Bollendorf; unter der Regierung der Franzosen
in dem Departement der Wälder, Kreis Bitburg,
Kanton Echternach, dermalen liegt sie in dem Regierungs-
bezirk Trier, Bürgermeisterei Bollendorf; 7 Stunden
westlich von Trier, in einem engen Thale, an dem
linken Ufer der Saur (Sura). Es sind hier ungefähr
140 Häuser, 850 Seelen und eine alte, nicht sehr
geräumige Pfarrkirche. An einem ziemlich erhabenen
Ufer und auf einem angenehmen Punkte liegt ein ehe-
mals der Abtei zu Echternach angehöriges Schloß.
Auf diesem Platze stand in der Vorzeit die Villa-Bol-
lana. Das älteste mir bekannte Dokument, welches
von dieser **Villa** Meldung thut, ist eine Urkunde
vom Jahr 716 (bei **Hontheim Hist. Trev. dipl.
Tom. I. Seite 110**), in welcher Herzog **Arnulph**
von Burgund der genannten Abtei seine hier gelegenen
Grundgüter schenkte. Wenn ich die vielen hier und
in der nahen Umgegend vorgefundenen, zum Theil ver-
schwundenen, zum Theil noch bestehenden Ueberbleib-
sel aus dem hohen Alter in Betracht ziehe, so zweifele
ich meinerseits wenig daran, daß schon unter der Re-
gierung der Römer hier eine **Villa** oder jeder andere
Aufenthaltsort gewesen sei. **Alexander Wiltheim** **)
macht uns aufmerksam, daß der Name **Bollanus** bei

---

*) Siehe das **allgemeine Archiv für die Geschichts-Kunde des Preußischen Staates**, im VII. Band, I. Heft. Seite 75. Berlin, 1832.

) **Lucelinburgensia Romana, lib. VIII. cap. I. Nachdem er mehrere Beispiele angeführt, sagt er noch Folgendes: **Bollanæ villam verius id fuisse crediderim, quod sonat nomen, hoc est villam Bollanæ, matronæ Romanæ, ceu illa Treviris, ceu hoc loco degebat. Celebris est autem Bollanorum memoria; Marcus Bollanus Ciceroni memoratur in Epistolis etc.**

einigen Klassikern bekannt sei, und verwirft mit Grund die Angabe des Johann Bertels *), Abtes zu Echternach, welcher behauptet, dieser Ort heiße eigentlich Apollodorf, weil in frühern Zeiten hier ein dem Apollo geheiligtes Idol gestanden habe. **) —

(Fortsetzung folgt.)

*) Apollinis villam utique nuncupasset antiquitas, veterum latinorumque vocabulorum tenax, si ejus Dei hic quidquam faceret.

**) Quod autem pagus Bollendorff, qui ab Epternaco miliari distat, ab Apolline nomen traxerit, minime dubium est, ob magnificam videlicet Apollinis aram, et statuam in proxima sylvâ erectam, et multis aliquando ceremoniis plane diabolicis decoratam, cujus magnae adhuc extant reliquiae. Nec ideo mirari quispiam debet, quod Bollendorff adeo confidenter ab illo daemonio derivemus; primitus enim non Bollendorff, sed Apollendorff, Apollinis pagus, nuncupabatur. Die nemliche Meinung habe ich in einer Handschrift der Abtei Echternach gelesen. Indessen hat der scharfsehende Alexander Wiltheim in dieser Gegend derlei Ueberbleibsel keine vorgefunden.

Die Winternacht *).

Halloh! Halloh!
Schwellet, ihr Töne, wilder und wilder,
Tanzet vorüber, phantastische Bilder,
Möget die lächelnde Gegenwart schmücken,
Blühenden Kranz auf die Schläfe mir drücken,
Blumen, vom Nordwind mir eisig gesponnen,
Oder aus Strahlen des Mittags gewonnen!
Halloh! Halloh!

Die Nacht wehte kalt, hell leuchteten die Sterne durch die vom Froste gereinigte Luft. Der Winter hatte die Erde mit seinem weißen Leichentuche bedeckt, und knisternd hörte man den Fußtritt des einsamen Wanderers auf dem beschneiten Boden: da rollte ein schwerer Wagen durch das gebogene Thor unter dem Hauptwalle durch, dessen dunkele Wölbung von einer blendenden Lampe doch nur schwach erhellt wurde, hinaus in's Freie. Die Räder pfiffen, die Rosse schnoben, das Eis am Boden, durch die eisenbeschlagenen scharfen Hufe gesprengt, sprühte umher, wie Silberstaub; in das versagende Horn blies der Postillon und stieß es unwillig auf den Rücken, um die nicht zu entfesselnden Töne durch Peitschenknall zu ersetzen, und wie die Windsbraut saus'te es durch die schneidende frostgeschwängerte Luft.

Kaum war die Nasenspitze des Schirrmeisters sichtbar, welcher mit halbgeschlossenen Augen vorn im Cabriolet saß und seinen Wolfspelz über Mund und Ohren zog; neben ihm ein Mann im blauen Mantel, in eine Ecke gedrückt, die Augenbraunen tief herabgezogen und sinnend. Als der Wagen in's Freie rollte, bog er sich hinaus und starrte die altergrauen Thürme des Doms noch einmal an, welche in ungewissen matten Umrissen durch die Nacht sichtbar waren, und starrte unverwandt, als wollte er sich hineinschauen und seufzte tief auf.

Jetzt wandte sich der Weg, die Gegend wechselte und weit in die Welt hinein führte ihn der Trab der Pferde.

Mit der erstarrten Hand berührte ich die glühende Stirne, in der die Gedanken gährten und durcheinander wogten, da merkte ich erst deutlich, daß ich selbst der Mann war, welcher durch die Nacht auf schaukelnden Federn gewiegt wurde.

Ueber das Schneefeld flogen die Gespenster, an dem Gitter des mit halb verfallener Mauer umzogenen Dorfkirchhofes kauerte eine zusammengedrückte Gestalt, ihre Augen leuchteten, wie der Leib des Glühwürmchens. Ein frisches Grab war hinter ihrem Rücken, auf welchem ein schwarzes Kreuzlein steckte, mit weißer Todtenkrone, die der frische Wind hin und her schwenkte, und dabei summte er, als wollte er dem schlafenden Kinde unter der schweren Decke ein Wiegenlied singen, damit es nicht erwache. — O du theilnehmendes Lüftchen, sei unbesorgt, der Schlaf der Todten ist fest, sie liegen gebannt bis zum jüngsten Gericht und erwachen nicht eher, als bis des Himmels Posaune nach Auf- und Niedergang der Sonne, nach Mittag und Mitternacht zur Auferstehung ruft, bis durch die Gewölbe des Himmels die feurige Lohe zischt! — Heiß ist der Asip, verzeheend das Antillen-Wetter, doch der Sturm an jenem Tage wird Welten zünden und Sonnen verlöschen, der ausgebrannte Erdball wird wie dünner Zunder durch die klanglosen Räume zittern, daß der Finger eines Säuglings ihn unter sich begraben könnte!

Näher rückte die Gestalt des Weibes, und eine dürre Hand streckte sich aus dem grauen Kittel: —

„Hexe! verdammte Hexe! was stehst du um Mitternacht an der Kirchhofpforte uns im Wege? Daß dich der Teufel hole und in die Hölle leuchten möge, verwünschtes Weib!“ —

Diese Worte des neben mir sitzenden Wächters im rollenden Häuschen durchschüttelten mich und sträubten mein Haar empor, fester zog ich den Mantel um die Brust, indeß die Alte am Wege den Krückenstock drohend empor hob und den morschen Leib reckte; doch „hui!“ pfiff der Schwager im Sattel, die Pferde griffen aus, und sausend flogen wir dahin, im Augenblick die unheimliche Erscheinung weit hinter uns lassend.

Wie Diamanten zitterte das Licht der Gestirne, welche heller leuchteten, als in der schönsten Sommernacht. Feld und Büsche wichen zurück, da nahm ein düsterer Fichtenwald uns in seine Schatten auf, die weitausgestreckten Arme der Bäume, mit grünen Nadeln bewaffnet, bogen sich unter der darauf hängenden Schneelast und knackend eckten sich die Fasern der dürren Aeste.

Jetzt rauschte es in der Luft wie Flügelschlag und pfiff und johlte, gleich Menschenstimmen, unartikulirte Laute, vermischt mit Wiehern und Rüdengebell. Der Schwager rief: „Halloh! Halloh! —“ und schwang die Peitsche sausend um sich her, die Rosse schnoben und fester stampften sie den weichen Grund, auf dem wir fast lautlos dahin gerollt; knirschend faßten sie den eisbedeckten Zügel und hoben sich und bäumten. An den wallenden Mähnen hing der weiße Reif, den ihre Nüstern in warmen Wellen ausstießen u. den der starre Frost ergriff, um ihn an Kamm u. Barthaar, in durchsichtige Eisperlen verwandelt, festzusetzen. —

„Das ist der wilde Jäger!“ murmelte mein Gefährte in sich hinein, — „den die alte Hexe am Kirchhofe uns nachgesendet. Ein unheimlicher Geselle das, hab' ihn nicht gern in meiner Nähe, da hinter jenen Föhren verschwindet er, und sucht sein Lager auf in dem alten Klostergebäude am Bache, wo die Bewohner zur Zeit böse hauseten.“

„Das irdische Wohlleben müssen sie nun durch heloses Treiben büßen, womit sie den nächtlichen

*) Unter diesem Titel theilen wir unsern Lesern ein Bruchstück aus folgendem ebenerschienenen Werke mit: Erinnerungen aus dem Leben. Von Ferd. Aug. Oldenburg. 2 Theile. Braunschweig bei G. C. E. Meyer sen. 1835. Gedruckt bei D. Riesen in Trier. 8. Die ausgehobene Stelle möge einen Beweis von der lebhaften Darstellungsweise des Verf.'s geben, der sich gegenwärtig noch in unsern Mauern aufhält.
D. Red.

derer erschrecken, die Alte steht mit ihm in Verkehr, jetzt eilt er heim, denn der Hahn hat schon das erste Mal gekräht! — Das Leitpferd dort, der Rappe, wittert seine Ankunft schon, eh' wir ihn hören, und schwitzet seinen Angstschweiß und will nicht mehr im Gleise laufen. — Ja, ja, die Nacht ist keines Menschen Freund, da läßt der Teufel seine Jungen los, das arme Volk zu ängstigen! — "

Im ruhigen Trabe ging es weiter, da glimmte durch den Wald eine rothe Flamme und dunkelglühender Rauch; — Woher der Schein dort? fragte ich.

„Ein Kohlenbrenner treibt sein heißes Handwerk in der Nähe, es sind zwei Meiler, die dort glimmen, und mit dem brennenden Kienspahn laufen die Knechte der Hütte zu, um sich die starren Hände dran zu wärmen; die Buben sehen ganz dem Belzebub ähnlich und seinen Helfershelfern, wenn sie mit Höllenbränden eine arme Seele verfolgen, und schwarz und rußig sind sie auch, wie der Satan selbst! — "

Ja, dachte ich bei mir selbst, so liefert stets die Wirklichkeit jene Schreckbilder, welche die Einbildung geschäftig ausmalt, und sowohl unsere Engel als unsere Teufel haben einmal gelebt, sind auch die Fratzen noch so bizarr, welche die Zeit von ihnen aufbewahrt hat.

Roth ging die Sonne auf, der Nebel dampfte durch das Thal, welches sich den Blicken aufschloß; der Uhu suchte der Mauer Spalten, sein lichtscheues Auge zu bergen, indeß der muntere Sperling begierig den Brosamen aufpickte, welcher ihm von mitleidigen Händen auf die Straße geworfen wurde. — —

Voila le soleil d' Austerlitz! rief Napoleon an der Mosqua, um seine Kampfgenossen mit der Ahnung eines bevorstehenden Sieges zu durchbeben, und wahrlich auch mir fiel Austerlitz ein und mancher andere heiße Tag, an dem der blutrothe Himmel ein Scheinbild des bevorstehenden aufstellte, und der Geist der Stunden vor ihrem Erwachen durch die Räume wanderte.

Die geschlossenen Schaaren zogen lautlos an mir vorüber, des Geschützes Züge, auf hohen Rossen die Eisengepanzerten, das Bruststück und der Helm im Frühroth glühend, des Schwerdtes Klinge blitzend, und manches Antlitz bleich von Todesahnung. Der Leib ist gegenwärtig, die Seele flog heimwärts zu Vater, Mutter, Schwestern, Brüdern; am stillen Lager der Geliebten weilt sie, den Scheidekuß ihr auf die Stirn zu drücken, des Knaben Spielplatz noch einmal zu grüßen, bevor der Todesengel seinen Gruß gebracht, der schwebet über den Kolonnen wie Höhenrauch und zeichnet in sein ew'ges Buch die Namen aller Opfer auf. Noch schlägt das Herz, noch klopft der Puls, noch ist das Blut so roth und warm, doch eh' der Tag hinabgesunken, habt ihr vom Todquell getrunken!

Aus der Ferne, vom Saume des Waldes zieht es langsam heran und entwickelt die Massen. Das ist die Verderben-schwangere Wolke, die der blinde Gehorsam näher treibt und die Blitze entzünden heißt.

Das Wetter ist vorbei und weinend steht der gekrönte Sieger an des Feindes Grabe.

Fort, ihr blutigen Bilder, lustig wog' ich durch das Leben. Leuchtet, ihr Sonnen, einem friedlichern Treiben, und kämpf' ich, sei es für's Liebchen — des Ruhmes flackerndes Bild mögen andere erjagen, ich weihe mich der Kunst und der Minne.

Der Gott der Schlachten sei den Kriegern hold, ich neide nicht ihren blutigen Lorbeer, die Habsucht greife um sich und schiffe zu fernen Welten, oder grabe sich, dem Maulwurf gleich, in den Schooß der Erde ein, seine goldenen Quellen an das Licht zu fördern, ich neide nicht ihren glänzenden Gewinn, kann ich nur schöpfen aus dem frischen Born des Lebens und mich erquicken an der süßen Frucht, oder schauen mich eines Liebchens Augen sehnsüchtig an und lächeln die Musen meinem Fleiße.

Weiter und immer weiter ohne Rast, die Wünsche sind lebendig, laßt die Ruhe den Todten, im Grabe sei es still, doch laut meine Lust!

Ein schnelles Roß ist die Zeit, nicht unter seine Hufe werf' es mich, nein, auf seinem Rücken will ich durch das Leben galoppiren. Der Geist des Menschen bildet sie, drum mir den schnellsten Renner, Hussa! Hussa! die wilde Jagd begonnen! — Baden will ich in der hüpfenden Welle der Lust! und naht das Ungemach, mit stachlichter Zunge meine Ferse wund leckend, will ich männlich ihm stehen und die Stirne bieten, bis es müde vom Kampf in die Nacht entfleucht, die es geboren! — Darum: Hussa! Hussa!

Die wilde Jagd des Lebens begonnen!
Bis die flüchtigen Tropfen zerronnen!
Das Glück liebt den kühnen entschlossenen Reiter,
Drum fort mit der Herzenspein;
Perle, du Lebenswein,
Goldener Traubensaft, stimme mich heiter!
Hussa tön's, Hussa! voran! voran!

Ph. Laven, Redacteur.

[23] Die Sammlung für die Nothleidenden in Ostpreußen und Litthauen betrug nach der letzten Anzeige 236 Rthlr. 2 Sgr. 6 Pf. Bis zum Schluß derselben, dem heutigen Tage, sind noch eingekommen:

59) von dem Groß-Rabiner Hrn. Moses Lazarus 1 Rthl., 60) mit dem Zeichen L. S. 1 Rthlr., 61) Wittwe H. 4 Rthl., 62) Zeichen N. N. 1 Rthlr., 63) Zeichen H. D. 3 Rthlr., 64) Ungenannter aus Trittenheim 1 Rthlr., 65) Gemeinde der Bürgermeisterei Mehring, gesammelt durch den Hrn. Bürger- meister Monzel, 7 Rthlr., 66) Communal-Förster Herr Otto in Rive 20 Sgr., 67) Herr Dr. Prim 1 Rthlr., 68) mit dem Zeichen W. 2 Rthlr., 69) Herr General-Lieutenant von Löbel 5 Rthlr., 70) Sammlung des Herrn Pfarrer Schmitz zu St. Paulin 2 Rthlr., 71) Hr. Geheime Justizrath Schmidt 10 Rth., 72) Zeichen J. R. 1 Rthlr., 73) Kaufmann Herr Frenay aus Mainz 1 Rthlr.. 74) Zeichen C. 1 Rthlr. 24 Sgr., 75) Zeichen B. T. 15 Sgr., 76) Kaufmann Herr Schwalbach 1 Rthlr., 77) Gemeinde Mahlberg, gesammelt durch den Bürgermeisterei- Beigeordneten Herrn Freiherrn v. Beyden 5 Rthlr. 17 Sgr., 78) durch den Bürgermeister Herrn Fuchs zu Cröv 3 Rthlr., 79) Zeichen C. N. 2 Rthlr., 80) die Herrn Kiesgen 1 Rthlr. 10 Sgr., 81) Landrentmeister Hr. Düring 3 Rthlr., 82) Bür- germeister Hr. Fier, als Sammlung aus den Gemeinden Cues, Lieser, Maring. Noviand und Wehlen, 28 Rthlr. 7 Sgr. 2 Pf., 83) Steuer-Einnehmer Herr Brill 2 Rthlr., 84) Zeichen K. u. B. 150 Rthlr., 85) Friedensrichter Herr Düring 1 Rthl., 86) Kaufmann Hr. Allmeyer 1 Rthlr., 87) Sammlung des Bürgermeisters Herrn Klein zu Nonnweiler 21 Rthlr. 10 Sgr., 88) Banquier Herr Simon in Saarbrücken 5 Rthlr., 89) Ge- meinde zu Pfalzel, durch den Bürgermeister Hrn. Fischer 22 Rthl. 24 Sgr. 4 Pf., 90) Zeichen J. C. R. 1 Rthlr., 91) von einem Herrn Geistlichen aus der Bürgermeisterei Longuich 1 Rthlr., 92) Zeichen X. Y. Z. 15 Sgr., 93) Zeichen B. A. 2 Rthlr., 94) Zeichen H. T. 2 Rthlr., 95) Banquier Herr P. L. Mohr in 2 Frd'or. 11 Rthlr. 10 Sgr.; wonach die ganze Sammlung die Summe von 544 Rthlr. 5 Sgr. ergiebt. Hievon sind im vorigen Monat 200 Rthlr. und heut die übrigen 344 Rthlr. 5 Sgr. an den Unterstützungs-Verein in Königsberg, in Preußen, abgesandt worden.

Indem wir für die den Unglücklichen bewiesene rege Theilnahme vorläufig unsern aufrichtigsten Dank aussprechen, bemerken wir, daß, obgleich der Schluß der Collecte auf den 15ten d. Mts. bestimmt war, wir dennoch bereit sind, etwa noch eingehende Beiträge dankbar anzunehmen, bekannt zu machen, und an den gedachten Verein abzuführen.

Trier, den 20. Mai 1835.

v. Ladenberg. v. Britzke.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 30. Mai. **N°. 43.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Indessen fuhr Nalbach fort, die Französischen Herrn öfters einzuladen. Der kluge, feine Mann wußte es endlich dahin zu bringen, daß seine Tischgesellschaft weniger feindselig gegen den Kurfürsten gestimmt wurde, und dessen Verhältniß als Reichsglied zu begreifen anfing. Selbst auf die Gesundheit des Fürsten wurde endlich von den Herrn laut getrunken.

Bald darauf glückte es der Geschicklichkeit des Weihbischofes, die von Franz Georg, der auch Probst von St. Paulin war, diesem Stifte zur Fortführung der angefangenen neuen Kirche, geschenkten und völlig übertragenen Renten und Gefälle aus der Confiscation zu retten. Deshalb waren die Unterhandlungen zu Metz geführt worden.

Ueber diesen glücklichen Anfang bezeigte der Kurfürst sein herzlichstes Wohlgefallen. In einem eigenhändigen Schreiben sagt Franz Georg:

„Es gereichet mir zu so vielem vergnügen als „besonderm trost, daß der Hr. Weihbischof, in der „qualitaet eines zeitlichen Dechanten zu St. Paulin, „sich zur sorgsambsten und eifrigsten ahngelegenheit ge„macht, das von mir angefangene heyliche Werk der „wiedererbauung der schon so lange Jahr her in ih„rem ruin undt umbsturtz liegenden alldortigen Stiffts„kirch, auch bei dissen betrübten zeiten, in fortsetzung „zu bringen, welches Gott der allmächtige sicher dem„selben belohnen wird. Auch will ich dem Hrn. Weih„bischoff meine dargegen tragende erkenntlichkeit auffs „vollkommenste versichern; so wie auch dafür, daß „er keine gelegenheit vorbey gehen lasset, die bei den „frantzosen gegen meine person eingepflantzte allzu „üble impressiones zu milderen, welche mir haupt„sächlich umb dessentwillen sehr tief zu hertzen nehme, „weilen erkennen und wahrnehmen muß, daß dadurch „meine ohnschuldigen unterthanen so stark leiden thuen, „und ganz und gar zu grund gerichtet werden sollen."

In diesem vertraulichen Schreiben sagt Franz Georg noch folgendes als Apologie seiner Handlungen, das um so merkwürdiger ist, als bis jetzt dieser Punkt noch immer nicht im Klaren war: „Dem „Hrn. Weihbischoffen ist selbsten bekannt, wie vor„sichtig, lang und behutsam ich bey denen Creyß Con„venten und der Reichsversamblung zu Regensburg „selbsten gegangen, und daß ich mich dadurch sogar „sehr suspect gemacht habe. — Auch mein bey dem „Reichstag abgegebenes votum so manierlich und mo„dest, als es immer möglich war, abgegeben — und „doch soll und muß ich der einzige seyn, so ahn dem „bedauernswerthen Krieg die Hauptursach undt schuld „traget, auch andere stände dazu aufgehetzet undt ver„führet! Wie ohnrecht aber mir darinnen undt da„mit beschehe, ist leicht undt ohnschwer zu erweissen „undt zu probiren, wann ich mit grund der Wahr„heit versichere, daß ich in dieser materie mit keinem „Reichsfürsten in einiger correspondenz oder ver„handlung gestanden, als nur mit den Churfürsten „von Cöln und der Pfalz, undt dies nuhr als ant„wort erlassen, und also nicht ex proprio motu, „oder in verführerischen absichten, wie man mir auf„bührten will. Daß mich aber darin, undt bey mei„nem zu Regensburg, spät genug, abgegebenen vo„to denen Reichs-principien nach betragen und äus„sern müssen, ist mir umb so weniger mit billigkeit „zu verdenken undt zu verargen, als mich eines theils „meine aufhabende pflichten dazu anweissen, und an„deren theils die sache so clar an dem tag gelegen, „daß ich solche ohnmöglich dem Kayser, undt denen „ohne mich vorhanden gewesenen majoribus votis hätte „ableugnen können: bey welchen umbständen sofort „auch die blose ohnmöglichkeit ware, meines orths

„mich für die neutralität zu erklähren, wohl über-„legendt, daß, wenn ich solches thun würde, man „mich undt meine Lande sogleich von seithen des Kay-„sers für feindselig würde angesehen, undt das Ober-„erzstifft von Lützemburg aus davor tractiret; das „Niedererzstifft aber nicht besser gehalten, und meine „Vestungen gar bald ohne weiteres hinweggenommen „haben, unter dem vorwand, daß, weil bekanntlich „ich nicht selbsten in dem stand sey, solche erforderlich „zu besetzen und zu defendiren, ihrer Kais. Maj. aber „zukäme, für die Sicherheit des Reichs zu sorgen. Da „an der hiesigen Rhein passage, insonderheit ahn der „Vestung Ehrenbreitstein gahr vieles gelegen sey, ich „solche ohnversäumt räumen, und einer Kays. Besatz-„ung hätte überlassen müssen; welches, wann ich nicht „gethan haben würde, man mich gahr bald mit der „gewalt sollte gelernt haben."

Franz Georg fährt in seinem interessanten Memorandum fort:

„Da indessen auch meine beyde Wormsische und „Elwangische Lande nachmahls würden empfunden ha-„ben, was eine neutralität, ohne genugsamb stark zu „seyn, um sich selbsten dabey schützen zu können, sa-„gen wolle undt nach sich führe! Man thuet zwahr „desfalls das exempel von Anderen, aber nur dessent-„willen ganz ungereimt gegen mich, anführen, weilen „ein gahr grosser unterschied zwischen einem Regen-„ten von geburth und dessen Erblanden, undt zwischen „einem nur ad dies vitae erwehlten, der kein eygen-„thumb hat, zu machen ist. Wohl angesehen nun, „daß dessen familie allzeit eine privat familie bleibet, „und, nach absterben des zeitlichen Regenten, ganz „ohnschwer gefunden, und nach gefallen gezüchtiget, „ja gäntzlich ruiniret werden kann. Welcher umbstand „bey uns Schoenborn in jetzigen Zeiten umb so billi-„ger undt mehr zu beherzigen, als bekant ist, daß „wir die mehresten Familiengüter in den Oesterreichi-„schen Erbländern selbst gelegen haben, undt daß einige „von meinen Brüdern in denen Kays. Diensten seyndt, „undt also ihre pflichten haben, denen sie eben so nach-„kommen müssen, wie mit größtem recht undt billigkeit „die Crohn Frankreich eine vollkommene Trew undt „Eiffer von ihrer nation praetendiret.

„In Summa (schließt das Schreiben) wir Schoen-„born seyndt von Gott zu einer ohnglücklichen zeit in „das vermeyntliche glück gesetzet worden. Da es aber „also die göttliche verhängniß disponiret hat, so muß „man auch christ-gelassentlich still halten, so lang es „der göttliche Willen ist — wenn nuhr nicht so viele „andere ohnschuldige darunter mit leyden müßten." — —

Der völlige Schluß geht nun wieder dahin, den Weihbischof zu vermögen, das Geschäft der Vermittelung für das Land übernehmen zu wollen *). (Forts. folgt.)

*) In einem bald darauf folgenden Schreiben des Kurfürsten legt dieser dem Weihbischofe nochmals die Sache dringend an's Herz mit den wenigen Worten: „Ich bitte, „die Commission zu übernehmen: recordare quaeso, quod „non nobis, sed aliis nati simus, und daß ein jeder in „dem gewissen schuldig seye, seinem nechsten gutes zu thun „und nach vermögen beyzuspringen, wenn schon nicht „allezeit Dank bey der gantzen Welt verdienet wird." —

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler ꝛc.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Von den hiesigen Alterthümern sprechen nicht wenige Schriftsteller; ich nenne unsern Brower, Annal. Trevir. Tom. I. Seite 56. Num. 29. Hontheim im Prodromus Hist. Trev. dipl. Tom. I. Seite 194 num. V. Muratori, Novus Thesaurus veterum inscrip. Tom. III. 1373. — Johann Bertholet, Histoire eccles. et civile du Duché de Luxembourg, Tom. I. Seite 430. Lorent, Cajus Igula ou l'Empereur Cajus Cesar Caligula, né à Igel, Seite 134. — Joh. Bertelius in seiner Abhandlung, Deorum sacrificiorumque gentilium descriptio. Seite 37. — Daß diese sämmtlichen Schriftsteller die auf dem in dem Saurflusse oberhalb Bollendorf liegenden Deckel eines Sarges befindliche Inschrift nicht getreu gegeben haben, dieses habe ich schon bei einer andern Gelegenheit angezeigt *). Selbst die Inschrift des in dem Walde Niederburg, eine Strecke unterhalb Bollendorf, befindlichen, der Diana geheiligten Votivsteines haben nicht alle getreu abdrucken lassen **). Zeichnungen dieser Röm. Ueberbleibsel hat uns Alexander Wiltheim a. a. O. hinterlassen. Von den im Jahr 1802 hieselbst gemachten neuen Entdeckungen ließ ich richtige Zeichnungen aufnehmen, welche ich im Jahr 1816 höhern Händen eingereicht habe. Das genannte Denkmal der Diana hat Herr J. A. Ramboux, ein Trierischer Künstler, gezeichnet und lithographirt; es ist die erste Lithographie im dritten Heft seiner vortrefflichen Sammlung.

Daß unweit des Schlosses zu Bollendorf in frühern Zeiten eine Brücke gestanden habe, dieses scheinen die hier in der Saur befindlichen Fundamente zu beweisen, welche im Jahr 1802 sichtbar wurden und mehr als einen Schuh über dem Wasser hervorragten. Ob dieselbe aber ein Werk der Römer oder aus der Fränkischen Periode gewesen sei, dieses konnte ich damals gar nicht entdecken; auch weiß ich mich nicht zu besinnen, daß ich in früherer Zeit in dem Archiv der Abtei Echternach von einer ehemals hier bestandenen Brücke etwas sollte gelesen haben: zwar hatte ich ein Aktenstück vom Jahr 1628 vor Augen, worin gesagt wird, daß der damalige General-Prokurator von Luremburg die Gemeinden der Herrschaft Bollendorf daselbst vor der Brücke versammelt habe ***), indessen mag hier eher die Rede von einer damals über den Mühlenbach bestandenen Brücke gewesen sein, als von einer Brücke über die Saur, wovon der Abt Joh. Bertels nirgends Meldung thut. Es scheint mir demnach, daß diese Brücke schon in frühern Zeiten durch einen Eisgang zerstört worden ist; deren Herstellung in der Folge nicht mehr von gleichem Interesse gewesen sein mag, als sie es den Römern war, um von dem linken Ufer der Saur ungehindert nach Alttrier †) und andern Stationen zu kommen.

Im XII. Jahrhundert bemeisterte sich der Graf Heinrich von Luremburg der Herrschaft Bollendorf; erkannte aber später seinen ungerechten Schritt und übergab diese Herrschaft im Jahr 1166 der Abtei Ech-

*) In folgender zu Trier bei Hetzrodt 1804 abgedruckten Schrift: Mausolei Villæ-Bollani descriptio topographico-historico-critica.

**) Siehe meinen Aufsatz: Das Denkmal der Diana im Kanton Echternach beschrieben u. beurtheilt. — Herr Baurath C. F. Quednow in seiner Beschreibung der Alterthümer von Trier u. dessen Umgebungen. Seite 144. Tafel XIII. gibt eine Abbildung.

***) Le dit Procureur General non obstant et sans préjudice des dites protestations est passé vers Bollendorff.... au quel lieu devant le pont se trouva assemblé grand nombre des sujets, a savoir etc.

†) Siehe die Trierische Kronik v. J. 1819. Seite 140 u. ff.

ternach nochmal zurück. — In der Folge hat dieses Kloster das Schloß und die dazu gehörigen Grundgüter dem edlen Ritter Thomas zu Lehen geben; nach dessen Tode hat seine hinterlassene Wittwe Elisa dieses Lehen im Jahr 1288 dem genannten Kloster gegen eine jährliche Abgabe abgetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Der geschwätzige Stein.

Wenn man Chateau Thierry verläßt und am rechten Ufer der Marne hinaufgeht, so sieht man, einige Zeit nachher, nachdem man das Dorf Mont-Saint-Pere vorüber ist, in der Mitte der Wasser einen Felsen. Im Angesichte dieses Felsen schlängelt sich auf derselben Seite des Flusses über einen Hügel ein dorniger Pfad; auch da gewahrt man einen emporragenden Fels, der unter dem Namen: „der geschwätzige Stein" weit im Lande bekannt ist. Ueber die Ursache dieser Benennung hat man schon verschiedene Meinungen geäußert; die wahrscheinlichste und die ammeisten verbreitete ist diejenige, die sich auf folgende alte Volkssage gründet.

Als die Römischen Armeen zum ersten Mal in Gallien eindrangen, war die ganze Landschaft noch mit Waldungen bedeckt. Diese Gefilde, die heute in so herrlichem Flore stehen, boten Nichts, als unwirthbare Sümpfe dar; diese Hügel, die jedes Jahr die Champagne mit reichlicher Weinlese beglücken, brachten nur niedriges Gestrüpp hervor: der Weinstock, weit entfernt, damals angebaut zu werden, war nicht einmal bekannt. Einige Städte zwar, Rheims, Soissons, bestanden schon, wie auch Bibrax, dessen Stelle man jedoch heut zu Tage nicht nachweisen kann. Aber der größte Theil der Bewohner hatte keine andern Aufenthaltsorte, als Hütten und Grotten, die in dem Dickicht der Bäume zerstreut lagen.

Unter den Bewohnern dieser wilden Gegenden zeichneten sich zwei Jungfrauen durch ihre Schönheit aus: Godbertha und Adalbertha. Sie waren beide Kinder des Priesters Theutates, und konnten dereinst hoffen, Tempel-Priesterinnen zu werden. Sie lebten einig miteinander, wie es Schwestern ziemt, als das Schicksal in ihre Mitte einen jungen Krieger aus den Römischen Legionen führte. Er hieß Horatius und stammte aus einer uralten Römischen Familie.

Verirrt von den Seinen, schweifte er lange in diesen wüsten Waldungen umher, plötzlich sah er sein Roß von Wölfen angegriffen. Das erschrockene Thier nahm vor den trotzigen Angreifern die Flucht. Taub der Stimme seines Reiters, der seine Angst mildern wollte, stürzte es sich im flüchtigsten Laufe dahin.

Schon hatte es seine Feinde, die es verfolgten, weit hinter sich gelassen. Indeß seine Angst hatte sich nicht vermindert, es rannte immer weiter über Felsen, Hügel und Abgründe. Umsonst suchte Horatius es zurückzuhalten. Mitten durch das Gehölz fortgerissen, konnte er weiter Nichts erwirken, als daß er nicht herunterstürzte, indeß das Pferd, schaumbedeckt, mit wilden Blicken und mit wüthendem Schnauben sich durch Nichts im Laufen hindern ließ. Endlich stürzte es nieder. Sein Herr, weit hinweggeschleudert, rollte auf den harten Kies. Da wurde er ohne Besinnung, mit Wunden und Blut bedeckt, von den Töchtern des Druiden gefunden. Als er die Augen aufschlug, ruhte sein Haupt sanft in Godbertha's Schooße. Beide Mädchen goßen ihm mit ihren weißen zarten Händen den Saft heilsamer Pflanzen in die Wunden. Lange bedurfte der junge Kriegsmann ihrer eifrigen Sorge, lange pflegten ihn die beiden holdseligen Kinder, und Das, was bei ihnen Anfangs nur Mitleiden war, ging nach und nach in Zärtlichkeit und Liebe über. Beide liebten ihn, beide waren gleich schön, beide strahlten in jugendlichem Liebreitze.

— Für dich, sagte die Eine, will ich meine Ansprüche auf das Amt einer Priesterinn hingeben. Unsere Krieger werden dich zu ihrem Anführer wählen und wir werden in Gemeinschaft regieren.

— Bleibe bei uns, sagte die Andere, für dich will die Früchte unserer Wälder sammeln; für dich will ich den Honig der Bienen aus den hohen Eichen zusammenlesen. Wenn der Frost des Winters die Erde deckt, so will ich dir die wärmsten Grotten zeigen; o bleibe bei uns!

Horatius wählte sich die Letztere zur Gattinn. Die verstoßene Adalbertha wurde von jetzt an die unversöhnlichste Feindinn ihrer Schwester. Wie eine Furie, folgte sie stets den Schritten der beiden Andern.

Die Eifersucht trieb sie am Ende zu der schrecklichsten Greuelthat. An einem Abende, als Horatius ermüdet von der Jagd zurückkehrte, fand er seine Neuvermählte leblos liegend auf einem bemoosten Felsen, den sie mit ihrem Blute geröthet hatte. Er umarmte den Leichnam, kauerte sich neben ihr nieder, und als der neue Tag kam, saß er noch da, blaß, verzweiflungsvoll und blutbenetzt. Bald erhoben sich Stimmen, die ihn des Mordes anschuldigten. Man ergriff ihn, man legte ihm Ketten an. „Ich kann dich retten," sagte Adalbertha, „und werde dich retten; nenne mich nur mit den süßen Namen, womit du meine Schwester nanntest; liebe mich nur. Die schweren Bande, die deine Hände fesseln, ich werde sie lösen, wir fliehen dann von dannen." Thränen entflossen Horatius' Augen; sie waren seine einzige Antwort. Als die dunkle Nacht herankam, kam Adalbertha wieder. Der Römer aber stieß mit Entsetzen die Schwestermörderinn von sich. Da verfluchte sie ihn, und schwur bei ihren Göttern, ihn zu vernichten. Sie war es, die seine Anklage übernahm. Alle Bewohner der Gegend lobten den Eifer, mit dem sie die Rache für ihre Schwester verfolgte. Die Strafe, die man dem Mörder auflegte, war nur allzugrausam. Lebendig wurde er an dem Orte in Flammen geworfen, wo die Schreckensthat geschehen war.

Aber Gott, der die Schuldigen und Unschuldigen kennt, Gott läßt die Verbrechen nie ungestraft. Nagender Kummer höhlte die Wangen des jungen Mägdleins, ihre Kräfte schwanden, das Feuer ihrer Augen erlosch. Schlaflos verflossen ihr die Nächte und am Tage fand sie keine Ruhe. Endlich nach einigen Jahren zog sie hin nach der Grotte in jenem Felsen und verließ sie nie mehr. Eines Morgens fand man die Grotte verschüttet; der Fels, der die Schuldige umfing, fing an zu sprechen; er machte ihre Greuelthat kund und erhielt, als wäre er dazu verdammt, die schrecklichen Szenen, von denen er Zeuge war, ohne Unterlaß zu wiederholen, den Namen: „Der geschwätzige Stein."

Sei es, daß die Seele Adalbertha's das Mitleiden des Himmels angerufen hat, oder daß der Himmel durch ihre lange Strafe gerührt wurde, der Stein schweigt jetzt schon seit langer Zeit.

Der Fünfundsechzigste.

(Anekdote aus dem Jahre 1793.)

Fünf und sechzig Parlaments-Glieder von Toulouse hatten zwei Monate in dem Gefängnisse dieser Stadt geschmachtet, und wurden, weil sie gegen die Machtstreiche der constituirenden Versammlung Ein-

spruch gethan hatten, von dem Revolutions-Tribunal sämmtlich zum Tode verurtheilt.

Der Sitte gemäß schnitt an dem Tage, wo ihre Hinrichtung statt finden sollte, ein Henkersknecht ihnen eben die Haare ab, als Herr von Perez, ein Rathsherr und früheres Parlaments-Glied mit ihnen, der jedoch nicht angeklagt war, in diese Gemächer der Trauer eintrat, um seinen Freunden einen Besuch abzustatten. Er kam eben aus Belgien, wohin ihn ein Geschäft gerufen hatte; von dem schrecklichen Urtheile wußte er noch nichts und mit einem Erlaubnißschein versehen, brachte er ihnen eine Geldunterstützung und trug ihnen seine fernern Dienste an. Der Gerichtsdiener, müde der weitläufigen Erklärungen und des traurigen Abschieds, entfaltete eine lange Liste und verlas die Verurtheilten. Auf der Liste waren 65 Namen verzeichnet und nur 64 Personen antworteten. Der Mangel der einen Person versetzte den Gerichtsdiener in einen gewissen Humor, u. er ließ die unglücklichen Opfer sich der Länge nach an den Wänden aufstellen. Hierauf verlas er sie wieder mit der größten Genauigkeit. Das Resultat war dasselbe: die 65te Person fehlte.

Dies brachte den Gerichtsdiener auf, er näherte sich dem Besuch abstattenden Rathsherrn, fragte ihn um seinen Namen und seine Stellung und um die Ursache, warum er in's Gefängniß gekommen. Herr von Perez antwortete ihm, daß eine dreifache Ursache ihn hieher zöge: erstens sei er ein Freund der Angeklagten, dann ihr Verwandter, ferner ihr Amtsgenosse. „Das ist ja herrlich, antwortete der harte Mann des Gerichts: Es sind mir grade 65 Rathsherrn aus dem Parlament dieser Provinz nöthig; weil du der Freund dieser Herrn bist, so wirst du wohl auch mit ihnen sterben können. Diener, schneidet ihm die Haare ab; wir haben keine Zeit zu verlieren, der Weg ist weit und wir sollten schon da sein."

Trotz der inständigen Bitten der Vier und sechzig wurde der Befehl des Gerichtsdieners vollzogen. Wie ein Römer trat Perez auf das schreckliche Gerüst und starb edelmüthig mit seinen Freunden.

Nach dem Sturze Robespierre's, welcher den folgenden Monat statt hatte, erfuhr man den sonderbaren Zufall, der den Herrn von Perez auf das Schafot gebracht hatte. Der Baron von Sainte-Livrade, noch ein Jüngling, ein Mitglied des Parlaments von Toulouse, der mit seinen Collegen verurtheilt worden war, hatte geschickter Weise zu entfliehen gewußt und war durch den Beschließer eines Hauses, welches ihm viel zu danken hatte, gerettet worden.

Herr von Sainte-Livrade, in Freiheit gesetzt, protestirte gegen den Verkauf seiner Domainen, „weil er nicht hingerichtet worden war."

Die Familie Perez, welche noch in Trauer ging, that Einspruch gegen den Verkauf ihrer Domainen, „weil der Rathsherr nicht zum Tode verurtheilt war." Das Direktorium beschloß, daß die Einziehung beider Domainen gesetzmäßig sei: „die der einen wegen des Todesurtheils, die der andern wegen der Hinrichtung."

Die Nachtigall und das Kind.

Eine Fabel.

Die Nachtigall.

Entlaß aus deinem kleinen Händchen,
O bestes, allerliebstes Kind,
Mein armes, weggefang'nes Männchen,
Sieh, wie betrübt die Jungen sind!
Sie liegen traurend hier und weinen
Und grämen sich mit mir zu Tod:
Wer nährt nun mich, wer nährt die Meinen?
Wer wahret uns vor aller Noth?
Er war es, der uns Futter brachte,
Wenn ich die Kinder warm umschlang,
Mit Mutterliebe sie bewachte
Und wonnetrunk'ne Laute sang.

Das Kind.

Mich rührt dein Weinen nicht, dein Klagen,
Ich sehe gern den kleinen Mann
So flatternd mit den Flügeln schlagen,
Mich geht nicht deine Trauer an.
Ich habe viele Stunden heute
Dort unter'm Baum' auf ihn gepaßt;
Die Würmer, die ich ihm dort streute,
Sie fingen mir den lieben Gast.
Wie! Sollt' die Mühe mir vergebens,
Sollt' meine Zeit mir fruchtlos flieh'n?
Die Rettung seines theuren Lebens,
Sie ist für euch auf ewig hin!

Die Nachtigall.

Ach! Ist so unerbittlich-strenge
Das Herz, das dir im Busen schlägt!
Man sagt, durch unsere Gesänge
Wird jedes Menschen Brust bewegt. —
Wohlan, verhehle nicht die Preise,
Wofür dein hartes Herz sich beugt,
Denn nur auf diese schnöde Weise
Wird wohl dein Felsensinn erweicht!

Das Kind.

Ja, du erhältst den Gatten wieder,
Entzückst du mich drei Monde lang
Durch deine anmuthreichen Lieder
Dort, dort an des Gebüsches Hang.
Dort will ich sitzen und dir lauschen,
Von der Gespielen Schaar umringt,
Dort hört man auch die Quelle rauschen,
Die auf des Berges Haupt entspringt!

Die Nachtigall.

Nicht in des kühlen Baumes Schatten
Sing' ich, nicht an des Hügels Hang,
Denn ferne von dem lieben Gatten
Stockt mir im Busen der Gesang.

Das Kind.

So gieb mir denn das Nest der Kleinen,
Ich will mit Sorgfalt sie erzieh'n,
Mit Laubgewinden sie umzäunen,
Als wären sie in Waldes Grün.

Die Nachtigall.

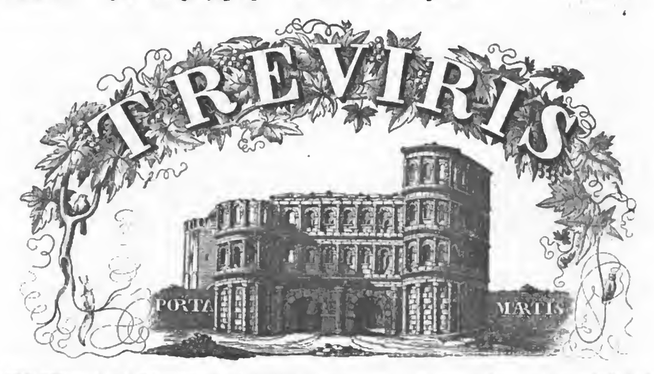
Zerreiß nicht so die Mutterseele,
Verlange nicht zu viel von mir,
Das kleinste Kind, die Philomele,
Die zieh' ich groß, und schenk' sie dir.
— Der Knabe geht, „o bleibe, bleibe!"
Ruft ihm die bange Gattinn nach,
Er geht, und nur zum Zeitvertreibe
Hört er ihr wiederhohltes Ach.
Bald bot im Gehen seinen Blicken
Sich manches neue Schauspiel dar,
Und er verspürt ein heftig Picken
Im Händchen, wo der Vogel war.
Und, husch, entfloh's mit leichten Schwingen
In den belaubten Wald hinein,
Da mocht' er wohl die Hände ringen:
Hin war das traute Vögelein.

Laven.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger. Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 3. Juni. **No. 44.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Nalbach machte indessen noch immer Entschuldigungen und Gegenvorstellungen, bis endlich, vereint mit dem Wunsche des Fürsten, die Prälaten von Marimin, Mathias und Marien, der Nieder-Erzstiftsche Deputirte der geistlichen Landstände Gewelsdorf und beide Ober-Erzstiftsche Bürgermeister von Trier, Ebenthener und Cramer, mit dem Stadtschreiber Severini, im Namen des gesammten landständischen Directoriums, den Weihbischof inständigst und wiederholt baten, die Pariser Reise zu übernehmen.

Er erklärte endlich sich bereit dazu, doch unter der Bedingung, daß das landschaftliche Directorium ihm mit Bestimmtheit alle Punkte festsetze, die bei dem Französischen Hofe zu verfechten seien, und deshalb ihn mit einer ordentlichen Vollmacht versehe. Doch verschob sich noch die Sache, da die landschaftlichen Directoren mit der Aufstellung der Punkte nicht in's Reine zu kommen schienen. Dies sagt uns ein Schreiben des Kurfürsten an Nalbach (vom 13. Aug. 1734); worin es heißt:

„Mit rechter Herzensfreud undt innigstem Trost „hab ich wahrgenommen, daß der Hr. Weihbischof mir „zu Ehren und dem höchst bedrängten Land zu Lieb, „die von den Landständen ahn denselben ersuchte depu„tation an den Französischen hof gutwillig übernehmen „wolle: es hat mich aber bis in die Sehl geschmerzet, „zugleich vernehmen zu müssen, daß die Directores „disse Sache abermahlen ohnverantwortlich auf die lange „Bahn verschieben."

Doch endlich kam die Sache mehr in Gang. Nalbach entwarf selbst einige Punkte, welche er vorerst dem Kurfürsten zur Entscheidung vorlegte, und welche dieser in der Hauptsache genehmigte. Das Original, mit einigen, aber unbedeutenden eigenhändigen Randnoten Franz Georg's, liegt vor mir, woraus ich die vorzüglichsten Anfragen hier anführen will.

— „Ob, wie weit und in quibus terminis bei den Cardinälen Fleury, Bissi und Rohan sich wegen des Kurfürsten gleich anfangs einzulassen?"

— „Ob erlaubt sei, dem König aufzuwarten und deshalb zur gelegenen Zeit Audienz zu begehren?"

— „Ob es erlaubt sei, in vorkommenden Discursen vorzustellen, wie daß der Kurfürst, da keinem Reichsfürsten die Neutralität gestattet werden will, gleichfalls gegen Willen um so eher gemüssigt gewesen sey, mit seinem voto endlich vorzugehen, als die zu Lutzemburg liegenden Kayserlichen widrigenfalls, zu ihrer Sicherheit, ohnfehlbar das arme Erzstifft überfallen und feindlich heimgesucht haben würden. Zudem auch bey Abgebung des voti, gleichfalls unter der Hand versichert worden sey, es wäre kein Krieg zu befahren, und daher der Endzweck des Reichsconclusi größtentheils dahin abgerichtet, um die gekrönten beyden Häupter hierdurch desto füglicher in Frieden und gutem Verständniß zu erhalten?"

— „Ob es ferner erlaubt sey, zu sagen, daß der Kurfürst, nachdem auch der Krieg vom Reiche erklärt worden, selben gleichwohl nicht in seinem Lande publicirt habe, sondern bey bemerkter Bewegung der Französischen Truppen sich eifrigst bemüht habe, anstatt ihrer zum Schutz lediglich, für die Friedenszeit zu Trarbach gehaltenen Mannschaft, mit Zurückziehung derselben Kaiserliche oder andere Reichstruppen einziehen zu lassen, um ja die Krone Frankreich zu überzeugen, daß der Kurfürst sich nie offensive, sondern nur defensive in dem ihm anvertrauten Lande betragen würde. Es sey dessen Beweis auch vorhanden, da des Grafen von Belleisle Armee die zur Ablösung in Trarbach angerückten Kays. Truppen selbst gesehen habe, und da während der Belagerung nicht einem Mann von Kayserlichen, Trierischen und Hessischen Soldaten er-

laubt wurde, wie sehr sie auch wollten, von Coblenz aus, die Französischen Truppen, wie ganz leicht hätte geschehen können, zu incommodiren?"

— „Ob es erlaubt sey, den Cardinälen Fleury und Bissi oder sonstigen Ministern oder auch den Secretariis, wobey einige Hilff oder Trost zu haben, oder wenigstens für die Zukunft zu hoffen sey, etwas an Wein *) oder Pferden zu versprechen, oder auch letzteren (den Secretariis) an Geld zu praesentiren; zumahl da die subalternen Personen mit Nichts auch zu Nichts zu bringen sind, und diese öfters die besten Dienste thun müssen?"

— „Ob es erlaubt sey, daß ich (Nalbach) vor Angehung dieser Reise dem General Belleisle im Allgemeinen davon Nachricht gebe, und seine Freundschaft, ohne Zusatz in quo, während dortiger Anwesenheit, ausbitte? Ob nicht etwa ein Paar Fuder Wein in des Belleisle Keller jetzt zu schicken, um allangsam dessen Gemüth zu gewinnen, und falls von drunten aus (nämlich von Coblenz) ob tumultum in populo, keine überschickt werden wollten, einige um einen leidentlichen Preiß unter der Hand angekauft und sofort in der Stille an Madame adressirt werden (!)? Anstatt daß anderen Orts für ein Fuder 225, auch 240 Rthlr. gezahlt wird, glaube ich wohl, daß zwey Fuder um 250 Rthlr. dahier zu haben seyn dürften."

— „Ob es erlaubt sey, en passant in der Hin-Reise oder vielmehr in der Rück-Reise zu Metz Madame Belleisle heimzusuchen, oder vielmehr incognito fortzustreichen? —"

Der Kurfürst hat diesen Anfragen Nichts entgegengesetzt, und das Ganze ohne bedeutende Bemerkungen unterzeichnet. (Fortsetzung folgt.)

*) Der gute Moselwein hatte schon manchmal bedeutende Wirkungen zuwegegebracht. Erzählen doch die Gesta Trevirorum, daß durch dieses geistige Mittel der Hohenstaufe Conrad zu Coblenz zum Kaiser gewählt wurde!

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler rc.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

II. Riol.

(Regiodulum.)

Ein Dorf, ungefähr 3 Stunden östlich von Trier; bei der frühern Verfassung gehörte dasselbe zu der Amtsverwalterei St. Marimin; dermalen liegt es in dem Landkreis Trier, Bürgermeisterei Longuich. Der Römische Geschichtschreiber Tacitus *) erzählt uns, daß sich Valentinus mit einer großen Anzahl Trierer an jener Stelle, welche er Regiodulum nennt, verschanzt habe. Wir Trierer glauben, daß hier das heutige Riol bezeichnet werde **), und gehen einstweilen von dieser Meinung nicht ab, so sehr sich auch einer unserer neuesten Schriftsteller die Mühe gab, nicht nur dieses Regiodulum nach Cöln zu versetzen, sondern sogar unsere Colonia selbst mit Cöln zu verwechseln *). In der Dagobertinischen Urkunde vom 4. April 633 (bei Hontheim Histor. Trevir. diplom. Tom. I. Seite 78) heißt es Regiodola, auch habe ich an einer Stelle Regiodola Vallis gelesen. Indessen scheint mir dieses ein Irrthum zu sein, denn in der genannten Urkunde ist Regiodola von Vallis zu trennen. — Wenn man übrigens das Dorf Reyl, in dem ehemals sogenannten Cröffer-Reich auf der Mosel, mit unserm genannten Riol verwechselt, so ist dieses ein grober Irrthum; ich bemerkte einen solchen Irrthum selbst bei Hontheim in dem Index topographicus Tom. II. Histor. diplom. Trevir., wo in drei verschiedenen Stellen Reil und Riele mit Riol verwechselt wird.

*) Histor. lib. IV. cap. 71. Cerialis .... tertiis castris Regiodulum venit, quem locum magna Trevirorum manu Valentinus insederat, montibus et Mosella amne septum: et addiderat fossas obicesque saxorum. — Spuren einer ähnlichen Verschanzung habe ich in einem Walde unweit der den Römern wohlbekannten Gegend von Bollendorf an der Saur sehr oft gesehen.

**) Hontheim im Prodromus Histor. Trevir. diplom. Tom. I. Seite 224 b. in der Note a. bemerkt zu der obigen Stelle des Tacitus Folgendes: Hodie Reol, villa, nonnihil a dextera ripa Mosellæ remota, tribus infra Trevirim horis: locus, cui omnia, quæ hic indicantur, conveniunt.

III. Fell. Vell.

(Villa ad Valles.)

Bekannt sind uns Oberfell und Niederfell, in dem Landkreis Trier, Bürgermeisterei Longuich, drei Stunden östlich von Trier, in dem ehemaligen Amt St. Marimin. Die ehemalige Abtei St. Maximin hatte hieselbst ein ansehnliches Schloß, welches nach Ankunft der Franzosen zerstört wurde. Ein zeitlicher Abt des genannten Klosters führte den Titel als Herr der Grafschaft Fell. Unsere Gelehrten, vorzüglich Hontheim und Neller, machen einen Unterschied zwischen den Lateinischen Namen Vellis und Villa ad Valles; das erstere Wort sollte Fell, die letztern aber den Hof Grünhaus bedeuten. In einer Urkunde des Königs Dagobert vom 4. April 633 (bei Hontheim Histor. Trevir .diplom. Tom. I. Seite 78 b.) kommt Vellis namentlich vor, wo Hontheim das Wort Fell zur Seite schreibt. In einer Urkunde Otto's des Großen vom 7. Jänner (daselbst Seite 303 a.) lesen wir: quandam villam .... in comitatu vel suburbio Trevirorum sitam, ad Valles nominatam: hier bemerkt Hontheim zur Seite hodie Grünhaus, una à Treviris hora.

(Fortsetzuug folgt.)

*) Die Deutschen, dargestellt in der frühesten Vorzeit, aus den dürftigen Quellen der Geschichte und weit umfassenden Thaten von August von Hennings. Altona, 1819. Seite 393. wird dieses Regiodulum das Dorf Rigol unweit Cöln genannt. Die Stelle lib. IV. cap. 77.: medius Mosellæ pons, qui ulteriora Coloniæ adnectit, wird so gegeben: die Brücke über die Mosel, die Cöln verbindet. Wo bleibt aber doch in jedem Falle die Uebersetzung des Wortes ulteriora? Herr Director Wyttenbach zu: Historisch-antiquarische Forschung über das Alter der Moselbrücke zu Trier, Seite 11. spricht sich darüber eben so richtig, als lakonisch aus.

Verschwörung am Borde eines Raubschiffs.

An einem schönen Morgen gewahrten wir mit Anbruch des Tages Land vor uns. Der Schiffs-Capitain befahl den Lauf so einzurichten, daß wir bald landen könnten. In Kurzem kamen wir zwischen kleinen wüsten Inseln vorbei, welche sämmtlich von Wilden bewohnt zu sein schienen. So viel man aus der Ferne bemerken konnte, gehörten die Bewohner zur Neger-Race. Die einzige Bedeckung, die sie trugen, war ein kleiner Schurz und ein Bogen mit Pfeilen.

Wenn der Capitain uns auf diese Weise, schrie das Schiffsvolk beim Anblick dieser Wilden, zu schöner Beute ausführen will, so können wir uns wahrlich

Glück wünschen! Wahrscheinlich will er eine dieser Inseln mit den Leuten, die er am Borde hat, bevölkern! Das wird eine herrliche Unternehmung werden: ein Fels statt eines englischen Schiffs, und wilde Neger statt Zucker- und Kaffee-Ballen!

Kaum hatten wir zwischen den verlassenen Inselchen die Anker geworfen, als der Capitain Doublemin Vierzig von uns, die guten Willens waren, auswählte, u. ihnen befahl, die drei größten Böthe zu besteigen, um frisches Wasser einzuholen. Sein Befehl wurde sogleich vollzogen. Die Offiziere, welche die Böthe commandirten, verlangten einige Gewehre für ihre Leute, um sich im Nothfalle gegen die Wilden vertheidigen zu können. Die drei Fahrzeuge fuhren ab.

Das erste, was unsere Leute, als sie am Ufer einer der Inseln angelangt waren, thaten, war, daß sie den wilden Einwohnern nachsetzten Als der Capitain Dies sah, schrie er in munterer Laune: Das dachte ich mir doch, von einem solchen Ungeziefer kann man nichts Besseres hoffen! Nach diesen Worten überzog ein tiefer Ernst sein ganzes Gesicht.

Hierauf verließ er schnell das Verdeck und stieg hinunter in seine Kammer. In einem Augenblicke war er wieder oben; doch in dem kurzen Zwischenraume hatte er von Kopf bis zu den Füßen seine Kleidung gewechselt. Als er hinunterstieg, trug er, wie gewöhnlich, eine blaue Jacke, eine lederne Kappe und eine schwarze Halsbinde. Bei seiner Zurückkunft auf das Verdeck war er bedeutend leichter gekleidet. Auf dem Kopfe hatte er ein gewundenes Tuch, er hatte keine Weste mehr an, die Aermel seines Hemdes waren bis zu den Schultern hinaufgeschürzt, ein handbreiter Dolch blitzte an der Stelle, wo gewöhnlich die Uhr hing, und ein Paar lange Pistolen hielt er unter dem linken Arme.

„Da wird es gewiß Was setzen," sagte ich zu den Andern, den veränderten Anzug und die wilde Miene des Capitains erblickend. Alle schwiegen bei dieser Bemerkung.

Ich hatte wohl vorhergesehen, daß wenig Erfreuliches aus dem Munde des Schiffsherrn herauskommen würde. Kein Mensch in der Welt versteht die Mienen so zu deuten, wie ein Matrose die Physionomie seines Chefs.

Der Beweis, daß ich mich nicht getäuscht hatte, war, daß während wir mit übereinander geschlagenen Armen erwarteten, was da kommen sollte, der Capitain auf dem Verdecke allein einherging, ähnlich einem Zornwüthigen, der Veranlassung zum Streite sucht. Nach einem viertelstündigen Hin- und Hergehen blieb er plötzlich stehen: wir alle beobachteten das tiefste Stillschweigen.

— „Ein abscheuliches Complott," sagte er mit vernehmlicher Stimme, „ist auf dem Schiffe ausgebrochen. Ich kenne die Häupter des Aufruhrs; die Elenden sollen mir die Züchtigung erfahren, die sie verdient haben. Antenor, tritt vor! Ich habe schon seit Langem ein Wort mit dir zu sprechen. Der Moment, unsere Rechnung zu stellen, ist gekommen: heran, Schurke!"

Antenor war unter uns der größte Ränkeschmieder. Auf die Aufforderung des Capitains trat er vor, mit ziemlich furchtloser Miene, die Hände in den Säcken seiner Hose und die Mütze auf dem Haupte. Der Capitain, der ihn so herantreten sah, riß ihm zuerst die Hauptbedeckung herab, und nachdem er sie über Bord geschleudert hatte, schrie er ihm zu:

„Diese letzte Frechheit bestätigt mir noch dein Verbrechen, Nichtswürdiger, der du bist; seit wann darf es ein Mensch von deinem Gelichter wagen, seinem Capitain mit bedecktem Haupte entgegen zu treten?"

— „Seitdem Menschen, wie ich, sich auf den Fuß gestellt haben, frei und ungezwungen zu leben!" antwortete Antenor.

— „Ja, so wird es mir deutlich, um frei und ungezwungen zu leben, hast du mit noch einigen Spießgesellen den Plan gebildet, mich über Bord zu werfen."

„— Ich weiß nicht einmal, wovon ihr sprechen wollt," sagte Antenor, indem er einen durchdringenden Blick auf Doublemin warf.

— „Wohlan! ich will dir es sagen. Eine Verschwörung ist am Bord dieses Schiffs gebildet worden, du bist das Haupt derselben. Du wolltest mich in's Meer werfen, um dich selbst des Schiffes zu bemächtigen: Einer der Mitverschwornen hat mir Alles entdeckt. Zu jeder Stunde, zu jeder Minute wurde ich von euerm schändlichen Entschlusse unterrichtet."

— „Ha!" schrie jetzt Antenor mit lauter Stimme, „das war euer Lumpenhund von Bruder, der uns verkauft hat, der niederträchtige Schurke!"

— „Bei Gott!" fiel jetzt der kleine Emil ein, „ihr habt wohl geglaubt, ihr Hasenfüße, die ihr seid, ich wäre dumm genug, euch meinen Bruder tödten zu lassen! da habt ihr mich schlecht gekannt. Antenor! verschluck' diese Pille, und sorge, daß du nicht daran erstickst!"

Nachdem der Capitain dem Knaben Stille geboten hatte, sprach er wieder zu Antenor:

— „Weißt du wohl, verruchter Bösewicht, wie die Gesetze den Aufruhr am Borde eines Schiffes bestrafen?"

— „Ich weiß es nicht, aber ich würde vielleicht mehr auf meiner Hut sein, wenn ihr mich einmal Das lehren wolltet."

— „Die Gesetze, merke dir das, bestrafen den Aufruhr mit dem Tode."

— „Ja! wenn sich Richter vorfinden, das ist offenbar."

— „Dein Richter, das bin ich; das Gesetz, sieh's hier; der Schuldige bist du."

— „Und das Urtheil?"

— „Es steht geschrieben auf deiner teufelhaften Miene, und die Vollstreckung des Urtheils liegt in meiner Hand. Zur Erde, 24 Stunden sind dem Schuldigen bis zur Hinrichtung gegeben; dir hier nicht mehr, als eine Minute, und die Minute hat eben geschlagen." Kaum hatte der Capitain dies Wort ausgesprochen, so erfaßte er mit der linken Hand das Haar des Antenor, mit der rechten jagte er ihm eine Kugel durch's Gehirn. Der Körper des armen Antenor fiel auf's Verdeck, schwimmend im Blute: der ganze obere Theil des Kopfs blieb in der linken Hand Doublemin's.

— „Der Anfang des Gerichts ist vorüber," schrie hierauf der Capitain; „das Gesetz hat eben einen deutlichen Beweis gegeben. Vier sollen vortreten, und werfen mir den Leichnam des Verbrechers über Bord!"

Bei meiner Seele! in einem Momente, wie dieser, und vor einem solchen herrischen Henker, denkt man wohl nicht an Ungehorsam. Ich war einer der Vier, die gutwillig den Hingerichteten auf der andern Seite überwarfen.

Es war wahrscheinlich, daß nach diesem Vorfalle Alles beendigt wäre. Niemand sprach weder von der einen noch von der andern Seite Man hätte eine Mücke auf dem Verdecke können summen hören. Die Schiffsmannschaft hatte genug an diesem Beispiele; aber Doublemin war noch nicht zufrieden. Uebrigens, wie ich in einem alten Buche gelesen habe, schlägt man einem Complotte einen Kopf ab, so wächst

ein anderer nach. Was mich betrifft, ich hatte, ohne mich zu rühmen, den meinigen für einige Augenblicke verloren.

Es war noch nicht eine halbe Viertelstunde vergangen, als Doublemin mit lauter Stimme schrie, daß es im ganzen Schiffsraume wiederhallte:

„Ich weiß, es gibt noch mehr solcher Banditen auf dem Schiffe, ich kenne sie alle nach der Reihe, und wenn in fünf Minuten, von jetzt an gerechnet, nicht alle kommen, einer nach dem andern, um sich selbst gutwillig anzuzeigen, und um Verzeihung zu bitten, so wird es noch mehr rothe Farbe auf dem Verdecke des Vielfraß *) setzen."

Eine Minute geht vorbei, schon sind 2 Minuten vorbei; noch tritt keiner vor, um allgemeine Verzeihung zu erwirken. Doublemin sieht den Verzug und ruft, um uns zu einem endlichen Entschlusse zu bringen:

„Wenn ihr wartet, bis ich euch namentlich aufrufe, so nenne ich euch, jeden für sich; aber bei jedem Namen, der aus meinem Munde fährt, das versichere ich euch, wird ein Mensch weniger auf dem Schiffe sein."

Und ohne weitere Umstände zu machen, riß der Hauptmann aus seinem Gurte den Dolch, der breit, wie ein Bananen-Blatt, jetzt in seiner Hand blitzte.

Ha! jetzt ist das Zögern am Ende, sagte einer unserer Kameraden, der nicht das beste Gewissen hatte. Ich zeige mich selber an, Capitain, ich hatte Unrecht, sieh mich hier in deiner Gewalt!

Wenn Einer sich zur Flucht wendet, so fehlen ihm nie Mitflüchtige. Nachdem sich Einer angezeigt hatte, folgte ein Anderer, und dann wieder Einer und ich, als der dritte, bis wir eine Reihe von 10 bis 12 bildeten, die auf dem Verdecke aufgestellt waren.

Als Doublemin uns so stehen sah, sagte er uns mit ernstem, doch etwas freundlicherm Tone:

„Ihr seid Alle Schurken und verdientet die Galeere, wenn ich ebenso rachgierig wäre, als ich gerecht sein sollte. Aber ich habe so eben Einen bestraft; es würde mir schwer fallen, dieselbe Ceremonie wieder für jeden von euch von vorne anzufangen. Indeß, seid ihr auch nicht so schuldig, wie das Haupt der Verschwörung, so seid ihr doch alle straffällig, und ihr dürft Das nicht so ruhig mit in's Himmelreich nehmen. Um einem jeden von euch ein Zeugniß seiner schlechten Führung mit guter unvertilgbarer Tinte niederzuschreiben, will ich euch mein Siegel an einen Ort machen, wo ihr es nicht so leicht werdet verbergen können."

Nach dieser kurzen Anrede kömmt dieser Teufel von Doublemin einem Jeden grade vor's Gesicht und macht ihm mit der Spitze seines Dolchs auf das Kinn einen kleinen Einschnitt.

Das Ding, ich gesteh' es, war an sich geringfügig, aber nichts Aergeres konnte ersonnen werden, als uns so für unser ganzes Leben auf dem sichtbarsten Theile des Gesichts zu zeichnen, und mir ein Complott auf einem Schiffe für immer zu verleiden. Wenn es nicht Nacht wäre, so könntet ihr auf meinem Gesichte das Siegel Doublemin's sehen. Ich verberge es nicht, ich habe ja keinen Diebstahl begangen, und wer seine Fehler bekennt, ist achtenswerther, als Einer, der von sich rühmt, er habe nie gefehlt. Ohne Anzüglichkeit, das Leben des Menschen ist ein großes Kabeltau, und ehe ein großes Kabeltau bis zu Ende gedreht ist, kann sich wohl leicht irgend ein Splitter eindrehen. X.

*) Name des Schiffs.

Miszelle.

Domremy, ein kleines Dorf an den Gränzen von Champagne, Burgund und Lothringen, ist bekanntlich der Geburtsort der Jungfrau von Orleans. Es gehörte zur Pfarrei des nahen Dorfes Greux und war ein unmittelbares Hausgut der Französischen Krone. In geistlichen Dingen gehörte Domremy nach Deutschland, sein Bischof war der von Toul, sein Erzbischof der von Trier.

Ph. Laven, Redacteur.

Literarische Anzeigen.

[24] Von dem in No. 42 d. Blätter lobenswerth erwähnten phantasiereichen Werke: Erinnerungen aus dem Leben. Von Ferd. Aug. Oldenburg. 2 Theile. sind Exemplare beim Unterzeichneten zu Rthlr. 3 zu haben.

Trier, den 29. Mai 1835.

J. Lintz, Buchhändler.

[25] Zu den herrlichsten Denkmalen Deutscher Baukunst, welche Europa aufzuweisen hat, gehört unstreitig die Lieb-Frauen-Kirche zu Trier. Sie zeichnet sich weniger durch Größe, als durch ihre vortreffliche Anordnung, Mannigfaltigkeit der Architektur und kunstvolle Ausführung aus, und ist, ohne zu viel zu sagen, der schönste Bau, welcher völlig beendigt bis zur Zeit seiner Vollendung nach gothischem Style entstanden war.

Der Bau der Kirche wurde im Jahre 1227 begonnen u. 1243 beendigt. Mit ihr also brach die Knospe der Vollendung des Deutschen Baustyles auf und sie ist darum um so merkwürdiger.

So mancher Reisende bewundert diese Kirche, und bedauert Nichts mehr, als daß keine Pläne von ihr zu haben sind. Mehr aber muß Derjenige wünschen, ein treues Bild von ihr zu besitzen, welcher ihren Werth kennt, für die Kunst eingenommen ist und nicht die Gelegenheit hat, sie im Originale zu sehen.

Um diesem literarischen Bedürfnisse abzuhelfen, und um jedem Freunde der Künste und Wissenschaften, und besonders den Architekten ein richtiges und durchaus genaues und vollständiges Bild in die Hände zu liefern, habe ich beschlossen, diese Kirche in Steinabdrücken, in Groß Folio-Format, im Ganzen 9 Blätter mit historischen Erläuterungen, welche Herr Gymnasial-Director Wyttenbach schreibt, herauszugeben.

Das zwar noch neue, aber vortreffliche lithographische Institut von Herrn Nießen und Gebrüder Kehr zu Cöln fertigt mit großem Fleiße die Steinabdrücke an, wovon nun der Grundriß erschienen ist, welcher bei mir, zu Trier No. 560, kann eingesehen werden.

An den übrigen Blättern wird der Lithograph ununterbrochen fortarbeiten, so, daß das ganze Werk in Kurzem im Buchhandel erscheinen kann.

Für Trier und die Umgegend von Trier eröffne ich eine Subscription auf dieses Werk, welche bis zum 1. September d. J. offen bleibt, und setze für das aus 9 Blättern, auf feinem Zeichenpapier mit Umschlag und geheftetem Texte bestehende Exemplar den Preis von 2 Thalern 25 Sgr. fest, wofür die Zahlung bei Ablieferung des Werkes erfolgt.

Chr. Schmidt, Architekt.

[26] **Schneiderei und Tuchlager zu festen Fabrikpreisen von Joseph Hellbach und Wortmann in Trier, Domschule No. 48.**

Mit Bezug auf unsere frühere Anzeige, daß wir auf Verlangen Leib- und Oberröcke vom geringsten bis zu den höchsten Preisen liefern, die übrigen Gegenstände ebenfalls zu äußerst billigen Preisen, und daß unser wohlassortirtes Tuchlager zu festgesetzten Fabrikpreisen auch im Ausschnitte eröffnet sei, wollen wir noch ergebenst hinzufügen, daß die fixen Fabrikpreise für die ganzen Stücke auch im Ausschnitte beibehalten werden, und daß wieder eine große Auswahl von Tüchern, Cast.-Biber, Casimir, drap de Zephir, eine bedeutende Auswahl Westen- und Sommerhosenzeuge, sowohl in Wolle, Kameelhaaren, als auch in Baumwolle und Seide bei uns angekommen sind.

Wir bitten um ferneres gütiges Zutrauen.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 6. Juni. **No. 45.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Indessen begnügte sich Nalbach damit nicht, wie aus einem Schreiben desselben an Franz Georg erhellt, worin er klagend sich ausspricht in folgender Weise: „Obschon mein Gesundheits-Zustand nicht am aller„besten ist, und ich die angetragene Reise, nach täg„lich sich äussernden Ursachen, für vergeblich halte; „über dies auch an einem gewissen Orte gegen meine „Person viel Schädliches vorsehe *): so will ich doch „weder Mühe noch Verdruß scheuen, wenn noch im„mer dafür gehalten werden will, daß durch meine „wenige Betreibung dem betrübten Lande einiger Trost „oder Vortheil zuzubringen sey. Da aber bekanntlich „mit nichts auch nichts zu machen ist, und ich mich „wohl hüten werde, eines Kreuzers Werth zu geben „oder zu versprechen, wozu ich von den Directorien „der Landschaft nicht authorisirt bin **); so ist leicht „zu überlegen, wie verdrießlich und zugleich kostspi„lig mein negotium, dieser Ursachen halber, seyn „werde und müsse. Es wäre zu wünschen, daß die „Directoren ein vollkommenes Vertrauen mir zeigten, „und offenen Brief hergeben wollten." —

Endlich erhielt Nalbach von den Landständen die nöthigen Vollmachten in Deutscher und Französischer Sprache. Da beide, als Original-Aktenstücke, zur Vervollständigung dieser Geschichte gehören; so will ich sie hier folgen lassen.

*) Leider erfuhr er auch, wie wir hören werden, von einem Theile seiner Zeitgenossen Undank. Die enge Spießbürgerlichkeit, die beschränkte Selbstsucht drängte sich in diese öffentliche Angelegenheit. — —

**) Die Landständischen Directorien hatten sich bis dahin noch nicht gehörig erklärt.

Die in Deutscher Sprache heißt ganz genau nach dem vorliegenden Originale:

„Demnach gesambter Geist- und Weltl. Stände „Directores mit gnädigster Vergenehmhaltung Ihrer „Churfürst. Gnaden zu dermaliger Einstellung deren „das Erzstifft bis in den Grund hinrichtender und „ohnmöglich fernerweit anschaffender Contributions„tractats wiedriger Imposition- und Exactionen, so „jetzt gemeinem lieben Vatterlandt vor und nach be„sagtem Tractat in ohnzahlbaren Dingen an frohn„den, fourage und Viehelieferungen, Vestungs Ma„terialien, deren selben gebäuwen, geldt- Impositio„nen, irregulirte Ustancillen, und dergleichen vielen „anderen Liefferungen uffgebürdet werden — dahin sich „berathschlaget, zur Königl. Maj. von Frankreich Cle„mence zu recurriren; mithin durch eine ansehnliche „Deputation derselben in tieffester submission vor„stellig zu machen, wie nemblich diese fourage- und „andere Liefferungen das quantum des Contributions „Tractat viele Tausend Livres übersteigen, zu ge„schweigen deren hand- und spannfrohnden, welche „von denen Unterthanen in der Natur, mit verderb„licher hintansetzung ihres Ackerbaw, Korn- und Hew„samlung, haben praestirt werden müssen — mithin „Ihro Bischöffliche Hochwürden von Emaus, Lotha„rium Friedericum von Nalbach, Ihrer Churf. Gna„den des hiesigen Erzstiffts Weyhbischoffen und Ge„heimben Rath, des Erzbischöfflichen Consistorii Of„ficialen, verschiedener Collegiat Stiffteren Decanum „und Canonicum 2c. unterthänig und geziehment er„sucht haben, dieses wichtige Werk in mitleyden und „wohlmeynenheit für das liebe Vatterlandt zu überneh„men, mithin die reyß zum Königl. Hoff nacher Pa„ris ahnzutretten, und alles dasjenige nach Dero hoch„angeborner Prudenz, des Erzstiffts zustands völliger „bekanntschaft, bey Ihrer Königl. Maj. von Frank„reich in alle nützliche weeg vorstellig zu machen, zu „thuen und zu lassen, was etwa Hochdieselben hier-

„unter für diensamb, nothwendig, auch nützlich zu „seyn gnädig erachten mögten, mit dem Versicheren „und Versprechen, daß nicht allein all solches mit „danckbahrsten gemüthern erkennen, sondern auch Hoch„gemeld. Ihro Bischöfliche Hochwürden und Gnaden „in allem, es seye wegen deren zu erwerbenden Pa„tronen oder auch sonsten ahnwendenden Kösten, schad„los halten wollen und sollen."

„Trier, respective und Coblentz den 13. und 16. „Augusti 1734."

Auf Befehl der Directorien unterzeichnet und mit Siegel bekräftigt von Severini, im Namen der weltlichen Stände des Ober-Erzstiftes; von Nalbach dem Syndicus, im Namen der geistl. Stände des Ober-Erzstiftes; von Gevelsdorf, im Namen der geistl. Stände des Unter-Erzstiftes, und von Linz, im Namen der weltlichen Stände des Unter-Erzstiftes. —

Das Französische Original hat folgenden Inhalt:

„Nous Directeurs des Etats ecclèsiastiques et seculiers du haut et bas archeveché de Trèves trouvant le dit archevêché accablé de toutes sortes des impositions au dela du traité des contributions, conclu entre Mr. l'intendant du département de Metz et nous dits Etats le 6. May de présente année, lesquelles un pays déja asséz affligé ne scauroit supporter; et ayant prié Mouseigneur l'Evêque d'Emaus, Lothaire Frédéric de Nalbach, Suffragant de Trèves, et doyen des Eglises Collegiates de St. Paulin et de St. Simeon dans le dit archevêché, de vouloir faire ses très submises remonstrances sur ce sujet à sa Majesté très Chrestienne, pour le bien de la patrie, et mesme de faire connoitre l'impossibilité de pouvoir supporter le poid des dites impositions nouvellement fait et continuant a se faire.

Promettons de vouloir ratifier tout ce que le Mouseigneur l'Evêque agira auprés de la dite Majesté en notre nom, comme nous le ratifions par ces présentes.

En foy de quoy nous avons fait signer par nos syndic et sécrétaire du haut et bas archeveché. Fait à Trèves le 13me et à Coblence le 16me du mois d'Aoust 1734."

Hierauf folgen die obigen Unterschriften nebst Siegel *). Beigefügt waren: eine im Namen der Landstände abgefaßte Vorstellung an König Ludwig XV., und ein Mémoire über die, gegen den abgeschlossenen Vergleich vervielfältigten Forderungen an das Land, besonders hinsichtlich der von den Franzosen betriebenen Befestigungen zu Trier, Saarburg, Conzerbrücke, Orscholz und anderswo; so auch zweitens wegen der Belagerung und dann der Demolirung der Festung Trarbach, welche Forderung allein auf die Summe von 300,000 Livres gesetzt wurde. Das Memorandum sucht die Ungerechtigkeit dieser Artikel in's Klare zu stellen. Es wird ferner vorgestellt, daß, gegen den beschlossenen Vergleich vom 6. May, in welchem ausdrücklich stipulirt wurde, daß mit der, für das ganze Jahr zu zahlenden starken Summe von 500,000 Livres, das Land von allen anderen Auflagen verschont sein würde, doch die Landstände seien gezwungen worden, vom 6. Mai bis zum 15. einschließlich für jeden Tag 60 Kühe (an Gewicht von 175 Pfund jede) zu liefern. Vom 8. April an hätte das Land schon eine gleiche Anzahl täglich zu stellen gehabt. Die Landstände hätten ferner seit dem 6. Mai 100,000 vollständige Rationen Heu, Stroh und Hafer abgeben müssen, ungerechnet die 300,000, welche früher waren gefordert worden. Auch hätten die Transport-Kosten der Kriegsmunition von Saarlouis nach Trarbach große Auslagen nöthig gemacht. Dazu kämen noch 200 Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, um von Saarlouis Mehl nach Landau zu führen — die Requisition von wenigstens 12,000 Klafter Holz für das Militair — die Lieferungen für die Hospitäler und dergleichen viele Dinge mehr, die wir aus Ueberdruß nicht weiter anführen wollen. Wahrlich ein interessanter Beleg zur Geschichte der Kriegsführung im christlichen Europa! (Fortsetzung folgt.)

*) Die Kur-Trierischen Landstände bestanden in früherer Zeit aus der Geistlichkeit, der Ritterschaft und den Städten. Aber schon seit dem Jahre 1544 suchte sich die Ritterschaft von den anderen Ständen des Vaterlandes zu scheiden; denn der Adel strebte nach der Reichsunmittelbarkeit. Der Streit wurde geführt bis in die Zeit Franz Georg's, als endlich im Jahre 1729 ein definitiver Vergleich geschlossen wurde, — wodurch die Ritterschaft unsers Landes von nun an durchaus nichts mehr mit den Berathungen und Beschlüssen unserer Landstände zu thun hatte. — —

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler rc.

Von M. F. J. Müller.

F e l l. V e l l.

(Villa ad Valles.)

(Fortsetzung.)

Neller *) behauptete anfangs, daß auch hier die Rede von Fell sei; doch hat er bald hernach seine Meinung verlassen und die von Hontheim angenommen. Sind wir aber darauf aufmerksam, daß in der Ottonischen Urkunde von dem nämlichen Orte die Rede ist, von welchem die Dagobertinische spricht, daß die eine Vellis habe, wo die andere Villa ad Valles hat, so ist es kaum zu bezweifeln', daß durch beide Namen das Dagobertinische Vellis (vielmehr Vallis) u. durch die Ottonische Villa ad Valles nur ein Ort, und zwar Fell, bezeichnet werde. Die Worte in comitatu vel suburbio Trevirorum sitam mögen uns auch nicht so sehr auf die Meinung Hontheim's hinführen; denn, wenn auch das Grünhaus der Stadt Trier näher ist, als Fell, so kann man doch nicht sagen, es liege in der Vorstadt von Trier. In jedem Falle ist das Schloß Fell eine ältere Anlage, als das Grünhaus: jenes war die Wohnung in einer Grafschaft, dieses nur ein Hof. In einem Dokument des Mittelalters las ich an einer Stelle: Fell in Valle. Bekannt ist es übrigens, daß Viele das V wie ein F aussprechen.

In einer authentischen vom Kaiser Max I. am 2. April 1512 bestätigten Abschrift der Dagobertinischen Urkunde vom 4. April 633 lesen wir Vallis und nicht Vellis, wie Hontheim a. a. O. sagt; so hat auch Zyllesius in seiner Defensio abbatiae S. Maximini. P. I. Seite 8. u. P. III. Seite 9. Vallis gelesen. Wenn nun Hontheim selbst anmerkt, daß in der Dagobertinischen Urkunde die Rede von Fell sei, so muß derselbe zugesteh'n, daß Fell Vallis und nicht Vellis heiße, welches die Vermuthung begründet, daß die Ottoni-

*) Dissertatio de origine, diversitate et natura feudorum Trevirensium cap. II. §. XI. In dem §. XXI. daselbst spricht derselbe aber anders: Ad Valles interpretatus fui Fell, castrum S. Maximini cum villa in valle sita; sed deliberatione habita, revertor ad opinionem Rmi. et Illustrissimi D. Honthemii, nempe aliud esse Vellis, vide Dagobertinum diploma, aliud Villam ad Valles. Wir lesen diese Abhandlung auch bei Hontheim im Prodromus Tom. I. Seite 581.

sche Urkunde durch die Worte **ad Valles** eher jene Villa, als das Grünhaus bezeichne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handkuß.

Es war ein großes feierliches Fest in dem alten Schlosse der Schwedischen Könige. Edle Schweden, fremde Gelehrte und Philosophen kamen in glänzenden Gewändern, um der Königinn Christina zu ihrem 21ten Geburtstage Glück zu wünschen. Das Volk hatte sich für seine Königinn festlich geschmückt, und indem es sich in Massen gegen den Vorhof des Pallastes drängte, stimmte es mit seinem feurigen Vivat-Rufen in die Griechischen u. Lateinischen Anreden, welche die einzelnen Körperschaften des Staats an ihre gelehrte Königinn hielten.

Aber siehe, plötzlich geräth die Menge in Aufregung, murrt und lärmt; die Offiziere der Königlichen Wache eilen in ihre Quartiere, vereinigen ihre Truppen und stellen sie in dem unermeßlichen Vorhofe in Schlachtordnung. Alle Fenster des Schlosses werden geöffnet und Damen und Herrn in reichen Kleidern, in glänzenden Uniformen treten schön gruppirt an dieselben heran. Alle Augen, alle Hände richten sich nach einem Punkte, und Jeder scheint sagen zu wollen: „Siehe, da ist er!"

Der Graf von Lagardia, schön, jung und stolz, wie es sich von dem Lieblinge einer Königinn erwarten läßt, erscheint auf dem ersten Schloß-Balkon und spricht von der Höhe der Gallerie folgende Worte zu einem wachehabenden Offizier:

„Die Königinn will nicht, daß man diesen Menschen einsperre; lassen Sie ihm blos augenblicklich, auf diesem Platze, 20 Stockschläge geben, und dann setzen Sie ihn in Freiheit; das ist der Wille ihrer Majestät."

Der Mensch, der der Urheber dieses Aufruhrs war, wird in die Mitte des Hofes geführt. Der Schuldige muß sich hinknieen, und 20 schwere Stockschläge fallen in abgemessenem Takte auf seinen Rücken nieder. Bei jedem Schlage, den er erhält, strömt aus seiner Brust ein dumpfes Seufzen und alle Umherstehenden werden von tiefem Mitleid ergriffen.

Dieser Mensch, der eben gezüchtigt wurde, war nichts weiter, als ein junger Bergmann, der, um dem glänzenden Geburtstags-Feste der Königinn beizuwohnen, von Norberg nach Stockholm gekommen war. Das Verbrechen, das er so eben begangen hatte, rührte von seiner Unkenntniß im Punkte der Etikette her. Man hatte ihm in der Provinz Westmanland gesagt, daß an einem solchen Tage die Königinn es liebte, sich von den geringsten wie von den edelsten Unterthanen umgeben zu sehen, und daß sie ihre königliche Rechte alsdann ohne Handschuhe den Küssen des Schwedischen Volkes darböte.

Die Hand einer Königinn zu küssen! die Hand dieser Christine, deren Bild überall angebetet wurde, deren reitzende Züge der Schmuck und die Freude in Lambken's beräucherter Hütte war! das war ein Glück, woran der arme Bergmann früherhin nicht einmal zu denken wagte; sobald er aber erfahren hatte, daß es im Jahre einen Zeitpunkt gebe, wo die Thore des Pallastes sich Jedem öffneten, der sich vor Christine niederknieen wolle, sobald er das wußte, so lebte Lambken nur in der herrlichen Hoffnung, den Tag herankommen zu sehen, wo auch ihm gegönnt sein würde, die königliche Gnade zu genießen. Von jetzt an arbeitete er jeden Abend mehrere Stunden länger, und wandte seine Ersparnisse so wohl an, daß er sich zu der bestimmten Zeit wohlhabend genug sah, um sich ein dem Feste angemessenes Costüm machen zu lassen. Er trug dasselbe mit einer Anmuth und Zierlichkeit, die seine Freunde in Erstaunen setzte, denn der Wuchs des Jünglings war schön, und sein Gang im Geringsten nicht schwerfällig. Was für Mühe wandte er nicht an, um sich von dieser Eisenfarbe zu reinigen, womit eine lange Arbeit sein Gesicht überzogen hatte! Wie rieb er seine Hände, um sie sanfter und weißer zu machen! Er reis't ab. Als er nach Stockholm kam, war seine erste Sorge, in die Kathedrale zu geh'n und daselbst Gott um eine noch lange Regierung für seine Königinn zu bitten. Endlich kam der Tag heran, wo der Schall der Kanonen von den beiden Forts Friedericksborg und Warholm dem Volke ankündigte, daß Christine ihr zwanzigstes Jahr eben vollendet habe. Lambken, aufgeschreckt durch den Donner der Geschütze, fühlte sich im Stillen glücklich; er liebte ja eine 20jährige Königinn, die ganz Europa bewunderte; ob er auch von ihr geliebt wurde, daran dachte er nicht.

Geschmückt mit seinen festlichen Kleidern, das Herz voll seliger Erwartung, folgt er der Menge, die zum königlichen Schlosse hinaufsteigt. Lambken bemerkt nicht, daß das Volk ehrfurchtsvoll an dem Eingange des Pallastes stehen bleibt; er marschirt immer weiter bei den glänzenden Hofdamen, den hohen Offizieren und den gewichtigen Magistrats-Personen vorüber.

Bei seinem ersten Eintreten in die große Gallerie erregte sein einfacher Anzug Aufsehen; gleichwohl legte man ihm kein Hinderniß in den Weg und voll Verwunderung ließ man ihn durch. Man murrte dabei zwar laut; aber Lambken, immer voranschreitend, hörte weder das unwillige Geflüster, noch sah er die Augenblitze, die von allen Seiten auf ihn daherfuhren. So gelangte er bis zur Thüre des Saales, wo Christine die Huldigungen des Hofes annahm. Der einführende Thürsteher fragte ihn um seinen Namen und wollte ihn aufhalten, aber der Bergmann, glühend vor Hoffnung, berauscht von dem Vivat-Rufen der unten stehenden Menge, trotzt diesem letzten Hindernisse, wirft dem Thürsteher flüchtig seinen Namen hin, und stürzt nun mit allem Ungestüm auf die königliche Hand hin, die eben huldreich gegen den Präsidenten des Senats ausgestreckt war. Bei dem Anblick dieses Menschen schrie die Königinn vor Schrecken auf, zog ihre Hand zurück und hundert Arme erhoben sich, um den Elenden zu züchtigen, der sich dieses Bubenstücks erfrecht hatte.

„Christine! meine heißgeliebte Christine!" schrie er, als er sich von den Dienern ergriffen und fortgezogen fühlte, „ich wollte nur deine gnädige Rechte küssen, kannst du mir wohl dies Glück versagen?" Und als er in dem Hofe die ihm zuerkannte Strafe erhielt, schrie Lambken unter den Schlägen ohne Unterlaß:

„Christine! grausame Christine! Ich schwör' es bei Gott, es wird ein Tag kommen, wo ich wider deinen Willen deine königliche Hand küsse."

Als der zwanzigste Stockschlag durch die Luft gepfiffen hatte, hob sich Lambken auf, sah mit verachtender Miene seinen Züchtiger an und machte sich Bahn durch die Menge.

Den folgenden Tag hatte der Bergmann Stockholm verlassen und erschien seitdem nie mehr in Norberg.

Fünf Jahre waren nach diesem Vorfalle schon verflossen, da unterhielten sich zwei Gefangene, der eine

ein junger Mensch von 16 — 17 Jahren, wegen eines Diebstahls angeklagt, der andere, überführt, lange Zeit der Hauptmann einer Räuberbande gewesen zu sein, in einem gemeinschaftlichen Kerker über die Härte ihres Schicksals.

„Ha," sagte der Jüngling, „was ich ammeisten auf der Welt bedaure, ist die Hoffnung, nie meine Geliebte wieder zu sehen."

— „Armer Knabe," sagte der Bandit, „es wird um einige Jahre Kerkerstrafe zu thun sein, und dann bist du frei, und du willst jetzt verzweifeln, als wenn wahre Liebe je ihre Rechte verlieren könnte! höre: eine schöne, stolze Königinn ließ einst einem armen Teufel, der für sie in unwiderstehlicher Leidenschaft erglühte, 20 Stockprügel geben; der Unglückliche kannte keinen andern Wunsch, als mit aller Ehrerbietung seine Lippen auf die Hand seiner Heißgeliebten zu drücken. Man strafte ihn für seine Verwegenheit, als wenn er in verbrecherischen Absichten und nicht aus Liebe diese thörichte Unternehmung begonnen hätte. Er schwur bei Gott, daß diese Hand, die ihn zurückgestoßen hatte, eines Tages von selbst kommen würde, um sich den Küssen des armen Teufels hinzugeben.

Der Tag der ersonnenen Rache blieb lange aus; aber er kam. Es war auf einer Jagd: die Königinn, gut beritten, stürmte, wetteifernd mit ihren Höflingen, so ungestüm mit ihrem Rosse dahin, daß der Renner sie weit, weit von ihren Jagdgenossen hinwegtrug. Plötzlich sah sie sich in dem Dickicht des Waldes von zehn Menschen umgeben, die weder Furcht noch Mitleid kannten. Christine, denn es war keine andere, sprach zu ihnen: Ich bin die Königinn! Ich, denn ich war es, der Anführer der Banditen, der durchgeprügelte arme Teufel, ich antwortete ihr: Ich bin Lambken, der, welcher geschworen hat, deine königliche Hand zu küssen und seit 5 Jahren warte ich auf eine günstige Gelegenheit. Unsere gespannten Pistolen drohten ihr. Christine zögerte, ich trat vor sie; aber ich wurde, beim Himmel, innig gerührt!

„Knie dich nieder," sprach sie furchtlos zu mir, „die, welche ich zum Handkuß zulasse, nahen mir nur knieend."

Sie reichte mir die Hand dar, ich bedeckte sie über und über mit Küssen, und mich glücklich schätzend, meinen Schwur gelöst zu haben, ließ ich sie von dannen ziehen. Nach zwei Tagen wurde ich mit meinen Genossen gefangen. Der einzige Trost, der mir blieb, war, daß ich mein Wort gehalten hatte. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß man an Nichts verzweifeln müsse, und daß man immerhin einer Frau, und wäre sie auch Schwedens Königinn, einen Handkuß abnöthigen könne.

Der Kerkermeister öffnete eben die Thüre des Gefängnisses und rief Lambken:

„Wohlan, mein Freund, es ist Zeit!" schrie er zum Gefangenen, Dies bedeutete:

„Lambken, der Galgen ist aufgerichtet und der Henker erwartet dich!"

Der Stadt-Geist in Trier.

Kaum schlägt die zwölfte Stunde
In jeder dunklen Nacht,
So macht der Geist die Runde
Und hat auf Alles Acht.

Er hütet alle Pferde,
Die nicht im Stalle steh'n,
Er sitzt an jedem Heerde,
Und hilft die Mühlen dreh'n.

Die nicht verschloss'nen Thüren
Bewachet er gar treu;
Die Fremden thut er führen
An manchem Stein vorbei.

An jedem Rinnensteine
Steht er, wie ein Wardein,
Und kreutzt daran die Beine,
Daß Niemand fällt hinein.

Er wacht an jedem Bette,
Das einen Kranken birgt;
Er lüftet jede Kette,
Die einen Hofhund würgt.

Wird Nachts der Arzt gerufen,
So reicht er ihm den Rock;
Erleuchtet alle Stufen
Und trägt ihm seinen Stock.

Er ruft den Postillonen
Stets zur bestimmten Zeit;
Ist da, wo Fremde wohnen,
Zum dienen stets bereit.

Wankt einer durch die Straße
Mit weinbeschwertem Haupt,
Den zwickt er an der Nase,
Bis er an's Wasser glaubt.

Die auf verbot'nen Wegen
In Nacht und Nebel geh'n,
Erhalten seinen Segen,
Den sie sich nicht erfleh'n.

Wenn bei verhüllten Sternen
Das Heer der Räuber schleicht,
Und mit den Diebslaternen
Den Sammelplatz erreicht:

So weckt er die Bedachten
Aus tiefem Schlummer auf,
Und bringt zu alten Wachten
Die Kund in schnellem Lauf.

Wenn auf dem Gangolfsthurme
Der Wächter schlägt beim Brand,
So läutet er zum Sturme
Mit seiner Riesenhand.

Wenn Nachts der Somnambüle
Auf hohen Dächern geht,
Und um ihn her die Kühle
Von Ost und Westen weht:

So reichet bis zum Dache
Dem Schläfer er den Arm,
Und ohne, daß er wache,
Umschlinget er ihn warm.

Mit Himmelsharmonieen
Erquickt er oft das Ohr,
Und Zaubermelodieen
Bringt sein Gesang hervor.

So übt seit tausend Jahren
Er fromme Werk' allhie;
Ihr Alle habt's erfahren,
Doch ihn gesehen nie.

Der Geist (er kann es lesen)
Ist werth, daß man ihn preis't,
Es leb' sein harmlos Wesen,
Es lebe der Stadt-Geist!

Ph. Görgen.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 10. Juni. N°. 46.



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Der fernere Hergang der Sache war folgender: Der Kurfürst Franz Georg ladete hierauf den Weihbischof noch dringenst ein, vor seiner Abreise wenigstens auf einige Stunden nach Ehrenbreitstein sich zu begeben, um ein und anderes über die ominöse Pariser Reise noch zu besprechen. Am 29. August langte Nalbach an, und die ganze Nacht hindurch blieb er in geheimer Conferenz mit dem Fürsten. Das Resultat der mündlichen Unterredung war: daß Nalbach in seiner Mission, weder bei dem Könige, noch bei den Ministern vom Kurfürsten direct Meldung thun sollte, sondern das ganze Geschäft im Namen der Landschaft ausgeführt werden müßte. Im Falle jedoch, wie zu vermuthen sei, daß einige Klagen sowohl gegen den Kurfürsten, als auch gegen dessen Bruder, den Bischof zu Bamberg und Würzburg, vorgerückt würden, hätte Nalbach die nöthigen Gründe der Widerlegung anzubringen.

Wieder in Trier angelangt, suchte er den Armee-Intendanten Descartes, mit dem er immer in freundlichen Verhältnissen zu stehen suchte, für seine Reise nach Paris zu gewinnen. Diesem lag er an, bei dem Französischen Hofe, wo der Intendant, wie Nalbach wußte, in großem Ansehen stand, seine Fürsprache zur Hebung der landschaftlichen Beschwerden leihen zu wollen. Descartes machte aber viele Einwendungen, besonders heraushebend, daß der Königliche Hof gegen den Kurfürsten zu sehr entrüstet sei; doch zugleich hinzusetzend, man möge ihm die Beschwerden der Landstände, über welche er nicht hinlänglich unterrichtet sei, mittheilen, mit dem Erbieten, daß er seine gutachtliche Meinung alsogleich eröffnen werde: doch müsse dies Alles im Geheimen geschehen.

Alle diese Schritte, und die schönen Redensarten des Intendanten, führten aber zu Nichts. Zuletzt erklärte er mit wehmüthigen Gebehrden, wie Nalbach sich ausdrückt, daß bei jetzigen verderbten Zeiten die mehrsten Königl. Herren Minister sich nicht einmal getrauten, die geringste Bemerkung gegen die Verfügungen des Grafen von Belleisle zu machen. Davon habe er noch kürzlich den Beweis erhalten.

Statt Milderung zu erhalten, mehrten sich die Forderungen. Belleisle ließ 800,000 Rationen fourage für den bevorstehenden Winterquartier ausschreiben, und noch nebenbei 300,000 Livres für das Niederreißen der Festungswerke von Trarbach fordern. Es war nun die höchste Zeit, die Mission nach Paris zu beschleunigen, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte. Leider hatte man in diesem Geschäfte die Sache zusehr in die Länge gezogen, woran einige der landschaftlichen Directoren die Schuld trugen, und man hatte mehr geschrieben, als gehandelt. Dies fand auch Franz Georg. Er sagt in einem Schreiben vom 9. Sept: „Man sucht das wenige, so dem ahrmen Manne noch „übrig, fernerhin völlig herauszuziehen, und alles „hin- und herschreiben, und die im Landt selbsten „thuende Vorstellung keine andre und gedeylichere Wür- „kung, als bis hiehin in allen Stücken geschehen, „in der that geben; es seye dan, daß die schon „so lang und sehnlich gebettene Reys ahngetretten „und vollzogen werde. Sollte solche nicht bald in's „Werk gerichtet werden, so schiebe ich alle Verant- „worthung darvon bey Gott und der Welt von mir"

Endlich am 20. September fuhr der Weihbischof, in Begleitung seines Bruders, des Syndikus Nalbach, und des Kammer-Raths Neuland ab.

Hier folgt nun in den Akten ein vollständiges Tagebuch über alles Vorgefallene. Da ich vermuthe, daß dieses nicht ohne Interesse ist und die damalige Zeit richtig genug schildert; so will ich mir gerne die Mühe geben, einen zweckmäßigen Auszug meinen Le-

fern mitzutheilen. Ich werde der Erzählungsweise des Verf's. genau folgen, und ihn selbst reden lassen, damit die Sache ihre eigenthümliche Farbe nicht verlieren möge. (Fortsetzung folgt.)

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler etc.

Von **M. F. J. Müller**.

(Fortsetzung.)

IV. Andethannale. Andethanna.

In dem Itinerarium Antonini Augusti lesen wir einen vicus Andethannalis angeschrieben, damals an der Straße von Arlon (Orolaunum) nach Trier gelegen. Bei andern Schriftstellern lesen wir bald Andethanna, bald Andethannia und Andethannum. Diese Worte scheinen nun wohl einen und den nämlichen Ort zu bezeichnen; aber, besteht derselbe noch dermalen, und unter welchem Namen? Der Abt Johann Bertels von Echternach*) sagt, der Vicus Andethannia sei das dermalige Städtchen Echternach an der Saur. Alexander Wiltheim**) ist dieser Meinung nicht, und will lieber das heutige zwischen dem Städtchen Grevenmachern und der Festung Luxemburg an der Hauptstraße gelegene Dorf Anwen, oder wie Andere sagen, Anweiler, verstehen: er glaubt sogar, es könnten schon zur Zeit der Römer in dieser Gegend zwei mit ähnlichen Namen bezeichnete Oerter bestanden haben, so wie heutzutage die einander nicht weit entfernten Dörfer Oberanwen u. Niederanwen bekannt sind; diese Vermuthung finde darin einigen Grund, indem man in dem genannten Itinerarium einen andern Namen, dann einen andern bei Sulpitius Severus, so wie bei dem Fortunatus lese. Der nämlichen Meinung ist Hontheim***).

Es kommt hier auf die Erörterung von zwei Fragen an: 1) welcher von den bereits angezeigten Namen der ächte, der klassische sei; 2) haben wir wohl einigen Grund zu glauben, daß unter der Regierung der Römer eine Hauptstraße von Arlon durch Echternach, od. nahe vorbei, nach Trier geführt habe? In Bezug auf die erste Frage dürfen wir es nicht wagen, ehe wir glaubwürdige und deutliche Handschriften eingesehen haben, etwas Bestimmtes zu äußern: die Erfahrung belehrte uns schon so manchmal, daß selbst gleichzeitige Handschriften nicht selten von einander abweichen. Diese Erfahrung, ich muß es sagen, macht mich bei dem Mangel der ältesten Handschriften immer schüchtern, über Gegenstände des hohen Alters eine Meinung zu äußern. Dermalen kann ich der Meinung Wiltheim's noch nicht beistimmen, daß die oben angemerkten Namen zwei Ortschaften anzeigen sollen; begreiflich ist es Jedem, daß man damals von Punkt zu Punkt, nicht aber von Punkten zu Punkten, den Faden der Heerstraßen leitete. (Fortsetzung folgt.)

*) Hist. Luxemburg. Seite 156. Epternacum Galliæ, ut quibusdam placet, vicus olim Andethannia dictus.

**) Lucelinburgensia Romana ms. lib. VI. cap. 5. Andethanna ergo sese offert, vicus geminus (nämlich das oben genannte Ober- und Niederanwen) frustra adhuc Epternacum creditur etc. Hanc an veterem Andethannam interpretares, animi pendebam; succurrebat interdum, fueritne gemina Andethanna, prout nunc vicis duobus idem nomen. Opinantem juvabat, quod à Romanis inditum quoque duplex nomen; siquidem itinerum liber Andethannalem vocat; Severus Sulpitius Andethannam; nec aliter Fortunatus.

***) Im Prodromus Histor. Trev. diplom. Tom. I. Seite 228. Note c., wo er sagt: Andethannam Epternacum esse, ab Hadriano Valesio et aliis multis creditum fuit. At errorem retexerunt, qui viam consularem secuti, eam non Epternacum, sed vicum Anwen inferiorem (qui milliari germanico abest Luxemburgo Treviros versus) transire compererunt.

Das Wasserfräulein bei Zug.

Männiglich ist bekannt, daß im Jahre 1435 plötzlich zwei ganze Straßen der Stadt Zug in den See versanken; aber nur die Volkssage erzählt uns, wie Dies zugegangen, warum und was aus den Versunkenen geworden. Es heißt nämlich, ein See- oder Wasserfräulein sei in den Sohn des Rathschreibers verliebt gewesen, und dieser habe ihre Minne erwiedert. Lange liebten sie sich heimlich; da erschien die Nixe ihrem Geliebten eines Abends mit weinenden Augen und sprach: „Es ist das letzte Mal, daß du mich siehst. Mein Vater, welcher in den Tiefen des Sees herrscht, hat meine öftere Abwesenheit entdeckt, mich zu Rede gestellt und ich habe ihm — gestanden. Er gerieth in heftigen Zorn und verbot mir den Umgang mit dir für ewig; es sei denn, du folgest mir hinunter in die Tiefe und lebest mit mir als Gatte in einem ehelichen Verbande.“ — „Aber, wie kann das geschehen?“ entgegnete seufzend der Jüngling; „das Wasser ist ja nicht mein Element und du forderst meinen Tod.“ — „Mit Nichten!“ war des Wasserfräuleins tröstliche Antwort: „Trinke von diesem Wasser und du wirst unten in der Fluth so gut leben können, wie ein Fisch.“ — Der Verliebte trank, tauchte gläubig mit der Nixe unter und lebte einige Zeit herrlich und in Freuden in den Krystallpalästen des Seekönigs an der Seite seiner schönen Gattinn. — Allmählig aber schlich sich jene wehmüthige Sehnsucht in sein Herz, die der Schweizer Heimweh nennt; er gedachte seiner Eltern, Geschwister und Freunde auf der Oberwelt, gedachte der Freuden seiner alten Heimath bei Hochzeiten, Ringen und Alpfahrt und an die Freuden des Himmels, zu welchen Glocken- und Orgelklang ihn riefen. Innig besorgt für den immer trauriger Werdenden, entlockte ihm die Nixe endlich das Geheimniß seiner Empfindung und beschloß, die Sehnsucht des Geliebten nach Möglichkeit zu befriedigen. Sie vertauschte in der Nacht alles Wasser in den Küchen der beiden Straßen mit jener Flüssigkeit, welche die menschliche Natur fähig macht, auch unter den Fluthen leben zu können, und am Morgen darauf versanken, mitten in den Freuden eines Festtages, jene beiden Straßen plötzlich in den See. Keiner der Versunkenen ertrank; ihre Wohnungen kamen unversehrt auf den Grund des Sees zu stehen und der Sohn des Rathschreibers fand seine Eltern, Verwandten, Bekannten und Freunde wieder. Bei besonders klarem Himmel können besonders scharfe Augen nicht nur die Giebel der Häuser, sondern auch das geschäftige Treiben auf den Straßen wahrnehmen. Oft bringen die Glockenklänge der versunkenen Kirche, vermischt mit wunderbarem Orgelton aus der Tiefe des Sees, und die Schiffer, die es hören, ziehen die Ruder aus dem Wasser, bekreuzen sich und beten ein andächtiges Paternoster. (Schweiz. Merkur.)

Straßengeschrei in London.

Wenn wir aus jedem verflossenen Jahrhundert die im Leben üblichen Sitten und Gebräuche wüßten, so

würde es heutzutage ein Leichtes sein, in den Schriftstellern so viele dunkle Anspielungen darauf zu verstehen. Aber man findet gewöhnlich solche Kleinigkeiten nicht der Aufzeichnung werth, ohne daran zu denken, daß diese dem Anscheine nach unerheblichen Eigenthümlichkeiten eines Volks nachher von Interesse sind und sich im Laufe der Zeit leicht verlieren. Man denke doch nur daran, wie neugierig wir sind, die Lebensweise unserer Voreltern und die kleinsten Einzelnheiten ihrer häuslichen Gewohnheiten kennen zu lernen, wäre es auch nur, um sich an dem Gedanken zu laben, daß wir in diesen Beziehungen weit über ihnen steh'n.

So gibt es auch in unsern Tagen manche Gebräuche und Gewohnheiten, ohne deren Kenntniß man später unsere Zeit nur unvollkommen verstehen wird. Wir wollen hier unsere Leser nur auf einen unbedeutenden Gegenstand, auf das Straßengeschrei in den Vorstädten London's, aufmerksam machen. Ohne dasselbe zu kennen, ist es ganz unmöglich, sich von dem täglichen Treiben in denselben auch nur eine flüchtige Idee zu machen. Kaum kann Derjenige, der es nicht mitansieht, sich diesen Wirrwar von sonderbaren Stimmen, diese ohrenerschütternden Ankündigungen der verschiedenen Schreier vorstellen, die alle vor Wuth brennen, ihren Waaren Absatz zu verschaffen. Wer dies Durcheinander mitanhört, glaubt sich mitten in der Babylonischen Sprachverwirrung zu finden. In dem Herzen der Hauptstadt gewahrt man dies manchfaltige Geschrei weniger, weil dasselbe durch das ewige Pferdegetrappel, durch das Rollen der Wagen, durch den Lärm der Füße, der Hände, der Zungen gleichsam übertäubt wird. Aber in den Vorstädten, wohin man sich der Ruhe und der Oekonomie wegen zurückzieht, ist die Sache ganz anders! Hier erhält das Geschrei eine Ueberhand, eine sehr große Ueberhand. Von Morgens bis Abends hört man nichts anders, als das Chaos dieser tausend kreischenden Stimmen.

Zuerst kommt ein Ladenjunge u. ruft mit feurigem Gesichte seine Waare aus. Sein Ruf gleicht dem Angstgeschrei, welches ein Unglücklicher erhebt, der sich oben auf der Spitze eines Mastes findet, während das Schiff von der Woge verschlungen wird: es durchdringt Mark und Bein. Dann kommt ein Jude; seine Stimme tönt gedämpfter, sie hat etwas Aehnliches mit dem Miaulen eines alten Katers. Hierauf eilen die kleinen Lavendelhändlerinnen mit ihren süßen Stimmchen vorüber, sie rühmen ihre duftenden Sträuße an, sind schön frisirt, aber ganz von der Sonne verbrannt. Ihr Ton ist der einzige, der angenehm klingt, denn man wird wohl zugeben müssen, daß eine rührende Poesie in den Worten ist: Buy my sweet lavender! (Kauft mir meinen süßen Lavendel ab!).

Diese zartklingenden Laute werden bald verdeckt durch das Geschrei eines großen Menschen mit eiserner Kehle, der seine Seekrebse zu Kauf bietet. Er brüllt mit einer wahren Stentor-Stimme daher, der Ton, den er von sich gibt, rollt bis an's Ende der weiten Straße in einer Verlängerung, die ohne Ende zu sein scheint:

L-ob-st-e-e-e-e-e-er! (Lobster, Seekrebs)

Man sollte glauben, es wäre ihm unmöglich, sein herkulisches Gebrüll weiter zu treiben und noch mehr seine hohle Lunge zu entladen; aber man irrt sich, wenn man meint, er ende nun in dieser langausgehaltenen Tonstufe: hat er seine endlose Sylbe endlich vollendet, so springt er keck eine Octave höher hinauf, so schneidend, so durchdringend, daß man glauben sollte, sein mächtiger Kehlstock sei nun gesprungen.

Während man ihn noch hört, kommt ein anderer armer Tropf mit einer Kuh heran: er verkauft frische Milch und bietet sie mit seiner ernsten dumpfen Stimme also an:

New milk from the .... (frische Milch von der..)

Mit einem scharfen pfeifenden Tone: c-o-o-ow-ow (Kuh)!

Nun naht ein Gärtner mit Früchten und Blumen. Der Kram, den er feil bietet, ist manchfaltig, wie ein Blumengarten, diese Manchfaltigkeit scheint ihm ein Recht zu geben, nicht so einfach, wie seine Vorgänger, zu Werke zu geh'n.

Leise: Nice summer-cabbages... (Schöner Sommerkohl....)

Laut: Cauliflowers, rhabarb and peas.... (Blumenkohl, Rhabarber und Erbsen....)

Mit Anstrengung: Pinks and wallflowers.. (Nelken und Mauerkraut....)

Mit Wuth: Gooseberries, apples, oranges and cress (Stachelbeeren, Aepfel, Orangen und Kresse!)

Hat der gute Mann so seine Lunge erschöpft, dann hält er einwenig inne, um wieder Athem zu holen und sich umzusehen, ob nicht irgend eine Seele an den Fenstern sich blicken läßt, nun fängt er von Neuem an, aber viel herzergreifender, als das erste Mal. Bald ersetzt ihn ein Anderer, der Vögel ausbietet, und um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ohne Unterlaß eine kleine Schelle in der Hand bewegt. Diesem folgt ein Schreier, der sich schon heiser gerufen hat und in einem barbarischen Style und fremdländischen Accente einige unverständliche Laute daherkreischt.

Während sich diese Schreie auf eine grausenhafte Weise untereinander mischen und anhäufen, kommt ein lustiger Besenbinder daher und kündigt sich an mit seinem:

Maw-aw-aw-aw-yoicks!

In London hat man zuweilen in den Weihnachts-Spielen die Losungen der Gassenschreier auf die Bühne gebracht; aber die Spielenden geriethen in einen solchen Mischmasch, eine solche Confusion, daß der Einzelne sich unter der Menge ganz verlor. Mit mehr Erfolg hat man schon in Italien bei der Aufführung der Stummen von Portici die Marktschreiereien der Neapolitanischen Märkte wiederzugeben gesucht; aber sie brachten doch kaum eine Idee von dem reichen disharmonischen Lärm hervor, der daselbst wirklich herrscht. Also auch hierin sieht man deutlich, wie weit die Kunst der Natur nachstehen muß.

Miszellen.

Springende Prozession zu Echternach. Diese Prozession fand auch dieses Jahr wieder, wie gewöhnlich, den Dienstag nach dem Pfingstfeste statt. Die Zahl der Springenden betrug 6575.

Vergleicht man die Verzeichnisse, die über die Anzahl der an der Prozession Theilnehmenden geführt werden, von 20 Jahren her, so ergibt sich, daß die Mittelzahl früherer Jahre auf 8000 bis 10,000, der letztern 8 bis 10 Jahre nur auf 5000 bis 6000 sich belief.

Die Italiener stehen größtentheils noch unter dem Vorurtheile, man dürfe am Freitage Nichts unternehmen, keine Reise u. s. w. Selbst die größten Geister können sich von diesem Aberglauben nicht frei machen. Auch Rossini gesteht diese Schwäche ein. Einst wollte er Paris mit dem Director des Italienischen Theaters

verlassen, der an einem Freitage — absichtlich — kam. Rossini dachte daran und wollte, da es erst 10 Uhr Abends war, durchaus nicht in den Wagen steigen. Der Postillon mußte zwei Stunden in dem Hofe des Hauses warten, und erst fünf Minuten nach Mitternacht machten sich die Reisenden auf den Weg.

In Meriko fahren auf Anordnung der Polizei fortwährend Karren in der Stadt herum, um die Betrunkenen aufzunehmen. Diese werden eine Nacht eingeschlossen und müssen dann drei Tage mit einem Ringe am Knöchel auf den Straßen arbeiten.

Als ein Beispiel von der Gefräßigkeit des Haifisches führt man die Thatsache an, daß man einst bei Helena in dem Leibe eines solchen Fisches einen ganzen Artilleristen mit Kleidern, Seitengewehr u. s. w. fand.

Johanna von Kastilien verlor 1461 beinahe ihr Leben dadurch, daß ihr Haar durch die Sonnenstrahlen, welche von einer Blase in einer Fensterscheibe in einen Focus vereinigt wurden, sich entzündete.

Die öffentlichen Bibliotheken in Europa enthalten gegen 20 Millionen Bücher, und es kommen davon 6,400,000 auf Frankreich, 5,700,000 auf Deutschland und 3 Millionen auf Italien. In Deutschland kommt 1 Schriftsteller auf 5000 Einwohner, in Frankreich 1 auf 6000, in Dänemark 1 auf 7000, in den Niederlanden 1 auf 8000, in Großbritanien 1 auf 10,000 und in Rußland 1 auf 60,000.

Vergiftungen. — Nach der Gazette des Tribuneaux sind in Frankreich in 7 Jahren 273 Personen wegen Giftmischerei angeklagt, deren 171 freigesprochen und 102 verurtheilt worden. In 54 Fällen wurde Arseniksäure, in 7 Grünspan, in 5 Cantharidenpulver, in 5 Quecksilberperchlorure, in 4 Brechnuß, in 3 Fliegenpulver, in 2 Salpetersäure, in 1 Arsenikschwefel, in 1 Opium, in 1 essigsaures Blei, in 1 Schwefelsäure, in 1 schwefelsaures Zink, in 1 Merkurialsalbe und in 7 nicht bezeichnete Gifte gebraucht. Die Ursachen der Vergiftung waren in 28 Fällen Eigennutz, in 24 Ausschweifung, in 15 Rache, in 10 Eifersucht, in 6 Wahnsinn. Von 84 Fällen wurde das Gift 34 mal in der Suppe, 16 mal in Milch, 7 mal in Mehl, 7 mal in Wein, 8 mal in Brod, 5 mal in Pastete, 4 mal in Chocolade, 4 mal in Arzneien, 2 mal unmittelbar in den Mund, 2 mal in Kaffe, 1 mal in Aepfelwein, 1 mal in einer Henne gegeben. Da man häufig durch den Geschmack der vergifteten Speisen und in andern Fällen durch die Farbe aufmerksam gemacht und dadurch gerettet worden ist, so wird vorgeschlagen, um die Vergiftungen noch seltener zu machen, die Gifte zu färben und ihnen einen starken Beigeschmack zu geben.

Preise aus den Jahren 1519 und 1520. *)

1 Faß Korn	3 Albus.
1 Faß Hafer	2 „
1 ℔ Wachs	6 „
1 ℔ Wolle	— „ 14 Denar (3 xer 2 Pf.)
1 Ctr. Blei	55 ⅓ „
1 Buch Papier	1 ½ „
1 Elle schwarzes Tuch	12 Albus.
1 Tag Kost u. Lohn für einen Maurermeister	4 „
1 Tag Kost u. Lohn für einen Maurergesellen	3 „
1 Fuhr Latten zum Dachdecken	3 „
100 Schock Stroh	9 „
1 Fuhr Sand	2 „

*) Sie finden sich in einer Kirchenrechnung von St Wendel aus den genannten Jahren.

Die Tabaksdose Napoleon's.

Eines Tages spazierte Napoleon, begleitet von einigen Ingenieur-Offizieren, in der Nähe von Boulogne an dem Ufer hin und her. Daselbst befand sich auch ein alter Seemann. Die Gesellschaft kam zu ihm heran, und ohne daß der Alte in Verlegenheit gerieth, ließ man sich mit ihm in ein Gespräch ein. Ganz darin vertieft, zog Napoleon eine goldene Tabaksdose hervor und öffnete sie. Der Seemann machte ein kleines freundliches Compliment und fuhr mit seinen zwei großen Fingern in die Dose. „Teufel!" sagte der erstaunte Kaiser, „es scheint, daß der gute Freund auch schnupft!" Und der Seemann, ganz außer Fassung, läßt die genommene Prise fallen und will eine Menge Entschuldigungen vorbringen.

„Hier, braver Mann, nimm die Dose, weil du ja auch den Tabak liebst!"

Der alte Seemann hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu erzählen, was ihm eben widerfahren war; auf den Schiffen gab es keinen Schiffsjungen, der nicht die Dose sehen wollte, und dies kleine Abentheuer machte bei der ganzen Schiffsmannschaft Napoleon mehr beliebt, als wenn er 6 Monate lang ihr den Gehalt verdoppelt hätte.

Glück des Verlassenseins.

Wohl ist es schön, zu stehen
In trauter Freunde Reih'n,
Doch schöner ist's, zu gehen
In weiter Welt allein.

Mensch! bist du ganz verlassen,
Klag' keinen Augenblick!
Da kannst du erst dich fassen,
Und geh'n in Gott zurück.

Es täuscht die Welt, die trübe,
Dir nimmer Aug' und Ohr;
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.

In ihr lebst du versunken
In Gottes Angesicht,
Die Andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.

Ja! möchten sie dich lassen
In deinem Innern stumm,
Verlassen, ganz verlassen,
Bis deine Zeit ist um.

In Tiefen unberühret
Wächst einsam das Metall,
Wo's nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Krystall.

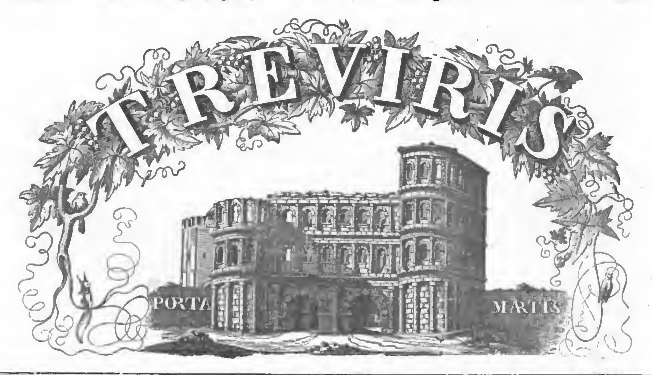
J. K.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 13. Juni. N°. 47.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro Mai 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Die Witterung des verwichenen Monats trug durchaus den Character des Veränderlichen.

Nachdem sich die zu Ende April eingetretene Kälte, unter vorherrschenden Nord- und Nord-Ost-Winden, auf die ersten Tage des Mai mit solcher Strenge übergetragen hatte, daß man damals noch auf unsern Hochgebirgen (dem Hochwalde) eine ansehnliche Schneedecke vorfand, trat zwar darauf, in schnellem Uebergange, gemäßigtes, zum Theil selbst mildes Wetter ein; allein in stetem Wechsel mit Regenschauern, rauhen Winden und im Kampfe mit mehrern Gewittern, welche jedesmal trübe Tage und kalte Nächte im Gefolge hatten.

Im Allgemeinen gereichte indessen dieser Witterungsverlauf den Bodenerzeugnissen nicht zum Schaden, der in der zweiten Hälfte des Monats eintretende reichlichere Regen wirkte in manchen Beziehungen sogar ersprießlich.

Die Vegetation entwickelte sich zwar nicht rasch, aber doch gedeihlich, und berechtigt unsere Landwirthe in Absicht der kommenden Erndte zu einer erfreulichen, und was unter ähnlichen Witterungs-Verhältnissen nie außer Anschlag gelassen werden sollte, zu einer sicherern Aussicht, als dies bei allzu frühzeitig geweckter Vegetation der Fall zu sein pflegt.

Ueber den Stand der Saaten lauten die meisten Berichte sehr erfreulich — alle beruhigend.

Die Blüthe der Wintergerste und des Roggens ist zwar erst in den Niederungen eingetreten, während man sie 1834 zu Ende des Monats Mai allgemein als beendigt annehmen durfte: man leitet indessen aus dieser Verspätung nirgends Besorgnisse hinsichtlich der Ergiebigkeit her.

Günstig war die Witterung namentlich für die Futterkräuter, welche überall in üppiger Fülle stehen, und den Landwirthen, bei der nun zu hoffenden dauernden Wärme, baldige Abhülfe des zum Theil früher herrschenden Futtermangels, überhaupt aber eine reichliche und nachhaltige Hülfsquelle versprechen.

Man fürchtete, daß die Aprilfröste der Baumblüthe geschadet haben möchten, allein die Erfahrung hat ergeben, daß diese Besorgniß, mit Ausnahme der hie und da etwas beschädigten Nußbäume, ungegründet gewesen ist. In den Niederungen ist die Blüthe bereits vorüber, dagegen in höher gelegenen Gegenden noch im Verlauf, überall aber so schön und vollkommen ausgefallen, daß, wenn die einigemal eingetretenen Nebel nicht von ungünstiger Einwirkung geworden sind, wieder auf ein recht gesegnetes Obstjahr Rechnung gemacht werden darf — zum großen Verdruß der Winzer, die voraussichtlich, bei der immer überwiegendern Conkurrenz von Obstgetränken, auf vortheilhaften Absatz des geringen Weines mehr und mehr Verzicht leisten müssen.

Ammeisten ist, verhältnißmäßig, der Weinstock in der Entwicklung zurückgeblieben, was sich deutlich aus der Gegeneinanderstellung der Jahrgänge ergibt; während man nämlich im Jahr 1834 schon Mitte Mai blühende Reben in den Weinbergen vorfand, darf in diesem Jahre kaum Mitte Juni darauf gezählt werden.

Die Aussichten für den Herbst sind unter diesen Umständen nicht die besten. Uebrigens überträgt sich die Reichlichkeit und vorzügliche Güte der vorjährigen Creecenz, welche noch alle Kellerräume und Gebäude in Anspruch nimmt, so sehr, daß der Ausfall eines günstigen Herbstes vielleicht weniger Besorgnisse rege macht, als man vielmehr zu fürchten Ursache hat, daß ein mittelmäßiges oder gar schlechtes Erzeugniß des Jahres 1835, durch übel berechnete Mischung, den Credit seines Vorgängers beeinträchtigen dürfte.

II. Die Preise der Lebensmittel

haben, wegen erfreulicher Aussicht auf eine gute Ernd

te, unbedeutende Veränderungen erlitten, während sie um diese Zeit sonst merklich in die Höhe zu gehen pflegten.

Die Mittelpreise waren:

1) Weizen per Scheffel	1	Rth.	22	Sgr.	10	—
2) Roggen „ „	1	—	11	—	5	—
3) Gerste „ „	1	—	2	—	3	—
4) Hafer „ „	„	—	21	—	„	—
5) Kartoffeln „	„	—	10	—	3	—
6) Heu „ Centner	„	—	21	—	8	—
7) Stroh „ „	„	—	18	—	3	—

III. Gesundheits-Zustand.

a) Bei den Menschen. Aus den darüber eingegangenen Berichten ist im Allgemeinen nichts Beunruhigendes zu entnehmen. Neue, gemeingefährliche Krankheits-Erscheinungen sind nicht vorgekommen, mit Ausnahme der zu Brandscheid, Kreises Prüm, unter den Kindern wahrgenommenen Masern. Wir dürfen erwarten, daß die an Ort und Stelle und ohne Zeitverlust angeordneten sanitätspolizeilichen Anordnungen dem Uebel baldigst Schranken setzen werden. Es sind indessen der Krankheit mehrere Kinder unterlegen. Die übrigen schon früher bestandenen Krankheitserscheinungen zeigen einen beruhigenden Verlauf. Namentlich gilt dies von den aus dem Auslande hie und da eingeschleppten Blattern in ihren verschiedenen Modifikationen. Zwar haben sich in der Gemeinde Nittel, Kreis Saarburg, neuere Spuren der Krankheit gezeigt; dagegen gehen die in der Gemeinde Cröf, Kreis Wittlich, inficirten Individuen ihrer Genesung rasch entgegen, und die in der Gemeinde Lösenich und Cues, Kreis Berncastel, erkrankt Gewesenen dürfen als vollkommen hergestellt betrachtet werden; so, daß in dem letztgenannten Kreise gegenwärtig nur noch ein Mann in der Gemeinde Wolff blatterkrank darnieder liegt. Die Schutzpocken-Impfung wird thätig betrieben, auch ist wegen räthlich scheinender Revaccination eventuelle Verfügung getroffen. Rheumatische, katarrhalische und entzündliche Leiden, selbst Keuchhusten und Wechselfieber, waren periodische Erscheinungen, zeigten aber keinen bösartigen Character, und werden, als unverkennbare Folge des raschen Witterungs- und Temperatur-Wechsels, der bessern Jahreszeit unzweifelhaft weichen.

b) Bei den Hausthieren. Ungeachtet aller Bemühungen ist es den Einwohnern von Bergweiler, Kreis Wittlich, noch nicht gelungen, die dort herrschende Lungenseuche gänzlich zu tilgen.

Zu Nunkirchen, Kreis Merzig, sind in der neuesten Zeit mehrere Schweine gefallen.

Im Uebrigen ist die Gesundheit der Hausthiere gut.

IV. Unglücksfälle.

Am 3. Mai stürzte zu Trier der Schriftgießergehülfe Georg von da von einer zehn Fuß hohen Mauer, welche er im trunkenen Zustande erstiegen hatte, und starb zwei Tage darauf, an den Folgen der erlittenen starken Kopfverletzung.

Zu Nußbaum, Kreis Bitburg, verunglückte ein Einwohner von da, Namens Michel Weidock, beim Auflegen eines starken Eichenstammes; der Baum stürzte zurück und zerschmetterte den Unvorsichtigen.

Am 5. ertranken in der Gegend von Longwich zwei an das von Coblenz nach Trier fahrende Schnellschiff gespannte Pferde in der Mosel; ein drittes Pferd und der Pferdeführer wurden nicht ohne Mühe gerettet.

Nach Angabe trägt ungeschickte Führung des Steuermannes die Schuld.

Am 9. wurde ein alter Mann, Namens Dahlem, aus Trimport, Kreis Bitburg, auf dem Wege von Cordel nach Ehrang leblos gefunden, ohne daß man aber Spuren eines gewaltthätigen Todes an ihm vorgefunden hätte.

Die zu Zeiten an Geistesschwäche leidende Maria Schmitz von Naurath, Landkreis Trier, entfernte sich in der Nacht vom 19. — 20. durch das Fenster ihres Schlafzimmers; sie wurde, als Leiche, am 22. im Dhronbache aufgefunden.

Der Ackerer Peter N. N. von Pölert, Landkreis Trier, fiel am 23. zu Ruver, betrunken vom Trier'schen Markte heimkehrend, rückwärts vom Wagen und fand dadurch seinen Tod.

In der Bürgermeisterei Mühlheim, Kreis Berncastel, erhängte sich eine verheirathete Frau von 40 Jahren, ohne daß die Beweggründe dazu ermittelt werden konnten.

Am 25. April brannte eine bei Nunkirchen gelegene Oelmühle ab, und am 30. desselben Monats zerstörte das Feuer zwei Gebäude zu Düppenweiler, beides im Kreise Merzig.

Am 1. Mai wurde die sogenannte Neumühle bei Manderscheid, Kreis Wittlich, ein Raub der Flammen.

Gleiches Schicksal hatte am 3. eine zur Gemeinde Roden, Kreis Saarlouis, gehörige, isolirt gelegene Mühle.

Am 3. brach in der Behausung des Peter Diemer zu Olmscheid, Kreis Prüm, Feuer aus, wodurch das Wohnhaus eingeäschert wurde.

Am 6. wurden zu Saarwellingen, Kreises Saarlouis, 4 kleine Gebäude durch Brand zerstört und drei stark beschädigt. Der Hülfeleistungen der dortigen Gemeinde geschieht rühmliche Erwähnung.

Bei keinem dieser Brandunglücksfälle ist vor der Hand Verdacht böswilliger Brandanlegung vorhanden.

Am 20. Mai gegen Abend entlud sich ein fürchterliches Hagelwetter über dem Dorfe Heilenbach, Kreis Bitburg, Hagelkörner fielen bis zur Größe einer Wallnuß und vernichteten einen großen Theil der Winterfrucht. Wolkenbruchartige Regenströme folgten, überschwemmten das ganze Wiesenthal und führten die Saaten an den Berg-Abhängen sammt der Dammerde fort. Ein kleiner Bach, in der Regel zur Viehtränke nicht wasserhaltig genug, schwoll so gewaltig an, daß ein starker Ochse und einige Schweine den Tod in seinen Fluthen fanden. Aehnliches Unheil richtete ein Gewitter an, welches sich, verbunden mit Wolkenbruch, am 21., gegen 5 Uhr Nachmittags, in der Gegend von Confeld (Kreis Merzig) entlud, die Waldbäche zu reißenden Strömen anschwellte, Felder und Wiesen überfluthete, Saaten zerstörte und mit unaufhaltsamer Gewalt mehrere Brücken wegschwemmte.

Ganz gleichzeitig that ein heftiger Gewitter-Regen auf den Gemarkungen von Gresaubach und Limbach, Kreis Saarlouis, einigen, jedoch weniger bedeutenden Schaden.

V. Communalwesen.

Das Communalwesen geht seinen geregelten Gang. Eine ansehnliche Zahl der Rechnungen pro 1834 liegt theils der Revision vor, theils ist sie schon abgenommen; — dem Eingange des Restes darf in Kurzem entgegen gesehen werden. An den Büdjets pro 1836 wird bereits fleißig gearbeitet. Daß die Anfertigung der letztern nicht mehr bis zum Herbste vorschoben wird, bewährt sich als vortheilhaft, indem die Kreis- und Lokalbehörden zu dieser Arbeit jetzt ungleich mehr Zeit ge-

winnen, als dies beim Geschäftsandrange des Herbstes der Fall sein kann.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Die Einführung der neuen Kirchen-Ordnung und der Agende ist in angemessener Weise bewirkt worden.

Der öffentliche Unterricht hat, nach dem Schlusse der Osterferien, verordnungsmäßig wieder begonnen und wird fleißig besucht.

Schulversäumnisse werden immer seltener und betreffen gewöhnlich nur Kinder armer, unzahlungsfähiger Eltern, für die, leider! weder Geld- noch Freiheitsstrafen correctorische Mittel abgeben.

Das städtische Schulwesen zu Trier bleibt in angemessener Pflege und erfreulicher Entwickelung nicht zurück. Namentlich dürfen wir der Leistungen des Frauen-Vereins für die städtischen Armenschulen gedenken. In No. 38. der Treviris wird von seiner Verwaltung Rechenschaft gegeben, wonach pro 1834 die Gesammt-Einnahme ..... 1507 Rthlr. 23 Sgr. 10 Pf.
die Ausgabe .... 1498 — 19 — 4 —
betrug.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Der Weinhandel gewinnt noch immer nicht die gewöhnliche Regsamkeit, was um so auffallender ist, als das letztjährige Wachsthum täglich an Vortrefflichkeit zunimmt, und die Aussicht auf einen, auch nur mittelmäßigen, Herbst bis jetzt schwach ist. Auch der Viehhandel gewinnt noch nicht an Leben, namentlich liegt der Handel mit Schweinen darnieder, — ein empfindlicher Nachtheil für unsere Landleute, die diesen Handelszweig als liquideste Quelle ihrer baaren Mittel zu benutzen gewohnt sind.

Auch klagen manche Gewerbe über spärlichen Absatz, insbesondere sollen die, die Leipziger und Offenbacher Messe besuchenden Gerber, dort ihre Rechnung nicht gefunden haben.

Lebhaftere Nachfrage gewinnt dagegen der Schafhandel, und von den Pferden verlautet, daß eine nicht unbedeutende Anzahl neuerdings wieder zu guten Preisen nach Frankreich abgesetzt werde.

Die Eisenwerke erfreuen sich eines dauernden Absatzes.

Der ungünstigen Witterung ungeachtet, ist der Straßenbau mit Regsamkeit betrieben worden und wird beharrlich fortgesetzt.

In den Kreisen Ottweiler, Saarbrücken und Saarlouis waltet zwischen der Leistungsfähigkeit der Communen zur Straßen-Unterhaltung und der Menge der von den zahlreichen Steinkohlenfuhren zerrissenen Gemeinde-Wege ein unverkennbares Mißverhältniß ob. Nahe liegt die Vermittelung in der Auflage eines mäßigen Ladungs-Geldes, auf die Steinkohlen-Transporte, mit welcher man den Gemeinden unterstützend entgegen käme. Wir haben dahin zweckende Anträge bei den höhern Behörden eingelegt und sehen angelegentlich einer geneigten Verfügung entgegen.

Der bei Confeld gefallene Wolkenbruch zerstörte auf der Bezirksstraße Nr. 5. die über den Morschholzer Bach führende steinerne Brücke, und beschädigte jene über den Thailener Bach. Auch die zur Staatsstraße Nr. 6. gehörige bei Betschweiler litt Schaden.

Zur Wiederinstandsetzung sind aber alle Vorkehrungen getroffen; die Gemeinden arbeiten an Auffüllung der weggeschwämmten Dämme und Anlegung von Nothwegen mit löblichem Wetteifer. rc. rc.

Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Den 21. Sept. 1734.

Gegen Mittag in Metz angelangt, und zum guldenen Kreuz die Herberg bezogen, ließ ich mich, nach eingenommener Mahlzeit, bei dem (jetzt hier anwesenden) Intendanten anmelden.

Der Empfang war zwar ganz höflich; doch als ich die Ursache meiner Reise anzeigte, ließ der Intendant sich hierauf in folgenden formalibus vernehmen: Weil er eine besondere Hochachtung zu mir hege, so sei es ihm von Herzen leid, daß ich eine Reise übernehme, welche so mühselig als kostbar, und über das auch ohne den mindesten gedeihlichen Effekt sein würde, da der Königl. Hof entschlossen sei, von seiner gefaßten und zu Trier verkündeten Resolution nicht abzuweichen; anderen Theiles auch die Herren Trierer (!) sich nicht ungeneigt äußerten, derselben per omnia gehorsamst nachzuleben. Ich erwiederte, daß ich dem Herrn Intendanten Dank wüßte für das bezeigende Mitleiden; auch müßte ich gestehen, daß ich diese Reise ungern übernommen hätte. Auch hätte ich immer gehofft, die Beschwerden würden von selbst durch die Beihülfe des Herrn Intendanten, da der Contributions-Tractat vom 6. Mai so bestimmt sei, in der Güte vollkommen abgethan werden können. Da aber dieser Tractat nicht gehalten würde, so hätte ich mich dieser beschwerlichen Reise nicht weiter entschlagen können, um die gravamina des Landes sowohl schriftlich, als mündlich bei Hof anzubringen. Ich hoffte daher, es werde diesseitiges Schreien um so mehr einiges Gehör finden, als vielleicht, wenn also zu reden erlaubt sei, wo nicht die Gerechtigkeit, wenigstens doch die Billigkeit solches erfordern dürfte.

Der Intendant replicirte: Die Reise wollte er nicht verhindern; doch bleibe er dabei, daß sie in allen Stücken verdrießlich und fruchtlos ablaufen werde. Er wünsche die gravamina einzusehen, und er wolle dieselben auf der Stelle durch einen Courier an den Grafen Belleisle absenden. In zwei Tagen würde gewiß eine Antwort erfolgen. Aber ich sagte hierauf, daß ich den Ausschlag der Reise Gott und Freunden bestens müßte empfohlen sein lassen. Uebrigens seien die gravamina dieselben, welche ich ihm zu Trier zur Zeit mitgetheilt hatte. Einen Courier an Belleisle abzuschicken, sei deshalb unnöthig, weil ich diesem vor der Reise mein Vorhaben angekündigt, und ihn in sehr höflichen terminis um seine protection pro patria gebeten hätte, aber keiner Antwort gewürdigt worden wäre.

Wohlan! ließ sich hierauf der Intendant vernehmen, der Hr. Weihbischof mag dann thun, was ihm beliebt; aber er möge auch mir nicht verübeln, daß ich, in Gefolg höherer Ordres zur einstweiligen Erzwingung der Trarbacher Demolitions-Kosten die Schärfe anwende.

Er bekam hierauf zur Antwort: Man habe in jure Canonico einen titulum de clericis peregrinantibus, welcher ihm (dem Intendanten) als einem consumirten Consiliario außer Zweifel vollkommen bekannt sei, welcher bestimme, die Execution in Fällen, wie der vorliegende, jedesmal zu verschieben, wenn zu einem höhern Richter Zuflucht gesucht werde. — Hiermit war die Visite zu Ende.

Metz, den 22. Sept.

Nach einem Besuche bei dem General Tarneau, der zwar mündlich viel Tröstliches sagte, aber zugleich erklärte, daß er thätliche Hülfe nicht leisten könnte, besuchte ich auch heute nochmal den Bischof von Metz, der mit dem wärmsten Antheil mir die besten Rathschläge gab. Er überschickte mir folgendes Nota bene (aber nicht unterzeichnet), woraus ich lernen konnte, durch welche Mittel und Wege an gewissen Orten bei dem Königl. Hofe Freunde zu erwerben wären. Es heißt in der geheimen Note:

Personne n'a plus de credit auprés de Monseigneur le Cardinal de Fleury, que Madame la Duchesse de Levy et Madame la Princesse de Carignan. — Madame la Duchesse de Chevreuse en approche M. le Cardinal de Bissy. — Mr. Herault, Lieutenant de police auprés le Garde des Sceaux. — Messieurs D'Ormesson et Chauvelin auprés Mr. d'Angervilliers. — Mr. l'Archevéque de Paris est fort bien dans toutes ces cours la. — Madame la Princesse de Carignan se laisse souvent faire des offres d'argent. — Mr. Barjac, valet de chambre du Cardinal de Fleury, fait de même et peut tout. — Mad. la Duchesse de Levy demeure où dans son hotel rue St. Dominique fauxb. St. Germain, où rue de Vaugirard au convent du precieux sang. Mad. de Carignan à l'hotel de Soissons, rue des deux Ecus *).

Außer dem erwähnten Nota bene hat mir (fährt Nalbach fort) der Bischof auch ein warmes Empfehlungsschreiben an den Cardinal Fleury zukommen lassen. Am nämlichen Tage fuhr ich von Metz ab und kam bis Verdun.

Den 23. Sept.

Des Mittags zu Chalons, u. des Abends zu Epernay.

Den 24. Sept.

Des Mittags zu Meaux, Abends nach 8 Uhr bin ich zu Paris angelangt. (Fortsetzung folgt.)

*) Hiermit schließen diese kuriosen statistischen Fingerzeige, die unser schlaue Botschafter sich zu verschaffen wußte.

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler zc.

Von M. F. J. Müller.

IV. Andethanuale. Andethanna.

(Fortsetzung.)

In einigen Urkunden des Mittelalters kommen ähnliche Namen vor, z. B. in einer Urkunde des Grafen Conrad von Luxemburg vom 6. Juli 1083 bei Hontheim Histor. Trevir. dipl. Tom. I. Seite 433 a., wo die Rede von einem in der Gegend von Luxemburg gelegenen Walde ist, den man sylva Andevanen nennt. In einer Urkunde vom Jahr 1281 lesen wir sylva Antuanna; in einer Urkunde endlich vom J. 1289 sylva Andevanoa; alle diese verschiedenen Benennungen bezeichnen einen in der Gegend von Anwen damals befindlichen Wald. Nach der Zusammenstellung aller Umstände scheint es mir, daß man einstweilen das Röm. Andethanna in jener Gegend suchen müsse, wo das heutige Niederanweiler steht. An dieser Stelle entdeckte man in der andern Hälfte des XVII. Jahrhunderts mehrere Reste eines Römischen Gebäudes.

Ich komme zu der zweiten Frage, wobei ich bemerke, daß man zwar zu Echternach an dem rechten Ufer der Saur einige zu Bollendorf (Villa Bollana), aber an dem linken Ufer und in der Umgegend viele Ueberbleibsel Röm. Denkmäler vorgefunden hat *), daß auch die Römer, so viel es thunlich war, dem Faden der Flüsse als einem untrüglichen Wegweiser in den damaligen Wildnissen gefolgt sind; daß ich ferner die Brücke zu Echternach für ein Werk der Römer halte; daß es mir sogar wahrscheinlich ist, es habe in frühern Zeiten oberhalb der Villa Bollana eine Brücke über die Saur geführt; daß ich endlich im Jahr 1806 unweit dem Münsterbusch bei Irrel an der Prüm, eine Stunde nördlich von Echternach, Spuren einer Römerstraße bemerkt habe; indessen denke ich nicht, daß jemals eine von Arlon (Orolaunum) durch Echternach nach Trier führende Hauptstraße bestanden habe; daß demnach das Antoninische Andethannale das dermalige Echternach, welches in der ältesten mir bekannten Urkunde (v. J. 698) Efternacum heißt, nicht bezeichnen könne. Wer endlich die in der Linie zwischen Arlon u. Echternach vorfindlichen natürlichen Hindernisse wohl kennt, dem wird es sehr begreiflich sein, daß von daher keine Via consularis angelegt werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Alexander Wiltheim a. a. O. lib. VIII. cap. I. — Meine kleine Abhandlung: Mausolæi Villæ-Bollani descriptio historico-topographico-critica; und die daselbst genannten Schriftsteller. Dann meinen Aufsatz: Das Denkmal der Diana im Canton Echternach beschrieben und beurtheilt.

Panorama von Jerusalem.

Am 30. März ward in London ein Panorama von Jerusalem eröffnet, nach Zeichnungen des Herrn Catherwood, gemalt von Herrn Bürford. Das Gemälde ist von der Terrasse eines Hauses aufgenommen, welches früher der Pallast des Pontius Pilatus war und jetzt vom Aga oder Gouverneur bewohnt wird. Diese Terrasse liegt so hoch, daß man die ganze Stadt mit ihren Klöstern, Moscheen und Thürmen übersieht, welche zwar unter einander sehr ähnlich, aber von allen Europäischen Bauwerken höchst abweichend sind, und, fast durchgängig von weißen Steinen erbaut, unter den Strahlen der östlichen Sonne einen wunderbar glänzenden Totaleindruck machen. In der Mitte nach Süden zu sieht man die schöne Moschee des Amar, die durch ihren seltsamen Styl und das bunte Farbengemisch einer ungeheuern Mosaik-Arbeit gleicht. Im Hintergrunde ragen die steinigen unfruchtbaren Berge hervor, die einen Durchblick auf das von majestätischen Felsen umgebene todte Meer gewähren. Nach Westen hin beginnt gleich unten die via dolorosa, welche sich durch den dichtesten Theil der Stadt bis zum Tempel des heiligen Grabes erhebt, dessen mächtiger Dom die umliegenden Gebäude überragt. Auf dieser Seite sieht man auch das Grabmal David's und das Armenische Kloster auf Gottes heiligem Berge von Zion. Gegen Norden jenseits des Stadttheiles, der früher die Tochter Zions hieß, zeigt sich der Berg Siopo, wo Titus sein Lager aufschlug, daneben andere unfruchtbare Berge mit wenigen Olivenbäumen und gegen Osten der interessanteste Theil des Ganzen, nämlich eine lange Linie des Stadtwalls, unter welchem das Thal Josaphat liegt. Der im Vordergrunde majestätisch emporragende Oelberg mit dem Garten Gethsemane und vielen andern heiligen Orten schließt das Gemälde nach dieser Seite hin. Auch in diesem Panorama hat Herr Bürford sein außerordentliches Talent für solche Malerei bewährt.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 17. Juni. **N°. 48.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von **J. H. Wyttenbach.**

(Fortsetzung.)

Paris, den 25. Sept.

Hier hat man sich vorerst hin und wieder erkundigt, welche Minister und sonstige Personen in diesem landschaftlichen Geschäfte besondere Dienste zu leisten im Stande wären. Am nämlichen Tage habe ich einige **Memorialia** an den Cardinal **Fleury**, den **Garde des Sceaux** und den Staatssecretair **D'Angervilliers** zu Papier gebracht, und nach einem etwas getriebenen Advokaten nachfragen lassen, zur Abfassung des Haupt-**Mémoire** hinsichtlich der **gravamina**. Dafür ist mir der Advokat **Gigon** angegeben worden.

Paris, den 26. Sept.

Des Morgens habe ich mich zu demselben **incognito** verfügt, den Zustand der Sache hingelegt und verabredet, wie ein solches **Mémoire** einzurichten sei. Diese Unterredung war mir eine sehr ärgerliche, weil der Pariser Advokat behaupten wollte, die Trierer wären, im Vergleiche mit andern Ländern, in welchen dermalen der Krieg geführt würde, mit nichten zu klagen befugt; auch würden sie weit leidentlicher, als die eigenen Unterthanen gehalten: auch wollte er zweifeln, ob ich Gehör bei dem Ministerio finden würde.

Es wurde ihm aber geradezu geantwortet, er möge sich deshalb den Kopf nicht plagen, sondern das gewünschte Concept entwerfen.

Paris, den 27. Sept.

Verfügte ich mich wieder zum genannten Advokaten, der zwar einen Entwurf gemacht hatte, doch nicht nach meinem Sinne. Die darüber von mir geäußerten Ausstellungen abzuändern und zu verbessern, weigerte er sich, vermuthlich, weil er es seinem **Renommée** zuwider zu sein glaubte, sich in dergleichen Sachen von einem bloßen Canonikus, für welchen ich mich angab, belehren zu lassen. Indessen ich strich, versetzte und änderte Manches.

Am nämlichen Tage verfügte ich mich zum Cardinal von **Bissy**, der mich artig und ehrenvoll aufnahm. Im Laufe des Gespräches äußerte er unverholen, daß die Französischen Behörden, gegen allen guten Glauben und gegen den klaren Inhalt des geschlossenen Traktates, das Trierische Land belästigten. Auch wolle er gerne das Seinige zur Milderung bei den Ministern beitragen. Auf die verfängliche Frage des Cardinals über das Betragen des Grafen **Belleisle** im Trier'schen war meine Antwort: Man müsse den General nur loben der guten Zucht und Ordnung wegen, die er bei seinen Untergebenen zu halten wüßte; nur hätte sich Unzufriedenheit wegen der Nichtbeobachtung des Traktats erhoben. —

Der Cardinal hielt Wort und schickte mir die versprochenen Empfehlungsschreiben.

Paris, den 28. Sept.

Heute wurde die Reise nach Versailles angetreten, wo ich gegen eilf Uhr glücklich anlangte.

Der Kammerrath Neuland wurde alsogleich zu den Königl. Ministern abgesendet, um zu vernehmen, wann ich aufwarten dürfte. Zuerst kam ich (alle hatten zur Audienz freundlich mich eingeladen) zu dem Cardinal **Fleury**, dem ich alle auf das Geschäft bezüglichen Schreiben und Memoiren überreichte. Der Cardinal sagte mir sehr artig: Es freue ihn sehr, Denjenigen persönlich zu sehen, welchen er bis dahin nur aus seinen Briefen, und durch seine ersprießlichen Dienste in geistlichen Dingen *) gekannt habe. Obschon, fuhr er fort, die Umstände des dermaligen Kriegses leider mit sich brächten, daß auch die besten Freunde bei diesen

*) Nämlich als Weihbischof in den Französischen, unter dem Erzbisthum Trier in geistlichen Sachen stehenden Distrikten.

widrigen Schicksalen nicht könnten verschont bleiben; so wolle er dennoch die Sachen genau untersuchen, und sehen, ob und was Gutes zu thun sein könnte. —

Von da verfügte ich mich zum Siegelbewahrer Chauvelin, bei dem es mir nicht so gut ging. Er empfing mich kalt, aber nicht gerade unhöflich. Auf meine Vorstellungen erwiederte er magistraliler: Er beklage, daß ich die Reise übernommen hätte. Der Kurfürst habe an Frankreich den Krieg erklärt (!); mithin sei es billig, daß er mit seinen Unterthanen die Wirkung empfinde. Die Trierer hätten Gott und seinem Könige zu danken, daß sie nicht tiefer in's Unglück gestürzt worden: man möchte daher mit Klagen und fernerem Suppliciren nur einhalten, da der Königliche Dienst Dasjenige unumgänglich erheische, was von der Landschaft gefordert würde.

Alle meine Gegenvorstellungen wurden übergangen; die Königl. Gnade mit trockenen Worten versagt, und zwar mit dem sonderbaren Zusatze: Das Trier'sche Land möchte sich vorerst durch sein Wohlverhalten, steten Eifer und treue Dienste der Königl. Gnade würdig machen; so würden sich zu andern Zeiten schon Gelegenheiten zeigen, der Landschaft hinwieder Gutes zu thun. —

Von diesem Herrn ging ich zu D'Angervilliers, dem Staatssecretair, bei welchem die nämliche Lektion, als wenn die beiden sich verabredet hätten, fast in den nämlichen Ausdrücken wiederholt wurde, mit dem alleinigen Beisatze: Die Trierer möchten bedenken, was sie thäten; denn der König würde von seiner gefaßten Resolution nicht abgehen. Auch brachte er den bekannten, die christliche Menschheit schlecht ehrenden Spruch vor: inter arma silent leges. Der Kurfürst möge (setzte er hinzu) bei dem Kaiser anstehen, um entschädigt zu werden.

Bei diesen zwei Excellenzen hatte ich also schlechten Trost erhalten. (Fortsetzung folgt.)

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler rc.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

V. Merzig.

(Marciacum.)

Ein Städtchen in einem Thale an dem rechten Ufer der Saar, acht Stunden südwärts von Trier, in dem Landkreis Merzig. Es sind hier 380 Feuerstellen und ungefähr 3100 Einwohner. Dieses Städtchen wurde ehedem von Kurtrier und dem Herzog von Lothringen, später aber mit Frankreich gemeinschaftlich besessen; welche Gemeinschaft von Zeit zu Zeit Beschwerden veranlaßte, so sehr man auch suchte, durch Verträge denselben abzuhelfen und die einem jeden der beiden Gemeinherrn zustehenden Gerechtsamen genau zu bestimmen: man lese z. B. die Uebereinkunft des Erzbischofs Baldewin mit dem Herzog Radulph von Lothringen vom 13. Nov. 1334 bei Hontheim Hist. Trev. diplom. Tom. II. Seite 124 u. f. Noch ein anderer Vertrag wurde am nämlichen Tag beschlossen, wovon Brower Annal. Trevir. lib. XVII. Num. 84. (nicht 94., wie Hontheim a. a. O. in der Note b. b. sagt) die Hauptpunkte anmerkt. —

Ferner besteht ein Vertrag zwischen dem Erzbischof Johann von Baden und dem Herzog Reinhard von Lothringen vom 11. November 1485, worin die Gerechtsamen beider Landesherrn über Merzig u. die Umgegend näher bestimmt werden; wir lesen denselben bei Hontheim a. a. O. Seite 474. Durch Urkunde vom 18. April 1346 (bei Hontheim a. a. O. Seite 158) hat Jakob, Herr zu Monclair, dem Erzbischof Boemund II. alle seine Gerechtsamen über Merzig abgetreten. — Vorzüglich aber muß hier gelesen werden das Konkordat des Erzbischofs Lothar von Metternich und Herzogs Heinrich von Lothringen vom 30. Juli 1620 (bei Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 263 u. ff.); welches in der Folge zur Grundlage diente*). Indessen wurde der Erzbischof von Trier unter der Regierung Ludwigs XIV. in der Ausübung dieser, so wie seiner geistlichen Gerechtsamen, manchmal gehindert. Man lese hier die am 22. Juli 1680 von Kurtrier dem Kaiser überreichten Beschwerden (bei Londorp, Acta publica; Tom. XI. Seite 62), welche in dem Ryßwickischen Friedensschluß vom 30. Okt. 1697 zur Sprache kamen **).

Unter der Regierung Ludwigs XVI. und Clemens Wenzeslaus herrschte zwischen Frankreich u Kurtrier das beste Einverständniß; daher haben beide Regenten, um für die Zukunft allem Mißel möglichst vorzukommen, im Jahr 1778 einen Grenzvertrag eingegangen, wodurch das Städtchen Merzig unter die alleinige Landeshoheit von Kurtrier gestellt wurde ***).

(Schluß folgt.)

*) Derselbe macht in der Note a. folgende Anmerkung: Post cessionem Lotharingiæ per Ducem Franciscum III. nunc imperatorem gloriosissime regnantem anno 1737 ad coronam Galliæ factam et tractatus divisionis post Nancei habitos, post obitum Caroli VI. Imp. anno 1740 suspensos, iisdem hic concordatis, Marceti et in territorio Sargaviæ hodieque vivitur.

**) Siehe J. J. Schmauß. Corpus juris publici academ. P. II. Seite 1105. Artikel VI.

***) Wer sich über den Inhalt dieses Vertrages näher belehren will, der lese die von dem Kurfürsten von Trier unter Datum den 14 März 1790 der Deutschen Reichsversammlung zu Regensburg eingereichte Denkschrift: Memoire de son Altesse Serenissime Electorale de Trèves et des Eglises dépendantes de son Archevéché etc. und die beigedruckte Pieces justificatives.

Schreiben der Königl. Akademie der Geschichte (Real Academia de la Historia) in Madrid an Hrn. Wyttenbach, Director des hiesigen Gymnasiums *).

Mit der größten Freude hat die hiesige Königl. Akademie die in öffentlichen Blättern verbreitete Nachricht erfahren, welche ihr correspondirendes Mitglied Fried. Wilh. Lembke **) ihr mitgetheilt hat, daß nämlich Sie den Theil der Peutinger'schen Karte entdeckt haben, auf welchem sich Hispania befindet, und den man für verloren hielt.

Da die Akademie die Aufhellung der National-Geschichte zum Ziele hat; so kann sie nicht umhin, Sie zu ersuchen, ihr wo möglichst eine Kopie der gemachten Entdeckung zu übersenden, und das Anerbieten zu genehmigen, welches sie sich zu machen beeilt, Ihnen mit den literarischen Hülfsmitteln, über welche sie verfügen kann, auf den Fall, daß Sie gesonnen sind, Ihren Fund der Oeffentlichkeit zu übergeben, beizustehen. Zu

*) Das Original dieses Schreibens ist in Spanischer Sprache abgefaßt.

**) Dieser Deutsche Gelehrte, bekannt durch seine Geschichte von Spanien, 1r Band (in: Geschichte der Europäischen Staaten, herausgeg. von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, die 4te Liefer.) hält sich gegenwärtig seiner Studien wegen in Madrid auf.

diesem Behufe bezeichnet sie den erwähnten Hrn. Lembke als Vermittler, durch welchen Sie sich in Betreff dieser Angelegenheit und anderer vorkommenden Fälle mit der Akademie verständigen können.

Madrid, den 18. Mai 1835.

Der Vicomte Gonzalez Arnar *),
als Secretair.

*) Mitglied des hohen Raths von Castilien und Indien.

Die Löwenbraut.

Auf dem Wege von Preßburg nach Wien erhebt sich, eine Stunde von dieser Stadt, ein ungeheures Pulvermagazin.

Vor einigen Jahrhunderten glänzte daselbst das prächtige Lager des Sultan's Soliman. Aus dem Schooße dieses Lagers schleuderte der Mächtige vergebens seine Blitze gegen die Oesterreichischen Adler.

Zum Andenken an den Sieg, den man über die Türken davon trug, ließ Kaiser Rudolph II. im Jahr 1587 an derselben Stelle ein herrliches Lustschloß erbauen.

In diesem Schlosse liebte es der heitere Sinn Rudolph's, vorzüglich im Anfang des Frühlings, Feste aller Art zu geben. Den Anfang des Frühlings scheint der erlauchte Festgeber deswegen gerne gewählt zu haben, weil alsdann die Landschaft umher gleichsam in einem neuen Feierkleide erschien, mit neuen Blumen und Blüthen geschmückt war.

Hier fand sich in der Mitte eines unermeßlichen Parkes an einem schönen Maimorgen die ganze kaiserliche Familie mit allen Großen des Hofes zusammen, um das Geburtsfest einer Prinzessinn zu begehen.

In den reizenden Anlagen unterhielt Kaiser Rudolph Löwen, Tiger und Leoparden; ihr Gebrüll vermählte sich kräftig mit den Silbertönen der vielen befiederten Bewohner des Parks.

Ein anmuthiger Gesang, begleitet von harmonischer Musik, gab das Zeichen zum Beginne des Festes.

Bald sah man eine Rosenlaube sich aufthun, und ein junges Mädchen von vier Jahren, angethan als Oesterreich's Schutzgeist, trat hervor, grüßte die Umstehenden und aus dem Füllhorn, das es in seinen Händen hielt, goß es einen Reichthum von Blumen vor die Füße der kaiserlichen Familie aus.

Es war Bertha, das Töchterlein des Schloß-Intendanten.

Zugleich hallte das Geschmetter von hundert Instrumenten auf allen Punkten wieder, und der Donner von fünfzig Feuerschlünden verkündigte weit in die Ferne das freudige Familienfest.

Aber plötzlich störte ein unerwartetes Ereigniß die allgemeine Munterkeit und jagte Schrecken und Angst in die Gemüther aller Umstehenden.

Ein majestätischer Löwe, gereizt durch den Schall der Instrumente und der Artillerie-Salven, hatte mit seinen kräftigen Krallen einige Gitterstangen seines Käfigs herausgerissen. Mit einem Sprunge stürzte er sich in die Alleeen des Parkes, schüttelte wüthend seine Mähne und brüllte schaurigfroh daher, als wenn die Stunde der Freiheit für ihn geschlagen hätte.

Ein Geschrei der Angst klang mit furchtbarem Echo in dem ganzen Parke wieder. Dem Geschrei folgte Bestürzung und Flucht auf allen Punkten.

Mehrere Edelleute liefen mit Feuerröhren herbei, um die Versammlung gegen die drohende Gefahr zu schützen. Aber schon hatte der Löwe alle Hindernisse durchbrochen und stürzte sich in den weiten Umkreis, wo sich immer mehr Zuschauer angehäuft hatten. Einen Augenblick stand er ruhig und schaute mit wuthfunkelndem Blicke die reiche Beute an, die sich seiner Rache darbot.

Ein Pistolenschuß, den man vergebens auf ihn gerichtet hatte, entflammte noch mehr seine Mordbegier. Er stürzte sich mitten durch zwanzig Schwerdter, die gegen ihn gezuckt waren, auf die vor Schrecken halbtodte Prinzessinn, die Königinn des Festes.

In demselben Augenblicke aber trat der Schutzgeist Oesterreichs kindlich-furchtlos gegen das unbändige Thier, ergriff die Mähne desselben mit seinem schwachen Händchen, und schrie mit bittender Stimme gegen die Versammlung:

„Thut meinem lieben Löwen kein Leid! thut ihm nichts Böses! ....

Und das kleine Kind rang die Hände, und die Stirn des Löwen küssend, schwamm es in Thränen.

Der Blitz ist nicht schneller, als die wunderbare Veränderung, die in diesem Augenblicke mit dem Löwen vorging. Das wüthende Thier wurde zahm, wie ein Lamm. Der Schrecken der Umstehenden verwandelte sich in allgemeines Erstaunen, als man den König der Thiere sich vor dem Kinde in den Staub legen sah, und als der kleine Schutz-Genius mit schwacher Hand denselben in den durchbrochenen Käfig zurückführte.

Der Schloß-Intendant zögerte nicht, den erstaunten Zuschauern die Ursachen dieser außerordentlichen Erscheinung zu erklären. Sein Töchterchen hatte von seinem zweiten Jahre an den Löwen lieb gewonnen; dieser hatte von seiner Seite stets für das junge Mädchen eine eben so große Neigung an Tag gelegt: die Gegenwart des Kindes reichte jedesmal hin, um die Wuth des Thieres zu besänftigen.

„Bertha", sagte Kaiser Rudolph zu dem jungen Mädchen, „der Löwe sei in Zukunft dein Eigenthum;" dann setzte der hohe Monarch in einem Anfalle heiterer Laune hinzu: „weil es gut ist, daß die Anmuth sich mit der Kraft paare, so ernenne ich dich hiermit zur Braut des Löwen, bis zu dem Tage, an welchem dein Herz eine andere Wahl getroffen haben wird."

Zwölf Jahre waren schon seit diesem Ereignisse verflossen. Bertha überstrahlte durch ihre Schönheit die schönsten Blumen in den Gärten Rudolph's. Wenn sie durch die Alleeen des Parks oder durch die Gallerieen des Schlosses ging, so wandten sich alle Blicke voll Verwunderung auf Bertha, die Löwenbraut.

Die Neigung, die sie seit ihrer zartesten Kindheit für den Löwen empfand, nahm von Tag zu Tage mehr zu; und die Schmeichelei, die der König der Thiere ihr vor allen Andern ausschließlich erwies, erhöhte in den Augen des jungen Mädchens das Gefühl ihrer eigenen Würde.

Unter den Offizieren der Kaiser-Garde fand sich Friedrich, ein Jüngling, der von einer der ersten Familien aus Preßburg abstammte; er vereinigte mit einer edeln Gestalt eine noch edlere Seele. Bertha hatte auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht.

Es kam der Zeitpunkt, wo die Löwenbraut in ihrem Herzen eine andere Wahl traf.

Noch einige Wochen, und Hymen sollte die Verbindung des jungen Paares schließen. Die Vorbereitungen, die die junge Braut für den bevorstehenden festlichen Tag ihrer Vermählung zu machen hatte, hatten ihre Liebe für den Löwen gemildert.

Sie sah, daß, seitdem ihre Besuche und Schmeicheleien seltener wurden, eine tiefe Melancholie sich des Thieres bemächtigte.

Eines Tages trat sie in den großen und herrlich verzierten Käfig, den sie ihm zu seinem Aufenthaltsorte hatte einrichten lassen. Der Löwe war ungewöhnlich niedergeschlagen. Die Augen des jungen Mädchens füllten sich mit Thränen und sie wurde für das majestätische Thier von tiefem Mitleid ergriffen.

Indeß nahte die feierliche Stunde ihrer Verbindung mit Friedrich. Bertha, weiß gekleidet, die Stirne mit einer Myrthenkrone umwunden, wandelte durch die Alleeen des Parks, dem Käfige ihres alten Freundes zu. Sie wollte ihn noch einmal sehen, ehe sie in die Kirche trat.

Die lebhafteste Freude leuchtete aus den Blicken des Löwen. Er schmiegte sich demüthig zu den Füßen seiner Herrinn; dann sandte er einen unerklärlichen Blick auf sie hin; in demselben mahlten sich zugleich Vorwürfe und demüthiges Flehen.

Bertha umarmte sein mähnenumwalltes Haupt und kündigte ihm in den rührendsten Ausdrücken ihre Trennung an.

Plötzlich funkelten seine Augen vor Bestürzung und ein frostiger Schauer durchlief die junge Braut. Ein hohles Gebrüll, ähnlich dem dumpfen Donner eines Vulkans, kündigte den Ausbruch der schrecklichsten Wuth an.

Der Parkhüter, der Zeuge dieser Abschieds-Szene, gerieth in die größte Unruhe, indem er das sonderbare Benehmen des Löwen gewahrte. Er bat das Mädchen, schnell den Käfig zu verlassen.

Bertha bemühte sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken das Thier zu beruhigen, sie streichelte es mit ihren Händen über die wallende Mähne und wollte sich nun entfernen.

Da richtete sich der Gewaltige auf, stieß abermals ein schreckliches Gebrüll aus und mit einem Sprunge stürzte er sich gegen den Ausgang, um sie im Weggehen zu hindern.

Nachdem Bertha, kalt vor Schrecken, all ihre Schmeicheleien erschöpft hatte, wandte sie, um sich aus dieser furchtbaren Gefangenschaft zu befreien, List und selbst Drohungen an.

Unnütze Bemühung! Der Löwe blieb unbeweglich vor der Thüre liegen.

Kein Ausgang für die unglückliche Bertha!.... Sie fiel zitternd auf ihre Kniee.....

Auf das Geschrei des Parkwärters liefen alsbald mehrere Bewohner des Schlosses herbei.

Friedrich, von der Gefahr hörend, worin seine geliebte Braut schwebte, stürzte sich gegen den Käfig. Da ergriff der Löwe die todtblasse Bertha, warf sie nieder und verwundete sie mit blutgierigem Zahne.

Ein Strom von Blut rieselte über das weiße Gewand der jungen Braut, die bald den Geist aushauchte.

Der Löwe, durchbohrt von zwanzig Kugeln, wälzte sich blutig zu den Füßen Bertha's.

Chinesische Küche.

Die Chinesen essen Alles. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen von Canton sieht man Eßwaaren von allerlei Gattungen öffentlich ausgelegt; es gibt da Fleischspeisen, welche bei uns in keinem großen Credit stehen: Falken, Eulen, Adler, Störche. Aber Nichts führt einen Europäer mehr irre, als einen Chinesen herankommen zu sehen, der auf seinen Schultern eine Stange trägt, an deren beiden Enden, statt Hühnern und Tauben, zwei mit Katzen und Hunden angefüllte Käfige hangen. Unter andern ist eine Sorte kleiner zottiger Hündchen zur Speise sehr gesucht. Die Hunde sitzen sehr ruhig in diesen Tragkäfigen, nicht so die Katzen; diese machen gewöhnlich einen solchen Spektakel, als fühlten sie ihr Schicksal schon im Voraus. Vorzüglich das Fleisch der letztern, wenn sie fett sind, wird überall geschätzt: man sieht es sehr oft auf den Tischen der Reichen.

Die Gutschmeckerei der Chinesen hat aber auch ihre Strafe. Außer dem Magenweh, dem das ganze Volk unterworfen ist, und wogegen der Thee nicht immer aushilft, erzählt man auch, daß die Hunde diese Nation im höchsten Grade verabscheuen. An dem Geruche erkennen sie Diejenigen, welche gerne Hundefleisch essen; sie laufen diesen ihren Feinden in großer Menge nach, verfolgen sie mit ihrem Gebell und bringen ihnen oft blutige Wunden bei. Sonderbare Widersprüche in den Sitten der Menschen! Der Hund ist für gewisse Völker ein Freund, für andere ein Gott, für die Chinesen ein Leckerbissen. Welche haben die beste Wahl getroffen?

Räthsel.

Vier Brüder leben schon seit grauen Zeiten
In wechselseitiger Uneinigkeit;
Einst war's, daß sie sich wild darob entzweiten,
Wer wohl das Kostbarste dem Menschen beut.
Sie alle sind sehr reich an schönen Gaben,
Drum wollte jeder hier den Vorzug haben.

Der eine sprach: Der Pflug, den ich bereite,
Macht grün das Feld, das einstens öde lag;
Durch mich ziert sich das Mädchen mit Geschmeide,
Durch mich hört ihr vom Thurm den Glockenschlag,
Durch mich kommt ohne Segel durch die Wogen
Das stolze Meerschiff angeflogen.

Schwell' ich nicht, rief der andre, seine Flügel,
Wenn reichbeladen es zur Heimath strebt,
Kühl' ich nicht lau im Sommer Thal und Hügel,
Bin ich's nicht, welcher Alles froh belebt,
Bin ich's nicht, der des Menschen Loos verschönet,
Wenn anmuthsvoll die Flöt' und Leyer tönet?

Der Dritte trat hervor: Ich träufle Segen
Aus feuchter Wolke über Flur und Au,
Aus Quellen, Bächen sprudl' ich Euch entgegen;
Erquickend spend' ich der Natur den Thau.
Von mir geschwungen pocht das Rad der Mühle;
Im milden Bade geb' ich sanfte Kühle.

Der Vierte nahm das Wort: In Schattenlauben
Berg' ich den Menschen vor der Sonne Strahl;
Ich reich' ihm Frucht und Obst, das Blut der Trauben
Perlt nur durch mich beim gastlichfrohen Mahl.
Ich schenk' ihm Brand und Schmuck aus tiefen Schachten:
Kurz, ohne mich müßt' Alles hier verschmachten.

Der Zwist war nicht gelegt; mit Furcht vernahmen
Ihn alle Wesen: Freude war entfloh'n;
Der Mensch, die Thiere und die Pflanzen kamen
Und warfen flehend sich vor ihren Thron.
Ihr mächt'gen Herrscher, habt mit uns Erbarmen,
So riefen sie mit ausgestreckten Armen.

Und Alles schwieg, in feierlicher Stille
Begann darauf des Menschen weiser Mund:
„Vereinigt nur frommt Eure Gaben-Fülle,
„Ihr seid nur stark in brüderlichem Bund."
Dieß Wort versöhnte damals die Gemüther,
Doch wüthet öfters noch der Zorn der Brüder.

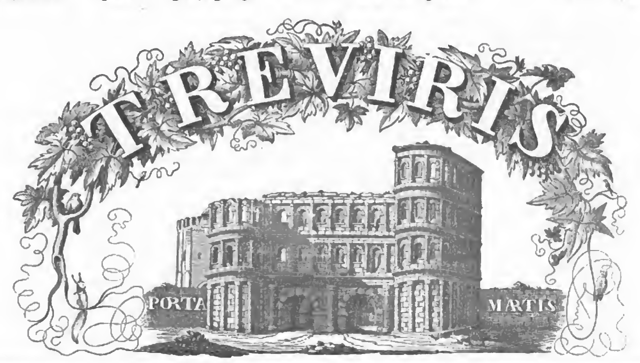
Laven.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 20. Juni. No. 49.



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Versailles, den 29. Sept.

Heute machte ich dem Cardinal **Fleury** abermals meine Aufwartung, der mir sagte, er habe das Memoriale, wegen verschiedener aus Italien angekommener Couriere, noch nicht einsehen können; doch sollte dies ehestens geschehen.

Um dies zu beschleunigen, dachte ich darauf, einige Officianten aus der Umgebung des Cardinals, die den meisten Einfluß hatten, zu meinem Dienste zu spornen. **Mons. Barjac**, der Kammerdiener, so wie **Mons. Monglas**, der Secretair seiner Eminenz, waren die Bedeutendsten. Auch wollte ich die Beichtväter des Königs und der Königinn heimsuchen; aber sie waren nicht anwesend.

Noch ging ich heute zum Siegelbewahrer, der mich jetzt weniger schroff, und äußerlich ganz wohl empfing. Indessen es dauerte nicht lange. Als ich ihm die Angelegenheit wieder an's Herz zu legen suchte, wiederholte er im hohen Tone seinen gestrigen Discurs, und replicirte, er sei, ohne meine Erörterungen, in Allem, was die Trier'sche Sache anlange, ganz zuverläßig informirt, und bedürfe keiner weitern Information. Durch diese Phrasen ließ ich mich nicht einschüchtern, und sagte ihm: Eben darum, weil er glaube, in den Trier'schen Angelegenheiten instruirt zu sein, möge er, als ein hocherleuchteter Minister, dem gemeinen Spruche nach: **audiatur et altera pars!** auch meine Vorträge anhören, und dann erst einen Schluß fassen. Ich hoffe (setzte ich hinzu) durch mein bisheriges Betragen so viel Zutrauen in der Welt erworben zu haben, daß man meiner Darstellung nicht geringern Glauben beimessen dürfe, als den Schilderungen Anderer. Er hörte mich aber nur an, als ich ihm bestmöglichst die Beschwerden des Landes vortrug.

Aber meine Beredsamkeit brachte keinen andern Effekt, als daß er in Gemeinsätzen erwiederte: Alle dergleichen Uebel, die dem leidigen Krieg zu allen Zeiten unumgänglich anklebten, da er überall verwüstend und verheerend wirke, hätten lediglich Diejenigen zu verantworten, welche so blind in den Krieg sich verwickelt hätten. Sein König sei gleichsam mit Haaren dazu gezogen worden. Obschon man geglaubt, es würden, in Betrachtung der gedruckten Königl. Declaration, wenigstens gesammte geistliche Kurfürsten und Fürsten, nach dem Beispiele anderer weit Mächtigerer, sich außer diesem kostspieligen Tanz gehalten haben; so scheine es dennoch, daß diese gleich Andern vermeint, Frankreich sei ausser Kräften, Krieg zu führen. Man wäre also gezwungen gewesen, Alle, die solche Meinung hegten, vom Gegentheile zu überzeugen, und diese die Schrecken des Kriegs fühlen zu lassen. Uebrigens seien die Beschwerden nicht so gegründet, als man glauben machen wollte — und er könne nicht helfen.

Bei dem Staats-Secretair **D'Angervilliers** hatte die Unterhandlung das nämliche Resultat. Nach dem Schlusse derselben begab ich mich zu dem geheimen Secretair dieses Ministers, **Chateau Villard**, ihn bittend, mir behülflich zu sein. Er versprach, obschon die Sache in sein Departement nicht einschlage, am morgigen Tage dem Minister von Allem Bericht zu erstatten, mit dem Zusatze, daß, weil der Secretair **Briquet** die Angelegenheiten unseres Landes besonders zu bearbeiten hätte, ich mir gefallen lassen möchte, auch diesen zu begrüßen. Das that ich auch, und zwar um so leichter, da dieser Secretair ein ganz ehrbarer Mann war.

Versailles, den 30. Sept.

Heute ging ich wieder zu dem Cardinal v. **Fleury**. Dieser sagte mir: Da das Trier'sche Mémoire mit demjenigen bei weitem nicht übereinstimme, was von andern Personen an das Ministerium gekommen sei; so

müsse man wohl, dem herkömmlichen Styl gemäß, jenes Mémoire dem General von Belleisle und dem Intendanten alsobald zum Berichte zuschicken. Uebrigens gab der Cardinal alle mögliche Zusicherungen.

Da bei meiner Anwesenheit Fleury zum Könige berufen wurde, begleitete ich ihn, und wir trafen Ludwig XV. auf dem Wege zur Kapelle, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Nachdem dieser geendigt war, mischte auch ich mich unter die Begleitung bis an die Königlichen Zimmer. Hier sah ich, wie dem Könige die Speisen zum Frühstück und zum Mittagsmahl zugleich aufgetragen wurden (weil Se. Majestät bald darauf auf die Jagd abfuhren). Als der Cardinal mich unter den vielen Höflingen bemerkte, gab er den Umstehenden ein Zeichen, mir Platz zu machen, um der Königlichen Tafel mich mehr nähern zu können. Nach dem Ende der Tafel zog sich der König, in Begleitung des Cardinals, in seine innern Gemächer zurück. Der Cardinal erschien bald darauf wieder, und auf meine Anfrage, ob es erlaubt sein möchte, zum Handkuß des Königs zu gelangen, zog er sich sogleich, um solches zu vernehmen, in's Königl. Zimmer zurück.

Auf der Stelle wurden beide Flügelthüren eröffnet, und der Duc de Chevres, als premier Gentilhomme, ladete mich ein, einzutreten. Der König stand zur Rechten, der Cardinal und andere große Herrn zur Linken. Ich hielt eine Anrede an den König, ohne daß Se. Majestät den Handkuß verlangten. Der anwesende ganze Hofstaat schien es zu merken, daß meine Anrede dem Könige wohlgefallen habe. Dieser erwiederte mir mit wenigen Worten: Er danke für die Höflichkeit; der Cardinal würde schon in der anempfohlenen Angelegenheit des Landes das Nöthige zu besorgen wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-topographische Kunde über einige in dem Regierungsbezirk von Trier und den benachbarten Gegenden gelegene Gemeinden, Schlösser, Weiler 2c.

Von M. F. J. Müller.

V. Merzig.

(Marciacum.)

(Schluß.)

Nach diesem Grenztausche errichtete Clemens Wenzeslaus nun ein eigenes Amt, das Amt Merzig, und ernannte für dasselbe einen eigenen Amtsverwalter; ob der Kurfürst auch einen Amtmann diesem neuen Amte bestimmt habe, deren die übrigen Aemter hatten, dieses ist mir unbewußt. Der Amtsverwalter war indessen an dieser Stelle das Alpha und Omega, denn vor ihm war Keiner, und nach ihm war Keiner.

Hören wir nun über die ältern Namen von Merzig noch einige Worte; dann über die irrige Deutung ähnlichlautender Namen. In den Schriften der ältesten und mittlern Periode lesen wir die Wörter: Mattiaci, Mattiatici, Mantiaci, Mattiacum, Marciacum, Marcetum, Metzichum u. a. Welche Ortschaften aber durch jeden einzelnen dieser Namen bezeichnet werden, darüber haben wir verschiedene Meinungen.

Martiatici kommt vor in der lex si qua 6. cod. Theod. de Metal. Diese Leseart hält Neller in seiner Abhandlung de jurisprudentia Trevirorum sub Romanis §. XXIX. Note f. für die ächte, und sagt dann ferner: Quare non sunt aquae Mattiacae, Wisbaden etc. sed. probabilius Marcetum ad Saram, garmanice Mertzig.

Marciacum kommt vor in der Pipinischen Urkunde vom 13. August 762 bei Mabillon Annal. Bened. Tom. II. Seite 705. bei Knauf, Defensio abbatiæ Prümiensis, Seite 50. bei Hontheim a. a. O. Tom. I. Seite 123. b. er bemerkt zur Seite das in dem Kanton Bitburg gelegene Dorf Mertsch, (eigentlich Mätsch), siehe auch daselbst Seite 62.; an der Wahrheit dieser Deutung zweifle ich indessen stark. Ueberhaupt aber sind die Abdrücke dieser Urkunden nicht einstimmig. Es ist immer unangenehm und schwer, bei der Bestimmung topographischer Gegenstände der Vorzeit seine Meinung zu verbürgen, so lange wir Ursache haben, an der richtigen Lesart zu zweifeln, daß aber in der Urkunde Karl's des Großen vom 1. Sept. 802. (bei Hontheim Tom. I. Seite 153. b.) durch Marciacum unser Merzig bezeichnet werde, dieses beweisen alle daselbst berührten Umstände.

Marcetum kommt vor in einer Urkunde Karl's IV. vom 23. August 1334 bei Hontheim Tom. II. S. 118.; ferner in einer Urkunde vom 26. November 1346 (Hontheim II. Seite 163. b.); dann vom 31. Mai 1376 (daselbst Seite 265. b.) Wer zweifelt wohl daran, daß hier von Merzig die Rede sei? In einer andern, obschon Lateinischen Urkunde, vom 7. Februar 1376 heißt es beim Schlusse: acta fuerunt hæc in Villa Merzige Trevirensis Diœceseos. Uebrigens scheint mir der Namen Marcetum nicht klassisch zu sein. —

Mattiacum. Unter diesem Namen wollen Einige das in dem Herzogthum Luxemburg an den Französischen Grenzen gelegene Dorf Metzig (Messancy) verstehen; Alexander Wiltheim Lucelinburg. Roman. ms. lib. VIII. cap. 7. gibt aber dieser Meinung seinen Beifall nicht; da ihm aber kein klassischer Namen von dieser Gemeinde bekannt gewesen zu sein scheint, so erlaubte er sich in einer andern Stelle das genannte Metzig mit Metzichium zu geben.

Beim Schlusse habe ich noch zu bemerken, daß man schon einigemal das oberhalb Trier bei der ehemaligen Karthaus gelegene Dörfchen Mertzlich mit Merzig verwechselt hat; sogar finden wir in dem Index topographicus in Hontheim's Prodromus unter der Rubrik Marcetum auf die daselbst Seite 814 b. genannte Gemeinde Mertzlich hingewiesen; endlich noch, daß in dem Großherzogthum Luxemburg, Kanton Dikirch, in der ehemaligen Herrschaft Esch die Gemeinden Ober-Merzig u. Nieder-Merzig bekannt sind.

Eine Meinung über das Restauriren der Oelgemälde.

Von U. Krahe.

Im Allgemeinen stehen Fälle nicht zu leugnen, wo Bilder, hauptsächlich aus ältern Kunstperioden, wenn sie nicht endlich ganz und gar zur Kunstruine werden sollen, der helfenden Hand eines erfahrenen Künstlers bedürfen: Dies ist auch der Aussage sachverständiger Reisende bei dem sehr berühmten Abendmahl von Leonardo da Vinci und, uns näher, bei den traurigen Resten eines Christuskopfes von Guido Reni aus der Nachlassenschaft des in Rom verstorbenen Künstlers Dräger der Fall.

Bei Gemälden freilich, welche ungestört an dem Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung bleiben und von den Custoden gegen Feuchtigkeit, Staub, Sonnenstrahlen und Wechsel von Hitze und Kälte sorgfältig gehütet werden, sind Folgen dieser Art nicht zu be-

fürchten. Wer es aber mitangesehen, was die herrlichsten Kunstschätze bei Emigrationen, Länder-Occupationen, Plünderungen und — bei weitem die Mehrzahl von dem ewigen Handelsverkehr zu leiden haben, wird die nachtheiligsten Folgen begreiflich finden. Holzgemälde werfen sich und erhalten endlich Risse, der Kreidegrund zieht Feuchtigkeit, und, getrocknet, droht er bei starker Bewegung abzuspringen, das noch so gut gespannte, mit Oel grundirte Leinen läßt nach oder zieht zu sehr sich an, nach dem Wechsel der atmosphärischen Luft, und es entstehen stellenweise durch Länge der Zeit auf der Oberfläche kleine Lücken, wo die Farbe sich vom Tuche stößt und abfällt.

Seit dem siebenjährigen Kriege hat die Düsseldorfer Gallerie an die Ostsee, dann den Rhein herauf und herunter mehrmalen wandern müssen: die Bildersammlung in Salzdahlum sah ich vor und nach der Französischen Occupation des Herzogthums Braunschweig und den in Paris wieder errungenen Rest im Musäum der Hauptstadt: wie hatten bei dieser und jener sehr geschickte Künstler alle Hände voll zu thun, um die an den Gemälden sichtbar gewordenen Scharten einigermaaßen wieder auszuwetzen!

Obwohl nun dergleichen Zufälle leider statt finden, zu deren Abhülfe in großen, vorzüglich Residenz-Städten, wo Künstler blühen, der traurigen Nothwendigkeit wegen, eigne praktische Künstler sich befinden, welchen Operationen dieser Art anvertraut werden müssen; so ist deshalb doch nicht rathsam, jedes beschädigte Bild dem Restaurateur zu übergeben; denn entweder lohnt dessen Werth der Mühe oder nicht. Im ersten Falle ist zu befürchten, daß es nicht in die rechten Hände falle, und den kleinen ihm verbliebenen Rest des Eigenthümlichen noch vollends verliere, im andern steht im Durchschnitt zu erwarten, daß die hierbei verwandten Kosten den innern Werth des Bildes übersteigen.

Ein jeder Besitzer von Oelgemälden — Kenner oder nicht — berathe sich daher vorerst mit Sachverständigen, ehe er sein Gemälde einem guten sowohl, als geringern Künstler zur Herstellung übergibt, und nehme in zweifelhaften Fällen lieber seine Zuflucht zu dem nahe liegenden, sehr unschuldigen Mittel: Er nehme nämlich reines, lauwarmes Wasser, tränke damit einen zarten Schwamm bis zur völligen Sättigung, drücke ihn aus bis zum Grad der weichen Feuchtigkeit, fahre mit demselben mittelst sanften Druckes, doch nicht zu raschen Reibungen über die Oberfläche des Gemäldes und wiederhole Dies so lange, bis die, durch einen starken Druck der Hand von dem Schwamme abfließende Feuchtigkeit keinen Schmutz mehr zeigt: will er alsdann seinem Bilde etwas Frische geben; so überziehe er es so dünn, wie möglich, mit gekochtem, ganz weißem Mohnsaamen-Oel vermöge eines feinen Pinsels. Es wird sich zeigen, ob es dann noch des bedenklichen Abziehens des alten Firnisses durch oft ungeübte Hand sowohl, als des frischen Farbenspiels und Firniß-Glanzes bedürfe, um den Kenner anzulocken.

Ich gönne zwar Jedem, der sich Maler nennt, daß er sich seines häuslichen Erwerbes wegen, wohlgemerkt aber, mit der nöthigen Behutsamkeit auf solche Art beschäftige, nur sei er vorsichtig und überlege reiflich, was er unternehme, ehe er die nachhelfende Hand an einen Meister legt, dessen Verdienste er zu schätzen gelernt haben muß! —

Man könnte zur Bestätigung dieser Behauptung sich auf den bloßen Augenschein in Kirchen und Cabinetten, so wie auf die Kunstliebhaber und Käufer berufen, welche am 1. und 2. d. M. der im Saale des verlebten Herrn Domcapitular Reichelstein stattgehabten Kunst-Versteigerung beigewohnt haben. Denn was ist für manche, seit undenklichen Zeiten vor und nach bis zur Unkenntlichkeit des Gegenstandes geschwundene altdeutsche Gemälde durch die, zwar hoffentlich nicht kostspieligen, Farben- und Formen-Ergänzungen gewonnen worden? Schwerlich steht der Steigerpreis der Ausgabe dafür gleich. Selbst das Gute und Beste des daselbst befindlich Gewesenen aus der altdeutschen Kunstzeit würde den wahren Kenner mehr angesprochen haben, wenn an ihnen, früher stattgehabte, äußerst kostbare Restaurationen nicht jedem, selbst dem ungeübten, Auge so sichtbar gewesen wären. Diese Erscheinungen mußten natürlich auch bei einigem Verdienstvollen, von jenem Uebel frei Gebliebenen Verdacht erregen und auf die Lust des Ankaufs störend wirken.

Ich bin gesonnen, auf diesen Gegenstand in kurzen Andeutungen zurückzukommen, wenn Zeit und Umstände es mir erlauben sollten, von den durch Vermächtniß des verlebten Herrn Job Hermes an die städtische Bibliothek übergegangenen Gemälden einige der werthgeschätztesten auszuheben.

Ein Narrenball.

(In der Salpetrière.)

Man hat oft gesprochen von den Orten, die zur Behandlung der traurigsten Krankheit des Menschen, zur Behandlung des Wahnsinns, bestimmt sind. Um diese unselige Gemüthskrankheit zu heilen, um die davon Behafteten auf jede mögliche Weise zu trösten, haben die geschicktesten Aerzte tausend erdenkliche Mittel ausgesonnen; aber es trifft sich fast immer, daß der Wahnsinnige, bei dem diese Mittel in Anwendung zu bringen wären, zur Erlangung derselben ein sehr großes Vermögen besitzen müßte. Nur für Gold, scheint es, kann man ihm die Ruhe und die Vernunft wiedergeben. Sieh' diese glänzende Villa, die sich in der Nähe von Neapel nahe am Golfe erhebt! Ueberall die herrlichsten Fresco-Malereien, die anmuthigsten Umgebungen, verziert mit Marmor, Jaspis und Porphyr; die Täuschungen, die der Pinsel hervorzurufen vermag, sind auf all diesen Wänden auf das glücklichste erreicht; hier glaubt man sich in einem Haine, bewohnt von reitzenden Genien, dort sieht man das Gewühl einer Jagd, hier wieder lacht den Beschauer das stille, ruhige Landleben an. Mitunter füllen diese Einöde die Klänge einer harmonischen Musik; Theater öffnen sich an jedem Tage, der Feste und Lustbarkeiten ist kein Ende. . . . . . Das ist ein Narren-Hospital! Da sucht man mittelst Vergnügungen den Kopf wieder zu ruhigem, geordnetem Gedankengange zurückzuführen.

Vor den Thoren London's prangt ein reitzender Wohnsitz, lachend und heiter gelegen, wie nur einer, an den Ufern der Themse; — dieser neu angelegte Bau ist ein Narren-Hospital; man findet daselbst Frohsinn mit friedlicher Ruhe gepaart.

Zwei Meilen von Paris, am Ende des schön gelegenen Dorfes Venvres, am Abhange des ersten Hügels, sieht man einen weiten Bering mit schönen Gebäuden, grünen Rasenplätzen, Bächen, die mit großen Trauerweiden bepflanzt sind, einen Bering mit geräumigen Wiesengründen, buchtigen Alleen, einem schön gelegenen Hofhause, kleinen Hügeln, Waldungen, Springbrunnen und Fruchtbäumen aller Art; es ist ein Narren-Hospital. Zwei Schüler Pinels, die Herrn Valret und Voysin, haben hier die Vorschriften ihres

Lehrers in Ausübung zu bringen gesucht. Derselbe hatte immer gesagt: „Fließendes Wasser, Blumen zu jeder Jahreszeit, Bäume, Vogelsang, hinlänglicher Raum und Freiheit für diese unglücklichen Gestalten, die von der Bühne des Lebens abgeschlossen sind, das ist der wahre Weg, wie sie zu heilen sind!“ Aufmerksam auf die Stimme ihres Lehrers haben Beide diesen Zufluchtsort ausgewählt.

Auf der Höhe von Mont-Martre steht ein Haus, wonach wohl einem reichen Banquier gelüsten könnte; es ist ein Narren-Hospital!

Aber ach! die Wissenschaft der Arznei öffnet nicht Jedem ihre Thore! Dem, der durch den plötzlichen Verlust seines Vermögens in Wahnsinn fiel; den das Unglück abgestumpft hat; den der Kampf gegen die Stürme des Schicksals in eine Art von Wuth gestürzt hat; der, um sich seine Lebensbedürfnisse zu schaffen, nur seinen Verstand, den er verloren hat, zu Hilfe nehmen konnte, allen Diesen sind die Thore der Neapolitanischen Villa, des schön gelegenen Hauses an den Ufern der Themse, des freundlichen Aufenthaltes zu Venvres und des Gebäudes auf dem Mont-Martre verschlossen. Allen Diesen stehen die nicht so geräumigen Gemächer von Bicêtre, von Charenton und der Salpetrière offen. Glücklich sind die Frauen, denen ausschließlich dieses letztere Asyl bestimmt ist, sie entgehen wenigstens darin einer Gefangenschaft, die an den andern Orten die Lage der schon ohnehin Unglücklichen zu erschweren scheint.

Die Salpetrière ist ein großer, schöner Bering mit Gebäuden, die einer Stadt Ehre machen würden. Der Styl derselben ist im höchsten Grade erhaben, die Anlagen zeigen in ihren Verhältnissen, in der Art ihrer Anordnung, selbst in ihren Zierathen eine Großartigkeit, die, um sich des Ausdrucks zu bedienen, den Wohlthätigkeitsanstalten einer Nation so wohl zu Gesichte steht. Felder, entweder vom Pfluge durchfurcht oder mit Bäumen besetzt, liegen zwischen den stolzen Bauten und vollenden die Symmetrie des Ganzen.

Die Anzahl der von der Narrheit befallenen Frauen ist daselbst sehr ansehnlich; diese Bevölkerung hat, wie in einer Stadt, ihre verschiedenen Quartiers, ihre Straßen und ihre öffentlichen Plätze.

(Schluß folgt.)

Das Kloster St. Just.

Das Kloster St. Just erhebt sich nahe bei Placentia, in der Provinz Esdremadura. Es ist ein ungeheures Gebäude, von ärmlichem Ansehen, umgeben von hohen weißen Mauern, die sich gegen die ringsumher liegenden Felder, wie ein Schweißtuch auf einem schwarzen Flore, ausnehmen. Bei dem Anblicke dieses Klosters, welches sowohl einer Festung, als auch einem Gefängnisse gleichen kann, und welches von keiner andern Wohnung umgeben ist, zieht sich das Herz unwillkührlich zusammen und die Brust athmet schwer auf. Bis auf das Geseufze der Bäume, worin der Wind sich verfängt, athmet Alles hier eine traurige, geheimnißvolle Stille. Man fühlt's, um hierher wohnen zu kommen, muß man alle theuren Bande, die an das Erdenleben knüpfen, zerrissen haben.

Gleichwohl sah man hier eines Abends einen Menschen hinwallen, der mehr durch Anstrengung und überstandene Drangsale, als durch Jahre alt geworden zu sein schien; drei bis vier Personen, ernst und melancholisch, wie er, begleiteten ihn.

Die kleine Gesellschaft, ohne Aufwand, ohne Prunk, hatte Burgos durchwandert und Niemand war gekommen, sie anzumelden; Niemand hatte sie gekannt; kaum, daß vielleicht irgend ein Bürger, der zufällig auf der Schwelle seines Hauses stand, die Vorüberziehenden gesehen hatte.

Dieser Mensch stieg aus der Sänfte, pochte selbst an das Thor und rief: Macht auf! Dann sagte er leise seinen Namen dem Pförtner; dieser öffnete das schwere niedrige Klosterthor auf den dumpfknarrenden Angeln.

Der Pilger mußte unter dem niedrigen Eingange sein hohes und halbkahles Haupt bücken.

Der Abt kommt heran und gibt dem neuen Bruder seinen Segen; dieser kniet sich demüthig, wie der letzte der Novizen, dann küßt er die Erde und spricht: Nackt bin ich auf die Welt gekommen, nackt will ich zu dir zurückkehren, o Erde, gemeinschaftliche Mutter der Menschen!

Nun geht er hin in seine kleine Zelle, die er von jetzt an bewohnen wird, von da in das Refectorium, ganz unten an den Tisch, wie es dem letzten Ankömmlinge ziemt.

Den morgenden Tag, nach der heiligen Messe, begab er sich in den Garten, arbeitete mit einem Spaten in einem Stücke Land, das ihm angewiesen wurde, schweigend und gehorsam.

Ein Jahr nachher that er sein Ordensgelübde.

Nicht lange hernach feierte man die Todtenmesse für den Mönch, den man eben in die Zahl der Brüder aufgenommen hatte; man bedeckte ihn mit einem Leichentuche, wie es in allen gleichen Fällen geschah.

Endlich, ungefähr zwei Jahre nach seinem Eintritte in das Kloster St. Just starb der unbekannte Bruder am 21. Dezember 1558 reuevoll, auf hartem Lager

Der Name dieses Mönchs war, als er hienieden lebte, **Karl der Fünfte.**

Auflösung des Räthsels in No. 48: Die 4 Elemente.

Ph. Laven, Redacteur.

[26] Für die Nothleidenden in Ostpreußen und Lithauen sind noch nachträglich eingegangan:
1) Aus der Bürgermeisterei Schweich, durch den Bürgermeister Herrn Galterman, 2 Rthlr. 25. Sgr., 2) Eingesandt von dem Landrath Herrn Jesse: a) von den Civil-Bewohnern der Stadt Saarlouis 26 Rthlr. 6 Sgr. 10 Pf., b) Bürgermeisterei Fraulautern 14 Rthlr. 23 Sgr. 4 Pf., c) Gemeinde Ihn 26 Sgr., 3) aus der Gemeinde Craeff 1 Rthlr., 4) von dem Steuer-Einnehmer Herrn Süß 1 Rthlr., 5) mit dem Zeichen J. F. 1 Rthlr., 6) Sammlung des Steuer-Einnehmers Hrn. Enprim zu Morbach 1 Rthlr. 15 Sgr. 8 Pf., 7) von der Gemeinde Eleinrich und den zu deren Kirchspiel gehörigen Ortschaften, eingesandt von dem Kirchen-Rendanten Herrn Göbel 21 Rthlr. 6 Sgr., 8) Sammlung des Pfarrers Herrn Steffen von Kienheim 2 Rthlr., 9) aus der Bürgermeisterei Saarbrücken, eingesandt von dem Steuer-Einnehmer Herrn Sandel, 73 Rth. 14 Sgr. 6 Pf., 10) aus der Bürgermeisterei Bischmisheim, eingesandt durch den Landrath Herrn Dern 5 Rthlr., 11) Sammlung aus Bescheid, eingesandt vom Bürgermeister Herrn Pleins 1 Rthlr., 4 Sgr. 9 Pf., in Summa 152 Rthlr., 2 Sgr. 1 Pf.; welcher Betrag ebenfalls sofort an den Unterstützungs-Verein zu Königsberg in Pr. abgesandt worden ist

Die Sammlung, welche im Ganzen 696 Rthlr. 7 Sgr. 1 Pf. betragen hat, ist nunmehr geschlossen, und indem wir wiederholt unsern innigsten Dank für die, unsern entfernten Landsleuten gewidmete rege Theilnahme aussprechen, nehmen wir auf die im nächsten Amtsblatt erscheinende Bekanntmachung ganz ergebenst Bezug.

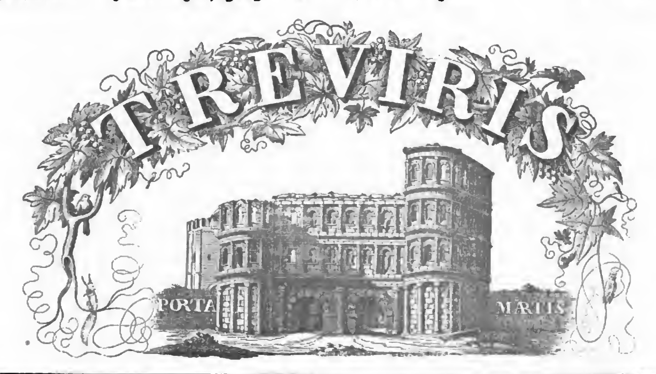
Trier, den 20. Juni 1835.

v. Ladenberg. v. Britzke.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 24. Juni. N°. 50.



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Versailles, den 1. October.

Heute wurde ich zum Staats-Secretair eingeladen, und jetzt endlich kam das große Convolut der Trier'schen Beschwerden zur ernstern Sprache, u. wurde in allen Punkten weitläufig verhandelt. So weit war ich doch nun gekommen, daß mich dieser Herr mit Geduld anhörte. Nach einigen Stunden des Discurrirens meldeten sich verschiedene fürstliche Personen; daher ich mich beurlaubte und zu der antichambre der Königinn *) mich verfügte. Auf der Stelle erhielt ich durch den Cardinal Fleury und die Duchesse Mazarin bei der Königinn eine öffentliche Audienz. Nachdem ich meine Anrede gehalten hatte, und die Danksagung von der Königinn erfolgt war, sagte Ihre Maj. zu Fleury: Sie müsse probiren, ob Sie noch Deutsch reden könne. In Beisein Aller sprach die Königinn nun mit mir in Deutscher Sprache, mich fragend, wie lange ich in diesen Landen mich befinde? Sie bedauerte zugleich, daß der leidige Krieg hin und wieder bei so vielen Unschuldigen so große Verdrießlichkeiten verursache. Ich begleitete nachher die Königinn zur Kirche.

Versailles, den 2. October.

Ich wollte heute den Cardinal Fleury wieder begrüßen, um, wo möglich, ehe der Hof nach Fontainbleau abgehen würde, ein günstiges Resultat zu erhalten. Aber ich hörte, daß dieser Minister in der Conferenz bei dem Könige sich befände, und später einer Ministerial-Sitzung, die gewöhnlich bis 9 Uhr Abends dauere, beizuwohnen hätte. Ich wollte daher, um alle Zeit zu benutzen, wieder zur Königinn gehen. Diese wurde aber eben zur Messe getragen. Bei dieser Gelegenheit begegnete ich dem Bischofe von Bouillon, dem ich klagte, daß ich bei dem Cardinale nicht zum Ziele kommen könnte. Ich hörte nun, daß der vertrauteste Geschäftsmann des Cardinals ein gewisser Monsieur Du Parc dans la rue d'Orangerie sei. —

Nachmittags traf ich endlich den Beichvater der Königinn. Dieser eröffnete mir, daß die Königinn sich bei ihm bedauernd über die Schicksale des Trier'schen Landes geäußert hätte, und daß die Trierer, von welchen Sie so viel Gutes habe sprechen hören, jetzt allzuhart heimgesucht würden. Nach diesem Besuche ließ ich bei dem Cardinal anfragen: ob und wann es erlaubt sei, dem Monseigneur le Dauphin meine Achtung zu bezeigen. Sogleich kam einer der Hofleute und begleitete mich zu den beiden Gouvernantinnen und Duchessinnen Vantadour und Tallard. Beide führten mich zu dem Dauphin. Bei dem Eintritt in's Zimmer sagte Madame de Vantadour dem Dauphin Etwas leise in's Ohr *), worauf er seinen Hut abnahm und die Hand zum Küssen von freien Stücken mir darbot. Da ich ihm sagte, daß er zu seiner Zeit ein großer Monarch werden würde, sagte ihm Madame de Tallard, was er auf meine Politesse antworten sollte. Das königl. Kind **) sprang aber, statt der Antwort, schäkernd im Zimmer umher, und ich hörte es lachend sagen: j'aime la guerre!!!

*) Maria, Tochter des Königs Stanislaus.

*) Im Originale steht der Trier'sche Provinzialismus: in's Ohr gepispert.

**) Der Dauphin war damals fünf Jahre alt. Aus diesem schäkernden Kinde erwuchs indessen ein ernst-religiöser Prinz, der sich von dem argen Verderben seiner Zeit rein zu halten wußte. Die Königinn, seine Mutter, sagte von ihm: Le ciel ne m'a accordé qu'un fils, mais il me l'a donné tel que j'aurois pu le souhaiter. —

Dieser Louis, le grand Dauphin genannt, ist der Vater des unglücklichen Ludwigs XVI. und dessen königl. Bruders. (Fortsetzung folgt.)



Kurtzer außzug deß anfangs und ursprungs des gotteshauß der büßerinen Maria magdalena und folgendl. die einflantzung des ordens der hl. Jungfrau und Mutter Clara in Trier. *)

Als Man schreibt nach christi geburt Eintaußendt Einhundert Dreisig Vier ist im herrn Endtschlaffen der Ehrenveste herr gerg wasano Zur Zeitth der statt trier Rathsverwander, wohnhafft in der diderigs gaßen; Nach tödtlichem hintritt dieses herrn hatt deßen hinterlasne wittib, Nahmens Antonia Spanel, Mitt ihren drey töchteren Otilia, Eva und Maria Ein geraume Zeitth Ein gottseeliges Einsames leben beisamen geführt, Zu diesen haben sich Zwey Ehrbare frawen, mitt Nahmen Magdalena boss und susana Kley begeben, haben inständig ahngehalten, umb in dero gesellschafft Zu Kinderen Auffgenohmen Zu werden, welches sie dan letzlich Eingewilligt. Nach diesem haben sich alsobaldt mehr andre adtlichen und unadtlichen Junfrawen und büserihnen Zugesellett und führten ein ser strenges leben in fasten und wachen, Mitt aufferbauung der gantzen stadt, unter der Regirung des bischoffs, baueten auß dem wohnhaus der Antonia die noch Jetzt stehente Kirg, In welcher sie den öffentlichen gottesdinst gehalten, nnd nenten sich die schwesteren von der buß, gingen schwartz gekleitet, und Müste die Vorsteherin alleZeitt sein eine person Jungfräulichen standts und auffErbaülichen wandels, haben auch das noch Jetzige Refectorium und dormitorium aufferbaut, seindt in der Zahl biß in die 40 Erwacksen, in allem haben auff solche weiß gelebt ungefer 300 und haben strenge ordnung behalten, und schwere penitenz gethan; es hatt auch dieses convent allgemach widrumb ahngefangen abzunehmen; also daß taußendt 4 hundtert fünffzig eintz nur ein eintzige schwester übrig geblieben Mitt nahmen silla matheisen von pfaltz, welche mitt Einer magt allein im Closter gewohnet; in welcher zeitt gedachte Sr. silla Inständig bey dem Ertzbischoff herrn Jacob von sirck demütig ahngehalten umb ein andren, und zwar den orden der hl. Mutter Clara alhier Einzuführen, dieses hatt sich gemelter bischoff lasen Ahngelegen sein, und sich Entschloßen die Regel der hl. mutter Clara Einzubringen; darauff er alsbalt die päbstliche bewilligung ersucht und erhalten, und daß werck durch beförderung des Ehrw: pater Joan brech, welcher auch ein erster reformirer St. Clara ordens zu Etlbach geweßen ist, in einen glicklicheren fortgang gesetzt worden; dahero hatt gedachter Ertzbischoff Nach erhaltener bewilligung und gegebnem gewalt paebstlicher heiligkeitt Nicolai des fünfften 8 schwesteren des ordens der hl. Mutter Clara von basel aus gnadenthal und Alsbach hierherbringen laßen; und obgemelte schwester Silla hatt besagtem Ertzbischoff, wie weithlaüffig in schrifften zu sehen ist; Anno taußendt vierhundeet fünffzig drey den 22. July am fest der hl Maria magdalena daß Closter mitt allem zugehör und gütteren gantz freywillig übergeben, und ahm selbigen tag hatt vorgemelter Ertzbischoff, mitt dem hochwürdigen pater Ivonis heuti general commissarij von der observans unsers hl vatters Francisci diesseits des gebürgs in gegewartt der Ehrw: herrn heinrich von Kerpen, der geistlichen rechten licentiaten. der kirchen St. castoris in carden trierischen stiffts dechans, und des trierischen hoffs officiallen herrn Joan von Arell der kirchen zu St. Simionis canonichen, des vorbemelten Ertzbischoff Sigelers herrn paulus, trierischen schultheisen und schoffen Joann stategell bedienten zu pfalz, peter Kinzig, trierischen haubman und andre mehr hierzu beruffen gezeigen und Michel beffort, trierischen stiffts offendtlichen, aus keiserlichem authorithaet geschwornen notario, und mitt Einer mänge der Ehrw: preladten und rechtsgelerten und geistlichen wie auch Edelleuthen umbgeben, schwester Elisabetha von lindenfeltz, eine auß den vorgemelten 8 schwesteren, mitt gebührlicher solemnität zu einer abbatissin eingesetzt und ihro sambt den bey sich habenden und zukünfftigen schwesteren allerdings eingeraümt übergeben, und daselbige dem orden der hl Clara zu Ewigen zeitthen zugeEignet, und ist gemelte Silla die erste gewesen, so daß ordenß kleidt auff dero Eiffriges ahnhalten ist Ertheilt worden.

Und ist dieses closter der sorg der general und provinciallen zu regieren übergeben und befohlen und alle privis freyheitten den minderen brüder orden mitt getheilt worden, ist geschehen im Jahr und tag wie oben gemelt.

Da nun besagte mutter Elisabeth von lindenfeltz dieses Closter in einen standt gesetz, ist sie Anno 1455. auß befehl ihrer obrigkeitt und Eiffer der vortflantzung des hl ordens hiervon nacher antwerben mitt Sr. Anna von schledtstatt und Sr. gerardina verreiset, allwo sie den orden der hl mutter Clara nach der erster regel hatt ahngefangen, ist auch alda gestorben.

Nach der Neuen reformation dieses Closters der hl Maria magdalena haben in selbigem gelebt 268 schwesteren unter welchen seindt vielle fürstliche gräffliche und adtlichen geschlechts.

---

*) Die folgenden Notizen über das Gotteshaus der Clarissen in Trier theile ich diplomatisch genau aus einem Manuscripte mit, das ich durch die Güte des Hrn. Pastor Bechtel in Taben erhalten habe. Das Manuscript gehört in den Anfang des 17ten Jahrhunderts.

Anmerk. d. Red.

Die Stahlstechkunst.

Die durch ein vierthalbhundertjähriges reiches Wachsthum ergiebige und ehrwürdige, bis auf unsere Tage in stolzer Höhe prangende Kunst, in Kupfer zu stechen, hat in dem zuletzt vergangenen Jahrzehnt einen Zweig getrieben, dessen jugendliche Frische uns mit den schönsten Früchten überrascht. Wir meinen die Stahlstechkunst oder Siderographie.

Die Erfindung der Kunst, in Stahl zu stechen, ist von den Engländern i. J. 1820 gemacht worden; wesentliche Verdienste dabei gebühren dem Kupferstecher Charles Heath. — Und fürwahr, es bedurfte des Brittischen Erfindungsgeistes, so wie Brittischer Beharrlichkeit, um das so harte, spröde Material des Stahls der Radirnadel und dem Grabstichel zu unterwerfen und ihm schon kurz nach den ersten Versuchen recht wohl ausgeführte Gravirungen zuzufügen!

Der Continent bewunderte, was ihm aus jenem neugeschaffenen Gebiete zeichnender Kunst vom großen Inselstaate zugesendet ward; er forschte nach dem Verfahren bei der Sache; allein die zum Theil durch Eifersucht und Sorge für den eigenen Gewinn, zum Theil auch wohl durch erlaubten Künstlerstolz motivirte Verschlossenheit des Britten ließ anfänglich jede Frage unbeantwortet. Als im Verlauf der Zeit die junge Kunst in den Besitz Mehrerer — immer aber nur jenseit des Canals — gelangte, und ihre Erzeugnisse sich immer ausgebildeter und überraschender gestalteten: waren es theils auf gute Kenntnisse gegründete Combinationen der Nichtbritten, theils aber wurden es jetzt auch in Englischen Künstlerversammlungen geschehene, durch Englische Zeitungen verbrei-

tete Besprechungen und Eröffnungen von Eingeweihten in die Kunst, welche das Problem zu lösen anfingen. Mehr und minder mißlungene und endlich glückliche Versuche oder Nachahmungen setzten nach und nach auch Andere außerhalb England in den Besitz der Stahlstechkunst. In Frankreich, Deutschland, Italien und anderwärts wurden allmählig Stahlstiche verfertigt.

Ein Narrenball.

(In der Salpelrière).

(Schluß.)

Lachen, Freudengeschrei, Wuthgeheul, Thränen, Schluchzen, Sang und Spektakel aller Art hallt hier ohne Unterlaß auf allen Punkten wieder; im bunten Gewirre springt man durcheinander, man kann sich wohl nicht einen Lärm aus verschiedenern Tönen zusammengesetzt denken.

Es scheint, daß man während eines kurzen Besuches in der Salpetrière den Ausdruck aller Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, hören kann.

Auch das Kleinste trägt hier das Gepräge der Narrheit; die ganze Gesellschaft zeigt eine Art von Ueberspannung, die in Schrecken setzt! Aber in einiger Entfernung von diesem Wirrwar sieht man mehrere Damen mit blassen, melancholischen Gesichtern, schweigend und gleichsam von der Last tiefen Nachdenkens niedergebeugt, mit langsamen Schritten daherwandeln. Indem sie so still, so bedachtsam hinschreiten, sollte man meinen, sie vernähmen eine innere Stimme, die schon lange nicht mehr zu ihnen gesprochen hat; ein zufriedenes Lächeln gleitet von Zeit zu Zeit über ihre Lippen. Das sind Genesende, die schon den äußern Anfällen der Narrheit mit Glück entgangen sind. Gleichwohl sind ihre Organe noch schwach und die Vernunft bebt nur erst kurze Momente in ihrem Innern auf; ihr ganzes Gedankensystem ist noch ungewiß und unregelmäßig.

In diesen stillen Aufenthalt, in diesen Zufluchtsort, wo eigentlich nur Friede und Ruhe herrschen sollte, drang dieses Jahr der Lärm des Pariser Carnevals mit aller Macht ein. Um dahin zu gelangen, mußte er mehrere Höfe durchschallen. Die Närrinnen in der Salpetrière antworteten ihm einstimmig mit einem lauten schneidenden Gekreisch und mit unbändiger Lust; sie begrüßten das Festgetümmel, wie ein freundliches Zurufen aus der Ferne. Um es möglich zu finden, daß in diese von der Welt abgeschlossenen Gemächer der Freudenjubel des Carnevals eindrang, bedenke man, daß die Salpetrière ganz umgeben ist von jenen Häusern, worin zu jener Zeit die überlaute Lust der Pariser sich schrankenlos ergießt. Da gibt es Säle mit 300 Tänzern und Tänzerinnen; Freudengeschrei und Gläsergeklirr erfüllen weithin die Lüfte. So will es nun einmal der mannigfaltige Gegensatz in der Welt! Kein Wunder, daß hier der Carneval über die hohen Mauern keck herübertönte.

Die Genesenden bekamen auf einmal Lust zu tanzen; sie baten den Doktor **Pariset**, ihrem Wunsche nachzugeben. Ein Ball in der Salpetrière! Der mußte fast aussehen, wie ein Höllen-Banquet. Nach einigem Widerstande gab der Doktor nach. Es ist verzeihlich, daß man Die liebt, die man geheilt hat; jedoch Vorsicht war nöthig; bei der General-Direction der Hospitäler kann man nicht Puritaner genug sein; ein Ball konnte hier den Charakter einer wüthenden Tollheit annehmen.

Mit wenig Geräusch wurden daher alle Anstalten getroffen.

Ein großer Saal, aus dem man die Bettstellen herausgenommen hatte, der wohl gereinigt, gewaschen, ausgekehrt und parfümirt wurde, war das Lokal! Um den Saal festlich auszuschmücken, stellte man die Büste Pinel's, geschmückt mit Blumenkränzen und Laubgewinden, darin auf; als Orchester diente die erste Violine aus Belle-Moissonneuse *), und der Kellner des Hauses, der die Baßgeige strich; als Erfrischung reichte man die Getränke, die der Doktor selbst für seine Kranken bereitet hatte; die Genesenden, die Aufseherinnen, die jungen Dienstmädchen, die ohne Umstände an dem Vergnügen Theil nahmen, einige Frauen, für deren Anfälle der Tanz eine wahre Wohlthat war, machten das Damen-Personal aus.

Zu Tänzern hatte man die junge stattliche Welt, die bei der Verwaltung der Salpetrière angestellt ist! Hierzu kamen noch die Aerzte, die Chirurgen, die Apotheker und die auswärtigen Eleven. Die Apotheker lieferten die Limonade und den Syrup!

Die Toilette der Damen war bewunderungswürdig; die Frauen, welche der Genesung nahe waren, zeichneten sich durch Einfachheit und guten Geschmack in ihrer Kleidung aus; die Aufseherinnen hatten Nichts in ihrem Putze gespart; sie repräsentirten die neue Mode der Außenwelt. Was das übrige Personal betraf, so gab es hier eine unbegreifliche Confusion von Farben, die größte Mischung von phantastischen Trachten; Blumen und flatternde Haare überall. Die lebhaftesten Farben waren die beliebtesten.

Gott im Himmel! was sieht man auf einem solchen Balle für ein Leidwesen, und doch wüthet hier die Freude am ausgelassensten! welches andere Fest könnte solche Freudentöne, solche Spiele der Gesichtsmuskeln hervorbringen! Hier tobt eine bejahrte Frau mit der größten Ausgelassenheit, tanzend und aufjauchzend, einher; dort spricht ein achtzehnjähriges Mädchen ganz laut von ihrer Zärtlichkeit, ganz laut von dem Tänzer, mit dem sie früherhin die erste Gallopade getanzt hat; indem sie dies erzählt, gleiten ihr die hellen Thränen von den Wangen, und als schwärmte sie in einem längst entschwundenen Traume, berauscht sich die Arme an den Tönen der Musik; sie ist närrisch geworden vor Liebe; auf einem Balle war es, wo sie die Vernunft verloren hat, indem sie ihren Liebhaber mit einer Nebenbuhlerinn tanzen sah! Und nun, wo könnte man wohl eine solche Gallopade tanzen sehen, getanzt von Verrückten, die mit unbeschreiblichem Wahnsinne daherstürmen. Bei diesem Anblicke schwindet dem ruhigen Beschauer die wirkliche Welt, und er wird mit Gewalt in eine andere fortgerissen, wo man nur zu träumen meint.

Während ein Winkel der Salpetrière von Lust wiederhallte, während man hier glücklich war und alles Elend vergaß, selbst die Narrheit, so ertönten in einem andern Ende durchdringende Schreckenslaute.... Es war das Geschrei der alten Närrinnen, die aus der Ferne dieses Freudenfest verfluchten, weil es ihre Leiden vermehrte; der Doktor, davon unterrichtet, fühlte Mitleid mit diesen Unglücklichen; er gab den Befehl, dem Balle ein Ende zu machen.

*) Eine Schenke in der Nähe der Salpetrière.

Statistik der Journale.

Die Anzahl der Journale und die ihrer Abonnenten, verglichen mit den Bevölkerungen in den verschiedenen Ländern, geben einen Maaßstab an die



Hand, wie viel eine Nation vor der andern liest. Geht man hievon aus, so findet man zu Rom 1 Journal auf 51,000 Einwohner; zu Madrid 1 auf 50,000; zu Wien 1 auf 11,338; zu London 1 auf 10,000; zu Berlin 1 auf 4,074; zu Paris 1 auf 3,700; zu Stockholm 1 auf 2,000; zu Leipzig 1 auf 1,100; das übrige Land folgt dem Verhältnisse der Hauptstadt; in Spanien besteht 1 Journal auf 864,000 Einwohner; in Rußland 1 auf 674,000; in Oesterreich 1 auf 376,000; in der Schweiz 1 auf 66,000; in Frankreich 1 auf 52,000; in England 1 auf 46,000; in Preußen 1 auf 43,000; in den Niederlanden 1 auf 40,453. In Frankreich haben die Journale durchschnittlich ammeisten Abonuenten. Aber dieses verhält sich nicht so, wenn man die Anzahl der Abonnenten mit der Bevölkerung vergleicht. Nach Quetelet findet sich in Frankreich ein Abonnent auf 437 Einwohner, in Englaud einer auf 184, in den Niederlanden einer auf 100.

Der getäuschte Dichter.

Ein Dichter, der einige Verse auf die Lotterie gemacht hatte, und eine Woche lang in Paris umher gelaufen war, um seine Lorbeern zu sammeln, ohne dieselben finden zu können, verließ endlich die Stadt der Musen und Grazien mit einer feierlichen Betheurung, daß die Pariser gute Verse von schlechten nicht zu unterscheiden wüßten. Ein Paar Stunden von der Stadt setzte er sich nieder, um auszuruhen, und bemerkte, daß er der Gegenstand vorzüglicher Aufmerksamkeit der Vorübergehenden sei. Einige nahmen die Hüte ab, andere legten die Hand auf das Herz, Einige blickten gen Himmel, als wollten sie ihm danken, daß er ein solches Genie auf die Erde gesandt habe. Der Dichter war überrascht — entzückt — außer sich. Er stand auf und nahm dankend den Hut vor Allen ab, die so vorüberkamen. Endlich sprang ein Mann vom Pferde, kniete nieder und rutschte auf den Knien näher. Der Dichter konnte nicht mehr an sich halten. „Nein, mein lieber Freund!" rief er; „so dürfen Sie mir nicht huldigen. Ich ehre Ihren guten Geschmack, aber bedenken Sie, daß ich, obgleich ich sechzehn Sonette geschrieben habe, doch nur ein Mensch bin." Der Kniende sah ihn erstaunt an, ließ sich aber nicht stören. Der Dichter konnte nicht länger widerstehen — dieser entzückende Ungehorsam überwältigte ihn ganz. Er warf sich mit Freudenthränen an den Hals des Knienden. Der Mann sprang auf und beide fielen so in den Staub. Bei dieser unwillkührlichen Erniedrigung blickte der Dichter zufällig empor und sah hinter sich ein Heiligenbild. Das Geheimniß der Verbeugung und des Kopfentblößens war nun enthüllt. Er stand auf, schüttelte den Staub ab und ging von dannen.

(Paris den 31. Mai 1835.) Gestern erhob sich in einer Gesellschaft von eleganten Stutzerinnen eine ernste Debatte über die Façon der Aermel für den Sommer. Es sind den Winter einige enge Aermel zum Vorschein gekommen, man schrie Zeter darüber, und doch sprach man davon, einige Damen wollten sie wieder in Aufnahme bringen. Wahrscheinlich besitzen diese Neuerinnen die so seltene Schönheit, einen schönen Arm, und es ist ihnen unangenehm (besonders im Sommer), unter einer ungeheuren Umhüllung einen so wesentlichen Theil weiblicher Schönheit zu verbergen; aber wie sehr müssen gegen eine solche Mode Diejenigen protestiren (und ihre Zahl ist groß), deren zu magere oder zu dicke, zu lange oder zu kurze Arme durch die Form der platten oder Amadisärmel zur Schau gestellt würden. Um die Damen mit den schönen Armen zu trösten, könnte man ihnen bemerklich machen, daß sie auf den Winterbällen Gelegenheit genug hätten, sie bei kurzen Aermeln sehen zu lassen, daß sie mit sechs Monaten des Triumphs, die Sommersoireen gar nicht gerechnet, zufrieden sein und aus christlichem Mitleid für ihres Gleichen, die minder begünstigt worden sind, die übrige Zeit im Jahre Geduld haben sollten. Uebrigens fehlt es ihnen ja auch nicht an andern Gelegenheiten. Man sieht den Arm recht deutlich durch den weitesten Aermel von dünnem Zeuge und übrigens trägt man ja den Sommer auch viele kurze Aermel mit schwarzen seidenen langen Handschuhen dazu.

Die Majorität in der erwähnten berathenden Versammlung entschied für die weiten Aermel, woraus sich denn leider sicher schließen läßt, daß es beiweitem mehr unschöne Arme gibt, als schöne.

Die Wasserbraut.

Dort, am blum'gen Seegestade,
Wo der Wind das Schiff bewegt,
Und vom wellumkränzten Pfade
Sich das Schiff zur Ruhe legt;
Da stand Lina in Gedanken,
Schaut zum Himmel und zur See,
Und der Liebe Thränen sanken
Ihr vom Aug' in stummem Weh.
Kränze wand sie frisch getränket
Von des Morgens Himmelsthau,
Seufzet: „Oscar!" und versenket
Sie zur dunkeln Wasserau.
Steine, Muscheln, bunte Schnecken
Warf sie nach. „Geliebter Du,
„Könnt' ich Dich an's Licht erwecken,
„Ach! zu früh gingst Du zur Ruh.
„Ja, die bösen Nixen winkten
„Dich zu weit vom Ufer ab,
„Und die Blumen, die uns blinkten,
„Decken nun Dein feuchtes Grab.
„Oscar! deckt Dich ew'ger Schlummer,
„Bist Du bei den Nixen dort!
„Komm, und stille meinen Kummer,
„Komm zurück an diesen Port!
„Sieh, da spielen sie schon wieder,
„Nixen! ruft Ihr mich auch hin?
„Soll ich eilen zu ihm nieder,
„Harrt er mein mit treuem Sinn?
„Winkt ihr? nun so will ich eilen,
„Bin hier oben einsam ja,
„Führt mich zu ihm ohne Weilen,
„Wonne! ihm dem Theuern nah!"
Und den Nachen von den Stricken
Löst sie, rudert stumm dahin,
Wo die Wasserlilien blicken
Ueber ihren Liebling hin,
Schlingt die Lilien in die Arme,
„Folge Dir, o Oscar mein!"
Ruft sie, ach! da sank die Arme
In den Wellenschooß hinein!

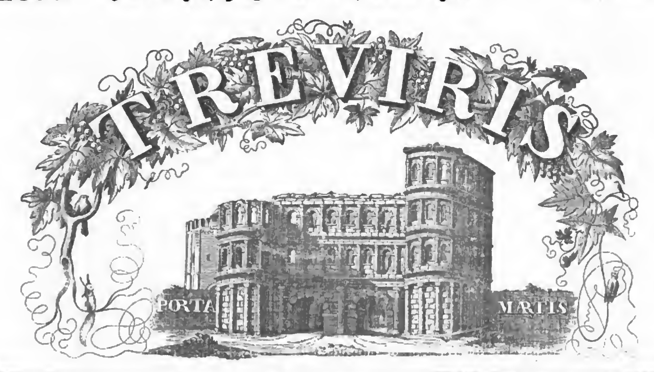
Theodor v. Cederstolz

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 27. Juni. N°. 51.



Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Samstag. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz No. 112 und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahr.

Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Versailles, den 3. October.

Nachdem ich auch heute, wie schon früher, sowohl an den Kurfürsten, als auch an die landschaftlichen Directorien meine Berichte abgeschickt hatte, begab ich mich zu den Secretairen des Siegelbewahrers, um zu vernehmen, was etwa in meinem Geschäfte geschehen sein möge. Die Antworten waren artig, aber nicht entscheidend —

Zu Mittag speis'te ich herrlich bei dem Beichtvater der Königinn. Hierauf verfügte ich mich zum Cardinal, den ich in Gesellschaft mehrer Erzbischöfe und Bischöfe, und sonstiger Ritter vom H. Geist-Orden antraf. Kaum waren diese Herren weggegangen, so fragte ich den Minister: Ob er sich der Trierer in Gnaden erinnert hätte? Er antwortete: Ja! Es sei heute im Namen des Königs wirklich ein Schreiben an den General Belleisle abgegangen, worin demselben der Wunsch des Königs bedeutet würde, die Trier'sche Landschaft nicht der Schärfe nach zu behandeln; sondern, so viel es sich nur thun lasse, zu verschonen; zugleich sollte er sich auf das landschaftliche Mémoire auf der Stelle gutachtlich äußern. Der Cardinal überreichte mir hierauf ein Antwortschreiben an den Kurfürsten *). Ich dankte für die freundliche Mittheilung; bemerkte aber doch zugleich, daß der General Belleisle jetzt wohl nicht anders berichten würde, als er bisher gethan, und so dieser Schritt nicht weiter führe. Man möge daher auf der Stelle in der Sache resolviren. Um zu Ende zu kommen, und vor allen ferneren Forderungen befreit zu sein, offerirte ich im Namen der Stände 100,000 Liv. —

Der Cardinal erwiederte: Die Staatsraison erfordere es, daß man die Beschlüsse eines commandirenden Generals, ohne selben hierüber zuvörderst zu vernehmen, nicht cassiren dürfe. Die Landschaft hätte nicht zu besorgen, daß Belleisle die Zuflucht zum Könige übel ausdeuten werde, theils weil der König allen zur Ungebühr Beschwerten den Weg nicht verlegt haben

*) Aus diesem Schreiben des Cardinals hebe ich folgendes aus: J'ay reçue une lettre de Votre Altesse Electorale par Mr. L'Evèque d'Emaus, à qui je cherche de faire tous les plaisirs, qui seront possibles; mais pour ne pas retarder sa demeure en ce pays ci, j'ay chargé Mr. D'Angervilliers d'écrire à Mr. de Belleisle, de traiter avec ce digne Prélat tous les sujets de plaintes, qu'il croit avoir, au noms des Etats de Votre Altesse, des trop fortes contributions qu'on exige de Vos sujets. Je me suis determiné d'autant plus volontiers à ce parti, que Mr. l'Evèque d'Emaus m'a témoigné, combien tout le pays étoit content de ce Général †), et je luy fais mander, que le Roi souhaite, qu'il fasse tout ce qui dependra de luy, pour moderer les impositions, que Mr. de Creil, Intendant de Metz, a exigées, et d'avoir pour les sujets de V. A. E. tous les ménagemens possibles. —

†) Das heißt wohl nur hinsichtlich der Mannszucht unter den Truppen. — Aus Allem sieht man, welchen mächtigen Einfluß der kühne General Belleisle auf den schwachen Cardinal Fleury hatte.

wolle; dann auch, weil mit bestimmten Worten ihm sei bedeutet worden, daß man zu Trier alles Gute von ihm spreche.

Nachdem noch einige Zeit für und dagegen war gesprochen worden, fing endlich der Cardinal in einem lamentablen Ton an, mir zu sagen, wie unfreundlich die Kaiserlichen Truppen am Rhein auf den Besitzungen des Cardinals und Bischofs von Straßburg hausten, welches Verfahren fürwahr keine Anleitung sei, mit den Reichsunterthanen gelinder umzugehen.

Ich bedauerte dies Betragen, mit dem Bemerken, daß die Trier'schen Unterthanen davon die Schuld nicht trügen; auch hätte das Erzstift keine Truppen bei dem Kais. Heere. —

Während dieses Discurses kam **Madame la Duchesse de Tallard**, sammt anderen Damen ihres Ranges, um der Eminenz Visite zu geben — und ich entfernte mich.

An den folgenden Tagen wiederholte sich das nämliche Hin- und Hergehen, ohne bestimmtes Resultat. Nachdem ich am 5. October von Trier aus die Nachricht erhalten hatte, daß man für den Winter von einer Einquartirung von 14 bis 15,000 Mann in der Stadt Trier spreche; so ging ich deshalb auf Kundschaft aus. **Chateau Villard** sagte mir: Man wisse zwar noch nicht, wie viele Truppen eigentlich in Trier eingelegt werden sollten; gewiß sei aber, daß die Stadt Trier eine starke Garnison bekommen würde, weil man hier die abgematteten Truppen am besten verpflegen und erhalten könnte. Die Königl. Armee ziehe den Winter hindurch von der Mosel bis nach Landau eine Linie, und es komme in's Trier'sche Land davon eine ziemliche Menge. Uebrigens gäbe er den Trierern den Rath, sich es zur Regel dienen zu lassen, gegenwärtig und zukünftig, hinsichtlich der Kriegs-Forderungen, bei niemand sonst, als bei dem General **Belleisle** sich zu melden, und es würde vielleicht vieles in bessere Ordnung gebracht worden sein, wenn die Landschaft solches eher hätte begreifen wollen. —

Nachdem ich, da der Hof nach Fontainbleau ging, von Versailles mich wieder nach Paris begeben hatte, besuchte ich den Cardinal v. **Bissy**, der seine besten Dienste versprach; auch suchte ich die Cardinäle v. **Polignac** und v. **Chevre**, den Päbstlichen Nuncius und den Erzbischof von Paris zu gewinnen. Indessen, was konnten diese Herren helfen, wenn der General **Belleisle** entgegen wirkte? Ich schrieb deshalb einen artigen und gemüthlichen Brief an den Mann, in dessen Händen, wie ich nun wohl erfahren hatte, das Schicksal des Landes lag.

Zu den alten Beschwerden kam mir durch den Dom-Secretarius Polch, im Namen des Dom-Kapitels, noch eine neue hinzu. Diese nämlich: Ich möchte mich bei dem Königl. Hofe verwenden, daß die Häuser der Domherren von Einquartierung befreit würden *); ferner, daß diese Herren frei hin- und herreisen könnten, und von ihren kirchlichen Einkünften durchaus Nichts geschmälert würde. Ich antwortete, daß ich mein Bestes leisten wollte. Auch das Collegium der Jesuiten hatte, wegen seiner Güter in Frankreich, um Hülfe gebethen. Diese Anstalt erhielt aber vor Allen, durch die Thätigkeit des Beichtvaters des Königs, die Erfüllung des Wunsches. Auch wurde für die übrigen Klöster und Anstalten, welche Besitzungen in Frankreich hatten, später die Confiscation aufgehoben.

*) An die Einquartirungen der armen, geplagten Nonnenklöster scheint niemand, wegen Abhülfe, gedacht zu haben!

Ich ging am 13. October die Reise nach Fontainbleau an. Auch hier war des lästigen Hin- und Herlaufens kein Ende, ohne ein günstiges Resultat erhalten zu können. Noch immer wollte der Bericht des Generals **Belleisle** nicht anlangen — und als er endlich eingetroffen war, schien sich die Sache wenig gebessert zu haben. — (Fortsetzung folgt.)

Beschreibung des im Gräflich- von - Kesselstatt'schen Hofe aufbewahrten antiken Sarkophages u. Erklärung des auf demselben befindlichen Basreliefs.

Von **J. P. Schmitt.**

Unter den wenigen aus der Römerzeit in unserer Gegend noch erhaltenen Monumenten hat der hier erwähnte Sarkophag von jeher die besondere Aufmerksamkeit der Freunde des Alterthums auf sich gezogen und verschiedene Beschreibungen und Ansichten über das auf ihm befindliche Basrelief veranlaßt, ohne daß in Dem, was bis jetzt darüber zur Oeffentlichkeit gekommen ist, die Sache erschöpft worden wäre; ich halte es daher nicht für überflüssig, dieselbe noch einmal und zwar umständlicher zur Sprache zu bringen, um sie mit Benutzung einiger später darüber aufgestellten und noch nicht bekannt gewordenen Ansichten ihrer Aufklärung näher zu bringen.

Dieser Sarkophag wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den 80er Jahren bei St. Mathias hinter dem Garten des Herrn v. Nell, an dem Abhange des Berges, ausgegraben und von dem Hrn. Grafen Christoph von Kesselstatt, ehemaligen Domdechanten zu Paderborn, angekauft. Er ist aus einer grauen Sandsteinmasse gehauen, ist 6' 11'' lang, 2' 7'' breit, 2' 2½'' hoch, der Boden ist 6½'' und die Seitenwände sind 5'' dick. Bloß auf der Vorderseite desselben befinden sich verschiedene Basreliefs, während auf der Rück- und den beiden Nebenseiten Nichts eingehauen ist. Der Hauptgegenstand, der durch dieselben dargestellt wird, ist ein länglich viereckiger Kasten, in welchem acht Personen, welche je zwei und zwei hintereinander steh'n und zur Hälfte aus ihm hervorragen, und auf dessen vorderem Rande fünf vierfüßige Thiere u. ebenso viele Vögel sich befinden. Außerhalb des Kastens steht auf dem Boden noch ein Vogel, welcher den Kopf nach den andern Thieren emporrichtet, als wolle er zu ihnen hinauf; dann fliegt von der rechten Seite noch einer mit einem Zweige im Schnabel zum Kasten heran *).

Von den Thieren, welche sich auf dem Rande des Kastens vorfinden, sind besonders kennbar: ein Löwe, ein Reh, ein Pferd **), eine Eule, ein Vogel, einem Storche ähnlich, und ein oder zwei fressen-

*) Dieser Zweig wurde erst im Jahre 1831 von Hrn. Ostenwald, Königl. Rendanten des Hüttenwerks Sayn, bei der Abzeichnung des Sarges entdeckt, und dadurch, daß derselbe den Schmutz aus den Vertiefungen, welche die Blätter darstellen, entfernte, ganz kenntlich gemacht.

**) Die Figur, die ich hier als Pferd bezeichne, wurde von Hrn. Hauptmann v. Meyer, dessen Ansicht über diesen Sarg in der Trier'schen Chronik vom Jahre 1829, sechstes Heft pag. 341, mitgetheilt ist, so wie auch von Hrn. Scholl, Bildhauer in Mainz, der vor einigen Jahren den Sarg gesehen und eine Beschreibung desselben hinterlassen hat, für ein Schwein gehalten. Wirklich erinnert auch die rüsselartig verlängerte Schnauze an ein Schwein, was aber daher kommen mag, daß der untere Theil des Kopfes etwas verstümmelt ist. Die Bildung des Halses, an dem auch die Mähne noch erkennbar scheint, so wie die übrige Bildung verräth ein Pferd.

de Hühner; der Vogel neben dem Kasten ist ein Rabe, und der heranfliegende scheint eine Taube zu sein. Die übrigen Thiergestalten sind schwerer zu erkennen, die kleinere davon hat man schon für einen Hasen, Wiesel, Ichneumon und Fuchs, die größere für einen Stier erklärt.

Die vier Personen, welche dem heranfliegenden Vogel zunächst steh'n, sind männliche. Unter ihnen tritt eine besonders hervor, sie ist ganz gegen den Vogel hingewendet und streckt die rechte Hand nach ihm aus. Vor dieser stehen zwei, welche, nach der Größe zu urtheilen, noch Knaben sind. Die beiden zunächststehenden Figuren, eine mit über den Kopf geschlagenem Gewande, welche ebenfalls die rechte Hand nach dem Vogel ausstreckt, so wie auch die neben ihr stehende mit dem Kopfputze, sind unverkennbar weibliche. Was die zwei noch übrigen Figuren betrifft, so sind sie nicht so leicht zu bestimmen. Herr v. Meyer hält beide für männliche Figuren, indem er auf dem Kopfe der einen die Mütze des **Jupiter Serapis**, und auf der andern einen Helm zu erkennen glaubt, während Herr Scholl die eine für eine weibliche, weil, wie er glaubt, der Kreis auf dem Kopfe vielleicht ein Diadem sein könnte, und die andere für eine männliche ansieht, indem er ebenfalls einen Helm erkennen will. Bei näherer Betrachtung ergibt sich jedoch, daß der Kopfputz beider Figuren derselbe ist. Bei derjenigen, welche grade vor sich hinsieht, bemerkt man bloß etwas Rundes auf dem Kopfe, bei derjenigen aber, welche einwenig seitwärts steht, sieht man diesen Schmuck sich nach hinten über die Haare hinunterziehen. Daß diese Kopfbedeckung oder Verzierung eine weibliche sei, dafür spricht der Umstand, daß sie bei **Bottari** in dessen Werke: **Sculture e pitture sagre estratte dai cimiterj di Roma** zweimal auf dem Kopfe weiblicher Figuren vorkommt, einmal **Tom. II. Tab. CXXVIII. fig. 3.** mit einem Schleier darüber und dann **Tom. III. Tab. CLXII. fig. 2.** ohne Schleier. Ich bin daher geneigt, diese vier Figuren alle für weibliche zu erklären, so daß die Personen im Kasten zwei Gruppen bilden, von denen die eine aus vier männlichen, die andere aus vier weiblichen Personen besteht, und wo bei jeder eine Person besonders hervortritt. Diese beiden Figuren stehen beieinander und strecken die Hand nach dem Vogel aus, während die andern sich weniger um ihn zu bekümmern scheinen.

Rechts und links von dem beschriebenen Kasten befindet sich eine nackte jugendliche Figur, ein Knabe auf einem verzierten Sitze, vor sich einen Korb mit Blumen, und beschäftigt, ein Blumengewinde zu machen. Diese Gewinde hangen an Säulen, wodurch diese Figuren von dem Hauptgegenstande abgeschlossen sind, herab. (Fortsetzung folgt.)

Zweite Reise des Sir John Roß in die Polar-Länder.

Erstes Zusammentreffen mit den Esquimo's auf den Martins-Inseln, die der Capitain Roß entdeckte.

. . . . . . Nachdem der Capitain Roß weitläufig die einzelnen Unglücksfälle, die in den letzten vier Monaten des Jahres 1829 seine Schiffe trafen, geschildert hat, gibt er folgende Beschreibung der ersten Esquimo's, die er in den nördlichen Gegenden antraf.

Den 9. Januar 1830. — Ein Matrose, der diesen Morgen das Ufer besuchte, hatte mir gesagt, daß er sonderbare Wesen allda entdeckt habe, ich eilte sogleich an den Ort, den er mir bezeichnet hatte, und gewahrte alsbald vier Esquimo's bei einer Eisscholle, die nicht weit von dem Lande entfernt war, und ungefähr eine halbe Meile von unserm Schiffe. Als sie mich sahen, zogen sie sich hinter die Scholle zurück; aber je näher ich kam, desto mehr traten von ihnen hinter derselben hervor; zuletzt beliefen sie sich auf dreißig und stellten sich in drei parallelen Linien auf. Diese dreißig waren gefolgt von einem andern, der in einem Schlitten herankam. Ich näherte mich ihnen mit dem Lieutenant Roß, bis wir ungefähr nur mehr 300 Schritt von einander entfernt waren. Da gewahrte ich denn, daß jeder mit einer Lanze und einem Messer bewaffnet war; von Bogen und Pfeilen bemerkte man jedoch in ihren Händen nicht das Geringste.

Ich grüßte sie in ihrer Mutter-Sprache, indem ich ihnen die gewöhnlichen Anredeworte **tima – tima** zurief. Sie antworteten mir auf dieselbe Weise, hatten aber demjenigen, der in dem Schlitten war, vorher das Zeichen gemacht, voranzufahren. In der Zwischenzeit kamen mehrere von unsern Schiffsleuten herbei, wir näherten uns ihnen ungefähr bis auf 150 Schritte, und unsere Gewehre abwerfend, schrieen wir mit lauter Stimme: **Aja tima**: die gewöhnlichen Worte, um seine freundschaftliche Gesinnung an Tag zu legen. Als sie uns Das thun sahen, so warfen sie auch von ihrer Seite ihre Messer und Lanzen weg; aber weil sie nicht von der Stelle wichen, näherten wir uns immer mehr; endlich standen wir vor ihnen, umarmten alle Diejenigen, die sich in der ersten Linie fanden, nach der Reihe: dann strichen wir mit unsern Händen über ihre Kleider und sie erwiederten uns mit demselben Zeichen von Freundschaft.

Wir sagten ihnen, daß wir Europäer (**Kabluna**) seien, sie sagten uns dagegen, wer sie seien. Der Aelteste von ihnen, der sich Illicta nannte, war 65 Jahre alt; 6 Andere waren zwischen 40 und 50 und 20 zwischen 30 und 20; die Uebrigen waren lauter Knaben. Einer von ihnen, der hinkte, gab uns zu verstehen, wie ein Bär ihm das Bein durchgeschlagen habe. Als Kleidungsstücke trugen sie die schönsten Dammhirschfelle: ihre Obergewänder waren doppelt, umgaben den ganzen Körper und gingen vom Kinne bis zur Mitte des Schenkels, während sie hinten mit einer hohen Kapuze versehen waren. Die Aermel bedeckten die Finger, das untere Fell war mit der Haarseite dem Körper zugewendet; die Haarseite des äußern Felles dagegen war nach außen hin gekehrt. Jeder trug zwei Paar Stiefel, woran die haarige Seite nach innen gekehrt war. Eine Hose von Dammhirschfell, die bis unter die Kniee ging, vollendete den Anzug. Einige hatten auch noch über den Stiefeln Schuhe an.

Von einer solchen Masse Kleidungsstücke bedeckt, erschienen die Esquimo's dem Auge viel dicker, als sie wirklich waren. Ihre Lanzen glichen großen Stöcken; an dem einen Ende waren sie mit einer Kugel aus Elfenbein oder Holz versehen, an dem andern mit einer hörnernen Spitze. Indem wir diese Spitzen näher untersuchten, fanden wir, daß sie nichts Anders waren, als eine Menge von kleinen Holzstückchen oder Thierknochen, welche auf sehr künstliche Weise mit einander zusammenhingen. Die Messer, die wir Anfangs sahen, bestanden entweder aus Knochen oder aus Horn vom Rennthier, waren übrigens ohne Spitze und ohne Schneide, weswegen sie auch zu Waffen nicht wohl gebraucht werden konnten. Bald aber zeigten sie uns Messer, die gefährlicher waren und die sie auf dem Rücken hangen hatten. Diese Messer hatten Spitzen

Ce que je viens de vous marquer, n'a aucune rélation avec ce qui est porté par le traité passé le 6. May dr., tant pour les contributions que pour les fourages de Ms. les Officiers generaux: ces deux parties devant indépendament de tout avoir leur exécution dans leur entier.

A l'égard de l'article des passeports on travaille a un nouveau réglement la dessus. Je vous en feray part aussitot, que l'affaire sera decidée.

Je suis très respectueusement, Monsieur, votre très humble et très obéissans serviteur.

D'angervilliers.

A Mr. Evêque d'Emaus.

Dieser Beschluß hatte freilich die Wünsche nur zum Theile befriedigt. Auch half es nichts, daß Nalbach zu diesem Minister eilte, um sich zu beklagen. Die Antwort blieb immer die nämliche, obgleich nicht mehr so absprechend und hochfahrend, als früher. Man gab besonders zu verstehen, die Landstände hätten sich mit größerer Vertraulichkeit mit Belleisle zu benehmen. Die Sache, sagte man ferner, hätte nun ihr Ende; sie sei unterzeichnet, mithin nichts dabei mehr abzuändern. Man wundere sich übrigens sehr, schloß sich die Unterredung, daß, statt des gehofften Dankes, noch so viele Klagen angehört werden müßten, da den Abgeordneten aller andern Landschaften nicht das Geringste bis jetzt sei nachgelassen worden.

Der Weihbischof wollte nun weiter keine Instanzen machen, um die Sache nicht noch mehr zu verschlimmern. Er reiste wieder nach Paris, um, sobald als möglich, nach Trier zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung des im Gräflich-von-kesselstadt'schen Hofe aufbewahrten antiken Sarkophages und Erklärung des auf demselben befindlichen Basreliefs.

Von J. P. Schmitt.

(Fortsetzung.)

Die erste bekannt gewordene Ansicht über die Bedeutung des Basreliefs ist die von Hrn. Director Wyttenbach in seiner Trierischen Geschichte 1. Bändchen S. 106 u. 107. Er erklärt den Sarkophag für ein Denkmal, das einer Auguren-Familie gesetzt worden ist, welche Hypothese denn auch durch das Fliegen eines Vogels, das Fressen der Hühner und die übrigen Thiere, mit denen sich die zwei kleinern Figuren wenigstens zu beschäftigen scheinen, für den ersten Augenblick eine ziemliche Wahrscheinlichkeit gewinnt. Jedoch bleibt bei dieser Ansicht noch Manches unerklärt, weswegen denn auch Herr Wyttenbach selbst die Sache einer fernern Entscheidung überläßt. Hätte er den Zweig im Schnabel des heranfliegenden Vogels und den Kasten, den er für einen Tisch ansah, erkennen können, so würde seine Erklärung anders ausgefallen sein und er schon damals die Sache sicher in's Reine gebracht haben. Der obigen Erklärung fügte er noch die Frage hinzu, ob der Sarg nicht etwa Aegyptisch sein möge, da man zu derselben Zeit an dem nämlichen Orte mehrere andere Särge gefunden habe, die mit symbolischen Figuren der Aegypter geziert gewesen.

Die Meinung, daß der Sarg Aegyptisch sei, wurde nachher von Herrn v. Meyer bestimmter ausgesprochen, indem er in der verschleierten Frauengestalt die Isis, in der Figur mit dem Kreise auf dem Kopfe den Jupiter Serapis und in der mit dem Helme den Osiris und unter den Thieren einige den Aegyptern heilige erkennen zu können glaubte. Er erklärte daher, indem er den Kasten für ein Schiff hielt, die ganze Vorstellung für eine Fahrt der Götter auf dem durch seine Ueberschwemmungen so wohlthätigen Nile, umgeben mit den heiligen Thieren des Landes.

Der Verfasser der Trierischen Chronik sucht die Hypothese, daß der Sarg Aegyptisch sei, noch dadurch zu empfehlen, daß er sagt, es sei an und für sich nichts Unwahrscheinliches, daß ein Aegyptisches Monument sich in Trier vorfinden könne, weil sich an dem Sitze der Imperatoren, wie doch Trier gewesen wäre, Leute aus allen Römischen Provinzen befunden hätten, und meint dann auch, es könne vielleicht einem Priester der Isis oder einem, der in die höhern Grade ihrer Geheimnisse eingeweiht war, gesetzt worden sein.

Ich will hier der Meinung, daß man allenfalls Aegyptische Denkmäler in unserer Gegend finden könne, nicht widersprechen, finde aber an unserm Sarkophage außer der Zusammenstellung der menschlichen Figuren mit denen von Thieren Nichts, was mich an Aegypten erinnern könnte. Die Form ist Römisch, was nicht der Fall wäre, wenn auch der Sarg von einem Römischen Bildhauer für eine Aegyptische Familie gearbeitet worden wäre, und unter allen Thieren findet sich kein einziges vor, das man als ein den Aegyptern heiliges Thier mit Sicherheit erkennen könnte; der storchähnliche Vogel, den man öfter für einen Ibis hielt, könnte allein eine Ausnahme machen.

Ebensowenig lassen sich unter den menschlichen Figuren solche erkennen, welche man ausschließlich für Aegyptisch halten müßte. Hat man den Sarg schon zum Voraus für Aegyptisch gehalten, so mag man leicht in der verschleierten Gestalt die Isis, in der mit dem angeblichen Helme allenfalls den Osiris und in der mit dem Kreise auf dem Kopfe den Jupiter Serapis finden.

Somit entbehrt die Hypothese, daß das Ganze eine Götterfahrt auf dem Nile vorstelle, welcher Ansicht auch schon der Rabe außerhalb des Kastens widerspricht, aller Haltbarkeit.

Als die bisher besprochenen Erklärungen gegeben wurden, war, wie schon gesagt, der Zweig im Schnabel des heranfliegenden Vogels noch nicht kennbar. Durch die Entdeckung desselben wurde viel für die Erklärung gewonnen, und die Ansicht, daß das Ganze die Arche Noe's vorstelle, war die erste, die sich aufdrängte. Diese Ansicht wurde auch sogleich von Hrn. Ostenwald ausgesprochen und später auch von einigen andern Reisenden wiederholt, jedoch bei näherer Betrachtung der Sache nicht selten wieder mit einer andern vertauscht, indem man sich nicht reimen konnte, wie sich auf einem unstreitig Röm. Monumente, wo man immer nur heidnische Vorstellungen zu sehen gewohnt war, nun gar eine biblische finden sollte. Gelehrte Reisende haben auch wohl herzlich darüber gelacht, daß man nur diese Meinung aufstellen könnte, da man in jenen Zeiten, in welche der Sarg falle, noch keine christlichen Bildwerke gehabt habe. Auch hat man bemerkt, daß man das viereckige Ding, in welches die Personen wie eingepfropft sind, doch wohl nicht für die Arche Noe's annehmen könne; dann sagte man, daß die auf beiden Seiten sitzenden nackten Figuren ohne allen Zweifel heidnische Vorstellungen seien und also der Erklärung des Reliefs als eines christlichen völlig widersprächen. Herr Scholl, welcher ebenfalls beim ersten Anblicke an die Arche erinnert wurde und auch die Figuren darnach zu erklären suchte, glaubte daher am

Ende doch, daß diese Erklärung nicht das Wahrscheinliche sei, was das Basrelief auszudrücken scheine, und warf die Frage auf: ob es nicht vielleicht ein Mithräum eines Priesters der Sonne sei?

Er findet sich zu dieser Hypothese dadurch veranlaßt, daß grade zwölf Thiere, vielleicht die zwölf Monate, welche durch die Sonne motivirt werden, sich darauf befinden, dann scheint es ihm nicht unwahrscheinlich, daß eine jener Figuren, deren Hand grade über dem Stiere fehlt, einen Dolch gehabt haben möge, um den Stier zu tödten, wie das auf den Mithrassteinen vorkomme, als Zeichen der Gewalt der Sonne über die Natur, welche durch den Stier vorgestellt werde. Die Phrygische Mütze fehlte zwar, jedoch möge wohl die für einen Helm angesehene Kopfbedeckung der letzten Figur eine solche sein. Der Löwe, das Schwein, das Reh sind Thiere, die auf Mithräen vorkommen. Er beruft sich dann, um das Unwahrscheinliche, daß in unsern Gegenden der Persische Feuerdienst gepflegt worden sei, zu heben, darauf, daß in Mainz und Hädernheim Persische Legionen gestanden hätten und verweist auf den in der Bibliothek zu Wisbaden aufgestellten Mithras-Altar. (Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus den Memoiren der Madame Lebrün *).

„Im Jahre 1779, meine beste Freundinn, malte ich zum ersten Male das Portrait der Königinn, die damals in dem ganzen Reitze ihrer Jugend u. ihrer Schönheit blühte. Marie Antoinette war groß, wunderwürdig schön gebaut, dick genug, ohne es zu viel zu sein. Ihre Arme waren herrlich, ihre Hände klein, vollkommen geformt; sie hatte die niedlichsten Füße, die man sehen konnte. In ganz Frankreich war sie diejenige Frau, die am majestätischsten einherging; ihr Haupt trug sie erhaben, mit einem Adel, der gleich auf den ersten Blick unter dem ganzen Hofe die Königinn in ihr erkennen ließ, ohne daß jedoch diese Majestät dem sanften und wohlwollenden Wesen, das sie nebenbei verrieth, im Geringsten Abbruch gethan hätte. Ich fühle, daß es schwer ist, Demjenigen, der die Königinn nie gesehen hat, einen Begriff von so viel Grazie, von so viel Anstand beizubringen. Ihre Züge waren nicht regelmäßig; sie hatte darin von ihrer Familie dies lange Ovale, welches der Oesterreichischen Nation eigenthümlich ist. Sie hatte keine großen Augen; ihr Blick war geistreich und sanft, ihre Nase fein und niedlich, ihr Mund nicht gar zu groß, obschon die Lippen stark hervortraten; aber was ammeisten in ihrem Gesichte auffiel, war der Glanz ihrer Gesichtsfarbe. Ich habe nie etwas so Glänzendes gesehen, ja glänzend ist das wahre Wort; denn ihre Haut war so durchsichtig, daß man gar keinen Schatten darauf wahrnahm. Ich würde es umsonst versuchen, den Eindruck, den diese Farbe auf mich machte, in Worten zu schildern; es fehlten mir ganz und gar die Farben, um diese Frische zu malen, die nur dieser reitzenden Gestalt angehörte und die ich sonst bei keiner andern Frau sah."

„Bei der ersten Sitzung entmuthigte mich das imposante Aeußere der Königinn sehr, aber ihre Majestät redete mich mit so viel Güte an, daß ihre wohlthuende Anmuth bald diesen Eindruck verscheuchte. Damals machte ich denn das Portrait, welches sie darstellt in einem großen seidenen Reifrocke, in der Hand eine Rose haltend. Dieses Portrait war für ihren Bruder, Kaiser Joseph II., bestimmt; die Königinn ließ mich zwei Copieen davon machen, die eine für die Kaiserinn von Rußland, die andere für ihre Gemächer in Versailles oder Fontainbleau. Nach und nach malte ich zu verschiedenen Zeiten mehrere andere Portraits der Königinn. Eins davon war nur ein Kniestück; die Monarchinn trug darauf ein hochrothes Gewand und saß vor einem Tische, auf dem sie Blumen in eine Vase ordnete. Man kann denken, daß ich es bei Weitem vorzog, sie ohne große Toilette zu malen, vorzüglich ohne Reifrock. Diese Portraits wurden an ihre Freunde verschenkt, einige an auswärtige Gesandte. Eins davon stellt sie dar, angethan mit einem Strohhute und mit einem weißmousselinenen Gewande, dessen Aermel quer in Falten gelegt waren, und zwar so, daß man sie wohl unterscheiden konnte. Als dieses in dem Salon ausgestellt wurde, so gab es böswillige Leute, die nicht ermangelten zu sagen, die Königinn habe sich im Hemde malen lassen; denn wir waren im Jahre 1786, und schon fing die Verläumdung an gegen sie ihr Spiel zu treiben. Gegen das Ende dieser Ausstellung brachte man ein kleines Vaudeville auf die Bühne; ich glaube, es führte den Titel: die Vereinigung der Künste. Der Architekt Brogniart und seine Frau, die der Verf. des Stückes in sein Vertrauen gezogen hatte, hatten eine Loge im ersten Range gemiethet und kamen mich abholen. Ich kann die Ueberraschung, die mir da zu Theil wurde, nicht ausdrücken, als auf einmal die Muse der Malerkunst hervortrat, und die Schauspielerinn, die sie vorstellte, auf die treffendste Weise mich abkopirte, indem sie das Portrait der

*) Die große Berühmtheit, die Madame Lebrün als Portrait-Malerinn erlangt hat, ihre Schönheit, ihr ausgezeichnetes Talent, das ihr bei den meisten Höfen Europa's Eingang verschaffte, Alles trägt bei, Interesse für sie zu erregen, und wir stehen daher nicht an, unsern Lesern obiges Fragment mitzutheilen. Hier einige Lebens-Notizen über die Verfasserinn.

Louise Elisabeth Vigée, die Tochter eines geschätzten Malers, zeigte von ihrer frühesten Kindheit an die herrlichsten Anlagen für die Malerei; in ihrem zehnten Jahre sprach man von ihr, wie von einem Wunder; als Rathgeber standen ihr zur Seite die Maler Doyen, Greuze und Vernet. Sechszehn Jahre alt, verehrte sie der Französischen Akademie die Portraits von La Bruyere und von Abbée Fleury, die mit einstimmigem Beifalle aufgenommen wurden. Kurze Zeit nachher heirathete sie Herrn Lebrün, einen reichen Liebhaber von Gemälden. Bald gelangte sie hierauf zu derjenigen Auszeichnung, die ihr Talent verdiente: die Thore des Instituts öffneten sich ihr. Die königliche Maler-Akademie, an deren Spitze Pierre stand, gab dem Wunsche des Herrn von Angiviliers nach, der im Namen der Königinn Marie Antoinette (1783) begehrte, Madame Lebrün in die Akademie aufzunehmen, obschon die Statuten der Gesellschaft ausdrücklich verboten, ein Frauenzimmer darin aufzunehmen. Aber die Königinn, aus Freundschaft für die von ihr Beschützte, bestand nichts destoweniger auf ihrem Wunsche. Eine königliche Ordonnanz erschien, und Madame Lebrün wurde als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Während der Französischen Revolution besuchte sie Rom, Neapel, Florenz. Ueberall bewirkten ihre herrlichen Portraits, daß man sie aufsuchte. Sie wurde in die Akademie von St. Luca aufgenommen, ihre Reise glich einem wahren Triumph. Bologna, Turin und Mailand nahmen sie mit einer Art Begeisterung auf. Ihr Vaterland sah sie erst wieder, nachdem sie auch Deutschland und Rußland durchwandert hatte. Später besuchte sie auch noch England und die Schweiz und in allen Hauptstädten Europa's ließ sie dauernde Erinnerungen ihres Talents zurück. Jetzt wohnt sie in anmuthiger Einsamkeit zu Luciens und lebt allda den Wissenschaften und ihren Freunden.

Königinn malte. In demselben Augenblicke wandte sich Alles aus dem Parterre und aus den Logen gegen mich, klatschte mit wahrer Wuth in die Hände, und ich glaube, daß man nicht mehr gerührt, mehr dankerfüllt sein kann, als ich es diesen Abend war.

(Schluß folgt.)

Der musikalische Krieg.

Folgende Darstellung gibt einen Begriff von der wüthenden Eifersucht, die im vorigen Jahrhundert zwischen zweien Corporationen in Neapel bestand.

Um den Wetteifer zwischen den beiden Conservatorien, die in Neapel errichtet waren, zu unterhalten, hatte man beschlossen, daß jede der beiden Gesellschaften nach der Reihe in der alten Kirche von San Francesco di Paolo und in der von Sant' Emilio Musikstücke aufführen sollte. Man wählte in jedem Collegium sowohl in Rücksicht auf Ausführung, als auch auf Composition die vorzüglichsten Schüler aus; die eine Abtheilung war bestimmt, die Messe und die Vesper zu componiren, die andere, sie auszuführen. Von dieser Zeit an datiren sich die Fortschritte der neuern Kirchen-Musik, die nachher in der Römischen Schule zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gedieh. Ganz Neapel strömte in Masse zu diesen musikalischen Wettkämpfen: um Plätze zu erhalten, mußte man oft vom frühen Morgen an warten. Ohne sich zu erinnern, an welchem Orte man war, klatschte man mit Wuth bei jeder schönen Stelle, und wenn die Musik schlecht ausfiel, so zischte man und lärmte mit den Stühlen: es gab da ganze Messen, die durchfielen. Man kann sich leicht denken, daß die Gegenwart und die Aufregung der Menge das Gefühl der Eifersucht, welches die beiden Schulen trennte, vermehren mußte: sie zeigten dies auch recht deutlich durch folgende Auftritte.

Am Festtage der h. Irene sollte das Conservatorium dei Turchini sich zum Kampfe stellen. Den Abend vorher begaben sich die Zöglinge des andern Collegiums zu den Turchini, bestachen die Diener derselben und ließen während der ganzen Nacht die Instrumente, deren man sich den folgenden Tag bedienen sollte, in's Wasser stecken: beim Beginn des Tages wurden die Instrumente an ihren Platz gelegt, und die Musiker trugen sie in die Kirche. Wie groß war aber ihre Ueberraschung, ihre Wuth, ihre Schande, als sie dieselben stimmen wollten; das berüchtigte Conzert Rousseau's war in Vergleich mit diesem Charivari eine wahrhaft himmlische Musik; die ganze Kirche, voll gepfropft von Zuhörern, brach in ein lautes Gelächter aus: und die natürlichste Folge war, daß die Aufführung nicht zu Stande kam. Weil man leicht urtheilen konnte, woher diese höllische Chikane ihren Ursprung hatte, so verschwur man sich, wüthende Rache zu nehmen.

Am St. Franziskus-Tage war die Reihe an den Zöglingen des Collegs von St. Onofrio, um in einer der ersten Kirchen Neapel's eine Messe aufzuführen. Nach herkömmlicher Weise bestand das Orchester aus hohen, unter einander verbundenen Tischen, auf welche man einen Fußboden legte. Was thaten die Turchini? Des Nachts schlichen sie sich in die Kirche und sägten alle Tischfüße an. Den Morgen darauf nahen die Schüler von St. Onofrio triumphirend und steigen auf ihre Tribüne. Anfangs ging Alles gut, das Gerüste hielt, weil von den Musikern einer nach dem andern kam, und keine große Bewegung statt hatte; aber in dem Augenblicke, als es Zeit war, anzufangen, als jeder an seinen Platz eilte, und der Musikdirektor, heftig mit dem Fuße auftretend, das Zeichen gab: da brachen plötzlich die Tische zusammen, der Fußboden polterte krachend nieder und Alles stürzte in größter Unordnung durch einander: Menschen, Stühle, Contre-Bässe, Violinen, Hörner; die Saiten sprangen entzwei, die Verwundeten schrieen schrecklich; der Eine seufzte unter einer Baßgeige, der Andere hielt einen Fiedelbogen im Munde; zerschmetterte Instrumenten-Kasten, zerbrochene Stühle, Klagegeschrei, Lachen der Zuhörer, Angstgeheul, Alles vermengte sich und machte die sonderbarste Musik, die man je gehört hatte. Indeß nach der ersten Ueberraschung liefen alle Zuschauer den Unglücklichen zur Hülfe, aber man konnte den Musikdirektor nicht finden; endlich nach vielem Suchen hörte man in einem Winkel ein Geseufz, wie das eines Menschen, der in einen Huth hineinspricht, und man sah zwei Beine sich wüthend in der Luft bewegen; es war der arme Direktor, der in die große Trommel hineingepurzelt war und sich daselbst ganz begraben hatte.

Miscellen.

Als die alten Aegypter gewisse Feinde überwunden hatten, ließen sie dieselben auf die Sohlen ihrer Sandalen malen, um sie stets mit Füßen zu treten.

Etwas Aehnliches, aber in einem ganz andern Sinne, geschah in Griechenland, wo mancher Liebhaber den Namen seiner Geliebten auf die Sohlen seiner Sandalen schnitt, damit, wo er auf der Erde gehe, dieser Name derselben aufgedrückt werde.

(Guter Rath). Es wurde vor Kurzem in Paris ein Beutelschneider auf der That ertappt. Bei dem Verhöre gab man ihm, wie gewöhnlich, einen Advokaten bei, der ihm mit gutem Rathe beistehen sollte. Dieser nahm den Dieb bei Seite und fragte ihn: „Ist es wahr, daß Sie Dem u. Dem die Börse gestohlen haben?" — „Ja, Herr, . . . aber" — „Still! in diesem Fall ist der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, der, sich so schnell als möglich zu entfernen." Der Dieb befolgte den Rath und schlich sich fort. Der Advokat begab sich wieder auf seinen Platz und der Präsident fragte ihn, was er zur Vertheidigung des Gefangenen vorzubringen habe. „Meine Herrn," antwortete er; „der arme Teufel hat sein Vergehen gestanden, und da er nicht beobachtet wurde, ich aber beauftragt war, ihm mit gutem Rathe beizustehen, so glaubte ich, es sei ihm nichts Besseres zu rathen, als die Flucht. Er besann sich nicht lange und ist verschwunden." Alle Anwesenden lachten; der Advokat war nicht zu tadeln; die Aufseher hätten besser auf den Gefangenen Acht geben sollen.

Ph. Laven, Redacteur.

Da mit heute das Abonnement für das zweite halbe Jahr 1835 beginnt, so ersucht der Unterzeichnete alle Diejenigen, die das Blatt ferner zu haben wünschen, sich bald-möglichst bei ihm zu melden.

A. Schönberger.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 4. Juli. **N°. 53.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Ehe Nalbach den Inhalt des Königlichen Resolutums an den Kurfürsten und die Landschaftlichen Directorien abgeschickt hatte, erhielt er von Franz Georg ein trostloses eigenhändiges Schreiben, worin der unglückliche Fürst sagt: „Mit vieler Freude ersehe ich, wie Sie sich alle erdenkliche, unermüdliche „mühe und sorg geben, einige linderung undt barmherzigkeit bey Seiner Königl. allerchristlichster Maj., „undt Ihrem Ministerio, wo immer möglich, für „meine arme, allerdings bis in den grund verdorbene „Unterthanen zu wege zu bringen. — Es ist dahin gekommen, daß sich viele schlechterdings dahin entschlossen, alles unglück abzuwarten, und sogar haus „und hof zu verlassen, undt abbrennen, auch ausplündren zu lassen, weilen ihnen ohne dem nichts „als das blosse leben überbliebe. — Dem allwissenden „Gott ist es bekant, daß ich seit diesem angefangenen undt andaurenden Krieg nicht einen Kreuzer für „mich oder meinen Hofstat und für die Trouppen empfangen habe, undt nicht besser undt glückseliger als „meine Unterthanen selbsten daran seie. Indessen will „gern christlich-gelassentlich still halten, wenn nur „meinen armen undt oft glückseligeren Unterthanen „könnte geholfen werden."

Der Brief war vom 15. Oktober. In einem vom 18. d. M. lese ich folgendes:

„Ich begreife, daß alles, wie es der Herr Weihbischoff in ein- und anderm gemacht hat, allerdings „wohl geschehen seye, und daß sich derhalben hernächst „mehr wird reden — als jetzt schreiben lassen. Nur „dieses will ich hierdurch erinnern, daß derselbe von „dorth nicht abeyle, bis man sehe, was sowohl hinsichtlich des vergangenen als zukünftigen näher zu „erhalten seye; immaßen die Landstände dieses auch „sehnlich verlangen, und ihres orths selbst heut desfalls das nähere melden. Des Herrn Cardinalen „Fleury Antwortschreiben ist mir überaus tröstlich." —

Der kluge Weihbischof besuchte zu Paris den Schwiegervater des Generals v. Belleisle, Grafen v. Bethun. Auf die Anfrage, ob er nichts nach Metz, an seine Tochter, oder nach Trier, an den General zu befehlen habe, wurde ihm die höflichste Erwiederung, daß er die Artigkeit des Bischofes bei dem Generale anzurühmen wissen werde; auch zweifle er nicht, daß er der Landschaft einige Dienstgefälligkeiten würde erweisen können.

Am nämlichen Tage, den 27. Oktober, trat Nalbach die Rückreise nach Trier an. Zu Metz wurde er zuvorkommend gut von dem Intendanten, und der Frau v. Belleisle empfangen. Am 3. November ist er wieder in Trier angekommen.

Der Kurfürst schrieb ihm: „Der Herr Weihbischoff sey versichert, daß mich dessen glückliche Zurückkunft von hertzen erfreuet, und daß ich mit dessen Verrichtung vollkommen zufrieden bin, u. daß auch „alle ehrliche, getreue und rechtschaffene gemüther mit mir „von gleicher meynung und erkenntlichkeit seynd. Derselbe mache nur, daß er, sobald es seyn kann, zu „mir komme." —

„Meine situation ist bei allem dem die unglücklichste von allen Reichsständen, da ich es weder „dem Kaiser, noch dem König von Frankreich recht „machen kann." —

Eine Deputation der Landstände begrüßte den Weihbischof. Nach dem Vortrage der Hauptsache wollte Nalbach Rechnung der Reisekosten ablegen; aber die Direktorien der Landstände verlangten keine Rechnung. Doch der Weihbischof wollte die Gelegenheit zur Kritik böswilliger Menschen nicht selbst veranlassen: er



wußte vom Kurfürsten, daß man ihn zu verläumden gesucht hatte, indem von bösen Zeugen ausgestreut wurde, er habe bei seinem Geschäfte keine Verdienste, da er mehr geschlafen, als gehandelt habe!! *) —

Die Rechnungs-Ablage liegt in allen Kleinigkeiten vor mir, und daraus ergibt sich, daß er von den Direktorien der Landstände in Allem empfangen hatte 2000 Rthlr. Trierisch; und daß die Summe aller Ausgaben 917 Rthlr. 23 Alb. gewesen sei. Der Rest wurde der Landschaftlichen Casse zurückerstattet.

„Aus dem Bericht über meine Sendung," sagt Nalbach mit gerechtem Unwillen, „kann hoffentlich die böse „Welt überzeugt werden, daß ich gar nicht geschlafen, „sondern, so zu sagen, Tag und Nacht, nach äußersten „Kräften pro patria gearbeitet habe. Zugleich habe „ich zu meinem Trost bewiesen, daß ich gut gewirth„schaftet habe." —

Eine Deputation der Landschaftlichen Direktorien ging hierauf von Trier ab, um den General Belleisle, der zu Berncastel eintreffen sollte, zu begrüßen, und für mildre Gesinnungen zu gewinnen. Bei einem ohngefähren Zusammentreffen that einer dieser Herrn dem Weihbischofe den Vorschlag, Theil an dieser Commission nehmen zu wollen. Aber Nalbach war müde aller Commissionen, und erklärte, daß er für die Zukunft mit dergleichen nichts mehr zu schaffen haben wollte.

So endete sich das diesmalige Wirken des Mannes, das ihm, der That nach, wie es leider nur zu oft zu geschehen pflegt, mit Undank von mehrern seiner Mitbürger belohnt wurde. Tröstlich war es ihm doch, daß Franz Georg und einige andere Ehrenmänner gerecht gegen ihn waren. Auch das letzte Aktenstück in dieser Sammlung, ein Original-Brief des Cardinals Fleury an Nalbach (vom 8. Dezember 1734), konnte ihm zur Entschädigung dienen. Der Cardinal schreibt ihm:

„Le pays de Trêves a eu un bon avocat en Vous, et il ne pouvoit être en de meilleures mains, pour obtenir du soulagement, et si les circonstances avoient pu le permettre, j'aurois été ravy de faire encore mieux, pour vous marquer, Monsieur, qu'on ne peut vous honorer plus parfaitement que je fais."

Durch die Mittheilung dieses und ähnlicher Berichte von Nalbach, die nicht aufgestutzt, nicht aufgeschraubt, nicht pompös und declamatorisch erscheinen, weil sie mit aufrichtiger Simplicität geschrieben sind, wollte ich diesem unserm edeln Landsmanne, der werth ist, im Andenken der Nachkommenden zu leben, so viel an mir ist, diese letzte Ehre erweisen.

(Fortsetzung folgt.)

*) In einem Schreiben Franz Georgs an Nalbach kommt folgende Stelle vor: „Ich bin überführet, „daß der Herr Weihbischoff an dem Französischen Hofe „nichts versäumet, sondern alles, was nur immer Mensch„möglich, pro Patria gethan haben werde, und kommt „mir dahero desto frembder, auch unbegründeter vor, „daß einige boßhaffte Leuthe in hiesigem „Lande ausgestreuet haben sollen, ob hätte „man währender dasigen sejour immer ge„schlaffen rc. rc."

Aber auch der Kurfürst entging der bösen Rede nicht. Er beklagt sich deshalb bei Nalbach folgendermassen: „Es seynd vielleicht eben diejenigen, welche Sie zu ver„läumden suchen, auch die, so ausstreuen, und aus ver„dammlichem Haß insinuiren, ob thäte es Mir in die„ser kritischen Lage an Geld, auch an Muth nicht feh„len, neue Gebäw, auch voluptuaria mit gro„ßen Kösten zu erbawen. Wahr ist, daß mein „Brücken- und Jagdschiff den gantzen Winther hindurch „niemahls eine retirade gehabt, und dahero dem Wind „und Wetter exponirt gestanden. — Dieses in eine re„tirade bringen zu können, und meine Residenz zu schlie„ßen, habe ich, bevor ausgebrochenem Krieg, einen Gra„ben aufwerfen, und selben zu mauren anfangen; auch „selbiges so weith bringen lassen, daß er wiederumb „gantz zusammengefallen wäre, wan selbigen nicht hätte „forthaus verfertigen lassen; wodurch ich zugleich einen „sonst öden Platz zu einem kleinen Gärtlein schaffen kann. „So wird dieses wohl dos voluptuarium seyn sollen, „welches sonsten auch einem gemeinen Bürger anzulegen „nicht zu viel oder zu kostbahr vorkommt. Wan aber „das voluptuarium vielleicht darin bestehet, daß ich auf „der Mauer dieses Grabens ein steinernes Häusgen zu„gleich hinsetzen lassen, welches just viermahl so groß, „als ein Schilderhäusgen ist, damit nächtlicher weyl et„wa ein Corporal mit zwey bis drey Mann darin liegen „könne — so muß ich mich der augeschmitzter voluptua„rien-Kösten schuldig erkennen. — Mit mir ist es jetzo „so weit gekommen, daß ich aus meinem privat„und Tafel-Silber einige tausend Gulden Geld müntzen „lasse, und, weilen hier meine Tafel nicht mehr zu dek„ken weiß, mich genöthiget sehe, dahier davon zu ge„hen, und mit jenem wenigen Geld meine Kost und Un„terhalt allerbaldest in Schwaben nachsuchen — und üb„rigens denen bösen Zungen heimzulassen, daß sie dich„ten und reden, was sie nur immer wollen, und beym „ewigen Gott verantworthen können." — —

Auf so arge Weise wurde dieser treffliche Fürst gekränkt! Es war keine Zeit, ist keine, und wird keine sein, in der sich nicht Menschen finden, die ihren Genuß nur darin finden, das Edle im Menschen, das sie nicht fassen können oder wollen, zu beschmutzen!

Beschreibung des im Gräflich-von-Kesselstatt'schen Hofe aufbewahrten antiken Sarkophages u. Erklärung des auf demselben befindlichen Basreliefs.

Von J. P. Schmitt.

(Fortsetzung.)

Diese Hypothese beruht bloß auf der Zahl der Thiere, unter denen sich auch einige befinden, welche auf Mithräen vorkommen; sollte sie einige Wahrscheinlichkeit erhalten, so müßten sich durch einen Vergleich mit andern ähnlichen Monumenten aus der Darstellung selbst noch ganz andere Kennzeichen herausstellen. Herr Scholl selbst gibt sie auch für weiter nichts aus, als für eine Idee, die durch die genannten Punkte geweckt worden und von Sachkundigern erst erörtert werden müsse.

Wir haben hier vier verschiedene Hypothesen, von denen aber nach dem bis jetzt Vorgekommenen keine so fest steht, daß sie ausschließliche Anerkennung verdiente. Jedoch hat die Ansicht, daß das Basrelief die Arche Noe's vorstelle, noch immer die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, und ich glaube, daß, wenn man folgende Thatsachen berücksichtigt, nicht nur die gemachten Einwendungen beseitigt, sondern auch eine ziemlich vollständige und sichere Erklärung der Sache herbeigeführt werde.

Wir haben in unserer Gegend nichts Aehnliches, woraus wir durch Vergleichung einigen Aufschluß erwarten dürften, indem auf den übrigen aus der Römischen Periode vorgefundenen christlichen Särgen sich keine Skulpturarbeiten befanden, und wir auch außerdem keine andern christlichen Denkmäler aus jener Zeit besitzen. Dagegen liefern uns für vorliegenden Fall die reichhaltigen Ausbeuten, welche man durch Ausgrabungen in den Katakomben zu Rom seit Sixtus V. gemacht hat, hinreichende Analogien. Auf den christlichen Särgen, welche man ausgegraben hat, so wie an den Gewölben und Seitenwänden der Katakombengemächer finden sich theils geschichtliche, theils allego-

rische Darstellungen vor, und unter den letztern auch Noe in der Arche, die Taube mit dem Oelzweige erwartend. Die Abbildung dieser Darstellung auf Särgen findet sich bei Bottari in dem schon angeführten Werke: Tom. I. Tab. XXXVII, XL u. XLI. Tom. II. Tab. LXXXVII u. Tom. III Tab. CXXXI u. CLXXXXV. Dann an den Gewölben und Seitenwänden Tom. II. Tab. LIX, LXV, LXXII, CI, CIII, CXVIII, CXX, CXXIII. Tom. III. Tab. CXXXXII. CLXV u. CLXXXIII.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaft.

Worin es die Vereine zur Hebung des Ackerbaues meistens versehen.

Von jeher hat man gesehen, daß Vereine zur Förderung der Landwirthschaft überhaupt, insbesondere aber die zur Verbesserung des Ackerbaues wenig oder gar nichts fruchteten. Dieser Umstand brachte die Gesellschaften in übles Gerede und machte sie mitunter lächerlich. Woran lag hierbei die Schuld? Es ist nicht zu verkennen, daß derlei Gesellschaften gewöhnlich aus eben so einsichtsvollen als wohlwollenden Männern bestehen, die mit Liebe beobachten und, vertraut mit den Gesetzen der Natur, nicht selten neue Pläne fassen, die sie dem Publikum in Druckschriften empfehlen. Aber darauf beschränkt sich auch meistens ihre Wirksamkeit. Der Mangel an Mitgliedern, die sich mit Anstellung der nöthigen Versuche befaßten, vereitelt meistens den erwünschten Erfolg. Wohl nimmt man seine Zuflucht zu Pfarrern und Bürgermeistern; aber dies ist nach unserm Dafürhalten noch lange nicht genug. Denn, wenn auch Erstere ihrer Stellung nach im Stande wären, praktisch zu wirken, so lassen es doch häufig die vielen Amtsgeschäfte nicht zu, neue Versuche entweder selbst anzustellen, oder unter Selbstaufsicht mit der erforderlichen Genauigkeit anstellen zu lassen. Ueberdies besitzen sehr viele gar kein Grundeigenthum, und da sie nicht selten in Städten geboren sind, so ermangeln sie oft nicht nur des zu solchen Versuchen erforderlichen Taktes, sondern auch aller hierher gehörigen Anschauungen. Was die Pfarrer anbelangt, so sind zwar die meisten auf dem Lande geboren; allein der Umstand, daß sie selbst oft, entweder gar keine Furche Landes besitzen, oder daß sie die Kirchengrundstücke einem Pächter überlassen müssen, setzt auch sie außer Stande, etwas Erhebliches zu thun. Uebrigens haben die Letztern auch noch das Vorurtheil gegen sich. Das Landvolk glaubt nämlich durchgehends, der Pfarrer habe nur für ihr Ewiges zu sorgen, das Zeitliche wahrzunehmen, sei ihre Sache. Bekanntlich aber wird das Vorurtheil oft selbst nicht einmal durch das Aug und Ohr zur Vernunft gebracht. Zu diesem Vorurtheile gesellt sich außerordentlich oft noch ein zweiter Wahn, die Annahme, daß an dem Ackerbau, wie man ihn von den Vorfahren ererbt habe, Nichts zu ändern sei, als ob er gleich so vielen andern Dingen göttlicher Einrichtung wäre und aus dem Paradiese stammte. Die Geistlichen können demnach nur äußerst selten unmittelbar fördernd eingreifen, ihr Einfluß kann nur mittelbar sein, und das mag er auch immerhin bleiben, ohne deßhalb unerheblich zu sein. Indem sie nämlich gemeinschaftlich mit den Schullehrern die Kinder zu denkenden Wesen heranbilden, sie mit den Erscheinungen in der Natur, so wie mit ihren Ursachen bekannt, vertraut machen, legen sie in jeder Beziehung den Grund zu einer bessern Zukunft. Sie in diesem ihrem natürlichen Wirkungskreise kräftig zu unterstützen, sei das vorzüglichste Augenmerk des Bürgermeisters.

In Gegenden, worin sich viele reiche Gutsbesitzer befinden, die sich selbst mit dem Ackerbau befassen, bewerkstelligen sich die Verbesserungen im Ackerbaue schon leicht. Ihr Wohlstand erlaubt es ihnen, neue und wiederholte Versuche anzustellen. Was sich als gut bewährt, wird sofort Gegenstand der Nachahmung für die Menge. Daß die reichen Gutsbesitzer für die Vereine gewonnen werden müssen, liegt demnach am Tage und geschieht wohl auch immer. Aber daß auch der gewöhnliche Bauer zuzuziehen sei, besonders in Gegenden, wo das Eigenthum sehr vertheilt ist, mag zwar bekannt und anerkannt sein, geschieht aber nur äußerst selten. Ueberhaupt sind die meisten Vereine dieser Art oligarchischer, ich möchte sagen, kastenartiger Natur. Die weitläufigen Einweihungsritus, so wie die Eifersucht für Titel- und Diplomenbehang, lassen sie kaum zahlreich, geschweige denn praktisch werden. Hier dürfte, wenn irgendwo der Grundsatz gelten: „Was sich liebend nähert, halte nicht zurück, und suche selbst den Abgeneigten zu gewinnen.“ Warum sollte man, um Mitglied zu werden, außer dem Willen es zu sein, noch anderer Qualitäten bedürfen? Sollte eine einfache Inscription, ja das Erscheinen bei den Verhandlungen nicht schon hinreichend sein, die Mitgliedschaft zu beurkunden?

Ich glaube, daß es für Gegenden, in welchen der Grund sehr vertheilt ist, ganz unerläßlich sei, die Landleute zu den Verhandlungen zu laden und mit der Ausführung des Beschlossenen zu beauftragen. Man könnte sich zu dem Ende aus jedem Dorfe einen oder mehrere einsichtige und fleißige Ackerbauer durch die Herrn Pfarrer und Bürgermeister bezeichnen lassen. Es brauchte ein solcher agronomischer Verein nur in dem Falle, wo zu einem Versuche neuer Saamen, nicht übliche Geräthschaften oder sonstige Anschaffungen erforderlich sind, eine angemessene Vorlage zu machen; denn daß einer Gesellschaft dieser Art einige Mittel zu Gebote stehen, darf man wohl erwarten. Durch ein Paar solcher Männer, die bei den Ihrigen in Ansehen stehen, läßt sich mehr, als durch jedes andere Mittel erlangen. Auf diese Weise entschlägt sich eine Gemeinde gar leicht dem Hergebrachten; in keiner andern Weise ist es möglich, einer neuen Bestellung, viel weniger einer zweckmäßigern Eintheilung der Felder Eingang zu verschaffen, selbst da nicht, wo reiche Gutsbesitzer gerne den Anfang machten, denn auch sie haben ihre Felder nur selten in eigenen, abgesonderten Hufen. Ohne eine neue Eintheilung der Fluren ist an vielen Stellen keine gründliche Reform der Landwirthschaft möglich. Dies entgeht ebenfalls häufig den Vereinen, und ihre Bestrebungen und Leistungen beziehen sich gewöhnlich auf Einzelnes; an durchgreifende Maaßregeln, die eine nothwendige Umgestaltung in der Acker-Constitution einer Gemarkung bezweckten, denkt man nicht.

Nicht selten sucht man mit vieler Mühe und großem Kostenaufwande ausfindig zu machen, welche Produkte, ausländische, wie inländische, in diesem oder jenem Districte fortkommen, unterläßt aber zu bestimmen, welche Pflanzung den sichersten und größten Ertrag abwerfe, gerade als ob es sich hier blos um Curiositäten handelte, da es doch Fundamentalregel der Landwirthschaft ist, dasjenige zunächst und zu meist zu produziren, was den größten Gewinn gewährt.

Ein anderer Uebelstand, der sich besonders bei den Zusammenkünften mancher Vereine dieser Art zeigt, ist

der Umstand, daß die Zeit des Zusammenseins meistens philanthropischen Herzensergießungen, langen Reden und Vorlesungen über Gemeinplätze oder, was noch schlimmer ist, über Seltenheiten gewidmet wird. Die wahren Sachkapitel kommen nur selten zur Sprache und Erörterung.

Das Gute selbst aber, das beschlossen wird, kommt überdies häufig entweder gar nicht zur Publicität, oder, wenn dies der Fall ist, so geschieht es häufig nicht in einer Weise, daß den Produzenten ein Nutzen daraus erwachsen könnte. Denn es sind die Ergebnisse der Gesellschaften, meistens in Büchern, Denk- und Zeitschriften niedergelegt, die dem gemeinen Manne nie zu Gesichte kommen und außerdem häufig in einer Sprache abgefaßt, die er gar nicht versteht. Richtige und bestimmte Winke in einem Kalender würden weit weniger Gefahr laufen, das rechte Ziel zu verfehlen. Jedenfalls dürften sie auch in Schriften und Blättern niedergelegt werden, welche auf den Dörfern nicht etwa blos vom Herrn Pfarrer und Bürgermeister, sondern auch von Klaus und Dans nebst Familie an Sonn- und Feiertagen, so wie an den Winterabenden gelesen werden. Wir wünschten sehr, daß unser Blatt auch von Landleuten gelesen würde, und, welche Zukunft ihm auch bevorstehe, wir werden, was wir aus Erfahrung, mündlicher und schriftlicher Mittheilung, so wie aus Büchern und Zeitschriften Hierhergehöriges haben, mit Klarheit und Kürze mittheilen.

Fragmente aus den Memoiren der Madame Lebrün.

(Schluß.)

„Als die Königinn die letzte Reise nach Fontainbleau machte, wo der Hof im größten Galla zu sein pflegte, begab ich mich dorthin, um dieses Schauspiels ansichtig zu werden. Da sah ich die Erlauchte in dem größten Schmucke, bedeckt mit Diamanten; und weil eben der Glanz der Sonne sie bestrahlte, schien sie mir ganz blendend. Ihr über dem schönen Halse erhobenes Haupt gab ihr, wenn sie ging, ein auffallendes Aeußere, so königlich, so voll Majestät, daß man glaubte, eine Göttinn mitten unter dienenden Nymphen zu sehen. Während der ersten Sitzung, womit mich ihre Majestät nach der Rückkehr von dieser Reise huldreich beehrte, erlaubte ich mir, von dem Eindrucke, den sie auf mich gemacht hatte, zu sprechen, und ihr zu sagen, wie sehr ihr emporragendes Haupt den Adel ihres ganzen Wesens erhöhe. Sie antwortete mir mit scherzendem Tone: — „Nicht wahr, wenn ich nicht Königinn wäre, so würde man sagen, ich sähe etwas unverschämt drein?"

„Die Königinn vernachläßigte Nichts, um ihren Kindern jene anmuthigen, freundlichen Manieren beizubringen, welche sie selbst bei ihrer ganzen Umgebung so beliebt machten. Ich sah, wie sie Madame, damals sechs Jahre alt, mit einer kleinen Bäuerinn speisen ließ und ihr beständig anlag, das Mädchen zu bedienen, indem sie immerfort die Worte sprach: Mein Kind, du mußt ihr auch schön aufwarten!"

„Die letzte Sitzung, die mir gestattet wurde, war im Trianon, wo ich ihren Kopf malte für das große Gemälde, worauf ich sie mit ihren Kindern darstellte. Ich erinnere mich, daß der damalige Minister, Baron von Breteuil, gegenwärtig war, und daß sie während der ganzen Sitzung nicht aufhörte, über alle Hofdamen herzumachen. Entweder hielt sie mich für taub oder für zu ordentlich, als daß sie befürchten konnte, daß ich den Interessenten das Gehörte mittheilen würde. Das kann ich auch versichern, daß nie ein Wort davon über meine Lippe gekommen ist, obschon ich keines vergessen habe.

„Nachdem ich den Kopf der Königinn, so wie die einzelnen Studien zu dem ersten Dauphin, zu Madame und zu dem Herzog der Normandie gemacht hatte, beschäftigte ich mich sogleich mit meinem Gemälde, auf welches ich einen großen Werth legte. Fertig wurde es für den Saal vom Jahre 1788. Der Rahmen, den man allein dorthin getragen hatte, war schon hinreichend, tausendfachen Tadel zu erregen; außerdem wurde mir manches Andere hinterbracht und ließ mich die bittersten Kritiken fürchten. Endlich schickte ich mein Gemälde; ich hatte jedoch nicht den Muth, sogleich selbst zu folgen; so sehr fürchtete ich eine üble Aufnahme; ja meine Angst war so groß, daß ich das Fieber bekam. Ich schloß mich in meine Stube ein u. befand mich da, Gott bittend, meiner königlichen Familie einen guten Erfolg zu leihen, als mein Bruder und eine Menge Freunde zu mir kamen und mir sagten, daß mein Gemälde gut aufgenommen werde. Nach der Ausstellung ließ der König dasselbe nach Versailles bringen; Herr von Angivilliers, damaliger Minister der Künste und Director der königlichen Bauten, stellte mich Sr. Majestät vor. Ludwig XVI. war so gütig, sich lange Zeit mit mir zu unterhalten, mir zu sagen, daß er sehr zufrieden sei. Dann setzte er hinzu, indem er nochmals meine Arbeit betrachtete: „Ich sehe mich zwar nicht in dem Gemälde; gleichwohl habe ich es liebgewonnen."

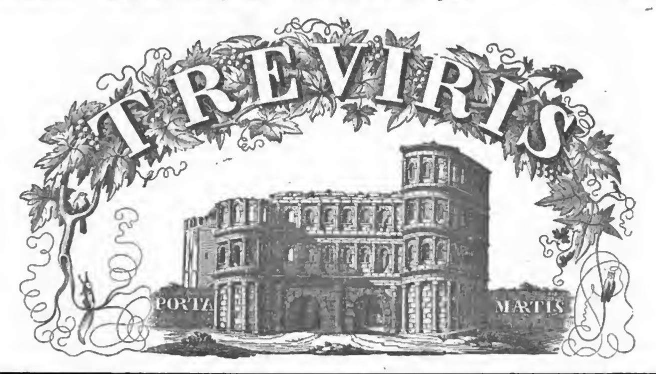
„Mein Gemälde wurde in einem der Säle des Schlosses von Versailles aufgestellt, und die Königinn ging jedesmal daran vorüber, wenn sie die Messe besuchte und daraus zurückkam. Nach dem Tode des Dauphins (im Anfange des Jahrs 1789) rief der Anblick des Bildes ihr diesen schmerzlichen Verlust so lebhaft zurück, daß sie nicht mit trockenem Auge durch den Saal gehen konnte. Sie gab daher Herrn von Angivilliers die Weisung, das Gemälde wegzunehmen; aber mit der ihr eigenen Anmuth ließ sie mich auch sogleich die Ursache davon wissen. Auf diese Weise wurde das Gemälde erhalten; wahrscheinlich hätte es sonst nicht das Glück gehabt, bis auf diesen Tag zu bestehen; denn kurze Zeit nachher kamen die Fischweiber nach Versailles, um den König u. die Königinn abzuholen.

„Seit dem letzten Balle des Hofs in Versailles hatte ich nicht mehr das Vergnügen, Marie Antoinette wieder zu sehen; dieser Ball fand Statt in dem Schauspielsaale, und die Loge, worin ich mich fand, war der Königinn nahe genug, daß ich hören konnte, was sie sagte. Ich sah sie sehr bewegt, als sie die jungen Leute vom Hofe zum Tanzen einlud und die meisten ihr eine abschlägige Antwort gaben, so, daß der größte Theil der Contre-Tänze nicht zu Stande kommen konnte. Das Benehmen dieser Herrn schien mir so unartig, daß es mich selbst innig beleidigte; ich weiß nicht, warum es mir gar wie revolutionair vorkam. Und die Revolution blieb auch nicht lange aus: sie begann das folgende Jahr.

U. Priesch, Redacteur.

Ant. Schönberger. Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 8. Juli. N°. 54.



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Aus der Deutschen handschriftlichen Chronik des Klosters St. Johann will ich nun als Nachtrag noch Einiges wörtlich folgen lassen, das die folgende Zeit dieses Kriegs, besonders das Jahr 1735, betrifft. Die gleichzeitige Chronik stellt uns die Lage der Dinge, wie sie gerade vor hundert Jahren war, auf ihre schlichte Weise dar. Wenn auch die gute Nonne manchmal übertreiben mag; so hört man sie doch gerne die Gefahren ihrer Zeit erzählen. „Anno „1735. (schreibt sie) Nachdem die Franzosen Garni„sone den 10. May auß Trier marschirt, seindt sie „auff den Rein gezogen, und haben den gantzen Som„mer durch da gelegen: die Deutsche auff einer, die „Franzosen auff anderer Seiten des Reins. Im Au„gusti ist das gesprech gangen, die Deutsche kämen „auff Trier. So hat das Lermen mit den Deutschen „gewährt biß am endt des September."

„Zu selber Zeit waren nit vil Franzosen in der „Statt; aber es war ihnen sehr baug. Sie haben „ihre Bagasch auff Metz geführt, und haben die Nacht „wie den Tag mit ihrem gewehr versehen auff Ordre „gewart. Des Nachts haben sie auch underschiedlich„mahl die Tromm gerührt."

„In dieser Zeit war die arme statt Trier in „höchstem Schröcken, geplündert und verbrannt zu „werden wegen viler-furagen, so die Franzosen noch „in Trier hatten."

„Als die Deutsche auff dem Rein seindt auffge„brochen, und ihren marsch auff Trier genohmen; so „haben die Franzosen auff dem Rein sich ebenfahls „auffgemacht, und die Nacht wie den Tag marschiret, „umb den Deutschen vorzukommen, wie auch gescheh„en ist."

„Es seindt alle Tag, vom zweiten und dritten „October bis den 10. selbigen Monat, eine solche „Menge Franzosen ankommen, daß man gemeint hat, „sie würden nit allein Trier auffressen, sondern ganz „Deutschland. Sie seyndt in währender Zeit auf- und „abgezogen: als wan der jüngste Tag währe."

„Die große Offizier haben nuhr in der statt ge„legen, die gemeine Offizier und Soldatten haben „rund umb die Statt gelegen, als auffm Franzen „Knipgen, auff Paulins Flohr, und auff dem h. Kreuz „Berg. Sie haben mit höchstem schadten alle Bäum „rund umb die Statt, wie auch in den umbliegen„den Dörffern, alß Eürenst, Lonckig und Kenn und „etliche mehr, abgehauen. Den 6 bis 8 October ist alles „Gemüß in den Garten vor der Statt preis gewesen."

„Unterdessen seindt die Deutsche auf der anderen „Seitten zu Clausen ankommen, und haben da ganz „still gelegen, auff noch mehre zu warthen. Den 17 „bis 19 October seindt die Franzosen, als nemblich „die Generale Comte de Coenné und Comte de „Belleisle mit ihrem Volck gehn die Deutsche auff „Clausen gezogen, und zwahr in solcher Fury, auch „in so großer Menge Volck von Trier fortgezogen, „daß vermeint, sie würden nit allein Clausen ver„derben, und die Deutsche verjagen; sondern bis auff „Coblentz, ja gar bis auff Wien laufen."

„Die wenige Deutsche, so zu Clausen gelegen, „haben den vorigen Tag die Hetzeratter Haitt oder „Wieß, so ohne dem ganz morastig ist, mit der Bach „überschwemmt; daß also den Franzosen, so darauff „müssen stehen, um die Deutsche anzugreifen, sehr „übel ergangen, und das Gewehr verrost ist. Zum „anderen haben die Deutsche etliche Stück gesetzt in „den Walt hinter die Bäume, und haben ihr Volck „in gutte ordnung gestellt, und seindt vor die Bäu„me gestanden, und haben sich der Franzosen erwehrt."



„Auf den 19ten October seindt die Franzosen „ein wenig herbeygerückt; da seindt die Deutsche zu„rückgewichen bis hinter ihre Stück. So haben die „Franzosen gemeint, sie hätten schon gewonnen. Da „hat auff den 20ten October des Abens umb 4 Uh„ren Monsieur Comte de Belleisle lassen Feur ge„ben auff die Deutsche. Da haben diese ihre verbor„gene Stück gelöst, und ist ein Feur geben, daß die „Franzosen vermeint, sie wären in der Höll, und „hat das schlagen und schiesen gewährt bis gen 8 Uhren, „sogahr, daß die Franzosen sich selber nit kandt und „einer den andern todt gemacht."

„Es sollen gewesen sein hundert tausend Man „Franzosen (?!) und 5 oder 6 tausend Man Deutsche; „und sollen todt geblieben sein bey 6 oder 8 tausend „Man Franzosen, auch ville blessirte: von den Deutsch„en sollen wenige geblieben sein *)."

„Den 21. October seindt schon die Franzosen „wieder zu Trier ankommen, und seindt so voller Forcht „gewesen, daß sie bald den Schatten der Leut geförch„tet haben."

„Den 25. October haben sich die Deutsche Hu„saren als Vorbotten lassen sehen. Am 27. October „ist in der Statt lermen geschlagen worden von den „Franzosen, und seindt alle Officir aufgeloffen auff „die Berg zu ihrem Volck."

„Es seindt die Deutsche auff den 28. October zu „Paltz und Erang ankommen, und haben ville ba„gage der Franzosen Officir bekommen, und seindt „also die Deutsche langst Biwer gezogen biß auff den „Marxberg. Die Franzosen haben mit Stücken auff „sie geschossen aber wenige getroffen."

„Das marschiren und schießen hat gedauert 3 Tag. „Da haben sie nuhn gelegen — die Deutsche auff ei„ner — die Franzosen auf der ander seitten der Statt. „Es ist von der Zeit an, da die Franzosen von Clau„sen seindt zurückkommen, ein so grosse anzahl Of„ficir in der Statt gewesen, daß die Capitein und „gemeine Officir kein Billet bekommen; sondern in die „Häuser mit 7 und 8 Officir in einem gemeinen Bür„gers Haus sich selber logirt haben, auch auff flacher „Erdt vorlieb genohmen."

„Selbe Zeit hab ich lassen, so vil möglich, die „Closter-Porten zuhalten, so, daß wir gar nit logirt „sein gewesen **)."

„Man hat kein Brodt vor Gelt können bekom„men; dan die Becker hatten Schildwachten bey dem „Ofen, daß sie nuhr Brodt vor das Volck durften „backen, und war gahr ein großer Mangel an Brodt „unter den Burgern der Statt."

„Unterdessen haben die Franzosen die Dörffer ge„plündert weit und breit, und haben den Geistlichen „am Altar nit verschont. Sie haben die Klocken aus „den Kirchen genohmen, und in 5 und 6 Theile ge„theilt. Es ist kein Man sicher gewesen, aus einem „Dorff ins andere zu gehen, ohne ausgezogen zu wer„den. Der pater guardian von Beurich hat eine Salva „gard begert, hat sie auch bekommen vor dda Closter; dem „unangesehen seindt sie umb halbe Nacht mit gewalt „eingefallen, das Closter zu plündern; so haben sie „die Klocken gelaut und lermen gemacht, da hat der „Franzosen Commandant von Sarburg dem Closter „Volck geschickt, so daß das Closter noch unbeschädigt „ist blieben."

„Was indessen die arme Statt Trier vor schrecken „und angst hat ausgestanden, läßt sich nit beschreiben; „dan sie haben nochmahl alle noch übrige Bäume ab„gehauen und die Wingerts-Stöck gleich der Erde ab„geschnitten, und die Wingertsstecken verbrent: das „übrige haben sie vor ein klein Gelt verkaufft." —

(Schluß folgt.)

*) Man kennt aus alter und neuer Zeit die Wahrheit der Kriegs-Bulletins!

Was kann die Klosterfrau dafür, wenn sie in ihrer Clausur hier und da übel berichtet wurde! —

**) Aus diesen Worten lernen wir, daß die Schreibende die kluge Vorsteherinn des Klosters war. In diesem Falle hieß sie Coleta Elisabetha Billig.

Beschreibung des im Gräflich- von- kesselstadt'schen Hofe aufbewahrten antiken Sarkophages und Erklärung des auf demselben befindlichen Basreliefs.

Von J. P. Schmitt.

(Fortsetzung.)

Noe erscheint hier überall ganz allein in einem viereckigen Kasten, der תֵּבָה (thebah), wie sie Moses beschreibt, beide Hände gegen die heranfliegende Taube ausstreckend. Der Kasten ist manchmal so eng, daß er von der Person des Noe ganz ausgefüllt wird. Er schwimmt bald auf dem Wasser, bald steht er auf dem festen Lande, gewöhnlich ist er ohne Deckel, nur einigemal hat er einen solchen, der nach hinten wie der Deckel einer Büchse aufgeschlagen ist. Tom. II. Tab. CI u. CXX. ferner Tom. III. Tab. CXXXXII.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß sich wohl christliche Skulpturarbeiten aus den ersten Jahrhunderten, und zwar auch auf Särgen vorfinden, und daß grade die Arche Noe's eine der beliebteren Darstellungen ist.

Die Arche war in der ersten Christenzeit ein Symbol, an das man verschiedene Ideen anknüpfte. Die Rettung der in der Arche sich befindlichen Familie Noe's aus dem allgemeinen Verderben erinnerte zunächst an die Erlösung durch Christus, welche Idee auch sehr oft durch ähnliche Darstellungen, so z. B. durch die drei Knaben im Feuerofen, Daniel in der Löwengrube, ausgedrückt wurde. Dann war die Arche auch ein Sinnbild der Kirche. So wie diejenigen, die sich in der Arche befanden, aus der Wasserfluth gerettet wurden, so werden denjenigen, die sich in dieser befinden, alle Tröstungen des Christenthums und somit die Rettung aus dem allgemeinen moralischen Verderbnisse, in welches damals das Heiden- und Judenthum versunken war, zu Theil. Dann konnte auch durch die Arche das zuversichtliche Vertrauen auf ein künftiges glückliches Leben, zu dem wir durch das Christenthum, trotz der Gefahren des gegenwärtigen und der Schrecknisse des unser ganzes Dasein, wie es scheint, zernichtenden Todes gelangen, ausgedrückt werden, weswegen denn auch die Taube mit dem Zweige, als die Verkünderinn der Rettung, als ein sehr beliebtes Symbol, außer den andern Beziehungen, in denen sie zum Christenthum stand, sich so häufig allein auf Särgen vorfinden mag.

Auf keinem in den Katakomben vorgefundenen Sarkophage findet sich die Arche als der einzige Gegenstand ausgeführt, sondern immer nur neben andern, so wie denn überhaupt die verschiedensten biblischen Darstellungen aus dem alten und neuen Bunde neben einander gedrängt vorkommen. Die Darstellungsweise war äußerst einfach, es kam ihnen nicht so sehr auf die Ausführung an; was sie darstellten, war aus innerm Bedürfnisse entsprungen, die Ideen lagen in ihnen, und um diese äußerlich darzustellen, war das

unbedeutendste Zeichen hinreichend; anders verhält es sich, wo durch die Bildwerke die Ideeen geweckt werden sollen. Nichtsdestoweniger ist es doch annehmbar, daß ein Künstler, den diese Idee besonders ansprach, sie zum Hauptgegenstande seiner Darstellung nahm und sie der Geschichte gemäß ausführte.

Daß das auf unserm Sarge befindliche Relief eine solche Ausführung sei, dafür spricht die ganze Darstellung. Den viereckigen Kasten, die Taube mit dem Zweige und das Ausstrecken der Hände nach ihr hat es mit den Reliefs aus den Katakomben gemein und gibt uns einen hinreichenden Wink zur Auflösung des Räthsels.

Wir finden in dem Kasten acht Personen, vier männliche und vier weibliche, was der Geschichte ganz gemäß ist; es befanden sich nämlich in der Arche Noe, seine Frau und seine drei Söhne mit ihren Frauen. Von den männlichen Figuren tritt eine und eine von den weiblichen besonders hervor, sie stehen nebeneinander und strecken beide die rechte Hand gegen die Taube aus; durch diese Figuren mag Noe und seine Frau dargestellt sein, indem ihnen vor den andern Personen Vorzüge eingeräumt sind. Auf dem Rande des Kastens liegen verschiedne Thiere. Sie stellen diejenigen vor, welche Noe auf Geheiß Gottes mit in die Arche nahm, und auf dem Boden vor der Arche befindet sich der Rabe, den Noe zuerst ausfliegen ließ, der aber nicht mehr wiederkam, weil er trockenes Land gefunden hatte.

Wir sehen also, daß alles, was sich auf dem Relief befindet, ganz mit dem übereinstimmt, was uns Moses von der Arche erzählt. Was jedoch der Geschichte zu widersprechen scheint, sind die zwei kleinern Figuren, welche vor der männlichen Hauptfigur stehen und noch Knaben zu sein scheinen. Daß der Künstler diese Personen kleiner angab, wodurch es jüngere Personen zu sein scheinen, dazu mag er durch den engen Raum genöthigt gewesen sein. Hätte er sie größer gemacht, so würden sie ihm die Hauptfigur, die er besonders hervortreten lassen wollte, zu sehr bedeckt haben. Daß man hierbei nicht so streng zu Werke ging, beweisen die Reliefs aus den Katakomben, wo Noe manchmal wie ein Knabe, beinahe wie ein Kind dargestellt ist, da er doch, wie Moses angibt, über sechshundert Jahre alt war, als er in die Arche ging. Auch ist man noch nicht genöthigt daraus, daß beide Figuren kleiner sind, sie für jünger zu halten, indem uns die verstümmelten Gesichter das Alter nicht erkennen lassen, und man ja auch ältere Personen in kleinerer Gestalt darstellen kann. Sollte man sich übrigens mit dieser Erklärung nicht befriedigen, so würde dieses doch die Sache im Ganzen nicht ändern. Griff der Künstler die Arche als Sinnbild der Kirche besonders auf, so konnte er Personen verschiedenen Alters, Geschlechts und Standes in die Arche setzen und doch die Zahl acht beibehalten, um dadurch wieder an die in der Arche Geretteten zu erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lehre des Budda *).

Nach der christlichen hat wohl keine Religion mehr zur Veredelung des Menschengeschlechts beigetragen, als die Budda-Religion, welche ihren Ursprung in Indien, diesseits des Ganges, genommen und sich von dort aus über den größten Theil von Asien verbreitet hat. Vom Imaus an erstreckt sich ihre Herrschaft bis zum stillen Ozean und über Japan hin. In Mittelasien hat sie aus rohen Nomaden moralische und milde Menschen gemacht; und selbst das südliche Sibirien hat ihren wohlthätigen Einfluß empfunden.

So wie alle in Indien entsprossene Religionen ist auch der Buddismus auf das tief gedachte Prinzip gegründet, „daß das All nur von einem Geiste belebt sey, welcher von der in der Täuschung bestehenden Materie in unendliche Formen individualisirt wird.“ Budda erschien als Reformator der in Indien herrschenden Religion, verwarf die Wedas, das Opfer der Thiere und den Unterschied der Kasten. Sonst sind seine philosophischen und Glaubens-Lehren dieselben, die sich in den übrigen Zweigen der Hindu-Religion wiederfinden.

Die ersten Lehren des Budda enthielten sein System des Menschen. Darauf ließ er die Moral folgen, als die Hauptgrundlage aller Religion, um nach den Gesetzen der Gottheit bei allen Schicksalen in glücklicher Verbindung mit der Natur und der menschlichen Gesellschaft zu leben.

Nachdem er, wie er selbst gesteht, durch die Erkenntniß seiner Ruchlosigkeit sich selbst zu verabscheuen angefangen hatte, ward er von einem Geiste, den er seinen Lehrer nennt, erleuchtet. Dieser hat ihn auf die wunderbarste Art und unter den unglaublichsten Mühseligkeiten in den ersten Grundsätzen der Moral unterrichtet. Er folgte der Spur seines Lehrers, und, um seinen Unterricht zu genießen, gab er Thron und Reich auf; denn er war königlichen Geschlechtes. Darauf sprach jener zu ihm: „Der Schüler muß Standhaftigkeit genug besitzen, um sich selbst aufzuopfern; ohne körperliche Büßungen kann keine Belehrung Wurzel schlagen. Diese Bußaufopferung besteht darin, daß seinem Körper tausend angezündete Kerzen angeklebt werden.“ Budda flehte darauf seinen Lehrer an, ihn dieser Prüfung zu unterwerfen, und um die Folgen seiner ehemaligen Ruchlosigkeit zu vernichten, legte er sich nieder und ließ seinen Leib mit unzähligen brennenden Dochten bepflanzen. Dabei bat er den Lehrer demüthig, ihn vorher zu unterrichten, weil er während der Marter sterben könnte. Es rief ihm also der Lehrer folgende vier Sätze des Unterrichtes zu:

Alle Schätze sind der Erschöpfung unterworfen;
Alles Erhabene dem Falle;
Alles Versammelte der Zerstreuung;
Alles Lebende dem Tode.

In demselben Augenblick ward Budda von seinen Wunden geheilt, und seine unersättliche Wißbegierde mit unzähligen Heilslehren erfüllt, so daß er Tag und Nacht nicht ruhen konnte, bis er wieder eine Büßung, durch Beschlagung seines Leibes mit tausend Nägeln vollbracht hatte, und darauf folgende neue Belehrung erhielt:

Alles Sichtbare ist vergänglich;
Alles Geborene ist einem Trauerende unterworfen;
Aller Glaube gehört dem Reiche der Leerheit;
Alles besteht nur in der Einbildung.

Noch immer dauerte indessen die Lernbegierde des Heiligen fort, und er begann eine dritte Büßung, indem er sich in einen glühenden Ofen begab, wie es ihm von seinem Lehrer vorgeschrieben worden war. Zwei der höchsten Engel führten ihn an der Hand bis

*) Man sehe Julius Klaproth, im Anhange zur Asia Polyglotta pag. 120 seqq. 140 — 44.
Nach einer mongolischen Chronologie im 2ten Bande von Pallas Sammlungen über die mongol. Völkerstämme fällt Budda's Geburtsjahr mit 961 v. C. zusammen. Chinesische Angaben entsprechen d. J. 1027 v. C. Andere setzen es viel später, so die Singalesen in's J. 619 v. C.



an die Oeffnung desselben, und eine Schaar von tausend andern dämpfte alsbald, durch einen mächtigen Blumenregen, die neun Klafter hoch lodernde Flamme, worauf Budda, in Anbetung und Demuth versunken, folgende dritte Lehre empfing:

Stärke der Barmherzigkeit felsenfest gegründet;
Vom Wesen der Grausamkeit entfernt;
Unbegrenztes Mitleid gegen alles Geschaffene;
Unerschütterliche Beständigkeit im Glauben ist die Richtschnur des Weges der Heiligen.

Auch die vierte Probe seiner Standhaftigkeit legte der Schüler durch das Anerbieten ab, seinen eignen Körper aufzuopfern. Der Lehrer sagte: Damit meine Lehre dem Gedächtnisse unvergeßlich bleibe, so muß dieselbe aufgeschrieben werden, und zwar auf deine eigene Haut, mit einem Griffel von deinen Gebeinen, und mit Dinte von deinem eigenen Blute. —

Auch diese Prüfung überstand er anbetend, wofür er als Grundsätze aller Moral Folgendes aufgezeichnet erhielt: „Die Richtschnur des Wandels in der festesten Selbsterkenntniß besteht in: 1.) Nicht tödten. 2.) Nicht stehlen. 3.) Keuschheit. 4.) Vermeidung falschen Zeugnisses. 5.) Nicht lügen. 6.) Nicht schwören. 7.) Vermeidung aller schändlichen Worte. 8.) Uneigennützigkeit. 9.) Keine Rache zu hegen. 10.) Nicht abergläubisch zu seyn. — Diese zehn Gebote wurden später die Grundlage seiner Religion.

Nachdem Budda seine Lehre durch ganz Indien verbreitet hatte, sagte er noch kurz vor seinem Tode, der in seinem achtzigsten Lebensjahre erfolgte, vorher, daß dieser Glaube im Ganzen fünftausend Jahre bestehen, und dann ein neuer Gottmensch Namens Maidari als Weltlehrer in Indien auftreten werde. Während dieses Zeitraumes würde seine eigene Lehre beträchtliche Verfolgungen zu erleiden haben, und seine Anhänger genöthigt werden, sich in die höchsten Gebirge von Tibet zu flüchten, welches Land der Sitz des Glaubens werden würde. Von dort aus werde sich derselbe in alle Welt, und bei den entlegensten Völkerschaften verbreiten. Diese von ihm vorhergesagte Verfolgung hat in Indien wirklich statt gefunden, und einige Jahrhunderte nach der Geburt Christi mußten sich die Anhänger der Budda-Religion in die nördlichen Gebirge zurückziehen. Auch ward Tibet wirklich zu Anfang des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung der Sitz dieser Religion durch König Srong—bdsan—Sgambuo, der sie in Indien studiren und den Haupttempel des Landes zu Lahsa so wie viele Klöster und Schulen in schönen Gegenden und an Flüssen anlegen ließ. Sollten diese beiden in Erfüllung gegangenen Vorhersehungen nicht auch das Eintreffen der beiden erstern verbürgen?

Der Trier'sche Gau
in landwirthschaftlicher Beziehung.

Unter dem Trier'schen Gau versteht man im Allgemeinen den gegenwärtigen Kreis Saarburg *), mit Ausschluß des am rechten Saarufer gelegenen Antheiles dieses Kreises, so wie einiger auf der Französischen Grenze gelegenen Ortschaften, welche früher zu Lothringen gehörten; insbesondere aber bezeichnet man mit diesem Namen blos den aus Kalkboden bestehenden Theil der benannten Fläche, so, daß die der Saar zunächst gelegenen schmalen Sand- und Schieferstrecken nicht dazu gezogen werden.*) Ebenso scheinen die an dem rechten Moselufer des Kreises gelegenen Dörfer nicht zum Gau gerechnet zu werden, obgleich die Formation des Bodens mit der des Gaues im letztern Sinne des Wortes dieselbe ist. Diese Dörfer waren vor der Revolution meistens Spanisch. Die größte Länge des Gaues im letztern Sinne beträgt 3½ Meile; die größte Breite nicht über 1½ Meile.

Wenn ich das Erdreich des Gaues im Allgemeinen als Kalkboden bezeichne, so will ich damit nur sagen, daß dieser Boden vorherrsche, keineswegs aber, daß keine andern Erdarten vorkommen. In der That gibt es nicht wenige Stellen, wo das sogenannte weiße Land oder die Sandschiefererde vorkommt; ebenso ist der gelbe und blaue Lehm nichts weniger, als selten. Häufig bietet eine und dieselbe Gemarkung die vier benannten Erdarten dar.

Bezeichnet man nun den weißen Boden im Ganzen mit Recht als ergiebig und die Kalkerde als sehr ergiebig, so ist der Lehmboden im Allgemeinen ein unfruchtbares, manchmal höchst undankbares Erdreich. Aber auch selbst die besten Strecken des Gaues geben ihre Produkte nicht freiwillig oder bei nur geringer Sorgfalt in der Beackerung. Der eigentliche Kalkboden ist oft so sehr mit kleinern und größern Steinen angefüllt, daß ein frisch geackertes Feld nach einem Platzregen dem Auge beinahe gar keinen Grund darbietet. Andere Stellen, die der beweglichen Steine weniger haben, sind, weil oft schon in einer Tiefe von weniger als ½ Fuß anhaltende Kalkfelsen liegen, ebenfalls schwierig zu bearbeiten; wieder andere, die des pflügbaren Grundes völlig und fast gar keine Steine haben, sind so harter und steifer Natur, daß z. B., um ein Kleestück dieser Art zu pflügen, fünf oft sechs sehr starke Pferde erforderlich sind. Mit dem Lehmboden verhält es sich ebenso, am leichtesten pflügt es sich in der Sandschiefererde; denn hier läßt sich der Acker bequem mit 3 Pferden bestellen. Was die Bestimmung des Klimas anbelangt, so kann ich in Ermangelung der dazu nöthigen Thermometer-Beobachtungen weiter Nichts sagen, als daß die Knospen und Blüthenentwickelung der Bäume 8 — 10 Tage später eintrifft, als im Trier'schen Thale. Die Witterungs-Verhältnisse sind im Ganzen dieselben, wie im Gebiete der Stadt Trier.

Der eigentliche Gau hat gar kein Wildland, mithin auch keine Weidestriche. Wälder, besonders Gemeinde-Wälder, hat er nur sehr wenige, welche schwerlich mehr als 1/3 des verbrauchten Nutz-, Bau- und Brandholzes liefern; das übrige kaufen sich die Bewohner theils aus den der Saar zugelegenen königlichen, theils auch aus Privat-Waldungen; das Bauholz (besonders Tannen) wird meistens aus den Vogesen bezogen. (Fortsetzung folgt.)

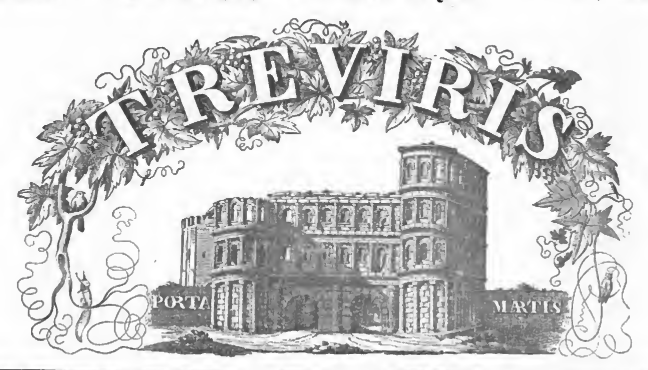
*) Man sehe die von Herrn Conrad Frain dahier lithographirte Karte unseres Regierungs-Bezirkes. Auf dieser Karte habe ich hin und wieder Fehler und Undeutlichkeit in den Ortsbenennungen bemerkt; ferner wäre es zu wünschen, daß die Gebirge darauf verzeichnet wären.

*) Man vergleiche die Gebirgs-Karte der Rheingegenden von Basel bis Mainz von Dechen und Oynhausen.

U. Priesch, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 11. Juli. **No. 55.**



Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kur-Trier'schen Landstände an den Französischen Hof im Jahre 1734.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

„Den 11ten November ist stillstand worden *), und seindt die Deutsche von den Bergen abgezogen in die Dörffer auff der ander seitten, und die Franzosen haben eine grosse Garnison in die Stadt und Dörffer dieser seitten gelegt."

„Wir haben drei Leutenant von der Reitherei bekommen, und seindt blieben bis den 19. December. Itzt seindt wir wegen gutter Freundt frey blirben biß den Merz (1736), so haben wir einen Capitein bekommen, so vom Adel war, welcher sich so still gehalten, daß wir ganz in Ruh waren.

„Dis schreibe ich zur nachricht, daß man in solchen schweren Kriegs-Zeiten, sowohl bey den Stattherren, (den Herren vom Stadtmagistrate), als auch bei dem Volck (den feindlichen Soldaten) muß gutte Wort geben, wan man schon im anfang hart logirt wird; dan wan sie sehen, daß man bescheiden ist, so hilft das vil. Ich kann nit, wegen vilen schreibens, es hiehin setzen, was ander Clöster vor schaden gelitten, so im anfang des Logirens sich widersetzt haben, und raue Wort gaben. Zum andern soll man, sobald als man hört, daß es soll Krieg geben, sich mit Holz versehen; dann es war im letzten Kriege eine solche Theuerung des Holzs, daß ein Cordt hat gekost 3 Rthl." —

„Anno 1737. den 7. Febr. ist endlich die Halbscheid der Franzosen aus Trier gezogen, und die übrige Franzosen haben den 8. Febr. morgens um 7 Uhren die Churfürstlichen Soldaten mit grosser höfflichkeit an der Simeonspfortrn empfangen, und haben sie geführt auff den Marck vor die Haubtwacht, alwo die Franzesche Schildwacht von den Deutschen ist abgelöst worden, und haben also die Deutsche mit dem schönsten Spielwerck, wie auch mit allen Stattherren, die Franzosen bis an die Neuporten begleit, alwo die Franzosen mit grossen Complimenten den Deutschen die schlüßrlen der Statt Trier übergeben — und seindt wieder in Frankreich gezogen."

„Man hat zum öfteren hören sagen, daß bei Menschengedenken kein sonderbarlicherer Krieg sey gewesen. Eben also ist auch das Endt desselben; dan es ist kein Frieden (zu Trier) erklärt worden, und ist kein Freudenfeur gemacht worden. Doch hat das gantze Landt Gott Danck gesagt vor die güttige erledigung des Feindes." —

So weit die Chronik *).

---

*) Schon in diesem Jahr 1735 waren in der Stille Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und Frankreich angeknüpft worden. Der Kaiser war in keiner glänzenden Lage, und der Cardinal Fleury suchte ebenfalls Frieden. Daher hatte er den Diplomaten La Beaune erst nach Berncastell zum commandirenden Französischen General, und endlich nach Wien abgeschickt, wo schon im October die Präliminarien unterzeichnet wurden. Der Kriegszustand war indessen doch nicht ganz zu Ende. —

*) Am 11. Mai l. J. erhielt ich, als Geschenk für die hiesige Bibliothek, von Herrn Fillinger, Pfarrer zu U. L. F. dahier, eine Handschrift, die auf diese Geschichten sich bezieht, und zwar in finanzieller Hinsicht. Sie ist im Kataloge der Handschriften unter No. 2103 bezeichnet. Sie hat den Titel: Fourrnituren Rechnung von letzt vorgewesenem Krieg de ao. 1734 bis 1737. Hier werden alle Bürger der Stadt mit dem Quantum ihrer Lieferungen an Utensilien in das Magazin, für die Versorgung der Hospitäler und Casernen, namentlich angeführt. Die Utensilien bezogen sich auf Matrazen, Kissen, Strohsäcke, Leintücher, Decken 2c. — Von der Pallast-Caserne ist da auch die Rede, in welcher nach und nach die Französischen Regimenter Conti, La Couronne und Navarre einquartirt wurden — Als Commissarius zur Revidirung der Rechnung ist unterzeichnet de Bodden, scabinus. —

Der sonderbare Krieg ging nun bald überall zu Ende. Nach den oben berührten Präliminarien wurde Kurfürst August von Sachsen als König von Polen erkannt. Gegen den Besitz von Toscana sollte Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Bar, diese Länder an Stanislaus von Polen abtreten, der auch den Königstitel fortführen durfte; aber nach dem Tode des Stanislaus sollten diese Länder Frankreich einverleibt werden. Spanien bekam für den Prinzen Don Carlos das Königreich beider Sicilien.

Der Definitiv-Frieden kam indessen erst im November 1738 zu Stande.

Diese Darstellung der Geschichte einiger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, aus gleichzeitigen, noch nicht bekannten Originalquellen, mag, wie ich denke, nicht ohne allgemeines Interesse sein; selbst wenn man von dem Standpunkte des ehemaligen Kur-Trierischen Landes absieht.

Ob ich, als Verarbeiter dieser Geschichten, alle Ansprüche befriedigt habe, wage ich nicht zu behaupten. Aber daß durch die Mittheilung dieser einzelnen Begebenheiten, die sonst vielleicht unter der Masse des Geschichtlichen vergraben geblieben wären, das große Magazin der Historie wenigstens Einiges gewinne, darf wohl erwartet werden.

Beschreibung des im Gräflich-von-Kesselstatt'schen Hofe aufbewahrten antiken Sarkophages u. Erklärung des auf demselben befindlichen Basreliefs.

Von J. P. Schmitt.

(Fortsetzung.)

Was die Thiere auf dem Rande der Arche betrifft, so ist es auffallend, daß grade eine Figur, der der Taube zunächst stehende Vogel, den man gewöhnlich für einen Storch oder Ibis hielt, sich vor den andern dadurch auszeichnet, daß er blos durch Linien dargestellt ist, was sicher nicht ohne Grund geschah. Ist diese Figur wirklich ein Ibis, so paßt er recht gut zum Ganzen, denn der Ibis erscheint jedes Jahr bei Anschwellung des Niles und verschwindet nachher wieder. Er wurde von den alten Egyptiern hochgeehrt, eben weil er durch sein Herannahen ihnen der Bote der kommenden Fluth, und durch sein Verschwinden der einer bald für sie eintretenden glücklichen Zeit der Saat und Ernte war*). In dieser Beziehung hat der Ibis auf der Arche Noe's neben der heranfliegenden Taube seine gute Bedeutung, und mag auch deswegen vom Künstler, als eine fremde der egyptischen Symbolik entlehnte Figur, in einer besondern Weise dargestellt sein.

Vielleicht haben auch die andern vorfindlichen Thiere außer der Beziehung, in der sie zur Arche stehen, noch eine symbolische Bedeutung, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß, da es in der Willkühr des Künstlers stand, Thiere für seine Darstellung zu wählen, er grade solche wählte, welche auch außerdem noch für die Christen Bedeutnng hatten. Der Löwe, der Hirsch, das Pferd und der Ochse, den man auch erkannt haben will, waren solche. Man vergleiche deshalb: Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen von Dr. Fr. Münster, Altona 1825. 1. Heft. No. XIV. XXII. XXIII. XXVII. Die Eule kommt zwar auf keinen altchristlichen Denkmälern vor, erscheint aber jetzt auf unsern Grabsteinen als symbolische Figur.

*) Man vergleiche den Artikel Ibis in dem Dictionaire des sciences naturelles.

Mit mehr Sicherheit läßt sich über die symbolische Bedeutung des unten am Kasten befindlichen Raben sprechen. Der Rabe war in der alten Symbolik das Bild der Sünde, welche ausfliegt und nicht wieder aufgenommen wird. Siehe Münster 1. Heft. No. XXIX. Daß er außer der Beziehung, in der er zur Arche steht, auch aus dem Grunde einer symbolischen Bedeutung hier angebracht sei, scheint, wenn man Vorhergehendes berücksichtigt, deutlich aus seiner Stellung schon hervorzugehen, indem er, wie schon angeführt, außerhalb des Kastens auf dem Boden stehend sich ganz nach dem obern Rande desselben hinstreckt, als wenn er hinauf wollte. Moses erzählt nun, daß der Rabe nicht mehr wiedergekommen sei, so daß also der Umstand, daß der Rabe hier neben der Arche steht, diesem widerspricht; jedoch wird man sich hieran wenig stoßen, wenn man bedenkt, daß es den ersten Christen nur um die Häufung von Ideen in dem gedrängtesten Raume zu thun war, und daß es dann nicht so auffallend ist, den Raben neben die Arche zu setzen, zu der er doch in gewisser Beziehung stand, als wenn man den drei Knaben im Feuerofen eine Taube mit dem Oelzweige erscheinen läßt. Bottari Tom. III Tab. CLXXXI fig. 2. Auch ließe sich annehmen, daß man die Stelle Genesis c. 8 v. 7, wo es heißt: „er (der Rabe) kam nicht wieder, bis das Wasser vertrocknete auf der Erde," welches nach dem biblischen Sprachgebrauche so viel heißt, als: er kam nicht mehr wieder, so lange das Wasser noch nicht verlaufen war, wobei denn von einem Wieder- oder Nichtwiederkommen nach dem Verlaufensein nicht gesprochen wird, so verstanden habe, daß der Rabe wirklich nach Trockenlegung der Erde zurückgekommen sei. Diese Ansicht scheint auch durch die symbolische Deutung des Raben, als Sinnbild der Sünde, die nicht mehr aufgenommen wird, bestätigt zu werden.

Die einzige noch zu beseitigende Schwierigkeit bieten die auf beiden Seiten sitzenden nackten Figuren mit den Blumengewinden dar. Es findet sich nichts Aehnliches auf den christlichen Sarkophagen aus den Katakomben vor, wohl aber auf heidnischen. So liefert Ciampini in seinem Werke: Vetera monimenta; in quibus praecipue musiva opera sacrarum profanarumque aedium etc. illustrantur. Pars secunda, Tab. III. lit. K. die Abbildung eines Sarges, der bei Ravenna ausgegraben wurde, und auf dem sich auf beiden Ecken der Vorderseite zwei den unsrigen ganz ähnliche nackte jugendliche Figuren befinden, die ebenfalls ein Blumengewinde, das sich von einer Seite des Sarges bis zur andern hinzieht, hatten. Ciampini erklärt den Sarg ohne Weiteres für heidnisch, indem er cap. II. sagt: arca signata K quae procul dubio ab artifice ethnico construcla est, cum figurae ibi caelatae, ethnicorum ostendant morem etc. Solcher Figuren finden sich auch auf der Säule zu Igel, zwar ohne Blumengewinde, als bloße Verzierung häufig angebracht.

Wir sind also genöthigt, die benannten beiden Figuren auf unserm Sarge für heidnische anzusehen, was jedoch in der vorhin ausgesprochenen Erklärung des Basreliefs als eines christlichen Nichts ändern kann, indem wir das sehr oft finden, daß die ersten Christen heidnische Darstellungen gebrauchten und ihnen eine christliche Deutung gaben. Uebrigens sind diese Figuren hier Nebensache, bloße Verzierungen, die deswegen aber noch nicht als ganz bedeutungslos anzusehen sind, indem das Flechten von Blumengewinden überhaupt auf einem Sarge und grade hier neben der aus dem allge-

meinen Verderben geretteten Arche, welcher eine Taube durch einen Zweig das Verschwundensein des Wassers und das Wiederaufblühen der Erde verkündet, gut angebracht sein mag.

Auch der Ort, wo dieser Sarg gefunden wurde, stimmt ganz gut mit der Ansicht, daß er ein christlicher sei, überein; denn, wie bekannt, war in der Gegend von St. Mathias die erste christliche Kirche, die Christen hatten sich also wahrscheinlich hier zuerst angesiedelt und ihre Cömeterien in der Nähe angelegt, die dann auch bei weiterer Verbreitung des Christenthums da blieben und immer vergrößert wurden, was auch darin, daß man von jeher in dieser Gegend eine Menge christlicher Särge aufgefunden hat, seine Bestätigung findet *). (Schluß folgt.)

*) Man vergleiche den Anhang zum Gymnasial-Programme vom Jahr 1833: Neue Beiträge zur antiken, heidnischen und christlichen Epigraphik von J. H. Wyttenbach, so wie auch die in demselben gleich zu Anfange angeführten Werke, in welchen solcher Särge Erwähnung geschieht.

Der Trier'sche Gau in landwirthschaftlicher Beziehung.

(Fortsetzung.)

Alles Lob verdient die einsichtige Sorgfalt, womit die Gemeinde-Wälder von alten Stämmen, die bei längerm Stehen nichts mehr gewinnen können, gelichtet, so wie auch von weniger nützlichen Holzarten befreit werden. Die heranwachsenden Schläge verheißen den mit der Verwaltung der Gemeinde-Wälder Beauftragten den wärmsten Dank der folgenden Geschlechter. Die Bewohner der Gegend haben den Werth ihrer Bemühungen bereits erkannt, was besonders daraus ersichtlich ist, daß auch die dürftigsten Gemeinde-Mitglieder jetzt gestehen, es wäre eine Sünde und Schande, wenn man, wie früher geschehen, das Vieh in die Schläge triebe.

Wiesen hat diese Gegend leider auch nur sehr wenige, und zwar so wenige, daß sie mit dem Viehstande, den die Beackerung erheischt, in gar keinem Verhältnisse stehen; es gibt nur sehr wenige Thalgründe und sogenannte Kessel, worin das Regenwasser des Grundes genug zusammen geschwemmt hat, um einen ergiebigen Wiesenboden abzugeben; und diesen selbst geht nicht selten die gehörige Bewässerung ab, denn der Gau hat nur sehr wenige Quellen. Das Heu, das sie liefern, gehört übrigens zum vortrefflichsten. Sumpfige Wiesen mit saurem Heu erinnere ich mich bloß zwischen Faha und Keßlingen bemerkt zu haben.

Zu Gärten benutzt man durchgehends das in und um die Dörfer gelegene, meistens mit Zäunen umgebene Land, das gewöhnlich, weil man es reichlich mit Dünger versieht, aus sehr fetter Dammerde besteht. Obgleich es nun außer Zweifel ist, daß fast alle edlen Gemüse und Obstarten hier nicht nur fortkommen, sondern auch wohl gedeihen, so pflanzt man dennoch nur das Allergewöhnlichste hinein; bei weitem der größte Theil derselben wird mit Kartoffeln bepflanzt. Die Obstbaumzucht war bisher so gut wie ganz vernachlässigt; man findet hier nur sehr wenig Birnen- und Aepfelgattungen. Auffallend ist unter Andern, daß man bisher die Cidre-Birnen den Cidre-Aepfeln vorgezogen hat. An einigen Orten fängt man indessen jetzt an, die letztern vorzugsweise zu pflanzen.

Bei weitem den größten Theil der Bodenfläche nehmen die Saatfelder ein; in der fleißigen Bestellung der Aecker besteht der Ruhm, in dem Ertrage der Aecker der Reichthum der Bewohner des Gaues. Was die Ackerwirthschaft anbelangt, so ist darüber Folgendes zu bemerken:

Es herrscht auf dem ganzen Gaue die sogenannte Dreifelderwirthschaft. Diese besteht darin, daß eine ganze Gemarkung in drei Fluren abgetheilt wird. Die erste trägt Winterfrüchte, die zweite Sommerfrüchte, die dritte liegt brach oder müßig. Was dieses Jahr Winterfrüchte trägt, wird im nächsten mit Sommerfrüchten bepflanzt; was jetzt Sommerfrüchte hat, bleibt im nächsten Jahre brach liegen; was jetzt brach liegt, wird für's folgende Jahr mit Winterfrüchten besäet. Die Ackerwirthschaft ist im Wesentlichen auf die Roggen-, Weizen-, Hafer- und Gerstenpflanzung berechnet. Die Erbsen-, Saubohnen- und Linsensaat erscheint schon sehr untergeordnet. Beträchtlicher ist der Kleebau und die Futterwickensaat.

Der Roggen, welcher nebst dem Weizen als Hauptprodukt der Gegend anzusehen ist, wird nur in Brachfelder, d. h. in jene Abtheilung der Gemarkung gesäet, welche ein Jahr brach oder müßig gelegen hat; der Weizen wird bald in Brach-, bald in Kleefelder (trifolium pratense) gepflanzt, welche letztere sich immer auf der Brachflur befinden.

Ein Brachfeld, in welches man Korn oder Weizen zu säen gedenkt, wird entweder im Winter, oder im Frühlinge (nach der Hafersaat, wovon ein Mehreres unten), gepflügt. Diese erste Behandlung des Feldes wird die Brache genannt. Im Verlaufe des Frühlings wird es abermals gepflügt; diese zweite Bearbeitung heißt die Ruhr. Der gerührte Acker wird sofort im Anfange oder im Verlaufe des Sommers gedreifeldet. Die Dreifeldung jedoch ist, ohnerachtet ihr Nutzen durch wiederholte Erfahrungen außer allem Zweifel ist, dennoch an einigen Orten nicht durchgreifend üblich. Mit der Dreifeldung hat nicht selten auch die etwaige Einlegung des Düngers statt, womit man jedoch auch manchmal bis zur Saat wartet. Dieser dreifachen Umackerung, welche wo möglich bei trockenem Wetter vorgenommen wird, folgt im Herbste eine vierte und mit ihr die Saat. Auch hierbei liebt man das trockene Wetter; vom frühern oder spätern Eintreten desselben hängt die frühere oder spätere Saat ab. Was die Roggensaat insbesondere anbelangt, so wünschen sich die Bewohner der Gegend Glück, wenn sie zwischen den 1ten und 16ten September fällt, welches sie so ausdrücken: Acht Tage vor und acht Tage nach Mariä Geburt ist die beste Saat; denn, sagen die Aelteren unter ihnen nach Anleitung ihrer Vorfahren, Alles, was acht Tage vor und acht Tage nach dem Feste Mariä Geburt unternommen wird, steht unter ihrem besondern Schutz und Schirm, während der Einfluß der übrigen Heiligen sich meistens auf das beschränkt, was an dem Tage selbst, den die Kirche zu ihrer Gedächtnißfeier eingesetzt hat, vor sich geht. Gegenwärtig drücken sich die meisten Landleute, ohne der Kraft der Fürbitte unserer lieben Frauen dadurch den geringsten Abbruch thun zu wollen, über diesen Gegenstand so aus: Wir haben nur dann eine reiche Erndte zu erwarten, wenn die Saat vor dem Anfange des Winters recht kräftig da steht; dies ist aber nicht möglich, wenn die Roggenfelder nicht schon vor Ende Septembers grün sind. Früher zu säen, fügen Andere, durch Erfahrung belehrt, hinzu, ist darum nicht rathsam, weil, wenn auf eine fruchtbare Herbstwitterung zufällig auch ein gelinder Winteranfang erfolgte, die Saat leicht Halme treiben dürfte, was sogar einmal einem Roggenfelde begegnete, das am 7. September eingepflanzt war.

Den Weizen säet man, wie überall, später als den Roggen, indessen liebt man auch hier eine möglichst frühe Pflanzung. Bei Brachfeldern hat dies wenig Schwierigkeit; anders dagegen verhält sich die Sache bei den Kleefeldern, welche immer mit Weizen besäet werden. Hier muß man die Saat so lange verschieben, bis die Erde durch Regen ganz erweicht ist, weil es sich sonst entweder gar nicht, oder nur sehr schwer pflügt; bekanntlich aber sind es gerade die Kleefelder, welche einer besonders gründlichen Pflügung bedürfen, wenn der Klee nebst dem Gras und Unkraut nicht die Ueberhand bekommen und den Weizen ersticken soll. Auch werden viele Aecker mit Mischel, d. h. einer Mischung aus Roggen und Weizen zu gleichen Theilen besäet; man thut dies am häufigsten beim Lehmboden, in welchen man zwar häufig Weizen, aber nur selten lautern Roggen säet. Der Saame der genannten Getreide-Arten wird Tages vor der Saat, oder auch schon früher, mit gestoßenem, ungelöschtem Kalke vermischt und sodann mit Wasser begossen und gerührt. Der Nutzen dieser Maaßregel, welche man Kälkung nennt, wird auf mehr als eine Weise angegeben. Ohne mich hierüber in weitläufige Erörterungen einzulassen, will ich nur erwähnen, daß ein Gutsbesitzer die eine Hälfte eines Ackers von gleich gutem Boden und gleicher Bearbeitung mit ungekälktem Saamen, die andere mit gekälktem besäet hat, und daß hier der Erfolg augenscheinlich zu Gunsten der Kälkung ausgefallen ist. Die Kälkung hat, wie das Begießen des Saamens mit Salzwasser, oder auch mit Mistjauche, keinen andern Nutzen, als daß sie ein schnelles und kräftiges Keimen des Saamens bewirkt. Was die Düngung der Roggen- und Weizenfelder anbelangt, so werden, mit Ausnahme der Kleefelder, alle eingepflanzten Grundstücke der Brachflur vor der Saat mit Mist versehen, die eigentlichen Brachfelder dagegen seltener.

Die Roggen-Erndte beginnt in guten Jahren gegen Ende Juli. Es ist außer Zweifel, daß die Roggen- und Weizen-Erndte in manchen Distrikten, nicht nur am Rheine, sondern auch in unserm Regierungsbezirke in der Regel reichlicher ausfällt, als auf dem Gaue; aber mehr und besseres Mehl geben diese Getreide-Arten nur an einigen wenigen Stellen unseres Regierungsbezirkes.

Kaum säet man noch sechszeilige Gerste in ein Brachfeld, weil eine langjährige Beobachtung gezeigt hat, daß es immer vortheilhafter ist, die Aecker mit Weizen oder Roggen zu besäen.

Kohl und Winterreps wird ebenfalls nicht sehr häufig gepflanzt, einmal weil diese Saamenarten in diesem Boden nur sehr selten eine vollkommene Erndte gewähren, dann aber auch vorzüglich, weil ihre Saat das Land so sehr entkräften soll.

Mit Spelz hat meines Wissens noch Niemand einen Versuch gemacht; kleine Versuche mit türkischem Weizen sind ungünstig ausgefallen. Ein Versuch mit der Hirse lieferte ebenfalls kein erfreuliches Resultat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hindu *).

Bei den Hindu hat die Religion alle Geschichte zerstört. Indem sie dieses Leben nur als eine vorübergehende Trauer- und Prüfungs-Zeit ansehen, halten sie dessen Begebenheiten für unwerth aufgezeichnet zu werden. In Betrachtungen über mystische Formen versunken, geht ihr ganzes Streben dahin, ihren Geist durch moralische Selbstzerstörung wieder in den Schooß der Weltseele, aus der er geflossen, zurückzudrängen. Die genaue Befolgung der geringfügigsten religiösen Ceremonien und Pflichten, das Labyrinth ihrer Metaphysik *), die Personification der unzähligen Eigenschaften der Gottheit scheinen alle ihre Geistesfähigkeiten erschöpft zu haben, so daß fast Nichts im Stande ist, sie aus ihrer religiösen Ohnmacht herauszuziehen, oder für etwas Menschensinniges empfänglich zu machen. Daher ist es auch bisher den Engländern in Indien bei den größten Bemühungen nicht möglich gewesen, irgend ein altes historisches in der Landessprache verfaßtes Werk aufzufinden, obgleich die mahomedanischen Dynastien, die dort herrschten, ihre Geschichtschreiber gehabt haben, deren Werke aber fast alle in persischer oder in neuhindustanischer Sprache verfaßt sind.

Die Originalwerke der Hindu sind größtentheils unzählige und unlesbare Erklärungen der von der Gottheit offenbarten Gesetze, Auslegungen der grammatischen Mysterien der Sanskritsprache und ihrer unendlichen Mythologie. Die Poesie, welche sich leicht der Religion zugesellt, hat dagegen herrliche Fortschritte bei ihnen gemacht; sie muß es sich aber stets gefallen lassen die Dienerinn der Metaphysik zu sein. Einigen ihrer epischen **) Gedichten, wie dem Mahabarata u. Ramajana, liegt ein historischer Stoff zum Grunde, aber in Wunder und Fabel verschwemmt, mit einer so mangelhaften Zeitrechnung, daß es den gelehrtesten Mitgliedern der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta kaum möglich gewesen ist, sie den Nachrichten der Griechen anzupassen, und bis auf Alexander hinaufzuführen. Nur zu historischen Vermuthungen können jene Werke Anlaß geben; doch deuten sie bestimmt von Norden kommende Eroberer an, welche die alten, wahrscheinlich negerartigen Bewohner der dießseitigen Halbinsel immer mehr nach Süden drängten, und sie endlich auf der Inse[l] Zeilon vertilgen. Diese Eroberer sind Verkörperunge[n] der Gottheit, die von den Himalaja-Gebirgen kommen und die Unterjochten Riesen und böse Dämonen. Di[e] astronomischen Tafeln der Hindu, welche von dem höch[s]ten Alterthume sein sollten, stammen aus dem siebente[n] Jahrhunderte nach Christi Geburt und sind in später[en] Zeiten in's Alterthum hinaufgerechnet.

*) Ostindien und seine Urbewohner, die Hindu, waren schon bei den Alten sehr berühmt. Während dem in neuerer Zeit das Land in commerzieller Beziehung welthistorisch ward, beschäftigten die Urbewohner und ihre eigenthü[m]liche Bildung die vorzüglichsten europäischen Gelehrte[n]. Obige Notiz, aus der Asia Polyglotta v. Klaproth e[nt]nommen, enthält die wesentlichsten Ergebnisse ihrer F[or]schungen.

*) So nennt man insgemein die Lehre von dem Wese[n,] dem Ursprunge und dem Endzwecke des Weltalls [im] Allgemeinen und des Menschen insbesondere, welche Le[hre] die Untersuchung über die Zuverlässigkeit unserer Erken[nt]nisse unterstellt.

**) D. h. erzählenden Gedichten.

U. Priesch, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.



1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 15. Juli. №. 56.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro Juni 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Die zwei ersten Drittheile des verflossenen Monats Juni waren, fast ohne Unterbrechung, von warmer Witterung, zum Theil selbst von einem bedeutenden Grade von Hitze begleitet — das Thermometer stand bis + 24½ Grad — dagegen stellten sich im letzten Drittheile häufiger Regen, rauhe und stürmische Winde mit kalten Nächten ein.

Der Einfluß dieser Witterung auf die Bodenerzeugnisse war, je nach der verschiedenen Natur, und der Entwickelungsstufe der letztern, theils günstig, theils ungünstig zu nennen.

Für die Lenzfrüchte, für Gartengewächse und den Hanf gereichte die im ersten Zeitabschnitte herrschende Trockenheit offenbar zum Nachtheile, während der im Monat Mai sehr zurückgebliebene Rebstock unter diesen Witterungs-Verhältnissen nur gewinnen konnte. Umgekehrt aber war die Nässe im letzten Monats-Abschnitte den Feldfrüchten sehr heilsam, während der Weinstock dadurch, und namentlich durch die herrschenden rauhen und stürmischen Winde, empfindlich zurückgesetzt wurde, zum Theil selbst Schaden litt.

Im Allgemeinen darf man indessen mit dem Stande der Bodenerzeugnisse und ihrer, theilweise schon jetzt bewährten, Ergiebigkeit keineswegs unzufrieden sein.

Die Blüthe des Weizens und Hafers nimmt den erwünschtesten Verlauf; Wintergerste ist dem Schnitte nahe und die Kornfelder prangen, fast ohne Ausnahme, mit großen kräftigen Halmen und reich gefüllten Aehren — auch Raps und Flachs steht üppig.

Eben so wenig haben die Erwartungen, welche man von der Reichlichkeit der Futterkräuter hegte, getäuscht; die erste Schur des Klees fiel befriedigend aus und die Erndte der Wiesengräser, welche den Landmann jetzt vorzugsweise beschäftigt, ist so vollkommen, daß auf langehin gegen Futtermangel gesorgt, und nur die Besorgniß bei dem Landwirthe vorherrschend ist, es dürften die Preise zu unverhältnißmäßig sinken — am 12. Juni wurde das neue Heu auf dem hiesigen Markte schon zu 15 Sgr. pro Centner verkauft.

Auch der Obstbaum verspricht in den meisten Gegenden reichlichen Ertrag, wiewohl die Aepfelbäume den Erwartungen nicht allenthalben und nicht vollkommen entsprechen, zu denen die Vollständigkeit und Fülle der Blüthe berechtigte.

Der Reichthum der Gescheine am Weinstocke ist in den meisten Lagen sehr groß, so daß Sachkenner urtheilen, unter günstigen Witterungs-Verhältnissen werde die diesjährige Crescenz jene von 1834 an Quantität noch übersteigen — leider gehörten aber die jüngsten Witterungsverläufe nicht zu den günstigen und eröffnen, in Absicht auf Güte des diesjährigen Erzeugnisses, wenige Aussicht.

II. Preise der Lebensmittel.

Mittelpreis:

		Rthlr.	Sgr.	Pf.
Für den Scheffel	Weizen	1	18	5
" " "	Roggen	1	13	3
" " "	Gerste	1	4	"
" " "	Hafer	"	24	9
" " "	Erbsen	1	14	1
" " "	Kartoffeln	"	11	4
" " Centner	Heu	"	26	4
" das Schock	Stroh	7	"	6

III. Gesundheits-Zustand.

a) Unter den Menschen. Des jähen Wechsels der Temperatur ungeachtet blieb der Gesundheitsstand der Menschen sehr erwünscht, vorherrschende Krankheiten zeigten sich, außer den chronischen, keine. Pocken-Erscheinungen kommen wohl hier und da noch vor, allein sie werden überall ohne Schwierigkeit isolirt und hören allmälig auf. Die im vorigen Monate zu

Brandscheid unter den Kindern wahrgenommene Masernkrankheit ist gänzlich getilgt, und sind weitere Todesfälle nicht mehr vorgekommen.

b) Unter den Hausthieren. Im Allgemeinen beruhigend.

Nur im Kreise Ottweiler wird über ungewöhnliche Sterblichkeit der Schweine geklagt, was man dem in der jetzigen Jahreszeit herrschenden Mangel an Abkühlungsmitteln zuschreibt. Für zweckmäßige Belehrung der dortigen Viehbesitzer ist Sorge getragen worden.

Unter dem Rindvieh hat sich in der Bürgermeisterei Weierweiler die rothe Ruhr gezeigt, woran mehrere Stücke gefallen sind; die Krankheit — wahrscheinlich durch Fütterung des grünen Laubes — ist indessen nicht ansteckend.

IV. Unglücksfälle.

Am 5. Juni wurden zu Gransdorf drei Wohn- und Wirthschaftsgebäude ein Raub der Flammen.

Am 7. wollte der 13jährige Dienstjunge des Johann Wanderoth bei Orschholz die Saar durchwaden, wurde aber durch die Strömung in die Tiefe gerissen und ertrank. Auf ähnliche Weise kam am 15. bei Mouslius der Mathias Kunz von Beurig in der Mosel um; er trieb die Pferde seines Vaters, welche vor schwer beladene Schiffe gespannt waren, und gerieth in die Tiefe.

Zu Aulenbach (Kreis St. Wendel) kam ein, allein zu Hause gelassener, 4jähriger Knabe dem Feuer so nahe, daß seine Kleider von demselben ergriffen wurden; er starb an den Brandverletzungen.

Zwischen Irrel und Prümzurlay, im Kreise Bitburg, ertrank die Frau des Taglöhners Mathias Hennes in der Prüm, in einem Anfall von Epilepsie, an der die Unglückliche seit langen Jahren litt.

Am 10. brach zu Schafhausen in einem Strohdache Feuer aus, wodurch dieses und das Nebengebäude in Asche gelegt wurde; dreizehn andere Gebäude wurden beschädigt. Es ist Verdacht boshafter Brandstiftung vorhanden, und gegen den Verdächtigen bereits Verwahrbefehl erlassen.

Am 11. wurden zu Schwalbach vier Gebäude durch Brand beschädigt.

Zu Kierweiler (Kreis St. Wendel) wurde der 17jährige Johann Knapp beim Sandgraben von der einstürzenden Grube verschüttet und fand so seinen Tod.

Ein evangelischer Schullehrer im Kreise St. Wendel erhängte sich im Kirchthurme. Als Beweggrund werden seine, durch unordentlichen Lebenswandel zerrütteten, Vermögens-Verhältnisse angegeben.

Am 7., Vormittags 10 Uhr, brach in dem nach Daun gepfarrten, aus 33 Feuerstellen bestehenden Dorfe Rengen Feuer aus, während sämmtliche Einwohner, mit Ausnahme von Greisen und Kindern, dem Gottesdienste beiwohnten. Mit Mühe konnten 7 Häuser gerettet werden; 26 Wohnhäuser und 29 Nebengebäude wurden ein Raub der Flammen — zwei alte Leute, ein Mann von 89 und eine Frau von 88 Jahren, die sich wahrscheinlich nicht schnell genug retten konnten, fanden den Tod in denselben.

Am 23. brach in dem Königl. Walde Schneifel Feuer aus, welches sich über eine Fläche von etwa 20 Morgen verbreitete. Wodurch das Feuer entstanden ist, hat noch nicht ausgemittelt werden können.

Unweit Niederweis (Bitburg) wurde der Müllerknecht Bernhard Loser bei Tagesanbruch leblos neben seinem Karren gefunden; er scheint beim Umstürzen des Karrens von demselben geschleudert worden und auf diese Art umgekommen zu sein.

Am 21. brach in dem Strohdache der Scheune eines Gebäudes zu Liesdorf Feuer aus, welches sich über vier benachbarte Gebäude verbreitete. Eine Frau von 70 Jahren und zwei Söhne des einen brandverunglückten Hausbesitzers wurden durch Brandwunden namhaft verletzt. Auch bei diesem Fall waltet Verdacht boshafter Brandstiftung ob, und ist eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet.

Zu Altweiler (St. Wendel) ertranken 2 Knaben, der eine als Opfer seines Versuchs, den andern zu retten, beim Baden in einem Weiher.

Opfer der Unvorsichtigkeit beim Baden wurden, außer diesen beiden Verunglückten, im Laufe des Monats:

3) der Dienstknecht des Jakob Naudernoth von Steinbach (Merzig), Namens Michel Lucas — verunglückte in der Saar.;

4) Peter Roßler, 28 Jahre alt, in der Nähe von Schweich — Mosel;

5) ein Soldat der Garnison von Saarlouis — in der Saar;

6) ein 12jähriger Knabe aus Grevenmacher — in der Mosel.

Am 22. brach zu Züsch (Landkreis Trier) Feuer aus, welches 5 Wohnhäuser, 2 Scheunen und Stallungen mit sämmtlichen Wirthschaftsgeräthen verzehrte.

Gleiches Unglück traf am 26. zwei Häuser und Scheunen zu Rehlingen.

Am 15. wurde in dem Eisenhammerwerk zu Nonnweiler der Zimmermeister Joseph Netzer, als er im Gebläse arbeitete, erdrückt, indem aus einem noch unbekannten Zufalle das Werk in Gang gerieth. Der Verunglückte hinterläßt eine zahlreiche Familie.

Die 24jährige, geisteskranke Tochter der Eheleute Marmagen in Zurlauben ging am 5. Nachmittag, ohne Wissen der Eltern, mit einem offenen Lichte in den Keller, und hat sich, wahrscheinlich durch Anzünden der Kleider, dermaaßen verbrannt, daß sie schon am darauf folgenden Tage den Geist aufgab.

V. Communalwesen.

Das frühere Communal-Rechnungs-Wesen des dem hiesigen Departement einverleibten Kreises St. Wendel ist zwar noch nicht völlig berichtigt, findet aber bei der dortigen Kreisbehörde eine fortgesetzte und fleißige Beachtung.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Die Einwohner des hiesigen Regierungs-Bezirks fügen sich willig der neuen Kirchen-Ordnung und der Agende, und werden durch Gewohnheit damit, und mit der derselben zum Grunde liegenden landesväterlichen Absicht immer vertrauter.

Am 21. hatte in der Schloßkirche zu Saarbrücken die Wahl des neuen Presbyteriums der dortigen evangelischen Gemeinde statt.

Der Schulbesuch ist im Allgemeinen befriedigend. Da, wo häufigere Versäumnisse vorkommen, werden sie durch den zeitlichen Andrang der landwirthschaftlichen Arbeiten, jetzt der Heu-Erndte, nicht ohne allen Grund entschuldigt; nichtsdestoweniger wird die ordnungsmäßige Frequenz des öffentlichen Unterrichts allenthalben mit Strenge überwacht.

Recht erfreuliche Fortschritte macht die hiesige Gewerbschule; sie zählt in diesem Augenblick schon 26 Schüler und findet mehr und mehr Anerkenntniß und Theilnahme im Publikum.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Die niedrigen Preise des Viehs dauern noch immer fort und veranlassen beim Landmann einen fühlbaren Geldmangel. Auch der Weinhandel entbehrt noch ei-

nes zu wünschenden Aufschwunges. Troz der vorzüglichen Güte der Vorräthe von 1834 ist die Nachfrage schwach, wiewohl man mit Hinblick auf die wahrscheinlich nicht günstige diesjährige Wein- und Aepfel-Erndte einiges Steigen im Preise bemerken will.

Befriedigender ist im Allgemeinen die Regsamkeit in Gewerben und Gewerken. Auf der Schiffswerfte zu Merzig sind nicht weniger als 21 große Schiffe im Bau, von denen einige für die Rheinschifffahrt bestimmt sind.

Der Straßen- und Wegebau erfreut sich überall einer fleißigen Pflege, bei der die Communen nicht zurückbleiben. Die Gemeinden des Kreises St. Wendel dürfen wir, als in dieses belobende Anerkenntniß eingeschlossen, namentlich mit bezeichnen. Für diesen letztgenannten Kreis ist eine directe Postverbindung mit Trier ein lebhaft gefühltes Bedürfniß; es sind zur Instandsetzung der dazu dienenden Straßen-Communikation über Tholei, Mettnich und Wadern die nöthigen Einleitungen getroffen worden.

VIII. Sonstige bemerkenswerthe Gegenstände.

Der Kommerzienrath Ellinckhuysen zu Zeltingen, Kreis Berncastel, feierte am 21. v. M. sein 50jähriges Jubiläum und wurde durch die Huld Sr. königlichen Majestät mit dem Character eines königlichen Geheimen Kommerzien-Raths begnadigt. Der Herr Chef-Präsident der hiesigen Regierung überreichte demselben das Allerhöchst vollzogene Patent, und bei der Feier des Tages sprach sich allgemein die Freude aus, welche Sr. königlichen Majestät Gnade durch die Anerkennung des verdienstlichen Strebens des Jubelgreises verursacht hatte.

Am 23. v. M. begieng der katholische Pfarrer an der hiesigen Gervasius-Kirche ebenfalls sein 50jähriges Jubiläum, und zwar seltenerweise als Pfarrer an derselben Kirche. Die Verdienste des Mannes hatten die allgemeine Theilnahme aller Stände an dem Feste erweckt.

Beschreibung des im Gräflich-von-Kesselstadt'schen Hofe aufbewahrten antiken Sarkophages und Erklärung des auf demselben befindlichen Basreliefs.

Von J. P. Schmitt.

(Schluß.)

Was nun das Alter unseres Sarkophages betrifft, so kann dieses nur annäherungsweise bestimmt werden, indem keine Inschrift vorhanden ist, die uns einigen Aufschluß geben könnte. Die Münzen, welche man in den übrigen christlichen Särgen, die man bei St. Mathias ausgrub, und deren Herr Wyttenbach in den angeführten Beiträgen erwähnt, fand, reichen von Constantin dem Großen bis auf Theodosius I. Mit Bestimmtheit läßt sich nun zwar nicht aus diesen Münzen auf das Alter der Särge schließen; denn man fand zu Rom in einem Grabe Münzen von mehr als zehn Kaisern, die sehr verschiedenen Zeiten angehörten *), jedoch scheint wenigstens so viel daraus hervorzugehen, daß sie dem Ende des vierten und dem Anfange des fünften Jahrhunderts angehören. Keiner der in den Katakomben gefundenen Sarkophagen ist älter als das vierte Jahrhundert. Wir werden also auch den unsrigen nicht über das vierte hinaufrücken dürfen, sondern ihn lieber in das fünfte versetzen, indem wir auf ihm schon nicht mehr bloße Andeutungen, sondern schon eine vollkommene Ausführung einer Idee vorfinden, was auf eine spätere Zeit, in der sich die christlichen Kunstvorstellungen schon mehr ausgebildet hatten, hinweist, womit denn die Ausführung selbst, welche, obgleich noch mittelmäßig, doch schon — man betrachte nur die beiden sich darauf befindenden Säulen — an die Zeit eines größern Verfalles erinnert, übereinstimmt. Dagegen verbieten uns aber auch die genaue Bekanntschaft mit dem römischen Costüme, so wie die auf beiden Seiten sitzenden nackten Figuren, welche auf keine weite Entfernung vom Heidenthume schließen lassen, ihn einer spätern Zeit zuzuschreiben.

Wahrscheinlich befand sich dieser Sarkophag in einem Gewölbe, welches zugänglich war, aufgestellt, denn nur in diesem Falle konnte das Basrelief einen Zweck haben. Diese Ansicht wird durch den Umstand, daß man den Sarg ohne Deckel neben den Trümmern von andern ebenfalls mit Basreliefs verzierten Särgen gefunden hat, was also auf eine Zerstörung, welche sich doch nicht so leicht auf die in die Erde versenkten Särge erstreckt haben möchte, hinweist, und durch die vor einigen Jahren in derselben Gegend gemachte Entdeckung eines solchen Gewölbes, worin sich noch mehrere Särge befanden, ziemlich wahrscheinlich gemacht.

Wir besitzen in diesem Sarkophage ein Denkmal, das uns in die ersten Zeiten des Christenthums, wo dasselbe noch mit seiner Gnadenfülle die Gemüther ganz beherrschte, und sich das innere Geistesleben auch in Kunstwerken äußerlich auszusprechen anfing, zurückführt. Das Studium der Kunstdarstellungen der ersten Christen, wie wir sie noch hin und wieder in alten Kirchen Italiens und ihre Anfänge in den Katakomben in voller Lebensfrische, so reichhaltig vorfinden können, läßt uns einen tiefern Blick in das innere Geistesleben der Christen jener Zeit thun, als alle Schilderungen es zu thun vermöchten *).

Es muß uns daher die Rettung dieses Sarkophags, als des einzigen christlichen Denkmals aus jener frühern Zeit, das den Jahrhunderten und der Zerstörungswuth entgangen ist, in dem uns, wenn wir ihn in die Reihe der Denkmäler aus den Katakomben stellen, das Geistesleben unserer Vorfahren wie verkörpert entgegentritt, und aus dem wir ersehen können, daß nicht allein das heidnische, sondern auch das christliche Rom sich in Trier wie in verringertem Maaßstabe gleichsam wiederholte, von höchster Wichtigkeit sein. Hätten die bei diesem Sarge gefundenen Trümmer mit den symbolischen Figuren von dieser Seite eine nähere Betrachtung und Würdigung gefunden, so hätten sich daraus vielleicht weitere Aufschlüsse ergeben können, hoffentlich wird auch die Zukunft Manches zu Tage fördern, was uns ein weiteres Vordringen in der Kenntniß des Christenthums, wie es sich grade bei uns damals manifestirte, möglich macht.

*) Man vergleiche hier u. in dem Folgenden den Aufsatz: Rom's Katakomben und deren Alterthümer von Röstel in dem Werke: Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bunsen, Gerhard u. Röstell. 1. Band. 3. Buch. 3 Hauptstück.

*) Lesenswerth in dieser Beziehung: Die bildlichen Darstellungen im Sanktuarium der christlichen Kirchen vom fünften bis in's dreizehnte Jahrhundert. Eine kirchlich-archäologische Abhandlung von Dr. Johann Georg Müller. Trier 1834.

Der Trier'sche Gau in landwirthschaftlicher Beziehung.

(Fortsetzung.)

Nach der Roggen- und Weizen-Erndte ruhen die

Felder bis zur Saat der Sommerfrüchte. Vor mehren Jahren pflanzte man in verschiedene dieser Felder Rüben. Wenn nun gleich die Rüben-Erndte beträchtlich genug schien, so kam man doch davon ab, weil man bald inne ward, daß diese Pflanzung das Erdreich ebenso sehr, und vielleicht noch mehr erschöpfte, als Kohl und Raps, denn in allen auf diese Art benutzten Roggen- und Weizen-Feldern (und man wählte wahrlich nicht die schlechtesten dazu) soll die darauf folgende Hafererndte sehr kärglich ausgefallen sein. Ob mit der Runkelrübe, so wie auch mit der gelben Rübe, in dieser Beziehung Versuche angestellt worden seien, weiß ich nicht.

Die Weizen- und Roggen-Flur wird, wie schon oben bemerkt, im folgenden Jahre mit Sommerfrüchten besäet, oder zur Hafer- und Gersten-Flur. Mit dem ersten Lerchengesange beginnt diese Saat. Man pflanzt gewöhnlich nur den sogenannten schwarzen Hafer, weil die Erfahrung gezeigt haben soll, daß weder der weiße, noch irgend ein anderer Hafer in dem Gauboden sonderlich gut aufschlage. Ob man übrigens jemals einen Versuch mit dem vorzüglich schönen und schweren weißen holländischen Rispen-Hafer, dessen Stroh ein so süßes Futter gewährt, angestellt habe, ist mir unbekannt. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß der Häfer weit besser im Hochwalde und in der Eifel, als hier, geräth; doch habe ich mehr als einmal Fuhrleute und Halfer *) sagen hören, der Gauhafer füttere am besten. Auch zweizeilige Gerste wird in diese Felder gepflanzt, doch selten rein; gewöhnlich wird sie mit Hafer vermischt. Diese Gerste gibt ebenfalls anderwärts reichlichere Erndten. Außerdem pflanzt man die sogenannte Saubohne hinein, welcher man sich mit großem Vortheile zum Mästen der Schweine bedient. Selten übersteigt jedoch die Pflanzung den eigenen Bedarf des Landmanns. In steifem, lehmigem Boden blüht sie fröhlich und zeigt besonders in feuchten Jahren eine ungeheure Menge Schoten.

Die Erbse, welche hier ebenfalls sehr gut fortkommt, und dazu von vorzüglicher Güte ist, wird von den meisten Bauern über den eigenen Hausbedarf hinaus auch zum Verkaufe gepflanzt. Die Erbsenpflanzung wird vorzüglich ergiebig, wenn die noch junge Saat tüchtig mit gemahlenem Gyps bestreut wird; doch soll dies Verfahren zur Folge haben, daß die Frucht beim Kochen nicht leicht gar wird.

Die Linse, welche hier wächst, ist ebenfalls ganz vorzüglich, geräth aber nur in feuchten Jahren besonders gut. Auch Wicken, die man zu Saamen reifen lassen will, säet man in die Flur der Sommerfrüchte. Im darauf folgenden Jahre wird diese Flur zum Brachfelde.

Was nun die Brachfelder überhaupt anbelangt, so haben wir schon, bei Gelegenheit der Roggen- und Weizensaat, ersehen, daß nicht alle Grundstücke der Brachflur schlechterdings müßig liegen; ja man kann annehmen, daß häufig 2/5 derselben mit verschiedenen Gewächsen bepflanzt sind. Da nämlich, wie bereits oben erwähnt ist, die Wiesen des Gaues keineswegs hinreichen, um die zum Ackerbau nöthigen Pferde, geschweige denn sonstiges Vieh, zu ernähren, so suchte man Ersatz in der Pflanzung anderer Futterkräuter

Die Wicken, die nicht zu Saamen bestimmt sind, und der dreijährige Klee (trifolium pratense) befinden sich immer auf dieser Flur. Da die Wicke ein Rankengewächs ist, so thut man gegenwärtig häufig, damit sie Stützen habe, etwas Hafer oder Saubohnen unter den Saamen. Der genannte Klee wird entweder gleichzeitig mit dem Hafer, oder bald nachher gesäet. Ueber das bereits geeggete Feld führt man die Walze, damit die hervorragenden Steine eingedrückt und die dicken Schollen zermalmet werden. Man sieht es als ein günstiges Vorzeichen an, wenn der junge Klee bei der Hafererndte nicht nur recht dicht, sondern auch kräftig dasteht, weil dann weniger Gefahr vorhanden ist, daß ihn der Winterfrost in solcher Menge auswirft, daß man die Felder umzuäckern genöthigt wäre. Uebrigens pflegt man den jungen Klee sehr zu schonen, besonders aber trägt man Sorge, daß keine Schweine drauf kommen. Noch immer wird von diesem Klee nicht auf's Günstigste geurtheilt. Zwar gibt man zu, daß er gedürrt, ein vorzügliches Futter sei; allein, sagt man, er saugt das Land zu sehr aus, und es steht zu befürchten, daß der zu häufige Kleebau nach und nach alle Fluren entkräfte, abgesehen davon, daß dieser Klee als grünes Futter immer sehr gefährlich ist. Viele behaupten gradezu, der Weizen gerathe überhaupt, seit der Kleebau so allgemein geworden sei, nicht mehr so gut, als vormals. Nicht selten findet man Felder mit dreijährigem und gelben Schneckenklee bepflanzt, welche Mischung man in jeder Beziehung für besonders vortheilhaft erachtet. Versuche haben gezeigt, daß es unvortheilhaft ist, den gelben Schneckenklee rein zu pflanzen. Wenn die Witterung nur nicht zu trocken ist, so gedeihen beide Arten ganz vorzüglich. Weil ich einmal die Futterkräuter berührt habe, so will ich auch an dieser Stelle der Esparsette und des Luzernen-Klee's erwähnen, deren Pflanzung sich nicht nach den Flurabtheilungen richtet. Erstere wird nur mehr sehr selten gepflanzt, und das blos an solchen Stellen, die entweder gar nicht, oder nur sehr schwer zu beackern sind, z. B. auf steinigen Bergen und an jähen Abhängen. Dazu müssen diese Stellen so gelegen sein, daß man zu jeder Zeit bequem hinkommen kann; so dürfen sie nicht zwischen Roggen- oder Haferfeldern liegen. Auch säet man sie darum seltener, weil sie nur eine volle Schur gewährt; denn beim zweiten Abmähen gibt sie nicht mehr als einen mittelmäßigen Grumet. (Schluß folgt.)

*) Leute, welche ihre Pferde hergeben, um Schiffe zu Berge zu ziehen.

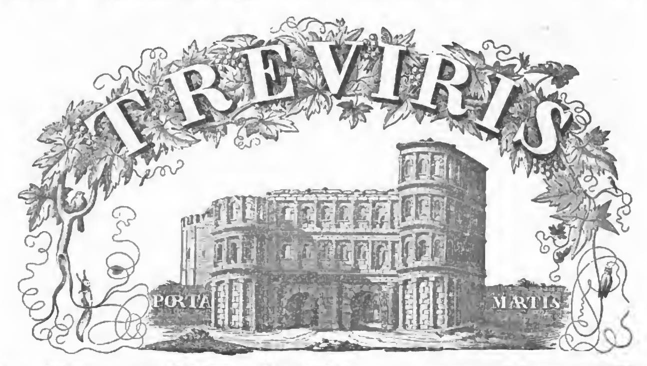
Verständigung.

Die in Nro. 54 dieses Blattes in einer Anmerkung enthaltene leise Rüge der von Herrn Frain lithographirten Karte unsers Regierungsbezirkes ging lediglich aus dem Wunsche hervor, bei derlei Unternehmungen auch in weniger wesentlichen Punkten die höchste Genauigkeit herrschen zu sehen; dem wackern Künstler schaden zu wollen, kam mir gewiß nicht in den Sinn. Es freut mich, rücksichtlich der Klage über Undeutlichkeit durch ihn selbst eines Bessern belehrt, bemerken zu können, daß dieselbe nur einige wenige mißlungene Abzüge trifft; was aber die bemerkten Fehler in der Schreibung der Ortsbenennungen anbelangt, so wird es schwerlich eine Karte geben, die in dieser Beziehung ganz tadellos wäre.

U. Driesch, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 18. Juli. **N°. 57.**



Einige Worte über den Gebrauch der Gottesurtheile im Lande der Trierer.

Von M. F. J. Müller.

Die reine Wahrheit und ihre Darstellung in das helle Licht war immer bei dem gerichtlichen Verfahren von der größten Wichtigkeit. Die Wahl der Mittel und der Formen, dieselbe zu erfahren, waren verschieden, und bald mehr, bald weniger zuverlässig; ja, man könnte sagen, bald mehr, bald weniger unzuverlässig. Die Schrift sagt zwar, daß die Aussage von zwei oder drei Zeugen zur Bekräftigung einer Sache hinreichend sei*); dagegen sagt Plinius, daß auch die unverschämteste Lüge ihren Zeugen finde. Es war aber nebst dem in dem Mittelalter und noch in der Folge ein für die Menschheit trauriger Grundsatz, man könne den einer Missethat verdächtigen Mann, wegen Mangel des Beweises, zwar nicht zu der gewöhnlichen Strafe verurtheilen, indessen dürfe man denselben nicht entlassen, bevor er sich nach einer vorgeschriebenen Form gerechtfertigt habe.

Die Vorurtheile der Gerichte gingen so weit, daß man glaubte, Gott beschütze bei diesem Verfahren die Unschuld oder er gebe ein Zeichen der Schuld; daher die sogenannten Gottes-Urtheile, Gades-Ortal, Gottes-Recht, Ordalium, judicium Dei u. s. w. Wir bemerken in der Geschichte vorzüglich zwei verschiedene Formen und Benennungen dieser Handlungen: 1) die geistliche Reinigung, purgatio canonica, manchmal auch geistliche Folter, tortura spiritualis, genannt. 2) Die Volks- oder gemeine Probe der Unschuld, purgatio vulgaris, beide Gattungen hatten ihre Unterabtheilungen. Zu dem erstern Verfahren gehört a) für die Angeklagten geistlichen Standes die Communion in der Messe; für die Laien der Genuß der Communion wie gewöhnlich. Davon finden wir ein Beispiel in dem cap. 68 der Gesta Trevirorum bei Hontheim im Prodromus Histor. Trevir. diplom. T. II. Seite 762 u. f. b) Der Eidschwur, purgatio per juramentum, gewöhnlich auf dem Evangelium oder den Reliquien der Heiligen. Der Angeklagte hatte und mußte manchmal mehrere Menschen eines unbescholtenen Rufes zur Seite haben, welche eidlich betheuerten, sie glaubten fest, daß derselbe unschuldig sei; oder auch in andern bürgerlichen Rechtsfällen, daß die Angabe des Produzenten reine Wahrheit sei. Siehe z. B. die Verordnung für das Rittergericht des Herzogthums Luxemburg vom 16. Februar 1548. Im Jahr 1127 wurde der von seiner Geistlichkeit wegen einer Simonie angeklagte Trierische Erzbischof Godefrid von den wegen dieser Sache zu Worms versammelten Kirchenvätern angehalten, sich in Begleitung von sechs andern Bischöfen, von dieser Anklage durch einen Eid zu reinigen: da aber Godefrid keine solche compurgatores auffinden konnte, wurde er schuldig erklärt und seiner Würde entsetzt. c) Die Probe beim Kreuze, purgatio per crucem, war eigentlich ebenfalls eine Reinigung durch einen bei einem Kreuz abgelegten Eid. Zu dem Verfahren der zweiten Gattung gehört: a) die Probe durch das Kreuz; hier war aber keine Rede von einem Eidschwur, sondern der Beschuldigte mußte eine bestimmte Zeit vor dem Bilde des Gekreuzigten mit ausgestreckten Armen stehen; hielt er diese Probe aus, dann wurde er entlassen; mußte aber derselbe vor Ablauf dieser Zeit seine Arme sinken lassen, dann wurde er als schuldig erklärt. b) Durch den Zweikampf, purgatio per duellum. Dieser wurde einigemal freiwillig anerboten, gewöhnlich aber verordnet. In einer Urkunde des Grafen Wilhelm von Luxemburg vom Jahr 1122, bei Hontheim Histor. Trevir. dipl. Tom. I. Seite 508 geschieht deutliche Meldung von einem angeordneten

*) Mathäus Kapit. XVIII. V. 16.

Zweikampf*). Hiermit vergleiche man noch die Urkunde des Trierischen Erzbischofs Bruno vom 7. October 1123 daselbst Seite 510 b.**) Bei dem Mangel anderer Beweismittel entschied man damals zweifelhafte Sachen oft durch einen Zweikampf. Es ist auffallend, daß wir in einer Verordnung des Trierischen Erzbischofs Lothar von Metternich, vom 26. Aug. 1605 bei Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 241 a., folgende Stelle lesen, welche die Duelle zwischen den Soldaten der Garnison zu Ehrenbreitstein zu toleriren scheint; es heißt daselbst: „Item insonderheit soll Keiner in „der Besatzung zancken, balgen, noch einige Wehr „zucken, sondern so mit Vorwissen des Obristen oder „Hauptmanns die Sachen nicht ufgehoben oder vertragen „werden können, vor der Vestung gegeneinander, dar„zu nüchterens Munds Vormittag ausrichten, und Nach„mittags alles Balgen verbotten seyn.“ c) Die Probe durch das glühende Eisen, ferrum candens; da nahm man dasselbe in die Hand oder ging mit bloßen Füßen auf demselben: geschah dieses ohne körperliche Verletzung, dann war der Angeklagte unschuldig, wo nicht, so war er schuldig. d) Die Probe des heißen Wassers, aquæ ferventis, bestand darin, daß der Beschuldigte seinen entblößten Arm in heißes Wasser tauchen mußte, konnte er diesen Schmerz übertragen, dann glaubte man, er sei unschuldig; im entgegengesetzten Falle hielt man ihn für schuldig. e) Die Probe durch das kalte Wasser, judicium aquæ frigidæ. In diesem Falle wurde der Beschuldigte mit zusammengebundenen Armen und Beinen in einen Fluß oder Teich geschoben: schwamm nun derselbe auf der Oberfläche, dann hielt man ihn für schuldig; sank er aber unter, dann suchte man ihn zu retten, und er wurde als unschuldig entlassen. Es ist sonderbar, daß in diesem Falle das Uebernatürliche als ein Zeichen der Schuld, bei der Anwendung der Probe aber durch das glühende Eisen und das heiße Wasser, als ein Zeichen der Unschuld angesehen wurde. Die Probe durch das kalte Wasser wurde gewöhnlich gegen die Zauberer gebraucht; doch auch früher in andern Fällen; so habe ich z. B. in einer Handschrift aus dem XIII. Jahrhundert ***) gelesen, daß ein von einem Jagdhunde begleiteter Jagdfreveler drei Pfund und einen Obulus als Strafe zahlen, wo nicht, das Urtheil des kalten Wassers bestehen mußte. — In einem Dokument vom Monat Dezember 1570 wird Folgendes angemerkt:

*) Si pugna campi, id est, duelli adjudicata fuerit, in curia abbatis fiet.

**) In der Note a. daselbst bemerkt Hontheim Folgendes: Lites eo adhuc tempore, defectu aliarum probationum, per duella dirimebantur; hocque probandi medium, quod judicium Dei vocabant, non tantum in causis Laicorum, sed etiam Clericorum et monasteriorum usitatum fuisse refert d'Archerius in Spicil. Tom. III. pag. 376. der neuern Ausgabe. Da die Mönche nicht selbst duelliren durften, so hatten sie für solche Fälle ihre eigenen pugiles oder campiones: man lese hier Martene und Durand, Veter. Script. et Monum. collect. Tom. II. Seite 330. Man hätte also damals dem lieben Gott zugemuthet, in derlei Fällen einen Sekundanten abzugeben! Damals zog der Aberglaube den Degen, in folgender Zeit ziehet ihn Empfindelei, Stolz und Rachgierde, und man glaubte zu allen Zeiten, Recht und Unrecht müßten mit Blut da geschrieben stehen. O Menschheit, (sagt einer unserer neuesten Schriftsteller) es wird wohl nie viel Rechts aus dir werden!

***) Mit folgendem Titel: Liber annualium jurium Archiepiscopi et Ecclesiæ Trevirensis, darin heißt es an einer Stelle: Quod si quis cum cane ita deprehensus fuerit, tres libras et obulum solvet, aut judicium aquae frigidae subibit dictum.

Ferner zeigt Syndicus (der Stadt Trier) uff der Brücken, innerhalb beiden Thürmen, die Schupp, da etwann Missethätige in das Wasser gestoßen und hinab geworffen werden*). Diesen Worten kann ich den Sinn nicht geben, als habe man damals von Zeit zu Zeit einen Missethäter in der Mosel ersäufen wollen, sondern ich denke vielmehr, daß man an dieser Stelle die Probe des kalten Wassers versucht habe. Der bekannte Trierische Weihbischof Peter Binsfeld († 1598) bezeugt, daß die Probe durch das kalte Wasser aus Westphalen in unsere Gegenden übergegangen und zu seiner Zeit von einigen Richtern wirklich zur Anwendung gebracht worden sei. Binsfeld konnte aber nicht mehr sagen, als daß ein solches Verfahren Sünde sei**). Das war vernünftig, ja patriotisch gesprochen, denn der liebe Mann wußte wohl, daß wir Mosellanen lieber die Wein-, als die Wasserprobe bestehen.

*) Diese kleine mit einem eisernen Gitter versehene Oeffnung wurde in der Folge nur mehr dazu gebraucht, um das in den Kramläden vorgefuudene nicht genießbare gesalzene Fischwerk oder unreifes Obst hinab zu werfen.

**) In seinem zuerst in Trier im Jahr 1591 bei Heinrich Bock gedruckten Werke: Tractatus de confessionibus maleficorum, Seite 315.

Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in England.

Von Ph. Laven.

Die Grundlage Desjenigen, was ich im Folgenden mitzutheilen gedenke, bilden einige in Lateinischer Sprache abgefaßte handschriftliche Briefe, die sich auf hiesiger Stadtbibliothek befinden. Sie sind enthalten in einem Convolute, das, mit No. 1151 bezeichnet, außer mehrern seltenen Drucksachen auch vieles Ungedruckte über einzelne geschichtliche Data des 16. Jahrhunderts in sich schließt. Diese Sammlung befand sich früher in der Bibliothek des hiesigen Jesuiten-Collegiums: ein Umstand, auf den ich hier um so mehr aufmerksam machen muß, da er für die Echtheit der mitzutheilenden Documente spricht.

Erwägend, daß nicht Jedem der Leser die zum Verständnisse dieser Beiträge nöthigen Thatsachen aus der Geschichte gegenwärtig sein mögen; will ich nebenbei das darauf Bezügliche darzustellen suchen und das Neugewonnene jedesmal an geeigneter Stelle einflechten. Ich beginne mit Heinrich VIII. und schließe mit dem 25ten Regierungsjahre Elisabeth's, dem Jahre 1583.

Bis zum Jahr 1534 war England der schönste Diamant in der Römischen Thiara. Die Leidenschaft Heinrich's des Achten für Anna von Boleyn, eine Ehrendame seiner bejahrten Gattinn Catharina von Arragonien, trennte Großbritanien von Rom. Der Vermählung mit Anna folgte bald die Aufhebung der Klöster und das Gesetz der sechs Artikel, das mit dem blutigsten Fanatismus gehandhabt wurde. Heinrich, gleich übel gesinnt gegen den Pabst, wie gegen die Lehre Luther's, ließ sich den 16. Januar 1531 zum Haupt der Anglikanischen Kirche erklären und drei Jahre später diese Erklärung von dem ihm blindlings ergebenen Parlamente wiederholen. Wie ernst es ihm mit diesem neu errungenen Rechte war, zeigten außer vielen andern die Hinrichtungen des Bischofs von Rochester, Johann Fischer, und des Kanzlers Thomas Morus. Einmal getrennt, achtete der König nicht mehr auf die Drohungen, die man von Rom über ihn hersandte.

Auch unter der Herrschaft Eduard's VI. wollte es den Päbsten nicht glücken, zum Wohle der Katholischen Kirche in England zu wirken. Aber ein neuer Hoffnungsstrahl belebte den Römischen Stuhl bei der Thronbesteigung Mariens, der Tochter Heinrich's VIII. und Catharina's von Arragonien. Maria, voll Eifer für die alte Kirche, arbeitete mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht an der Wiedervereinigung mit Rom. Auf ihr Ansuchen sandte Julius III. im J. 1554 den Cardinal Polus als Legaten nach England; dieser vereinigte auch wirklich noch im selben Jahre das Reich mit der Römischen Kirche. Maria herrschte zu kurze Zeit, um ihren Anordnungen Bestand zu schaffen; sie starb nach fünfjähriger Regierung, ihr folgte Elisabeth, die Tochter Anna's von Boleyn. Elisabeth, erzogen in den Grundsätzen der neuen Lehre, trat bald, obschon sie beim Antritte ihrer Regierung geschworen hatte, die Katholische Kirche aufrecht zu halten, als die größte Gegnerinn derselben auf. Wie einst Maria, verfolgte sie wieder auf ihrer Seite die Andersdenkenden mit blutiger Schärfe. Den 25. Jan. 1559 berief sie das Parlament, ließ die alte Kirche proscribiren und sich zum Haupt der Englischen Kirche ernennen. Nur vierzehn Bischöfe und ungefähr hundert fünfzig Besitzer von Pfründen wagten es, gegen diese Erniedrigung des kirchlichen Ansehens Beschwerde vorzubringen. Elisabeth ergriff gleich strenge Maaßregeln. Die vierzehn Prälaten wurden abgesetzt und eingekerkert und die Uebrigen ihrer Pfründen beraubt: die ganze Geistlichkeit unterwarf sich. So war also die Verbindung mit Rom von Neuem aufgehoben.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Heinrich VIII. sich von Rom lossagte, faßte der Spanische Edelmann, Ignatius von Loyola den Gedanken, einen neuen geistlichen Orden zu gründen, welcher, nach vielen Schwierigkeiten, endlich von Pabst Paul III. im Jahre 1540 bestätigt wurde; es ist der unter dem Namen der Gesellschaft Jesu weltbekannte Orden. Die Einrichtung desselben hatte vorzüglich zum Zweck, den neuen religiösen Ideen einen Damm entgegenzusetzen und die Römische Kirche soviel wie möglich durch Missionen über den ganzen Erdboden zu verbreiten. Diesem vorgesteckten Ziele gemäß nahm auch die Gesellschaft außer den gewöhnlichen drei Hauptgelübden des Mönchthums noch dies vierte an: — dem Pabste in religiösen Sendungen unbedingten Gehorsam zu leisten. Und die Gesellschaft hat, (abgesehen von manchen, wohl auch gegründeten Vorwürfen) diesen ihren Schwur heilig gehalten; weder Entfernung, noch Entbehrungen, weder Verfolgung, noch Todesqualen schreckten die muthigen Kämpfer ab, nach ihrem Ziele zu ringen. (Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Dampfmaschinen.

(Nach Carl Dupin.)

Die Anwendung des Wassers, um Maschinen zu treiben, ist so einfach, so wohlfeil, so sicher und so gleichmäßig in der Wirkung, daß sie den Vorzug verdient, den man ihr stets gegeben hat, wo sie erlangt werden konnte: aber es ist oft der Fall, daß Bewegung und Kraft zu einer Maschine nöthig sind, wo kein fließendes Wasser ist; wo ferner die Anwendung der menschlichen Kraft unmöglich und die Anwendung der thierischen Kräft entweder zu kostspielig, oder mit den örtlichen Umständen unverträglich ist; alsdann zeigt sich die Dampfmaschine, der Stolz der brittischen Erfindungen so äußerst nützlich. Da ihre Anwendung auf die Gewerbe und den Verkehr zu Wasser und zu Lande einen solchen Umfang gewonnen hat, daß man von ihrer Einführung eine neue Periode in der Geschichte der Industrie und des Verkehrs beginnen könnte, so dürfte den Lesern dieses Blattes eine Darstellung des Ursprunges und der allmäligen Vervollkommnung und Anwendung dieser Erfindung nicht unangenehm sein.

Der Marquis von Worcester beschrieb zuerst im Jahr 1663 einen der Dampfmaschine ähnlichen Mechanismus in der Absicht, die Kraft von verdampftem Wasser zu gebrauchen, um Wasser auf eine Höhe von mehr als 12 Fuß zu pumpen.

Einige Zeit nachher erfand Papin seinen Digestor, d. i. ein festverschlossenes Gefäß, worin das Wasser so sehr erhitzt wird, daß es Knochen und andere solide thierische Theile auflöset. Er bemühte sich, die sehr große Elastizität des Dampfes als bewegende Kraft zu benutzen; allein seine Versuche hatten keinen Erfolg.

Dem Kapitän Savery gelang es ziemlich gut, mittelmäßige Wasser-Quantitäten auf kleine Höhen emporzuheben; allein das Ausschöpfen sehr tiefer Gruben wollte ihm nicht gelingen. Mehre Maschinen wurden nach einem von ihm angegebenen Prinzip errichtet, um Wasser zu einer Höhe von weniger als 10 Meter zu bringen. Man baute unter andern eine beträchtliche in einer Saline des südlichen Frankreichs, wo man das Wasser nur 5,50 Meter hoch zu treiben brauchte. Der Hauptnachtheil von Savrey's Maschine bestand in der Gefahr des Zerspringens und dem großen Aufwand an Dampf und folglich auch an Brennmaterial. Nach genau angestellten Versuchen kam nämlich nur 1/12 des Dampfes in Anwendung, der Rest war reiner Verlust.

Unter den Ingenieurs der Bergwerke von Cornwallis, die sich vielfach mit den Mitteln befaßten, die Dampfmaschinen zum Ausschöpfen der Gruben anzuwenden, lös'te Newcomen, ein Schmied, die Aufgabe. Indem sein System die Nachtheile des Savery'schen verringerte, bot es zugleich den Vortheil dar, daß es leicht angewandt werden konnte, um jeder Maschine die bewegende Kraft mitzutheilen. Im Jahr 1705 fing man an, dieses System in Ausübung zu bringen. Schon 1712 war ein großer Theil der Schwierigkeiten in der Ausführung vollkommen beseitigt, und seit 1717 hat die Maschine keine bemerkenswerthe Vervollkommnung mehr erhalten. Sie wurde bis auf die jetzige Zeit einzig zum Heben des Wassers gebraucht.

Doch gab schon 1758 Keane Fitz-Gerald ein Verfahren an, um die abwechselnde Bewegung derselben in eine anhaltende umdrehende Bewegung zu verwandeln, durch eine Verbindung von gezahnten Rädern und Getrieben. Aber Watt ist der erste, der eine Umgestaltung dieser Art ausführte.

Als Doctor Black die unermeßliche Menge verborgener Wärme entdeckt hatte, die das Wasser verschlingt, um sich in Dampf zu verwandeln, konnte man diese Entdeckung benutzen, um Newcomen's Maschine einen neuen Grad von Vollkommenheit zu geben, oder vielmehr, um eine ganz neue daraus zu machen.

Im Jahr 1804 bemerkte Wolf, daß Watt's Maschinen verbessert werden könnten, wenn man den Dampf bei seiner Entwicklung zusammenpreßte und bei seiner Wirkung ausdehnte.

Schon im Jahr 1802 nahmen in England Trevithik und Vivian ein Erfindungs-Patent für eine zum Ziehen von Fuhrwerken auf gewöhnlichen Straßen angewandte Dampfmaschine. Da sie zu große Schwierigkeiten fanden, ihre Idee auf gewöhnlichen Straßen zu verwirklichen, so beschränkten sie sich darauf, ein Mit-

tel ausfindig zu machen, die Kraft des Dampfes zum Ziehen von Wagen auf Eisengleisen anzuwenden. Dies geschah 1804 auf der Eisenbahn von Merthyn Tydvil im Lande Wallis. Im Jahr 1811 führte Blenkinsop den Gebrauch von gezahnten Eisengeleisen ein, auf welchen sich Wagenräder, die ebenfalls gezahnt waren, durch die Kraft des Dampfes bewegten. Diese Verbesserung machte es möglich, mehr oder weniger starken Abhängen zu folgen, ohne Furcht, daß die Maschine, wie auf schiefen Ebenen, dahin gleiten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Trier'sche Gau in landwirthschaftlicher Beziehung.

(Schluß.)

Für vortheilhafter, wenn auch weniger kräftig, hält man den Luzernenklee, weil er dreimal, manchmal viermal Stengel treibt. Da man ihn dem Vieh gewöhnlich grün in die Raufe legt, so pflanzt man ihn in der Regel dem Dorfe so nahe als möglich und an Wegen, damit man ihn zu jeder Zeit bequem nach Hause schaffen könne. Er wird übrigens bei Weitem nicht so häufig als der dreijährige gepflanzt.

Außer dem dreijährigen Klee und der Futterwicke zieht man auf den Brachfeldern noch hin und wieder Sommerraps, und zwar, wie allgemein behauptet wird, zum größten Nachtheil der zukünftigen Kornsaat; ferner Flachs, Hanf und Kartoffeln. Die drei letztgenannten Produkte übersteigen nie den eigenen Bedarf des Landmannes. Der Flachs geräth überhaupt nicht sonderlich auf dem Gau; man pflanzt ihn am liebsten in das sogenannte weiße Land. Der Hanf wird meistens in Gründe und Kessel gepflanzt, die man überdies wohl mit Dünger versieht. Er geräth übrigens besser in den Gärten. Die Kartoffel, die man auch häufig in Gärten pflanzt, gibt zwar im Allgemeinen keine kärgliche Erndte, allein, da sie der Kartoffel, welche im Sandboden wächst, besonders der des Hochwaldes an Güte weit nachsteht, so darf man nicht daran denken, sie auf einen Markt zu bringen. Da außerdem die Schweinezucht nicht sehr bedeutend ist, so pflanzt man die Kartoffel überhaupt nicht so häufig als anderwärts. Bei dem Rindvieh wird sie zu selten in Anwendung gebracht.

Die Viehzucht erscheint auf dem ganzen Gaue dem Ackerbaue durchaus untergeordnet. Da überhaupt die Natur des Gaubodens den Gebrauch der Ochsen bei der Beackerung ausschließt, so muß die Gegend auf alle jene Vortheile verzichten, welche aus der Ochsenmast hervorgehen, abgesehen davon, daß die Pferdefütterung viel kostspieliger ist, als die des Rindviehes. Der schwächste Bauer ernährt nie weniger als drei Pferde; beim Kleelande ist gegenseitige Aushülfe nicht selten. Im Durchschnitte kann man auf jeden Pflug vier Pferde rechnen. Bauern, die mehr als einen Pflug führen, haben in der Regel acht bis zehn spannfähige Pferde. Obgleich die Pferde dieser Gegend keineswegs zu den vorzüglichern gehören, so sind sie doch im Allgemeinen ziemlich wohlgestaltet, und was die Hauptsache ist, recht stark. Der Erlös aus verkauften Pferden ist nicht sehr bedeutend, da man nicht leicht junge Pferde oder Füllen, sondern gewöhnlich nur alte, abgetriebene Klepper zu verkaufen pflegt.

Die Rindviehzucht steht im Ganzen noch auf einer sehr niedern Stufe und ist fast lediglich auf den eigenen Milch-, Butter- und Käsebedarf berechnet. Das Rindvieh dieser Gegend ist ganz klein und unansehnlich. Eine größere Gattung will man sich nicht verschaffen, weil man sich dadurch einen zu großen Futteraufwand zu verursachen fürchtet. Das Rindvieh dieser Gegend leidet zwar nie Mangel, wird aber keineswegs so sorgfältig gefüttert und gepflegt, wie das z. B. im Fürstenthume Birkenfeld der Fall ist.

Was die Schweinezucht anbelangt, so beschränkt sich dieselbe bei der bestehenden Sperre der französischen Grenze ebenfalls beinahe auf den eigenen Bedarf: Hühner hat man allenthalben, Gänse und Enten hin und wieder.

Dieser beschränkte Zustand der Viehzucht wirkt sehr nachtheilig auf die Bestellung der Aecker, indem der Dünger zu spärlich vorhanden ist. Versuche zur Bereitung künstlichen Düngers sind meines Wissens nie gemacht worden. Die Art und Weise, den thierischen, meistens mit Stroh gemischten Dünger aufzubewahren und zu behandeln, theilt alle von den Agronomen in dieser Beziehung gerügten Fehler und Mängel. Von einem vortheilhaften auf die ganze Benutzung des vorhandenen Düngerstoffes berechneten Mistlager hat man noch keinen Begriff.

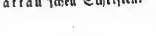
Ein kaum zu berechnender Nachtheil für die Gegend ist der gänzliche Mangel an Wegen, welche die einzelnen Ortschaften mit einander und der Bezirksstraße verbänden. Außer der Bezirksstraße, welche von Konzerbrücke aus über Saarburg und Perl nach Frankreich führt, ist kein einziger fahrbarer Weg vorhanden. Wie sehr dies die Ein- und Ausfuhr der Produkte und des Düngers erschwere, ist kaum zu sagen, abgesehen davon, daß dadurch ein ordentlicher Verkehr, wenn nicht schlechthin unmöglich, so doch im höchsten Grade erschwert wird. An zweckmäßige Feldwege ist gar nicht zu denken.

Die Ackerwirthschaft, wie sie in Voranstehendem beschrieben wird, hat seit dreißig Jahren, was ihre Natur anbelangt, keine wesentliche Veränderung erlitten, wenn man nicht den häufiger gewordenen Kleebau als eine solche bezeichnen will; an Ausdehnung hat sie sehr gewonnen, indem gegenwärtig alles Land unter dem Pfluge steht, was vor zwanzig Jahren noch lange nicht der Fall war.

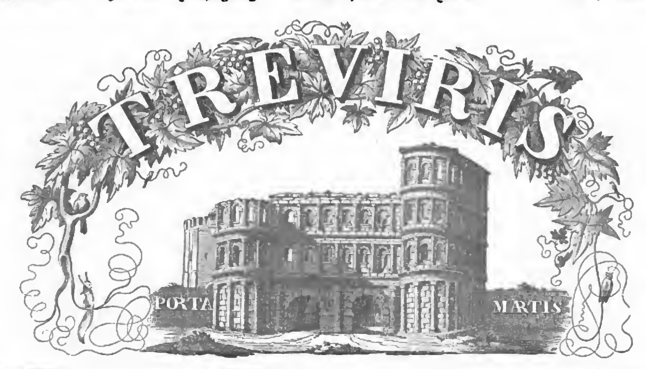
Meine Leser werden, ohne mein Erinnern, schon eingesehen haben, daß es mir bei voranstehender Abhandlung um eine genaue Darstellung des Bestehenden mit Angabe der Gründe im Sinne der Bewohner der Gegend zu thun war, und daß ich bei den Angaben nie meine eigene Meinung hervortreten ließ. Indem ich es gerne einräume, daß ich manches übersehen und vieles nicht richtig aufgefaßt haben dürfte, fordere ich jeden besser Unterrichteten auf, mir die begangenen Verstöße nachzuweisen und das Richtige der Veröffentlichung nicht zu entziehen; unser Blatt steht überhaupt jeder Einrede und jedem Widerspruche zu Dienst, wenn es dabei nicht auf persönliche Beleidigungen oder Kränkungen abgesehen ist. Nach dieser Erklärung erlaube ich mir zum Schluß folgende Fragen zu stellen: Ist die Landwirthschaft auf dem Gaue Verbesserungen fähig? worin bestehen dieselben? durch welche Mittel sind sie erreichbar?

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein Nº. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.



1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 22. Juli. **№. 58.**



Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in England.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Man kann denken, daß die Vereinigung Großbritaniens mit Rom einer der heißesten Wünsche in Loyola's Herzen war. Um mit der Regierung Marien's zu beginnen, — kaum hatte er in Erfahrung gebracht, daß diese Königinn Pabst Julius III. gebeten hatte, den Cardinal Polus mit dem Charakter eines Legaten nach England zu schicken, — so machte er auch diesem Prälaten sogleich das Anerbieten, in eins der Collegien, welche die Gesellschaft in Rom hatte, so viel junge Engländer aufnehmen zu wollen, als seine Durchlaucht für nöthig erachten würde. Der Zweck, den Ignatius hierbei hatte, war, diese jungen Zöglinge in den Grundsätzen des Ordens unterrichten zu lassen und sie alsdann in ihr Vaterland zurückzusenden, um da die Sache des h. Stuhls zu vertheidigen. Aber wie dringend Ignatius auch seine Bitte vorgebracht haben mochte, der Legat verwarf das Anerbieten.

Nicht besser ging es dem Orden kurze Zeit darauf mit dem Versuche, durch Anlegung von Collegien in England daselbst festen Fuß zu fassen. Der Legat war ihnen auch hier wieder entgegen, und es hatte das Ansehen, als wolle er sie nicht einmal nach England kommen sehen, viel weniger sie daselbst Collegien errichten lassen. Von nun an betrachtete die Gesellschaft den Legaten als einen ihrer heftigsten Feinde.

Polus starb den 17. November 1558, aber durch seinen Tod kamen die Jesuiten ihrem Ziele nicht näher, weil an demselben Tage auch Maria das Irdische verließ und Elisabeth ihr in der Regierung folgte. Die Päbste Paul IV. und Pius IV. erschöpften sich in fruchtlosen Bemühungen, die Königinn in den Schooß der Kirche zurückzuführen: der erstere suchte seinen Zweck durch strenge Drohungen, der andere durch sanfte Ermahnungen zu erreichen. Pius V., ihr Nachfolger, ging weiter und erließ den 25. Februar 1570 eine Bannbulle gegen Elisabeth, worin sie als eine Abtrünnige erklärt und ihre Unterthanen des Eides der Treue, den sie ihr geleistet hatten, erledigt wurden. Diese Bulle machte, wie man leicht denken kann, auf die katholischen Unterthanen großen Eindruck. In den nördlichen Provinzen griff man sogar zu den Waffen, doch wurden die Unruhen bald gedämpft. Aus diesem Vorfalle zog Elisabeth nun noch folgenden Vortheil:

Um ähnlichen Auftritten zu begegnen, versammelte sie das Parlament und dies erklärte auf ihren Antrag, daß es unter Todesstrafe verboten sei, die Königinn eine Abtrünnige oder eine unrechtmäßige Besitzerinn des Thrones zu nennen; auch verbot es unter derselben Strafe, je wieder Bullen oder Breve's des Römischen Stuhls in das Reich einzubringen.

Pius V., der auf diese Weise seine Pläne scheitern sah, suchte nun auch durch geeignete Mittel zu wirken. Er griff den Gedanken Loyola's auf und errichtete in Rom ein Collegium, worin junge Engländer unter der Leitung der tüchtigsten Männer aus der Gesellschaft Jesu in den Grundsätzen der Römischen Kirche unterrichtet wurden; sie sollten dereinst, ausgerüstet mit Kenntnissen, die ihrem Berufe entsprachen, in ihr Vaterland zurückkehren und allda die wankende Kirche wiederum zu stützen und zu heben suchen. Außer dem Collegium in Rom wurden noch zwei andere ähnliche Pflanzschulen, ebenfalls unter der Leitung der Jesuiten, angelegt. Pius V. wußte nämlich den König von Spanien und den Kardinal von Lothringen zu bewegen, daß jener zu Duvay, dieser zu Rheims ein solches Institut stiftete.

In kurzer Zeit füllten sich die drei Institute, vorzüglich die in Rom und Rheims, mit jungen Leuten, die aus England herbeiströmten. Die nöthigen Unterstützungen erhielten sie vom Pabste und vorzüglich aus

England selbst. Unter Gregor **XIII.** *) dem Nachfolger von Pius V., vermehrte sich die Zahl der Zöglinge immer mehr und mehr, die Einkünfte aber nahmen nicht in gleichem Maaße zu, ja sie erlitten sogar einen gewaltigen Stoß durch die scharfen Edicte, die Elisabeth gegen diejenigen ihrer Unterthanen ergehen ließ, welche fortan jene Institute mit Geld oder andern Hülfsmitteln unterstützen würden. Hiedurch sahen sich die Vorsteher der Institute genöthigt, *zu milden Beiträgen ihre Zuflucht zu nehmen*, und der General **) der Gesellschaft Jesu erließ zu diesem Behufe folgendes Rundschreiben an die Provinzialen ***), worin er auf das dringendste die Betreibung der Sache anempfahl:

„Der Frieden Gottes sei mit Euch!"

„Seine Heiligkeit, Pabst Gregor **XIII.**, weil ihm „sehr daran gelegen ist, allen Ländern, die durch Irr„glauben heimgesucht werden, und namentlich England, „das in dieser Zeit vor allen andern nicht allein durch „Irrglauben, sondern auch durch die schrecklichste Ver„folgungswuth leidet, Hülfe zu leisten und er darauf „all seine Bemühungen und Sorgen verwendet, hat ei„nen Aufruf erlassen, worin er die gesammte Christen„heit ermahnt, das Collegium zu Rheims durch alle „mögliche Hülfsmittel und milde Gaben zu unterstützen. „Obschon nun das Ansehen des ersten Stellvertreters „Christi für sich allein, oder auch die Würde der Sache, „oder auch selbst unser Institut alle die Unsrigen ge„nugsam anfeuert, dieses Geschäft von ihrer Seite aus „allen Kräften zu unterstützen: so hielt ich es dennoch „für meine Pflicht, auch diese meine Willensmeinung „hinzuzufügen, damit Ew. Hochwürden und alle die „Andern von den Unsrigen einsähen, wie sehr diese „Sache uns am Herzen liegt. Denn da in jenem „Lande, welches früher ein Muster alles religiösen u. „heiligen Lebenswandels aufstellte, jetzt die Verfolgung „wüthet, und zwar in einem Grade, wie sie nie an„fangs gewüthet hat, so, daß jeder Gläubige von sei„nen Freunden und Verwandten verrathen wird und „den Tod oder Fessel und Kerker durch sie leiden muß, „oder nach Verlust seines Vermögens sich gezwungen „sieht, nicht nur aus einer Stadt in die andere, son„dern auch aus England zu fliehen: so haben viele „junge Engländer ihr Vaterland verlassen und den „Entschluß gefaßt, sich durch umfassende Studien zu „waffnen, damit sie dereinst, in ihre Heimath zurück„gekehrt, mit dem Fürsten der Finsterniß kämpfen und, „wo möglich, ihn fortzutreiben vermöchten, bereit ihr „Leben d'ran zu setzen, wenn es Noth thut. Da zu „diesem Zwecke zwei Collegien errichtet sind, das eine „zu Rom, das andere zu Rheims, jenes durch die „Freigebigkeit und Großmuth des Pabstes auf das huld„reichste unterstützt wird, diesem aber, obschon es auch „vom Pabste keine geringen Beiträge erhält, dennoch „Manches abgeht, weil die Strenge der Feinde, die „es verfolgen, und die Zahl seiner Mitglieder zuge„nommen hat, und die Mittel, sie zu ernähren, ge„ringer geworden sind, da man nämlich durch die „strengsten Edicte und durch eine unglaubliche Wach„samkeit zu verhüten sucht, daß ihnen aus England „Etwas zugeschickt werde: so schien es nöthig, die „Frömmigkeit und Mildthätigkeit aller Christgläubigen „anzuflehen, und das zwar auf Empfehlung und Ver„anlassung des heiligen Vaters selbst. Mein Wunsch „geht also dahin, daß Ew. Hochwürden alle Superi„oren Ihrer Provinz hiervon in Kenntniß setzen und „außerdem die Prediger, kurz, Alle auffordern, daß „sie sowohl in Privat- als öffentlichen Vorträgen, wie „sich die Gelegenheit geben wird, dies Geschäft aus „allen Kräften betreiben mögen. Deswegen schicke ich „auch Ew. Hochwürden einen ganz neuen Aufsatz über die „Verfolgung in England. Ich hoffe, daß er Ihnen „angenehm und auch den Uebrigen zu unserm Vorhaben „nützlich sein werde; Alle mögen einsehen, daß man „weder Mühe noch Geld schonen dürfe, wenn es die „Ehre Gottes und das Seelenheil einer Nation gilt, „wofür Viele sogar ihr Leben froh und bereitwillig „hinopfern. Weiter will ich hierüber Nichts hinzu„fügen: denn ich bin überzeugt, daß Ew. Hochwür„den und alle die Ihrigen sich aus Eifer für die Ehre „Gottes und aus Liebe gegen jene dies Geschäft so „angelegen sein lassen, daß sie keiner Aufmunterung, „keines Sporns weiter bedürfen."

„Nachricht zu der für das Collegium zu Rheims anzustellenden Collecte."

„Im Collegium zu Rheims sind gegenwärtig „130 junge Leute aus England, welche alle mit der „größten Thätigkeit den Wissenschaften obliegen und „das frömmste Leben führen. Sie haben den Vorsatz „und auch die Verpflichtung, zurückzukehren, dann auch „ihre Bürger zu bewegen, in den Schoos der Kirche „zurückzukehren. Hierbei dürfen sie weder Kerker fürch„ten, noch Hunger, noch Folter, noch den Tod selbst, „was ihnen Alles durch die grausamsten Edicte ange„droht ist. Außer diesen jungen Leuten und einigen „andern, welche zu Duvay auf dieselbe Weise mit „den Wissenschaften sich beschäftigen, gibt es sehr „Viele, die aus denselben religiösen Gründen von „ihrem Vaterlande und ihren Gütern lieber entfernt „leben, als daß sie in England wegen der katholischen „Religion Gefahr laufen sollten. Um sie zu unter„halten, vorzüglich die, welche zu Rheims sich auf„halten, wurden früherhin nicht wenig Beiträge von „ihren Verwandten und Bekannten aus England ge„schickt; nachdem aber die Königinn dies mit ihren „Staatsräthen ausgewittert hatte, gab sie absicht„lich, um jenes Collegium aufzulösen, unter Androh„ung großer Strafen, die Verfügung, daß kein Heller „aus ihrem Reiche dürfe herausgetragen werden. Es „ist daher, wenn Gott nicht irgend eine Hülfe nach „seiner Allmacht bringt, Gefahr vorhanden, daß Alle in „Kurzem zurückkehren müssen, mit der sichern Aussicht, „entweder ihr Leben, oder die wahre Religion zu ver„lieren, und mit diesem so großen Verluste das Seelen„heil von ganz England, das allein von jenen thätigen „Männern abzuhangen scheint, aufgeben zu müssen. „Daher gefiel es dem Pabste, durch eigene schriftliche

---

*) Von 1572 bis 1585.

**) Damals *Everhard Mercurian*, aus dem Herzogthum Luxemburg, in der General-Versammlung vom 23 April 1573 zum vierten Ordensgeneral erwählt. Er starb den 1. Aug. 1580; ihm folgte *Claudius Aquaviva* (— 1615.)

***) Den Constitutionen gemäß theilt sich die Verwaltung des Ordens in *Assistenzen*, die Assistenzen in *Provinzen*, die Provinzen in *Häuser*. Es gibt funf Assistenten; jeder von ihnen trägt den Namen seines Departements und nennt sich entweder *Assistent* von Italien, oder von Spanien, oder von Deutschland, oder von Frankreich, oder von Portugal. Das Amt der Assistenten besteht darin, daß sie dem General zur Erleichterung die Geschäfte vorbereiten. Derjenige, welcher einer Provinz vorsteht, trägt den Namen *Provinzial*; der Vorsteher eines Hauses den Namen *Rector*. Jede Provinz zählt vier Arten Häuser: *Profeß-Häuser*, *Collegien*, *Residenzen*, *Noviziate*. Der Gang der Geschäfte bestimmt sich lediglich nach dieser Eintheilung.

„Aufforderungen dies Geschäft der Mildthätigkeit aller „Christgläubigen anzuempfehlen. Und so haben denn „auch in der Stadt einige vornehme Prälaten, nach- „dem sie gleichsam einen Verein geschlossen hatten, „dieses Geschäft übernommen. Sie gingen in jedes „Haus und sprachen einen Jeden nach seinen Ver- „mögensumständen privatim um ein Almosen an. Außer- „dem schrieb der Enkel des Pabstes *), der erlauchte „Cardinal Buoncompagno, der Beschützer des Eng- „lischen Collegiums zu Rom, im Namen seiner „Heiligkeit an alle Bischöfe und Nuntien, um ein „so großes und wichtiges Geschäft zu empfehlen, sie „möchten dasselbe durch die Prediger und auf jede „andere mögliche Weise betreiben lassen: eine Bitte, „die sie leicht vollziehen können, entweder selbst, oder „durch einen auf ähnliche Weise von vornehmen Per- „sonen gebildeten Verein, bis man eingesammelt hat, „was sich für diese Zeit einsammeln läßt. Bei allem „Diesem kann der Eifer, die Thätigkeit, die Betrieb- „samkeit der Unsrigen sehr großen Vorschub leisten, „indem sie sowohl die Bischöfe drängen, als auch „Manches vorschlagen, was dem Geschäfte förderlich „sein kann, indem sie aber auch privatim fromme „Menschen auffordern, daß sie zur Ehre Gottes und „zum Heile jenes ganzen Landes durch ihr Vermögen „mitwirken und sich theilhaftig machen jener so großen „Verdienste, die dabei errungen werden, der Ver- „dienste so vieler Martyrer, welche dort für den „Namen Christi dulden."

„Diejenigen, welche dieses Geld einsammeln, müssen „vom Bischofe dazu bestimmt werden; auch muß er „die Art und Weise angeben, wie man es sammle, „und wie man das in Geld verwandele, was sonst noch „geschenkt wird. Die ganze Summe aber wird in die „Hände des Bischofs niedergelegt, damit sich die „Unsrigen von allem Verdachte rein halten; er selbst „kann es dann hernach hierher nach Rom an den Kauf- „mann Tiberius Ceuli schicken, der zum Empfänger „des Ganzen bestimmt ist." (Fortsetzung folgt.)

*) Gregor XIII., mit seinem Familien-Namen Hugo Buoncompagno genannt, war, ehe er Priester wurde, verheirathet und hatte einen Sohn, Jacob Buoncompagno. Der Sohn des letztern ist der hier erwähnte Cardinal. Das Haus Buoncompagno besteht noch.

Ueber die verschiedenen Thier- und Pflanzen-Dünger und ihre Wirkung.

Daß gewisse Pflanzen- und thierische Stoffe, wenn man sie in ein Erdreich bringt, das Wachsen der Pflanzen darin beschleunigen und den Ertrag der Erndten vermehren, ist eine seit den ersten Zeiten des Akerbaues anerkannte Thatsache. Allein die Art und Weise, wie die Düngerarten wirken, das beste Verfahren in ihrer Anwendung, ihr besonderer Werth und ihre Dauer, dieses Alles bleibt auch jetzt noch Gegenstand der Untersuchung. Einige Winke über diese wichtige Materie dürfte auch denjenigen unserer Leser nicht unangenehm sein, welche sich nicht mit dem Akerbau befassen. Wir wollen deshalb das Hierhergehörige aus der Naturgeschichte, Chemie und Oekonomie zusammenstellen.

Die Poren oder Oeffnungen in den Wurzelzasern der Pflanzen sind so klein, daß sie kaum, selbst mit Hülfe des Mikroskopes oder Vergrößerungsglases, wahrgenommen werden können. Es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß feste Stoffe aus dem Boden in dieselben eindringen können. Der Engländer Humphry Davy *) stellte darüber folgenden Versuch an: Er verschaffte sich ein wenig möglichst feinen Kohlenstaub, indem er Schießpulver auslaugte, um es von dem Salpeter zu befreien. Darauf ließ er bei der erforderlichen Hitze den Schwefel verdunsten. Die Kohle that er in eine Flasche mit reinem Wasser und ließ hierin ein Pfeffermünz-Pflänzchen anwachsen. Die Wurzeln der Pflanze waren sorgfältig so gelegt, daß sie mit der Kohle in Berührung kamen. Der Versuch hatte im Anfange des Monats Mai 1805 statt. Der Trieb der Pflanze war vierzehn Tage hinüber sehr stark; darauf wurde sie aus der Flasche herausgenommen. Er durchschnitt die Wurzeln an verschiedenen Stellen, allein es war unmöglich, irgend eine Spur von Kohlenmaterie oder auch nur das kleinste von der Kohle gefärbte Fäserchen wahrzunehmen. Gleichwohl waren die Wurzeln in einer Lage, worin sie die Kohle unter fester Gestalt hätten verschlucken können.

Kein Stoff ist der Pflanze so unumgänglich nothwendig, als der Kohlenstoff. Kann er nun nicht anders als im Zustande der Auflösung in die Organe der Pflanzen dringen, so hat man hinreichenden Grund anzunehmen, daß auch andere Stoffe, die den Pflanzen weniger unentbehrlich sind, sich in einem ähnlichen Falle befinden.

Einige Versuche, die derselbe Davy 1804 anstellte, zeigten, daß die Pflanzen, die man in starke und frische Auflösungen von Zucker, Schleim, Gerbestoff (Lohe), Gallerte und einigen andern Substanzen brachte, darin zu Grunde gingen; daß dagegen die Pflanzen schön darin wuchsen, sobald die Flüssigkeiten angefangen hatten zu gähren. Er schloß daraus, daß ihre Gährung unentbehrlich sei, um den Pflanzen ihre Nahrung zu bereiten. Aber er hat in der Folge entdeckt, daß die tödtliche Wirkung der frischen Auflösungen von Pflanzenstoffen daher rührte, weil diese Auflösungen zu conzentrirt waren, d. h. der aufgelösten Theile zu viel enthielten. Es wurden wahrscheinlich die Organe d. h. die zum Einsaugen der Nahrungssäfte bestimmten Oeffnungen durch den festen Stoff verstopft und so das Athmen durch die Blätter verhindert.

Zu Anfang Juni 1792 wandte er Auflösungen derselben Stoffe, allein so sehr durch Wasser verdünnt, an, daß sie blos ein Hunderttheil festen Pflanzen- oder thierischen Stoffes enthielten. Pfeffermünz-Pflänzlinge hatten eine üppige Vegetation (Wachsthum) darin; die Auflösung von adstringirendem d. h. zusammenziehendem Stoffe zeigte allein eine weniger schöne Vegetation.

Er begoß einige Rasen-Abtheilungen in einem Garten und zwar gesondert mit diesen Auflösungen; eine einzige Stelle begoß er mit gewöhnlichem Wasser. Die mit Gallerte, Zucker, Schleimstoff begossenen Theile zeigten ein kräftiges Wachsthum; der mit Gerbestoff begossene Theil trieb noch immer besser, als der mit reinem Wasser begossene.

Er suchte sich sofort zu versichern, ob einige der auflösbaren vegetabilischen oder Pflanzenstoffe in die Wurzeln der Pflanzen gedrungen seien, ohne eine Veränderung zu erleiden. Er wandte die Analyse d. h. jenes Verfahren der Chemiker an, vermöge welches sie die verschiedenen Stoffe in ihre einfachsten Bestandtheile zerlegen, um die Produkte der Wurzeln von einigen Fuß Pfeffermünze, wovon die einen in gewöhn-

*) S. dessen auf den Ackerbau angewandte Chemie S. 276 ff. der franz. Uebers. v. Marchais de Migneau.

lichem Wasser, die andern in einer Zuckerauflösung gewachsen waren, zu untersuchen. Hundert zwanzig Gran der letztern Wurzeln gaben ihm fünf Gran blaßgrünen Extractes oder Auszuges von süßlichem Geschmacke, der durch die Wirkung des Weingeistes etwas Weniges gerann. Hundert zwanzig Gran Pfeffermünzwurzeln, die in süßem Wasser getrieben hatten, gaben ihm 31/2 Gran dunkel-oliven-grünen Extractes. Der Geschmack war noch ziemlich süß, allein viel adstringirender, als der des ersten und gerann weit mehr mit Weingeist.

Diese Ergebnisse begünstigen die Meinung, daß die auflösbaren Stoffe ohne Veränderung in die Wurzeln der Pflanzen dringen. Diese Annahme wird durch den Umstand bestätigt, daß die Wurzelzasern der Pflanzen, die man in einem Krappaufguß vegetiren oder wachsen läßt, sich roth färben. Man kann es demnach durch diese Thatsache als beinahe bewiesen ansehen, daß selbst für die Pflanzen tödtliche Stoffe eingesogen werden.

Davy that eine Schlüsselblumen-Wurzel in eine schwache Auflösung von Eisen durch Essig, worin sie blieb, bis ihre Blätter gelb geworden waren; die Wurzeln wurden alsdann sorgfältig in destillirtem Wasser gewaschen, sofort gestoßen und zum Kochen in eine geringe Quantität oder Menge derselben Flüssigkeit gethan. Ihr Abguß wurde filtrirt oder geseigt und darauf untersucht mit einem Aufgusse von Galläpfeln. Der Abguß nahm ein starkes Purpurroth an, was beweist, daß die Eisenauflösung durch die Gefäße oder Poren der Wurzeln eingesogen worden war.

Die Pflanzen- oder Thiersubstanzen, welche in die Erdarten kommen, werden, wie die Erfahrung allgemein bewiesen hat, im Verlaufe der Vegetation verzehrt. Sie können indessen die Pflanze nur insofern ernähren, als sie ihr solide, im Wasser auflösbare Stoffe oder gasartige Substanzen gewähren, welche durch die Flüssigkeiten in den Blättern absorbirt oder verschlungen werden können. Allein diejenigen ihrer Theile, welche luftförmig werden und in den Dunstkreis treten, müssen verhältnißmäßig eine sehr beschränkte Wirkung hervorbringen; denn die Gasarten vermischen sich rasch mit der ganzen Masse der sie umgebenden Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Dampfmaschinen.

(Nach Carl Dupin.)

(Fortsetzung.)

Im J. 1812 nahmen die Herrn Edwards und William Chapman ein Patent, um ihre bewegende Maschine auf eine Kette wirken zu lassen, die auf der ganzen Länge einer Straße ausgespannt und an den Enden stark befestigt war. Diese Kette machte einen doppelten Umgang um eine Rinne, in einem wagerechten Cylinder, welcher durch Dampf in Bewegung gesetzt wurde.

Man verdankt Herrn Brunton ein sinnreiches System, welches die Kraft des Dampfes auf Hebel oder künstliche Füße wirken läßt, durch welche der Dampfwagen gleich einem Schiebkarren getrieben wird. Von nun an werden die Dampfmaschinen immer allgemeiner und zu den verschiedensten Zwecken angewandt, unter andern auch, um Mühlen zu treiben. Die Anwendung derselben auf die Schifffahrt ist von unendlichem Vortheile. Man weiß, wie langsam es auf Strömen und Flüssen zu Berge geht, und welche ungeheuere Kraft von Pferden und Menschen beim Anholen verbraucht wird. Die Schifffahrt auf großen Seen und Meeren wird zwar weniger mühsam für den Menschen durch Wind und Segel; allein sie erleidet häufige Störungen durch Stürme und Windstillen; sie ist immer langsam und beschwerlich, wenn conträre Winde herrschen.

Ein Franzose, Namens Duquet, machte zuerst von 1687 bis 1693 zu Havre einige glückliche Versuche, die Kraft des Windes durch andere mechanische Mittel zu ersetzen.

Schon im Jahr 1698 reichte Savery den Vorschlag zu einem durch Schaufelräder bewegten Schiffe ein, ein Mittel, das ein Jahrhundert später mit so glänzendem Erfolge bei der neuen Art Schifffahrt in Anwendung gebracht wurde.

Aber der Kapitän Savery dachte gar nicht daran, hier die Dampfmaschine in Anwendung zu bringen. Erst 1737 glaubte Jonathan Hull, sich auf die Vervollkommnungen derselben durch Newcomen stützend, an die Möglichkeit ihrer Anwendung auf Schiffe mit Schaufelrädern. Er nahm zu dem Ende ein Patent. Er bemühte sich vergebens, die Admiralität von England für seine Plane zu gewinnen. Unter den Einwürfen, auf welche die abweisende Antwort der Admiralität gegründet war, las man auch folgenden: „Wird die Kraft der Meereswellen nicht jeden Maschinentheil zertrümmern, den man so stellt, daß er sich im Wasser bewegen muß?“ Worauf Hull selbst zuerst antwortete: „Es ist unmöglich anzunehmen, daß man diese Maschine auf der See brauchen könne während eines Sturmes und bei hochgehenden Wellen.“

Die Möglichkeit dessen, was Jonathan Hull, der Erfinder der Dampfschiffe, für unmöglich hielt, hat achtzig Jahre später die Erfahrung bewiesen.

Im Jahr 1775 erbaute Perier, ein Französischer Seeoffizier, zum erstenmal ein Dampfschiff mit einer Maschine, die nicht einmal die Kraft eines Pferdes hatte. Da das Schiff in dieser Weise nicht die Seine hinauf fahren konnte, so stellte er keine fernere Versuche mehr an.

Glücklicher war von Jouffroy. Er ließ 1781 ein großes Dampfschiff (es war 46 Meter lang) bauen, um damit Versuche auf der Saonne anzustellen. Allein da die Revolution hereinbrach, verließ von Jouffroy Frankreich. Fünfzehn oder achtzehn Jahre später erhielt Desblancs von der Franz. Regierung ein Patent, um ein Dampfschiff zu bauen. Bald nachher kam auch der Mechaniker Fulton nach Paris und stellte in dieser Hinsicht verschiedene Versuche bei der Schwaneninsel an. In England haben ebenfalls von 1785 bis 1801 verschiedene Versuche, doch ohne besondern Erfolg, Statt gehabt. (Schluß folgt.)

Nachricht.

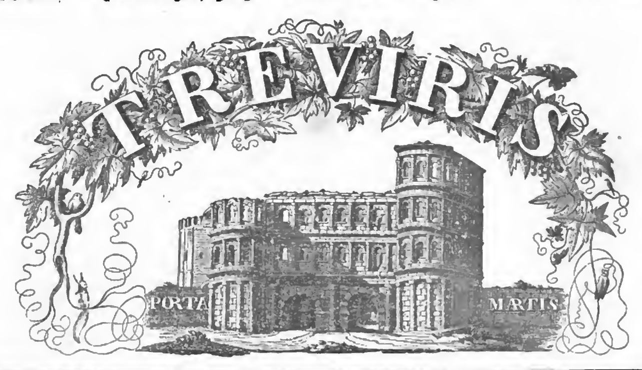
Der Temps v. 13. d. thut einer in Paris errichteten Dampfbleiche Erwähnung, welche große Vorzüge haben soll. Außer einer größern Weiße, welche diese Bleiche gewährt, soll die Leinwand weniger, sowohl beim Waschen selbst, als auch beim Aufhängen und Trocknen beschädigt werden, als in irgend einer der bis jetzt bekannten Waschanstalten.

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 25. Juli. **N°. 59.**



Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in England.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Während diese Collecte in Italien, Deutschland und andern Ländern angestellt wurde, schickten die Institute zu Rom und Rheims ihre ersten Zöglinge nach Großbritanien, um gleichsam von ihren Leistungen die ersten Proben zu machen und zu sehen, zu welchen Hoffnungen sie für die Zukunft berechtigt wären. An der Spitze dieser Missionäre standen die zwei Jesuiten: Edmund Campian und Robert Person, beide von Geburt aus Engländer. Im Anfang der Regierung Elisabeth's hatten sie sich zur Anglikanischen Kirche bekannt, waren aber nachher in den Schoos der Katholischen Kirche zurückgekehrt und darauf zu Rom in den Orden der Gesellschaft Jesu eingetreten. Gregor XIII. hatte in ihnen alle diejenigen Eigenschaften gefunden, die er nöthig zu haben glaubte, um das ferne Inselland wieder mit dem Römischen Stuhle zu vereinigen. Es war im Anfang des Jahrs 1580, als er sie mit einer Bulle entließ, welche die von seinem Vorgänger, Pius V., gegen Elisabeth erlassene Excommunication bestätigte.

Als treue Kämpfer für die Sache des Römischen Stuhls bereit zu siegen oder zu sterben, wohl unterrichtet von ihrem General Everhard Mercurian, reisten die zwei Engländer mit einigen Andern aus dem Englischen Collegium von Rom ab. Nach der Anleitung des Bischofs von St. Asaph in Nordwales nahmen sie den Weg durch Frankreich, schifften sich dann, als Soldaten verkleidet, ein jeder auf einem besondern Schiffe ein, und trafen nach und nach wieder zusammen in London. Hier begannen sie sogleich mit allem Eifer, für den Zweck ihrer Sendung zu arbeiten. Sie versammelten im Stillen die treu gebliebenen Katholiken um sich; die Wankelmüthigen erkräftigten sie in ihrem Glauben; soviel es sich thun ließ, versahen sie mit der größten Pünktlichkeit alle geistlichen Verrichtungen, hielten Predigten und Katechesen und gewannen so manche schon verloren geglaubte Seele. Aber Person ging weiter: nicht zufrieden, im Stillen zu wirken, wagte er es auch, öffentlich durch Schriften seine Grundsätze auszusprechen, wobei er jedoch seinen Namen verschwieg, damit sie, wie der Spanier Ribadeneira in seiner Lebensskizze sagt, durch die Bekanntmachung seines Namens nicht zurückgeworfen oder gar aus Haß gegen den Verfasser zerrissen würden *). Auch der Pater Campian zögerte nicht, einen Schritt weiter zu thun. Er schrieb an die ersten Staatsräthe einen Brief, worin er sie bat, ihm von der Königinn die Erlaubniß auszuwirken, in ihrer Gegenwart mit den ausgezeichnetsten Doctoren und Professoren der beiden Universitäten Oxford und Cambridge sich in eine Disputation einlassen zu dürfen; er wolle, sagte er, ihnen die unumstößliche Wahrheit des Katholischen Glaubens beweisen, ihnen beweisen, daß die Trennung Englands von Rom durch keine Gründe vertheidigt werden könne. Am Schlusse seines Briefes setzte er noch hinzu: „Ihr sollt wissen, Mylords, daß wir Alle aus der Gesellschaft Jesu, soweit wir auf der Erde verbreitet sind, eine heilige Ligue gegen Euch gebildet haben, um Euch zu bekehren; daß wir entschlossen sind, mit der größ-

---

*) P. Ribadeneirae Catalogus Script. Relig. Societ. Jesu. Ed. 2da. Antverpiae, 1613. Pag. 212. Die hieher gehöhörige Stelle lautet: Scripsit Robertus Personius varia atque utilissima opuscula, tum Anglice, tum Latine .... sed suppresso nomine, ne, si verum nomen proferret, rejicerentur atque dilacerarentur propter odium Auctoris. Seine hiehergehörigen Werke sind: 1) Ad edictum Anglicanum Reginae Angliae; 2) Quaestiones de sacris alienis non adeundis; 3) De tribus statibus Religionis Catholicae in Anglia; 4) Martyrologicum Catholicum; 5) Directorium ad Christianam fidem. (Dies letztere in Englischer Sprache und sehr elegantem Style.)

ten Standhaftigkeit alle die Qualen, die Ihr uns bereiten wollt, zu ertragen und daß wir nicht verzweifeln an Eurem Heile, so lange noch einer von uns übrig ist, auf Eurem Tyburn*) gehangen zu werden!"

Kurz nach Einreichung dieses Briefes hielt sich weder Campian, noch Person, noch viele Andere ihrer Mitgenossen zu London hinlänglich sicher und sie suchten Zufluchtsorte und Wirkungskreise in entlegeneren Provinzen. Damit man sie nicht erkenne, gingen Einige als Kaufleute, Andere als Soldaten verkleidet aus der Hauptstadt. Diejenigen, welche aus den Seminarien zu Rom und Rheims in London zurückblieben und ihr Wirken fortsetzten, hofften wahrscheinlich durch ihr stilleres Benehmen den Augen der Welt zu entgehen.

Man kann sich leicht denken, daß weder die Staatsräthe, noch auch die Königinn sich auf Campian's Gesuch einließen; er verfertigte deswegen kurze Zeit, nachdem er London verlassen hatte, eine kleine Schrift, die er heimlich drucken ließ und wovon er eine unsägliche Menge Exemplare verbreitete. Die Schrift führte den Titel: Rationes decem, quibus fretus certamen adversariis obtulit in causa fidei Edmundus Campianus e societate nominis Jesu presbyter. Er hatte sie gerichtet an die beiden obengenannten Universitäten und behauptete darin, daß die zehn Gründe, die er vorbringe, ihm hinlänglich schienen, um allein gegen alle Doctoren einer gelehrten Nation den Kampf zu wagen.

Wenn diese öffentlichen Schritte von Seiten Campian's schon hinreichend gewesen wären, die Königinn auf die Bestrebungen ihrer Gegner aufmerksam zu machen: so wurde sie es noch mehr durch die geheimen Nachrichten, die sie aus den Pflanzschulen in Rom, Rheims und Duvay selbst erhielt. Elisabeth nämlich, die jenen Schulen seit ihrem ersten Entstehen mißtraute, hatte heimlich Leute dorthin gesandt, die unter dem Vorwande, als wären sie verfolgte Katholiken und als wollten sie nach Beendigung ihrer Studien auch dereinst das große Werk zu fördern suchen, alle Geheimnisse derselben erforschen mußten. Diese Leute standen in beständiger Verbindung mit der Königinn und ihrer Umgebung **); sie waren es auch, die, sobald die zwei Väter der Gesellschaft Jesu und die andern Missionäre abgereis't waren, darüber sogleich nach London berichteten. Anfangs schien die Sache nicht so erheblich; aber jetzt, da man öffentlich in Schriften mit dem größten Feuereifer die Trennung von Rom wieder zur Sprache brachte, da die Nation von Neuem darauf aufmerksam zu werden anfing und man die Einwirkungen jener Schriften wohl hier und da verspüren mochte, jetzt entschloß sich Elisabeth, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Sie, die nie in Verlegenheit war, wenn es galt, einer Gefahr vorzubeugen, machte jetzt eine Verordnung bekannt „gegen die Jesuiten, Missionäre, Messeleser, welche im Reiche wären, oder dorthin geschickt würden"; unter der Strafe als Rebellen angesehen zu werden, verbot sie allen ihren Unterthanen, „irgend Einen dieser Emissäre des Pabstes aufzunehmen, zu unterhalten, zu begünstigen"; sie schärfte ihnen unter derselben Strafe ein, „Diejenigen anzuzeigen, welche derlei Störern der öffentlichen Ruhe irgend einen Zufluchtsort verschafft oder sie nicht den Händen der Gerechtigkeit ausgeliefert hätten, um es möglich zu machen, gegen sie nach der ganzen Strenge der Gesetze des Königreichs und der Edicte ihrer Majestät zu verfahren."

(Fortsetzung folgt.)

*) Tyburn ist zu London, was der Greve-Platz zu Paris.
**) S. Thuani Historia sui temp. Tom. IV. Lib. LXXIV. N. XVI. pag. 26.

Ueber die verschiedenen Thier- und Pflanzen-Dünger und ihre Wirkung.

(Fortsetzung.)

Der Hauptzweck der Anwendung des Düngers ist demnach, den Wurzeln eine möglichst große Menge auflösbaren Stoffes zu liefern. Diese Lieferung muß langsam und stufenweise vor sich gehen, so daß sie sich in der Bildung des Saftes und der organisirten Theile vollendet.

Die schleimigen, gallertartigen und zuckerhaltigen Flüssigkeiten, die öligen und Extractiv-Stoffe und die Kohlensäure in Wasser aufgelöst, sind die Stoffe, welche in ihrem unveränderten Zustande, fast alle, zum Pflanzenleben nöthige Elemente enthalten. Es gibt indessen eine kleine Anzahl von Fällen, in welchen sie nicht in ihren reinen Gestalten angewandt werden dürfen. Der Pflanzendünger enthält ein großes Uebermaaß von unauflösbarer faseriger Materie, welche chemische Veränderungen erfahren muß, bevor sie Nahrung der Pflanzen werden kann. Es ist demnach nothwendig, sich eine wissenschaftliche Kenntniß dieser Veränderungen, ihrer Ursachen und der Mittel, sie zu beschleunigen oder zu verzögern, sowie auch der Producte, welche das Ergebniß derselben sind, zu verschaffen.

Wenn ein frischer Pflanzenstoff, welcher Zucker, Schleim, Stärke oder andere in Wasser auflösbare Zusammensetzungen enthält, durchnäßt wird, wenn man ihn ferner in einer Temperatur von 55 bis 80 Grad oder von 12 bis 18 Centi-Grad der Luft aussetzt, so wird er alsbald Sauerstoff einsaugen, und es wird sich Kohlensäure bilden. Es wird sich ferner Wärme entwickeln und die elastischen Flüssigkeiten vorzüglich kohlensaures Gas, Kohlensäure und Hydrocarbonat bilden. Es wird sich ebenfalls finden, daß eine Flüssigkeit von dunkeler Färbung, von etwas saurem oder bitterem Geschmack sich gebildet hat; und wird die Sache lange genug fortgesetzt, so wird am Ende nichts mehr übrig bleiben, als eine salzige, erdige, durch die Kohle schwarz gefärbte Materie.

Die Flüssigkeit von dunkeler Farbe, die sich während der Gährung bildet, enthält immer Essigsäure, und wenn in der Pflanze Schleim oder Eiweiß vorhanden ist, so enthält sie außerdem auch noch flüchtiges Kali.

Je stärker die Proportionen oder Zuthaten von Schleim, Eiweiß oder im Wasser auflösbarer Materie in der Pflanze, welche dem Gährungs-Prozesse unterworfen wird, sind, desto schneller wird unter übrigens gleichen Umständen die Wirkung eintreten. Die Holzfaser allein verändert sich sehr langsam; allein ihr Gewebe bricht und löst sich leichter auf in neue Elemente, sobald sie mit Substanzen vermischt wird, die sich leichter verändern und mehr Sauer- und Wasserstoff haben. Die fixen und flüssigen Oele, die Harze, das Wachs verändern sich leichter als die Holzfaser, wenn man sie der Luft und dem Wasser aussetzt.

Sie thun es indessen weniger, als die andern Pflanzenstoffe. Alle Körper, selbst die entzündbarsten nicht ausgenommen, werden, indem sie Sauerstoff einsaugen, der Auflösung im Wasser fähig.

Die thierischen Stoffe zersetzen sich schneller als die Pflanzenstoffe. Während sie faulen, hat eine Ein-

saugung von Sauerstoff und eine Bildung von Kohlensäure und Amonium statt. Sie bringen zusammengesetzte elastische, der Fäulniß unterworfene Flüssigkeiten und Stickstoff hervor. Sie geben säuerliche, dunkelfarbige und ölige Flüssigkeiten. Ihr Residuum oder Rückstand ist eine Mischung von Salzen, Erdarten und Kohlenstoff.

Die vorzüglichsten Substanzen, welche die verschiedenen Theile der Thiere ausmachen, oder welche man in ihrem Blute, in ihren Excrementen findet, sind: Gallertstoff, Faserstoff, Schleimstoff, Fett oder öliger Stoff, Eiweiß, Hornstoff, Harnsteinsäure, einige andere Säuren und salzige oder auch erdige Stoffe.

Obgleich die Düngerarten vorzüglich aus Stoffen bestehen, die im Wasser auflösbar sind, so ist es dennoch klar, daß man ihre Gährung so lange als möglich verhüten soll; der einzige Fall, worin eine beschleunigte Gährung nützlich werden kann, ist, wenn der Dünger vorzüglich aus Pflanzen- oder Thierfasern besteht. Die erforderlichen Umstände, um die Fäulniß der thierischen Stoffe herbeizuführen, sind dieselben, wie jene, welche die Fäulniß der Pflanzenstoffe bewirken. Die Temperatur muß über dem Gefrierpunkte sein, es ist ferner das Vorhandensein des Wassers und des Sauerstoffes wenigstens in den ersten Augenblicken des Prozesses nöthig. Um die Zersetzung der Dünger zu verhindern, muß man sie trocken halten, sie vor der Berührung der Luft bewahren, und soviel wie möglich Sorge tragen, daß sie kalt liegen. Das Salz und der Weingeist scheinen ihre erhaltende Kraft in Bezug auf die Thier- und Pflanzenstoffe von ihrer das Wasser anziehenden Kraft zu erhalten. Dadurch und daß sie der Luft keinen Einfluß gestatten, verhindern sie seine zersetzende Wirkung. Der Nutzen des Eises zur Erhaltung der thierischen Stoffe besteht lediglich darin, daß es sie auf einer niedern Temperatur erhält.

Die Wirksamkeit der Methode des Herrn Appert zur Erhaltung der Thier- und Pflanzenstoffe beruht gänzlich auf dem Abschließen der Luft; sie besteht darin, daß man ein zinnernes oder gläsernes Gefäß mit dem zu erhaltenden Fleisch oder der zu erhaltenden Pflanze anfüllt; man verstopft oder verkittet die Oeffnung dergestalt, daß das Gefäß der Luft unzugänglich wird; sofort bringt man es in einen Topf mit kochendem Wasser und läßt es so lange Zeit darin, als erforderlich ist, um den Stoff in einen solchen Zustand zu setzen, daß er als Nahrung dienen kann.

Da die verschiedenen Dünger die zum Pflanzenwachsthum nöthigen Elemente in verschiedenen Proportionen enthalten, so erfordern sie auch eine verschiedene Behandlung, um sie geeignet zu machen, die größtmöglichen Wirkungen in dem Ackerbau hervorzubringen. Ich will die Eigenthümlichkeiten und die Natur der gewöhnlichen Düngerarten beschreiben und einige allgemeine Ansichten über die besten Methoden, sie zu bewahren und anzuwenden, geben.

Alle grüne saftreiche Pflanzen enthalten Zucker- und Schleimstoff nebst der Holzfaser und gehen rasch in Gährung über; will man sie demnach als Dünger anwenden, so kann man sie nicht zu frisch nach ihrem Abmähen in Anwendung bringen.

Soll frisch gemähtes grünes Kraut dazu dienen, einem Boden neue Kraft zu verleihen, so muß man es, wenn es möglich ist, in denselben bringen, wenn es blüht, oder wenn die Blüthe zu erscheinen anfängt; in dieser Zeit enthält es die größte Menge leicht auflöslichen Stoffes, auch sind in dieser Zeit seine Blätter am geeignetsten, Nahrungsstoff zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Dampfmaschinen.

(Nach Carl Dupin.)

(Schluß.)

Von 1785 bis 1790 sieht man in Amerika Fitsch und Rumsey die Kraft des Dampfes auf die Schifffahrt anwenden. Da sie mancher gelungener Versuche ungeachtet in ihrem Vaterlande nicht die gehörige Anerkennung fanden, so begaben sie sich nach Europa, um ihren Leistungen hier Aufnahme zu verschaffen. Bei Fulton trat einige Jahre später der entgegengesetzte Fall ein. Da er nämlich in der Französischen Handelsschifffahrt weder Leichtigkeit, noch hinlänglich gewisse Vortheile fand, und da überdies der erste Consul seine Vorschläge zur Bildung einer Flottille, womit man auf England landen sollte, verwarf, so beschloß er auf einmal, das alte Europa zu verlassen und die neue Kunst, die er in Frankreich geschaffen hatte, nach seinem jungen Vaterlande zu verpflanzen.

Er wurde in diesem Vorhaben besonders bestärkt durch Livingston, den damaligen Gesandten der vereinigten Staaten bei der Französischen Regierung. Herr Livingston hatte selbst sehr viele Versuche angestellt, Schiffe auf offener See durch die Wirkung des Dampfes in Bewegung zu setzen. Er pflanzte diese Wirkung bald durch wagerechte Räder, bald durch Räder mit Mühlenflügeln, durch Flächen in Form von Schraubenlinien, durch Gänsefüße, durch Pagayen (Ruder der Wilden) und Ketten ohne Ende fort.

Die Wichtigkeit der Dampfschifffahrt ward so sehr gefühlt, und die Möglichkeit, die Kraft des Windes durch mechanische Mittel zu ersetzen, so sehr in Amerika anerkannt, daß schon 1798 der Staat New-York dem Herrn Livingston ein Privilegium auf zwanzig Jahre zuerkannte, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er vor den 20. März 1799 ein Schiff hinstellen sollte, das vier Meilen in einer Stunde zurücklegen würde. Obgleich Livingston eine fünf bis sechsmal größere Dampfmaschine anwandte, als Perier, so erlangte er dennoch nicht die verlangte Schnelligkeit, weil die wirkende Kraft noch immer zu unbeträchtlich war. Fulton hat diese Kraft mehr als verdreifacht.

Fulton beauftragte die Englische Gesellschaft von Watt und Boulton eine Dampfmaschine von 20 Pferde-Kraft zu verfertigen, die er nach Amerika kommen ließ, um sie auf dem ersten Schiffe aufzustellen, das er in New-York bauen ließ. Im Jahr 1807 stach dieses Schiff in die See. Um die Entfernung von 120 Meilen zurückzulegen, welche New-York von Albany trennt, brauchte es zwei und dreißig Stunden auf der Hin- u. dreißig auf der Herfahrt.

Ein so entscheidender Versuch ließ keinem Zweifel über die Sache mehr Raum. Allenthalben bildeten sich Gesellschaften, um Dampfschiffe zu bauen und zu benutzen. Der Gewinn einiger dieser Gesellschaften war unermeßlich, und die Vortheile, welche die vereinigten Staaten aus dieser schönen Neuerung zogen, übertrafen die kühnsten Hoffnungen.

Der Erfolg der Dampfschiffe in Amerika wurde bald in Europa bekannt. Nun sah man eine Erfindung, die zweimal aus der alten Welt in die neue und umgekehrt gewandert war, zum letztenmale wiederkehren, um sich im Vaterlande der ersten Erfinder zu naturalisiren.

Im Jahr 1812 wurde zur Schifffahrt auf dem Clyde das erste Dampfschiff erbaut, das in Großbritanien einen entschiedenen Erfolg hatte; und schon 1816,

als Dupin, dem wir diese Zusammenstellung verdanken, England besuchte, fand er diese Schiffahrt sehr blühend und ausgedehnt. Er setzte ungesäumt das Französische Ministerium des Seewesens und der Kolonien davon in Kenntniß.

Zwar waren schon 1815 Versuche in Frankreich gemacht worden; allein der Weg, den man einschlug, war schlecht, die Maschinen, welche man gebrauchte, unvollkommen, die örtlichen Schwierigkeiten groß. Die Versuche scheiterten und die dabei betheiligten Gesellschaften waren zu Grunde gerichtet.

So hatte nun das Ministerium zugleich das Beispiel von großen durch übel berechnete Neuerungen herbeigeführten Unglücksfällen und Dupin's treue Schilderung der glücklichen Resultate in Großbritanien nebst dem noch glänzendern Gemälde der in Amerika erlangten Erfolge vor Augen.

Bei so gestalteter Sache befolgte das Französische Ministerium den einzigen Weg, den die Klugheit anrieth. Es beschloß einen eben so geschickten als einsichtsvollen Ingenieur nach den vereinigten Staaten zu senden, der an Ort und Stelle vollständige in's Einzelne gehende Kunde von den in dieser Art angestellten Versuchen und ihren Resultaten nehmen sollte. Dies war die Absicht der Sendung, welche Marestier so wohl erfüllt hat.

Zugleich gab das Ministerium des Seewesens dem Fregatten-Kapitän Montgery Befehl, sich nach den Seehäfen von Amerika zu begeben, um die Dampfschiffe hinsichtlich ihres Dienstes im See- und Kriegswesen zu untersuchen. Die Bemerkungen des Letztern über die Dampfschiffe sind noch nicht bekannt gemacht.

Marestier hat viele Täuschungen zerstört, er hat die außerordentlichen Wirkungen, die man der Amerikanischen Dampfschifffahrt zuschrieb, auf ihren wahren Werth reduzirt; er hat Alles strengen Beobachtungen, genauen Messungen unterworfen und Nichts angenommen und vorgelegt, was nicht glaubwürdig und zuverlässig wäre. Er schließt seinen Bericht mit der Bemerkung, daß das neue Schiffahrts-System Vortheile genug darbiete, um die Annahme desselben auf den Meeren und Strömen Europa's und zum Theil auch Amerika's zu begründen.

Im Augenblicke großer Bedürfnisse sind oft die größten Dienste an der Hand. Dies bewährt sich an Amerika. Kurz nachdem das von Frankreich abgetretene Louisiana der Amerikanischen Union den ganzen Lauf eines der größten Ströme der neuen Welt überliefert hatte; als die zurückgedrängten oder gebändigten Wilden im Innern der Länder unermeßliche Strecken verließen oder abtraten, zu denen man nicht anders, als auf den Strömen gelangen kann, die sich darin in unermeßlichen Entfernungen verzweigen, da trat eine Schiffahrt in's Leben, welche die reißendsten Strömungen des Wassers besiegte. Sie bedarf weder des Windes, der da kommt und geht, ohne daß der Mensch ihn festzuhalten vermöchte, noch eines Leinpfades, der an schlammigen oder waldigten Ufern ungangbar wird.

So hat ein einziges mechanisches Mittel diese vormals öden Gegenden bewohnbar gemacht. Dort haben sich schon neue Nationen gebildet, und dies Verbindungs-Mittel, das erst seit fünfzehn Jahren bekannt ist, hat schon Staaten gebildet, die in die große Union von Nordamerika aufgenommen sind. So bewährt sich der Nutzen der Wissenschaft und des Kunstfleißes für die menschliche Gesellschaft. Was die Anwendung des Dampfes seitdem geleistet, bedarf keiner weitern Ausführung.

Das Missions-Wesen betreffend *).

Im J. 1827 kamen mehre katholische Missionäre, Handwerker, Fabrikanten und Kolonisten aus Frankreich nach den Sandwichs-Inseln, um daselbst die katholische Religion und europäische Cultur zu lehren, und somit einen allgemeinen Wohlstand unter diesem Volke vorzubereiten. Das Schicksal dieser großartigen Expedition ist durch Herrn Morineau (Vgl. Berghaus Annalen 1823. S. 1.) bekannt geworden. Kaikeaouli **) ertheilte diesen Missionären die Erlaubniß, auf den Sandwichs-Inseln zu bleiben und die christliche Religion nach ihren Grundsätzen zu predigen; auch fanden diese Männer alsbald großen Beifall, theils dadurch, daß ihr persönlicher Charakter einnehmender, als der der Nordamerikanischen Missionäre war, theils aber auch dadurch, daß die Formen des katholischen Gottesdienstes die Indianer mehr ansprachen und das ganze Wesen derselben passender für Neubekehrte ist, als das der evangelischen Religion. In den evangelischen Kirchen liegen die gemeinen Indianer auf der Erde und haben schreckliche Langeweile. Jetzt haben es die Nordamerikanischen Missionäre endlich so weit getrieben, daß den Franzosen die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes verboten worden ist und daß sie in ihren Wohnungen wie Gefangene behandelt und auf jedem ihrer Schritte beobachtet werden. Wir brauchen nicht die Fehler anzudeuten, welche die Nordamerikanischen Missionäre sich bei dieser Gelegenheit zu Schulden kommen lassen. Wohin ist es endlich nach Verlauf von 300 Jahren gekommen? Die Evangelischen verweigern jetzt den Katholiken die Ausübung ihrer Religion, einer Religion, die die Indianer, welche noch auf einer so niedern Stufe der Cultur stehen, gewiß viel glücklicher machen würde, als die evangelische. Es wäre sehr am unrechten Orte, wollten wir hier über die Principien handeln, nach denen der Religionsunterricht bei so niedrig cultivirten Völkern ertheilt werden muß, als es die Sandwichs-Insulaner sind; gewiß aber ist es, daß die Nordamerikanischen Missionäre den falschen Weg dabei eingeschlagen haben. Möchten sie sich doch bewußt werden, daß die Indianer die Besorgung ihrer weltlichen Güter in keiner Hinsicht vernachläßigen dürfen, um nach ihrem Tode auf den Himmel Anspruch machen zu können.

Da einige der Nordamerikanischen Missionäre sehr klug sind und sogar wissen, daß Preußen in der Nähe von Frankreich liegt, so machten sie alle Versuche, um sich ihrer gefährlichen Gegner, der katholischen Missionäre zu entledigen und sie mit der Prinzeß Louise nach Hause zu schicken. Die Regierung der Sandwichs-Inseln wandte sich in dieser Hinsicht schriftlich an Capitän Wendt und bat sogar um freie Station für die Missionäre, was jedoch Capitän Wendt gänzlich abschlug, besonders deshalb, weil jene Missionäre erklärten, so lange auf den Sandwichs-Inseln bleiben zu wollen, bis man sie mit Gewalt davon treiben würde.

*) S. Meyen's Reise u. d. W. II. Th. S. 172. f.
**) Der Beherrscher dieser Inseln.

U. Priesch, Redacteur
(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 29. Juli. **No. 60.**



Fernere Notizen zur frühern Geschichte des Schulwesens in unserm Lande *).

Von J. H. Wyttenbach.

Es ist gewiß nicht ohne Nutzen, zu einer zukünftigen, vollständigen und lichtvollen Geschichte der Schulen unsers Landes einstweilen auch nur Beiträge zu sammeln; denn auch derjenige Arbeiter ist nicht zu verachten, der zum großen Baue nur Materialien beiführt. Eine geistreiche Frau sagt sehr wahr: L'histoire ne surgit pas d'abord toute grande et toute majestueuse; elle se pose sur un terrain q'on lui aplanit; elle s'édifie ensuite; mais avec quoi? avec cette foule de matériaux que lui fournissent les traditions conservées. —

In der Hoffnung also, daß dergleichen Beiträge willkommen, belehrend und nützlich sein möchten, will ich in diesem Blatte zum andern Male Einiges mittheilen, wodurch der Geist jener Zeit, in welche die Begebenheit fällt, sich sattsam herausstellt.

Die Sache gehört in die Jahre 1782 — 1785. Bei der Darstellung habe ich die besten Quellen benutzt, da ich handschriftliche Original-Aktenstücke vor Augen hatte.

Die Thatsache ist kurz diese: Der Kurfürst von Trier fordert die reichern Klöster des Landes auf — zu jährlichen Geldbeiträgen zur Unterstützung der Universität zu Trier und anderer Schulanstalten des Landes. Ein Theil der Klöster verweigert diese Subsidien. Wie dabei von beiden Seiten verhandelt wurde, wird die folgende Mittheilung hinlänglich erklären.

Der Kurfürst hatte seinen Geheimen Rath und geistlichen Referendar Beck nach Trier abgesendet, um den vier Benedictiner-Aebten und dem Prior der Carthause, die der genannte Commissarius am 14. September 1782 zusammenberief, im Namen des Kurfürsten, folgenden Vortrag zu machen, welchen er ihnen auch schriftlich einreichte **), nämlich:

„So nahe die gute Einrichtung der Universität „zu Trier, und des Schulwesens im Trier'schen Erz„stift überhaupt, als ein wesentlicher Gegen„stand der landesväterlichen Pflichten „Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht am Herzen gelegen „ist; so empfindlich müssen Höchstdieselbe die aus Man„gel des nöthigen fonds annoch darin herrschende Un„richtigkeit und Verabsäumniß des guten Unterrichts „für die Landes-Jugend billig ansehen."

„Von dieser bedaurungswürdigen Lage gründlich „unterrichtet, und von der unentbehrlichen Nothwen„digkeit, die angemessenen Auskunftsmittel einzuschla„gen, überführt, haben Höchstdieselbe auf alle Wege „den Bedacht genommen, wodurch dieser sittlichen Noth „des Staats gesteuert, und den bisherigen Klagen „des vernünftigen Publikums abgeholfen werden könne."

„Die Unterhaltung des in hiesigem Staat erfor„derlichen Personals hat bishero hauptsächlich zwei „Quellen gehabt: die eine, der Kameral-Ein„künfte, wodurch die Kurf. Räthe und Bedien„te, und die andre, der Steuern der Landschaft, „womit das Militair und die Gesandtschaften „bezahlt wurden."

„Weder in dem Kurfürstlichen aerario, welches „wegen der vermehrten Arbeiten auch mehrere Räthe „zu unterhalten hat, hierdurch aber, aller vom Für„sten gemachten Ersparnisse ohngeachtet, erschöpft ist; „noch in den Landschaftlichen Steuern, außer welchen „der weltliche Unterthan, nach dem Geständniß der „Geistlichkeit selbst, nichts mehr abzugeben im Stande „ist, kann man einige Hülfe suchen."

„Es bleibt daher weiter zu thun nichts mehr üb-

*) S. Nro. 46 u. ff. 1834. der Treviris.

**) Das Nämliche war auch in den reichern Klöstern des Unter-Erzstiftes geschehen.

„rig, als auf die so ansehnlichen Stiftungen einen „gerechten Augenmerk zu werfen, welche immer in dem „Fall der gemeinen Bedürfnisse das einzige und beste „Rettungsmittel sind *).“

„Höchstdieselbe sind zwar von jener Vollstreckungs- „art, deren man sich in anderen Staaten Teutsch- „lands bedient **), noch zur Zeit, und aus der „Ursache entfernt, weil man zu den Abteien des Erz- „stiftes die Zuversicht hegt, daß sie von selbst die „Billigkeit eines jährlichen Beitrags zu diesem nütz- „lichen Institut erkennen, und es auf andere unan- „genehme Verfügungen nicht werden ankommen lassen — „wie dann sie die lobwürdige Vermuthung ohnehin „für sich haben, daß sie, vom Geist der Kirche an- „gefrischt, ohne an dem äußern Glanz und der will- „kührlichen Verwendung in ihrer häuslichen Verfassung, „zur Hülfe der Armen und Lehre der Unwissenden, „alles Nöthige zu entbehren, dieses Gottgefällige Werk „unthätig und mit Gleichgültigkeit anzusehen, nicht „bereit seyn werden.“

„Es wird also den Abteien andurch eröffnet, daß, „nach dem gemachten Ueberschlage, wenigstens 12,000 „Rthlr. jährlicher Einkünfte zur Unterstützung des gan- „zen Schulwesens ***) von ihrer Seite unentbehrlich „sey — und man gewärtige, daß sämmtliche Herren „Aebte sich vorderſamst zu ihrem Beitritt pro rata „durch ihre Unterschrift bereit zeigen werden.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Die ansehnlichen Einkünfte des Doms, und der übeigen Canonikalischen Stifter, waren, wie wir sehen, in dieser Categorie nicht begriffen! —

**) Avis au lecteur! Es wird hiee auf die Aufhebung dee reichen Klöster angespielt. So hatte der Erzbischof von Mainz, untee dem Titel, die Universität in größern Glanz zu setzen, die Caelhaus, Altmünster, und das Nonnenkloster, reichen Claren genannt, in Besitz genommen. — Uebrigens waren dergleichen Beiträge oder Unterhaltungskosten, welche Abteien und selbst sonstige Klöster zum Schulwesen zu leisten hatten, in Deutschland schon vom Kurfürsten Karl Theodor von Baiern, im J. 1778 beliebt worden. In diesem Lande hatten sogar auch Augustiner, Karmeliten, Dominikaner zu kontribuiren! — —

***) Im J. 1784 wurde eine gut eingerichtete Normalschule für das Land zu Coblenz eröffnet.

Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in England.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Nach der Bekanntmachung dieser Verordnung untersuchte man alle Häuser der Katholiken, nicht nur in der Hauptstadt und in der Provinz Esser, sondern auch in den andern Provinzen. Man versprach Denjenigen, welche einen Jesuiten ausliefern würden, Belohnungen, ja selbst Freisprechung von Verbrechen. So wurden denn nach und nach, trotz der vorsichtigen Maaßregeln von Seiten der Missionäre, Viele derselben dem Staate ausgeliefert. Man sperrte sie in die Gefängnisse, brachte sie, um sie zu Bekenntnissen zu zwingen, auf Foltern, und gab ihnen oft kaum so viel, daß sie sich bedecken und ihr elendes Leben fristen konnten. An ihrem Loose mußten viele Katholische Unterthanen, die mit ihnen in Verbindung getreten waren, Theil nehmen. Ueber die Lage und die Verhältnisse dieser Eingekerkerten gibt folgender Brief Aufschluß.

„Brief des Pater Antonius Triell, Zöglings des Eng- „lischen Collegiums zu Rom, geschrieben im Ker- „ker zu London, wo er wegen des Katholischen „Glaubens sitzt, an einen Freund, der zu Rom „lebt.“

„Den 18. Juli 1581.“

„Entschuldige mich, daß ich so selten an Dich „schreibe, weil ich aller Freiheit beraubt bin. Gleich- „wohl will ich so lange schreiben, als Gott mir den „Gebrauch meiner Hände gestattet, denn indem Vielen „schon durch die Qualen der Folter die Hände unbrauch- „bar geworden sind, so verwundere ich mich noch, „daß die meinen mir unversehrt geblieben. Was in Zu- „kunft aus mir werden wird, weiß Gott allein, Gott, „dessen Vorsehung ich mich ganz empfehle. Denn keine „andere Ursache dieses meines Elends habe ich, als „die Liebe zu ihm. Daher bitte ich, daß Ihr mich „ebenfalls Gott empfehlet, in fester Hoffnung, in festem „Vertrauen auf Gott, welcher die niedergebeugten Sei- „nigen trösten kann und eine finstere Zeit aufzuheitern „vermag, wenn es ihm gut dünkt. Ich wünsche Euch „Glück dazu, daß Ihr zu Rom geblieben seid, aber „Ihr wäret vielleicht dennoch glücklicher gewesen, wenn „er Euch die Gnade erwiesen hätte, für seine Sache „mehr zu leiden. Wahrscheinlich ist es, daß es sein „Wille war, Euch noch nicht hieher gehen zu lassen. „In meinem Briefe, den ich an den Rector unsers „Englischen Collegiums schrieb, habe ich ihm den Ort „und die Weise meiner Gefangenschaft beschrieben, „habe ihm gesagt, was ich in der Untersuchung geant- „wortet habe. Es ist daher nicht nöthig, daß ich es hier „wiederhole. Von dem Zeitpunkte an war ich immer „eingeschlossen und erwartete, was die göttliche Vor- „sehung über mich beschlossen hatte. Ich habe jeden „Monat große Ausgaben zu machen, und dennoch hat „mir, Gott sei Dank, bisher noch Nichts gefehlt, ja „ich habe noch Geld übrig, obschon ich die Kosten der „Einkerkerung und manche andere Dinge zu bestreiten „hatte. Diese Ausgaben habe ich von Almosen bestrit- „ten, die mir Katholiken zufließen ließen. Ich habe „damit sogar noch Andere, die in strengerm Verhafte „sitzen und mehr der Almosen bedürfen, unterstützt. „Gott möge jene Wohlthäter belohnen, auch möget „Ihr sie in Eure Gebete einschließen. Ueber meine Per- „son sei Das genug. Jetzt ist noch übrig, daß ich von „meinen übrigen Mitbrüdern und Freunden, die aus „demselben Grunde diese Gefängnisse angefüllt haben, „viel merkwürdigere Nachrichten mittheile. Der Pater „Cervin aus dem Englischen Collegium zu Rom wurde „schon heftig mit der Folter und mit dem Tode be- „droht, aber er fürchtet nicht, ja er verlangt sehr, „daß diese Drohungen in Erfüllung gehen. Was es „für einen Ausgang haben wird, werden wir bald „sehen. Wenn es auf die Martyrung abgesehen ist, „so ist es gewiß besser, wenn sie an einem kurzen, „als an einem lange währenden Tode sterben. Aber „wenn man auf die Gemuthsstimmung der Einzelnen „Rücksicht nimmt, so gibt es sicher Keinen unter ihnen, „der nicht aus ganzer Seele Gott bitten sollte, daß „er eher jeder Art von Folter und selbst des Todes „sich würdig zeige, als daß er ihn auch nur im Ge- „ringsten durch eine Sünde beleidige. Schon haben „einige die Qualen der gerichtlichen Befragung erdul- „det, weil sie auch in die kleinste Sünde nicht ein- „willigen wollten. Einige hat man auf eiserne Fol- „termaschinen hingestreckt, worauf der Kopf mit den „Knieen und den Füßen so aneinander gezogen wird, „daß der Mensch wie eine Kugel aussieht. Da aber „der Körper so zusammengepreßt und zusammengerollt „anderthalb Stunden liegen muß, so dringt endlich „aus allen Theilen bis zu den Spitzen der Hände

„und der Füße das Blut hervor. Auf diese Weise „wurden gefoltert D. Losann und der Pater Lucas, „ein Irländer aus dem Englischen Collegium zu Rom. „Andere wurden aber zugleich mit dem Pater Cervin „und dem Pater Briant zweimal auf die Folter ge„bracht, der Pater Janzon nur einmal. Der Pater „Artus, dessen Bruder im Collegium zu Rom ist, „wurde drei Stunden lang auf derselben Foltermaschine „gehalten, damit man ihm Schrecken einjage, aber er „war nicht daran aufgehängt. Dasselbe widerfuhr „vier Andern. Unter diesen konnte einer von sehr zar„tem Körperbaue die Marter nicht überstehen und er„gab dem Willen des Tyrannen deswegen etwas nach; „aber bald wieder zu sich kommend, beweinte er sei„nen Irrthum auf's Heftigste. Daher wird er wahr„scheinlich in Zukunft eher die Palme des Martyr„thums erringen, als er nur im Geringsten nachgibt. „Andere warf man in das Thalboure, welches eine „große Höhle ist, schrecklich, unrein, wohin kein Licht„strahl dringt, so z. B. Janson, Thomas Bruse aus „dem Römischen Collegium und den Pater Briant aus „dem zu Rheims. Andere hält man in gewissen engen „Gefängnissen, indem man sie aller ihrer Kleider „entblößt, sie jedes menschlichen Trostes und jeder „menschlichen Hülfe beraubt. So sind sie getrennt, „gerissen von den Andern, daß sie weder jemand sehen, „noch mit ihm sprechen können."

„Der Pater Briant wurde, wie schon gesagt, „durch langes Elend bis zum Tode gepeinigt und zwei„mal auf die Folter gespannt; man ging noch weiter: „einige scharfe Eisen wurden ihm zu unsäglichem „Schmerze zwischen Fleisch und Nägel hinein gestochen. „Zweimal hielt er diese Qualen mit Gottes Hülfe auf „das Standhafteste aus. Dasselbe erwarte ich täglich, „zugleich mit dem Pater Riston, der mir in diesem „Kerker, wie früher in dem Englischen Collegium zu „Rom, als Genosse zugesellt ist. Gott möge es geben, „daß wir mit derselben Standhaftigkeit, wie unsere „übrigen Mitbrüder, die Qualen der Folter überstehen. „Dies sei genug von den Jammerauftritten, die im „Kerker zu London sich zugetragen haben.

„Mit nicht geringerer Grausamkeit hat man gegen „die Unsrigen gewüthet in Stalbridge, wo viele Ka„tholiken in den Gefängnissen sitzen, aber so einge„schlossen, daß keiner ihrer Freunde ihnen Unterstütz„ung geben kann. Daher haben sie in einem Zeitraume „von sieben Wochen nicht mehr als sieben Geldstücke „kleiner Münze als Almosen erhalten; hiermit müssen „sie sich ihre elende Nahrung, ein Bischen Brod und „ein wenig Bier, verschaffen. Von Ostern bis jetzt „ist ihnen kein Stückchen Fleisch über die Lippen ge„kommen, noch etwas Aehnliches; nur von gesalzenen „Fischen, welche Pfingsten übrig geblieben waren, ha„ben sie ein Mal Etwas genossen. Aber es würde „zu lang währen, Alles, was jene Beklagenswerthen „dulden, in Worten auseinander zu setzen. Auch ist „noch ein dritter Ort, Beötige genannt, wo einige „Katholiken eingekerkert sind und auf das Unmensch„lichste von ihrem Wächter, der zur Puritanischen „Secte gehört, behandelt werden. Unter diesen fin„den sich auch der ehrwürdige Bischof von Lincolm „und viele andere Prälaten und vornehme Männer. „Um die übrigen Abscheulichkeiten zu übergehen, will „ich nur diese anführen: Einst ließ man in das „Schlafstübchen des genannten Bischofs ein schamloses „Frauenzimmer, welches auf die niederträchtigste Weise „die Keuschheit eines so ehrwürdigen Greises anzu„tasten wagte. Als er sie mit Gewalt hinauswarf, „standen Mehrere da, die ihn von oben her mit Schlä„gen bedrohten. Ein anderes Frauenzimmer wurde „auch in das Gefängniß des ehrwürdigen Baod, ei„eines 80jährigen Greises, gelassen, welches auf das „Schamloseste schrie, er habe ihr Gewalt anthun wollen. „Denkt einmal nach, ob wohl je solche Schandthaten „von Christen verübt wurden; doch Dies sei genug „über Einzelheiten."

„Die allgemeine Verfolgung ist jetzt größer, als „je, und deswegen hoffen wir, daß sie nicht von „Dauer sein wird. Denn so ein äußerst gespannter „Zustand kann nicht lange währen. Die Sache des „Glaubens leidet durch dieses Elend zwar keinen „Schaden; im Gegentheile, sie macht täglich die größ„ten Fortschritte und stärkt sich gleichsam immer mehr, „theils wegen der Menge der Diener Gottes, die für „Christus leiden, theils wegen der bewunderungswür„digen Werke, welche von den Vätern der Gesellschaft „Jesu vollbracht werden, denn es ist nicht nur die „Zahl der Katholiken angewachsen, sondern auch die „Standhaftigkeit und die Beharrlichkeit im Glauben „ist bei Vielen auf wunderbare Weise befestigt worden. „Nach Gott halten wir den Pabst Gregor **XIII.** für „den Urheber alles des Guten, was gewirkt wird. „Dieser hat durch seine außerordentliche Liebe und „Freigebigkeit gegen diese Insel, indem er nach der„selben die Väter der Gesellschaft Jesu gesandt und so „viele Zöglinge in dem Englischen Collegium zu Rom „und zu Rheims in Frankreich mit so vielen Unkosten „unterstützt hat, diese ganze Insel gleichsam vom Tode „zum Leben erweckt. Gott der Herr möge ihn uns noch „lange gesund erhalten, möge ihn stärken im heißen Ver„langen, uns zu unterstützen, und möge es ihm einst nach „diesem Leben lohnen. Ihr, für Euern Theil, suchet „Gott zu verherrlichen durch Predigten, wir wollen ihn „durch Geduld verherrlichen, damit er nach seiner Barm„herzigkeit einst diesen Leiden ein Ende mache."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die verschiedenen Thier- und Pflanzen-Dünger und ihre Wirkung.

(Fortsetzung.)

Das grüne Kraut, die Wasserpflanzen oder jede andere Art frischen Pflanzenstoffes verlangen gar keine Zubereitung, um in Dünger verwandelt zu werden; die Zersetzung geht allmählig vor sich im Innern der Erde; die auflösbaren Stoffe lösen sich nach und nach auf; die leichte Gährung, die sie erfahren, wird verzögert durch den Mangel einer freien Verbindung mit der Luft; diese Gährung zielt blos dahin ab, die Holzfaser auflöslich zu machen, ohne einen zu schnellen Verlust des elastischen u. gasförmigen Stoffes zu verursachen.

Wenn man alte Weiden umpflügt, um sie wieder einzupflanzen, so wird der Boden nicht blos bereichert durch das allmählige Absterben und die langsame Zerstörung der Pflanzen, die ihn bedeckt und eine große Menge auflösbaren Stoffes zurückgelassen haben, sondern es liefern überdies die Blätter und Wurzeln der noch lebenden Pflanzen, welche gegenwärtig den größten Theil seiner Oberfläche einnehmen, Zuckerstoff, Schleim und Extrakt. Diese Substanzen, welche unmittelbar die Nahrung für die Erndte werden, werden durch ihre allmählige Zersetzung auch noch ein Schatz für die nächstfolgenden Jahre.

Die Rapsölkuchen, deren man sich mit großem Erfolg als Dünger bedient, enthalten eine starke Menge Schleim und ein wenig Eiweißstoff mit einer

kleinen Beimischung Oels. Dieser Dünger muß frisch angewandt und so viel als möglich trocken erhalten werden, bevor man ihn in Anwendung bringt. Es ist dies eine vorzügliche Besserung für die Futterrübenpflanzung. Man streuet sie mit vielem Vortheile zugleich mit dem Saamen auf den Acker.

Der Malzstaub besteht vorzüglich in den kleinen Würzelchen, die sich in den Brauereien von den Körnern getrennt haben. Man hat noch nicht viele Versuche damit angestellt; allein da es zu glauben steht, daß er Zuckerstoff enthalte, so muß er auch eine große bessernde Kraft besitzen; man muß ihn, wie den Rapsölkuchen, trocken anwenden und so viel wie möglich vor Gährung bewahren.

Die Leinölkuchen sind eine zu kostbare Nahrung für das Vieh, als daß man dran denken könnte, sie als Dünger anzuwenden.

Das Wasser, worin man Flachs oder Hanf geröstet hat, um das Werg von diesen Pflanzen abzutrennen, besitzt eine große bessernde Kraft; es scheint eine dem Eiweis ähnliche Substanz und ebenfalls viel auflöslichen Pflanzenstoff und Extract zu enthalten; es geht leicht in Fäulniß über; es wird ein gewisser Grad von Gährung erfordert, um den Flachs und Hanf in den unsern Bedürfnissen entsprechenden Zustand zu bringen. Das Wasser, dessen Einwirkung sie ausgesetzt wurden, muß demnach als Dünger angewandt werden, sobald die Pflanzenfasern oder das Werg sich davon trennen. In unsern Gegenden, wo man den Hanf und Flachs gewöhnlich auf Stoppelfelder oder Wiesen zum Rösten in regelmäßigen Reihen ausbreitet, kann man sich leicht von der bessernden Kraft eines solchen Wassers überzeugen. Das Pflanzenwachsthum geht immer fröhlicher vor sich unter den Wergpflanzen, als in den Zwischenräumen der genannten Reihen.

Auch der Seepflanzen, d. i. der verschiedenen Gattungen von Meergras, Algen und Conferven, bedient man sich an den Küsten von England und Irrland als Dünger. Die Wirkungen dieser Düngerarten, besonders des Meergrases, sind wenig dauerhaft, eine einzige Erndte erschöpft sie.

Ob man die Flußalgen, die Wasserrannukel und das Potamogeton oder schwimmende Saamenkraut, welche Pflanzen die Mosel in großer Menge darbietet, je als Dünger angewandt habe, weiß ich nicht zu sagen. Es wäre jedenfalls zweckmäßig, einen Versuch dieser Art mit jenen Aeckern anzustellen, welche dem Ufer des Flusses zunächst liegen.

Das trockene Roggen- Weizen- Gersten- Hafer- Bohnen- Erbsen- und Linsen-Stroh, verdorbenes Heu und alle andere trockene Pflanzenstoffe sind guter Dünger; man unterwirft im Allgemeinen diese Substanzen einer Gährung, bevor man sich derselben bedient, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß dieses Verfahren unzweckmäßig ist.

Wohl wird das Stroh, welches gegohren hat, ein leichter zu bearbeitender Dünger; allein es hat auch, wenn nicht seine ganze ernährende Kraft, so doch den größten Theil derselben eingebüßt. Es mag immerhin mehr Dünger liefern für eine einzige Erndte, allein die Erde wird weniger gebessert, als sie es geworden wäre, wenn man den ganzen Pflanzenstoff, z. B. zu Häcksel geschnitten, unter die Erde gebracht hätte.

Man pflegt hin und wieder Stroh, das zu nichts mehr nützen kann, auf das Düngerlager zu bringen, damit es dort gähre und sich zersetze; es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob es nicht besser wäre, selbes trocken aufzubewahren, nachdem man es mit einer geeigneten Maschine zerrieben hätte, bis zu dem Augenblicke, wo es unter die Erde gebracht wird, um der Pflanzung zugute zu kommen. Obgleich es sich alsdann langsamer zersetzen und anfänglich weniger wirken würde, so würde dennoch sein Einfluß weit dauerhafter sein.

Die reine Pflanzenfaser scheint der einzige Pflanzenstoff zu sein, der eine Gährung erheischt, um für die Pflanzen ernährend zu werden. Die Eichenrinde, welche den Lohgerbern als Gerbestoff gedient hat, ist eine Substanz dieser Art. Herr Young *) stellt auf, daß die Lohe dem Pflanzenwachsthum eher schädlich als nützlich zu sein scheine. Er schreibt die Ursache davon dem adstringirenden, d. h. zusammenziehenden Bestandtheile zu, den sie enthält. Allein sie ist im Grunde aller auflösbaren Substanzen beraubt durch die Einwirkung des Wassers in der Grube des Gerbers. Schadet sie demnach dem Pflanzenwachsthum, so rührt das her entweder von ihrer Einwirkung auf das Wasser, oder von ihren mechanischen Wirkungen. Diese Substanz ist nämlich sehr absorbirend oder einsaugend und hält die Feuchtigkeit hartnäckig an, ohne daß sie von den Wurzeln der Pflanze durchdrungen werden könnte.

Die träge Torfmasse gehört ebenfalls zu den Substanzen dieser Art; Jahre lang widersteht sie den Einwirkungen der Luft und des Wassers und gewährt in diesem Zustande den Pflanzen wenig oder gar keine Nahrung.

Die Holzfaser gährt nur mit Beihülfe einiger andern Substanzen, die sich mit ihr vermischt finden; diese reagiren oder wirken auflösend auf sie, wie z. B. der Schleimstoff, der Zucker, der Eiweißstoff, der Extrakt; gewöhnlich sind ihr diese Stoffe beigesellt in den Kräutern und in den saftreichen Pflanzen. Lord Meadowbanks hat mit vieler Umsicht die Vermischung des gewöhnlichen Viehmistes mit Torf angerathen, um letztern in Gährung zu versetzen. Jede der Fäulniß oder der Gährung unterworfene Substanz wird diesen Zweck erfüllen. Je rascher sich ein Stoff erhitzt, desto schneller gährt er und desto passender wird er zu diesem Behufe sein.

Derselbe Lord stellt auf, ein Theil Dünger genüge, um drei oder vier Theile Torf in eine zweckmäßige Besserung zu verwandeln; allein zufällig kann das Verhältniß wechseln, sowohl nach der Natur des Düngers, als auch des Torfes. Wenn sich noch lebende Pflanzen mit dem letztern verbunden fänden, so würde die Gährung weit schneller vor sich gehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) In seiner von der Ackergesellschaft zu Bath gekrönten Preisschrift über die Düngerarten.

Berichtigung.

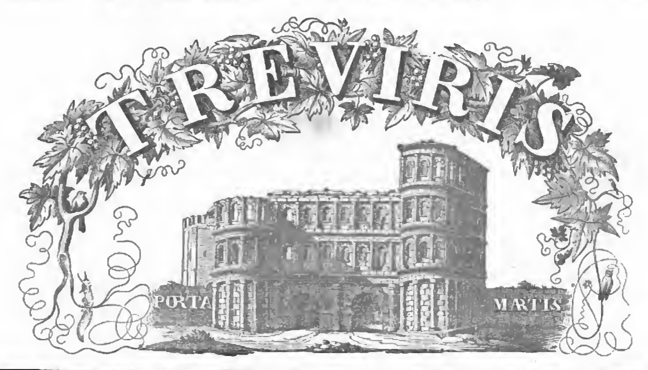
In unserer letzten Nummer, S. 2. Sp. 2. Z. 30. v. u. l. st. Kohlensäure: Kohlen-Oxid-Gas, st. Hydrocarbonat: kohlenhaltiges Wasserstoff-Gas; Z. 19. v. u. l. st. Kali: Alkali.

U. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein N°. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 1. August. No. 61.



Fernere Notizen zur frühern Geschichte des Schulwesens in unserm Lande.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Dieses Geschäfte nun, da es alle Abteien im Trierschen betraf, erforderte auch die gemeinschaftliche Zusammenberufung und Berathung Aller. Die vier Prälaten und der Prior der Carthaus nahmen es über sich, sämmtliche Vorsteher der übrigen Abteien zu dem zu haltenden Convent zu Trier auf den 2. October des l. J. einzuladen. Aber die Klöster des Unter-Erzstiftes weigerten sich, dem Convente zu Trier beizuwohnen. Indessen erschienen aber die Aebte, oder ihre Deputirte, des Ober-Erzstiftes am 3. October, und beschlossen, die Führung des Geschäftes, im Namen Aller, den vier Prälaten zu Trier zu überlassen. Diese entwarfen hierauf eine Bittschrift an den Kurfürsten, worin sie jene Auflage von sich abzuwenden suchten. Den Prälaturen des Unter-Erzstiftes theilten sie Abschrift davon mit. Dies geschah am 5. Febr. 1783.

Im Namen des Kurfürsten erhielt jeder Abt ein eigenes Antwortschreiben, folgenden Inhaltes:

„Was für eine ungezwungene Vorkehr Ihro
„Kurf. D. wegen der bessern Einrichtung des Schul-
„wesens, als einem mit dem allgemeinen Besten so
„genau verbundenen Gegenstand nach eigener Denk-
„ungsart, zu treffen geruht haben, und wie sehr man
„zu diesem Behuf einen freiwilligen und ganz
„willkührlichen Beitrag, ohne andere unange-
„nehme, und bei jetziger Zeit mehr Aufsehen erweck-
„ende Mittel zu gebrauchen, gewünscht hat, wird E.
„H. erinnerlich seyn. Ihro K. D. vernahm auch an-
„fangs die Willfährigkeit mehrerer Ordens-Vorsteher
„mit einem den obigen Rücksichten angemessenen Ver-
„gnügen."

„Nun aber thut sich kund die Mißdeutung der
„wahrhait väterlichen Absichten, und eine ganz wi-
„dersprechende Auslegung mit dem emfindlichen Ein-
„drucke, indem man sich erlaubt hat, dem Fürstlichen
„Ansinnen den Anstrich einer unbilligen ständi-
„schen Auflage zu geben, sich sogar des gehässigen
„Ausdrucks einer Gelderpressung zu bedienen, und
„dadurch sucht, das ganze Bezielte zu vereiteln."

„In Gemäßheit des erhaltenen Auftrags ermangle
„ich nicht andurch zu erklären, daß weder von einer
„ständischen Auflage, noch von einem Beitrag
„der armen und unvermögenden Klöster,
„oder aber von der alleinigen äußerlichen Ver-
„besserung der Trier'schen Universität je-
„malen die Frage gewesen sey; sondern daß die Ab-
„sicht auf einen freiwilligen Beitrag der reichen
„und unerachtet dieses Abzugs zu ihrer Unter-
„haltung noch hinreichend vermögender
„Klöster, und zwar zu ihrer selbst Erhaltung ge-
„richtet sei — und nichts Anderes, als eine bessere
„Einrichtung des ganzen Schulwesens, be-
„sonders auf dem Lande, wo die Bildung der
„Jugend in einem die Menschheit abwürdigenden Zu-
„stand sich befindet, gewünscht wird."

„Nach dem entworfenen Plan erfordert das berech-
„nete Bedürfniß eine jährliche Beilage von 12,000 Thl.,
„welche nur zur höchsten Noth hinreichend ist, wovon
„auch um so weniger abzugehen ist, als die Regenten-
„pflichten eine solche Verbesserung unnachsichtlich er-
„fordern"

„Es wird dahero eine baldige Entschließung er-
„wartet, wie viel Sie nach Kräften ihrer öko-
„nomischen Verfassung jährlichst beischießen wol-
„len, und lasse es übrigens unbenommen, solche
„Ausdrücke zur Beförderung dieses freiwilligen
„Instituts zu gebrauchen, wodurch die vorgebliche
„Furcht eines Beyspiels bey Auswärtigen vermieden
„und alles auf Ihre Willkühr gelegt werde: welches
„Alles den Gesinnungen Ihro Kurf. D. selbst angi-
„messen ist, Höchst welche selbst noch zur Zeit nichts

„anders, als einen freiwilligen Beytrag be„zielt haben.“

„So viel aber kann und muß ich anbey versichern, „daß verschiedene einzelne willfährige Erklärungen be„reits eingekommen seyen.“

„Mit vollkommener Verehrung ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Coblenz den 17ten April 1783. Beck.

Gegen dieses Rescript kam der größte Theil der Prälaten abermals ein — aber ohne Erfolg. Man wendete sich selbst, durch den Päbstlichen Nuncius, nach Rom (am 2. Juni 1784). Aber auch durch diesen Schritt wurde die Sache nicht geändert; vielmehr ernannte der Kurfürst am 9. Aug. 1784 eine Commission, welche den Finanzzustand vorerst der zwei Abteien St. Martin im Ober-Erzstift, und Romersdorf im Unter-Erzstift, förmlich untersuchen sollte. Diese zwei Prälaturen scheinen, hinsichtlich ihrer verhältnißmäßig geringeren Mittel, vorzüglich remonstrirt zu haben. (Schluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in England.

Von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Von den beiden Häuptern der Missionäre, Person und Campian, die man vorzüglich einzuziehen trachtete, gelang es dem erstern, den angestellten Nachforschungen glücklich zu entgehen. Nicht so glücklich war Edmund Campian, obschon er die Vorsicht gebraucht hatte, alle Tage seinen Namen, seine Kleidung und seinen Aufenthaltsort zu ändern. Verrathen durch einen falschen Freund und Ordensgenossen, Georg Eliot, wurde er entdeckt und nach London geführt. Das Nähere hierüber gibt der folgende Brief:

„Auszug aus dem Briefe des Pater Alanus, Vorstehers „des Englischen Collegiums zu Rheims, geschrieben „an den Vorsteher des Englischen Collegiums zu „Rom, und aus Briefen einiger Anderer aus „Frankreich und England vom Monat Juli und „August 1580.“

„Ende Juli ist von den Ketzern gefangen worden „der lange aufgesuchte Pater Edmund Campian. Er „wurde gefunden im Schlosse Lyford, nicht weit von „Orford, in dem Hause des edlen Herrn Franz Cares, „wo am frühen Morgen 80 Leute zusammengekommen „waren, um die Messe und die Predigt des genannten „Priesters zu hören. Nach Beendigung des Gottes„dienstes ging der größte Theil der Zuhörer heim, der „Pater Edmund blieb noch allein mit dreizehn Edel„leuten zurück. Als dies ein gewisser Judas sah, wel„cher mit den Andern dem heutigen Meßopfer und dem „Abendmahle beigewohnt hatte, ging er heimlich zu „Einigen vom Hofe, die plötzlich mit einer großen Zahl „Soldaten den Pallast, worin die Unsrigen waren, „besetzten, und Alle zu Gefangenen machten, den ehr„würdigen Pater ausgenommen. Als sie ihn nicht fan„den, hielten sie dafür, er wäre entronnen und mache „sich fort. Aber jener schändliche Judas, als er „von ihnen erlangt hatte, daß man einige Augen„blicke warte, durchforschte selbst mit wahrer brennen„der Begierde alle Theile des Pallastes auf das Sorg„fältigste. Endlich kam er zu einem sehr geheimen „Orte, worein man den guten Pater verborgen hatte. „Weil aber jener Verräther weder mit dem Auge, noch „mit der Hand den Schlupfwinkel durchforschen konnte, „zog er sein Schwerdt und tastete umher, ob er da „verborgen läge. Zweimal wurd Campian von ihm ver„wundet. Als er die Stiche nicht mehr länger ertragen „konnte, verrieth er sich selbst. Jener, froh der ge„machten schönen Beute, ließ ihn mit den übrigen „Gefangenen nach London führen. Sie wurden unter „der Bedeckung von 200 wohl bewaffneten Reitern „transportirt. Man fürchtete nämlich, die Katholiken „möchten ihnen den so sehr geliebten Pater Edmund „entreißen. Als sie zur Stadt London gekommen waren, „ging der Jesuite an der Spitze der übrigen Gefange„nen. Er hatte vor und hinter sich ein Papier, wo„rauf diese Worte standen: Das ist der Campia„nus, der Verführer des Volks. Als sie durch „eine Straße gingen, worin ein ungeheures Marmor„kreuz stand, welches man wegen seiner vorzüglichen „Schönheit nicht umgeworfen hatte, bezeugte ihm der „Pater die schuldige Ehrerbietung. Bei diesem Anblicke „schrie das Volk: Sehet da den Götzendiener, und es „verfolgte ihn mit großem Geschrei und Spectakel bis „zum Londoner Thurme, wo man ihn von den Andern „trennte und in ein sehr enges und dunkles Kerkerloch „warf, in welchem er weder stehen, noch liegen, „noch sitzen konnte. Als Nahrung reichte man „ihm täglich etwas Brod und Wasser. Am dritten „Tage ließ der Dechant von St. Paul einen gewissen „Honell, den größten Ketzer, den es geben kann, mit „zwei Predigern zu sich kommen. Aber der Pater Cam„pian verwarf alle Privatunterredungen und foderte „sie zu einer öffentlichen Disputation heraus, welche „von zuverlässigen Notarien aufgeschrieben werden soll„te. Denn, sagte er, ihr bringt nachher über die „Antworten der Katholiken falsche und erdichtete Ge„rüchte unter das Volk. Als er nun auf keine Frage „mehr antwortete, wurden sie ganz verwirrt und be„gaben sich weg. Am folgenden Tage wurde er heim„lich auf einem Fahrzeuge zum Pallaste des Grafen „Robert von Leicester, welcher der Liebling der Königinn „ist, gebracht. Da wurden in Gegenwart eines gewissen „Grafen von Betford und zweier Geheimschreiber der „Königinn viele Fragen an den Pater gethan. Auf „alle antwortete er mit einer solchen Gelehrsamkeit und „Ruhe und setzte so deutlich die Ursache seiner An„kunft in England auseinander, daß jene Herrn „sich höchlich verwunderten und obendrein seine Beschei„denheit und Klugheit lobten. Er hatte nämlich ge„sagt, er wäre aus keinem andern Grunde nach Eng„land gekommen, als um seinen Mitmenschen den Weg „zum ewigen Heile zu zeigen, nicht aber um irgend „eine neue Religion einzuführen oder gegen den Staat „und das Leben der Königinn etwas zu unternehmen. „Dann sagte er weiter: Wenn er des Gegentheils be„lehrt oder überführt werden könne, so verlange er „keine Schonung, sondern er begehre die größte und „strengste Gerechtigkeit, die die Gesetze vorschrieben. „Weil aber diese Herrn Grafen von langer Zeit her „den Pater Campian von Angesicht und von Reno„mee kannten und ihn wegen seiner großen Tugenden „und seiner umfassenden Gelehrsamkeit sehr liebten, so „waren sie in nicht geringer Verlegenheit und zeigten „sich sehr gerührt. Sie sagten ihm nur, sie bedauer„ten ihn und sein trauriges Loos sehr, daß er ein „Papist sei: ein Vorwurf, dessen sich der Pater un„glaublich rühmte. So wurde er zum Castell zurück„geführt und man befahl dem Capitain, ihn mensch„licher zu behandeln, ihm einen Ort anzuweisen, der „freundlicher sei, und ihm das zur Nahrung Nöthige „nicht zu versagen. Das geschah denn auch auf der „Stelle. Was sich nachher mit ihm zugetragen hat,

„wissen wir nicht zu sagen. Der Schatzmeister der „Königinn soll sich ein Mal mit ihm haben unterreden „wollen“*)

„In England, besonders aber hier in London, „spricht man viel über die Jesuiten; und es werden „mehr falsche Angaben über sie erdichtet, als früher „über die Unsrigen bei den Alten erdichtet wurden. „Man redet da viel von ihrem Entstehen, von ihrem „Lebenswandel, von ihren Statuten, von ihren immer „wechselnden, widersprechenden und offenbar falschen „Grundsätzen. Dies geschieht nicht nur in Privat„gesprächen, sondern auch in öffentlichen Predigten „und in Büchern, die man deswegen herausgibt. „Man fügt hinzu, der Pabst bediene sich jener Ver„räther als Helfershelfer, um alles Bestehende in „allen Ländern in Unordnung und Verwirrung zu „bringen. Auf diese Verläumdungen ist schon geant„wortet worden in Büchern, die man selbst in Lon„don heimlich herausgab. Vorzüglich von zwei Jesuiten „weiß man sich viel zu sagen. Der Eine soll zu Lon„don sein und mit vielem Nutzen immerfort predigen, „beichtsitzen und die andern geistlichen Verrichtungen „thun. Durch besondern Schutz der göttlichen Vor„sehung entkam jeder von ihnen vielen Gefahren, woraus „sie nicht durch menschliche Kraft befreit werden konn„ten. Der Andere soll in verschiedenen Landhäusern „und Schlössern umherziehen; deswegen wurde er auch „in einer öffentlichen Unterredung mit der Königinn „von einem Redner der herumflatternde und vagabun„dirende Jesuite genannt. Jeder von ihnen soll sehr „beschäftigt sein. Früh Morgens vor Sonnenaufgang „predigen sie, und wenn es sich thun läßt, lesen sie „in ganz stiller einsamer Kammer Messe. Nachher „schreiben sie. Nach dem Mittagessen reiten sie aus „und denken zugleich darüber nach, was sie morgen „predigen wollen. Abends sitzen sie bis spät in die „Nacht Beicht. Sie haben verschiedene Aufenthalts„orte bei vielen Katholischen Herrn und Edelleuten, „welche sie ebenfalls mit Gefahr ihres Lebens aufnehmen „und ihnen folgen. Nicht mehr als ein oder höchstens „zwei Tage bleiben sie an demselben Orte, wechseln „oft ihre Kleider, gehen bald in Militair-Uniform, „bald wie Kaufleute gekleidet oder auch wie große „Herrn. Durch diese von Gott erlaubte Schlauheit „täuschen sie ihre Gegner und durch ihre freundliche „Zusprache gewinnen sie täglich eine Seele mehr.“

„Viele, nicht nur Jesuiten, sondern auch Priester „aus den Seminarien zu Rom und Rheims, werden „verfolgt durch gewisse Spione und Verräther, welche „zu Rom mit dem Scheine der größten Frömmigkeit „und Religiosität gelebt haben. Von diesen haben „einige die hohe Erlaubniß, unerwartet bei Tage und „bei Nacht in alle Häuser der Edelleute zu gehen, auch „die verborgensten Gemächer zu durchsuchen, ob viel„leicht Jesuiten oder andere Priester darin verborgen „seien. Auch ist bekannt, daß von den Räthen der „Königinn für jeden Tag vier Goldkronen Einem an„geboten worden sind, wenn er diesem verruchten Ge„schäfte gegen die Katholischen Priester obliegen wolle.“

„Die Katholiken, welche außerhalb London sind, „werden in engerem Verwahr gehalten, wo sie weder „Jemand sehen, noch mit Jemand sprechen können, „und auf die schrecklichste Weise durch den Hunger „gequält werden. Daher sind wir gezwungen, ihnen „auf diese Weise Unterstützung zukommen zu lassen. „Wenn jemand ihnen ein Almosen geben will, so „pflegt er am vorhergehenden Tage bei dem Gebäude „vorüberzugehen, worin die Eingekerkerten sitzen, und „als wolle er auf die Jagd gehen, ein Geschrei zu „erheben. Wenn nun Einer der Gefangenen das hört, „so klettert er an das Fenster und Derjenige, der „draußen ist, gibt ihm ein Zeichen, daß er ihm die „folgende Nacht etwas bringen wolle, und so geht „er weg. Die folgende Nacht, wenn Alles ruhig schläft, „stellt er sich unten an die Mauer und Diejenigen, „welche im Gefängnisse sind, lassen aus dem genann„ten Fenster einen Beutel herunter, um das Almosen „zu erhalten.“ (Fortsetzung folgt.)

*) Nun folgen die Auszüge aus den Briefen von den Monaten Juli und August 1580. Sie beziehen sich, wie man sieht, vorzüglich auf Campian und Person und müßten schon früher, der Zeitfolge wegen, ihren Platz gefunden haben. Weil wir aber die Briefe nicht zerreißen wollten, so mögen sie das früher Gesagte auch hier noch näher erläutern.

Ueber die verschiedenen Thier- und Pflanzen-Dünger und ihre Wirkung.

(Fortsetzung.)

Die Lohe aus den Gerbergruben, die Holzspäne, das Sägemehl würden wahrscheinlich ebensoviel Dünger erfordern, als der Torf, um in Gährung überzugehen. Die Holzfaser kann ebenfalls vermittelst des Kalkes zu Dünger werden.

Da nach den Herrn Gay-Lüssac und Thénard die Bestandtheile der Holzfaser überhaupt dieselben sind, wie die des Wassers und der Kohle, letztere sich aber in größern Verhältnissen in ihr, als in den übrigen zusammengesetzten Pflanzenstoffen befindet, so ist es augenfällig, daß jedes Verfahren, welches dahin abzielt, den Kohlenstoff von ihr zu trennen, sie der Zusammensetzung auflösbarer Substanzen nähern muß. Dies geschieht in der Gährung durch die Absorption oder Einsaugung des Sauerstoffes und die Hervorbringung der Kohlensäure. Eine ähnliche Wirkung tritt beim Kalke ein.

Wenig ausgebrannte Asche, d. h. solche, worin sich noch viel Kohle befindet, ist, wie man sagt, mit vielem Vortheile als Dünger angewandt worden. Einen Theil ihrer Wirkung verdankt sie der langsamen und stufenweisen Zerstörung der Kohle.

Diejenigen Dünger, welche von thierischen Stoffen kommen, bedürfen im Allgemeinen keiner chemischen Zubereitung Es kommt alles drauf an, sie gehörig mit den erdigen Theilen zu vermischen.

Die Muskular-Theile der Thiere, d. h. jene, welche ihr Fleisch bilden, werden gewöhnlich nicht in ihrem vollständigen Gewebe als Dünger angewandt, wenn gleich in einer großen Anzahl von Fällen die Sache recht gut anginge. Die Pferde, die Hunde, die Schafe, die Schweine und alle übrige vierfüßige Thiere, die durch Zufall oder eines natürlichen Todes abfallen, bleiben oft, nachdem ihr Fell abgezogen ist, der Luft ausgesetzt, oder in's Wasser versenkt, bis die Raubvögel oder die übrigen fleischfressenden Thiere sie vernichtet haben, oder gar bis zu dem Augenblick, wo sie ganz zersetzt sind. Es geht alsdann der größte Theil des organischen Stoffes für das Erdreich, worauf sie fielen, verloren, und ihr beträchtlichster Theil dient dazu, schädliche Gasarten oder Dünste in der Luft zu verbreiten.

Bedeckte man die abgefallenen Thiere mit fünf oder sechsmal ihrer Masse Grund, mit einem Theile Kalk vermischt, u. ließe man sie so einige Monate liegen, so würde ihre Zersetzung die Erde mit auflösbarem

Stoffe schwängern und sie so in einen vortrefflichen Dünger verwandeln. Vermischte man sie sofort in dem Augenblicke, wo man sie wegnimmt, mit ein wenig frischem ungelöschtem Kalke, so würden die unangenehmen Ausdünstungen größtentheils vernichtet werden; diese Masse könnte alsdann, wie jede andere Gattung Dünger, in das Land gebracht werden.

Die Fische werden ein mächtiger Dünger, in was immer für einem Zustande man sich ihrer bediene. Man kann sie nicht zu frisch unter die Erde bringen, und es muß ihre Menge beschränkt sein. Herr Young berichtet einen Fall, wonach Häringe über ein Feld ausgebreitet wurden; man pflügte sie unter mit dem Pflug, um Korn darauf zu säen; sie bewirkten eine so kräftige Saat, daß alles Getreide vor seiner Reife fiel.

In dem Lande Cornwallis werden die ausgeworfenen Sardellen allenthalben als eine vortreffliche Besserung angewandt; man vermischt sie mit Sand oder mit Grund, und manchmal auch mit Seepflanzen, um das zu mächtige Treiben der Saat zu hindern; ihre Wirkung dauert mehrere Jahre hindurch.

Man sieht leicht ein, wie der Fisch als Dünger wirkt. Seine Haut besteht vorzüglich aus Gallerte; sein leichter Cohäsions-Zustand bewirkt, daß er sich schnell im Wasser auflöset; es befindet sich immer Fett und Oel in dem Fische, sei es nun unmittelbar unter der Haut, oder in einigen seiner Eingeweide, und sein Faserstoff enthält alle Grundbestandtheile der Pflanze.

Unter den öligen Substanzen ist auch der Fischthran als Dünger angewandt worden: er ist sehr nützlich, wenn man ihn mit Thon, Sand oder gewöhnlicher Erde dergestalt verbindet, daß er der Luft eine große Oberfläche darbietet, deren Sauerstoff mit ihm auflösbare Materie hervorbringt. Lord Sommerville hat sich des Fischthranes mit großem Vortheile bedient: er that ihn unter einen großen Haufen von Erde und es bewahrte derselbe seine befruchtende Kraft mehrere Jahre nacheinander.

Die Knochen werden in der Nähe von London sehr häufig als Dünger gebraucht. Nachdem man sie zerstückelt und durch Auskochen alles Fett herausgezogen hat, verkauft man sie dem Pächter; je kleiner die Stücke sind, desto mächtiger wirken sie. Die Auslage, welche das Mahlen derselben verursachen würde, dürfte sich durch die Erhöhung ihrer befruchtenden Kraft herrlich verzinsen; gepulvert könnten sie mit dem Saamen ausgestreut werden, wie der Rapsölkuchen.

Ebenso können die Knochenabfälle und der Knochenstaub auf den Drehbänken auf besagte Weise mit Vortheil angewandt werden.

Das Horn ist ein noch mächtigerer Dünger, als die Knochen; es enthält eine noch größere Menge zersetzbaren Stoffes. Die Abfälle von demselben auf der Drehbank sind ein vortrefflicher Dünger; leider finden sie sich nicht in solcher Fülle vor, daß sie eine häufige Anwendung möglich machten.

Die verschiedenen Gattungen von Haaren, die Abfälle der Wolle, die Federn haben eine ähnliche Zusammensetzung; sie bestehen hauptsächlich aus Eiweißstoff mit Gallerte verbunden.

Die Auswürfe aller Fabriken, in welchen man Felle und Leder bearbeitet, bilden einen vortrefflichen Dünger; so z. B. die Abschäbsel des Weißgerbers, die Abschnitzel des Pelzers, die Abgänge aus den Rothgerbereien und den Leimfabriken. Die Gallerte, welche in allen Arten von Häuten enthalten ist, befindet sich darin in einem der stufenweisen Auflösung und Zersetzung günstigen Zustande.

Das Blut enthält eine gewisse Quantität aller jener Grundbestandtheile, die man in den andern thierischen Stoffen findet; es ist demnach ein guter Dünger.

Der Schaum von den Kesseln in den Zuckerraffinerien, den man als Dünger gebraucht, besteht vorzüglich aus Klumpen jenes Blutes, dessen man sich bedient, um den rohen Zucker zu reinigen.

Die verschiedenen Korallenarten, die Korallenmoose und die Schwämme müssen ebenfalls als thierische Stoffe betrachtet werden. Wenn nun auch diese Stoffe, wie Davy sagt, nie als Dünger angewandt worden sind, so könnten sie es doch gewiß, wie das eine Zerlegung dieser Stoffe v. Hatchett gezeigt hat.

Was unsere Gegend anbelangt, so findet sich unter den oben angegebenen Moselpflanzen eine Menge Muscheln und Wasserschnecken, die gewiß einen eben so guten Dünger abgeben würden, als die genannten Meerprodukte.

Unter den Excrementen, deren man sich als Dünger bedient, wurde der Urin der verschiedenen Thiergattungen, hinsichtlich seiner Bestandtheile, am genauesten untersucht. Nach den verschiedenen Zerlegungen von Brande, Fourcroi, Vauquelin und Berzelius erfährt der Urin gar leicht Veränderungen und geht schnell in Fäulniß über, am schnellsten jedoch der Urin der fleischfressenden Thiere.

Da während der Fäulniß des Urins der größte Theil der auflösbaren Materie vernichtet wird, so muß man ihn so frisch als möglich in Anwendung bringen. Falls man ihn nicht mit einem soliden Körper verbindet, thut man wohl, ihn durch Wasser zu verdünnen, weil er ohne dies eine zu starke Proportion thierischen Stoffes enthalten würde, um eine passende Ernährungsflüssigkeit zu werden.

Unter den soliden Excrementen, die man als Dünger anwendet, behauptet der Koth der Vögel, die sich von thierischen Stoffen nähren, den ersten Rang und unter diesen der Koth der Seevögel. Der Guano, dessen man sich im südlichen Amerika häufig bedient, und der die unfruchtbaren Ebenen in Perou befruchtet, ist ein Produkt dieser Art. Nach Humboldt findet er sich häufig auf den kleinern Inseln der Südsee, Chincho, Ilo, Iza und Arica. Die Insel Chincho allein liefert eine Ladung von 50 Schiffen, deren jedes 1500 bis 2000 Cubikfuß Guano trägt. Man bedient sich desselben nur in sehr geringen Quantitäten und hauptsächlich bei der Mais-Pflanzung. Man bringt ihn mit Wasser in Anwendung, um durch die Auflösung der auflösbaren Materie ihn geeigneter zu machen eine heilsame Wirkung auf die Erndten hervorzubringen.

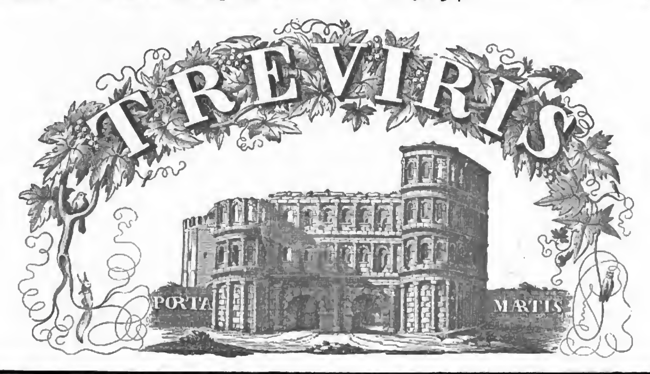
Der Menschendünger ist wohl bekannt; er ist sehr kräftig und leicht zu zersetzen. Seine Zerlegung durch Berzelius belehrt uns, daß er zum Theil im Wasser auflösbar ist und in was immer für einem Zustande angewandt, den Pflanzen eine reichliche Nahrung liefert. Der unangenehme Geruch kann ihm durch eine Zuthat ungelöschten Kalkes benommen werden. Setzt man ihn in schönem Wetter dem Einfluß der Luft in dünnen Lagen, unter die man Kalk gestreut hat, aus, so trocknet er schnell und pulverisirt sich leicht. In diesem Zustande kann man ihn wie die Rapsölkuchen anwenden.

(Fortsetzung folgt.)

U. Priesch, Redacteur
(Auf dem Breitenstein No. 1155)

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 5. August. **N°. 62.**



Fernere Notizen zur frühern Geschichte des Schulwesens in unserm Lande.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Das vom Kurfürsten ausgestellte Commissorium an das Kloster St. Martin lautet, wie folgt:

„Wir Clemens Wenceslaus etc. etc. etc.

„Wie sehr unser Trierisches Erzstift mit geistlichen „Stiftungen bereichert, und zur Aufnahme einer un„zähligen Menge Gottgeweihter Personen vermögend „ist; so haben Wir jedoch zu Unsrer nicht geringen „Empfindung durch die eigenen Berichte der nach ihrer „Stiftung vornehmsten Abteyen und Klöster in Erfah„rung gebracht, daß ihnen bei jetzigem Zeitpunkte kaum „ihr hinreichendes Auskommen mehr übrig bleibe; auch „viele derselben die erstere Zahl der Chorgeistlichen zu „unterhalten, nicht mehr im Stande seyen.

„Nach Unseren, sowohl Erzbischöflichen, als Lan„desherrlichen Pflichten haben Wir nun auf die Quelle „dieses Vorfalls, und die Mittel, denselben zu steu„ern, den unverzüglichen Bedacht genommen, und Uns „dahin überzeugen müssen, daß, da bey den meisten „Gotteshäusern die ursprünglichen Besitzungen annoch „vorhanden sind, das vorgegebene Unvermögen aus ei„ner üblen Verwaltung herfliese."

„Wir finden daher bey diesen Umständen vorder„samst nothwendig, mittelst einer Local-Visitation „diese Umstände näher einzusehen, um alsdann das „Nöthige verordnen, und zum Nutzen dieser Klö„ster einführen zu können."

„Wir ertheilen auch andurch Unserem geistlichen „Rathe und Canonico Liel, sodann Unserm Hofkam„merrathe Carove den Auftrag, die Abtey ad S. Mar„tinum bey Trier, in Ansehung ihres Oekonomiewe„sens, und was damit eine Verbindung hat, in loco „zu visitiren, nicht nur die Rechnungen sich vorlegen „zu lassen, sondern nach der hierbeygefügten Tabelle „das ganze Vermögen und jährliche Einkünfte zu un„tersuchen, nach Gutbefinden, oder erheischender Noth„durft sich an Ort und Stelle, auch ausser der Abtey „zu begeben, die Officianten und die übrige Kloster„geistlichen erforderlichen Falls wirklich abzuhören, und „demnächst Uns, sobald möglich, den pflichtmäßigen „Bericht zu erstatten."

„Wir befehlen zugleich dem Abte und Convent, „dieser gnädigst ausgesetzten Commission nach Ver„langen alle mögliche Kundschaft zu leisten, ihr sämmt„liches Vermögen getreulich anzugeben, und im Ver„schweigungsfalle zu gewärtigen, daß gegen sie nach „Umständen auf das Schärfeste verfahren werde."

Kärlich den 9. Aug. 1784.

Clemens Wenceslaus Kurfürst.

Diese kostspielige Commission (wie es in einer handschriftlichen Note des damaligen Prälaten von Sachs heißt) zog sich durch sieben ganze Wochen hindurch. Am 4. Oktober endlich wurde dem Kloster das Resultat bekannt, nach welchem es taxirt war, für das Schulwesen jährlich 500 Thaler zu zahlen. Diesen Beschluß theilte der damalige Kurf. Statthalter von Kerpen der Abtey mit.

Durch eine neue Verfügung sollte die jährliche Summe von 500 Th. das Nonnenkloster zur Congregation erhalten, das sich dem öffentlichen Unterrichte widmete. Das darüber erfolgte Decret an den Abt zu St. Martin sagt:

„Ew. Hochw. habe ich auf das mir übergebene, „und an S. K. Durchl. gerichtete Supplicatum die „Eröffnung zu thun, wie daß S. K. D. von dem frey„willigen(!) Beytrag der angeforderten 500 Th. zu „den Schulen um so weniger abgehen, als durch die beschehene Unterſuchung das Vermögen der Abtey hierzu „hinreichend befunden worden. Diese Summe ist zur „Unterhaltung der Congregation B. M. V. in Trier

„um so mehr mildest ausersehen und bestimmt, als „diese Anstalt sich der Unterweisung der „Jugend thätig verwendet, und das Beste „der Hauptstadt Trier dem Fürsten nahe am „Herzen liegt. E. H. haben sodann diese Abgabe „von dem Monat November l. J. anzufangen, in Quar- „tal ratis mit 125 Th. obengemelter Congregation „in der Zukunft einzuliefern. —

Trier den 21. Nov. 1784.

Kerpen, Statthalter.

Das Kloster scheint aber vorerst nichts gezahlt zu haben; denn der Abt bat, da das Kloster Geldmangel habe, um die Erlaubniß, einige tausend Thaler zinsbar aufnehmen zu dürfen, welche auch gestattet wurde. Und nun wurde das General-Vicariat beauftragt zur Execution der Zahlung. Dies geschah im December 1785. —

Die Abgabe hatte nun ihre Folge — bis neun Jahre nachher der Sturm der Zeit über das Erzstift und unsere Klöster gemeinschaftlich einbrach, und sie endlich alle verschlang, bis auf die armen Lehrerinnen in der Congregation, die fortfuhren, der großen Masse der dürftigeren weiblichen Kinder in Trier unentgeldlich sich anzunehmen, und in diesem Gottgefälligen Werke der Stadt nützlich zu sein.

Es gereicht mir zur Freude, daß ich durch einen amtlichen Bericht über den Zustand dieses Klosters, wozu mich die Oberbehörde der damaligen Zeit (vor 37 Jahren) eingeladen hatte, Einiges zur Erhaltung dieser Anstalt beigetragen habe.

Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in England.

Von Ph.. Laven.

(Fortsetzung.)

Wie wir aus dem vorhergehenden Briefe gesehen haben, fing man, sobald Campian in London angekommen war, gegen ihn die gerichtliche Untersuchung an. Nach einigen angestellten Verhören, die zu keinem bestimmten Resultate führten, wollte man ihn durch seine eigene Lehre zum Bekenntnisse bringen, daß er nach Großbritanien gekommen sei, um die Unterthanen der Königinn zum Ungehorsam und zum Aufruhr zu verleiten. Seine Richter stellten ihm daher folgende Fragen, die er mit Bestimmtheit und ohne Umschweife beantworten solle.

Sie fragten ihn: „Ob die Bulle Pius des Fünften gegen die Königinn gerecht sei, und ob ihre Unterthanen sich derselben unterwerfen müßten?"

„Ob Elisabeth trotz dieser Bulle oder jedes andern Ausspruchs, den der Pabst gegen ihre Majestät gethan oder noch thun würde, eine gesetzmäßige Königinn sei, der alle Engländer gehorchen müßten?"

„Ob der Pabst aus irgend einer Ursache die Unterthanen ihrer Majestät von dem Eid der Treue, den sie ihr geschworen, entbinden könne?"

„Welche Maaßregeln die Engländer zu ergreifen hätten, wenn der Pabst durch eine Bulle oder durch sonst einen Ausspruch erklärte, die Königinn sei nicht mehr eine gesetzmäßige Königinn und ihre Unterthanen seien von dem Eid der Treue entbunden; ferner: welche Maaßregeln sie zu ergreifen hätten, wenn der Pabst das Reich anfiele oder es in seinem Namen von einem Andern anfallen lasse?"

Darauf sagte Campian: „er sei nicht verpflichtet, auf diese Fragen zu antworten; sie lägen außerhalb der Sphäre des Tribunals, wo man über Thaten, nicht über Gedanken urtheile; nur den Universitäten läge es ob, solche Theses aufzustellen, und nur vom theologischen Standpunkte aus könnten sie von denselben entschieden werden."

Das Resultat dieser Prozedur war, daß Campian als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt wurde; dasselbe wiederfuhr zweien andern seiner Ordensbrüder, Radulf Severin und Alexander Briant; beide waren mit ihm zu gleicher Zeit in London eingetroffen und voll derselben Ansichten und Absichten.

Ueberall, wo in Schriften von diesen Vorfällen die Rede ist, wird Campian als der Erste genannt, der zu dieser Zeit in England für die Sache des Römischen Stuhls blutete *). Campian war aber keineswegs der Erste jener Missionäre, die damals hingerichtet wurden; denn ein Brief aus der mir vorliegenden Sammlung zeigt, daß ein Zögling des Englischen Collegiums zu Rheims, Evan Duchet mit Namen, vier Monate vor Campian den Tod erlitten hat. Diesen Duchet finde ich in den von den Vätern der Gesellschaft Jesu verfaßten Religionsgeschichten damaliger Zeit nirgends erwähnt **). Sollte man vielleicht, um Campian's Verdienst desto höher zu stellen, diesen Namen absichtlich verschwiegen haben? Aber Duchet war, wenn auch im strengsten Sinne kein Jesuit, doch ein von ihnen gebildeter Zögling.!

Der Inhalt des Briefes ist folgender:

„Merkwürdiger Martyrtod eines Priesters, vormaligen „Zöglings des Englischen Collegiums zu Rheims, „beschrieben von einem Englischen Katholiken."

„Ein gewisser Priester, Evan Duchet, ein Zög„ling des Englischen Collegiums zu Rheims, welcher „in Sachen des Glaubens in dem Kerker zu London „festgehalten wurde, hinterließ uns ein Muster von „außerordentlicher Standhaftigkeit. Er wurde nämlich „auf die mannigfaltigste Art von seinen Feinden ange„gangen, daß er die Königinn als das Haupt der Ang„likanischen Kirche erkenne: eine Zumuthung, die „er immer beharrlich ablehnte, behauptend, auf der „Erde gebe es nur Ein Oberhaupt der ganzen Kirchen„gemeinschaft, nämlich den Pabst, welches jetzt Gre„gor XIII. sei. Seine Feinde, die nun einsahen, daß „sie durch Worte und Ueberredung Nichts ausrichteten, „tractirten ihn anfangs mit Ohrfeigen, nachher bin„gen sie ihn lange Zeit sogar in dem Kerker an den „Füßen auf. Als sie endlich sahen, daß er von dem „Bekenntnisse der Wahrheit und des Glaubens auf kei„ne Weise abgebracht werden konnte, sprachen sie über „ihn das Todesurtheil aus. Demzufolge wurde er „am letzten Tage des Monats Juli 1581 zum Gerichts„platze geführt. Nachdem man ihn einige Augenblicke „aufgehängt hatte, schnitt man die Schnur durch und „nahm ihn herunter. Jetzt schlitzte man ihm den Bauch „auf, nahm die Eingeweide heraus und warf sie in's „Feuer. Hierauf riß man das Herz heraus, schnitt „den Kopf ab und viertheilte den noch übrigen Leichnam."

„Es würde zu lang sein, von diesem Martyrtod „Alles genau zu beschreiben; Du wirst es dann von „mir hören, wenn ich mehr Muße habe. Dies indeß „kann ich nicht verschweigen, daß diesem Manne, als

---

*) S. Imago primi saeculi Soc. Jes. pag. 535. — Centuria Religiosorum Soc. Jesu, qui hactenus ab Haereticis et pro Catholica fidae pietate interempti sunt. Authore P. Ribadeneira pag. 367. — Allgemeine Geschicht der Jesuiten u. s. w. von P. Ph. Wolf. Bd. I S. 381. folgdd. — Précis de l'histoire générale des Jésuites etc. par A. J. B. Tom. I. pag. 127.

**) Ob der Name nicht in den bei Wolf im angef. Buche S. 38[illegible] erwähnten Actis in proditores vorkomme, weiß ich nicht, da das Werk mir nicht zur Hand ist.

„er noch athmete, durch die verruchten und bluttriefen„den Hände der Ketzer das Herz herausgerissen und „in's Feuer geworfen wurde. Als es in dem Feuer „in einer Bewegung, die man wirklich wunderbar und „dem gewöhnlichen Gange der Dinge zuwiderlaufend „nennen kann, herumgesprungen und hoch aufgeflogen „war, scheute man sich nicht, es in dem Feuer nieder„zuschlagen und obendrein einen brennenden Brand da„rauf zu legen; man glaubte nämlich, durch dieses Ge„wicht würde das Herz leicht in dem Feuer gehalten „und niedergedrückt. Aber siehe, dieselbe göttliche Kraft, „die es zuerst in Bewegung gesetzt hatte, bewegte es „auch zum zweiten Male und zwar auf eine viel wun„derbarere Weise, als vorher. Denn man sah jenes „heilige Herz mit solcher Kraft sich erheben und be„wegen, daß es mit sich jenen aufgelegten Feuerbrand „vom Feuer emporhob und zwar eben so lang, als es „sich früher bewegt hatte. Als demnach einige Ketzer „die Umstehenden sich verwundern und durch die Neu„heit der Sache ganz außer sich sahen, waren sie so „unsinnig und gottlos, daß sie es wagten, jenes Herz „zum zweiten Male zu berühren und gegen den offen„baren Willen Gottes zur Verwunderung aller Anwe„senden, in's Feuer zu werfen, und zum zweiten Ma„le einen Feuerbrand darüber zu legen. Jetzt bewegte „es sich nicht mehr, wie früher. Man sah es jedoch „noch dreimal in dem Feuer hoch emporfliegen und den „Feuerbrand mit sich aufheben, nicht aber wie früher, „über das Feuer sich emporschwingen, und so blieb es „denn im Feuer ruhig liegen. Wenn jene verruch„ten und hartnäckigen Menschen dies nicht berück„sichtigen, wie können sie denn größere und deutlichere „Mirakel sehen?

„Uebrigens haben wir von jenem ruhmwürdigen „Martyrer noch dieses vernommen, daß er, nachdem „man ihm die Eingeweide herausgerissen und in's Feuer „geworfen hatte, ausrief: O glücklicher Tag!“

(Schluß folgt.)

Ueber die verschiedenen Thier- und Pflanzen-Dünger und ihre Wirkung.

(Fortsetzung.)

Der Franzose Bridet hat eigene Laboratorien errichtet, deren sich viele in der Nähe von Paris, zu Montfaucon und bei Gentilly unter Bicêtre befinden, um aus den Excrementen unserer Gattung ein schwarzes, trocknes und, wenn es vor Feuchtigkeit bewahrt wird, fast geruchloses unter dem Namen poudrette bekanntes Pulver zu bereiten. Nach seinem Verfahren werden die Excremente nicht nur getrocknet, sondern sie werden auch einer langen und starken Gährung unterworfen. Die westlichen Departemente sollen sich dieser poudrette mit vielem Vortheile bedienen.

Die Chinesen, welche mehr praktische Kenntnisse in der Bereitung des Düngers, als irgend ein anderes Volk besitzen, vermischen ihr Stuhlprodukt mit einem Drittel seines Gewichtes fetten Mergels, bilden Kuchen daraus und lassen sie in der Sonne trocknen. In diesem Zustande hat es, wie die Französischen Missionarien (Jesuiten) berichten, keinen unangenehmen Geruch und wird ein gewöhnlicher Handelsartikel im ganzen Reich. Ueberall, sagt Meyen, wo zwischen den Reisfeldern Gemüse, Hanf oder andere Gartenpflanzen und Blumen gezogen werden, da findet man dicht daneben große Kessel von hartem Thone in der Erde, in denen die herrlichen Saucen zur Düngung des Landes bereitet werden, wozu die große Stadt Canton das bekannte Material hergibt; durch mehr oder weniger Beimischung von Lehm oder Dammerde werden diese mit größter Sorgfalt für die verschiedenen Culturpflanzen benutzt. (Reise um die Welt. II. Thl. S. 372.)

Nach dem Stuhlprodukte des Menschen hat der Taubenkoth, einer Zerlegung von Davy zufolge, am meisten ernährende Kraft; nach seinem Versuche muß man ihn so frisch als möglich in Anwendung bringen.

Auf ihn folgt der Dünger des Hausgeflügels, der gar leicht gährt. Die Gerber wenden diese Excremente, vermischt mit Taubenkoth, an bei den Häuten, um das Leder geschmeidiger zu machen. Zu diesem Behufe lös't man das Gemisch in Wasser auf. Jedenfalls muß der Rückstand hievon einen vortrefflichen Dünger abgeben.

Den Kaninchen-Koth hält ein gewisser Herr Fane in England, wohlgelungenen Versuchen zufolge, für einen so vortrefflichen Dünger, daß er es vortheilhaft findet, sich die Zucht dieser Thiere sehr angelegen sein zu lassen.

Nach einer Zerlegung von Einhoff und Thär liefern die Kuh- und Ochsenfladen dieselben Produkte, wie die Pflanzenstoffe, indem sie Sauerstoff einsaugen und Kohlensäure hervorbringen. (Schluß folgt.)

Zwei Träume.*)

Erster Traum, oder der Traum des Vaters.

Ertoghrul war auf einer seiner Wanderungen (denn nicht blos sein Gehirn, sondern auch seine Füße ahmten Jakob nach) im Hause eines frommen Mannes zu Nacht eingekehrt. Als man sich zur Ruhe begab, nahm der Hausherr aus einem Wandschranke, der sich hinter Ertoghrul befand, ein Buch, und legte es auf die höchste Stelle im Zimmer. Auf die Frage Ertoghrul's, was für ein Buch dies sei, antwortete ihm der Hausherr, es sei Gotteswort, die heilige Schrift, durch

*) Das Morgenland hält viel auf Träume und Traumdeuter; denn nach dem überlieferten Worte Mohammeds sind die nächtlichen Erscheinungen ein Theil des Prophetenthums, und die guten Träume kommen vom Herrn; auch sind sie dem Abendlande nicht so unlieb oder gleichgültig, als mancher glaubt. In den Orientalischen Geschichten begegnen uns allenthalben Träume, die sich nicht blos auf die Träumenden selbst, sondern oft auch auf ihre Enkelgeschlechter beziehen. Nicht selten wird der Sturz alter und das Emporkommen neuer Dynastien durch Träume vorher verkündigt. Die Geschichte der Osmanischen Türken beginnt mit zwei thronverheißenden Träumen; den einen hatte der fromme Ertoghrul, den andern sein Sohn Osman. „Ertoghrul's Traum, sagt Herr von Hammer, ist ganz einfach und dem Traume Jakob's nachgeahmt; nicht so einfach im Geiste patriarchalischer Ueberlieferung, sondern im Geiste romantischer Sage und schon mit geschichtlichen Begebenheiten verwebt, ist der Traum Osman's.“

Ertoghrul hatte drei Söhne, Osman, Gundusalp und Sarujati Sawedschi. Osman war im Jahr 1258 d. chr. Zeitr. geboren. Er ist der Stifter des Osmanischen Reiches, das bis auf den heutigen Tag in Asien und Europa fortbesteht. Das Gebiet, das er nach dem Falle des Seldschukischen Reiches als unabhängiger Fürst beherrschte, war nicht mehr als eine starke Tagereise lang und umfaßte die heutige Landschaft Sultanöni, welche gegenwärtig nur eines der siebzehn Sandschake Kleinasien's ausmacht; Kleinasien aber selbst ist nur eine der fünf und zwanzig Statthalterschaften des Osmanischen Reiches.

Man vergleiche sowohl in Betreff dieser Note, als beider Träume selbst, Joseph v. Hammer's Geschichte des Osmanischen Reiches. Zweite verb. Ausg. Pesth. C. A. Hartlebens Verlag. 1834. I. Bd. S. 64 — 68.

den Propheten dem Menschen verkündet, der Koran. Nachdem sich alle zur Ruhe begeben hatten, nahm Ertoghrul das heilige Buch und las es stehend, die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen, wo er sich auf kurze Zeit niederlegte. Während des Morgenschlafes, als der wahren Zeit wahrhaftiger Träume, hatte er eine prophetische Erscheinung und vernahm die Stimme: „Dieweil du mein von ewig her bestehendes „Wort so hoch geehrt, sollen hochgeehrt sein deine „Kinder und Kindeskinder durch die kommenden Ge„schlechter und Zeiten."

Zweiter Traum, oder der Traum des Sohnes.

Edebali, ein frommer und gelehrter Scheich aus Adana, im Lande Karaman, nachdem er in Syrien die Studien des Gesetzes vollendet, hatte sich zu Itburuni, einem Dorfe in der Nähe von Eskischehr, der Hauptstadt des heutigen Sandschaks Sultanöni, niedergelassen. Osman besuchte denselben öfters, und als er einst dessen Tochter, die schöne Malchatun, gesehen hatte, entbrannte er zu ihr in heftiger Liebe. Seinem Begehren um ihre Hand willfahrte jedoch der Vater nicht, weil er die Gesinnungen des Jünglings nicht für beständig, auch seine Tochter demselben nicht ebenbürtig genug hielt. Osman klagte die Leiden durchkreuzter Liebe seinen Gefährten und Nachbarn, und unter diesen dem Herrn von Eskischehr, der durch die Erzählung des begeisterten Liebhabers mit Begierde entzündet, ebenfalls die schöne Malchatun begehrte und abschlägige Antwort erhielt. Edebali, sich mehr vor dem Herrn von Eskischehr, als vor dem Jünglinge Osman fürchtend, war aus dem Gebiete des ersten in das des letzten, oder vielmehr dessen Vaters Ertoghrul gezogen; daraus Feindschaft und Fehde zwischen dem Herrn von Eskischehr und Osman. Als dieser mit seinem Bruder Gundusalp sich eines Tages bei seinem befreundeten Nachbar, dem Herrn von Inöni, zu Gast befand, erschien der Herr v. Eskischehr, verbündet mit dem Herrn von Chirmenkia, einem am Olympos bei Edrenos gelegenen Schlosse, seinem Nachbarn und Freunde Michal Köse, d. i. Spitzbart, vor dem Schlosse von Inöni und begehrte vom Herrn desselben mit bewaffneter Hand die Auslieferung Osman's. Der Herr von Inöni verweigerte diese Verletzung des Gastrechts. Osman und sein Bruder Gundusalp fielen, vertrauend auf Gott, aus dem Schlosse, schlugen den Herrn von Eskischehr zurück und nahmen den von Chirmenkia gefangen. Die Bande Köse Michal's verwandelten sich bald in sanftere von Freundschaft und Anhänglichkeit für seinen Besieger, dem er sich mit aufrichtigem Sinne unterwarf, und später, als Osman den Thron unabhängiger Herrschaft bestiegen hatte, auch den Glauben seiner Väter für den des Islams verließ. Köse Michal war sofort eine der festesten Stützen der aufsteigenden Macht Osman's, und das Geschlecht seiner Nachkommen hat sich als ein durch Macht und Reichthum ausgezeichnetes, unter dem Namen der Michaloghli, d. h. der Söhne Michals, bis tief herunter in die Zeiten der Osmanischen Geschichte erhalten. Osman hatte nun einen Freund, aber noch nicht die lang gewünschte Freundinn gewonnen. Noch zwei Jahre verflossen, ehe er durch ihre Hand des heißesten seiner Wünsche theilhaftig ward, eh' ihr Vater, durch des Jünglings Treue und anhaltende Liebe bewegt, sich die Auslegung eines Traumes zu seinen Gunsten gefallen ließ.

Eines Abends, als Osman im Hause Edebali's, als Gast übernachtend, voll Geduld, welche nach dem Sprichwort des Arabers der Schlüssel des Genusses ist, und voll Gedanken an den Gegenstand seiner Liebe, durch die er sich schweigend und entbehrend fast das Martyrthum verdient hatte, zu Bette gegangen war, leuchtete ihm aus der verborgenen Welt das folgende Traumbild in das, von außen schlummernde, nach innen geöffnete Auge. Er sah sich und den Scheich, seinen Gastfreund, ausgestreckt liegen. Aus Edebali's Brust stieg der Mond auf, der wachsende, der sich zu Osman neigend, als Vollmond in dessen Busen barg und versank. Da wuchs aus seinen Lenden ein Baum empor, und wuchs und wuchs an Schönheit und Stärke immer größer und größer, und spreitete seine Aeste und Zweige aus, immer weiter und weiter, über Länder und Meere bis an den äußersten Gesichtskreis der drei Theile der Erde seinen Schatten verbreitend. Unter demselben standen Gebirge, wie der Kaukasus und der Atlas, der Taurus und der Hämus, gleichsam die vier Pfeiler des unendlichen Laubzeltes; es strömten als die vier Flüsse dieses paradiesischen Baumes unter den Wurzeln desselben der Tigris und der Euphrat, der Nil und der Ister hervor. Schiffe deckten die Flüsse und Flotten die Meere, Saaten die Felder und Wälder die Berge. Aus denselben sprangen Quellen in befruchtender Fülle und durchrieselten das Rasen- und Cypressen-Gemisch edenischer Fluren und Haine. Aus den Thälern thürmten sich Städte auf mit Domen und Kuppeln, mit Pyramiden und Obelisken, mit Pracht- und Thurmsäulen, von deren Spitze der Halbmond funkelte, von deren Gallerieen Gebetsausruf erscholl in das Concert tausendstimmiger Nachtigallen und tausendfarbiger Papagaien, welche sangen und koseten im kühlenden Schattendach, dessen zahllose Blätter schwertförmig gebildet waren. Jetzt erhob sich ein siegender Wind und setzte die Spitze derselben gegen die Städte und zuvörderst gegen die Kaiserstadt Constantin's, die am Zusammenflusse zweier Meere und zweier Erdtheile als ein Diamant zwischen zwei Saphiren und zwei Smaragden gefaßt, den Edelstein des Ringes erdumfassender Herrschaft bildet. Eben wollte Osman den Ring anstecken. Die Auslegung des Traumes als Vorbild der Weltregierung eines aus Edebali's und Osman's Lenden entsprossenen Herrschergeschlechtes ebnete alle Schwierigkeiten, welche der Vermählung mit der schönen, durch den Vollmond vorgestellten Malchatun entgegenstanden. Die Vermählung wurde zwar nicht mit dem Pompe folgender sultanischer Hochzeiten, aber nach allen Vorschriften des Gesetzes und des Beispiels des Propheten gefeiert. Ein Jünger Scheich Edebali's, der fromme Derwisch Turud, verrichtete die vorgeschriebenen heiligen Handlungen, und erhielt vom Bräutigam das Versprechen eines Wohnortes in der Nähe einer Moschee und am Ufer eines Flusses. Osman erfüllte das Versprechen, sobald er zu unabhängiger Herrschaft gelangt, durch den Bau eines Klosters und durch reiche Stiftung desselben mit Dörfern und Feldern, die noch zwei Jahrhunderte darnach die Familie Turud's besaß.

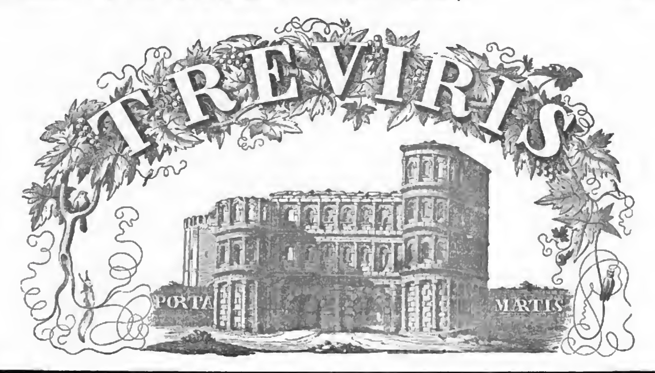
*) Der Traum des Sohnes ist viel länger, als der des Vaters; dies ist auch häufig bei uns der Fall.

U. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein №. 1155.)

Ant. Schönberer. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 8. August. № 63.



Der hölzerne Mantel.

Von M. F. J. Müller.

Der hölzerne Mantel war eine Art hölzener Bütte, in deren Boden ein großes Loch ausgeschnitten war; diese Maschine war vorzüglich im XVI. Jahrhundert zu Trier bekannt, und wurde den Ehebrechern über die Schultern gehenkt, so daß man nur des Trägers Kopf und Füße sah, der nun in Begleitung einiger Stadtboten durch einige angezeigte Straßen eine Promenade machen mußte. Ich habe ein handschriftliches, zu Trier im Jahr 1570 stattgehabtes Zeugenverhör eingesehen, wo mehrere Zeugen sagten: „Er habe vor „ungefähr 20 Jahren in hiesiger Stadt einen Mann, „dessen Namen er nit kenne, gesehen den hölzer„nen Mantel, um Ehebruchs willen, öffentlich um„tragen." Diese Maschine darf aber nicht mit dem sogenannten Spanischen-Mantel verwechselt werden.

Beiträge zur Geschichte der Jesuiten in England.

Von Ph. Laven.

(Schluß.)

Es ist kein Wunder, daß Die, die mit solcher Begeistrung, mit solcher Standhaftigkeit die gräßlichsten Todesqualen erduldeten, die Zurückgelassenen zur Ertragung künftiger Drangsale, zur Ertragung des Todes selbst erkräftigten und ermuthigten. Die Anzahl der Zöglinge in den Collegien zu Rom, Rheims und Duvay, statt abzunehmen, nahm von jetzt an täglich mehr zu, und um (nach dem Ausdrucke dieser Briefe) die Martyrpalme zu erringen, eilten die Verurtheilten freudigen Herzens zum Blutgerüste. Dies ersehen wir aus folgenden Briefen:

„Auszug aus dem Briefe Don Bernardin's von Men„doza *), Gesandten des Königs von Spanien „am Englischen Hofe."

„London den 10. December 1581."

„Der Pater Campian hat mit den zwei andern „Priestern am 1. December den Martyrtod gelitten, „und zwar mit der größten Standhaftigkeit. Ich sah „sie auf einem Karren über die Straße fahren und „sie betrugen sich so muthig, wie es Männern geziemt, „die Gott zu einem solchen Siege bestimmt hat. Auch „die Uebrigen harren standhaft aus; es sind deren „dreizehn an der Zahl und ein Laie. Man schickte sie „alle nach denjenigen Orten, wo man sie gefangen „genommen hatte, damit man da dieselbe Strafe über „sie ergehen ließe. Man hat ein gedrucktes Pamphlet „mitgegeben, worin angezeigt wird, daß man sie „nicht aus religiösen Gründen des Todes schuldig „erachte, sondern wegen einer Verschwörung, die sie „gegen das Leben der Königinn angezettelt hätten, „und wegen anderer verläumderischer Nachrichten, die „sie unter das Volk aussprengten. Sie aber haben „sowohl vor Gericht, als auch im Augenblicke ihrer „Hinrichtung Nichts, was auf Religion oder auf „ihre Unschuld Bezug hatte, geäußert. Im Gegen„theile, sie baten Gott, daß er ihren Feinden und „Verfolgern verzeihe, daß er sie ihre Blindheit und „ihren Irrthum erkennen lassen möge. Für die bal„dige Wiederherstellung der Katholischen Religion „scheint es mir ein gutes Zeichen zu sein, daß man „brave Männer in diesem Reiche so verfolgen und „wahrhaft christliches Blut so schmählich vergießen kann."

„Auszug aus einem Briefe desselben Don Bernardin „von Mendoza u. s. w."

„London den 9. December 1581."

„Die Staatsräthe der Königinn ließen einen er-

*) Nicht zu verwechseln mit Don Diego Hurtado von Mendoza, dem sogenannten Vater der Spanischen Prosa, der

„greifen, mit Namen Northon, einen verworfenen
„Menschen, der Ketzer und Jurist ist. Dieser war
„es, der immer mit der größten Heftigkeit den Pater
„Campian verfolgte und es zuletzt auch soweit brach-
„te, daß man die grausamste Strafe über ihn und
„die andern Priester verhängte. Dieser Mensch soll
„seine Hände in ihrem Blute gebadet haben, und er
„ist einer von Denen, die wenig gegen die Ehe ein-
„genommen sind. Sie suchen das Volk zum Aufruhr
„anzuregen und schonen dabei weder Verläumdungen,
„noch aufwieglerische Reden. Sie fürchten nämlich,
„das Volk möchte zuerst Hand an Die legen, die so
„sehnsüchtig die Ehe wünschen. Seine Gefangenneh-
„mung ist ein Beweis, daß Gott niemals erlauben
„wird, daß irgend Einer, mag er auch sein wer
„er wolle, ungestraft eine Ruchlosigkeit begehe. Wel-
„chen Nutzen jene Märtyrer durch ihre Standhaftig-
„keit und ihren ausgezeichneten Muth, womit sie ihr
„Blut hingaben, stifteten, kann man nicht mit Wor-
„ten ausdrücken."

„Auszüge aus einem Briefe des Pater Alanus, Vor-
„stehers des Englischen Collegiums zu Rheims
„an den Vorsteher des Englischen Collegiums zu
„Rom, geschrieben den 16. März 1583."

„Obschon in England unsere Feinde mehr, wie
„gewöhnlich, wüthen, so hat doch die Kirche einen
„wunderbaren Fortgang und gutes Gedeihen. Euer
„Wilhelm Hatt zeigt sich als einen wackern Kämpfer
„im Kerker zu York. Er setzt seine Gegner in Er-
„staunen durch seinen Lebenswandel, durch seine Bered-
„samkeit u. sein standhaftes Betragen. Diejenigen, welche
„am billigsten unter ihnen denken, stärkt er entweder
„in ihrer guten Gesinnung, oder er bekehrt sie gar.
„Man glaubt, daß er der vierte Martyrer in jener
„Stadt sein werde; er ist jedoch noch nicht zum Tode
„verurtheilt. Früherhin war jener Ort sehr dem Ka-
„tholischen Glauben zugethan, jetzt ist er durch das
„frisch vergossene Blut der drei vorangegangenen Opfer
„noch viel mehr darin bestärkt."

„Mein leiblicher Bruder ist vor einigen Tagen
„aus England hierher gekommen. Er versichert, daß
„er in dem ganzen Zeitraume von drei Jahren, die
„er, entfernt von mir, in seiner Heimath zubrachte,
„keinen einzigen Tag die Gelegenheit vermißt habe,
„die heilige Messe zu hören. Oft hat er deren sogar
„drei bis vier an einem Tage gehört. Ja bei einem
„gewissen Anniversarium wurden zwölf Messen gelesen.
„Oft jedoch werden in die Kirchen, die man wegen
„des Katholischen Glaubens mehr in Verdacht hat,
„als andere, Spione geschickt, die mehr dorthin kom-
„men, um die Kelche zu stehlen, als um der Per-
„sonen habhaft zu werden. Solche Menschen gewinnt
„man sich meistens durch Geld, das man ihnen gibt.
„Eben derselbe sagt mir, daß wir in ganz England
„beinahe Aller Herzen für uns gewinnen, Manche seien
„nur dem Aeußern nach der Königinn zugethan."

„Im Kerker zu London sitzen, außer den übrigen
„Katholiken, 24 Geistliche. Sie leben da zusammen
„ein schönes gottgeweihtes Leben, und hier und da
„werden auch Auswärtige zu ihnen zugelassen, sowohl
„um sich mit ihnen zu besprechen, als auch um bei
„ihnen zu beichten. Daher werden da auch Viele so
„sehr auferbaut, nicht anders, als wenn die Priester
„ihre Freiheit genössen. So segnet Gott überall die
„Seinigen, und die Erfahrung macht die irrigen Ur-
„theile Jener zu Schanden, die da schreien und murren
„und sagen, wir müßten die Unsrigen für bessere und
„gelegnere Zeiten aufsparen, müßten den Verfolgungen
„weichen und von unserm Beginnen abstehen. Wenn
„wir dem Rathe Dieser folgen wollten, wie viele Seelen
„würden uns dann nicht täglich zu Grunde gehen, wie
„viele Seelen, welche jetzt durch die Wohlthat Gottes ge-
„rettet werden, und die schöne Hoffnung, unser Vater-
„land für die Zukunft zu retten und zu bekehren, müß-
„ten wir aufgeben! Bessere Zeiten muß man nicht er-
„warten, sondern sie schaffen und von dem allmächtig-
„en gütigen Gotte muß man durch Fleiß, Eifer und
„vorzüglich durch das Blut der Priester glücklichere
„Tage erwirken."

„Der Pater Gaspar von Eurer Gesellschaft, ein
„sehr kluger Mann und ein tüchtiger Arbeiter im Wein-
„berge des Herrn, hat dieses Jahr große Hechte ge-
„fangen."

„Dies Collegium zu Rheims nimmt täglich zu,
„so, daß gewiß nicht der dritte Theil der Zöglinge
„von uns erhalten werden könnte, wenn nicht unser
„heiligster Vater jene Collecte veranstaltet hätte. Es
„finden sich jetzt 180 in unserm Collegium. Alle stu-
„diren Theologie oder Philosophie, einige Wenige aus-
„genommen, die uns als Diener nöthig sind. In die-
„sem Jahre haben wir ungefähr 20 Geistliche nach Eng-
„land geschickt, um allda zu wirken. Diese, vereinigt
„mit den übrigen Priestern der beiden Collegien, haben,
„troß der Verfolgung, die überall um London wüthete,
„einen bedeutenden Nutzen gestiftet. Beide Collegien
„zusammen gaben für England in diesen Jahren 230
„Geistliche her. Von ihnen haben im verflossenen Jahre
„zwölf, in diesen Monaten drei durch die grausamste
„Todesart die Martyrpalme glücklich errungen. An
„verschiedenen Orten des Reichs schmachten ungefähr
„40 im Kerker. In dieser so großen Zahl von Priestern
„ließ sich keiner bisher weder durch die Drohungen,
„Versprechungen oder die Foltern der Feinde, noch
„selbst durch den Tod bewegen, nachzugeben, zwei aus-
„genommen, die, durch die Furcht überwunden, der
„Religion entgegengehandelt hatten, aber bald, wie
„sie aus den Händen ihrer Feinde befreit waren, in
„sich gingen. Was noch mehr ist, nicht ein Einziger
„von den Priestern beider Collegien gab bisher, soviel
„wir gehört haben, durch seinen Lebenswandel oder
„durch seine Aufführung irgend ein Aergerniß, obschon
„sie dort durch keine Besuche, durch keine Vorschriften
„von Vorstehern oder Bischöfen, kurz durch keine geist-
„liche Regel, sondern allein durch ihr Gewissen zur
„Pflicht angehalten werden."

„Ein gewisser Doctor aus Irland, welcher vor
„einigen Monaten in Rom zum Bischof geweiht wur-
„de, kam kürzlich nach England, um von dort nach
„seinem Vaterlande überzusetzen. Er wurde von den
„Katholiken in London und an andern Orten im Ge-
„heimen auf's ehrenvollste und freundlichste aufgenom-
„men, so, daß sehr Viele zu ihm kamen, um ihre Kin-
„der firmen zu lassen, Andere wieder, um seinen Segen
„zu erhalten, Manche blos, um ihn zu sehen, weil
„sie lange keinen Bischof mehr gesehen hatten, der
„nach Katholischer und vorschriftmäßiger Weise ordi-
„nirt war, wie sie wußten, daß er einer war. In
„allen Häusern, die er betrat, beugten Alle bis zur
„Erde, ungemein froh und andächtig, ihre Kniee."

„Große Klagen hört man im Staatsrathe der
„Königinn über die Universität zu Oxford, weil Viele
„ihre Collegien verlassen; man ist der Meinung, sie

---

im Jahre 1547 Karl's Botschafter am Päbstlichen Hofe war. Dieser starb schon 1575 zu Valladolid.

„eilten zu uns hin, was die Räthe unglaublich ängstigt. Viele bereiten sich in diesem Frühjahre vor, „aus diesen Akademieen, wie auch aus den übrigen Englischen Lehranstalten zu uns hinüber zu flüchten. Wir „nehmen sie alle um so bereitwilliger und vertrauungsvoller auf, weil wir in diesem Jahre die außerordentliche Vorsehung Gottes auf vielerlei Weise erfahren „haben und viele reiche Beiträge aus Spanien hoffen."

„Es kam hierher ein Priester, der vor der Zeit „dieser Kirchentrennung auf Katholische Weise es geworden war. Viele Jahre hindurch hatte er ein verworfenes Leben geführt, sich verheirathet oder vielmehr eine Maitresse zu sich genommen. Dieser thut „nun hier Buße. Auch kam hierher ein Anhänger Calvin's und that Verzicht auf die einträglichen Beneficien, die er genoß. Wir sahen ferner hier einen „vornehmen jungen Mann, der in Cambridge erzogen „war. Er war ein Ketzer und bekannte unumwunden, „daß er uns keinen Glauben beimesse, sondern er sei „auf Anrathen seiner Freunde gekommen, um unser „Leben und unsere Lehre kennen zu lernen. Er sah's „und war herzensfroh und lebt jetzt so gut Katholisch, „wie nur Einer. Er wundert sich über seine frühere „Blindheit und ist ein wahrer Israelite. Er wünscht „zu seiner Zeit zu Euch zu kommen, um mehr zu erfahren."

Auch fehlte es wirklich in der folgenden Zeit nicht an Missionären, die willig und freudig ihrem sichern Tode entgegen gingen. Im Jahr 1594 fiel so in England der Jesuite Johann Cornelius, in den folgenden Jahren seine Ordensbrüder Robert Sontwell, Heinrich Walpole, Roger Filcoc, Franz Pagäus und unzählige Andere.

Wie wenig ist das Leben Dem, der, durch feste Grundsätze gebildet, nach einem höhern, als irdischen Ziele zu ringen glaubt! Die Geschichte zeigt es in allen Jahrhunderten.

Die Häuser und das häusliche Leben der vornehmen Chinesen.

Der Reisende Meyen *), welcher in Gesellschaft des Herrn Lindsay, General-Secretairs der englisch-ostindischen Faktorei in China, verschiedene Hong-Kaufleute besuchte, besah sich ihre Wohnungen und deren Einrichtungen genau. Die Häuser dieser Reichen, sagt er, wie überhaupt die aller chinesischen Vornehmen, sind nach der Straße zu mit einer hohen Mauer umgeben, an der außer der Thüre keine Oeffnung befindlich ist. An dem Eingange durch die Thüre der Mauer ist ein Vorzimmer mit einem Thürsteher befindlich; zuweilen ist dieses Zimmer ein großer Saal und an seinem Ende ein großes Götzenbild aufgehenkt, welches zur Seite mit goldenen Verzierungen und Sprüchen geschmückt ist; unter diesem Bilde stehen die zinnernen Opfergefäße und Lichte, und Sandelkerzen brennen bei Tag und bei Nacht. Wir haben dergleichen große Gemälde, welche zu diesem Zwecke dienen, so wie die niedlichen goldenen Verzierungen, welche zu den Seiten aufgestellt werden, mitgebracht, und sie sind in dem ethnographischen Museum zu Berlin aufgestellt. In diesem Zimmer des Thürstehers stehen auch die Sänften und die Leute, welche diese tragen, sind daselbst beständig in Bereitschaft; seitlich von diesem Zimmer geht man in die Vorhöfe zu den Wohnungen des Herrn und seiner Frau. In diesen kleinen Vorhöfen, welche rund herum mit Gallerien versehen sind, befinden sich Vögel in großen Käfigen oder in den Nischen der Wände, und in den kleinen Wasser-Bassins, welche etwa 6 Zoll hoch Wasser haben, und mit gelbem Kiese gefüllt sind, befinden sich eine Menge von Goldfischen, welche nach ihrem verschiedenen Alter die verschiedensten Farben zeigen; wir sahen sie daselbst schwarz und ganz bunt, silberweiß und ganz goldgelb. Vor diesen kleinen Bassins stehen herrliche Blumen auf großen steinernen Postamenten, und Sophas von Rohr und Bambusholz stehen an den Wänden dieser Hallen, wo sich die vornehmen Chinesen in den heißen Sommernächten an dem Geplätscher der Fischlein und dem Gesange der Vögel ergötzen. In den Wohnzimmern dieser Chinesen findet man die größte Ueberladung von sonderbaren Verzierungen; oft sind an der Decke eines einzigen Saales wohl fünfzig, sechszig bis hundert große Laternen, Lampen und Kronleuchter aufgehenkt, so daß auch kein leerer Fleck mehr übrig bleibt. Der Kronleuchter in der Mitte der Stube ist gewöhnlich sehr groß und ähnlich unsern alten Glaskronen, nur daß hier die einzelnen Glaszapfen verschieden gefärbt sind, wodurch das Ganze sehr bunt ist und sich äußerst prachtvoll ausnimmt; die Arme sind stets von Glas und auf jedem Lichte ist eine Glasglocke vorhanden, damit es auch im Zuge brennen könne. Die übrigen Lampen und bunten Laternen sind stets mit Beobachtung der größten Symmetrie aufgehenkt, so daß immer zwei und vier Stück von ein und derselben Art in einem Zimmer angebracht sind; sie sind gewöhnlich mit Seide überzogen und herrliche Stickereien und Verzierungen durch Franzen und Quasten machen diese Möbel ganz außerordentlich theuer. Wir wollten ein Paar solcher Lampen mitbringen; doch die gewöhnlichsten, die wir zu sehen bekamen, kosteten noch vierzig Piaster. Eine außerordentliche Pracht wird durch die Menge und durch die vielfach verschiedenen schönen Formen dieser Lampen entwickelt, aber der hohe Werth, der in ihnen steckt, ist auch ganz unglaublich. An den Säulen dieser sehr großen Zimmer, welche zur Stütze der Decke errichtet sind, hängen große chinesische Bilder oder Denksprüche, welche mit großen vergoldeten Typen geschrieben und in Form unserer Bilder mit Rahmen eingefaßt sind. Kleine und große Spiegel in sehr festen Gestellen von dunkelbraunem Holze, so wie eine Menge von Antiken findet man überall auf den Tischen und den andern Möbeln zur Verzierung aufgestellt. An den Wänden der Zimmer findet man Sopha's von Holz, die ganz grade, höchst ungeschickt und ohne Geschmack bearbeitet sind; eine wattirte seidene Decke liegt darauf und macht den Sitz noch einigermaaßen weich, während zu dem Ende keine gepolsterte Kopfkissen von Stroh oder von Tuch befindlich sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe dessen Reise um die Welt. II. Theil S. 386—394.

Ueber die verschiedenen Thier- und Pflanzen-Dünger und ihre Wirkung.

(Schluß.)

Die Wirkungen des Schaf- und Pferdemistes sind bekannt. Den Kuh-, Pferde- und Schafdünger wendet man selten rein an, sondern beinahe immer vermischt mit Stroh, Kehrist, Futterüberresten und allem andern, was als Streusel dient; diese Excremente selbst enthalten viel Faserstoff. Eine leichte Gährung ist demnach nicht ohne Vortheil; denn sie gibt der Holzfaser eine Neigung sich zu trennen und aufzulösen.

Nichtsdestoweniger ist eine zu starke Gährung dem zusammengesetzten Dünger immer schädlich; besser gar keine Gährung, als sie zu weitzutreiben.

Die gewöhnliche Behandlung des Düngers auf den Düngerhöfen, wo man ihn so lange gähren läßt, bis der Pflanzenstoff sich ganz auftrennt und der Dünger kalt und weich genug wird, um sich mit dem Spaten behandeln zu lassen, ist in alle Wege zu mißbilligen.

Denn während der Dauer, die erforderlich ist, um eine solche Gährung auf den Mistlagern hervorzubringen, geht eine Menge von Flüssigkeiten und gasförmigen Stoffen verloren, so daß der Mist die Hälfte oder zwei Drittel seines Gewichtes verliert.

Zu diesem Verluste gesellt sich noch ein anderer Nachtheil, es entweicht nämlich, wenn die Gährung zu weit getrieben wird, alle Hitze aus dem Dünger. Entwickelt sich diese im Innern der Erde, so beschleunigt sie das Keimen der Körner und erhitzt die Pflanze in der ersten Zeit ihres Wachsthums, wo sie noch schwach ist und sehr leicht krankhaft werden kann. Die Gährung des Düngers in der Erde muß vorzüglich den Winterfrüchten günstig sein, indem sie gegen Ende des Herbstes und im Winter eine natürliche Temperatur unterhält.

Es ist ein Grundsatz der Chemie, daß in allen Fällen, wo eine Zersetzung statt hat, sich die Stoffe leichter verbinden in dem Augenblicke, wo sie sich befreien, als in dem, worin sie vollständig gebildet sind. Bei der Gährung unter der Erde kommt die flüssige Materie plötzlich in Anwendung; und selbst, so lange sie warm ist, ist sie den Werkzeugen der Pflanzen zuträglicher und folglich wirksamer, als in den Düngern, die einer langen Verarbeitung unterliegen und deren Grundbestandtheile stets neue Zusammensetzungen erfahren haben.

Man findet in den Schriften der Agronomen, d. h. Ackerbauverständigen, eine große Anzahl Thatsachen zu Gunsten der Anwendung des frischen Düngers. Ein großer Einwurf wird gegen den Gebrauch des nur wenig gegohrenen Düngers gemacht. An den Orten, sagt man, wo er angewandt wird, wuchert das Unkraut mit besonderer Kraft. Sicherlich, wenn der Saame des Unkrautes vorhanden ist, so wird er keimen. Die Sache ist aber auch selten von großer Bedeutung, und wenn die Erde nicht rein ist von solchem Saamen, so wird er, der Mist mag gegohren haben, oder nicht, treiben.

Bedient man sich des leicht gegohrenen Mistes, um eine Wiese zu bessern, so muß man, sobald das Gras zu treiben anfängt, das lange Stroh und die nicht gegohrenen Pflanzenstoffe, welche auf der Oberfläche liegen, mit dem Rechen zusammen scharren und in das Mistlager zurück bringen.

Kann man den Dünger nicht auf der Stelle in das Land bringen, so ist es nöthig, eine zerstörende Gährung nach Obigem zu verhindern.

Man schütze soviel als möglich die Oberfläche desselben gegen die Einwirkung des Sauerstoffes in der Atmosphäre. Ein fester Mergel, ein zäher Thon, sind die besten Schutzmittel gegen die Einwirkung der Luft. Bevor man den Dünger damit bedeckt, muß man ihn soviel als möglich trocknen. Zeigt es sich, daß er sich zu stark erhitzt, so wende man ihn um und lasse ihn an der Luft sich abkühlen. Man hat es manchmal empfohlen, den Dünger zu begießen, um die Gährung zu verzögern. Allein dieses Verfahren ist nicht im Einklange mit den Grundsätzen der Chemie. Wohl kann man auf kurze Zeit den Dünger so abkühlen; allein bei der Zersetzung ist die Feuchtigkeit vorzüglich wirksam. Der trockene Faserstoff wird niemals gähren; das Wasser ist ebenso nothwendig zu dieser Verrichtung, als die Luft. Begießet man demnach den Dünger, der zu gähren anfängt, so beschleunigt man nur seine Zerstörung.

So oft der Dünger gährt, gibt es einfache Anzeigen, nach denen man beurtheilen kann, wie schnell die Gährung vor sich gehe.

Wenn man ein Thermoter in einen Misthaufen steckt und dasselbe nicht über 100 Grad nach Farenheit oder 35,5 nach Réaumur übersteigt, so ist die Gefahr des Verlustes einer großen Menge gasförmiger Flüssigkeiten unbedeutend. Ist die Temperatur höher, so muß man ihn umwenden und auf der Stelle ausbreiten.

Ist es nothwendig, Dünger längere Zeit aufzubewahren, so ist die Lage, worin er sich befindet, sehr wichtig. Man muß ihn, wenn es möglich ist, dem Einflusse der Sonne entziehen. Davy räth zu dem Ende, ihn unter einen Schoppen zu bringen oder ihn gegen Norden hinter einer Mauer aufzubewahren. Nach ihm sollte der Boden, worauf der Mist liegt, mit Platten belegt sein. Die Seiten des Mistlagers sollten sich etwas weniger gegen den Mittelpunkt neigen, wo sich Rinnen befinden, die zu einer Pfütze führen, worin sich eine Pumpe befindet, um die Flüssigkeit, welche sich darin versammelt, heraufzuziehen und in's Land zu bringen.

Der Staub der Straßen und Wege, der Kehrigt aus den Häusern können als zusammengesetzte Dünger betrachtet werden. Ihre Zusammensetzung ist natürlich verschieden, da sie aus einer Menge der verschiedenartigsten Stoffe gebildet werden. Dieser Dünger kann man sich ohne Weiteres und ohne, daß sie eine Gährung erfahren hätten, bedienen.

Der Ruß, vorzüglich jener, welcher von den Steinkohlen und dem Torf herrührt, enthält alle Substanzen, welche sich in den thierischen Stoffen finden. Er eignet sich sehr wohl zum Dünger und kann trocken angewandt werden.

Der Tod und die Zerstörung der thierischen Substanzen zielen darauf hin, die thierischen Formen zu nöthigen, in die chemischen überzugehen. Die verderblichen Ausflüsse, welche sich bei ihrer Zersetzung entbinden, führten darauf, sie in die Erde zu vergraben, wo sie die Nahrung der Pflanzen werden. Die Gährung und Fäulniß der lebenden Körper in der Athmosphäre sind schädliche Prozesse; doch werden sie heilsam, wenn sie unter der Erdoberfläche vor sich gehen. Die Nahrung der Pflanzen bereitet sich so an dem Orte vor, wo sie verzehet werden soll. Was unsere Sinne beleidigen, unserer Gesundheit schaden würde, verwandelt sich in eben so schöne, als nützliche Gestalten. Ein stinkendes Gas wird der Hauptbestandtheil des Aromas einer Blume, und was sonst ein Gift gewesen wäre, wird so zur Nahrung der Thiere und des Menschen.

N. Priesch, Redacteur

(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schuber ger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 12. August. **No. 64.**



Tisch- und Oekonomie-Ordnung im ehemaligen Benediktiner-Kloster St. Marien bei Trier.

Aus einer Handschrift mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

Es ist in dieser Mittheilung zwar durchaus von keinen sehr bedeutenden Begebenheiten die Rede, und die ernste Muse der gigantischen Weltgeschichte würde sich freilich schämen, diese kleinen Dinge in ihre Annalen einzuschreiben. Doch sind sie nicht ganz unmerkwürdig für die Lokalgeschichte, da sie uns die Gebräuche, das äußerliche Leben und Treiben einer klösterlichen Anstalt vorführen, die nun schon lange bei uns verschwunden ist. Der größte Theil meiner Mitbürger kannte dieses Leben nicht: für diese möge diese Mittheilung ein Gegenstand der Neugierde sein. Die Kenntniß von Dem, was einmal war, — sei es scheinbar auch noch so unbedeutend — hat immer einen gewissen Reiz für den Wißbegierigen.

St. Marien gehörte, wie St. Maximin, St. Mathias und St. Martin, alle in der Umgebung der Sancta Treviris, zu einem Orden, der in der christlichen Welt einstens großen verdienten Ruhm sich erworben hatte.

Mehr als die Macht und das Gebot Karl's des Großen wirkte auf die Gründung und Erhaltung von christlichen Kirchen und Schulen, zur Verbreitung des Christenthums überhaupt, und zwar auf dem sanften Wege der Belehrung und des guten Beispiels, das religiöse Gesetz eines Mannes, der zwei Jahrhunderte vor dem großen Kaiser in geräuschloser Thätigkeit in einem Winkel Italien's lebte. Sein Name Benedictus muß allen Völkern Europa's heilig sein, sagt sehr wahr ein großer Geschichtsforscher. Er ist der Lehrer Europa's in der physischen wie geistigen Arbeitsordnung gewesen. Er öffnete das Klosterleben Allen, welche der stürmischen Welt entsagen, und ihr Leben zwischen Arbeit und Gebet theilen wollten. Jeder ward nach seinen Kräften beschäftigt, in fester bestimmter Ordnung, und zu nützlichem Zweck — vom Landbau bis zum Unterrichte der Jugend — von der Pflege der Kunst bis zum wissenschaftlichen Studium. Alles, was die Menschen Arbeit nennen, war heiliger Beruf für die Brüder dieses Ordens, und die Arbeit ward eben dadurch auch bei den Völkern geheiligt.

Schnell entstanden nach dem Vorbilde von Monte Cassino in den Ländern Europa's Klöster; allen wurde des h. Benedikts Ordnung als Gesetz vorgeschrieben. Neben der geistigen Arbeit, lehrten sie den Landbau kunstmäßig betreiben, auch die Urbarmachung wüster Länder, brachten sie Gemüse und Obstarten in unser Land, bei ihnen waren in jener unruhigen Zeit des Mittelalters die ersten Schulen, Bibliotheken und Apotheken.

So wirkte dieser Orden Unendliches im Guten — bis auch endlich an ihm sich zeigte, was bei menschlischen Instituten, auch den besten im Ursprunge, leider gewöhnlich sich zeigt, daß sie im Laufe der Zeit ausarten und sich verschlimmern. Unter Menschenhänden kann nicht leicht das Reine rein bleiben. Armes Menschengeschlecht! —

Zu unsrer Zeit, in unserm Lande*) haben die

*) Ausgezeichneter waren immer einige Klöster Schwabens und der Schweiz, besonders aber die berühmte Congregatio ad S. Maurum in Frankreich. Männer, wie Mabillon, Montfaucon, Martène, Bouquet, Clement und so viele andere, deren Namen man anführt, wenn man einen Begriff vom solidesten Wissen, und zugleich von der seltensten Bescheidenheit geben will — solche Männer haben die berühmte Congregation de Sainte Maure zu einer wahren, den gründlichsten Alterthums-Forschungen gewidmeten Akademie gebildet.

La génération actuelle (sagte kürzlich über diesen Punkt mit großer Wahrheit ein gelehrter und zugleich geistreicher Mann) est destinée à voir s'éteindre sans postérité la

Klöster der Benediktiner im Allgemeinen nicht mehr so edel wirksam sich gezeigt. Die Ordnung des wahrhaft heiligen Stifters zeigte sich nicht mehr wohlthätig wirksam auf die sie umgebende Welt. Doch muß ich bemerken, daß unter der Masse der unwürdigen Brüder sich doch in einem und dem andern Kloster auch einige sehr würdige, selbst in der letztern Zeit, fanden, die eine ehrenvolle Ausnahme verdienen.

Hatten jene ihre vorzügliche Arbeit im Essen und Trinken; so wußten diese in geistigen Beschäftigungen ein höheres Vergnügen zu finden.

Nach dieser Einleitung, die der gütige Leser, wie ich wünsche, nicht zu weitläufig möge gefunden haben, kommen wir zum Gegenstande selbst — zu den normalen Annotationen, über den Tisch des Klosters St. Marien an nicht gewöhnlichen Tagen des Jahres. Die Handschrift ist von einem Benediktiner des Klosters (dem Pater Küchenmeister oder Kellner) im Jahr 1757 gefertigt. — Man sieht daraus, wie es damals in diesen Klöstern, in culinarischer Hinsicht, nach einer gewissen Ordnung gehalten wurde.

Wir gehen nun zur Sache.

(Fortsetzung folgt.)

---

longue succession de ces hommes si laborieux, si simples, si dévoués aux plus arides travaux, aux discussions les plus importantes comme les plus épineuses. — —

Nachtrag zur Geschichte der Trierischen Glocken und deren Schicksale vom Jahr 1522 bis auf unsere Zeit.

Von **M. F. J. Müller.**

In der Treviris vom Jahr 1835. N°. 35.. sprach ich schon einige Worte über diesen Gegenstand; folgende Anmerkungen mögen zu dem bereits Gesagten als Nachtrag gelten.

Der bekannte Trier'sche Geschichtschreiber Johann Linden *) erzählt uns, der Trier'sche Erzbischof Richard von Greifenclau († 1531) habe für die Domkirche eine Glocke gießen lassen, welche wegen ihrer Größe angestaunt worden sei. Dieselbe stand lange nach Richard's Tod, bei dem Eingang in die genannte Kirche. Lothar von Metternich († 1623) ließ dieselbe in den Thurm aufhängen; als aber die Glocke, man weiß nicht, durch welchen Zufall, Risse bekam und unbrauchbar geworden war, ließ Philipp Christoph von Sötern dieselbe von Franz Brutel im Jahr 1628 auf's neue gießen, die noch dermalen besteht und unter den übrigen Glocken unserer Domkirche die größte ist. Ob übrigens diese Glocke größer sei, als die Richardische war, darüber kann ich Nichts befunden.

In Bezug auf die von den Franzosen zu St. Maximin in Beschlag genommenen Glocken habe ich in einer Trier'schen Zeitschrift, Trier'scher Ankündiger für das Saardepartement vom 5. Floreal Jahr X., d. i. 25. April 1802, folgende Stelle gelesen: „Den künftigen 15. Floreal wird im Kauf„hause dahier ein prächtiges Glockengeläut öffentlich „versteigert und verkauft werden. Dieses Geläut, „der ehemaligen Abtei St. Maximin zugehörig, be„steht aus vier Glocken, wovon die eine 80 Cent„ner, die zweite 60, die dritte 40 und die vierte 30 „Centner wiegt." — Dieselben wurden einem Franzosen für einen Preis von 16000 Franken zugeschlagen; sie kosteten aber früher der Abtei 18400 Trier'sche Thaler. Das fernere Schicksal dieser Glocken ist mir nicht bekannt. Einige sagten, sie seien nach Metz, andere nach Nanzig gebracht worden; dagegen behauptete ein Trierischer Bürger, dieselben in der Kirche zu Mezieres gehört zu haben. ?

---

*) Ms. folio 288., wo er sagt: „Ingentem campanam a Richardo Archiepiscopo fusam et hactenus in vestibulo eccelesiæ relictam, prodigium peregrinorum, in turrim elevari, et usibus divinis aptari fecit (nämlich Lothar von Metternich). Eam postea perruptam, successor Philippus Christophorus transformari curavit anno 1628 et in harmoniam musicam redegit.

Die Häuser und das häusliche Leben der vornehmen Chinesen.

(Fortsetzung.)

In jedem großen Zimmer, woselbst Besuche angenommen werden, befindet sich in irgend einer Nische, die mit einem Fenster versehen ist, der Ort, an dem der Herr des Hauses gewöhnlich sitzt. Hier ist eine Erhöhung von etwa 2 1/2 Fuß angebracht, auf der ein Tisch von 1 Fuß Höhe steht. Auf diesem Tisch befindet sich irgend eine Verzierung, etwa eine kostbare Antike, eine schöne Vase, oder andere Gefäße mit Blumen; ja bei sehr reichen Leuten sind wohl noch andere kleine Verzierungen daneben angebracht. Zu beiden Seiten dieses Tisches, den wir ebenfalls mitgebracht haben, liegen gestickte Decken, welche etwas gepolstert sind, und dahinter liegen große runde und weich gepolsterte Kissen, die entweder mit rothem Tuche, oder mit Leder überzogen sind. Zu den Seiten dieser Sitze, dicht an den Wänden der Nische, befinden sich Gestelle von Porzellan, oder von feinem Bambusrohr geflochten, auf denen die Mützen oder die kleinen Sammethüte der Chinesen gestellt und somit stets zur Hand sind, wenn sie sich von ihren Lagern erheben. Im Hintergrunde der Nische befinden sich ebenfalls Verzierungen durch Antiken oder durch neuere kostbare Gefäße. Die Vorliebe für dergleichen alte Kunsterzeugnisse des Landes, welche gegenwärtig bei dem Verfalle der bildenden Künste, in Folge der militairischen Regierung, nicht mehr gearbeitet werden, ist in jenem Lande noch größer, als bei uns die Achtung gegen römische und griechische Antiken. Man findet in Canton ganze Straßen, wo Haus bei Haus eine solche Antikenhandlung vorhanden ist. Auf dem Tische, zwischen den beiden gepolsterten Lagern, befindet sich beständig die chinesische Wasserpfeife von Metall und daneben liegt der fein gehobelte Tabak; die übrigen langen Pfeifen, mit den ganz kleinen Köpfchen, findet man in irgend einer Ecke der Stube placirt. Die Stühle, die Sophas und die Tische der reichen Chinesen in ihren Wohnzimmern sind sämmtlich von einem sehr harten braunrothen Holze gearbeitet und außerdem, daß sie durchaus keine Bequemlichkeit darbieten, ganz und gar ohne allen Geschmack. Durch Schnitzarbeiten an den Seiten zeichnen sie sich aus und sind bei aller Einfachheit ganz außerordentlich theuer, was wahrscheinlich nur dem seltenen Holze zuzuschreiben ist. Wir haben zwei dergleichen Tische mitgebracht, die aber so theuer sind, daß man bei uns mehrere der Art für jenes Geld könnte machen lassen. Die Stühle sind alle mit einer vollen und hohen Rückenlehne und ebenfalls mit Seitenlehnen versehen; sie werden in die Mitte des Zimmers, in gerader Linie aufgestellt, doch so, daß immer zwischen zwei Stühlen ein kleines viereckiges Tischchen zu stehen kommt, und etwa 8 Fuß davon entfernt, noch eine zweite Reihe von Stühlen

und Tischen der Art vorhanden ist. Kommt man demnach in ein solches Zimmer, so tritt man sogleich in die Allee der Stühle und wird daselbst zum Sitzen genöthigt; die Tasse Thee, welche gewöhnlich sogleich präsentirt wird, kommt dann auf das kleine Tischchen zu stehen, welches Jedermann neben sich hat und seinen Arm zugleich darauf stützen kann.

Auch die Bibliotheken in den Privat-Wohnungen der Chinesen sehen ganz kurios aus; da die Chinesischen Bücher gleichsam in Heften ausgegeben und nicht fest gebunden werden, so legt man sie, statt daß sie bei uns aufgestellt werden. Die Repositorien dieser Büchersammlungen sind nicht regelmäßig abgetheilt, sondern man hat immer für das ganze Volumen eines Buches, aus so vielen Theilen es auch bestehen mag, ein besonderes Fach eingerichtet, wodurch dieselben, bei der sehr verschiedenen Größe der einzelnen Werke, ein ganz buntes und höchst unregelmäßig zerschnittenes Ansehen erhalten.

Um noch mehr über die häusliche Einrichtung der Chinesen zu erzählen, theilen wir hier gleich die Beschreibung eines Chinesischen Mittagsessens mit, zu welchem wir, in Gesellschaft der Mitglieder der Englischen Faktorei, eingeladen waren. Es war einige Tage vor unserer Abreise von Canton, als wir von dem Hong-Kaufmanne Young Mowqua eine Visiten-Karte und zugleich eine Einladung zu einem Mittagessen bei uns zu Hause vorfanden; es sind diese Einladungs-Karten um vieles größer, als die bei uns üblichen, und auf besonders schönem rothen Papiere geschrieben. Mowqua ist einer der jüngsten Hongnisten; er ist im Besitze des weißen Knopfes auf der Mütze, der, wie es uns schien, von Elfenbein ist und den fünften Mandarin's-Grad bedeutet. Mandarinen von hohem Range sollen oftmals nur diese Auszeichnung tragen und dennoch ist sie nur erkauft; der Sohn und der Bruder Mowqua's trugen nur die goldene Kugel auf der Mütze. Mowqua besitzt das große Haus, welches auf der westlichen Seite der Faktoreien die erste Ecke bildet, und somit wohnten wir dicht neben ihm. Abends um 6½ Uhr fanden wir uns ein zu diesem Schopp-Dinner, wie es die Engländer nennen. Diener mit gewaltig großen Laternen gingen voran und Massen von Baumwolle wurden mitgenommen, um das Trommelfell gegen die Chinesische Musik zu schützen. Der Raum vor der Thüre des Hauses und der ganze Flur war mit Dienerschaft angefüllt; überall brannten Chinesische Laternen und die rauschendste Musik schallte uns entgegen. Der Flur war durch große Laternen erleuchtet, welche in einem dreifüßigen Gestelle hingen, das unmittelbar auf der Erde stand.

Als die Gäste eintraten, wurden sie von dem Wirthe und dessen Sohne begrüßt und unter vielen Complimenten bis zu den Stühlen in das Wohnzimmer geführt. Die Anzüge dieser reichen Chinesen am heutigen Abende waren ganz außerordentlich prachtvoll; der junge Mowqua trug über alle seine seidenen Röcke und Jacken, welche mit einer schönen seidenen Scherpe festgebunden waren, noch einen kostbaren Pelz von ungeborenen Baranken. Sie trugen die sammtnen Mützen mit den Knöpfen beständig auf dem Kopfe und nahmen sie auch bei dem Begrüßen nicht ab; die prachtvollen Zöpfe dieser Männer, von außerordentlicher Stärke und Länge, gaben ihnen ein ehrwürdiges Ansehen. Die Gäste nahmen auf den Stühlen Platz, welche, wie wir es schon beschrieben haben, in zwei langen und geraden Reihen aufgestellt waren; sogleich wurde Thee präsentirt und, wie es sich von selbst versteht, in ächt Chinesischen Tassen, welche wir ebenfalls mitgebracht haben. Diese Tasse besteht aus einer großen Obertasse mit einer kleinen flachen Untertasse, welche als Deckel dient, und das Ganze steht auf einer gekrümmten Platte von Metall, welche von Zinn, von Silber oder von Gold, je nach dem Reichthume des Besitzers. Es ist bekannt, daß die Chinesen, wie die Japanesen, den Thee ohne Zucker, ohne Rum und ohne Milch trinken; sie werfen etwas Thee in die Tasse und übergießen diesen mit kochendem Wasser. Sobald der Aufguß nur eine kurze Zeit gestanden hat, schöpfen sie, mit dem flachen Deckel der Tasse, den klaren Aufguß ab und trinken diesen so heiß wie möglich. Da der Thee, den die Chinesen zu dem Aufgusse gebrauchen, aus ganzen Blättern besteht und nicht zerbrochen ist, so bleibt auch die gegossene Flüssigkeit ganz klar.

Unter den Möbeln, welche die Zimmer dieses reichen Kaufmanns zierten, befanden sich zwei große Laternen von Horn; sie hatten wohl 3 Fuß Höhe und 2¼ Fuß Breite, doch nirgends vermogten wir eine Spur der Zusammensetzung zu bemerken. Wir bemerkten auch, daß Mowqua eine große Englische Spiegelplatte besaß, welche viel besser sind, als die Chinesischen, doch wollte er durch den Gebrauch Europäischer Sachen keine Aufmerksamkeit erregen und hatte daher die Platte in ein gewöhnliches Chinesisches und sehr ungeschicktes Gestell einfassen lassen.

In einem großen Nebenzimmer befand sich die ganze Instrumental-Musik mit mehren ausgezeichneten Sängern, welche beständig, während des ganzen Festes, spielten und dabei eine Art von Oper aufführten; der Lärm, den sie machten, war ganz entsetzlich, doch die Chinesen nahmen davon gar keine Notiz, nur dann, wenn für den Augenblick die Unterhaltung stockte, hörten sie nach dem Gesange und hatten gewöhnlich einen Witz zu belachen, oder Bemerkungen zu machen.

Alsbald begann auch das Mittagsessen; wir wurden in einen andern Saal geführt und nahmen an kleinen viereckigen Tischen zu sechs Personen Platz. Die Tische waren in Form eines halben Kreises zusammengestellt und die Seite, welche nach dem Centrum desselben gerichtet war, blieb leer. An dem mittelsten Tische saß der Wirth und an jedem andern Tische saß ein Chinese, welcher daselbst die Honeurs machte. Die leeren Seiten der Tische, nämlich wo Niemand saß, waren mit scharlachrothen schön gestickten Decken behängt, wobei die Stickerei von Gold und verschieden gefärbter Seide ausgeführt war; Chinesische Blumen, doch nicht sehr auffallende Formen, machten die Muster dazu. Auf dem Rande der Fronte eines jeden Tisches waren herrliche Früchte in kleinen Fruchtkörbchen aufgesetzt, und schöne Blumen hatte man dazwischen gesteckt. Außerdem war der ganze Tisch mit kleinen Schalen und Tellerchen bedeckt, welche sehr genau in Reihen aufgestellt waren und Früchte, eingemachte Sachen, Confect, Butterbrödchen mit feinem kaltem Geflügel und hundert andere Sachen noch enthielten. Außerordentlich viel Kunst hatte man bei der Aufstellung dieser Sachen beobachtet; unter Andern waren ganze Reihen von Tellerchen mit sehr zierlich aufgebauten drei- und vierseitigen Pyramiden besetzt, welche man aus kleinen Stückchen von Fasanen, von Spickgänsen, von einer fetten Wurst oder andern Gegenständen der Art zusammengesetzt hatte. Hier standen Teller mit kleinen Orangen, daneben confetirte

Pflaumen; dort Teller mit Mandeln, wovon wir verschiedene Sorten bemerkten, die aber alle von gutem Geschmacke waren. Auf einigen flachen Schalen hatte man verschiedene kleine Saamen von verschiedener Farbe aufgetragen, welche aber so gelegt waren, daß eine jede Farbe ein besonderes Feld einnahm. Wir erkannten hier eine Art Quitten-Saamen, welche recht gut schmeckte; ferner Kicher-Erbsen, die aber bei häufigem Genusse eine sehr böse Wirkung hervorbringen sollen, Kastanien und Haselnüsse, welche aus der Provinz Pecheli kommen und unsere Früchte der Art wohl übertreffen. Außerdem befanden sich Trauben, welche ebenfalls aus den nördlichen Provinzen des Reiches gekommen waren, nebst verschiedenen Sorten von getrockneten Lychee's darunter; ferner confetirter Ingwer, Pomeranzen, Citronen, Limonien, so wie auch getrockneter Ingwer, der, wie es scheint, vorher confetirt ist.

Sobald man sich nur erst einige Zeit in China aufgehalten hat, wird man auch gewohnt, täglich und stündlich zu sehen, daß die Chinesen alle ihre Verrichtungen auf eine andere Art und Weise machen, als wir; so ging es auch hier bei dem Gastmale zu, wir fingen an zu essen mit dem Nachtische. Die Tische sind nicht mit Tischtüchern bedeckt, sondern die Sachen werden unmittelbar auf die Platten gestellt. Als Gedeck sind vor einem jeden Sitze drei kleine Tassen gestellt, wovon die erste Tasse zur linken Hand mit Soya gefüllt ist, welches die Chinesen fast zu jeder Speise hinzuthun. Die zweite Tasse dient zum gewöhnlichen Essen und in dem dritten Täßchen befindet sich ein kleiner Löffel von Porzellan, womit die Suppen gegessen werden. Vor diesen drei Tassen, welche in einer Linie aufgestellt sind, liegen die zwei runden Stäbchen zum Essen, welche bei den Reichen von Elfenbein gearbeitet sind. Es ist für den Fremden außerordentlich schwer, mit diesen zwei Stäbchen die Speisen zu erlangen und die Chinesen hatten dabei ihre Freude, uns so ungeschickt zu sehen; ja einer der zwei Chinesen, mit denen wir an unserm Tische saßen, sagte sogar: „Das wollen die klugen Europäer sein. Sie können nicht einmal ordentlich essen!" Herr Lindsay verstand dieses vollkommen. Anstatt der Servietten lagen neben dem Gedecke kleine dreieckige Stückchen Papier, die mit rothen Papierstreifen verziert waren und von den Chinesen wirklich zum Abwischen gebraucht wurden; wir haben eine solche Serviette, welche uns bei jenem Essen gereicht war, eingesteckt und mitgebracht; sie befindet sich gegenwärtig ebenfalls im ethnographischen Museum zu Berlin und gehört zu den sehr kuriosen Sachen.

Das Mittagsmahl begann, indem der Wirth uns zum Zulangen von den feinen Auffsätzen nöthigte, wobei er beständig auf den Wohlgeschmack oder auf die Seltenheit dieses oder jenes Gegenstandes aufmerksam machte, und man aß, indem man die Speisen mit den zwei Stäbchen, so zu sagen, aus der Schüssel (denn ein kleiner Napf war das größte Gefäß, welches während des ganzen Essens auf den Tisch kam) in den Mund führte. Da die Chinesen auf ihre Tische keine Tücher legen, so haben sie dafür eine höchst nachahmungswerthe Sitte eingeführt: sie haben große Platten, welche sie auf den Tisch legen und, sobald der Gang abgegessen ist, wieder mit Allem, was darauf steht, abnehmen lassen, worauf sogleich eine neue Platte, mit neuen Sachen besetzt, aufgetragen wird. Es war diese Vorrichtung außerordentlich bequem, besonders da die Chinesischen Tische nur von drei Seiten besetzt waren.

Die Tafel fand unter anhaltender Musik und Gesang statt, die im Nebenzimmer aufgeführt wurde und zuweilen so rauschend war, daß man nicht ohne Verdruß zuhören konnte. Besonders zeichneten sich die Sänger aus, welche mit ihrer Fistelstimme ein gewaltiges Geschrei machten, wobei dann die großen Metallglocken, der Gong-Gong, kräftig ertönten.

Sobald der erste Gang der Speisen abgetragen war, wurde zu jedem Gedecke noch eine kleinere Tasse gestellt und diese zum Trinken des heißen Samtschu's gebraucht, welcher bei der Chinesischen Tafel die Stelle unseres Weines vertritt, aber an Stärke unserm Arak gleicht. Es ist der Samtschu ein gegorenes Getränk von Reis, welches stets kochend aufgetragen wird; Bedienten gehen mit großen silbernen Kannen herum und gießen überall diesen Nektar ein, der auch, besonders durch seine Hitze, sehr bald zu wirken anfängt. Die Chinesen beobachten bei dem Trinken des Samtschu's beinahe dieselbe Regel, wie die Engländer; sie fordern zum Trinken auf, halten dann die Tasse mit beiden Händen und, indem sie sich gegenseitig Glück wünschen, trinken sie mit einem Zuge aus, worauf sie die innere Seite der Tasse dem Gegner zukehren und zeigen, daß sie jeden Tropfen ausgetrunken haben. Als wir einmal eine Tasse nicht austrinken wollten, hielt uns der Chinese die seinige beständig vor, und nickte so lange, bis auch wir die unserige ausgetrunken hatten. Der Samtschu ist eigentlich von einem faden Geschmacke; man hat freilich sehr verschiedene Sorten davon, welche auch auf den Tischen der Reichen beständig wechseln; wir haben eine Sorte davon gekostet, welche dem besten Pisco-Brandwein zur Seite zu stellen war. Zuweilen ging der Wirth zu einem dieser einzeln stehenden Tische und trank auf das Wohl der Gesellschaft, welche daselbst saß, zuweilen schenkte er auch selbst den Samtschu ein.

Die Speisen, beständig in kleinen Obertassen aufgetragen, wurden jedesmal den Gästen vorgesetzt, wenigstens fand dieses in den ersten 20 Gängen statt. Die Zahl der Speisen war unglaublich, doch war der Geschmack derselben nicht so vielfach verschieden; alle Fleischspeisen waren ganz klein geschnitten und kamen immer in Form von Ragouts auf den Tisch, wozu die Saucen stets mit Schwalbennestern, mit Trepang, mit Hayfischfinnen und allen jenen sonderbaren Indischen Leckerbissen zubereitet waren. Sobald der erste Abschnitt des Mittagsmahls, welches vielleicht schon aus 60 Gerichten bestand, vorüber war, kamen die mehr suppenartigen Speisen zum Vorschein; sie wurden in kleinen Näpfen in die Mitte des Tisches gesetzt, und hier aß dann Jeder mit seinem kleinen Porzellan-Löffel aus der Schüssel. Von diesen Sachen wurden gewöhnlich immer 4, 5 bis 6 verschiedene Schalen aufgetragen, und dazwischen wurden noch in kleinen Tassen den Gästen verschiedene andere Sachen vorgesetzt, worunter mannigfaltig zubereitete Pasteten, Confect-Sachen, kräftige Hühnerbrühen und viele andere Sachen der Art vorkamen. In den Hühnerbrühen ist das Fleisch ganz fein geschabt und die Brühe selbst außerordentlich kräftig.

(Schluß folgt.)

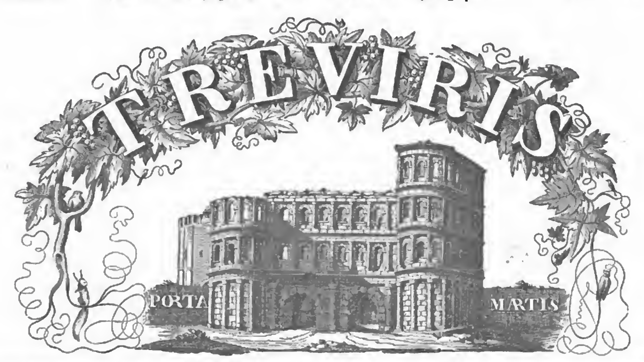
N. Priesch, Redacteur.

(Auf dem Breitenstein Nº. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 15. August. N°. 65.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro Juli 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Der Monat Juni d. J. ist dem rauhen, unfreundlichen Witterungs-Charakter, den wir in unserm letzten Zeitungsberichte beklagten, bis zum Schlusse treu geblieben; noch in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni herrschte ein so bedeutender Grad von Kälte, daß an manchen Orten Garten-Gemüse und Kartoffeln erfroren.

Dagegen trat mit dem Monate Juli warme Witterung, und, in rascher Steigerung, Hitze mit einer allgemeinen Trockenheit ein, die, noch heute fortdauernd, der gedeihlichen Entwickelung mancher Vegetabilien nachtheilig zu werden begonnen hat.

Vorzüglich sind es die Sommerfrüchte, welche durch Mangel an Regen merklich zurückgesetzt worden, und insbesondere trifft dies alle Garten-Gemüse, die Hafer-Saat, die Gerste, den Hanf, Flachs, ganz besonders die Kartoffeln.

Auch die zweite Schur des Klees und des Grummets leidet unter der anhaltenden Dürre, und eine unerfreuliche Erscheinung ist es, daß der Landmann, dem jetzt ein Ueberfluß an grünem Futter bereit stehen sollte, hier und da sich gezwungen sieht, die für den Winter aufgespeicherten Heu-Vorräthe bereits jetzt anzugreifen.

Günstiger äußerte sich der Einfluß der Witterung des Monats Juli auf den Weinstock.

Wie ungemein die Fortschritte sind, die er binnen wenig Wochen machte, dafür liegt das Zeugniß vor, daß man schon am 16. d. M. in den Weinbergen zu Zeltingen Trauben vorfand, welche den Wein haben, eine Erscheinung, die die kühnsten Erwartungen übertrifft.

Es werden zwar hie und da Klagen über häufiges Abfallen der Trauben laut, allein Sachkündige wollen hierin nichts Bedenkliches finden, das Lichten der meist überladenen Stöcke vielmehr der zu erwartenden Qualität des diesjährigen Wachsthums zu Gute rechnen. Indessen würde einiger Regen auch für den Wein vortheilhaft sein.

Die Erndte des Korns ist völlig im Gange und fällt, was Schönheit der Frucht und Fülle des Strohs anbelangt, zur vollen Zufriedenheit aus; dagegen wird, und dies trifft ganz besonders die Erzeugnisse des leichten Sandbodens, die Menge der Kerne den Erwartungen nicht entsprechend gefunden.

Die günstigen Rapporte über große Ergiebigkeit der Heu-Erndte, deren wir schon in dem letzten Berichte gedachten, haben überall und vollkommene Bestätigung gefunden, und dienen zu einiger Beruhigung, wenn sich die durch die anhaltende Dürre hervorgerufene Besorgniß hinsichtlich des Grummets und zweiten Kleeschnitts als begründet bestätigen sollte.

Ueberaus vollkommen war auch die Erndte des Raps- oder Kohlsaamens und verspricht denjenigen Landwirthen, welche diese Pflanzung einigermaaßen im Großen betrieben haben, reichen Gewinn.

Stellen wir diese Betrachtungen zusammen, so ergibt sich die tröstliche Ueberzeugung, daß ein zeitig eintretender gedeihlicher Regen noch immer für ein fruchtbares und gesegnetes Jahr den Ausschlag geben wird, und zwar um so gewisser, als der bisherige Witterungsverlauf des Monats Juli, was rasche Zeitigung der Winterfrüchte, glückliche Bergung dieser Erndte und des Heus und die Bodenbearbeitung anbelangt, doch manche unverkennbare Vortheile gewährte.

II. Die Preise der Lebensmittel

weichen von denen des verflossenen Monats durchschnittlich nur unbedeutend ab. Die Mittelpreise sind folgende:

1) Weizen der Scheffel . . 1 Rth. 23 Sgr. „ —

2) Roggen der Scheffel . . 1 — 10 — „ —
3) Gerste „ „ . . 1 — 4 — 10 —
4) Hafer „ „ . . „ — 22 — „ —
5) Erbsen „ „ . . 1 — 11 — 8 —
6) Kartoffeln „ . . „ — 14 — 10 —
7) Heu „ Centner . . „ — 20 — „ —
8) Stroh „ „ . . „ — 18 — „ —

Das Brod ist an verschiedenen Orten aufgeschlagen; es rührt dies lediglich von großem Wassermangel her, der viele Mühlen ganz außer Thätigkeit gesetzt hat.

III. Gesundheits-Zustand.

a) Der Menschen. Zu Dasburg an der belgischen Grenze, Kreis Prüm, ist ein ansteckendes Nervenfieber ausgebrochen, woran bis jetzt zwanzig Personen erkrankt und drei gestorben sind.

Die Anordnung der geeigneten medizinisch-polizeilichen Maaßregeln hatte ohne Verzug statt.

Im Kreise Saarbrücken herrschte während dieses Monats der Schaarlachfriesel mit Hirn-Entzündungen merklich vor; es ist eine nicht unbedeutende Zahl von Kindern, unter zehn Jahren, daran gestorben, doch ist die Krankheit im Abnehmen.

Neue Blattern-Erscheinungen sind unter Andern im Kreise St. Wendel zu Steinbach vorgekommen; sie hatten aber auch hier den beruhigendsten Verlauf und nicht einen einzigen Sterbefall zur Folge.

Im Allgemeinen darf man mit dem Gesundheitszustande sehr zufrieden sein, denn die große Hitze äußert bei Weitem nicht die nachtheiligen Einflüsse, welche man bei ihrer anhaltenden Dauer zu besorgen Grund hatte.

b) Der Hausthiere. An mehrern Orten des Kreises St. Wendel hat das sogenannte laufende Feuer erwachsene Schweine ergriffen und getödtet.

Die zu Bergweiler unter dem Rindvieh herrschende Lungen-Seuche ist noch nicht völlig getilgt, aber im raschen Abnehmen.

IV. Unglücksfälle.

Am 2. d. M. kam in der Gemeinde Bachem, Kreis Merzig, Feuer aus. Aller Anstrengung ungeachtet wurden vierzehn Wohnungen, sammt Scheunen und Stallungen, ein Raub der Flammen. Von Brandunglück wurden im Laufe des Monats außerdem heimgesucht die Orte:

Malstadt (Saarbrücken)
Mürlenbach (Prüm)
Fremmersdorf (Saarlouis).

Der Schaden ist in den drei letztgenannten Fällen aber nicht bedeutend und beschränkte sich auf einzelne Gebäude.

Am 5. zog aus Südwest, Morgens zwischen 8 u. 9, ein schweres Gewitter auf, das sich über dem Banne von Holzerath, Landkreis Trier, entlud.

Der Gemeinde Hirt, welcher die Kuhheerde auf der sogenannten Holzrather Schneuse gehütet und mit ihr unter einer Buche Schutz gegen das Gewitter gesucht hatte, war eben im Begriffe, sich von dem Baume zu entfernen, um eine sich entfernende Kuh beizutreiben, als ein Blitzstrahl die Buche zerschmetterte und sieben und zwanzig Stücke Vieh zur Stelle tödtete. Der Hirt wurde niedergeworfen, erholte sich aber bald wieder, ohne die geringste Spur einer Verletzung davon zu tragen.

Nahe um dieselbe Zeit schlug der Blitz zu Rittersdorf, Kreis Bitburg, in das Pfarrhaus, und zu Rommersweiler, St. Wendel, in ein Bauernhaus und tödtete in dem letztern ein Rind, ohne in einem, wie in dem andern Falle zu zünden.

Zu Nußweiler, St. Wendel, wurde ein vierjähriger Knabe von einem ausfallenden Scheuerthore erschlagen.

Der Mühlenbesitzer Gessert in Rüthweiler, St. Wendel, hatte das Unglück, den 50 — 60jährigen Adam Sander aus Kiesweiler, als er denselben in der Nacht auf seinem Kirschbaume, Kirschen entwendend, ertappte, mit einem Flintenschusse zu tödten. Sander hatte den Feldzug nach Aegypten und die meisten Kriege unter Napoleon unverletzt mitgemacht.

Der Thäter überlieferte sich selbst den Gerichten.

Zu Preist, Kreis Bitburg, fiel ein noch nicht 3 Jahr alter Knabe in eine mit Mistjauche und Regenwasser angefüllte Vertiefung. Die Wiederbelebungs-Versuche blieben fruchtlos.

Am 11. d. M. ward der 60jährige ledige Jakob Hub aus Wieselbach, St. Wendel, wegen Bettelei in das Cantons-Gefängniß zu Grumbach gebracht und hat sich dort am folgenden Tage erdrosselt.

Ein 7jähriger Knabe fiel am 29. bei Barbeln, Stadtkreis Trier, von einem Schiffe in die Mosel und ertrank.

Durch das Herabfallen eines, einen Centner schweren, eisernen Gewichts von einer in Probe befindlichen neuen Dampfmaschine, wurde am 9. d. M. ein in der Steinkohlengrube zu Hostenbach, Kreis Saarlouis, arbeitender Bergmann erschlagen.

Den Constructeur der Maschine trifft Vorwurf der Unvorsichtigkeit, und ist deshalb gerichtliche Untersuchung eingeleitet.

Der unverehlichte Taglöhner Christian Beilinger wurde am 13. in einer Sandgrube bei Heiligkreuz, Stadt Trier, überschüttet und starb nach vier Tagen an der erlittenen Beschädigung.

Ein 19jähriges Mädchen von Roden, Kreis Saarlouis, gerieth daselbst am 11. unter einen schwer beladenen Karren und wurde todt vom Platze getragen.

Der Anstreicher Anton Schmidt von Trier, ein armer, aber äußerst lüderlicher Familien-Vater, fand am 20. d. M. durch übermäßiges Branntweintrinken in einem Bierhause plötzlich seinen Tod.

V. Gemeinde-Angelegenheiten.

Der Gemeinde-Haushalt ist in guter Ordnung, und wird mit Sorgfalt darin erhalten.

VII. Kirchen- und Schulwesen.

Der dringenden Erndte-Arbeiten halber kamen in diesem Monate mehr Schulversäumnisse, wie gewöhnlich, vor. Die Entschuldigungsgründe werden aber mit gewissenhafter Strenge abgewogen und muthwillige Versäumnisse unnachsichtlich bestraft. Da, wo die Schulpolizei noch der Kräftigung und Energie bedürfen sollte, wird die neueste Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 20. Juni 1835. Gesetzsammlung No. 15. eben sowohl wirksam eingreifen, als sie ein willkommenes Mittel darbietet, gelindere Strafen, als bisher, in denjenigen Fällen zu erkennen, wo Armuth und mildernde Umstände solche erheischen.

VIII. Handel, Gewerbe und Communikation.

In allen Zweigen der Ackerbau-Industrie herrscht fortschreitende Thätigkeit, und das Beispiel voranschreitender verständiger Landwirthe, findet immer allgemeinere und aufmerksamere Nachahmung.

Die gewerblichen Etablissements haben im Allgemeinen guten Fortgang, nur gestattet der herrschende Wassermangel nicht allen Gewerken den größtmöglichsten Betrieb.

Im Lohhandel ist der Anfang gemacht, aber die Preise stehen gegen das vorige Jahr um 15 — 16/100

geringer; auch Wolle fand im verwichenen Monate Absatz. Der Viehhandel ist dagegen noch immer sehr schwach, und in dem Weinhandel vermißt man die erwünschte Lebhaftigkeit.

Durch die dringenden Erndte-Arbeiten haben die Communal-Wegebauten eine Unterbrechung erfahren, sie werden aber nun mit allem Eifer wieder begonnen.

Die Schifffahrt auf der Saar und Mosel ist durch den außerordentlich niedrigen Wasserstand sehr gehemmt.

Tisch- und Oekonomie-Ordnung im ehemaligen Benediktiner-Kloster St. Marien bei Trier.

Aus einer Handschrift mitgetheilt
Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

„Den 1. Januarii seind zwei portionen im Essen „mehr als ordinari des Mittags anzuschaffen, und „zwei Becher Wein; des Nachmittags ein Becher; des „Abends eineportion im Essen und ein Becher Wein „mehr. Das Gesind bekommt selbigen Tags am Platz „des Bier — Wein, aber nur Mittags."

„Wiederum ist um diese Zeit sich 14 Tage hin„durch allzeit mit etwas Vorräthigem zu versehen, we„gen unverhofften Gästen, so sich pflegen einzufinden *)."

„Auch pflegen die Mendicantes **) den 3ten oder „4ten Jan. auf einen Tag zu kommen, welchen im „Convent mit einer portion im Essen und einem Becher „gratias ***) aufzuwarten."

— „Den 6ten Januarii Mittags völliges Essen „mit zwei Becher Wein; Nachmittags ein Becher; des „Abends zwei Becher mit dem Königbecher."

„Das Gesind bekommt Wein, entweder Mittags, „oder Abends nach Belieben. Wann Epiphania Fas„tags fällt, werden vier portionen Fisch in's Convent „geben."

— „Den 10. oder 11. Jan. pflegt man denen „Nönnchen zu Joh. Hospitälchen ein halb Malter „Weitzen, denen der Congregation 1/2 Malter Korn, „denen Clarissen auch 1/2 Malter Korn zu schicken „durch unsre Fuhr für ein Neujahr. Denen Nonnen „ad S. Afram, ad S. Marcum und den Grauschwestern „1/2 M., aber nach Belieben."

— „Den 12. Jan., oder nächst um diese Zeit, ist „dem Doctor Leveling eine Ahm Wein und zwei Mal„ter Weitzen zu überschicken für seine jährliche Bestal„lung."

— „Den 13. Jan. in octava Epiphaniæ ein Becher „gratias des Mittags in's Convent."

— „Den 20. Jan. ist eine Meß zu St. Gangolph „zu lesen für das Kloster, welche zu besorgen ist von „dem zeitlichen Kellner; es sind 3 alb. zu opfern."

— „An den zwei Tagen, wo Anniversarien in „diesem Monat sind, wird jedesmal ein Becher gratias „gereicht. So an allen Anniversarien im Jahre."

— „Den 1. Febr. ist zu wissen, daß keine Ab„stinens vom Fleischessen, wie sonsten vor den Mut„tergottes-Festtagen zu halten."

— „Am fetten Donnerstag muß Mittags ein völlig Es„sen gegeben werden mit zwei Becher gratias, um zwei „Uhr ein Becher, und des Abends zwei Becher gratias."

*) Es war nicht zu verkennen, daß diese Klöster zu jeder Zeit großes Gastrecht übten, das oft von Parasiten und Schmarozern arg mißbraucht wurde.
**) Bettelmönche, wie Franziscaner, Capuziner u. dergl.
***) So hieß ein besserer Wein, als der gewöhnliche Tischwein.

— „Auf Fastnachtssonntag bei völligem Essen ist „zu geben des Mittags zwei Becher gratias, Nachmit„tags ein, und Abends ein Becher. Das Gesind be„kommt auch diesen Tag Wein, so auch Montags u. „Dienstags. — Fastnachtmontag im Convent, wie „Sonntags; Dienstags desgleichen, des Abends aber „zwei Becher."

— „Notandum, daß die Fasten hindurch alle „Woche zweimal Stockfisch zu geben — Montags und „Freitags. Item zweimal Lengling-Mittwochs und „Samstags. Item dreimal Lapperdohn — Sonntags, „Dienstags und Donnerstags; wie auch diese Tage „eine portion grüne Fische, wann sie zu bekommen. „Wiederum ist zu wissen, daß dem Gesind, Sonntags „durch die Fasten nie Hering, aber nach Belieben, „zu geben, nicht aus Schuldigkeit; Halbfastsonntag „aber, und Benedicti Tag aus Gebrauch."

— „In der Mitte Martii ist zu besorgen, daß „die nothwendigen dürren Fische für Benedicti Tag „eingeweicht werden."

— „Den 17. Martii ist mit unsrer Fuhr, unserm „Faß und Sack ein 1/2 Ahm Wein und ein halb Mal„ter Weitzen und drei Heller Geld zu Matheis abzu„nehmen, um 7 Uhr des Morgens. Wiederum ist um „diese Zeit vor Halbfastensonntag zu bestellen 2 Dutzend „Fastenbritzelen, und für Benedicti Tag *) 3 Dutzend, „halb Fastenbritzelen, halb Butterflauchen."

— „Auf Halbfastensonntag müssen 4 portionen „Fisch und 2 Becher Wein in das Convent gegeben „werden."

— „Den Freitag in der Woche Post Laetare „kommen die Duhmherren, von welchen 2 Vicarii „zum Mittagsessen bleiben."

— „Die Dungträger im Augenscheiner bekommen „zu Taglohn — den Tag 4 alb. —"

— „Dominica palmarum bekommt das Convent „eine portion weiter, als gewöhnlich im Essen, und „einen Becher gratias."

— „In coena Domini bekommen die Apostelen, „welchen die Füße gewaschen werden, ein jeder 6 alb., „1/2 Maß Wein und ein Stück Brod. Im Convent „werden selbigen Tag gereicht 3 oder 4 portionen Fisch, „ein Becher gratias special **) des Mittags; um 2 „Uhr ein Becher gratias, und des Abends 2 Becher „— den ersten mit rothem Wein, den zweiten mit „weißem, wie auch ein Petermännches Britzel, ein „Stück Lebkuchen, etwas Feigen und Rosinen."

— „Charfreitag Mittags bekommt das Convent „einen Becher guten Wein, und einen Hering mit „Sauerkraut — weiter Nichts. Des Abends wie or„dinari."

— „Sabbato sancto bekommt das Convent des „Mittags 3 portionen Fisch und einen Becher gratias."

— „Die Schnitter im Augenscheiner bekommen zu „Taglohn 4 alb. den Tag, die Bender 5 alb. den „Tag, die Sticker 6 alb. den Tag."

— „Auf Charfreitag müssen die Ostereier gefärbt „werden ad 300 —

— „Dominica Resurrectionis bekommt das Con„vent Kalbsbraten und ein Bitschel des Mittags, „und einen Becher gratias extraordinar; um 2 Uhr 1 „Becher gratias; des Abends 1 Becher gratias, und „nebst gewöhnlicher portion ein Bitschel, wie auch

*) Es ist zu verwundern, daß vom Festtage des h. Benediktus weiter nichts Besonderes gesagt wird. Er fällt in den März.
**) Das heißt, ein noch Besserer, vielleicht Scharzer!

„Mittags und Abends Osterkuchen und 2 Eier. Oster-
„montag wird gewöhnliche portion in's Convent ge-
„geben, und ein Bitschel Mittags und Abends mit 2
„Ostereiern, und 1 Becher gratias Mittags und Abends.
„Osterdienstag nebst völligem Essen 2 Becher gratias,
„um 2 Uhr einen, und Abends ein Becher gratias."

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der Steinkohlen.

Die Steinkohle, welche hinsichtlich ihres Gebrauches unter den brennlichen Mineralien dasselbe ist, was das Kochsalz unter den salzigen, der Kalk- und Sandstein unter den erdigen, ist organischen, vorzüglich vegetabilischen Ursprunges. Zu dieser Annahme führte zunächst folgender Umstand: Die Abstammung des sogenannten bituminösen Holzes und der Braunkohle von untergegangenen Pflanzen ist außer Zweifel. Denn es findet sich das bituminöse Holz in der Erde zwischen dem unveränderten Holze und der ausgebildetsten Braunkohle in allen Stufen der Uebergänge so deutlich vor, daß der bloße Gebrauch der Augen, völlig für obige Annahme entscheidet.

Da sich nun die Braunkohle in der Varietät, die man Pechkohle nennt, sehr oft nur durch ihre Umgebung mit weniger vollkommen veränderter Braunkohle von der Steinkohle unterscheidet, so schloß man, es müsse die Steinkohle ähnlichen Ursprunges, wie die Braunkohle sein.

In dieser Annahme fand man sich durch folgende Thatsache bestärkt: Die Schichten, welche die Steinkohlen unmittelbar bedecken, zeigen allenthalben Abdrücke von Pflanzen. Diese Abdrücke als zufällig oder ihre Entstehung als unabhängig von der Bildung der unmittelbar unter ihnen liegenden Steinkohle zu betrachten, würde höchstens nur dann erlaubt sein, wenn die Steinkohlensubstanz ein eigenthümliches von veränderter Pflanzenfaser wesentlich verschiedenes Verhalten zeigte*). Dies ist aber nicht der Fall, wie das die chemischen Analysen der Steinkohlen der verschiedensten Gegenden, so wie die Anwendung der Reagenzien auf dieselben zeigen. Es ist eben so belehrend als interessant, die von Karsten in dieser Beziehung angestellten Versuche in dem unten erwähnten Werke kennen zu lernen. Ferner finden sich in den über und unter den Steinkohlen-Ablagerungen liegenden Schichten häufig Pflanzen- und Fischabdrücke, deren Inneres aus reiner Steinkohle besteht.

Letztere Thatsache allein genügt schon, um die Aussage von Karsten **), daß die Natur in der Steinkohlenmasse selbst keine Spuren hinterlassen habe, aus denen sich auf einen vegetabilischen Ursprung schließen ließe, oder daß sich, wie Berzelius ***) sich ausdrückt, das Material, woraus die Steinkohlen entstandrn sind, nicht mehr erkennen lasse, als irrig zu bezeichnen. — Schlagender jedoch und genügende Auskunft über die Entstehung der Steinkohlen gebend, ist folgende Thatsache:

(Schluß folgt.)

*) Karsten's Archiv für Bergbau und Hüttenwesen XII. Bd. I. Heft. S. 5.
**) A. a. O. S. 4.
***) Lehrbuch der Chemie, übers. von Wöhler. III. Bd. II. Abtheilung. S. 1118.

Die Häuser und das häusliche Leben der vornehmen Chinesen.

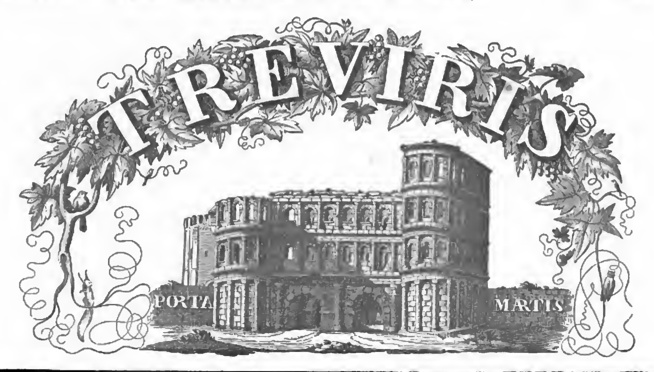
(Schluß.)

Zwischen den verschiedenen großen Abtheilungen des Mittagsmahls wurde Thee gereicht und Taback geraucht, wobei man sich etwas ausruhen konnte, um alsdann von Neuem mit allen Kräften zur Fortsetzung zu schreiten. Nachdem einige Abtheilungen vorüber waren, wurden vor den Halbkreis der Tische noch 5 kleine Tische gestellt, welche mit gebratenen Schweinen und mit Geflügel aller Art ganz bedeckt wurden. Hierauf traten 10 Köche in den Saal, welche ganz gleichmäßig und sehr hübsch gekleidet waren, und begannen, die Braten zu zerlegen. Es stellten sich vor jeden Tisch zwei Mann und mit langen Messern fingen sie an, die hart gebratene Haut aller dieser Braten zu zerklopfen, was durchaus tactmäßig geschah und nicht wenig überraschte. Andere Diener, welche vor den Tischen standen, legten die kleinen Stückchen, in welche alle diese Braten zerlegt wurden, auf kleine Teller und setzten diese alsdann in die Mitte unserer Tische. Zu Ende des ganzen Mahles kamen noch die Köche in den Saal und mußten sich für die Ehre bedanken, welche ihnen dadurch zu Theil geworden, daß sie für die hohe Gesellschaft hätten kochen dürfen. Wir wollen hier die Beschreibung dieses Gastmahls schließen. Volle 6 Stunden mußten wir dabei sitzen und viele Hunderte von Speisen wurden aufgetragen. So groß ist die Verschwendung der Reichen in einem Lande, wo die Armen selbst um den Besitz der Excremente ihrer Mitbrüder, gleich auf frischer That und auf offener Straße, sich schlagen. Merkwürdiges Land, dessen Schätze, wie dessen schmutzige Armuth, auf gleiche Weise die übrige Welt in Erstaunen setzen muß.

N. Driesch, Redacteur
(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 19. August. No. 66.



Tisch- und Oekonomie-Ordnung im ehemaligen Benediktiner-Kloster St. Marien bei Trier.

Aus einer Handschrift mitgetheilt
von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

— „Der dritte Freitag nach Ostern ist Bannfreitag. Dann ist des Morgens früh ein großer Butterweck mit zwei Tellern Grünkraut auf der Kellnerei anzuschaffen für die Herren Pastoren zum Frühstücken."

— „Den 1. Mai seind 5 bis 6 portionen an Fleisch zu besorgen für Mittags, wie auch 2 Becher gratias; um 2 Uhr einer, des Abends auch einer."

— „Der vierte Mitwoch nach Ostern ist Kaltermitwoch, an welchen zu observiren, daß wir im Convent Fleisch essen; in der Stadt aber wird abstinens gehalten."

— „Der erste Sonntag nach heil. Kreuztag ist dedicatio ecclesiae, an welchem, nebst völligem Tractament im Essen, 4 Becher gratias in das Convent gegeben werden, nämlich Mittags 2, um 2 Uhr einer, des Abends einer."

— „Die Woch, in welche Christi Himmelfahrtstag fällt, ist die Kreuzwoch, in welcher Dienstags die Stadtprocession kommt, und 4 Thumherren zu Mittag bleiben, welchen nach Gebühr aufzuwarten ist. Diese ganze Woche ist abstinens, weßwegen sich zuvor wohl mit Fischen zu versehen ist."

— „Die Gräber seind auch ordinari die Woch vor Pfingsten zu bestellen, für den Augenscheiner zu graben; es sei dann, daß das Wetter ein Besseres rathen thäte."

— „Pfingstsonntag bekommt das Convent eine portion im Essen weiter, als ordinari, und des Mittags einen Becher gratias extraordinari Wein, Nachmittags einer, und Abends einer."

— „Den Dienstag nach der Octav Corporis Christi kommen die Pastores capituli Petri minoris hieher zum Mittagessen, mit ihren Küsteren. Dieses aber nur alle 4 Jahre."

— „Den Freitag ante dominicam sextam post Pentecosten kommen die Thumherren hieher, von welchen immer Einige zum Mittagessen bleiben, denen nach Gutdünken aufzuwarten ist."

— „Circa festum Assumptionis pflegen wir den Biwerteich zu fischen, und bleiben in dem Biwerhof zum Mittagessen; allwo mit gutem Essen und drei Maß Wein auf den Mann dem Convent aufzuwarten ist. Das Gemüß haben die Hofleut zu geben."

— „In vigilia Assumptionis kommen die Thumherren hieher, für die vesperas helfen zu halten; hierauf ist ihnen in refectorio mit 3 Becher Wein aufzuwarten, unter welchen der 2te rother zu sein pflegt. Nebst dem Trunk ist ihnen ein in 2 Theile getheilter holländischer Käß, und ungefähr 16 Convents-Mitschen Brod darzustellen. Die Schultuben bekommen geringen Wein und ein Stück Brod. Ferner sind wir schuldig, den Thumkustern zusammen 4 Maß Wein, und zwar neuen Wein zu geben, wie er das Jahr gewachsen ist, und dem Pedello drei Sester neuen Wein."

— In festo Assumptionis bleiben acht Vicarii hier zum Mittagsessen; andere Gäste sind abzuwarten: demnach ist sich zu richten."

— „In festo Nativitatis B. M. V. ist Morgens eine Milchsuppe zu bestellen für die Geistlichen zum Frühstück, wegen der procession. — Auch soll um diese Zeit das Gesind den Erndhahnen verzehren; es bekommt 3erlei Fleisch, und nebst ihrem ordinari Trunk noch ein obsonium an Wein *)."

— „Den 14. Sept. in festo exaltationis S. Cru-

*) Diese und andere Dinge sind für den Forscher alter Gebräuche merkwürdig.

„eis ist des Mittags anzurichten im Essen etwas mehr „als täglich, und des Mittags 2 Becher gratias; „um 2 Uhr ein Becher; des Abends auch ein Becher. „Von diesem Abend fangen die jejunia regularia an, „wo nichts als Käß des Abends anzurichten ist; wenn „aber des Mittags etwas übrig geblieben ist, kann „man es nach Belieben geben.“

— „Um diese Zeit ist zu besorgen, wann kein „Acker in unserm Wald zu Bootzweiler, anderstwo aber „Acker ist, daß unsere Schwein Dehmplätz bekom„men. — Zu Tawern wird ordinari der Dehm*) der „Gemeind verlassen pretio, wie in ihrem Salbuch „und Scheffenweißtumb zu sehen. — 30 Stück „sind jährlich zu schlochten. — Wann uns nach diesem „Plätzen noch Schwein übrig, sind selbige an andere „Orte zu verdehmen, als nach Erang, nach Ensch, „allwo sie pflegen feist zu werden.“

— „In festo S. Michael's mehr als ordinair; „des Mittags 2 Becher gratias, des Abends 1. — „Um diese Zeit sind bis 6 Ochsen anzukaufen zum Mäs„ten. — Die nothwendigen Fässer zum Herbst seind zu „überschicken. — Der Herbst hindurch wird eine portion „im Essen täglich mehr gegeben, und ein Becher gra„tias Mittags und Abends, oder eine Kanne gratias „im Ganzen. Dieses fangt an, wann die Wiltinger „Herbstherren abgehen, und endigt sich mit ihrer Zu„rückkunft. — Die Herbstkosten zu Wiltingen be„laufen sich bis 20 Rthlr.; zu Scharz auch ungefähr „so viel, welche 40 Rthlr. an Münz mitzunehmen sind.“

— „In festo omnium Sanctorum wird etwas mehr „als ordinari gegeben, wie am Michaelstage. — Um „diese Zeit pflegt das Scheffenessen gehalten zu „werden, wozu wir aus dem Kloster 10 weiße Mitschen „zu geben pflegen, einen halben Hammel und 10 ℔ Rind„fleisch.“

— „Auf Martini Tag 2 Becher gratias des Mit„tags, an Essen vollkommentlich, des Nachmittags „1 Becher, des Abends 1. In dieser Zeit ist den „geistlichen Jungfrauen ad S. Annam zu insinuiren, „wann sie die jährliche Allmos, so bestehet in 3 Mal„ter Korn und 3 Ahm neuen Wein, sollen abnehmen „lassen.“

— „Dominica tertia adventus ist eine portion „im Essen mehr zu geben, und zweierlei Gebrät, und „2 Becher gratias; des Nachmittags ein Becher — aber „nach Belieben; Abends keiner besonders. NB. der 2. „Becher des Mittags mag wohl neuer Wein sein.“

— „In dieser Zeit ist sich vorzusehen wegen der „Terminariis**), so diese Zeit pflegen zu kommen „wegen Almosen zu sammeln, und zum Mittagessen.“

— „Den 17. December ist des Abends ein Becher „gratias in das Convent zu geben, wegen dem „großen O***).“

— „In festo Nativitatis Domini werden 3 Becher „gratias des Mittags gegeben, ein extraordinari des „Nachmittags, ein Becher ordinari des Abends. — „An Essen extra Kalbskopf, außer den gewöhnlichen „portionen an Festtagen.“

Hiermit ist die Hausordnung an außergewöhnlichen Tagen des Jahres zu Ende. In reichern Klöstern ist es wohl noch splendiger hergegangen, wie einige Trierer sich noch wohl erinnern werden.

Ich bedaure sehr, daß ich von keiner interessantern, und zwar wissenschaftlichen Handschrift, die ein Benedictiner des Klosters St. Marien zum Verfasser hätte, Nachricht geben konnte. Es ist mir nicht bekannt, daß Einer derselben, wenigstens in neuerer Zeit, sich durch dergleichen Bestrebungen hervorgethan hätte.

Aber auch in neuerer Zeit fanden sich immer, wenigstens einige Männer in den anderen Abteien, die der Wissenschaft oder der Kunst mit Liebe ihr Opfer brachten, und selbst auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt waren. Ich darf nur, um doch Einen zu nennen, an den Trierer Thomas Sanderad Müller, diesen würdigen Geistlichen und gelehrten Bibliothekar im Kloster St. Maximin, erinnern. Sanft ruhe die Asche dieses edlen Mannes!

*) Woher der Name?

**) Diese waren diejenigen aus den Mendicanten-Klöstern, die zum Einsammeln der Victualien beordert wurden.

***) Das große oder dicke O, welches in den Benediktiner-Klöstern einen Becher gratias spendete, hat seine Benennung von der Antiphone O! Sapientia, welche am 17. December in der Vesper gesungen wurde. — Welche wunderliche Verbindung der Ideen!

Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von **M. F. J. Müller.**

Vorbericht.

Es ist nicht genug, daß man Urkunden und andere Dokumente der Vorzeit lesen kann, man muß auch zugleich sich bemühen, mit dem Geiste und dem Sinne derselben sich bekannt zu machen; dazu ist es aber durchaus nöthig, eine gründliche Kenntniß des Sprachgebrauches jener Provinz und jenes Zeitalters, in welchen dieselben geschrieben wurden, sich eigen zu machen. Ich habe es selbst aus der Erfahrung, daß in einem wichtigen Prozesse eine sonst deutlich sprechende Urkunde irgend dem Gericht vorgelegt worden ist, in welcher ein einziges, nicht Allen verständliches Wort, lebhafte Debatten verursacht hat. Aber auch bei dem mündlichen Verfahren geschieht es sehr oft, daß die des Provinzial-Dialektes unkundigen Richter einer ferneren Erklärung bedürfen. Es bleibt daher ein frommer Wunsch, daß sich einige Männer hervorthun möchten, welche ein Idiotikon der Trierer und der nächstgelegenen Provinzen zu Tage fördern; ich sah deren einige von Baiern*), von der Schweiz und anderen Ländern und Provinzen; wobei ich jedoch die Bemerkung mache, daß nicht jedes Wort, welches von dem Volke verunstaltet worden ist, unter dieser Rubrik

*) Z. B. Andreas Zaupser, Versuch eines Baierischen und Oberpfälzischen Idiotikons, München bei Joseph Lentner, 1789. — Johann Andreas Schneller's Baierisches Wörterbuch, zwei Theile 8°, Stuttgard und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827. — Franz Joseph Stalder's Versuch eines Schweizerischen Idiotikons: Aarau 1812. bei H. R. Sauerländer 2 Thl. 8°. Auch in der merkwürdigen Epistola Cæsaris Heisterbacensis (bei Hontheim Histor Trevir. diplom. Tom I. Seite 641. u. ff.); dem Liber annualium jurium Archiepiscopi et ecclesiæ Trevirensis, bei Th. Jos. Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf 1832. erste Abthl. erster Band, Seite 297 — 391 findet man manche Perle. Man bedauert, daß dieses merkwürdige Dokument des Mittelalters nicht mit sachdienlichen Noten begleitet ist. Die vortrefflichen Glossarien eines Ducange, Wachters und Falthaus dürfen bei solchen Arbeiten nicht unbenutzt bleiben. Vorzügliche Dienste aber leistet uns die Gegeneinanderstellung der Urkunden und anderer Dokumente und ihrer Parallelstellen, welche hier nicht genug empfohlen werden kann.

einer Aufnahme gewürdigt werden darf, sondern wir sprechen hier vorzüglich nur von jenen Wörtern, welche in Urkunden und andern Akten in dem Zeitstyl gänge und gäbe waren. Ich habe mich seit vielen Jahren mit der Sammlung solcher Wörter und einem Versuche ihrer Erklärung abgegeben, und deren bereits einige Hundert in dem Trierischen Wochenblatt von den Jahren 1818, 19 und 20; dann in der Trierischen Kronik v. J. 1824 und 1825 bekannt gemacht. Eine Wiederhohlung dieser Erklärungen wird hier nicht Statt haben, sondern ich werde es dabei bewenden lassen, bei einem jeden einzelnen Worte die Stellen anzuzeigen, wo dieselben bereits abgedruckt sind; und nur Zusätze werden hier nachträglich erläutert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der Steinkohlen.

(Schluß.)

In den Steinkohlenablagerungen hat man die schönsten Abdrücke von Palmbäumen und ihrer Frucht, von Farrenkräutern und Equiseten, beide oft von gigantischer Größe, von Bäumen *), von Gräsern und von verschiedenen Seepflanzen gefunden.

Das Vorkommen verkohlter Fischabdrücke veranlaßte mich zu sagen, die Steinkohle sei überhaupt organischen Ursprungs, das Vorherrschen der Pflanzenabdrücke dagegen zu sagen, sie sei hauptsächlich vegetabilischen Ursprunges. Für den zum Theil animalischen Ursprung der Steinkohle spricht insbesondere noch der Umstand, daß dieselbe bei der Destillation Ammoniak liefert.

Im höchsten Grad interessant in Betreff des Ursprunges der Steinkohle, ist folgende Mittheilung **): Im Kohlendistrikt von New-Castle kommen, nach W. Hutson's Beobachtungen über die Steinkohle, 3 Kohlenarten vor: die Caking-, die Cannel- und die Schieferkohle Jameson's, welche aus dünnen Wechsellagerungen der 2 ersteren zusammengesetzt ist. Alle lassen unter dem Mikroskope noch mehr oder weniger von ihrer organischen netzförmigen Zellenstructur erkennen, daneben aber auch noch andere Zellen, welche mit einer weingelben bituminösen Flüssigkeit angefüllt sind, die sich in der Wärme schon verflüchtigt, ehe die übrigen Theile noch eine Veränderung erfahren. Die Cakingkohle enthält dieser Zellen wenige; aber diese sind sehr verlängert; sie mögen anfänglich rund gewesen sein und ihre jetzige Gestalt durch die Ausdehnung eingeschlossenen Gases in einer etwas weichen Substanz unter senkrechtem Drucke erhalten haben. Je mehr diese Kohle krystallinisch und in rhomboidale Stücke sich zu sondern geneigt ist, desto mehr verschwinden die organischen Zellen: die Struktur wird einförmig und kompakt. — Die Schieferkohle enthält außer den eben erwähnten harzführenden Zellen noch Gruppen kleinerer Zellen von verlängert runder Gestalt. — In der Cannelkohle verschwindet das organische zellige Gefüge am meisten; die ganze Oberfläche zeigt eine einförmige Folge von Zellen der zweiten Art, die nämlich mit Bitumen erfüllt und durch dünne faserige Wände getrennt sind. Sie scheinen Hutson aus dem zelligen Gefüge der ursprünglichen Pflanze durch Verwirrung und Abrundung unter mächtigem Drucke entstanden. Er glaubt, daß die Cakingkohle, meist in zweierlei Lagern gesondert, auch aus zweierlei Pflanzen entstanden sind. Viele Erfahrungen lehren, daß die Kohlenlager entzündbares Gas einschließen, welches zuweilen gewaltsam in langen Strömen hervorbricht, so daß seine Behälter miteinander in Verbindung stehen müssen, und es darin wahrscheinlich bis zum tropfbar-flüssigem Zustande zusammengedrückt ist. Namentlich entwickelt der Anthrazit von South-Wales viel entzündliches Gas, sobald er der Luft ausgesetzt wird. Bei mikroskopischer Untersuchung einer Kohle, von der Hutson vermuthtete, daß sie solches Gas enthalten könne, entdeckte er ein System von Zellen, verschieden von den vorigen und augenscheinlich zu jenem Zwecke ganz passend. Sie waren leer, im Allgemeinen kreisrund, jede in ihrer Mitte mit einer kleinen Kugel kohliger Materie. Insbesondere finden sie sich in jenem Anthrazite, der aber keine Spur von organischen Zellengefüge zeigt.

Indem ich im Allgemeinen in soweit das chemische Verhalten der Steinkohle ihren organischen, vorzüglich vegetabilischen Ursprung beurkundet, auf die bereits angeführten Werke von Karsten und Berzelius verweise, lasse ich in dieser Beziehung nur noch eine merkwürdige Stelle aus Reichenbach's Abhandlung: über die Entstehung des Steinöls und seine Beziehungen zu den Steinkohlen und dem Terpentinöl *) folgen:

„In eine geräumige eiserne Blase, sagt Reichen„bach, habe ich ungefähr 50 Kilogramm gröblich zer„kleinerter Steinkohlen eintragen lassen und sie reich„lich mit Wasser übergossen. Die Kohle war von „Oslawann, zwei Meilen westlich von Brünn, „aus der sogenannten Hauptsteinkohlen-Formation, „in der man in großer Menge Kalamiten, Sphänop„teren, Odontopteren u. s. w. findet. Nun vollzog „ich damit eine Destillation, so lange als noch Was„ser überging, jedoch nicht länger, so daß also da„bei durchaus keine Verkohlung eintreten konnte. Bloß „in der Absicht, diese mit Sicherheit zu vermeiden „und jede Täuschung unmöglich zu machen, war das „Wasser hiebei in Anwendung gebracht worden. — „Sobald einiges Destillat übergegangen war, nahm „ich auf dem Wasser eine Oeldecke wahr, und beim „öffnen des Apparats war ein starker und reiner Pe„trolgeruch Jedermann unverkennbar. Dieselbe Arbeit „ließ ich nun mit je 50 Kilogramm Steinkohle acht„mal hintereinander wiederholen, und als ich die ge„wonnenen Flüssigkeiten vereinigte, das Oel abschied „und für sich aus Glas ohne irgend eine Zuthat

*) In den Steinkohlen von Gosforth an der Tyne ward ein Baumstamm von 72 Fuß Länge gefunden und von Lindley und Hutson Pinites Brandlingi genannt. Aber auch in einer Steinkohlengrube zu Wellesweiler bei Neunkirchen, im Saarbrückischen, befindet sich ein noch aufrechtstehender, durch die Arbeiten des Bergbaues bloß gestellter Baum, welcher als eine der mineralogischen Merkwürdigkeiten der Gegend bewundert wird. Indem ich in Betreff vieler andern fossilen Stämme, die man in der Steinkohlenformation gefunden hat, auf das unten angeführte Jahrbuch verweise, lasse ich hier nur noch folgende allgemeine Bemerkung über die Natur der fossilen Stämme folgen: „Die ältern Stämme der Stein„kohlen u. s. w. bieten nur schwache Spuren von Jahres„ringen, wie noch jetzt die tropischen Bäume. In dem „Oolithen erscheinen dieselben deutlicher, doch eben so „ungleich an Dicke, wie sie an unsern Bäumen nach der „jedesmaligen Witterung ausfallen; die Zellen sind größer, „als bei unsern Koniferen, aber die bis jetzt entdeckten „Stämme nicht so groß, als die größten unserer jetzt le„benden.“ Neues Jahrb. für Mineralogie, Geognosie u. s. w. von Leonhard und Bronn. Jahrg. 1835. Heft II. S. 238.

**) Vergl. das angef. Jahrb. Jahrg. 1833. Heft V. S. 622. f.

*) Neues Jahrb. für Mineralogie u. s. w. von Leonhard u. Bronn. Jahrg. 1833. V. Heft. S. 523 — 533.

„rectifizirte, erhielt ich ungefähr 150 Gramm Oel.
„Dies beträgt auf einen Oesterreichischen Zentner Stein-
„kohle beiläufig ein Loth öliger Flüssigkeit."

„Da die Ausbeute so klein ausfiel, so ließ ich
„ein Faß mit frisch gehauener Steinkohle in der
„Grube füllen, gut verschlossen zu Tage fördern,
„unverzüglich hierher (nach Brünn) bringen und ver-
„arbeiten. Der Ertrag an Oel fiel zwar merklich reicher
„aus, doch überstieg er nicht das Doppelte von dem
„gewöhnlicher käuflicher Steinkohle aus den Magazinen."

Dieses Oel zeigte für das Gesicht, den Geruch und den Geschmack alle Eigenschaften des Petrols; hatte ferner dasselbe spezifische Gewicht, wie das Petrol von Amiano nach Saussure; sein Verhalten in der Luft und seine Siedehitze waren ungefähr dieselben, wie beim Petrol, und es bot die Anwendung der Reagenzien dieselben Erscheinungen, wie beim Petrol, dar. Reichenbach schloß daher, es sei dies Oel keine neue Substanz, sondern in der That nichts Anderes, als wirkliches und wahres Petrol oder Steinöl. Sein Verfahren berechtigte ihn ferner anzunehmen, es sei dasselbe in den Steinkohlen präexistent, und als ein näherer Bestandtheil derselben zuzulassen. — Eine Vergleichung desselben mit dem Terpentinöl bewog ihn zur Annahme, daß unser heutiges Steinöl nichts Anderes, als das Terpentinöl der Pinien der Vorwelt sei.

Der Thee.

Dieser, gleich dem Caffee, auch in Europa allgemein gewordene Verbrauchs-Artikel, mit dessen Namen sich die schönsten Gesellschaften benennen, ist der Gegenstand der folgenden aus Meyen's Reise um die Erde entnommenen Mittheilung *).

Je weiter, sagt dieser Reisende, wir auf unserer Excursion von Canton aus in das Land China hineindrangen, um so romantischer ward der Anblick der Landschaft und immer größer die Hügel, auf deren Abhängen die Gräber der Verstorbenen so bedeutungsvoll von Bambus beschattet wurden. Endlich gelangten wir zu den erwünschten Theepflanzungen, welche offen und ungezäumt, wie die Reisfelder standen. Es war die gewöhnliche Theepflanze (Thea sinensis L.), welche hier gezogen wurde; ganze Felder waren mit diesen Sträuchern bedeckt, welche regelmäßig in Reihen gepflanzt waren. Die meisten dieser Sträucher hatten nur 2½ bis 3 Fuß Höhe, jedoch ragten einige von ihnen über die andern hinaus und erreichten die Höhe von 5 Fuß. Die Sträucher waren sämmtlich mit Blüthen bedeckt und an ihrer Rinde saßen mehrere kleine Flechten. Frauen saßen neben den Theestauden auf der Erde und waren mit Abpflücken der Blätter beschäftigt; sie waren Anfangs sehr ungehalten über unsere Dreistigkeit, mit der wir uns sie zu überfallen erkühnt hatten, doch ein Trinkgeld, das wir ihnen zukommen ließen, veranlaßte sie, schnell von uns eine gute Meinung zu gewinnen. Auch ließen sie sich gleich darauf mit Herrn Lindsay und unserm Diener in ein Gespräch ein. Auf diesen kleinen Pflanzungen, welche wir besuchten, wird eine sehr gute Sorte von grünem Thee gewonnen, doch leider nur wenig; der übrige Honan-Thee dagegen ist schlecht, er wird gegenwärtig von den Engländern gar nicht mehr gekauft, und von andern Nationen nur zu häufig zur Verfälschung feinerer Sorten benutzt. Zur Zeit unserer Anwesenheit zu Canton wurde, wie wir dies sehr genau wissen, eine große Menge dieses Thees zu Macao nochmals aufgeweicht und in Form des Kaiserthees und anderer Arten gekräuselt; dann als eine feinere Sorte wieder eingepackt und auf einem Deutschen Schiffe nach Europa geschickt. Die Amerikaner kaufen diesen schlechten Thee nur, um damit die feinern Sorten zu vervielfältigen. Durch das Abpflücken der Blätter von den jungen Schößlingen wachsen überall zu den Seiten des Stammes kleine Knospen hervor, welche, sobald sie sich entwickelt haben, ihre jungen Blätter wieder zum Abpflücken hergeben müssen. Nur die Blätter, welche noch hellgrün gefärbt sind, geben einen feinern Thee, und so entstehen, nach dem Alter der Pflanze und ihren Blätter, sehr verschiedene Qualitäten der einzelnen Theesorten.

Auf andern Stellen sahen wir junge Theepflanzen, welche durch Saamen gezogen wurden; schon im dritten Jahre können sie ihre Blätter zur Theebereitung hergeben. Wir nahmen eine Menge von frischen Blättern dieser Theepflanzen mit nach Hause und trockneten sie auf einem Kamine, waren aber ganz verwundert, daß dieser Thee durchaus gar keinen Geruch von sich gab. Erst durch Herrn von Siebold's Erfahrungen in Japan, welche auch durch Versuche an Theeblättern, die im botanischen Garten zu Bonn gezogen waren, von Herrn F. Nees von Esenbeck bestätigt worden sind, hat sich neuerdings ergeben, daß der angenehme Wohlgeruch, der so vielen Sorten des Thees in mehr oder weniger starkem Grade eigen ist, nicht den Blättern dieses Krautes natürlich, sondern erst das Produkt einer sehr starken Röstung ist; die frischen Blätter müssen beim Trocknen einer solchen Hitze ausgesetzt werden, wie man es mit dem Caffee macht, der ebenfalls erst durch die Röstung sein angenehmes Aroma erhält.

Aus der Pflanzung, die wir besuchten, geht eine sehr gute Sorte von grünem Thee hervor, die Frauen aber, welche die Blätter pflückten, hatten keine Handschuhe, sondern verrichteten diese Arbeit mit bloßen Händen. Man findet angegeben, daß die letzten Theelesen im Mai und Juni statt finden, und wir waren noch im December Zeuge dieser Erndte.

Es ist sehr richtig, daß alle Theearten, welche zu uns kommen, von ein und derselben Species der Gattung Thea kommen, doch glaube man nicht, daß man in ein und derselben Gegend alle die verschiedenen Theearten von ein und derselben Staude machen könne, wenn man auch noch so sehr die Blättchen nach ihrem verschiedenen Alter sortiren wollte. Es verhält sich mit der Cultur der verschiedenen Theearten ganz ebenso, wie mit der der Weinarten in unsern Ländern. Verschiedene Gegenden bringen nach der Natur ihres Landes, nach der mehr oder weniger feuchten Luft, und dem Grade der Wärme, mehr oder weniger verschiedene Theearten zum Vorschein, und die ausgezeichnetsten Sorten, welche stets nur auf kleine Distrikte, oft nur auf einzelne Theepflanzungen sich beschränken, werden in China noch höher geschätzt, als bei uns die bekannten Rhein- und Moselweine; die gleichfalls oft nur auf einen einzelnen Weinberg beschränkt sind, und ebensowenig in den Handel kommen, wie in China die feinsten Theesorten. (Schluß folgt)

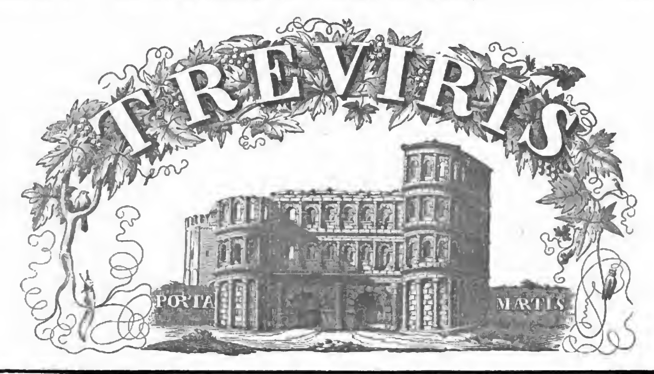
*) Zweiter Theil. Seite 373 u. ff.

U. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein Nº. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 22. August. N°. 67.



Noch ein Wort über den Trierer Olevian*).

Von J. H. Wyttenbach.

Nachdem die Rolle dieses jungen Reformators in Trier, im Jahre 1559, in dieser so sehr bewegten Zeit, ein schlimmes Ende gehabt hatte, und er seine Vaterstadt zu verlassen war genöthigt worden: fand er vorerst in der Pfalz einen Zufluchtsort. Er wurde Pfarrer und Professor zu Heidelberg. Hier wirkte er in den ersten Jahren besonders als Mitarbeiter am sogenannten Heidelberger Catechismus, der im Jahr 1563 zum ersten Male erschien**).

Als aber der junge Kurfürst Ludwig, welcher dem Lutherischen Lehrbegriffe fest anhing, zur Regierung kam, entließ er alsobald den Olevian, dem er auch persönlich abgeneigt war, aus seinen Diensten. Kurz nachher verloren alle reformirten Prediger seines Landes ihre Stellen.

Diese gingen größtentheils in Nassauische Dienste; so auch später Olevian.

Vorerst wurde er im Jahre 1576 vom Grafen Ludwig von Berlenburg aufgenommen. Hier lernte ihn Graf Johann von Nassau persönlich kennen, und benutzte ihn bei der projectirten Einrichtung der sogenannten Grafen und adeligen Schule. Olevian erhielt sogar den Auftrag, die Lehrer vorzuschlagen. Aber die Sache wollte nicht gehen; besonders deshalb nicht, weil Olevian sich bald Feinde und Widersprecher zugezogen hatte, die laut genug von ihm sagten, daß die Schule unter seinen Auspicien nicht gedeihen würde, da er bei Auswärtigen nicht im besten Rufe stände, und für einen sehr schädlichen und turbulenten Kopf gehalten würde, der Friede und Ruhe hasse *). Dergleichen Köpfe, meinten die besonneren Männer, würden auch das Beste gleich im Beginnen verderben.

Aus dieser Schule wurde auch vorerst nichts. Erst im Jahre 1582 wurde das Projekt wieder aufgenommen, und es scheint, Olevian war immer in großer Gunst bei dem Grafen von Nassau geblieben, da dieser sich immerfort mit ihm über das Schulwesen zu berathen pflegte. Olevian war indessen noch immer zu Berlenburg.

Endlich erhielt er seinen Ruf als Prediger nach Herborn — und der Graf Ludwig von Berlenburg ließ ihn im April 1584 in seinem Staatswagen nach Herborn bringen. Im nämlichen Jahre endlich wurde die hohe Schule mit einem Pädagogium in dieser Stadt gestiftet — und so hatte Olevian seinen Zweck erreicht.

Unter dem ersten Personale der Lehrer (13 an der Zahl) stand Dr. Olevian oben an. Mit dem 1. Julius 1584 begann der erste Cursus.

Olevian starb aber schon den 15. März 1587 in Herborn. Damals scheint die neue Schulanstalt noch nicht in gutem Zustande gewesen zu sein, wie aus einem Schreiben des Grafen von Nassau erhellt, in welchem er sich beklagt, daß seine jungen Herren (seine Söhne) in studiis et moribus keine profectus machten, und aller anderer Leute Kinder daher noch weniger machen würden.

Obgleich der Graf in der Hauptsache mag Recht gehabt haben; so war sein Schluß doch so ganz bündig nicht

*) Ein kleiner Nachtrag zu den in diesen Blättern (No. 24. ff. 1835.) von Herrn Appellationsrath Müller mitgetheilten historisch- und literärisch-merkwürdigen Fragmenten über diesen Dr. Caspar, wie die Trierer ihn zu jener Zeit nannten.

**) Von ihm sind übrigens noch andere theologische Schriften und Predigten durch den Druck bekannt gemacht worden. Adelung in seinen Nachträgen zu Jöcher führt ihrer 22 an. Manche, vorzüglich seine Predigten, sind erst nach seinem Tode von Andern, vielleicht gegen seinen frühern Willen, der manchmal zur Unzeit willfährigen Presse übergeben worden.

*) Die Quellen davon sind in Steubing's Gesch. der hohen Schule zu Herborn. Hadamar 1823. zu lesen.

Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

A.

Acht — Siehe das Trierische Wochenblatt v. J. 1818. Num. 9.
Achtel — Das.
Achter — Das. Num. 10.
Adelburger — Das.
Aechteren — Das. Num. 11.
Amicht — Das.
Ancilla Christi: bezeichnet gewöhnlich eine Klosterjungfrau; siehe Hontheim's Prodromus Histor. Trev. dipl. T. II. 971. n. d.
Auftrag (gerichtlicher). So nannte man in der Provinz Luxemburg das Einschreiben eines Kaufaktes in das dazu bestimmte Protokoll des kompetenten Gerichts: ohne Beobachtung dieser Formalität blieb der nicht aufgetragene Kauf ewige Pfandschaft und der Einlösung unterworfen. Siehe die gemeinen Landesgebräuche. Titel V. Artikel 1.
Aubin (droit d') — So nannte man den Abzug von einer Erbschaftsmasse, welcher in die landesherrliche Kasse gezahlt werden mußte, bevor dieselbe außer dem Lande geführt werden durfte, wenn nicht die benachbarten Landesherrn durch eine Uebereinkunft diesem Rechte wechselseitig entsagt hatten; dieses war z. B. der Fall zwischen Frankreich und Kur-Trier durch eine Uebereinkunft v. J. 1767, zwischen Oesterreich und Preußen am 12. November 1766 u. a. Dieser Abzug kommt auch manchmal unter dem Namen Zehnter Pfenning vor.
Aussagen (gütliche) — Tr. Wb. v. J. 1820 N. 42.
Aussagen (peinliche) — Das.

(Fortsetzung folgt.)

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Licht.

Seit einem Jahrzehend ist der Seidenbau unter uns wieder häufig zur Sprache gekommen; auch hat man hin und wieder kleine Versuche damit gemacht; und damit begnügte man sich. Es bleibt also noch immer die Frage: „Ist es der Mühe werth, sich in unserer Gegend auf den Seidenbau zu verlegen, oder nicht?" zu erörtern.

Dieser Zweig ländlicher Industrie ward immer als eine reichliche Nahrungsquelle für China, Italien, Frankreich und andere Länder gehalten, und kann es auch für Deutschland, insbesondere aber für unsern Regierungsbezirk werden.

Vorerst wollen wir vernehmen, was bewährte Männer über den Seidenbau berichten. Der Herr Regierungs- und Schulrath von Türk zu Klein-Glienike bei Potsdam, dem die Provinz Brandenburg mehre wohlthätige Einrichtungen, unter andern die Entstehung des Civil-Waisenhauses zu Potsdam verdankt, hat auch durch Anregung und unverdrossene Aufmunterung zur Seidenzucht in unsern Tagen sich hoch verdient gemacht. In seinem neuesten Werkchen: über den Seidenbau mit vorzüglicher Rücksicht auf die Provinz Brandenburg, (gedruckt zu) Potsdam 1825 — schreibt er unter Andern von Anfang: „Die Provinz Brandenburg ist diejenige des preußischen Staates, in welcher zu Friedrich's II. Zeiten der Seidenbau am stärksten betrieben wurde, indem die Seidenproduktion bis auf 14000 Pfund gestiegen war, und in der sie sich auch am längsten erhalten hat, so daß im Jahre 1826 noch 60 Landschullehrer den Seidenbau betrieben. — —"

„Der Glaube, daß der Seidenbau sich nicht für unser Klima eigne und nur eine Treibhauspflanze Friedrich's II. gewesen sei, war indessen so allgemein verbreitet, daß man an vielen Orten sogar es für verdienstlich hielt, die Maulbeerbaum-Pflanzungen zu zerstören, die Seidenbaulokale eingehen zu lassen, und daß der Seidenbau, den die Schullehrer betrieben, von den vorgesetzten Behörden, als störend in ihrem Berufe, ungern gesehen wurde. Ich selbst theilte diese Ansicht bis zum Anfange des Jahres 1826. Da kam der nun verstorbene Küster und Schullehrer Götze, in Stücken, zu mir in einer Angelegenheit für seinen studirenden Sohn und sagte mir unter Andern, daß ihm der Seidenbau jährlich einen reinen Ueberschuß von 120 bis 150 Thalern gewähre. Da ich diese Angabe in Zweifel zog, legte er mir seine Rechnungen, die er seit einer Reihe von Jahren mit der größten Pünktlichkeit geführt hatte, vor, und ich überzeugte mich von der Richtigkeit seiner Angabe. Nun wurde mein Vorurtheil gegen den Seidenbau wankend; indessen glaubte ich noch immer, daß vielleicht besonders günstige Umstände und vorzügliche Gewandtheit dieses vortheilhafte Resultat herbeigeführt hätten, und daß dennoch der Schulunterricht darunter leiden würde.

Ich besuchte daher den Götze zur Zeit des Seidenbaues (den ich noch nie selbst gesehen hatte) unvermuthet, fand ihn in dem Schulzimmer mit dem Unterricht der Jugend beschäftigt, der auch, nach dem Zeugniß des Ortspredigers, nie darunter gelitten hatte und sah, daß das Wohnzimmer und eine Dachstube zur Erziehung der Seidenwürmer benutzt wurden, ohne irgend einen Nachtheil für die Gesundheit der Bewohner oder der die Schule besuchenden Kinder. Ich bemerkte auch keinen üblen Geruch in dem Seidenbaulokale und fand die übrigen Verhältnisse nicht eben sehr günstig, da der Götze einen großen Theil des nöthigen Laubes aus der Entfernung einer halben Meile und darüber herbeiholen mußte. Ich besuchte nun einige Seidenbauer in der Nähe, zu Dorf Zinna, Wildenbruch, Werder u. s. w., wovon der erste gewöhnlich 30, der zweite 20, der dritte 14 Pfund Seide jährlich erzielte und fand überall ungefähr die nämlichen Verhältnisse, nur daß in Zinna noch eine besondere Seidenbaustube von vormals vorhanden und die Bäume alle in der Nähe, die Umstände also sehr günstig, dagegen in den beiden andern Orten weniger günstig waren, als in Stücken. Nun gewann die Sache für mich eine andere und höchst wichtige Ansicht.

„Ich stellte nämlich folgende, auf meine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen gegründete Betrachtungen an. Da die beiden Schullehrer zu Stücken und Zinna seit einer langen Reihe von Jahren, jedes Jahr vom Seidenbau eine reine Einnahme von ungefähr 140 Thlr. gehabt hatten, ohne je eine Mißerndte erlebt zu haben (selbst nicht in dem ungünstigen Sommer von 1816); da auf einem Flächenraum von einem Magdeburger Morgen, wenn die Fläche 18 Ruthen Länge, 10 Ruthen Breite hat, und die Bäume in einer Entfernung von zwei Ruthen gepflanzt werden, 60 Maulbeerbäume Raum haben; so könnte, durch Hülfe der Ueberweisung von zwei Morgen Land, die füglich mit 120 Maulbeerbäumen zu bepflanzen wären, durch

deren Blätter so viele Seidenwürmer, als zu 12 Pf. Seide erforderlich sind, ernährt werden, jedem Landschullehrer eine reine Einnahme von 50 bis 60 Thlrn. gewährt werden. Da nun der leichte und Mittelboden der Mark — entfernt von den großen Städten — keinen hohen Werth hat, da Kirchen- und Forstland dieser Art zu 5 Sgr. bis höchstens 1 Thaler für den Morgen in Erbpacht gegeben zu werden pflegt, so könnten also gewiß sehr leicht und ohne große Kosten jeder Landschullehrerstelle 2 Morgen solchen Landes beigelegt werden. Der Schullehrer würde gerne den Grundzins oder Erbpacht bezahlen, könnte aber seine Einnahme jährlich um 50 bis 60 Thaler verbessern. In der Mark Brandenburg dürften ungefähr 1400 Landschullehrerstellen sein, deren Diensteinkommen nicht 100 Thaler beträgt; es wäre daher für alle diese und selbst für die 1600, die ein höheres Diensteinkommen haben, eine Zulage von 50 bis 60 Thalern — schon ein sehr wesentlicher Gewinn. Ja selbst eine Menge armer Koßäthen und Büdner, die Mühe haben, ihre baaren Abgaben aufzubringen, könnten mit Hülfe ihrer Frauen und Kinder den Seidenbau betreiben, und wenn Jeder nur die Blätter der Maulbeerbäume benutzen könnte, die auf dem Raume eines Morgens wachsen; so könnte sich jeder eine baare Einnahme von 25 bis 30 Thalern verschaffen, was mehr als hinreichend sein würde, um die Klassensteuer und andere in baarem Gelde zu leistende Abgaben zu berichtigen."

„Ich bedachte ferner, da so viele Feldwege mit Alleen zu bepflanzen sind, da so viel Ackerland vorhanden ist, das nur spärliche Erndten gibt, so könne es nicht an Grund und Boden zur Anpflanzung dieses so nützlichen Baumes fehlen. Ja ich erblickte im Seidenbau ein Mittel, den Wohlstand nicht nur der Provinz Brandenburg, sondern aller Provinzen des preußischen Staates und der angränzenden kleinern Deutschen Staaten zu heben, ihm allein die Summe von mindestens 5 bis 6 Millionen Thaler, die jährlich für rohe Seide in's Ausland geht, (hört, hört!) und den übrigen Deutschen Staaten, je nach ihrer Größe, eine verhältnißmäßige Summe zu ersparen. (In den Jahren 1830 und 31 betrug der Werth der eingeführten Seide und seidenen Waaren 6,289,000 Rthlr. — nach Nro. 260 der Staatszeitung)."

„Von jetzt an wurde mir diese Sache eine hochwichtige, und ich beschloß, Alles, was in meinen Kräften stand, anzuwenden, um sie wieder in's Leben zurückzurufen und in möglichster Vollkommenheit darzustellen." (Fortsetzung folgt.)

Erneuerung der Kartoffel durch ihren Saamen.

Jener Römische Kaiser, oder wer sonst es war, der aus Italien oder Gallien den Weinstock zuerst zu uns brachte, hat große Ansprüche auf unsere Dankbarkeit; größere jedoch Franz Drake *), der die Kartoffel aus dem neuen Continente in den alten verpflanzte. Wenn überhaupt Lobrednerei meine Sache wäre, so würde ich den Lesern unseres Blattes einen gemeinschaftlichen Panegyrikus auf diesen Helden und die Kartoffel nicht vorenthalten. In Erwägung, daß ein Versuch dieser Art mir schlecht gelingen würde, will ich daher lieber eine landwirthschaftliche Bemerkung, die Pflanzung dieses edeln Knollengewächses betreffend, folgen lassen.

*) Nach Herrn Link (Vgl. dessen Urwelt und Vorwelt) ist die Angabe, daß Drake die Kartoffel nach Europa gebracht habe, eine Fabel.

Daß man sich der schönsten Kartoffeln zur neuen Aussaat bedienen müsse, wenn man eine vorzüglich ergiebige Erndte erwarten will, ist anerkannt. Dies erwägend, schneidet man häufig beim Schelfen der zu kochenden Kartoffeln den keimreichsten Theil der schönsten ab und bewahrt die so erhaltenen Stücke zur künftigen Pflanzung auf.

Da es ferner erfahrungsmäßig ist, daß die Kartoffel in einigen Gegenden besser ist, und nicht so leicht ausartet, als in andern, so bezieht man nicht selten aus den erstern die Setzlinge für die letztern.

Allein abgesehen davon, daß es lästig ist, sich die Saatkartoffeln aus manchmal sehr fernen Gegenden zu verschaffen, bietet auch dieses Mittel keine hinreichende Schutzwehr gegen die Ausartung dar. Dies veranlaßte den Gedanken der Wiedergeburt der Kartoffel durch ihren Saamen. Ein erfahrner Oekonom empfiehlt zu dem Ende folgendes Verfahren.

Beim Einerndten der Kartoffeln im Herbste werden ihre Saamenbeeren in einen Korb, dessen Boden mit gutem Grunde eine Hand hoch zuvor belegt worden, gethan, mit Grund zugelegt und so im Keller bis zum Frühjahre aufbewahrt. Sobald als im Frühjahr die Gärten gegraben werden, werden die Beeren mit dem Grunde durcheinander gerührt, dann zum Trocknen in die Luft gesetzt. Wann nun der Grund sich nicht mehr ballt, wird er auf ein gut gegrabenes Feld im Garten entweder gesäet und mit anderm Grunde fingersdick überstreut, oder in Grübchen, wie die Erbsen, gelegt, und zwar so, daß in jedes Grübchen eine Kinderhand voll kommt. Sofort deckt man ihn, wie die Erbsen, zu. Dieses ist wohl das Beste, weil es den Vortheil gewährt, die jungen Gewächse gehörig vom Unkraut rein erhalten und um sie herum häufen zu können, welches beides sehr nothwendig ist.

Bei günstigem Wetter geht der Saamen 6 bis 7 Wochen nach der Aussaat auf; wird es aber zu trocken, so muß man durch Begießen nachhelfen. Erst einige Wochen nach dem Aufgehen des Saamens zeigt sich das rauhe Blatt der Kartoffel; man hüte sich also, sie als Unkraut anzusehen und auszuraufen; später säubert man sie von allem Unkraute, und bescharrt und häufet sie, wie die jungen Erbsen. Hernach wachsen sie schnell, wie die andern Kartoffeln, ihr Kraut und ihre Blüthe wird schöner, als dies bei den andern Kartoffeln der Fall ist, u. es bringet schon im ersten Jahre ein Stock 40 — 60 Stück, worunter einige so dick wie eine Faust, andere wie Hühnereier, andere wie Taubeneier und andere wie Saamenbeeren sind. Wenn kein Frost sie stört, bleiben sie bis zum spätesten Herbste grün; darum läßt man sie stehen, bis gegen Allerheiligen. Diese neuen Kartoffeln werden dann das nächste Frühjahr in das Feld gelegt, wie andere Kartoffeln. Man kann die dicken zerschneiden, wie die andern Kartoffeln; und selbst die kleinsten sind gut zum Legen. Man bewahre sie allein auf, ohne sie mit andern alten Kartoffeln zu vermengen, und behalte sie zu Saamenkartoffeln, und man wird bald keine alte mehr dazu bedürfen, und immer viele und schöne Kartoffeln einerndten. Am besten wird es sein, alle Jahre dazu eine neue Aussaat zu machen.

Mit dem Aufbewahren der Beeren in dem Korbe kann man auch so verfahren, daß unten im Korbe zuerst eine Schichte Grund, darauf eine Schichte Beeren, über diese wieder eine Schichte Grund, und darauf wieder eine Schichte Beeren und so weiter gelegt werden.

Der Thee.

(Schluß.)

Durch die Bekanntschaft mit den Herrn der Englischen Faktorei zu Canton bin ich in den Besitz der feinsten Sorten gekommen, welche vielleicht jemals zu uns gebracht worden sind; sie waren in kleinen zinnernen Dosen gepackt und führten den Namen der Güter, wo sie gebaut waren. Beim Aufgusse hatten diese Theesorten einen Duft, der dem der wohlriechendsten Blumen gleichkam, ohne daß irgend etwas Fremdartiges darin befindlich war, welches ihnen diesen Geruch hätte mittheilen können. Unter andern Arten brachten wir eine in ganz kleinen Dosen mit, kaum ein Loth Thee enthaltend, welche aber von unschätzbarem Werthe war. Die vornehmen Chinesen, die diesen Thee trinken, haben hierzu ganz eigene kleine Tassen, welche höchstens zwei Loth Wasser halten. Wir haben dergleichen feinste Theearten, welche sämmtlich schwarz sind, aufgeweicht, und in ihnen meistens große ausgebildete Blättchen gefunden, die ganz eben so halbgekräuselt waren, wie der schöne Se-ow-chong-Thee*), unter welchem Namen einige Theesorten in den Handel kommen, welche wir für die schönsten halten, die nach Europa geführt werden. Doch so wie es sehr verschiedene Sorten Pe-kon-Thee**) gibt, von dem viele sehr schlecht sind, so gibt es auch viele Qualitäten von Se-ow-chong-Thee, und leider kommen meistens die wohlfeilsten Sorten zu uns in den Handel. Die Prinzeß Louise***) brachte ausgezeichnete Waare der Art nach Europa, welche aber auch, sobald man die Güte dieser Sorte erkannt hatte, gleich vergriffen war; seitdem haben wir nicht wieder so schönen Se-ow-chong-Thee erhalten.

Wie es bekannt ist, wird aller Thee durch Röstung auf großen eisernen Platten getrocknet; der schwarze Thee erhält aber dadurch seine Farbe, daß die frischen grünen Blätter zuerst auf eiserne Siebe gelegt und mit heißen Wasserdämpfen durchzogen werden, wodurch sie sehr viel an Schärfe und Zusammenziehendem verlieren, was dem grünen Thee oft in so hohem Grade eigen ist. Erst nach dieser Infusion mit heißen Wasserdämpfen, und nachdem man die Blätter einige Zeit aufgehäuft hat liegen lassen, werden sie geröstet und erhalten dann die schwarze Farbe und den angenehmen Geruch. Es ist Thatsache, daß der schwarze Thee stets weniger Gallus-Säure und Gerbestoff enthält, als der grüne Thee; seine flüchtigen Bestandtheile sind aber erst Produkt der Röstung und werden demnach durch die Infusion mit Wasserdämpfen, welche der Röstung vorangeht, nicht geschwächt; sonach ist auch der Genuß des schwarzen Thees vorzuziehen und immer mehr zu empfehlen.

Beständig hört man die Behauptung, daß der Caravanenthee, d. h. derjenige, welcher auf dem Landwege von China aus nach Europa gebracht wird, der beste sei, und allen Theesorten, die zu Wasser nach Europa kommen, vorzuziehen; eine Behauptung, welche jedoch sehr unrichtig ist. Zuvörderst hört man sagen, daß der Thee auf dem Wassertransporte verderbe, sich aber besser halte auf dem Landtransporte; eine Behauptnng, die gar nichts für sich hat, als daß dieses vor Jahrhunderten vielleicht der Fall gewesen ist, zu einer Zeit, in der die Schiffe noch so unvollkommen gebaut waren, daß sie auf einer Fahrt nach China beinahe ganz leck wurden, und mehr als neun Monate zu der Rückfahrt von Canton gebrauchten. Gegenwärtig haben sich diese Verhältnisse umgestaltet; der Thee, auf das Vortrefflichste gepackt, meistens in großen Massen in Metall luftig verschlossen, also noch besser gepackt, als der Caravanenthee, macht seine Reise von Canton nach Europa in Zeit von 120 Tagen, also in einer viel kürzern Zeit, als der Caravanenthee zu seinem Landtransporte nach Rußland gebraucht Da aber die Fracht für den Landtransport dieses Thees außerordentlich hoch ist, so ist es natürlich vortheilhafter, nur die feinern Sorten aus China auszuführen, indem diese die Transportkosten besser tragen können. Somit ist der Caravanenthee im Allgemeinen genommen, allerdings besser, als unsere gewöhnlichen Theesorten, welche bisher auf dem Continente im Gebrauche waren. Der schwarze Caravanenthee, so viel wir davon haben zu sehen bekommen, ist nichts als eine gute Sorte Pekon, und meistens diejenige, welche im Publikum den falschen Namen Pe-kon-Blüthen-Thee von den weißen Spitzen erhalten hat, welche die meisten dieser Blätter zeigen, die aber nicht die Blüthen der Pflanze, sondern nur junge Blätter sind, welche mit feinen weißen Haaren besetzt sind. Allerdings ist es sehr auffallend, daß dieser behaarte Thee nicht auch in grüner Farbe zu uns kommt, und daß nicht in allen Gegenden die jungen Knospen der Theestaude diese Behaarung zeigen; ein Fall, der jedoch auch bei uns an verschiedenen Culturpflanzen, nach ihren verschiedenartigen Standpunkten wahrzunehmen ist.

In den letzten zehn Jahren hat sich auffallend die Liebhaberei für den Genuß des Thees in Deutschland vergrößert, und auch in demselben Maaßstabe hat sich die Zufuhr des Thees vermehrt; freilich sind es nur die schlechtesten Sorten, welche bisher zu uns ausgeführt wurden, da den Kaufleuten, meistens Nordamerikanern, die Lust fehlte, eine theuere Theeladung nach Hamburg zu schicken, wenn sie gewiß waren, daß sie schon bei den wohlfeilsten Thearten ihren Verdienst erlangen würden. Erst durch die letzten Reisen, welche die Königliche Seehandlung zu Berlin nach China unternehmen ließ, wurden sehr gute Theesorten in großen Quantitäten zu uns nach Deutschland gebracht, doch leider noch immer viel zu wenig, um dem ganzen Publikum den herrlichen und wohlthuenden Genuß eines guten Thees zu verschaffen. Wird erst das Publikum den guten Thee allgemein kennen lernen, so werden die Kaufleute gezwungen sein, nur gute Waare nach Deutschland kommen zu lassen, wie dieses schon lange in England der Fall ist. Gegenwärtig ist es eine wahre Schande für den Handelsstand, wenn man die abscheulichen Theesorten ansieht, welche im Innern von Deutschland verkauft und getrunken werden; da ist dann natürlich der Caravanenthee immer der Beste. Auf unserer Reise brachte die Prinzeß Louise so ausgezeichnete Thees mit, daß schon die dritte Sorte, dem Preise nach, alle Caravanen Thees übertraf, welche bei uns zu haben waren, und dennoch war der Preis dieses Thees zu Berlin nur 3 Rthlr. für das Pfund.

*) Heißt so viel als kleines Gut von Blättern dreijähriger Stauden, von sehr vortrefflichem Boden.

**) Heißt so viel als helle Blattsprosse.

***) So heißt das Schiff, worauf der Verfasser seine Reise machte.

U. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattan'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 26. August. **N°. 68.**



Einige Fragmente über das Zollwesen zu Trier in der Mitte des 15ten Jahrhunderts.

Mitgetheilt aus einer Handschrift jener Zeit *)

von J. H. Wyttenbach.

Die Handschrift verbreitet sich theils über die Erzbischöflichen Rechte, theils über die der Stadt Trier. Unter diesen kommt folgende Rubrik vor:

Dieß ist der groß zoll zu Trier.

Nun heißt es weiter:

„Primo ist zu wissen das alle Edellute vnd priesterschaft die beneficiert vnd belehnet sint in dem stifft nit zoll engebent."

„Item vnd die pristerschaft vnd Ritterschaft in dem Land Lützemburch, vnd viel in dem Land Lothringen auch nit zoll engeben."

„Item midden an Kettenheim pflugst (fließt) eyn bach in die musel, die bach heysset das alde wasser; von der bach an bis zu wasserpilich was da en bynnen vff der museln gesessen ist, die gebent nit mehr dan eynen Hlr von yedem malter frucht, das sie zu Trier verkeuffen."

„Item die von Covelenz (Coblenz) seyn zoll schuldig von allen sachen, von LX gulden eynen, vßgenomen von der frucht, die sie vff dem waßer buyßwendig der stat (Trier) kauffen. In den schiffen da sint sie von yedem malter nit mehr dan 1 Hlr schuldig."

„Item die broitkarren geben durch das Jare zoll von LX gulden eynen; vßgenomen vff sand Peterstag vnd in den karwochen, da gibt iglich karre 1, (2) broit vnd ist zollfry vff die dage." —

So weit mein Auszug. Die Zollverordnung erstreckte sich für Fremde noch auf vielerlei Artikel, z. B. auf Wein, Fleisch, Käse, Unschlicht, Flachs, Krämerei mit Ellenwaaren, Salz, Heringe, Fische, Leder und Felle.

*) Die Handschrift war vor einigen Jahren noch zu Trier in ihrer Heimath; ist aber nun nicht mehr da. Zur Zeit hatte ich auf einige Augenblicke sie benutzt, und in aller Eile mir nur einige Auszüge machen können.

Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

B.

Bann und Frieden thun — Ein Ausdruck, den wir in mehreren Dokumenten lesen, so heißt es z. B. in einem Losheimer Scheffenweißthum vom Jahr 1597: „Ich thue dem Jahrgeding Bann und „Frieden von wegen und im Namen eines hoch„würdigen Herrn Abts von St. Maximin als rech„ten Grundherrn." Bannen heißt hier so viel als bestellen oder zusammengebieten. Die lex Longobard. lib. II. Tit. 42. sagt: Nullus ad Placitum banniatur, nisi qui causam suam quærit. Das Wort Friede oder Friede thun heißt so viel als beschützen.

Bannmeile — bedeutet einen Bezirk, in welchem ein in ihrer Mitte gelegener Ort besondere Privilegien hat, z. B. der Ausschließung von Handelsleuten, Handwerkern u. s. w. In Bezug auf die Bannmeile der Stadt Trier, siehe folgende Verordnungen vom 1. September 1744. — 3. April 1648. — 14. August 1657. — 8. Jänner 1661. — 16. Februar 1682. — 24. Jänner 1692. — 15. Juli 1707. — 19. Juni 1719. — 7. October 1738. und 13. Juli 1765.

Bannmühle — Dadurch wurden diejenigen Mühlen bezeichnet, in welchen die Einwohner einer Gemeinde und manchmal einer ganzen Herrschaft verpflichtet waren, ihre Brodfrüchte mahlen zu lassen.

In einem Scheffenweisthum des sogenannten Erasmus-Hofes vom Jahr 1577 habe ich folgende Stelle gelesen: „Die Rodermühl uff der Leuckenbach oberhalb Sarburg, weisen die Schöffen dem „Grundherrn auch zu, so ein gebannt Mühl, „zu welcher ein Jeder Haußgesessener in dem Hof „Su Erasmi gebannt und verpflicht ist, darin zu „mahlen, und welcher ohne tägliche, rechtmäßige „Ursache und Erlaubniss, anderstwo mahlen läst, „der ist dem Junckern ein Beuß, und dem Müller den Molter zu geben verfallen. Im Fall „aber Jemand zu klagen hat, daß ihme ungleich „und wider die Gebühr mit dem mahlen geschehe, „und sich also befinde, der mag den Meyer von „wegen des Junkern, Urlaub heischen, dort anzu„fahren." Die Franzosen haben durch den Artikel 23. Tit. II. des Gesetzes vom 15. März 1790 diesen Mühlenzwang aufgehoben, mit der Ausnahme, welche in dem Artikel 24. angezeigt ist.

Banniere — Ist eine Fahne, welche vormals ein Bannerherr von seinem Herzog empfangen hat, wenn er im Stande war, wenigstens 10 wohlberittene Helme und Spiese in's Feld zu führen. Es gehörten indessen auch manchmal wohl 25 Mann zu einem Banniere, so lesen wir z. B. in einer Urkunde vom 23. September 1354 bei Hontheim Histor. Trev. dipl. Tom. II. Seite 184. folgende Stelle: Jeglichs mit syner Banniere nur fünf und zwanzig Helmen.

Bann-Freytag: ist der derjenige Freitag, welcher dem zweiten Sonntag nach Ostern folgt, und an welchem in der früheren Zeit in die Stadt Trier mehr gewallfahrtet wurde, als dermalen. Neller in einem Exercitium juridicum vom 8. März 1776. Seite 21. sagt davon Folgendes: Treviris omni anno statio bannita est feria VI. post dominicam II. Paschæ. (Fortsetzung folgt.)

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Licht.

(Fortsetzung.)

„Die Ausarbeitung einer praktischen Anleitung zum Betriebe des Seidenbaues schien mir (Herrn von Türk) in jeder Hinsicht nothwendig, um die Mängel des bisherigen Betriebes zu verbannen und neue Versuche richtig zu leiten. Hierzu war aber gerade die Kenntniß der kleinern Unternehmungen und der Schwierigkeiten, womit sie zu kämpfen haben, wesentlich nothwendig. — Auch durfte ich die Fortschritte nicht außer Acht lassen, die der Seidenbau im Auslande gemacht hat."

„So hat insbesondere der Graf Dandolo in Venedig sich große Verdienste um die zweckmäßige Betreibung des Seidenbaues in der Lombardei erworben. Herr Bonafous in Turin hat in einer eigenen Schrift, unter dem Titel: „Von der Erziehung der Seidenwürmer nach der Methode des Grafen Dandolo, Lyon 1821 —" seine Landesleute mit dessen Methode bekannt gemacht und seine eigenen Beobachtungen hinzugefügt. Ich habe daher die Schriften beider benutzt; dies und meine eigenen Beobachtungen auf einer Reise nach der Lombardei, die Erfahrungen der Seidenbauer der Provinz Brandenburg und die während eines eigenen Betriebes des Seidenbaues in einem Zeitraume von acht Jahren, haben mich in den Stand gesetzt, eine möglichst vollständige Anleitung zu Betreibung des Seidenbaues, des Haspelns der Seide u. s. w. zu geben." „Nichts wird darin bloße Theorie sein —, Alles ist von mir selbst erprobt und beobachtet worden." So berichtet Hr. v. Türk in seiner neuesten in diesem Jahre zu Leipzig über den Seidenbau erschienenen Schrift: „Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, so wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume nach den neuesten Erfahrungen und Beobachtungen. Mit 2 Kupfertafeln." Diese Schrift leistet wirklich das, was der Titel verspricht; sie ist die beste Empfehlung und Aufmunterung zur Seidenzucht. Was darin etwa ungern vermißt wird, nämlich: Angabe der Seidenhändler, bei denen die gewonnene Seide am vortheilhaftesten abgesetzt werden kann, und woher die mehrjährigen, hochstämmigen Maulbeerbäume zur schnellern Betreibung der Seidenzucht zu bestellen sind, ist in dem früherhin gedachten Schriftchen: „Ueber den Seidenbau mit vorzüglicher Rucksicht auf die Provinz Brandenburg—" enthalten.

Den bisherigen rastlosen Bemühungen und Aufmunterungen des Herrn von Türk — zur Beförderung der Seidenzucht, besonders in unserm Vaterlande, lasse ich hier zunächst folgen, was die Gesellschaft nützlicher Untersuchungen zu Trier bereits im Jahre 1826 hierüber dem Publikum im Drucke übergeben hat. Die wohllöbliche Gesellschaft hat — auf Veranlassung des Herrn Professors Steininger — in der Sitzung vom 26. Febr. 1826 den Seidenbau in Berathung gezogen. Unter andern schreibt sie in dem erwähnten Blatte unter dem Titel: „Die Einführung des Seidenbaues in dem Mosel- und Rhein-Thale betreffend." — „Die Gesellschaft hat sich überzeugt, daß der Maulbeerpflanzung und der Seidenzucht in dem Mosel- und Rhein-Thale überall kein Hinderniß entgegen stehe, wo der Weinbau mit Erfolg betrieben wird." Hierauf werden die Ursachen des Mißlingens des Seidenbaues in Deutschland angegeben, dann Vorschläge zur Betreibung des Seidenbaues gemacht. Auf der 4. Seite ist die ganz einfache Behandlung der Maulbeerbäume und der Seidenraupen zu lesen. Nun werden die größern Gutsbesitzer, die Herrn Bürgermeister und Pfarrer besonders auf diesen Gegenstand ländlicher Industrie aufmerksam gemacht, um durch ihr Beispiel Nachahmung unter den übrigen Bewohnern des Landes zu bewirken.

Auf der 7. Seite wird bemerkt, daß für das Gelingen der Seidenzucht in unserer Gegend zuletzt auch noch die Seidenzucht in der Ukräne, zu Charcow, Poltawa und Kiew in Rußland spreche, so weit nämlich Aprikosen und Weintrauben reifen.

Endlich heißt es daselbst: „Wenn übrigens in dem Rhein- und Mosel-Thale jeder Landmann, welcher dafür Sinn und den nöthigen Raum hat, jährlich für 100 bis 200 Thaler Seide wird ziehen können; so wird das Interesse hinreichen, die Seidenzucht allgemein zu verbreiten, und die einzige Theilnahme der Regierung dürfte sich darauf beschränken, in den Gemeinden Pflanzschulen für Maulbeerbäume anlegen zu lassen, daß die Landleute daselbst ihre Bäume in billigen Preisen kaufen können, wie dies im Rhône-Departement durch den auch am Rheine mit größter Achtung genannten Präfekten Herrn Lezay-Marnésia angeordnet worden."

In Betreff der von der erwähnten Gesellschaft gewünschten Theilnahme der Regierung ist es erfreulich zu lesen, daß das Königl. hohe Ministerium der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten in einem Rescript vom 29. October 1833 sich für unsern Gegenstand in so weit interessirt hat, daß es wünscht, einzelne Schullehrer möchten den Seidenbau betreiben, wozu dieselben durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen in Stand zu

setzen wären. Mit Bezugnahme hierauf fügte die Königl. Regierung in einem Schreiben an Herrn Landrath Perger unter dem 29. Januar 1834 hinzu: „Daß der Seidenbau an vielen Orten des hiesigen Regierungsbezirks glückliche Fortschritte würde machen können, ist nicht zu zweifeln, da in den nördlicher gelegenen Provinzen die Erfahrung bereits dieselben bewährt hat. Auch möchten sich ausser den Schullehrern hie und da einzelne Liebhaber zur Betreibung des Seidenbaues finden, wenn diese Sache einmal angeregt wäre. Vor Allem aber ist die Anpflanzung der Maulbeerbäume zu befördern. Wenn auch für itzt keine Gemeinde-Grundstücke hiezu auszumitteln sein sollten, so könnten zum Anfange einige Maulbeerbäume in den Schulgärten und vielleicht auch hie und da auf den Kirchhöfen und andern einzelnen öffentlichen Plätzen gepflanzt werden. Wir ersuchen Sie, hierauf Ihre Aufmerksamkeit zu richten."

Abschrift vorstehender Regierungs-Verfügung hat gedachter Herr Landrath den 12. Febr. 1834 den Hrn. Schulinspektoren mitgetheilt, mit dem Ersuchen, ihren Einfluß auf die Schullehrer anzuwenden, damit dieselben sich mit Anpflanzung des Maulbeerbaumes beschäftigen. (Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Getreidemühlen.

Die Kunst, das Getreide zu mahlen, wird von Plinius, in dem berühmten Kapitel über die Erfindungen *), der Ceres beigelegt, was in andern Worten so viel heißt als: man wisse nichts von ihrem Ursprunge, sie sei älter, als alle Geschichte. In der That, die ältesten Denkmale unterstellen sie entweder oder erwähnen ihrer als einer bekannten Sache. So bewirthet z. B. Abraham nach Moses seine Gäste mit Kuchen vom feinsten Mehle, und das Manna ward wie Getreide gemahlen. Die Odyssee nennt das Mehl das Mark der Männer und läßt, bei den Gelagen der üppigen Freier der Penelope, emsige Mägde nebst andern Dingen auch mit Brod gefüllte Körbe reichen. Man frage demnach nicht, wann man angefangen habe zu mahlen, sondern welcher Mittel und welcher Kräfte man sich in den verschiedenen Zeiten zu diesem Zwecke bedient habe. Der Mörser, in dem anfänglich durch eine Menschenhand das Getreide gestampft wurde, wich allmählig der Handmühle, und neben dieser bildete sich die Roß- oder Eselsmühle. Die Handmühle sowohl, als auch die Eselsmühle mag in verschiedenen Zeiten anders ausgesehen haben; wann und durch wen die verschiedenen Veränderungen vorgenommen wurden, darüber sucht man vergebens Auskunft in der Cultur-Geschichte.

Anders verhält es sich mit den Wasser-, Wind- und Dampfmühlen. Die Zeit der Erfindung der letztern, von welcher hier weiter nicht die Rede sein soll, ist völlig bekannt; die Zeit der Erfindung der beiden erstern läßt sich ungefähr bestimmen. Strabo, der unter Augustus lebte, erzählt, es habe sich neben der Residenz des Königes Mithridates von Pontus eine Wassermühle befunden, und die Beschreibung einer solchen, bei Vitruv **), berechtigt zu der Annahme, daß sie schon zur Zeit des Augustus in Rom eingeführt war. Daß die Anwendung des Wassers als bewegende Kraft damals angestaunt wurde, beweis't ein Epigramm der Griechischen Anthologie, das dem Antipater, der nach Salmasius Cicero's Zeitgenosse war, beigelegt wird und nach Herders Uebersetzung also lautet:

> Laßt die Hände nun ruh'n, ihr mahlenden Mädchen, und schlafet
> Lange; der Morgenhahn störe den Schlummer euch nicht!
> Ceres hat eure Mühe den Nymphen künftig empfohlen,
> Hüpfend stürzen sie sich über das rollende Rad,
> Das mit vielen Speichen um seine Achse sich wälzend,
> Mahlender Steine vier, schwere, zermalmende treibt. —
> Jetzt genießen wir wieder der alten goldenen Zeiten,
> Essen der Göttinn Frucht ohne belastende Müh.

Die Windmühlen waren den Römern schwerlich bekannt. Die Behauptung, daß sie eine Erfindung des Orients und erst durch die Kreuzzüge in Europa bekannt geworden seien, ist unwahrscheinlich. Denn nach einem Diplom bei Mabillon *) wird schon im J. 1106 einem Kloster in Frankreich erlaubt, Wasser- und Windmühlen anzulegen. In dem eben erwähnten Jahrhunderte muß der Gebrauch dieser Mühlen schon sehr häufig gewesen sein, weil man es der Mühe werth fand, einen Streit darüber zu erheben, ob den Geistlichen der Zehnte von denselben gebühre, welchen Streit Cölestin III. zu Gunsten der Seinigen entschied **). In der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts scheint man in der That der Windmühlen halber ein förmliches Luftregal anerkannt zu haben. Bemerkenswerth in dieser Beziehung ist folgende Begebenheit ***). Gegen das Jahr 1341 wollte das berühmte, nun längst zerstörte Augustiner Kloster zu Windsheim, in der Provinz Ober-Yssel, nicht weit von Zwoll, eine Windmühle errichten, welches ein benachbarter Gutsherr zu verhindern suchte, weil, wie er behauptete, ihm der Wind der dortigen Gegend angehöre. Da wandten sich die Mönche an den Bischof zu Utrecht, unter dessen Herrschaft die Provinz seit dem zehnten Jahrhunderte stand. Dieser entschied, daß ihm, dem Bischof von Utrecht allein, aller Wind der ganzen Provinz gehöre, und ertheilte deswegen dem Kloster eine ausdrückliche Erlaubniß, eine Windmühle zu bauen, wo es wollte.

Ohnerachtet die Wind- und Wassermühlen so große Vortheile darboten, so behaupteten sich nichtsdestoweniger die Hand- und Eselsmühlen noch lange Zeit nachher. Es erwähnen beider die Römischen Gesetze unter den Kaisern, und für den spätern Gebrauch der Handmühlen insbesondere sprechen mehrere Verordnungen der Kaiser über die Mühlensklaven †). Benediktus, der in einer unserer vorigen Nummern der Lehrer Europa's in der physischen und geistigen Arbeitsordnung genannt wird, hatte eine Eselsmühle, um für sich und seine Brüder das Getreide zu mahlen, und bei Gregor von Tours wird eines Abtes in Ehren gedacht, weil er seinen Mönchen durch Erbauung einer Wassermühle die Mühe an der Handmühle ersparte ††).

(Schluß folgt.)

*) H. N. VII. 56.
**) Lib. X. C. 10.

*) Annales ord. S. Benedicti. Tom V. p. 474.
**) Decretales Greg. lib. 3. tit. 30. C. 23.
***) Vgl. Krünitz ökonomisch-technologische Encyclopädie. Thl. 95. S. 41.
†) Vgl. die von Krünitz S. 18 im genannten Werke angeführten Stellen.
††) Vgl. Krünitz S. 21.

Erste Osmanische Staats-Einrichtungen *).

Im dreißigsten Jahre nach der Gründung unabhängiger Herrschaft der Osmanen, und im dritten nach dem Regierungsantritte des zweiten Herrschers

*) Vgl. Joseph v. Hammers Gesch. des Osmanischen Reiches. 2te verb. Ausg. I. Bd. S. 92 f. 95 ff.

derselben, im selben Jahre, wo Carl der Schöne von Frankreich zu Paris starb, wo zu Rom Ludwig der Bayer als Römischer Kaiser gekrönt, und zu Constantinopel der Byzantinische, der ältere Andronikos vom jüngern, seinem Enkel, des Thrones entsetzt und in den Kerker geworfen ward, wurde das Osmanische Reich durch die ersten, von Alaeddin im Stillen ausgedachten politischen Gesetze und Staatseinrichtungen befestigt. Solche, nach Staatserforderniß gegebene Satzungen, sind des Islamitischen Staatsrechtes vierte Quelle, welche in keinem Widerspruche mit den drei andern höhern, d. i. mit dem Worte Gottes (dem Koran), mit dem Worte des Propheten (der Sunna), mit der einstimmigen Entscheidung der Väter der Islamitischen Kirche (der vier großen Imame), nur das Stillschweigen und den Mangel derselben ersetzt, und unter dem Namen Urfi, d. i. der willführlichen Gesetzgebung, die Grundregel des Islams dem jeweiligen Bedürfnisse des Staats anpaßt. Diese Satzungen wurden von da an im Osmanischen Reiche mit einem Griechischen Worte Kanun, d. i. Kanon genannt, und die Sammlung derselben Kanumame, d. i. das kanonische Buch oder Recht, eine Benennung, womit also keineswegs der bei uns übliche Begriff des Kirchenrechts, sondern der demselben zum Theile entgegenstehende des insbesonderen Osmanischen Staatsrechtes zu verbinden ist.

Drei Gegenstände waren das Hauptaugenmerk der von Alaeddin entworfenen, von Urchan eingeführten Staatseinrichtungen; die Münze, die Kleiderordnung und das Heer.

Die wichtigste von Alaeddin's Einrichtungen war die des Heeres, und zwar die eines stehenden, besoldeten, um ein ganzes Jahrhundert früher, als Carl VII. von Frankreich, welcher bisher in der Europäischen Geschichte des Mittelalters für den ersten Gründer eines stehenden Heeres gegolten, dasselbe den Türken nachgeahmt. Ertogruhl und Osmann hatten ihre Züge blos mit Türkmanischen Reitern ausgeführt, welche Akindschi, d. i. Streifer oder Renner genannt, bei jedesmaligem Erfordernisse als die Reisigen ihrer Herrn aufgeboten in's Feld zogen. Urchan errichtete zuerst eine Truppe zu Fuß, und zwar eine stehende besoldete, welche Jaja oder Piade, d. i. Fußgänger geheißen, täglich mit einem Akdsche (damals ein Viertel Dirchen Silbers) besoldet, je zehn, hundert und tausend von Decurionen, Centurionen, und Chiliarchen befehligt wurden. Diese Truppe, durch den Sold übermüthig, vergrößerte bald durch Ausschweifungen die Unordnung, welcher ihre Einrichtung hätte abhelfen sollen. Da berieth sich Urchan mit seinem Bruder und Wesir Alaeddin und mit seinem Heeresrichter Kara (der schwarze) Charil Tschenderelí, einem Schwager des Scheichs Edebali, und folglich dem Herrn und dem Wesir verschwägert. Der Heeresrichter, mit dem störrischen Sinne der Türkmanen und ihren übermüthigen Ausschweifungen nur zu bekannt, schlug den tief durchdachten, von der größten Menschenkenntniß und herzenlosesten Politik berechneten Plan vor, einer neuen, blos aus Christenkindern, die mit Gewalt zum Islam bekehrt werden sollen, zu errichtenden Truppe. Die Besiegten, sagte er, seien die Sklaven des Siegers, dem ihre Güter, ihre Weiber, ihre Kinder als rechtmäßiger Besitz verfallen; durch gewaltsame Bekehrung der letzten zum Islam und ihre Einrollirung als Krieger für den Dienst desselben würde zeitliches und ewiges Heil gefördert. Nach den Worten des Propheten bringe jedes neugeborne Kind schon die Anlage des Islams mit auf die Welt. Durch die beförderte Entwickelung desselben in einem aus Christenkindern zusammengesetzten Heere würde selbst in denen der Ungläubigen Wetteifer des Ueberganges zum Islam entzündet, und die neue Truppe nicht nur aus Kindern der Besiegten, sondern auch aus den durch die Bande gleicher Landsmannschaft und Glaubensverläugnung mächtig angezogenen Ueberläufern des Feindes reichlich recrutirt werden. Ein höllischer Plan, dem an christenverderblichem, moslimenerwerblichen Erfolge kein anderer gleich kommt, welcher in der Geschichte des militairischen Despotismus unerreicht dasteht in der alten und neuen Zeit. Zwar hatten schon die Califen ihren Thron mit Leibwachen aus Türkmanischen Sclaven umgeben, deren Gehorsam und Treue durch reichlich zugemessenen Sold und gänzlich abgeschnittene Verbindung von Vaterland und Blutsverwandtschaft verbürgt ward, und Eroberer haben durch Verpflanzung ihrer Truppen aus dem Lande, wo sie eingeboren, in andere die Bande militairischer Zucht straffer angezogen, und die der Nationalität erschlafft oder gesprengt; aber nirgends wurden, wie hier, mit den Banden des Volksthums und der Verwandtschaft zugleich die der Religion der Väter zerrissen, und nirgends, als bei den Türken, wurzelte der Kern ihrer Heeresmacht auf dem blutgedüngten Grunde des dreifachen Abfalls von Vaterland, Eltern und Glauben.

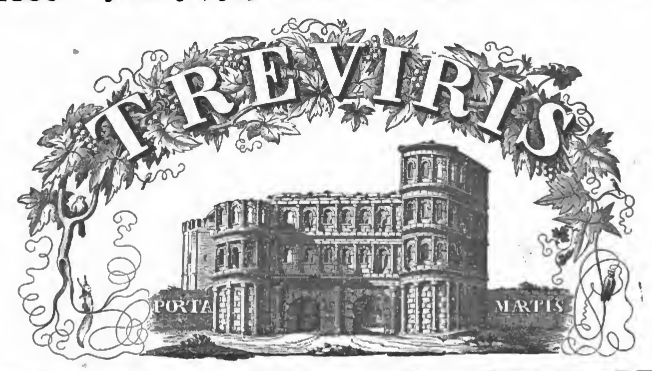
Diese schwarze Erfindung ist die des schwarzen Chalil Dschenderelí, an teuflischem Sinn viel schwärzer, als die fast gleichzeitige des von Schwarz in Europa wieder erfundenen Pulvers. Die Truppe (Tscheri) wurde die neue (Jeni Tscheri) genannt, und der Name der Janitscharen wurde bald auf den Flügeln des Sieges von Asien nach Europa getragen. Den Namen, so wie die unterscheidende Form der weißen Feldmütze, erhielten sie vom Derwische Hadschi Begtasch, dem Stifter eines noch heute im ganzen Osmanischen Reiche weit verbreiteten Ordens, bei folgender Gelegenheit. Urchan, von einigen der besoldeten Renegaten begleitet, besuchte den Scheich Hadschi Begtasch im Dorfe Sulidsche Kenarijun, in der Nähe von Amasia, ihn um seinen Segen, um eine Fahne und um einen Namen bittend. Der Scheich legte den Aermel seines Filzmantels auf den Kopf eines der ihm vorgestellten abgefallenen Söldlinge, so daß der Aermel über den Kopf rückwärts herabhing, und sprach: ihr Name sei die neue Truppe (Jenitscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend; immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlsein! (Schluß folgt.)

U. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein Nº. 1155).

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 29. August. №. 69.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

B.

Bassette: ist ein Hazardspiel, welches in dem Herzogthum Luxemburg ehedem bekannt war, und durch eine Verordnung vom 26. September 1713 unter einer Strafe von 500 Florin verboten wurde.

Batsch: Trier. Wochenblatt v. J. 1820. Num. 22.

Baugeding. Die Baugedinge wurden gewöhnlich nur jährlich gehalten; und vor denselben die Klagen vorgebracht, welche die Vernachläßigung der Weinberge betrafen. In einer Urkunde vom 11. April 1562 heißt es: „Es soll das Baugeding jähr„lich zu gewöhnlicher Zeit gehalten, doch an dem„selbigen nicht anders gehandelt, dann allein „Bauhe, Ueberbauwe und dergleichen Rügbare „Stück, wie vor Altars gerügt werden." — In einem zu Filtzen an der Saar im Jahr 1592 gehaltenen Baugeding wird gesagt: „Uff Sanct Jo„hannis Abend soll man beider Herrn Weingärten „besichtigen, ob die Gehoeber ihre Weingärten recht „und wie bräuchig ist, gebauwet haben. Im Fall „Jemand säumig daran erfunden würde, densel„bigen soll man rügen, und weisen dem Herrn, „dem solcher Weingarten zugehörig ist, Vur die „Buß zehn Albus, und den Schöffen zwölf Sester „Weins." — Siehe noch unten Ruge.

Bede — Trier. Wochenblatt v. J. 1818. N. 12.

Beleyden — Das.

Bestaten — Das.

Besthaupt — siehe Curmut.

Bihornum vinum. — Trier. Wb. v. J. 1818. N. 12.

Bende — Reuter. — Das. v. J. 1820. N. 32.

Beweippen — Das. N. 40.

Boden — Das. v. J. 1818. N. 12.

Born — Das.

Brautlaufte — Das. N. 13.

Brüchten — Das.

Brühl — Trier. Kronik v. J. 1824. S. 252.

Buchsen — Trier. Wochenbl. v. J. 1818. N. 14.

Bur-Dechant — Das. N. 14.

Burgfriede. — In einer Urkunde vom 6. Juli 1325 bei Hontheim T. II. Seite 107 heißt es: „Daß „er (Baldewin) vor sich und seynen Stifft zu „Trier, eweuckliche, wo er will, by Buch, das „wir doch zu Lehen han von ihme und sinem Stiff„te, uffrichte und machte einen Burgfridden, „und Plancken daumbe, und eine Veste wie sy „willen." In der Note a. daselbst macht Hontheim zu dieser Stelle folgende Anmerkung: Burgfriede hic significat locum, quo pax et fides jurato datur de mutua securitate. Ich erinnere mich, ehemals unter dem ersten Einfahrtsthore in den Kurfürstlichen Pallast zu Trier auf einer hölzernen Tafel ein Gemälde gesehen zu haben, ein Bloch mit einer darauf liegenden Hand und über derselben ein Beil vorstellend, mit der Aufschrift: Burgfrieden.

Burgauh. Burgbrennen. — Trier. Wochenblatt v. J. 1818. N. 13.

Burggemeine. — Das.

Burghude — Das.

Bussen (kleine) Das.

Bussen (grosse) — Das.

Buvange — Das.

(Fortsetzung folgt.)

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Licht.

(Fortsetzung.)

Die Regierungen in benachbarten Ländern blieben

in dieser Sache nicht zurück; sondern eilten vielmehr der unsrigen zuvor. So las man in der Trierischen Zeitung vom 24. Januar 1830 unter dem Artikel Paris Folgendes: „Das Gouvernement sucht auf alle Wege die Anpflanzung der Maulbeerbäume in den nördlichen Provinzen zu befördern.“ — Daß der berühmte Präfekt Lézay-Marnésia im Rhône-Departement schon vor dieser Zeit Pflanzschulen von Maulbeerbäumen hat anlegen lassen, damit die Landleute daselbst ihre Bäume in billigen Preisen kaufen können, darauf hat uns schon die Gesellschaft nützlicher Untersuchungen oben aufmerksam gemacht.

Im Königreiche Baiern ist der Seidenbau schon längst eingeführt und vom Könige selbst unmittelbar kräftig unterstützt worden. Im Jahre 1832 waren schon gegen 4 Millionen Maulbeerbäume angepflanzt: und im Jahre 1833 hat sich die Ständeversammlung für dessen Verbreitung und Aufmunterung ausgesprochen.

Was schon in frühern Zeiten, etwa vor 100 Jahren, in Preußen zur Gründung des Seidenbaues und zur Aufmunterung dazu geschehen ist, darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Diejenigen, welche weiße Maulbeerbäume erzogen, bekamen nicht nur ein ansehnliches Wartegeld, ungeachtet die Bäume Eigenthum derjenigen blieben, die sie erzogen, sondern es waren auch auf die Seidenwürmerzucht selbst wichtige Belohnungen ausgesetzt.

Ein Mandat, welches zu Berlin unter'm 26. December 1730 erlassen worden, gehört hierhin, und verdient um so mehr ausführliche Erwähnung, weil darin die ganze Art und Weise vorgeschrieben ist, wie man die Maulbeerbäume pflanzen und warten soll. Es heißt nämlich darin:

„Daß im Königreiche Preußen die Kirchhöfe, sowohl in den Städten, als auf dem platten Lande und in den Dörfern mit Maulbeerbäumen bepflanzt und die Unkosten dazu aus der Kirche genommen werden sollten. Auf einem Kirchhofe sollen 20 bis 30 Stück derselben gepflanzt und solche der Aufsicht der Prediger und Küster anvertraut, auch künftig der Kirche zum Besten verpachtet werden. Sobald das Wetter im Februar oder März aufgehe, daß man mit dem Spaten in die Erde kommen könne, soll der Pastor an der Seite des Kirchhofes oder der Mauer, damit an den Grabstätten nichts abgehe, die Gruben zu den Bäumen machen lassen, jede 3 Fuß tief und 3 Fuß weit, aber 15 Fuß eine von der andern, daß die Bäume nicht zu nahe an einander kämen, und sollten selbe, bis der Baum fortgepflanzt wird, offen stehen. Zu Ausgang des Märzes könnten die Bäume gepflanzt werden, bis Ende des Aprils, weil sie spät ausschlügen, da dann die oberste Erde, welche zuerst aus der Grube genommen worden und auf eine Seite derselben geworfen werden könnte, zuerst unten hineingethan, die andere aber mit Gassenkoth und etwas kurzem Mist oder Holzerde vermischt, gleichfalls in die Grube niedergeworfen und selbe damit vollgefüllt werde. Man sollte dann vorerst eine Baumstange von 6 bis 8 Fuß lang in die Grube anderthalb Fuß tief stoßen, den Baum dabei pflanzen und ihn an die Stange festbinden, damit er gerade wachse. Das erste Jahr sollte man dem Baume keine Nebenschüsse nehmen, sondern ungestört wachsen lassen. Das andere Jahr wäre er fleißig zu beschneiden — bis auf zwei oder drei Hauptschößlinge, welche man fortwachsen lasse. Besonders wäre hier noch wohl zu merken, daß man den Baum, sobald er gepflanzt, begieße, oder gleich bei der Pflanzung, und solches den ersten Sommer, wenn der Regen ausbleibe, nicht versäume, damit die Wurzeln erst Erde fassen und sich darin befestigen. Wenn solches geschehen, so würde von hunderten keiner ausgehen oder zurückbleiben. Das dritte Jahr, wenn sie gepflanzt, könnte man bereits das Laub von ihnen brechen: nach dem fünften Jahre aber könnten sie wohl mit gutem Nutzen verpachtet werden.“

Der Regierung des unvergeßlichen König Friedrich's II. war es vorbehalten, diesen Zweig der vaterländischen Industrie vorzüglich zu beleben; dennoch wurden in den Jahren 1746 bis 1749 im ganzen Lande nur 100 Pf. Seide jährlich gewonnen. Von nun aber fing der Ertrag des Seidenbaues an zu steigen: so wurden allein in der Kur- und Neumark im J. 1774 6315 Pf. Seide gewonnen. In demselben Jahre im Herzogthum Magdeburg, Pommern und Halberstadt 6849, also 13164 Pf. Der Ertrag stieg noch unter der Verwaltung des Staatsministers von Herzberg, der sich des Seidenbaues und der Anpflanzung von Maulbeerbäumen sehr thätig annahm, so daß man im Jahre 1782 schon 3 Millionen laubbare Maulbeerbäume zählte. Im Jahre 1784 erhielten 60 Personen, die entweder zum ersten Male Seide gebaut, oder eine vorzüglich große Menge von Seide gewonnen hatten, Prämien. Es wurden in diesem Jahre 14,000 Pf. Seide erzeugt, wovon schon früherhin die Rede war.

Indessen mißlang später der Seidenbau, der auf Rechnung des großen Militair-Waisenhauses in Potsdam betrieben wurde, eben so im Landschullehrer-Seminar zu Berlin und an andern Orten, wo er für Königl. Rechnung im Großen betrieben wurde. Man suchte aber die Ursache des Mißlingens nicht in der fehlerhaften Behandlung, sondern man fing an zu glauben, daß unser Klima sich nicht für den Seidenbau eigne, daß er nur in südlichen, wärmern Ländern gedeihen könne u. s. w. Um diese ganz irrige Angabe zu widerlegen, will ich hier, nebst dem, was schon früherhin von der heutigen sehr vortheilhaften Betreibung des Seidenbaues des Schullehrers Götze in Stücken ist berichtet worden, nur noch beifügen, was der mit diesem Industriezweig beauftragte Königl. Preuß. Staatsrath Herr Kunth in das 172. Blatt der Staatszeitung vom Jahr 1835 einrücken ließ.

Inländischer Seidenbau.

„Daß der Seidenbau in dem größten Theile des Preußischen Staats, das ist überall, wo der Maulbeerbaum gut fortkommt, mit eben dem Erfolge, sowohl was die Quantität und Qualität des Produkts, als was die Kosten und den Geldvortheil betrifft, getrieben werden könne, wie in Mailand und Piemont, wo er ebenfalls erst seit kaum 300 Jahren bestehet, davon hat der hiesige Kunsthändler Bolzani dieses Jahr einen neuen sprechenden Beweis im Großen geliefert.“

„Unter Vermittlung der höchsten Behörde waren ihm zu seiner Unternehmung einige Zimmer im Invaliden-Hause eingeräumt worden. Die Bäume hatte er von dem Oekonomen dieses Hauses und der Charité in Pacht genommen; er war jedoch genöthigt, sie noch erst regelmäßig einstutzen zu lassen, wodurch zwar für die Erhaltung der Bäume auch auf folgende Jahre und später für einen größern Ertrag an Laub gesorgt ist, für ihn aber diesmal die Verlegenheit entstand, einen Theil des Laubes bis von Köpnick herbeiziehen zu müssen, und als ob das Unternehmen gleich Anfangs auf alle mögliche Proben gestellt werden sollte, trat eine für diese Jahreszeit in hiesiger Gegend ungewöhnlich regnigte Witterung ein, und blieb herrschend beinahe die ganze Seidenbauzeit, vom Mai bis Juni hindurch. Diese und andere, auch aus der Fremdartigkeit des

Geschäftes am hiesigen Orte entstandene Schwierigkeiten hat Herr Bolzani glücklich überwunden."

„Herr Bolzani hat über 1000 Pfund ausgezeichnet gut gesponnener Kokons erzeugt, und wird daraus, nach bisheriger Erfahrung, 100 Pfund feine Seide gewinnen, welche den besten Sorten der Oberitalienischen nicht nachstehet. Dies ist, so viel bekannt, bei weitem der größte Ertrag, welcher im Preußischen Staate jemals aus einer einzelnen Anstalt, zumal eines Privatmannes, hervorgegangen ist. Herr Bolzani hat sich bei diesem Unternehmen als ein Mann gezeigt, der nicht nur des auch sonst bekannten, gewöhnlichen Verfahrens bis in die kleinsten Theile, sondern zugleich der wichtigsten neuern Entdeckungen kundig ist, deren Anwendung wesentlich dazu beiträgt, das Geschäft des Seidenbaues zu vereinfachen, die Kosten zu vermindern und den Erfolg zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Getreidemühlen.

(Schluß.)

Der spätere Gebrauch der Handmühlen unter den Römern erklärt sich leicht aus der großen Menge von Sklaven (Mädchen pflegten die Handmühlen zu bedienen) die ihnen zu diesem Ende noch lange nach Constantin zu Gebote standen; denn mit der Annahme des Christenthums hatte das abendländische Römische Reich keineswegs allen heidnischen Mißbräuchen entsagt. Da überdies jede Römische Haushaltung sich durch ihre eigenen Leute jeden Lebensbedarf und jede Bequemlichkeit verschaffte, so begreift man leicht, wie der Römer, der bei dem hergebrachten Gebrauche, sich sein Mehl selbst zu bereiten, stehen blieb, die Hand- oder Roßmühle beibehalten mußte, einmal, weil sich eine Wassermühle nicht überall errichten läßt, dann aber auch besonders, weil die Anlage einer solchen zu kostspielig ist. Oeffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor, und die ältesten Gesetze, die derselben gedenken, um's J. 398, sprechen von ihnen, als einer neuen Anstalt, die des öffentlichen Schutzes bedurfte, und Befehle zu dieser Absicht wurden noch gegen das Ende des fünften Jahrhunders von Zeno erneuert und geschärft *).

Dem Grundsatze der Römischen Haushaltungen, sich selbst Alles zu sein, huldigten auch die Klöster; es ist daher kein Wunder, daß in Klöstern, deren örtliche Lage oder Vermögensumstände die Errichtung einer Wasser- oder Windmühle unmöglich machten, die Brüder entweder selbst ihr Mehl bereiteten, oder sich von Eseln in dieser Hinsicht vertreten ließen.

Außerdem mag der allgemeinen Einführung der Wassermühlen sowohl, als auch der Windmühlen im Mittelalter der Umstand sehr im Wege gestanden haben, daß man sie zu den Regalien rechnete **).

Weit hindernder jedoch, als dieser Umstand, mußten die Zwang- oder Bannmühlen (molendina bannaria) eingreifen. Mächtige Grundherrn errichteten nicht selten Mühlen auf ihren Gebieten und nöthigten Alle, die sich innerhalb eines solchen Gebietes befanden, ihr Getreide auf diesen Mühlen, gegen eine bestimmte Abgabe, die gewöhnlich von dem zu mahlenden Getreide selbst in der Mühle unter dem Namen Molter erhoben wurde, mahlen zu lassen. Schon im eilften Jahrhunderte geschieht ihrer Erwähnung *). Ueber ihren Ursprung läßt sich nichts Zuverläßiges angeben. Zu bedauern ist es übrigens, daß sie in den meisten Gegenden Deutschland's noch zu Anfange dieses Jahrhunderts vorhanden waren **), und es in vielen auch jetzt noch sind.

Unter allen Getreidemühlen gebührt unstreitig der Wassermühle, wo sie angelegt werden kann, der Vorzug. Dies hat man seit ihrer Erfindung immer anerkannt; sie zu vervollkommnen, war das Streben aller Zeitalter; Männer, wie Euler, Newton und Karsten boten hier die Hand. Die Bestrebungen der Mechaniker unserer Zeit in Europa und Amerika waren in dieser Beziehung besonders segensreich, so daß man mit Recht sagen kann, der Mühlenbau habe gegenwärtig einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Da indessen nicht leicht Jemand eine alte Mühle, die sich in einem erträglichen Zustande befindet, beseitigt, um einer neuen Platz zu machen, da man ferner bei Errichtung neuer Mühlen, um Kosten zu ersparen, nicht zu erfahrenen Meistern, sondern nur zu solchen seine Zuflucht nimmt, die Nichts als das Hervorgebrachte kennen, und überdies ebenfalls aus Sparsamkeit nicht leicht das zweckmäßigste Material, das Eisen in Anwendung bringt, so sind nichtsdestoweniger Mühlen, welche dem gegenwärtigen Zustande der Mechanik entsprächen, noch immer sehr selten und verdienen, wo sie vorkommen, besonderes Studium. Ein Werk dieser Art ist die Fremmersdorf (Saarlouis) gegenüber gelegene, Herrn Villeroy zugehörige Wassermühle, welche wir hiermit der Aufmerksamkeit aller Liebhaber und Interessenten empfehlen.

Bei dieser Gelegenheit verdient es ebenfalls bemerkt zu werden, daß man der Handmühle wieder zu Ehren verhelfen will. Zu Coblenz soll sich eine solche befinden, welche ein Mann bequem bewegt. Sie soll hinreichen, um eine bedeutende Bäckerei zur Genüge mit jeder Art Mehl zu versehen ***).

*) Vgl. die von Krünitz angef. Stellen S. 19.

**) Schon Kaiser Friedrich I. rechnet die Wassermühlen ausdrücklich zum Wasserregal. Vgl. C. L. Tolneri cod. Dipl. Palatin. in dessen Historia Palatina S. 54. Außerdem was oben über die Windmühlen in dieser Beziehung angeführt ist, bemerke man noch, daß im J. 1394 Albert Pfalzgraf bei Rhein der Stadt Harlem die Erlaubniß ertheilte, eine Windmühle anzulegen. Vgl. Theodorii Schrewelii Harlemum. Lugd. Bat. 1647. p. 181.

*) Man vgl. die von Krünitz S. 42 des erwähnten Werkes angef. Beweisstellen; ferner H. Appellations-Rath Müller in unserer vorigen Nummer.

**) Vgl. Krünitz a. a. O. S. 43.

***) Eine kurze Beschreibung der genannten Wassermühle, so wie die Nachricht in Betreff der erwähnten Handmühle verdanke ich Herrn Gymnasial-Lehrer Druckenmüller.

Erste Osmanische Staats-Einrichtung.

(Schluß.)

Zum Angedenken des Segens erhielt die weißfilzene Mütze einen von rückwärts herabhängenden Zusatz, den herabhängenden Aermel des Scheichs vorstellend, und vorne ward statt eines Büschels oder Feldzeichens der hölzerne Löffel aufgesteckt. Als Vorbedeutung reichlicher Verpflegung der neuen Truppe wurden die Namen ihrer Offiziere von den Bedürfnissen der Küche hergenommen. Der Oberste der Kammer, d. i. des Regiments, hieß Tschorbadschi, d. i. der Suppenmacher, nach ihm die angesehensten Offiziere Aschdschibaschi, d. i. der oberste Koch, und Sakabaschi, d. i. der Wasserträger; in der blutrothen Fahne strahlte der silberne Halbmond und das zweigespitzte Schwert Omar's; das Heiligthum des Re-

giments war der Fleischkessel, um den sie sich nicht nur zum Essen, sondern auch zum Berathen versammelten, und diese Formen bestanden bis auf unsere Tage, nach einem bald verflossenen halben Jahrtausend. Unter Mohammed II. sind auch diese Pfeiler des Osmanischen Staatsgebäudes, wie alle andern Theile desselben, vergrößert und verstärkt, die Zahl und der Sold der Janitscharen vermehrt worden. Dieser war gleich Anfangs auf einen Asper, doch so festgesetzt, daß dies nur der mindeste, und je nach Länge der Zeit und Größe des geleisteten Dienstes, demselben mehr und mehr beigelegt wurde, so daß der höchste in der Folge das Siebenfache des mindesten war. Ein Asper war der mindeste ursprüngliche Sold, ein Tausend die ursprüngliche mindeste Zahl der Janitscharen. Mit jedem folgenden Jahre wurden tausend andern Christenknaben aus der Zahl der Kriegsgefangenen der Islam und der Kriegsdienst aufgezwungen, und wenn die Zahl der Gefangenen nicht hinreichte, wurde der Ersatz der mangelhaften Zahl, oder im Frieden die ganze aus den Kindern der christlichen Unterthanen ausgehoben, bis herunter in die Regierung Mohammed's IV., wo mit der Selbstrecrutirung der Truppe aus ihren eigenen Kindern der Abfall derselben begann. Die Osmanischen Geschichtschreiber lobpreisen einstimmig die Weisheit und Frömmigkeit dieser Einrichtung, wodurch der Erde so viele Eroberer, dem Himmel so viele Sieger im heiligen Kriege gewonnen wurden, daß, wenn binnen dreihundert Jahren auch nur die vorgeschriebenen tausend ausgehoben worden sein sollten, dreimal hundert tausend Christenseelen vom Höllenpfuhle gerettet worden wären. Da aber die Zahl der Truppe von dem ursprünglichen Tausend unter Mohammed II. auf zwölf, unter Suleiman auf zwanzig, und unter Mahommed IV. auf vierzig Tausend stieg, so ist eine halbe Million wohl die kleinste Summe, der durch das Schwert eingenommenen und verausgabten Christenkinder, doch nicht die kleinste, welche religiöser Fanatismus militairischen Despotismus geopfert zu haben, sich brüsten darf.

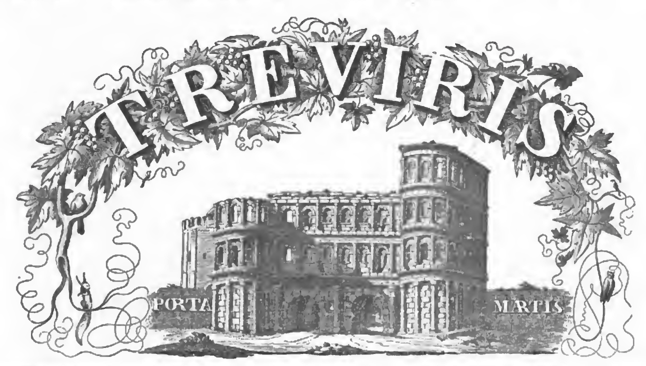
Nach der Errichtung der Janitscharen, als des Kernes Osmanischer Heeresmacht, wurden die übrigen Bestandtheile derselben durch den Wesir Alaeddin folgendermaßen geregelt. Die ehemals regelmäßig besoldete stehende Truppe des Fußvolkes, die Piade, oder Jaja, erhielt Gründe, welche später in Lehen verwandelt wurden, mit der Obliegenheit, daß die Träger derselben in den Feldzügen die Straßen des Heeres brauchbar herstellen sollten, also eine Truppe von Pioniren, deren Namen mit der Sache selbst aus dem Osmanischen Kriegswesen in das des christlichen Europas übertragen worden ist. Die ursprüngliche Zahl derselben war vermuthlich, wie die der an ihre Stelle gesetzten stehenden Truppe der Janitscharen, nur ein Tausend, und wurde in der Folge auf's Zwanzigfache vermehrt; nach ihrem Verfalle wurden die Lehen zu Pensionen ausgedienter Offiziere der Janitscharen verwendet. Das unregelmäßige Fußvolk, das weder als besoldeter Janitschar, noch als belehnter Piade in's Feld zog, hieß Asab, d. i. die Ledigen, welche die Streifparteien zu Fuß bildeten, wie die Akindschi oder die Renner zu Pferd. Sie wurden in der Folge zu Ruderern auf den Galeeren des Großherrn, zum Graben der Gräben und zum Baue der Brücken verwendet, in Ermangelung der letzten bei Belagerungen die Gräben mit ihren Leichnamen ausfüllend, als Brücke für die über sie hinstürmenden Janitscharen.

Wie das Fußvolk, wurde auch die Reiterei theils geregelt, theils ungeregelt gelassen. Die stehende besoldete bildete vier Rotten, nach dem Muster der Fahnenwache, welche schon der Calife Omar zum Schutze der heiligen Fahne eingeführt hatte, in Allem ursprünglich zweitausend vierhundert, in der Folge unter Suleiman dem Großen viertausend Mann, nämlich tausend Sipahi (Reiter), tausend Silihdare (Reisige), tausend Ulufedschi (Söldlinge) und tausend Ghureba (Fremdlinge), die in vier Rotten zur rechten und linken Seite der heiligen Fahne und des Sultans die Ehren- und Schutzwache desselben im Mittelpunkt der Schlachtordnung und des Lagers versahen. Nebst der besoldeten, später vermehrten Reiterei, welche unter dem Namen der ersten der vier Rotten, nämlich der Sipahi, das ganze Abendland eben so gut kennen gelernt, als die Janitscharen, wurde eine belehnte Truppe zu Pferde gebildet, welche der belehnten zu Fuß entsprach. Sie hießen Mosselliman, d. i. die Befreiten (von Auflagen), und waren von Offizieren befehligt, welche Ssubaschi (wenn über hundert, Binbaschi (wenn über tausend gesetzt) und Sandschakbege, d. i. Fahnenfürsten, hießen. Dieselbe Stufenordnung des Kriegsdienstes blieb bei der in der Folge weit mehr ausgebildeten Reiterei der Besitzer der kleinen und großen Lehen, Timar und Siamet. Die regellose, weder besoldete, noch belehnte Reiterei, haben wir bereits unter dem Namen der Akindschi, d. i. der Renner aus den ersten Kriegsdiensten Ertoghrul's unter Alaeddin II. und dann aus dem ersten Streifzuge Osman's in die nördlichen Gegenden Kleinasien's kennen gelernt, auf welchem ihn sein Freund, der Griechische Schloßherr Köse Michal, begleitete, und der in jener Gegend wohl bekannte Tschausch, Ssamßama den Weg wies. Wie die geregelten Janitscharen und ungeregelten Asaben zu Fuß, waren die geregelten Sipahi und ungeregelten Akindschi zu Pferd, der Schrecken ganz Europa's, so lange die Türken dasselbe als Eroberer bedrohten. Die Akindschi streiften zur Zeit der ersten Belagerung Wien's über Linz bis nach Regensburg, Deutschland bis in sein Herz mit Feuer und Schwerdt verheerend. Ihr Hauptmann war damals ein Michaloghli, ein Abkömmling desselben Köse Michal, der in dem ersten Streifzuge Osmann's die Renner angeführt, und bei dessen Nachkommen seitdem die Hauptmannschaft erblich geblieben war, wie die Hetmanschaft lange bei den Kosaken. Diese unabänderliche Stätigkeit ursprünglicher Einrichtung findet sich in der Osmanischen Geschichte auf jedem Schritte, und erleichtert oft die Mühe des Geschichtsforschers in der Auffindung des Zusammenhangs des Neuesten mit dem Aeltesten. Wie der Tschausch Ssamßama auf dem ersten Streifzuge den Weg in Feindesland gewiesen, wurden in der Folge die Tschausche, welche durch ihre Sendungen als Staatsboten das Land kennen gelernt, zu Führern der Heere verwendet, welche ihren meist kriegerischen Aufträgen auf dem Fuße nachfolgten. Die Geschichte der diplomatischen und kriegerischen Verhältnisse Ungarn's und Oestreich's mit der Pforte stößt überall auf die Sendungen der Tschausche und die Verheerungen der Akindschi.

U. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein N°. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 2. September. N°. 70.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

C.

Caniculares feriæ — so nannte man bei den Dikasterien des Kurfürstenthums Trier die Ruhezeit während der sogenannten Hundstage zwischen dem 22. Juli und dem 25. August. Daher pflegte man zu sagen: Magdala principium, finem dat Bartholomæus. Einige haben geglaubt, diese Ferien hätten ihren Ursprung von den in dieser Jahreszeit gewöhnlich heißen Sommertagen erhalten; indessen lesen wir in der Untergerichts-Ordnung des Kurfürsten Johann von Metzenhausen vom Jahr 1537 folgende Stelle: „Und nachdem ge„wohnlich, daß die Gericht järlichs in Zeyt der „Aehren und Schnitts, dergleichen des Herbstes „suspendirt und aufgeschürtzt werden ꝛc." — Siehe noch die Verordnungen vom 25. November 1745, 3. Juli 1759 und 21. Juli 1766.

Capaunen-flug. Bedeutet denjenigen Raum, welcher dem Stammherrn einer Ritterfamilie, mit dem Stammschlosse als Zubehör, bei einer vorzunehmenden Erbschaftstheilung, vor Allem verbleiben mußte; siehe die allgemeinen Landesbräuche des Herzogthums Luxemburg Titel XII. Artik. 2 u. 4.

Chorales. So nannte man diejenigen Jünglinge, welche in dem ehemaligen in der Stadt Trier bis zum Jahr 1794 bestandenen St. Banthischen Seminarium aufgenommen und daselbst Nahrung und Unterricht erhalten haben, um in der Domkirche, anfangs mit Gesang, und in der Folge zugleich mit musikalischen Instrumenten, ihre Dienste zu leisten.

Cysa. Ist eine Abgabe an Geld, und soll so viel heißen, als das in frühern Zeiten bekannte Ungeld, wovon wir unten noch sprechen werden. In einer Urkunde vom 5. October 1340 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 143 lesen wir: de 72 libris Hallensium de Ungelto sive Cysa, vulgariter dicta Ungelt etc. Es sollte aber eigentlich Cisia heißen, das eine Zollabgabe bedeutet; im Italienischen Assisa, im Französischen accise.

Crysams (unseres). Trier. Wochenbl. v. J. 1818. Num. 15.

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Licht.

(Fortsetzung.)

„Zum besondern Verdienst gereicht ihm aber, daß er den Versuch aus bloßem Eifer, um einen sehr verkannten, schon beinahe ganz vernachläßigten Erwerbzweig, der gleichwohl für die Industrie dieses Landes nach der Absicht seiner großen Gründer, des Kurfürsten Friedrich Wilhelms und Königs Friedrich II. höchst wichtig werden könnte, durch einen augenscheinlichen Beweis wieder in's Leben zu bringen, unternommen, auch die erforderlichen, natürlich bedeutenden Kosten der ersten Einrichtungen, wofür er den Ersatz erst nach einigen Jahren erwarten darf, nicht gescheut hat, und daß er gerne bereit ist, Jeden, der sich mit dem Seidenbau zu beschäftigen beabsichtigt, von seiner Verfahrungsart, bei Gelegenheit künftiger neuer Unternehmungen, zu unterrichten. Dieses Verdienst ist dann auch von der höchsten Behörde anerkannt worden, und hiernach zu hoffen, daß Hr. Bolzani in seinen Bemühungen fortfahren, und durch wiederholte günstige Erfolge alle noch übrige Zweifel gegen die Einträglichkeit des inländischen Seidenbaues vollständig widerlegen werde."

Herr Regierungs- und Schulrath von Türk zu Potsdam, der in seiner Abhandlung über den Seidenbau (bei Riegel in Potsdam 1825) diesen Auszug aus der Preußischen Staatszeitung mitgetheilt, fügt noch weiter hinzu:

„Sobald ich diesen Aufsatz gelesen hatte, eilte ich nach Berlin zu Herrn Bolzani, der auch sogleich die Güte hatte, mir seine Einrichtung für den Seidenbau zu zeigen, so wie die gewonnenen 100 Pfund Seide von ganz vorzüglicher Qualität."

„Aus den mündlichen Mittheilungen desselben über die Behandlung der Seidenwürmer überzeugte ich mich nunmehr vollkommen von der Anwendbarkeit des Seidenbaues für unsere Gegenden und von der Sicherheit des Erfolges bei sorgfältiger Behandlung. Herr Bolzani hatte von 750 größtentheils ganz verwahrlosten Bäumen, in einem dazu ursprünglich nicht eingerichteten Lokale von 3800 □Fuß Flächenraum, 100 Pfund Seide und 60 Pf. Floretseide gewonnen. — Gehörig gepflegte Bäume, ein zweckmäßig eingerichtetes Lokal würden also einen höhern Ertrag gegeben haben."

Diesen vorausgeschickten wichtigen Citaten bewährter Männer könnte ich zur weitern Empfehlung des Seidenbaues noch viele hinzufügen, wenn sie nicht als unnöthig und überflüssig erscheinen würden.

Ich komme daher itzt auf meine eigenen Erfahrungen in Betreibung der Seidenzucht an der Mosel in den Jahren von 1828, 1831, 1833 und 1834 zu sprechen. Obige Abhandlung über den Seidenbau von Hrn. von Türk und die Bekanntmachung der Gesellschaft nützlicher Untersuchungen zu Trier über denselben Gegenstand hatten mein Interesse dafür rege gemacht. Dieses Interesse stützte sich keineswegs auf Gewinnsucht, sondern ging lediglich aus dem Wunsche hervor, meinen Landsleuten an der Mosel nach glücklich gemachten Versuchen eine neue Nahrungsquelle anzeigen zu können, welche besonders der nicht sehr bemittelten Volksklasse, wenn der Herbst nicht gut ausfällt, wenigstens einen kleinen Ersatz zu dringend nothwendigen Bedürfnissen zuführen sollte. Einige schwarze Maulbeerbäume waren in der Nähe, nämlich zu Trittenheim, Neumagen, Piesport, Mistert, Filzen und Neufilzen, wovon die gütigen Besitzer mir das Laub unentgeltlich zukommen ließen. Mit denselben machte ich nun im Jahre 1828, wie bereits gesagt, den ersten Versuch. Ausgangs Mai setzte ich die Grains der Sonnenhitze aus, und in drei Tagen waren ungefähr 2000 Räupchen ausgekrochen, die in einem ungeheiztem Zimmer, dreimal des Tages, mit obigem Laube und in Ermangelung desselben oft halbe Tage mit Kopfsalat gefüttert worden sind. Ungefähr der vierte Theil der Seidenraupen erkrankte und starb nach und nach, am meisten vor und nach der fünften Häutung, welches ich theils der Salat-Fütterung, theils der naßkalten Witterung und dem Mangel an Einheitzung zuschreibe. In Zeit von 36 — 40 Tagen hatten sich jedoch die übrigen eingesponnen und das Füttern hörte auf. Die Gespinste waren gelb an Farbe, welches man den Blättern des schwarzen Maulbeerbaumes, die — außer dem Salat — blos zum Füttern gebraucht worden sind, zuschreiben muß. Weil die gelbe Seide der weißen an Güte nicht gleichkommt, und um eigene Maulbeerbäume und von denselben das Futter näher, am Hause im Pfarrgarten haben zu können, hatte ich schon im Jahre 1826 ein Tausend zweijährige weiße Maulbeerpflanzen von Mannheim kommen lassen, welche jedoch zum Theil wegen verzögerten Transportes, unter Wegs zu Grunde gingen, obgleich sie sehr gut — in feuchtes Moos — verpackt waren. Die übrigen, welche einen freudigen Wuchs hatten, stehen theils auf dem hiesigen Kirchhof, theils warten sie noch auf Versetzung auf andere Plätze. Auch können noch einige Hundert, wegen Mangel des Raums, gegen billige Vergütung an Liebhaber abgegeben werden.

Mit dem Laube meiner jungen Maulbeerbäume machte ich im Jahre 1831 einen zweiten kleinen Versuch zur Seidenzucht. Den 15. Mai krochen die Räupchen aus den Eiern, für dieses der Seidenzucht ungünstige Jahr zu frühe; denn die kalte und regnigte Witterung verhinderte selbst in Italien das Gedeihen, welches jedoch überhaupt ein höchst seltener Fall ist; denn der schon einige Mal erwähnte Seidenzüchter Küster Götze in Stücken soll in 26 Jahren, nämlich von 1797 bis 1823, niemals ein völliges Mißjahr gehabt haben, das heißt ein solches, in welchem er seine Mühe und seine Auslagen nicht hätte hinreichend bezahlt bekommen, wie er selbst angibt in den Jahrbüchern des Preußischen Volks-Schul-Wesens von Beckedorff, 3. Bds. 3. Hefte. Berlin 1825. S. 215.

In der Nacht vom 14. zum 15. Mai 1831 erfroren die jungen Ausschüsse und Blätter an den Maulbeerbäumchen, die keinen Schutz an der Garten-Mauer hatten. Es dürfte daher gerathener sein, die Grains erst gegen Ende des Monats Mai der Sonne auszusetzen, oder doch wenigstens einen Rest derselben, um dergleichen Unfällen vorbeugen zu können, zurückzuhalten. — Der Schaden der jungen Maulbeerbäume ward doch bald wieder, bei warmer Witterung, durch neue Ausschüsse und frisches Laub derselben, ersetzt. Das Zimmer der Seidenraupen wollte ich auch diesmal nicht einheizen lassen, um zu erfahren, ob dieselben nicht auch ohne Feuer gedeihen und zum Einspinnen kommen würden. Obgleich sie sehr wuchsen und die fünf Perioden der Häutungen durchmachten; so legten sie doch keine Gespinste an, bis einige Tage vorher das Zimmer auf 14 Grad eingeheizt worden war. Es hätte aber von Anfang 19 und zuletzt wenigstens noch 16 Grad Wärme nach Reaumur, um zu einem erfreulichern Resultat zu gelangen, haben sollen. Der dritte Theil der Seidenraupen erkrankte und starb, jedoch weniger aus Mangel der Stuben-Wärme, als aus Mangel an Reinlichkeit und hinreichendem Futter. Das Reinhalten der Seidenraupen ist, nebst ordentlicher Fütterung zu vier gleichen festgesetzten Zeiten des Tages, das nothwendigste und zugleich das beschwerlichste Geschäft, besonders bei den drei letzten Häutungen derselben. — Die Excremente wurden nur alle 8 Tage weggenommen, und auch für reine Luft wurde zu wenig gesorgt. Auch lagen die Würmer zu häufig aufeinander und bekamen nur in der letzten Periode des Tages viermal Futter, welches bald verzehrt war, also zu wenig. Die Todten, deren Zahl noch durch Unrath und Ansteckung vermehrt wurde, wurden nicht frühe genug bemerkt und nicht sorgfältig genug weggeschafft, wodurch auch noch ein Theil der Gespinnste und Floretseide verdorben ward.

Der dritte Versuch der Seidenzucht, den ich im Jahre 1833 machte, ist mir besser gelungen, als die vorigen. Aus den Eiern, die von Potsdam bestellt ankamen, waren bei ihrer Ankunft zu Trier am 22. Mai zwar die Räupchen schon ausgekrochen und dem Hungertode nahe (wirklich gingen viele zu Grunde); allein ein großer Theil erholte sich bald: sie wurden diesmal blos mit dem Laube des weißen Maulbeerbau-

mes gefüttert; sie wuchsen schnell, die Sterblichkeit war unbedeutend; sie spannen sich in einem während ihrer kurzen Lebensdauer mäßig eingeheitzten Zimmer in 33 Tagen alle ein und lieferten diesmal lauter weiße und schöne Gespinste. Die vollkommensten Seidenraupen in Puppen wurden nicht getödtet, sondern zur Zucht aufbewahrt. Ungefähr nach 20 Tagen bissen die Schmetterlinge in ihren Puppen die Gespinste durch, kamen schön, weißbeflügelt zum Vorschein, die Männchen suchten die Weibchen auf, sie begatteten sich, letztere legten nun, jedes 300 — 400 Eier: damit war ihre Bestimmung erreicht und — nach ein Paar Tagen waren Alle gestorben. (Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zur Verbesserung des Ackerbaues auf dem Gaue.

In meinem beschreibenden Versuche über den Gau *) stellte ich zum Schlusse die Frage, ob der Ackerbau, wie er gegenwärtig in jener Gegend betrieben wird, Verbesserungen fähig sei, und worin dieselben bestehen.

Ohne sich einer Uebereilung schuldig zu machen, darf man sagen, er sei in mehr als einer Hinsicht mangelhaft. Vorerst ist es ein großer Uebelstand, daß bei dem gänzlichen Mangel an Feldwegen Niemand Herr ist über seinen Acker; wo die übrige Gemeinde Sommerfrüchte pflanzt, kann kein Einzelner Winterfrüchte noch sonst Etwas pflanzen, was früher, als die Sommerfrüchte reift. Dem guten Gedeihen der Ackerwirthschaft steht ferner die beschränkte Viehzucht sehr im Wege; ohne Dünger geht es einmal nicht. Ein noch größerer Uebelstand jedoch ist es, daß noch immer so vieles Land brach liegt. Man kann sich durchaus nicht von der Idee trennen, daß die Erde bei ihren Hervorbringungen, gleich den Menschen und Thieren bei ihren Verrichtungen, einer Ermüdung unterworfen sei, und daß ein Acker, der zweimal hintereinander getragen habe, nicht blos müde, sondern erschöpft sei und in Folge dessen gerechte Ansprüche auf ein Ruhe- und Erholungsjahr habe.

Wahr ist es, wenn ich zwei oder mehrmal denselben Acker mit derselben Saamenart bepflanze, so wird jede nachfolgende Erndte unter übrigens gleichen Umständen und Verhältnissen geringer ausfallen. Eben so ausgemacht ist es aber auf der andern Seite, daß ich durch gehörige Düngung des Ackers dem Minderertrag selbst dann vorbeugen kann, wenn ich den Saamen nicht wechsele. Auffallende Beispiele dieser Art bietet jedes Dorf auf dem Gaue in den sogenannten Hanf-, Kohl- und Kartoffel-Gärten dar. Jeder Hausvater bestimmt nämlich unter den ihm zugehörigen Gartenstücken das eine oder das andere zur Hanfsaat, ein anderes zur Kohlpflanzung und den Rest zur Kartoffel-Saat auf ewige Zeiten.

Da ein solcher immerwährender Hanf- oder Kohlgarten alljährlich gehörig mit Dünger versehen wird, so hat man nie bei gleichen Witterungsverhältnissen einen Unterschied in der Qualität und Quantität der Erzeugnisse wahrgenommen. Was aber die zur Kartoffel verdammten Gartengrundstücke insbesondere anbelangt, so bringen dieselben auch ohne jedes Jahr Dünger zu erhalten, bei günstigen Witterungsverhältnissen reichliche Erndten, selbst bei gänzlicher Vernachläßigung dessen, was ich in meinem frühern Artikel über die Erneuerung der Kartoffel durch ihren Saamen beigebracht habe. Diese Beispiele, vorzüglich das letztere, zeigen zur Genüge, daß die Erde einer solchen Erholung nicht bedarf. Auch macht sie in der That keine Ansprüche darauf. Sehen wir sie nicht freiwillig vor der ersten Pflügung der Brachfelder Gräser, Kräuter und Blumen hervorbringen? wuchert nicht nach der Ruhr das Unkraut auf den Furchen? sind nicht häufig die Brachfelder bei der Aussaat der Winterfrüchte selbst nach vorhergegangener Dreifeldung mit wildem Senf bedeckt? Die Erde ruhet nie, sie arbeitet gerne, sie mag nicht brach liegen.

Dies bemerke sich der Bewohner des Gaues vor allen Dingen. Er pflanze getrost seine ganze Brachflur ein; ihr Name werde nicht mehr genannt. Außer dem Klee, der Futterwicke, dem Hanf, dem Flachs, dem Sommerraps und der Kartoffel nehme sie daher auch noch die Erbse, die Saubohne u. die Linse auf, u. dieses um so mehr, da die Beobachtungen über den Saamenwechsel, wovon ein andermal ein Mehreres, gezeigt haben, daß die Hülsenfrüchte die Erde besonders gut für die Getreidesaat vorbereiten *).

*) Vgl. N. 54 ff.

*) Siehe Davy's auf den Ackerbau angewandte Chemie. S. 367 f. der Franz. Uebers. von Marchais de Migneau.

Ueber die Cometen *)

Man beobachtet oft Sterne die anfangs kaum sichtbar sind an Größe und Geschwindigkeit allmälig zu-, so fort abnehmen und endlich verschwinden. Diese Sterne, welche man Cometen nennt, sind fast immer in einen Nebel gehüllet der sich häufig bei zu nehmenden Wachsthum in einen sehr großen Schweif endiget, welcher sehr dünn seyn muß, weil man die Fixsterne noch durch seine ungeheure Tiefe hindurch sehen kann.

Sie scheinen sich, wie die Planeten, abwechselnd vor- und rückwärts zu bewegen, aber nicht wie diese nur in der Nähe der Ekliptik, sondern sie durchlaufen den Himmel nach allen möglichen Richtungen, und ihre Bewegungen sind nicht, wie die der Planeten, im Allgemeinen von Abend gegen Morgen gerichtet; man beobachtet viele, welche sich in entgegengesetzter Richtung bewegen. Sie haben mit den übrigen Sternen die tägliche Bewegung gemein, welches, verbunden mit der Kleinheit ihrer Parallaxe beweis't, daß sie keine in der Athmosphäre der Erde erzeugte Meteore sind. Wenn sie sich dem unbewaffneten Auge bereits entzogen haben, entdeckt man sie noch durch Fernröhre, mit deren Stärke die Zeit ihrer Sichtbarkeit im geraden Verhältnisse steht. Mithin muß ihre größere Entfernung von der Erde sie nach und nach unsern Augen entziehen, und ihre Bahnen müssen sich dadurch von denen der Planeten unterscheiden, daß ihre Abstände von der Sonne und der Erde sehr groß werden können, da hingegen die Planeten sich in beinahe kreisförmigen Bahnen um die Sonne oder die Erde bewegen.

Die bei den sorgfältigsten Beobachtungen sich noch einschleichenden Fehler gestatten es nicht, aus dem kleinen Theil der Bahnen der Cometen, in welchen sie uns sichtbar sind, die ganze Bahn so genau zu bestimmen, daß man ihre Wiederkehr vorhersagen könnte. Aber die Bestimmung des kleinen Theiles ihrer Bahnen, in welchem sie uns sichtbar sind, reicht hin, um sie von einander zu unterscheiden, und so ihre Umlaufszeit zu bestimmen.

Ob die Cometen ein eigenes Licht haben, oder nur, wie die Planeten, von der Sonne beleuchtet wer-

*) Nach Laplace's Exposition du système du Monde 3. ed. Tom. I. p. 98. sq. Tom. II. 57. seqq. und Bohnenberger's Astronomie (1811) S. 179. f. u. S. 357.

den, scheint noch nicht durch die Beobachtungen entschieden zu sein.

Wenn man sie durch stark vergrößernde Teleskope in solchen Stellungen gegen die Sonne und die Erde beobachtet, wo sie uns nur einen Theil derjenigen Hälfte ihrer Oberfläche zukehren, welche von den Sonnenstrahlen getroffen werden kann, so bemerkt man keine Phasen, und allein der Comet vom Jahr 1744 scheint Veränderungen in seinen Lichtgestalten gezeigt zu haben. Allein die Beobachtungen sind zweifelhaft. Herschel beobachtete den im J. 1807 erschienenen Cometen vom 4. bis zum 19. Oktober durch seine Teleskope, welche ihm denselben beständig als eine scharf begränzte ganz beleuchtete Scheibe zeigten, woraus er glaubt folgern zu dürfen, daß das Licht der Cometen nicht von dem Sonnenlicht allein herrühren könne, weil er sonst die Abweichung seiner Lichtgestalt von einer ganz beleuchteten Scheibe hätte bemerken müssen.

Herschel hat auch Beobachtungen zur Bestimmung der wahren Größe des Cometen v. J. 1807 angestellt.

Das Erscheinen der Cometen mit jenen langen Lichtstreifen hat lange Zeit die Menschen, die stets bei außerordentlichen Ereignissen, deren Ursachen ihnen unbekannt sind, in Bestürzung gerathen, mit Schrecken erfüllt. Das Licht der Wissenschaft hat die eitle Furcht zerstreut, welche die Cometen, die Finsternisse und viele andere Erscheinungen in den Jahrhunderten der Unwissenheit einflößten. Die Astronomie ist überhaupt, sowohl wegen der Erhabenheit ihres Gegenstandes, als auch der Vollkommenheit ihrer Theorie das schönste Denkmal des menschlichen Geistes, der edelste Beweis seiner Erkenntnißkraft. Hingehalten durch die Täuschungen der Sinne und der Eigenliebe, betrachtete sich der Mensch lange Zeit als den Mittelpunkt der himmlischen Bewegungen, und sein thörichter Stolz ward durch den Schrecken gedemüthigt, die sie ihm einflößten. Endlich haben die Anstrengungen mehrer Jahrhunderte den Schleier gelüftet, der ihm das Weltsystem verhüllte. Da sah er sich auf einen beinahe unbemerkbaren Planeten im Sonnensysteme beschränkt, dessen ungeheure Ausdehnung selbst nur ein unbedeutender Punkt in der Unermeßlichkeit des Raumes ist. Die erhabenen Resultate, zu welchen diese Entdeckung geführt hat, sind wohl geeignet, ihn wegen des Ranges zu trösten, den sie der Erde anweis't, indem sie ihm seine eigene Größe in der Kleinheit des Standpunktes zeigte, der ihm zur Ausmessung der Himmel verhalf. Bewahren wir sorgfältig, vermehren wir den Schatz dieser hohen Erkenntnisse, die Wonne denkender Wesen.

Wichtige Dienste haben sie der Schifffahrt und Geographie geleistet; allein am wohlthätigsten wirken sie dadurch, daß sie die durch die Himmelserscheinungen verursachten bangen Besorgnisse verscheucht und die aus der Unkunde unserer wahren Beziehungen zur Natur erzeugten Irrthümer vernichtet haben: Irrthümer, die um so verderblicher waren, da die gesellschaftliche Ordnung einzig und allein auf diesen Beziehungen beruhen soll. Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, dies sind ihre unwandelbaren Gesetze. Ferne von uns sei der gefährliche Grundsatz, es sei manchmal heilsam, sich von ihnen zu entfernen und die Menschen zu täuschen oder zu unterwerfen, um ihr Glück zu sichern: unselige Erfahrungen haben in allen Zeiten bewiesen, daß diese geheiligten Gesetze nie ungestraft verletzt werden.

Die Einwirkung der Planeten bringt in der Bewegung der Cometen Ungleichheiten hervor, die vorzüglich in den Zwischenräumen ihrer Wiederkehr zum Perihelium (Sonnennähe) bemerklich werden. Nachdem Halley bemerkt hatte, daß die Elemente der in den J. 1531 1607 und 1682 beobachten Cometenbahnen beinahe dieselben waren, so schloß er daraus, daß sie demselben Cometen angehören, der in einem Zeitraume von 151 Jahren einen doppelten Umlauf bewerkstelligt hatte. Zwar war die Zeit der Umwälzung von 1531 auf 1607 um dreizehn Monate länger, als die von 1707 auf 1682; allein dieser große Astronom glaubte mit Recht, daß die Anziehung der Planeten, vorzüglich des Jupiters u. Saturns diese Differenz habe bewirken können; und nach einer ungefähren Schätzung dieser Einwirkung während der folgenden Periode, schloß er, sie müsse die nächste Wiederkehr des Cometen verzögern, und er setzte sie fest für das Ende des Jahres 1758 oder auf den Anfang d. J. 1759. Diese Ankündigung war an sich zu wichtig, sie hing zu eng mit der Theorie der allgemeinen Schwere, deren Anwendungen sich die Geometer des vorigen Jahrhunderts zu vervielfältigen bestrebten, zusammen, um nicht die Aufmerksamkeit aller in Anspruch zu nehmen, die Antheil an den Fortschritten der Wissenschaft u. insbesondere einer Theorie nahmen, die sich bereits mit einer großen Anzahl Erscheinungen im Einklange zeigte. Die Astronomen, ungewiß in Betreff der Zeit, wo der Comet wieder erscheinen sollte, suchten ihn von dem Jahre 1756 ab; und Clairaut, der mit zuerst das Problem der drei Körper gelös't hatte, wandte seine Lösung auf die Untersuchung der Veränderungen, welche die Bewegung des Cometen durch die Einwirkung des Jupiters und Saturns erfahren hatte. Den 14. Nov. 1658 kündigte er der Akademie der Wissenschart an, daß die Dauer der Wiederkehr des Planeten zu seinem Perihelium in der gegenwärtigen Periode ungefähr um 618 Tage länger sein würde, als in der vorhergehenden, und daß folglich der Comet gegen die Mitte des Aprils 1759 durch sein Perihelium gehen würde, und bemerkte zugleich, daß die kleinen in seinen Annäherungen vernachläßigten Größen diesen Zeitpunkt um einen Monat früher herbeiführen oder weiter hinausschieben könnten; er bemerkte ferner, daß ein Körper, der so entfernte Räume durchschreitet, und während so langer Zwischenräume unsern Augen entgeht, ganz unbekannten Kräften unterworfen sein könnte, wie z. B. der Einwirkung anderer Cometen oder selbst eines Planeten, der stets zu weit von der Sonne absteht, um jemals wahrgenommen zu werden.

Der Geometer hatte das Vergnügen, seine Vorhersagung in Erfüllung gehen zu sehen: der Comet ging den 12. März 1759 durch sein Perihelium innerhalb der Grenzen der von ihm selbst zugegebenen möglichen Irrthümer. Dieses ist der sogenannte Halley'sche Comet, dessen Wiederkehr wir in diesem Jahre erwarten.

Nach einer neuen Revision seiner Berechnungen hat Clairaut diesen Durchgang auf den 4. April festgesetzt, und er würde ihn schon auf den 24. März gesetzt haben, d. h. blos 12 Tage nach der Beobachtung, wenn er den in neuerer Zeit angenommenen Werth der Masse des Saturn in Rechnung gebracht hätte. Dieser Unterschied wird sehr gering erscheinen, wenn man die große Anzahl vernachlässigter Größen und den möglichen Einfluß des Planeten Uranus, dessen Vorhandensein zu Clairaut's Zeiten noch unbekannt war, betrachtet.

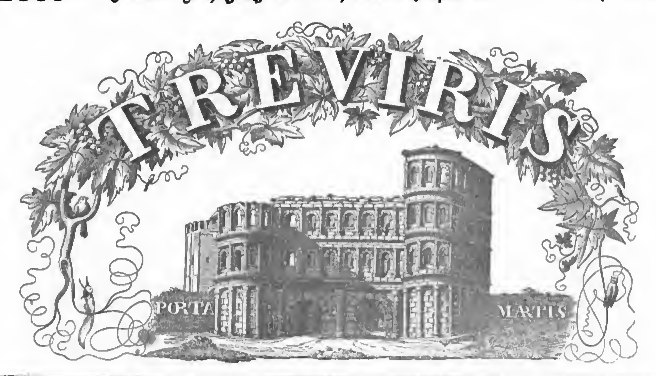
(Schluß folgt.)

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155).

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 5. September. N°. 71.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

C.

Curmut. Curmode. Bedeutet in den Urkunden und andern öffentlichen Schriften ein Recht der Herrschaft, nach dem Absterben eines ihrer Leibeigenen oder auch dienstpflichtigen Stockbesitzer, von dessen Hinterlassenschaft einen Mobilar-Gegenstand auszuwählen, oder auch nach einer gerichtlichen Abschätzung, sich denselben in Geld vergüten zu lassen. In den gemeinen Landesbräuchen des Herzogthums Luxemburg Tit. II. Artikel 24 heißt es: „In etlichen „Oertern ist man das Curmuth oder Hauptrecht „schuldig, also daß wannehr ein Haupt des Hauß „abstirbt, in etlichen Oertern das beste Stück Mö„bel des Sterbhauß durch Anweisung der Gericht „abgenommen wird; in anderen Oertern ein Pferd „oder ander Stück Viehes, oder aber ein Erkännt„niß, wesfalls das alte Herkommen unterhalten „werden solle, ohne etwas neues einzuführen.“ In der Vergleichs-Urkunde zwischen dem Kurfürsten von Trier und der Abtei Prüm vom 14. September 1541 bei Hontheim a. a. O. T. II. S. 682. lesen wir: „Wo dieselbe dann Curmodigh „wären, an demselben Orth sullen sie die Curmod geben.“ Ueber die Herleitung dieses Wortes ist man nicht durchaus einstimmig, obschon man über die Bedeutung desselben überhaupt einstimmig ist. Halten wir uns indessen an der Sache selbst, so wird man wohl wenig daran zweifeln, daß sich dieses Wort von Küren, d. i. wählen, herleite. Neller in seiner Abhandlung de jurisprudentia Trevirorum sub Germanis Cap. II. §. IV. bei Hontheim im Prodromus Tom. I. Seite 532 bemerkt übrigens ganz richtig, daß das Kurmuthrecht nicht immer ein Beweis der Leibeigenschaft sei: et nihil est frequentius per pagos nostros quam solutio des Besthauptes etiamsi incolæ non sint homines proprii. — Das Kurmuthrecht wurde sehr oft mit Geld gelöst; indessen war hier das Geld nur ein Surrogat des zu liefernden kurmuthigen Gegenstandes. In einer Rechnung des kurfürstlichen Amtskellners zu Daun vom Jahr 1656 habe ich folgende Stelle gelesen: „Einnahm Geld: zu Walsdorff seindt auch Lehen „und Hofleut; nach eines tödlichen Abgang wird „eine Kuhe nach der besten zur Kurmuth gehoben, „und auf vorgangene gerichtliche Aestimation mit „Geld bezahlt.“ In einer anderen Rechnung dieser nämlichen Amtskellnerei vom Jahr 1630 heißt es: „Einnahm Geld von Curmuth: Theobaldt „Peter von Elscheidt gestorben, haben die Erben „von Curmuth geben 1 Florin 8 Albus.“ Ich bringe noch, mit Vorbeigehung vieler anderer Dokumente, eine Stelle vor, aus einem Schöffenweisthum des Gerichts zu Losheim vom J. 1599. Da wird gesagt: „Alle und Jede, die mit Rauch, „Feuer und Flammen uff des obgemelten Sanct „Marmeins Gottshauß Zinsgütern sitzen schuldig „seindt, so sie sterben u. todtshalben abgehen (? !) „ein Churmuth oder Besthaupt, dem obge„dachten Herrn Abt, seinem Gottshauß und Nie„mand anders zu geben und zu vermögen, wie „das zu Losheim Recht und Gewohnheit ist.“

Conversi. Dadurch wurden gewöhnlich die in den Klöstern aufgenommenen Laien verstanden, die man in der Folge Brüder nannte: siehe z. B. das Necrologium von St. Maximin bei Hontheim im Prodromus Tom. II. Seite 965. nota c. 967. 969. 971. not. n. 975 not. o. 980. u. a.

Camerarius bezeichnete im Mittelalter einen Beamten,

welcher die fürstlichen Renten besorgte; siehe z. B. die Urkunde vom Jahr 1138 bei Hontheim Histor. Trev. diplom. Tom. I. Seite 539. und die not. 1. daselbst, wo er sagt: Camerarius. Ejus officium erat in curandis reditibus Archiepiscopi. Auch in den Stiftern und Klöstern war dieser Namen nicht unbekannt; in der Folge nannte man sie Kellner.

(Fortsetzung folgt.)

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Licht.

(Fortsetzung.)

Was nun meinen vierten und letzten Versuch der Seidenzucht im verflossenen Jahre betrifft, so habe ich darüber in einem Schreiben an Hrn. Regierungs-Rath von Türk Alles gesagt, was ich für nöthig erachtete, welches Schreiben ich daher hier von Wort zu Wort mittheilen will.

„Als ich den 12. Mai (1834) nach dem mir gütigst zugeschickten Loth Grains sah, um sie, nach dem Rathe eines Liebhabers der Seidenzucht, mit Wein zu tränken, dann wieder zu trocknen und nach acht Tagen der Sonnenhitze zum Ausbrüten auszusetzen, waren schon meistens alle Räupchen ausgekrochen, obgleich sie in einem kühlen Zimmer in einem wohl verdeckten Glase aufbewahrt worden waren. Ich hatte auch noch Eier in einem kühlen Keller aufbewahrt, allein auch aus diesen krochen um die nämliche Zeit die Räupchen aus.

Diese kleinen Thierchen wurden regelmäßig gefüttert, mit frischem Laub von jungen, weißen Maulbeerbäumen, vier bis fünfmal des Tages, und überhaupt habe ich das nämliche Verfahren beobachtet, wie in den frühern Jahren. Vor der dritten Häutung ward nicht eingeheizt, nachher täglich, und zwar um so mehr an regnigten und kalten Tagen, die sich einstellten. Die Würmer blieben gesund und wuchsen schnell heran; allein demungeachtet erkrankten vor der letzten Häutung täglich viele; sie wurden träge, verloren die Freßlust, ihre Körper schwollen auf, bekamen die Wassersucht und — starben. Dieses Uebel kann ich keinem andern Umstande beimessen, als dem eingetretenen Regenwetter, und daß man nicht immer sorgfältig genug das nasse Futter ausgetrocknet hatte, ehe es zum Verzehren vorgelegt wurde, welches jedoch zum Gedeihen unerläßlich nöthig ist. Auch mußte ich, aus Mangel an hinreichendem Futter von weißen Maulbeerbäumen, mehre Tage zu Blättern von schwarzen Maulbeerbäumen meine Zuflucht nehmen, welche ein und das andere Mal wohl auch trockener hätten sein können. Dem ungeachtet fingen einige Würmer nach 30 Tagen an, sich einzuspinnen; allein es vergingen 38 Tage, ehe die meisten, und mehr als 40 Tage, ehe alle sich eingesponnen hatten.“

„Meine diesjährige Erfahrung (von 1834) ist der Seidenzucht als gewinnreichem Industrie-Zweige nicht besonders günstig. Berechne ich Alles: Lokale, Mühe des Fütterns, das Laub selbst, das Gartenland, in dem die Bäume stehen, das Einheizen und sonstige Umstände bis zum Verpacken und Verschicken der Gespinnste (hiervon erhielt ich etwas über 8 Pfund von 1 Loth Eier, das Pfund à 10 — 12 Sgr.); so ist noch nicht einmal das Futter bezahlt, wenn es hätte gekauft werden müssen. Daher wünsche ich sehr, mit Gelegenheit das Verfahren jener Liebhaber der Seidenzucht beobachten zu können, die, nach Abzug aller Unkosten, jährlich einen bedeutenden Gewinn davon tragen.“

In der Zeit besuchte ich in der Umgegend Herrn N. N., der sich ebenfalls mehre Jahre mit Seidenzucht und zugleich noch längere Zeit mit Pflanzung der Maulbeerbäume viel beschäftigt hatte, um zu erfahren, ob er zu einem erfreulichern Resultat, denn ich, gelangt sei. Er erzählte mir unter Andern Folgendes:

„Mit der Seidenzucht von 1834 habe er den 15. Mai angefangen; er habe nicht eingeheizt, weil er wegen der geringen Anzahl von Seidenraupen, die er nur haben konnte, es der Mühe nicht werth hielt. In einem andern Jahre, bei einer hoffentlich größern Anzahl von Seidenraupen, wolle er jedoch einheizen lassen. Diesmal seien mehr, denn 40 Tage verflossen, ehe die Würmer sich eingesponnen hätten. Ich sah die Kokons, sie waren schön, vollkommen und alle weiß; allein er klagte, daß ihm die Mäuse daran gekommen seien, ohne zu wissen, woher, wenn nicht durch die Dachfenster. Er wolle die Kokons selbst haspeln und spinnen lassen; auch habe er die Absicht, Jemand aus seiner Familie an irgend einen Ort hinzuschicken, wo die Seidenzucht häufig und im Großen getrieben werde, um sich allda größere Kenntnisse davon zu verschaffen, als dies aus Büchern geschehen könne. Auch er sehe noch nicht alle Vortheile der Seidenzucht ein, die man von ihr rühme; allein die Maulbeerbäume kämen gut fort bei ihm, wie überall hier im Lande.“

Dem Vernehmen nach sollen im letzten Jahrzehend und schon früherhin in unserm Regierungs-Bezirke viele ähnliche Versuche in der Seidenzucht gemacht haben. Möchten diese so gütig sein, ihre Erfahrungen ebenfalls in der Treviris mittheilen zu wollen.

Hier vorerst das merkwürdige Antwortschreiben des Herrn Regierungs-Rath von Türk, welches ich auf meinen obigen Versuch der Seidenzucht von 1834 von ihm erhalten habe.

„Klein-Glienike bei Potsdam den 24. Aug.“

„Ueber den wirklichen Ertrag des Seidenbaues in der Provinz Brandenburg im Jahr 1834.“

„Ein Schullehrer in der Nachbarschaft baut nun seit einer Reihe von 28 Jahren Seide —, von ihm sollen Sie nun Uebersicht seiner Einnahme und Ausgabe pro 1834 erhalten.“

„Ueber meinen diesjährigen Seidenbau gibt die Anlage Auskunft (man sehe am Ende dieses Schreibens) und zugleich den Beweis, daß der Seidenbau allerdings einträglich ist.“

„Da Ihr Boden gut, Ihr Klima milder ist, als das unsrige, so muß der Seidenbau bei Ihnen besser noch gedeihen, als bei uns. — Mit Ihren Cocons, beinahe gleichzeitig, kamen dergleichen an aus Dresden, Leipzig, den Regiernugsbezirken Bromberg und Marienwerder, wo es kälter ist, als hier.“

(Fortsetzung folgt.)

Würdigung des für die Beibehaltung der Brach angegebenen Grundes.

In der vorigen Nummer habe ich bereits gesagt, daß die Erde weder einer Erholung bedürfe, noch überhaupt Ansprüche darauf mache; sie kann und will immer hervorbringen. In unserm Regierungsbezirke gibt es keinen einzigen Ort, der so öde und unfruchtbar wäre, daß er dieser Aussage Abbruch zu thun vermöchte. Gleichwohl glauben die Bewohner der Kalkfläche desselben, zu welcher, außer dem Gaue auch noch eine bedeutende Strecke des Landkreises Trier,

so wie des Kreises Bittburg gehört *), die Erde bringe, ohne ein Jahr brach gelegen zu haben, entweder gar keine Sommerfrüchte, besonders keinen Roggen, oder doch nur sehr kärgliche Erndten. Was die erste dieser Behauptungen anbelangt, so steht sie so sehr mit der Erfahrung in Widerspruch, daß es kaum der Mühe werth ist, sie zu berücksichtigen.

Roggen oder Mischel tragen die Kartoffel-, Hanf-, Flachs-, Raps- und Wickenfelder allenthalben; den schönsten Weizen bringen die Kleefelder hervor **). Sollte nun, was von der Wicke gilt, nicht auch von den Erbsen und Bohnen gelten, die ich ebenfalls in dem oben erwähnten Artikel der Brachflur und nicht mehr der Lenzflur zugetheilt wissen wollte?

Die Behauptung, daß die eingepflanzten Felder der Brachflur nur kärgliche Erndten hervorbringen, ist ebenfalls ohne Grund; ja die Erfahrung spricht laut dagegen. Mehr als einmal hat man gesehen, daß Kartoffelfelder der Brachflur eine eben so gesegnete Erndte gaben, als die links und rechts neben ihnen liegendenden dreimal vor der Saat gepflügten, und was hier zu bemerken ist, wohl gedüngten Brachfelder. Dieselbe Beobachtung ist auch schon mehrmals in Betreff der Hanf-, Flachs-, Raps- und Wickenfelder gemacht worden. Hat dieses seine Richtigkeit, so ist der Grund der unvollkommenen oder gar Mißerndten in diesen Feldern andern Ursachen zuzuschreiben. In der That wesentlicher als Wahl und Bestellung der Aecker ist hier der Einfluß der Witterungsverhältnisse.

Bleibt unmittelbar nach der Saat der Regen zu lange aus, so keimt das Korn nicht schnell und kräftig genug, um gleich starke Wurzeln zu fassen und durch einen vollen Trieb der Winterkälte zu widerstehen. Ermangelt die Saat im Frühlinge gleich Anfangs der gehörigen Wärme und Feuchtigkeit, so ist an kein munteres Emporschießen der Halme zu denken; ein schmächtiger Halm aber trägt nie eine schöne große Aehre. Eine durch anhaltenden Regen und Kälte gestörte oder unterbrochne Blüthe ist von nachtheiligen Folgen; heftige Sturmwinde und Orkane können ebenfalls die Befruchtung theilweise verhindern. In diesem Jahre hat bei der größten Ueppigkeit der Halme und Aehren nach dem schönsten Blüthenverlauf der Roggen so sehr durch die Kälte der letzten Tage des Juni gelitten, daß die Erndte auf dem Gaue dadurch wenigstens um ein Drittel geringer ausgefallen ist, als sie ohne diesen Zufall hätte ausfallen müssen. Ferner bin ich sehr geneigt anzunehmen, daß der Hagel der Saat nicht nur dadurch gefährlich werden könne, daß er sie niederschlägt; auch das Korn in der Aehre kann gleich dem Obste oder der Traubenbeere durch seine Schläge Mißwuchs zeigen.

Welche Verheerungen mögen überdies, wenn die Witterungsverhältnisse auch noch so günstig waren, die Insekten oft ganz unbemerkt angestellt haben? Ein guter Theil dieser schädlichen Einflüsse wird häufig gar nicht erkannt und deßhalb eine Miß- oder unvollkommene Erndte dem Acker selbst oder der Art der Bestellung zugeschrieben. — Die Witterungsverhältnisse vorzüglich sind um so mehr geeignet, unser Urtheil irre zu leiten, da ein Acker vermöge seiner örtlichen Lage oder wegen seiner frühern oder spätern Pflanzung ihren Einflüssen mehr oder minder ausgesetzt sein kann.

Aber auch angenommen die eingepflanzten Grundstücke der Brachflur bringen eine unvollkommenere Erndte, als die nicht eingepflanzten hervor, wird denn dieser Minderbetrag an Winterfrüchten so bedeutend sein, daß eine Hanf-, Flachs-, Raps-, Futterwicken-, Kartoffeln-, Erbsen- und Bohnenerndte nicht als ein vollkommner Ersatz angesehen werden könnte? Die Vortheile, welche die letzteren Produkte gewähren, sind zu augenfällig, als daß ich mich in eine detaillirte Darstellung derselben einzulassen, versucht fühlen sollte.

Fragt man mich aber, wohin werden wir bei gänzlichem Anbau der Brachflur die Schweine treiben, so antworte ich: darüber suche man Auskunft in der Pfalz, wo die Viehzucht, besonders die Schweinezucht mit einem bessern Erfolge, als auf der Kalkfläche unseres Regierungsbezirkes, betrieben wird. Jene ansteckende Krankheit, welche höchst wahrscheinlich durch übermäßige Sonnenhitze und Mangel an Wasser, weil man dieses Vieh den ganzen Tag, selbst am heißen Mittage der Sonne ausgesetzt ließ, erzeugt worden ist und in den Dörfern: Kelsen, Kirf und Beuern so große Verheerungen angestellt hat, wird die Pfalz höchst wahrscheinlich nicht heimgesucht haben. Kein Thier ist empfindlicher gegen die Sonnenhitze, keines kann das Wasser weniger entbehren, als das Schwein.

Herr Kleutchen Sohn, von dessen Betriebsamkeit die Landwirthschaft des Hochwaldes eine gänzliche Umgestaltung zu erwarten hat, läßt seine Schweine dreimal des Tages zur Tränke und des Mittags in die Ställe treiben, was nebst den übrigen geeigneten Gesundheitsmaaßregeln, besonders gut eingerichteten und reinlich gehaltenen Ställen zur Folge hat, daß seine Heerde bisher von ansteckenden Krankheiten befreit blieb.

Ueber die Cometen.

(Schluß.)

Wir dürfen zum Ruhme der Fortschritte des menschlichen Geistes hier bemerken, daß dieser Comet, der in dem vorigen Jahrhunderte die lebhafteste Theilnahme unter Geometern und Astronomen erregt hat, vier Umläufe vorher, 1456 auf eine ganz andere Weise war betrachtet worden.

Der lange Schweif, den er nach sich zog, verbreitete neuen Schrecken über das ohnehin schon über die raschen Fortschritte der Türken bestürzte Europa, die so eben das Griechische Kaiserthum vernichtet hatten; und der Pabst Calixtus ordnete ein Gebet an, worin man den Cometen und die Türken beschwor. In diesen Zeiten der Unwissenheit war man weit entfernt zu denken, daß die Natur immer und ewig unabänderlichen Gesetzen gehorcht: je nachdem die Erscheinungen regelmäßig oder dem Anscheine nach ohne Ordnung eintrafen und auf einander folgten, machte man sie von Endursachen oder vom Zufall abhängig; und sobald sie etwas Ungewöhnliches darboten und der natürlichen Ordnung der Dinge zuwider zu laufen schienen, betrachtete man sie als eben so viele Zeichen himmlischen Zornes.

Allein diese eingebildeten Ursachen zogen sich allmälig immer weiter vor unserer Erkenntniß zurück, und verschwinden gänzlich vor der gesunden Philosophie, die in ihnen weiter nichts sieht, als den Ausdruck unserer Unwissenheit in Betreff der wahren Ursachen.

Auf den Schrecken, den damals die Erscheinung der Cometen einflößte, folgte die Furcht, es möchte

---

*) Die Ackerwirthschaft der Kalkflächen dieser Kreise stimmt genau mit der des Gaues überein. Dasselbe gilt von Lothringen und dem Kalkdistrikte des Großherzogthums Luxemburg.

**) Die Blätter und Wurzeln des umgepflügten Klees sind ein herrlicher Dünger für den Roggen und Weizen.

unter der großen Anzahl derjenigen, welche das Planeten-System in jeder Richtung durchstreifen, einer mit der Erde zusammentreffen. Sie gehen so rasch an uns vorbei, daß die Wirkungen ihrer anziehenden Kraft nicht zu fürchten sind: nur dadurch, daß sie auf die Erde stoßen, können sie fürchterliche Verheerungen darauf anstellen. Allein dieser Stoß ist, wenn er auch möglich, so doch so wahrscheinlich im Laufe eines Jahrhunderts, es bedürfte eines so außerordentlichen Zufalls, um das Zusammentreffen zweier im Verhältniß zur Unermeßlichkeit des Raumes, worin sie sich bewegen, so kleiner Körper zu bewirken, daß man unmöglich in dieser Beziehung eine vernünftige Furcht hegen kann. Indessen kann die geringe Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammentreffens bei beständiger Zunahme in einer langen Reihe von Jahrhunderten sehr bedeutend werden. Die Wirkungen dieses Stoßes auf die Erde kann man sich leicht vorstellen, wenn die Masse des Cometen ziemlich beträglich ist.

Axe und Umschwung würden verändert, die Meere würden ihre alten Lagen verlassen, um dem neuen Aequator zuzuströmen, ein großer Theil der Menschen und Thiere würde entweder in dieser allgemeinen Fluth ertränkt, oder durch den heftigen Stoß auf die Erde vernichtet, ganze Gattungen ausgerottet, alle Denkmale menschlicher Industrie zerstört werden. Diese und ähnliche Verheerungen muß der Stoß eines Cometen hervorbringen, dessen Masse mit der der Erde verglichen werden kann. Nun begreift man, wie der Ozean hohe Berge bedecken konnte, auf welchem er unbezweifelte Spuren seines Verweilens zurückgelassen hat; nun begreift man, wie Thiere und Pflanzen des Südens in den Erdstrichen des Nordens, wo man ihre Ueberreste und Abdrücke findet, existiren konnten, es erklärt sich die Neuheit der moralischen Welt, deren zuverlässige Denkmale nicht über viertausend Jahre hinausreichen. Das menschliche Geschlecht auf eine kleine Anzahl Individuen heruntergebracht und in den kläglichsten Zustand versetzt, sehr lange Zeit einzig und allein mit seiner Erhaltung beschäftigt, mußte alle Erinnerung an Kunst und Wissenschaft verlieren, und als in der Folge die fortschreitende Civilisation das Bedürfniß derselben fühlbar machte, von vorne beginnen, als wenn es eben erst auf die Erde wäre gesetzt worden.

Wie es sich aber auch immer verhalten möge mit dieser Ursache, welche einige Philosophen diesen Erscheinungen angewiesen haben, so kann man jedoch in Betreff eines so schrecklichen Ereignisses während der kurzen Dauer des menschlichen Lebens vollkommen beruhigt sein, um so mehr, da die Massen der Cometen äußerst klein zu sein scheinen, weßhalb ihr Stoß nur lokale Revolutionen verursachen würde.

Allein der Mensch ist so sehr zur Furcht geneigt, daß sich im Jahre 1773 auf die einfache Anzeige eines Memoire's, worin Lalande diejenigen unter den beobachteten Cometen bestimmte, die sich der Erde am meisten nähern können, der lebhafteste Schrecken in Paris und von da über ganz Frankreich verbreitete: so wahr ist es, daß Irrthümer, Aberglauben, eitle Furcht und das Heer von Uebeln, welches die Unwissenheit nach sich zieht, plötzlich wieder erstehen würden, wenn je das Licht der Wissenschaft erlöschen sollte.

Die Beobachtungen des 1772 zuerst wahrgenommenen Cometen haben die Astronomen auf ein sonderbares Resultat geführt. Nachdem sie sich vergebens bemüht hatten, diese Beobachtungen den Gesetzen der parabolischen Bewegung anzupassen, welche bis dahin bis auf eine geringe Differenz die der Cometen dargestellt hatte, haben sie endlich erkannt, daß er während seines Erscheinens eine Ellipse beschrieb, worin die Dauer seines Umlaufes nicht sechs Jahre überstieg. Lexel, der zuerst diese auffallende Bemerkung machte, that auf diese Weise den gesammten Beobachtungen des Cometen Genüge. Allein eine so kurze Dauer konnte nicht ohne unumstößliche Beweise, die sich auf eine neue gründliche Prüfung der Beobachtungen über den Cometen und der Stellungen der Gestirne, womit man ihn verglichen hatte, stützte, angenommen werden. Es setzte daher das Institut auf diese Prüfung einen Preis, den Burkard gewann. Seine Untersuchungen führten ihn beinahe zu demselben Resultate, wie die von Lexel, worüber gegenwärtig kein Zweifel mehr statt haben kann. Ein Comet, dessen Umlaufszeit so schnell vollendet ist, müßte oft wieder erscheinen; gleichwohl war er vor 1770 gar nicht beobachtet worden, und ist seit dieser Zeit nicht wieder gesehen worden. Um dieses doppelte Phänomen zu erklären, bemerkte Lexel, daß dieser Comet 1767 und 1779 dem Jupiter sehr nahe gekommen, dessen starke Anziehung 1767 den periheliſchen Abstand seiner Bahn dergestalt abkürzen konnte, daß dieses Gestirn 1770 sichtbar ward, während es vorhin unsichtbar war, und daß sich in der Folge dieser nämliche Abstand so sehr vergrößerte, daß der Comet auf immer unsichtbar ward. Allein es mußte die Möglichkeit dieser beiden Wirkungen der Anziehungskraft des Jupiters bewiesen werden, indem man zeigte, daß die Elemente der beschriebenen Ellipse dazu hinreichen konnten. Dieses hat Laplace gethan, indem er diesen Gegenstand der Analyse unterwarf; nach diesem Verfahren wird die vorhergehende Erklärung ungemein wahrscheinlich.

Unter allen beobachteten Cometen kam dieser der Erde am nächsten, welche folglich eine merkliche Einwirkung desselben hätte erfahren müssen, wenn seine Masse der des Erdballs vergleichbar wäre. Diese beiden Massen gleich angenommen, würde die Einwirkung des Cometen die Dauer des Sternjahres um 11512″ vermehrt haben. Nun aber sind wir gewiß nach den zahlreichen Vergleichungen der Beobachtungen, welche Delambre, um seine Sonnentafeln anzufertigen, angestellt hat, daß das Sternjahr seit 1770 um keine 3″ zugenommen hat; die Masse des Cometen beträgt demnach nicht einmal 1/5000 der Erde; und wenn man ferner bedenkt, daß dieses Gestirn 1767 und 1769 durch das System der Trabanten des Jupiters wandelte, ohne die geringste Störung darin zu verursachen, so wird man einsehen, daß sie noch geringer ist.

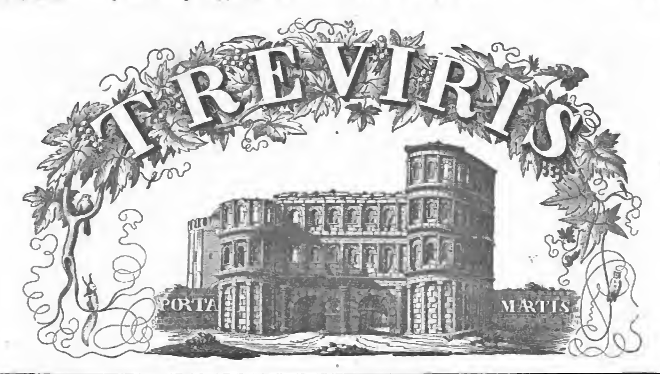
Die Kleinheit der Cometenmassen kann man im Allgemeinen aus ihrem unmerklichen Einfluß auf die Bewegungen des Planetensystems entnehmen. Diese Bewegungen werden durch die bloße Einwirkung der Körper dieses Systems aufeinander so genau dargestellt, daß man die kleinen Abweichungen den Annäherungs- und Beobachtungs-Fehlern zuschreiben kann. Sehr genaue, mehre Jahrhunderte hindurch fortgesetzte, mit der Theorie verglichene Beobachtungen sind allein im Stande, diesen wichtigen Punkt des Weltsystemes gehörig aufzuklären.

U. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein Nº. 1155).

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 9. September. **N°. 72.**



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

D.

Dehme. Dim. — Siehe die Trier. Kronik v. J. 1825. Seite 282.

Dick, so viel als oft; siehe das Trier. Wochenblatt vom J. 1818. Num. 15.

Dingsal. — Das. Num. 16.

Dingstuhl. — Das.

Domicellar. — So nannte man in den adeligen Domstiftern die Exspektanten, welche nach einer gewissen Rangordnung nach dem Absterben eines Capitularen in das Kapitel eingetreten sind. Zu Trier waren deren in neuerer Zeit 24, doch mehr in Folge eines geltenden Gebrauchs, als bestehender Statuten.

Domicellus. So wurden manchmal bei den adeligen Familien die jüngern Söhne genannt, welche noch nicht wehrhaft waren; siehe die Limburger Kronik in Hontheims Prodromus Tom. II. Seite 1057. und 1106. Auch lesen wir nicht selten das Wort Domicella, welches gewöhnlich ein junges Fräulein bedeutet; z. B. in dem Necrolog des ehemaligen Jungfrauen-Klosters zu Engelport, in Reisbach's Archiv für Rheinische Geschichte, II. Theil Seite 15. No. 20. S. 23. No. 23. u. a.; gewöhnlich waren es Diejenigen, welche noch nicht in das Kapitel eingetreten waren; doch nicht immer, so heißt es z. B. Seite 20. No. 10: Memoria domicellae nostræ Annæ Magdalenæ ab Esch, jubilariae obiit anno 1762.

Done, auch Dune. Ist ein Längemaß, welches vorzüglich in der Provinz Luxemburg bekannt war, und selbst zur Bestimmung der Quantität des gefällten Klafterholzes gebraucht wurde; siehe z. B. den Artikel 100 der Verordnung vom 14. September 1617. Die Theresianische Waldordnung vom 30. Dec. 1754. Art. 39. hat dieses Maaß abgeschaft; indessen hat sich der Gebrauch desselben noch einigermaßen erhalten; so verkaufen z. B. die Seiler ihre Fabrikate noch manchmal nach Dunen, d. i., was ein Mann mit beiden ausgestreckten Armen mißt, also ein nicht ganz zuverlässiges Maaß. — In einem handschriftlichen Rentenbuch des Erzbischofs von Trier vom Jahr 1322 kommt das Wort Done ebenfalls vor, wo es heißt: item Sciendum est, quod inquisitum est a Centurione de Urio (das Dorf Euren) et communitati ibidem, quot donas contineat unum jurnale, dicunt, quod duæ donae et dimidius pes, faciant unam virgam, quæ virga continet 15. pedes cum dimidio; et quod 32 virgæ faciant unum jurnale pro longitudine, et pro latitudine 5. virgæ et sic teneret jurnale 160 virgas.

Donati waren Menschen, welche sich und ihre Güter einem Kloster hingegeben haben, vielleicht denjenigen ähnlich, welche das Volk in neueren Zeiten Eingeprevelte nannte: siehe Hontheims Prodromus Tom. II. Seite 1035. b. In dem Index juridicus daselbst macht Hontheim folgende Anmerkung: Donati qui se et bona sua monasterio obtulerunt. Auch in den Frauen-Klöstern kommt manchmal Donata vor; siehe z. B. den oben genannten Necrolog von Engelport, S. 10. No. 28, wo es heißt: Soror Lucia de Kötesheim, donata nostra. Seite 19. No. 6. Maria de Meren, donata nostra. Seite 23. No. 27. Maria de Wyddelbach, donata nostra u. m. a.

(Fortsetzung folgt.)

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Ficht.

(Fortsetzung.)

„Was Ihren diesjährigen Seidenbau betrifft, so erlaube ich mir darüber folgende Bemerkungen:

„Die Seidenraupen können, wenn sie jung sind, bis einschließlich zur dritten Häutung, mit Laub von jungen, zarten Bäumen und Hecken gefüttert werden; nach der dritten Häutung bedürfen sie ein kräftigeres Futter — von mehr ausgewachsenen Bäumen.“

„Der Wechsel der Fütterung, jetzt mit Blättern von weißen, dann von schwarzen Maulbeerbäumen, taugt nicht.“

„Füttert man von Anfang an bis zu Ende das Laub von schwarzen Maulbeerblättern, so bleiben die Würmer gesund.“

„Der Hauptfehler mag wohl gewesen sein, daß sie nicht hinreichendes, gesundes Futter hatten“

„Auch haben Sie mit dem Heizen ein Versehen gemacht; im Anfange, wenn sie eben aus den Eiern kommen, bedürfen die Seidenraupen der Wärme mehr, als später.“

„Uebrigens dürfen die Eier nie der Sonne ausgesetzt werden, zum Ausbrüten. Zur Zeit, wenn man sie auskriechen lassen will, kommen sie in ein Zimmer, das eine Wärme von 14 Grad Reaumur hat, den 2ten Tag 16, den 3ten 18: so kann man steigen bis 20 Grad, aber nicht höher. Die Sonne hat aber zuweilen schon im Mai 32°, was den Eiern schaden würde.“

„Ich begreife nicht, daß Sie das Jahr nur Schaden gehabt; allein das darf Sie nicht abschrecken.“

„Sie haben von 1 Loth Eier 8 Pfd. Cocons gehabt. Ich von 7½ Loth 300 Pfd., das macht pro Loth 40 ℔, also 5mal mehr; das ist auch das gewöhnliche Verhältniß.“

„Läßt man in der letzten Periode die Seidenraupen hungern, so gibt es viele Todte und überhaupt nur schwache Cocons.“

„Hätten Sie z. B. 1/2 Loth ausgelegt, so würden Sie 20 Pfd. Cocons gewonnen haben. Die guten Cocons habe ich dieses Jahr mit 15 Sgr. pro ℔ bezahlt, und wenn sich die Preise der Seide so erhalten, wie sie jetzt stehen, so werde ich sie immer so bezahlen können.“

„Meine armen Landschullehrer (180 an der Zahl), die Seidenbau treiben, erhielten voriges Jahr 4⅔ bis 5 Thlr. pro ℔. Dieses Jahr 6 bis 6½ Thlr.; einige selbst 7 Thlr., und alle Seiden-Fabrikanten in Berlin haben mir gesagt, daß sie jetzt eine bessere Seide liefern, als früher; da ist der Erfolg meiner Bestrebungen, ein sorgfältigeres, reineres Haspeln zu erlangen. Einzelne haben 50, 70, 90 bis 200 Thlr. für Seide eingenommen. Die Unkosten betragen ungefähr den 5. Theil der Einnahme, da ihre Kinder alles verrichten.“

„Sie haben recht, daß eine wohlfeile Schrift über den Seidenbau zu wünschen wäre; ich habe daher eine solche ausgearbeitet, mit Abbildung und Beschreibung des Mylius'schen Haspels versehen, die etwa 20 Sgr. kosten wird. Da ich seit 8 Jahren den Maulbeerbaum im Großen kultivire, den Seidenbau und das Haspeln der Seide betreibe, so hoffe ich das Vollständigste und für Deutschland Brauchbarste geben zu können.“

„Dieses Jahr habe ich über 2000 Maulbeerbaum-Wildlinge durch Propfen und Okuliren veredeln lassen.“

„Künftig können Sie ganz in der Nähe haspeln lassen, bei dem Tischler Köner zu Zell an der Mosel, Reg.-Bez. Coblenz; sein Sohn war auf Kosten des Gewerb-Instituts und Ministerii 10 Wochen bei mir, um den Seidenbau und das Haspeln der Seide zu erlernen, und hat Alles gründlich erlernt.“

„Ihre Cocons sind so leicht, daß von den weißen 34, von den gelben 51 auf ein Loth gehen.“ (Dies kam daher, weil ich sie zu lange, die gelben 4 — 6 Jahre aufgespart hatte, und eigentlich nicht wußte, wo ich sie absetzen sollte).

„Von guten Cocons, ungetödtet gehen 8 auf ein Loth, eingetrocknet 16.“

„Suchen Sie nur Maulbeerbäume zu pflanzen, damit Sie reichliches Futter haben.“

„Meine schönsten und erfreulichsten Maulbeerbäume sind jene, die ich aus Montpellier habe kommen lassen; ich lege einige Blätter zur Probe bei.“

„Mit aufrichtiger Achtung
(gez.) Türk.“

„Ertrag des Seidenbaues zu Klein-Klienicke pro 1834.“

Ausgabe.

„1) 7½ Loth Grains (Eier) aus Lyon à 2 Thlr. 15 Thlr. — „ Sgr.

	Thlr.		Sgr.
2) Tagelohn, den Blätter-Pflükkern (ich muß die Blätter Meilen weit holen)	24	— —	„ —
3) Fuhrlohn, 10 Fuhren à 1 Th.	10	— —	„ —
4) Reiser zu den Hütten	2	— —	„ —
5) Feuerung	3	— —	„ —
6) Tagelohn für die Personen, die den Seidenbau besorgen	18	— —	„ —
7) Haspellohn pro ℔ 1 Thlr.	30	— —	„ —
8) Miethe des Lokals	20	— —	„ —
Summa	122	Thl. —	„ —

Einnahme.

1) 30 Pfd. Seide à 7 Thlr.	218 Thaler.
2) 1 Pfd. Grains, das Loth nur zu 1 Thl. gerechnet	32 „
Summa	242 Thaler.
Die Ausgobe betrug	122 „
Ueberschuß	120 Thaler.

„Hierbei sind nun die Blätter nicht gerechnet, die ich von einigen Maulbeerbäumen ziehe.“

„Hätte ich die 30 Pfd. Seide halb zu Organsin, d. Aufzug, halb zu Drama, Einschlag, moulliniren, d. h. zwirnen lassen, so hätte ich dafür im Durchschnitt noch pro Pfd. 1½ Thlr. bezahlen müssen, also ausgegeben mit obiger Summe von 122 Thl. ..... 167 Thl.; dagegen im Durchschnitt pro Pfd. erhalten (da Organsin jetzt 11⅓ Thl., Trama 10 Thl. kostet) 10⅔ Thlr., also für 30 Pfd. .... 320 Thlr.
hinzu die Grains mit .... 32 „

Summa 352 Thlr.

„Hiervon die Ausgabe mit .... 167 Thlr.

hätte also Ueberschuß ..... 185 Thlr.

So werde ich es künftiges-Jahr halten.“

„NB. Bei den Schullehrern, die den Seidenbau betrieben, fallen alle Ausgaben, die ich hatte, weg, bis auf No. 5. – die Feuerung – und ein Theil von No. 2 – die Kosten des Blätterpflückens.“

„Der Schullehrer, der 30 Pfd. Seide bauet,

nimmt also ein (ohne die Grains zu rechnen...210 Thlr.
gibt aus .... 15 „

hat also Ueberschuß......195 Thlr.

„Hier noch der Ertrag des Seidenbaues vom Küster Henning zu Zinna im Jahr 1834.“

E i n n a h m e.

36 Pfd. 2 Loth Seide à 6½ Thlr. 219 Thl. 11 Sg.
1 Pfd. doppelt à.............. 2 — „ —

221 Thl. 11 Sg.

A u s g a b e n.

1) An Pacht 5 Thl. 16 Sg. 6 Pf.
2) An Holz 9 „ „
3) Pflückerlohn
für die Blätter 14 „ „

28 Thl 16 Sgr. 6 Pf.
Ueberschuß..... 192 Thl. 14 Sg. 6 Pf.

„Er hätte das Pfd. Seide zu 7 Thlr. verkaufen können und dann 254 Thlr. eingenommen.“

(gez.) „von Türk.“
(Fortsetzung folgt.)

Ueber mildthätige Stiftungen.

Das Wohlwollen und Mitgefühl geht keineswegs, wie man so oft behaupten höret, aus dem Gedanken hervor, daß alle Menschen gleiche Natur und gleiche Bestimmung haben, sondern ist schon lange vorhanden und ganz ausgebildet, ehe wir über uns selbst oder Andere nachgedacht haben. Und schlimm stünde es um die Gesellschaft, wenn dem anders wäre.

Allein damit ist keineswegs gesagt, daß dieser Gedanke ein unnützer, eine leere Speculation sei. Das Mitgefühl bedarf in der Anwendung durchaus einer aufklärenden Leitung, wenn es der menschlichen Gesellschaft wahrhaft ersprießlich sein soll. Die Erkenntniß der menschlichen Bedürfnisse und Vermögen im Allgemeinen und die klare Einsicht, daß in diesem oder jenem Falle einer Noth abzuhelfen und die Entwicklung einer Kraft zu fördern sei, und durch welche Mittel dieses geschehen könne, ist Grundbedingung zu jedem wahren Liebeswerke. Aus den Ansichten über die Natur u. die Bestimmung des Menschen erklärt sich demnach nicht die Wirksamkeit des Mitgefühls, sondern die Verschiedenheit dieser Wirksamkeit nach ihrem Gegenstande, ihrem Zwecke und ihren Mitteln. Es vergeht kein Tag im Menschenleben, der nicht einem jeden unter uns einen Beleg zu dieser Aussage darböte; den auffallendsten Beweis jedoch liefern die milden Stiftungen der verschiedenen Zeiten. In ihnen kann man die Fort- und Rückschritte des menschlischen Geistes eben so gut erkennen, als in der Verfassung und Gesetzgebung, der Kunst und Wissenschaft. Aberglauben, Fanatismus und Sectenhaß, Religiosität und Menschenliebe finden sich hier bald rein, bald in bunter Mischung.

Bei diesem Durch einander von Wahrheit u. Irrthum, von Beobachtung u. Einbildung ist es jedoch tröstlich wahrzunehmen, daß die milden Stiftungen aller Zeiten, wie verschieden sie auch nach ihrem Endzweck sein mögen, dennoch in den nächsten Zwecken mehr oder weniger miteinander übereinstimmen. Dem Armen und Unglücklichen Lebensunterhalt und eine Zufluchtsstätte zu gewähren, sich der Wittwen und Waisen zu erbarmen, sich gedrückter in der Dunkelheit leidender Familien anzunehmen, Irrenden auf den wahren Weg zu verhelfen, die Bösen bessern und nützlich, oder doch wenigstens unschädlich zu machen; die Verstandesverirrten der Gesellschaft wieder zu geben, die ihrer Sinne Beraubten oder nicht Mächtigen des Verkehres, mit ihren übrigen Brüdern fähig zu machen, der heranwachsenden Jugend zur Erkenntniß des Wahren und Guten zu verhelfen, das sind Zwecke, welche kein Zeitalter verworfen hat, keines verwerfen wird. Was auf sie verwandt wird, findet immer Anerkennung. Gegenwärtig, wo der menschliche Geist sich fest entschlossen hat, nicht mehr erkennen zu wollen, als er erkennen kann, und nicht mehr zu erstreben, als zu erstreben ist, wo er anfängt zu begreifen, daß man die Winke der Natur erforschen u. ihnen gehorchen müsse, wenn man ihre Absichten auch nicht erkennt, ist die Wirksamkeit unseres Mitgefühles beinahe immer auf die genannten und diesen ähnliche Dinge beschränkt

Seinem Wirken einen möglichst großen Umfang und eine möglichst lange Dauer in Bezug auf die genannten Zwecke zu geben, ist das Streben des wahrhaft Mildthätigen. Dieses kann jeder in seiner Art und nach seinem Maße. Glücklich, wen Gott mit Gütern gesegnet hat, um wohlthäitg sein zu können, glücklicher jedoch, wer einen durchdringenden Verstand verbunden mit den nöthigen Kenntnissen besitzt, um es zweckmäßig sein zu können. Ich trage kein Bedenken unseres jüngst verschiedenen Mitbürgers, Herrn Albertaly, als eines nachahmungswürdigen Musters hier Erwähnung zu thun, der durch seine letzte Willensverfügung den Armen unserer und seiner Vaterstadt Bonn durch ein beträchtliches Vermächtniß an die hiesige und dortige Armenschule den wesentlichsten Dienst geleistet hat. In der That, wie kann man besser für die Armen sorgen, als wenn man sich ihrer Kinder annimmt und zwar so annimmt, daß dieselben nicht blos Kleidung, Nahrung und Obdach, sondern auch einen Unterricht erlangen, der sich nicht blos auf das Lesen, Schreiben, Rechnen und die Erkenntniß dessen, was sie sein und leisten sollen, beschränkt, sondern ihnen auch die nöthige Fertigkeit ertheilt, sich selbst und ihren alten Eltern einst gehörig vorzustehen? In dieser Weise unterstützt man nicht blos die Armuth, man beugt ihr auch vor, in die Zukunft und bewahrt so die Gesellschaft vor unzähligen Uebeln. Denn, wenn es auch wahr ist, daß die Ausdrücke arm und schlecht nicht gleichbedeutend sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Armuth oft schlecht macht, und zwar den größten Theil der Menschen schlecht macht. Außerdem ist das Zartgefühl der Armen, das ein jeder, der sich ihrer annimmt, besonders zu schonen hat, hier mehr als bei jeder andern Art wohlthätigen Wirkens berücksichtigt; das Vermögen des Testators ist nun unmittelbar in ihre Hände übergegangen, sie sind seine Erben; das Beschämende der empfangenen Gnade fällt weg vor dem Gedanken des gerechten Anspruches. Möge sich daher der Wirkungskreis des edeln Frauenvereins durch Schenkungen und Vermächtnisse dieser Art je mehr und mehr zu immer größerm Segen erweitern!

Die Opium-Flotte *)

Diese in ihrer Art einzige Handelsflotte sah der Reisende Meyen bei seiner Ankunft in dem Hafen von Cap Syng-mun daselbst versammelt. Es ist äußerst interessant, ihn über diesen Gegenstand zu vernehmen.

Der Opium-Handel ist, sagt er, von außerordent-

*) Meyen's Reise um die Welt II. Theil 296. 298. 299. 301.

licher Bedeutung und befindet sich fast ganz in den Händen der Engländer, welche eine große Menge Geld durch ihn dem Chinesischen Reiche entziehen. Die Chinesen gebrauchen das Opium zum Rauchen, eine Sitte, welche sowohl bei ihnen, als auch bei vielen Malayischen Völkern Hinter-Indien's und Sumatra's *) schon lange vor Ankunft der Europäer im Gebrauch war, nur nicht in dem Maaße, wie in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts. Macao war in den frühern Jahrhunderten der Ort, der fast ganz allein den Opium-Handel in Besitz hatte; nachdem er sich aber vergrößert und den Neid anderer Nationen erregt hatte, wußten ihn die Engländer in Besitz zu bekommen, welche das Opium bis zum Jahr 1821 auf ihren Schiffen ganz offen im Hafen zu Whampao verkauften. Um eine Verschlechterung in dem moralischen Zustande der Nation zu vermeiden, hat die Regierung des himmlischen Reiches den Gebrauch des Opiums und dessen Einführung in das Land unter den härtesten Strafen gänzlich verboten; von Jahr zu Jahr werden diese Verbote wiederholt und geschärft, bleiben aber dennoch gänzlich ohne Wirkung, ja der Consum dieses Artikels nimmt jährlich ganz unglaublich zu. Endlich gelang es der Regierung, daß der Opium-Markt von Whampao wenigstens außerhalb der Bocca-Tigris verlegt wurde, und so wanderte die Opium-Flotte nach der Insel Lintin, welche etwa acht See-Meilen von Macao entfernt ist, wo sie jetzt, gewöhnlich auf einer Art von Rhede vor Anker liegt; zur Zeit aber, wenn heftige Stürme erwartet werden, eilen diese Schiffe nach der ziemlich gut verschlossenen Bucht von Cap Syngmun und verweilen daselbst so lange, bis die unruhigen Zeiten vorüber sind. Die Schiffe, welche das Opium von Indien nach China bringen, sind gewöhnlich sehr groß und schön ausgerüstet; sie führen eine starke Besatzung, wenigstens gegen 200 Las-Casas, welche mit Waffen und Kanonen versehen sind, um sich gegen jeden etwaigen Angriff von Seiten der Chinesischen Kriegsschiffe vertheidigen zu können. So liegen hier die Opium-Schiffe, 10, 15 bis 20 Stück an der Zahl, ganz frei und treiben diesen unerlaubten Handel; die Regierung weiß es und hat nicht die Macht, denselben mit Gewalt zu verbieten. Beständig liegen Chinesische Kriegsschiffe in der Nähe der Opium-Flotte, die jedoch nur auf die Schmuggler Jagd machen, wenn gerade ein guter Wind zu ihrer Verfolgung weht. Die Chinesischen Schmuggler-Fahrzeuge sind sehr leicht gebaute Schiffe, die mit 50 bis 60 Ruderknechten besetzt sind, welche dieselben so schnell bewegen, daß sie von den Kriegsschiffen nicht eingeholt werden können. Meistens wählen die Schmuggler die Zeit der Windstillen, doch bei herrschendem Winde setzen auch sie Segel. Diese Schmuggler-Fahrzeuge legen zur Seite der Opium-Schiffe an, geben daselbst einen Schein von einem Kaufmann aus Canton ab, erhalten dagegen sogleich die Masse Opium, welche durch jenen Schein bezeichnet ist, und versuchen dann ihr Glück damit. Gefährlich ist dieses Handwerk allerdings, denn der Strang ist die Belohnung für die, welche dabei ergriffen werden; doch die Sache ist sehr einträglich und wird daher auch täglich gewagt. Unserer Meinung nach würde es der Regierung sehr leicht sein, diesem Opium-Handel wenigstens die Oeffentlichkeit zu nehmen, ja ihn sogar ganz zu unterdrücken; doch die Abgabe, welcher dieser Artikel den hohen Mandarinen von Canton heimlich einbringt, ist zu hoch, um statt dessen das Wohl des Staates zu berücksichtigen; ja die höchsten Staatsbeamten sind grade selbst die Opium-Händler für das Innere des Landes, und so nimmt denn jährlich dieser Handel an Umfang immer zu.

Das Indische Opium wird nach China in Kisten von 100 Cätti gebracht; es ist darin in Form breitgedrückter Kuchen von etwa 4 bis 5 Zoll Durchmesser eingepackt. Diese Kuchen werden in den Kisten in Reihen neben einander gelegt und mit Spreu emballirt. Bei dem Verkaufe und bei dem Umpacken des Opiums geht man ohne alle Vorsicht zu Werke; die Spreu, womit das Opium verpackt war, wird beim Umpacken auf dem Verdecke des Schiffes umhergeworfen, und sowohl Puten, als Ziegen und Schweine befinden sich bei dem Genusse dieses Spreues sehr wohl, ja sie scheinen eine besondere Vorliebe dafür zu haben. Die Güte des Opiums wird hier nach andern Grundsätzen bestimmt, als bei uns; das Opium von Patna und Benares wird hier für das beste gehalten und ist doppelt so theuer, als das Türkische. Dieses Indische Opium ist weich, noch etwas mehr, als weicher Honigkuchen; es ist von gelbbräunlicher Farbe, glänzt auf dem Durchschnitte und zeigt weiße Pünktchen, wobei die Schnittfläche gleichmäßig fest ist. Nach einigen Jahren wird es härtlich und verliert alsdann an Güte. Das Türkische Opium ist zum Rauchen zu streng und wird deshalb so gering geschätzt. Da die verschiedenen Sorten von Opium so sehr verschieden im Preise stehen, daß z. B. das Malva-Opium um 2/3 so viel als das Patna-Opium gilt, so sind die Verfälschungen der theuern Sorten durch minder theuere ganz außerordentlich einträglich. Die Kisten werden geöffnet und zwischen den feinen Opium-Kuchen 1/4 bis 1/5 von einer schlechtern Sorte eingeschoben.

(Schluß folgt.)

*) Siehe Marsden History of Sumatra Lond. 1811. 4°. pag. 277.

Berichtigung.

No. 67. S. 2. Sp. 1. Z. 2. v. u. lies 1835 st. 1825. No. 71. S. 3. Sp. 2. Z. 19. v. u. füge III. zu Calixtus hinzu.

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155).

Concert.

Günstig vorbereitet durch die Bemerkung mehrerer Freunde der Guitarre-Musik in Nr. 137 der Trierischen Zeitung nah- men wir denn auch Theil an der am verflossenen Donnerstag Abends wirklich Statt gehabten musikalischen Abend-Unterhalt- ung im Gilbert'schen Gartensaal und fanden, was das Spiel, die allgemeine Fertigkeit und den, im Verhältniß des Alters erstaunenswerthen Ausdruck der erst kaum 10 Jahre alten Gui- tarrevirtuosinn, Catharina Josephina Pelzer aus London, be- trifft, jene Verheißungen vollkommen bestätigt. Darum wurd derselben auch der rauschendste Beifall des, vorzugsweise a diesem, von der herrlichsten Witterung begünstigsten Aben zahlreichen Publikums mit vollem Rechte zu Theil und hinter ließ namentlich durch die Variationen über Rosini's di tan palpisi bei allen Anwesenden einen gewiß bleibenden Eindruc

Möge die nach No. 65 der Treviris in den Kunstblätter ihrer heimathlichen Verehrer sogenannte liebe Kleine so ... schreiten und von ihrem väterlichen Führer ernst und verständ auf dem betretenen Pfade weiter geleitet werden, so ist des künstlerischen Weltruhms gewiß!

Gleichzeitigen Dank unsrer geschätzten Oper-Sängerinn Frau von Weber, für ihre bereitwillige Theilnahme durch ren vortrefflichen Gesang, der, in der Frische erhalten Verein mit den zugesagten Leistungen der neuen Theater-Dir tion, uns eine freundliche Aussicht auf bald wiederkehren- Genuß für die bevorstehende Theater-Saison verheißt.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 12. September. N°. 73.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro August 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Der am Schlusse des Monats Juli so sehnlich erwartete Regen ist im Laufe des Augusts meist als Begleiter von Gewittern zwar zum öftern eingetreten, aber theils etwas verspätet, theils nicht reichlich genug, um unsere Landwirthe zu befriedigen. Hinsichtlich der Temperatur schloß sich der August Monat seinem Vorgänger ziemlich gleichförmig an, mit Ausnahme der letzten Woche, in welcher die Luft sich ziemlich abkühlte und die Nächte sogar rauh zu werden begannen.

Unter diesen Witterungs-Verhältnissen sind die Besorgnisse wegen theilweisen Mißrathens der Kartoffeln noch keineswegs ganz geschwunden, und die Aussichten auf den Ertrag der zweiten Klee- und Grummetschaar sehr schwach. Es hat dies auf die Oekonomie fühlbaren Einfluß geäußert, denn der Landmann nimmt hie und da schon jetzt auf die Verringerung seines Viehstandes bedacht, und die Viehpreise sinken, während die Preise für das Heu merklich in die Höhe gehen.

Korn, Weizen, Gerste, Spelz, Erbsen sind in den Niederungen größtentheils eingescheuert, und in den meisten Gegenden, gleich dem Kohl- und Rübsaamen, sehr reichlich, überall aber von besonderer Güte ausgefallen; auch die Gemüse haben sich erholt: dagegen wird an manchen Orten über geringen Ertrag des Hafers Klage geführt, und die Ergiebigkeit des Tabacksbaues, der Flachs- und Hanffelder nicht entsprechend befunden.

Im Ganzen geht die Reife der Trauben, insbesondere der weißen, langsam voran; sie ist gegen 1834 um 14 Tage zurück, und bedarf, um die Qualität der vorjährigen Crescenz zu liefern, noch wenigstens sechs Wochen anhaltend guten Wetters.

Mit mehr Sicherheit kann auf eine große Quantität des diesjährigen Wachsthums gerechnet werden, welche jene des verflossenen Jahres an verschiedenen Orten noch übertreffen dürfte.

So willkommen im Allgemeinen die Gewitter im verflossenen Monate waren, brachten sie doch manchen Gegenden des hiesigen Regierungs-Bezirks empfindlichen Schaden, namentlich litten die Kreise St. Wendel und Ottweiler nicht unbedeutend durch Hagelschlag, der am 13. auf mehrere Bäume der Cantone Grumbach und Tholei in Weinbergen, an Obstbäumen und auf den Feldern Verwüstungen anrichtete.

II. Die Preise der Lebensmittel.

Der Preis des Getreides ist im Allgemeinen bedeutend gefallen, dagegen hat sich jener des Heues, in Voraussicht einer ungünstigen Grummet-Erndte in mehreren Gegenden rasch gehoben, obwohl, wie die nachstehende Uebersicht beweis't, der Mittelpreis von jenem des verflossenen Monats noch nicht bedeutend abweicht

Mittelpreis:

1) Weizen der Scheffel . .	1	Rth.	17	Sgr.	10	—
2) Roggen der Scheffel . .	1	—	7	—	10	—
3) Gerste " " . .	"	—	29	—	6	—
4) Hafer " " . .	"	—	24	—	6	—
5) Erbsen " " . .	1	—	18	—	"	—
6) Kartoffeln " . .	"	—	12	—	"	—
7) Heu " Centner . .	"	—	22	—	6	—
8) Stroh " " . .	"	—	12	—	"	—

Wegen andauernden Wassermangels stehen viele Mühlen still und deswegen erhalten sich die Brodpreise noch immer in der Höhe.

III. Gesundheits-Zustand.

a) Der Menschen. Ueber den Gesundheits-Zustand der Menschen lauten die Berichte ohne Ausnahme sehr günstig.

In Speicher, Kreis Bitburg, hat das contagiöse Nervenfieber zwar noch nicht ganz aufgehört, doch ist

die Zahl der Kranken gering und ihr Zustand gefahrlos.

In Dasburg, Kreis Prüm, hat dagegen das daselbst ausgebrochene ähnliche Uebel gänzlich nachgelassen, und die Pocken-Erscheinungen verschwinden fast überall.

Die Sterblichkeit ist sehr gering.

b) Der Hausthiere. Zu Griesborn, im Kreise Saarlouis, fielen fünf Stück Rindvieh am Milzbrande; das Uebel scheint jedoch schon seine Grenze gefunden zu haben; auch in Bergweiler ist die unter dem Rindvieh ausgebrochene Krankheit, wenn auch noch nicht ganz getilgt, doch im Abnehmen.

Als neuere Krankheits-Erscheinung zeigte sich in Bettingen die Bräune unter den Schweinen; überhaupt machte man die Beobachtung, daß die anhaltende Dürre dieser Gattung von Hausthieren sehr nachtheilig gewesen ist.

IV. Unglücksfälle.

Am 30. Juli verunglückte ein lediger Mann von 25 Jahren in der zum Longcamper Straßenbau eröffneten Steingrube durch den Sturz einer bedeutenden Felsmasse, die sich unversehens ablößte.

Aehnliches Schicksal hatte am 17. August ein Taglöhner von Canzem, welcher mit Abbrechen einer Felsmasse in einem Weinberge beschäftigt war.

Zu Immweiler, Kreis St. Wendel, fiel am 23. Juli d. J. das zweijährige Kind des Mathias Klein, welches sich in der Küche allein befand, in einen mit heißen Kartoffeln angefüllten Kessel und verbrannte den Oberkörper so stark, daß es nach zwei Tagen den Geist aufgab.

Am 19. August schickte die Gertrude Ley, verehelichte Langendorfer aus Menschbach, ihr vierjähriges Töchterchen nach dem Brunnen, um Wasser zu holen, das Kind bekam das Uebergewicht, fiel in den Brunnen und wurde nach Verlauf von 3/4 Stunden leblos aus demselben gezogen.

Die angestellten Wiederbelebungs-Versuche blieben erfolglos.

Der Taglöhner Johann Theiß von St. Wendel stürzte am 18. August von einem Baugerüste und starb am andern Tage an den Folgen der dadurch erhaltenen schweren Verletzungen.

Am 20. August drang ein im Dorfe Cordel, Landkreis Trier, herumlaufendes Schwein in die Behausung des Mathias Melchior, während alle erwachsene Hausbewohner auf dem Felde und abwesend waren, fraß einem hülflos in der Wiege liegenden Knaben von 6 Monaten sämmtliche Finger des einen Händchens ab und verletzte denselben bedeutend im Gesichte. Wahrscheinlich würde das beklagenswerthe Kind von dem Thiere ganz aufgezehrt worden sein, wenn nicht der Zufall Jemand in die Nähe geführt hätte. Schleuniger wundärztlichen Hülfe ungeachtet starb das Kind bald nachher.

Am nämlichen Tag fuhr der 13jährige Knabe Jakob Gebert in der Flur von Clüsserath, auf einer Leiter des Wagens sitzend. Der Wagen stürzte, von einem in dem Wege liegenden großen Steine gehoben, mit der entgegengesetzten Leiter auf die Brust des Knaben, der so verletzt wurde, daß er kurz darauf den Geist aufgab; er war der einzige hoffnungsvolle Sohn einer braven Wittwe.

Am 11. August waren zu Osburg mehrere Kinder, in Gegenwart der Eltern in einer Scheune versammelt, deren Thor sie spielend öffneten und wieder zuschlugen. Unversehens riß die Angel des einen Thorflügels, dieser fiel um und erschlug die fünfjährige Tochter des Ackerers Adam Westermann angesichts der Eltern.

Der Krämer Johann Thelen aus Mehren, Kreis Daun, ein sehr ordentlicher und geachteter Mann, kam, am 26. August mit seiner Ehe rau von einem Jahrmarkte zurückkehrend, beim Absteigen von seinem Karren unter das Rad, wurde, da das Pferd in demselben Momente scheu geworden war, überfahren und so schwer verletzt, daß er todt auf dem Platze blieb.

Der Verunglückte hinterläßt sieben unerzogene Kinder und sehr wenig Vermögen.

Am 21. August wurde die zweijährige Tochter des Jakob Spanier von Orscholz von dem 16jährigen Knechte des Jakob Kieser von da, welcher im jugendlichen Muthwillen die Pferde an seinem leeren Wagen bis zum Galopp antrieb, überfahren und starb des folgenden Tags; es ist der Vorfall zur gerichtlichen Anzeige gekommen.

Ein Erzgräber von Quirscheid hatte das Unglück bei der Arbeit von einem herabfallenden Steine getroffen und erschlagen zu werden.

Unweit Bettingen, Kreis Bitburg, stürzte ein 12jähriger das Vieh hütender Knabe von einem Bergabhange in die dort ziemlich tiefe Prüm. Der schon Untergesunkene würde dem Tode nicht haben entrinnen können, wenn nicht der Maurer Theodor Müller von Bettingen — obwohl des Schwimmens unkundig — sogleich mit eigener Lebensgefahr nachgesprungen wäre. Es gelang diesem den schon Bewußtlosen zu erfassen und, während einer Viertelstunde beharrlich fortgesetzte Wiederbelebungs-Versuche, vollendeten das menschenfreundliche Rettungswerk.

V. Communalwesen.

Die Gemeinde-Rechnungen pro 1834 sind fast ohne Ausnahme festgestellt, auch mit dem prompten Einlaufen der Budjets pro 1836 haben wir Ursache, zufrieden zu sein.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Der öffentliche Unterricht in den Landschulen macht recht erfreuliche Fortschritte und dehnt sich an vielen Orten mit Erfolg auf vaterländische Geschichte und Geographie aus. Wenn im verwichenen Monate die Schulversäumnisse hier und da zahlreicher, wie gewöhnlich, vorkamen, so darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Erndtezeit die handlangenden Mittel des Landmanns sehr in Anspruch nimmt, übrigens ist für die Polizei des Unterrichts, da, wo sie noch einer Bekräftigung bedarf, durch die neueste Allerhöchste Cabinetsordre vom 20. Juni d. J. sehr erschöpfend gesorgt. Einige Zweifel, die sich hinsichtlich der Ausführung erhoben haben, werden durch eine nachträgliche, eventuell schon angekündigte Instruktion hoffentlich bald vollkommene Beseitigung finden.

Der zu Trier unlängst verstorbene Kaufmann, Heinrich Albertalli, unverehelichten Standes und von Bonn gebürtig, hat der hiesigen Armenschule ein Capital von 1000 Rthlr. vermacht, und hierdurch die Stiftung dieses Instituts, welches man dem Wohlthätigkeitssinne eines achtbaren Frauenvereins verdankt, insofern begründet, als die Existenz der Armenschule bisher lediglich auf freiwilligen milden Beiträgen beruht. Derselbe hat die Armenschule in Bonn ebenfalls mit einem Capital von 1000 Rthlr. bedacht.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Im Handel vermißt man noch immer die erwünschte Regsamkeit.

Das Vieh, ein wesentliches Produkt der hiesigen Gegend, findet, bei der Besorgniß eines Futtermangels, fast gar keinen Abgang.

Der Weinhandel ist ganz ohne Leben, obgleich

die Preise seit dem vorjährigen Herbste namhaft heruntergegangen sind; fast scheint es, als wenn die schwankenden Erwartungen hinsichtlich des bevorstehenden Herbstes lähmend auf diesen Zweig des Verkehrs einwirken.

Auffallend ist es, daß sich selbst Großhändler in hiesiger Stadt neuerdings mit dem Detail-Verkauf des Weins befassen.

Zufriedener darf man mit dem Fortgange unserer gewerblichen Etablissements sein, insoweit nicht der anhaltende Wassermangel dem Betrieb Hindernisse in den Weg legt.

Der Schiffbau an der Saar beschäftiget fortwährend zahlreiche Hände, und eine, auch in feuerpolizeilicher Hinsicht, recht erfreuliche Erscheinung ist es, daß sich die Zahl der Ziegelbrennereien rasch und mit anhaltend günstigem Absatze vermehret.

Im Communalwegebau war, wegen der Erndte, eine periodische Stockung eingetreten; es wird dieser wichtige Verwaltungszweig nun aber wieder mit voller Regsamkeit aufgegriffen.

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Licht.

(Fortsetzung.)

Ich brauche wohl nicht erst zu erinnern, daß das Zeugniß eines so edlen, um das Wohl der dürftigen und leidenden Menschheit so sehr bekümmerten und höchst verdienten Mannes, des Hrn. Regierungs- und Schulraths von Türk, über das sehr erfreuliche Resultat der in dieser Zeit betriebenen Seidenzucht in der Provinz Brandenburg für uns unverdächtig, vollwichtig, ja allein schon hinreichend und aufmunternd sein muß, so, daß wir die süße Hoffnung nähren dürfen, der Seidenbau werde auch bei uns reichlich gedeihen, wenn er mit mehr Sorgfalt und Kenntniß getrieben wird.

Für jene aber, welche hier noch fragen mögten, warum denn in frühern Zeiten so oft über das Mißrathen des Seidenbaues geklagt worden, führe ich noch einmal den mehrgedachten Küster Götze an. „Viel Schuld lag an den Seidenbauern selbst, heißt es von ihm in der angeführten Zeitschrift: Jahrbücher des Preuß. Volks-Schulwesens — im bemeldeten Hefte Seite 215 — „weil sie aus Unverstand oder vielleicht verführt durch die Italiener, die unser Klima und unser Land nicht kannten, Fehler über Fehler machten. In den großen Seidenbau-Anstalten, durch Friedrich II. gestiftet, und auf den Aemtern, wo öfters zwangsweise Seide gebaut ist, ist darum der Seidenbau mißrathen, weil die Herrn den Seidenbau nicht kannten und nicht mit Interesse betrieben, ihn durch Miethlinge besorgen ließen, die ihrer Bezahlung gewiß waren, wenn auch der Seidenbau mißrieth."

„So entsteht auch noch im Kleinen ein völliges Mißrathen:

1) Wenn die Stuben übermäßig heiß gemacht werden.

2) Wenn der Seidenbauer alle Grains (Eier) zu zeitig und mit einem Male auslegt und ein Nachtfrost die ersten Blätter raubt, so daß die Raupen alle vom Hungertode sterben müssen.

3) Wenn die Grains zu spät ausgelegt werden, wo das Jahr und die Blätter schon zu weit vorgerückt sind; alsdann werden die letzten Blätter zu alt, und der Honigthau, der späterhin auf die Blätter häufig kommt, macht die Bienen erkranken und sterben, also auch die Seidenwürmer.

4) Es entsteht auch leichtlich ein Mißrathen des Seidenbaues durch unverständige Blätterpflücker, die den Sack bald voll haben wollen und das Laub von den Wasserreisern oder von inwendigen oder von andern Bäumen beschatteten Reisern pflücken."

„Hieraus ist zu ersehen, daß in den vorigen Zeiten häufiger und mehr über ein völliges Mißraihen des Seidenbaues geklagt werden mußte, weil die Seidenbauer wenig durch vorgängige Erfahrungen unterrichtet, den Seidenbau auf gut Glück und nicht mit Vorsichtigkeit betrieben, und daß in der folgenden Zeit diese Klagen immer weniger werden müssen, wenn mehrere durch Erfahrung gebildete Seidenbauer den Seidenbau betreiben. Jetzt sind schon in der hiesigen Gegend mehrere Schullehrer-Söhne und Töchter, die, durch Erfahrung gelehrt, den Seidenbau mit mehr Vorsichtigkeit und Klugheit betreiben, und daher sichern Gewinn davon haben"

Wenn nun aus Betreibung der Seidenzucht ein reichlicher Gewinn zu hoffen ist, wenn der Wohlstand ganzer Provinzen dadurch bedeutend erhöhet werden kann; wenn besonders vielen dürftigen Bewohnern der Mosel in Jahren, wo der Herbst fehlt, oder der gewonnene Wein der schweren Kosten und Abgaben wegen wenig oder Nichts einbringt, durch fleißigen Betrieb der Seidenzucht einigermaßen wieder aufgeholfen und die immer mehr um sich greifende Noth vermindert werden kann, wie aus Allem bisher über den Seidenbau Angeführten mir scheint folgen zu müssen, so hab ich hier auch noch von den Mitteln zu sprechen, um den Seidenbau an der Mosel schnell in Gang zu bringen.

Es soll noch kein zuverlässiges und genügendes Surrogat für das gewöhnliche Futter der Seidenwürmer, die Blätter des Maulbeerbaumes, gefunden worden sein.

Es wird daher am rathsamsten sein, möglichst bald überall, wo es thunlich, Maulbeerbäume in gehöriger Menge anzupflanzen. Es entsteht hierbei allerdings die Frage:

Woher jetzt sogleich Bäume nehmen, da der Vorrath bei uns sehr gering ist?

Es gibt hierzu offenbar nur zwei Wege; man kann nämlich schon erwachsene Bäume aus der Nähe und Ferne kommen lassen und anpflanzen, oder man kann die Maulbeerbäume aus Saamen ziehen. Der erste Weg hilft dem Bedürfnisse am schnellsten ab, allein er ist allerdings kostbarer. Ein sechsjähriger veredelter Maulbeerbaum dürfte auf 10 Sgr. zu stehen kommen, wenn erst eine gehörige Menge angezogen sein wird (schreibt Hr. v. Türk in seiner erwähnten vollständigen Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues S. 14)

Im Lande gezogene sechs- bis siebenjährige Maulbeerbäume werden vielleicht (schreibt derselbe eben da) wenn man die Nutzung des Grundes und Bodens und sechsjährigen Arbeitslohn in Anschlag bringt, nur auf 3 bis 6 Sgr. das Stück zu stehen kommen. Allein durch jene erhält man einen Vorsprung von sechs Jahren, d. h. man kann 6 Jahre früher anfangen, sie zu belauben; man gelangt also auch 6 Jahre früher zum vollen Laub-Ertrag, mithin wird das auf diese Weise angelegte Capital dennoch reiche Zinsen tragen, wie am angeführten Ort der Beweis gemacht und nachzulesen ist.

Scheut man jedoch die größere Ausgabe für erwachsene Maulbeerbäume, so säume man nicht, eine Maulbeerbaum-Saamen-Schule an einem geeigneten Orte anzulegen. Den Samen suche man durch Bekann-

te, Freunde aus Paris, Lyon, Montpellier, Berlin, Potsdam zu beziehen. Auch kann man den Saamen von schwarzen Maulbeerbäumen aus unserer Gegend benutzen und, nachher die ein Paar Jahre alt gewordenen Pflänzchen von veredelten weißen Maulbeerbäumen okuliren oder kopuliren lassen.

Der großen Gefälligkeit des Herrn Regierungsraths Schmelzer zu Zur-Maien bei Trier darf man es auch zutrauen, daß er von seinen vielen edlen und veredelten Maulbeerbäumen gerne Okulir-Reiser hergeben wird. Da derselbe seit vielen Jahren schon große Saamenschulen von Maulbeerbäumen angelegt hat, deren Pflanzen er zu eigenem Gebrauche bei der Seidenzucht wohl zum Theile entbehren kann, so kann er auch damit manchem Liebhaber der Seidenzucht aushelfen.

Bei Herrn Amtmann Hont in Manheim sind wahrscheinlich auch itzt noch weiße Maulbeerbäumchen zu haben; er schlug mir das 1000 zweijährige Pflanzen in der Zeit zu 30 Gulden an.

Bei den Gebrüdern Baumann zu Bollweiler, im Oberrheinischen Departement, ist das Hundert zweijähriger Maulbeerbäumchen zu 6 Franks zu haben: das 100 hochstämmige, weiße Maulbeerbäume zu 75 Franks. Die Hüttenherrn auf der Quint wollen so gefällig sein, die bei ihnen deshalb gemachten Bestellungen mit Gelegenheit gütigst zu übernehmen und zu besorgen.

Auch ich habe, wie schon früherhin bemerkt, noch einige hundert weiße Maulbeerbäume, wegen Mangel des Raums, gegen billige Vergütung, zu überlassen. Sie sind 5 — 7 Schuh hoch und die Stämme sind überhaupt 1 bis 1½ Zoll dick. Zweijährige Maulbeerpflanzen habe ich noch über 1000 zu entbehren.

(Schluß folgt.)

Die Opium-Flotte.

(Schluß.)

Die Chinesen, wie bekannt ist, rauchen das Opium und bedienen sich hiezu ganz eigenthümlicher Pfeifen; diese haben die Form und die Länge einer Flöte, welche an dem einen Ende geschlossen und an dem andern Ende als Mundstück zierlich eingefaßt sind. Gegen das Ende zu befindet sich in der Röhre eine Oeffnung, in die ein Pfeifenkopf, von der Form einer Zwiebel eingesetzt wird, welcher auf der Spitze eine kleine Vertiefung hat, in die man das Opium hineinlegt, es an der Flamme einer eigenen kleinen Lampe anzündet und mit starken Zügen ausraucht. Man bedarf jedesmal zum Rauchen nur sehr kleiner Portionen Opium, etwa 2 Gran auf einmal, die man mit einem kleinen Schaufelchen von Eisen auf den Pfeifenkopf legt; mit 6 bis 8 Zügen pflegt diese kleine Opium-Portion verbraunt zu sein, und es dauert auch nicht lange, so stellt sich die angenehm berauschende Wirkung des Opiums ein. Wir sahen eines Tages auf der Insel Macao einen Chinesen, den Diener eines Engländers, auf einem Pferde reitend, der plötzlich vom Pferde fiel und, als wir hinzukamen, ganz bewegungslos auf der Erde lag und in allen seinen Gliedmassen nicht die mindeste Festigkeit besaß. Der Puls war dabei voll, hart und sehr schnell, so daß wir gar nicht wußten, wofür dieser Zustand zu halten wäre. Unter den umher liegenden Sachen, welche der Chinese beim Herabfallen vom Pferde verloren hatte, fand sich jedoch ein kleines Döschen von Horn, das mit Opium angefüllt war, und das uns bald dahin führte, daß der Zustand, in dem der Chinese lag, nichts anders, als eine Narcosis sei, die durch Opiumrauchen herbeigeführt worden war.

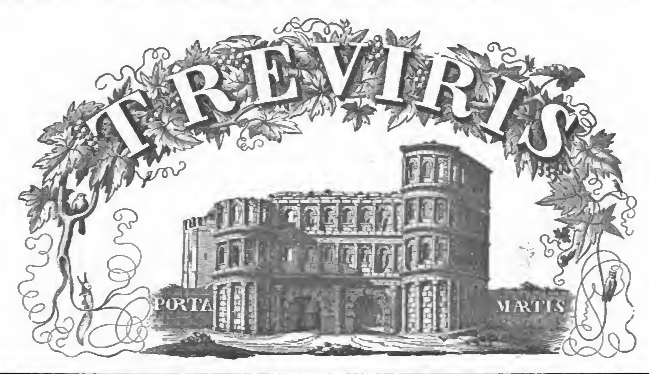
Gewiß sehr häufig wird man sich die Frage stellen, ob denn dieser unmäßige Genuß des Opiums nicht allmählig die Gesundheit der Menschen untergräbt, worauf wir aber versichern können, daß man es den Chinesen wenigstens nicht ansieht; die Leute werden im Gegentheil daselbst sehr alt und sind äußerst wohlgenährt. Wir mögen es nicht in Abrede stellen, daß der Genuß des Opiums die Geistesthätigkeiten, besonders das Gedächtniß, in hohem Grade schwächt; auf den Körper scheint es jedoch keine besonders nachtheilige Folgen zu äußern, und da die Chinesen überhaupt mit speculativen Wissenschaften sich wenig oder gar nicht beschäftigen, so erwächst ihnen auch hierdurch kein Schaden. Ganz kürzlich ist uns jedoch die Nachricht zugekommen, daß der commandirende General, bei Gelegenheit der Rebellion in der Provinz Canton, von 1000 Mann Hilfstruppen, welche ihm von Canton zugeführt wurden, an 200 Mann nach Hause geschickt habe, weil sie durch die Gewohnheit des Opiumrauchens gänzlich dienstunfähig geworden wären.

Außer dem Opium rauchen die Chinesen auch Taback, und in keinem andern Lande ist diese Sitte, sowohl unter Männern, als Frauen, allgemeiner, als gerade hier in China; ja für die Frauen, besonders der vornehmern Stände, ist es die gewöhnlichste Unterhaltung, da sie fast nichts zu arbeiten haben. Im Allgemeinen wird der Taback in China aus sehr langen Pfeifen mit ganz kleinen metallenen Köpfen geraucht, die Pfeifen der Frauen sind noch länger, als die der Männer, und erreichen zuweilen die Länge von 4 Fuß; ja beim Gehen pflegen die Frauen sich dieser Pfeifen als Stöcke zu bedienen, um beim Auftreten mit ihren kleinen Füßen ihrem Körper mehr Festigkeit zu geben. Außerdem hat man noch kleine metallene Wasserpfeifen, aus denen ein ganz fein geriebener Taback, den man mit langen Pfeifen raucht, nach Art des Türkischen, ganz fein gehobelt ist. So wie der Thee, so wird auch die Pfeife überall präsentirt, wo man zu Gaste kommt; in Zeit von 8 bis 10 Minuten sind diese kleinen Köpfe ausgeraucht und man nimmt dann eine andere Pfeife, die immer in großer Menge bereit stehen.

U. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein N°. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 16. September. **N°. 74.**



Ein autographisches Schreiben von Justus Möser.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

Das hier bekannt gemachte merkwürdige Schreiben des berühmten Möser ist mir durch die Güte des Freiherrn von Bodelschwing, unsers jetzigen Ober-Präsidenten der Rheinprovinz, für die von mir in der hiesigen Bibliothek angelegte Sammlung von Autographien merkwürdiger Menschen, im Jahre 1832 geschenkt worden, als eine sehr erfreuliche Bereicherung für die besondere Abtheilung, welche die Deutschen Staatsmänner, Gelehrten und Künstler in sich faßt.

Wer kennt nicht den Namen Möser's? (sage ich mit dem geistreichen Berichterstatter über das colossale Gipsmodell einer Statue Möser's *), welches aus Drake's Händen hervorgegangen ist). Wer kennt nicht den Mann, der, wie er durch seine meisterhafte Osnabrückische Geschichte und seine an scharfsinnigen, belehrenden, praktischen Bemerkungen reichen patriotischen Phantasien ein Stolz der Deutschen Wissenschaft und Prosa geworden ist, zugleich sich in einem mehr als fünfzigjährigen praktischen Wirken als Jurist und Staatsmann um sein engeres Vaterland Osnabrück nicht geringere Verdienste erworben hat? Nicht viele Männer (wird mit Recht behauptet) hat die Geschichte aufzuweisen, die wie er zugleich einen hellen und tiefen Blick in die Verhältnisse der Vorzeit mit der genauesten Kenntniß des neuern Staatsrechts und neuerer Lebensverhältnisse verbunden hätten, die ebenso talentvoll, als fleißig, ebenso unerschütterlich fest im Rechte, als gut und billig, ebenso offen, als welterfahren gewesen wären.

Als ein Deutscher Biedermann von echtem bürgerlichen Schrot und Korn, nach außen wie nach innen, ist er immer geschildert worden — stets so bereit zu Rath und Hülfe, als geschickt dazu, Achtung und Zutrauen durch sein ganzes Wesen einzuflößen. — Man hat ihn nicht mit Unrecht Deutschland's Franklin genannt. —

Nun mag das Schreiben des Mannes selbst sprechen.

Hochwohlgebohrener Freyherr,

Insonders hochgeehrter Herr!

Es ist meines Ermessens durch das überschickte Zeugenverhör alles erwiesen, was des Herrn Vaters Hochwohlgeb. zu erweisen gedenken, und da der Colonus alles dasjenige selbst erinnert, was man erweisen will: so würde es ein Ueberfluß sein, noch andere und mehrere Beweise zu gedenken *).

Allein meines Ermessens ist der ganze Beweis un-

*) Diesem hochverdienten Manne beschloß seine Vaterstadt Osnabrück ein Denkmal zu errichten. Der oben genannte junge Künstler hat dazu die Bestellung erhalten. Das colossale Modell wurde in der diesjährigen Kunstausstellung der Königl. Akademie zu Berlin bewundert. (Museum, Blätter für bildende Kunst. Herausg. von Kugler, Berlin, Jahrg. III. No. 19. 1835.)

Es sei mir erlaubt, aus diesen Blättern auch noch einige Züge über die Darstellung des Künstlers, dem die Ausführung dieses hochherzigen Unternehmens geworden ist, zu entlehnen.

In einer Größe von 8 Fuß steht Möser in der Kleidung und Mode seiner Zeit vor uns (geb. 1720, gest. 1794); — an den Seiten des Kopfes rollen sich die Haare zu Bouclen; selbst der Zopf fehlt nicht, zieht sich jedoch bescheiden unter den Mantel zurück, der ganz einfach, in schlichten Falten über Rücken und Schultern herabfällt. — Auf der linken Seite, über der Falte, die der Mantel über den Vorderarm bildet, trägt Möser ein Buch, in der Hand selbst eine gerollte Urkunde, von der ein Siegel herabhängt: Andeutungen seines Wirkens als Geschichtsschreiber und Schriftsteller. — Der Kopf hat einen freundlich — ernsten Ausdruck; im Mund und behaglichem Doppelkinn liegt gutmüthliches Wohlwollen; die Stirn scharf vortretend über den Augen, deutet Verstand und Gewohnheit des Denkens, Ernst und Festigkeit des Willens an. — —

*) Möser's Gutachten hat das damalige Verhältniß des Gutsherren zu seinen Bauern in Westphalen zum Gegenstande.

erheblich, und kommt es darauf nicht an, ob der Bauer eine Zeit her für die Kutsche gespannet, sich nicht ohne Erlaubniß aus dem Hofdienste begeben, und auf Erfordern bisweilen früher angespannet und später aufgehört, oder auch die Tage, da er zu Hause geblieben, nachgehohlet habe; denn alles dieses ist in guter Zier geschehen, und so lange der Bauer es thut und seinem Gutsherrn zu gefallen ist, mag man sich darüber mit einander leicht verstehen.

Allein wenn es nun zur Klage kommt und ich will mich in meinem Besitze gründen: so muß dieser Besitz seine gemessene und bestimmte Gränzen haben. Sonst beweißt man zu viel, mithin nichts, und der Richter, der es messen und entscheiden soll, ist außer Stande, dieses Maaß zu treffen. Und so nimmt er es lediglich aus der Eigenthums-Ordnung, weil ihm ein ungemessener Besitz keinen Maaßstab darbietet.

(Schluß folgt.)

Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

E.

Eder. Wir lesen dieses Wort in dem Titel XVIII. Artikel 27. der gemeinen Landsbräuche des Herzogthums Luxemburg. Auch in einem Scheffenweisthum der Stadt Echternach vom Jahr 1521 lesen wir: „Zum andern erkennen sie, daß sie nit hätten gehört, daß einiger Probst binnent dem Eder „der Sauren zu thun habe in Gebott und Verbott.“ Ferner heißt es in einem Scheffenweisthum der Gemeinde Filtzen an der Saar vom J. 1592: „Do Einer binnent solchem freyen Eder „mißtheitig erfunden worden, den sollen beyder „Herrn Meyer durch den Botten angreiffen.“ Es bedeutet demnach dieses Wort Eder in jedem Falle die Grenzlinie eines namhaften Bezirks.

Ehrenwein. Darüber sprach ich weitläufig in der Zeitschrift Mosella vom Jahr 1823. III. Heft, Seite 315 — 321. Diesem setze ich noch hinzu, was ich aus einem handschriftlichen Dokument ausgehoben habe, daß im Jahr 1512, wo in der Stadt Trier ein Reichstag gehalten wurde, der hiesige Magistrat an Ehrenwein präsentirt habe, wie folgt: dem Kaiser Max I. vier Fuder, dem Kurfürsten von Mainz ein Fuder, jenem von Cöln ein Fuder, dem von der Pfalz ein Fuder und dem Herzog von Würtemberg ein Fuder. — Im Jahr 1729, bei dem Einzug des Erzbischofs Franz Georg von Schönborn in die Stadt Trier, präsentirten die geistlichen Landstände des Obererzstifts demselben zwei Fuder Ehrenwein von dem vortreflichen Wachsthum des Jahrs 1684. Bei dieser Gelegenheit hielt der damalige Offizial (nachheriger Weihbischof Nalbach) eine inhaltsvolle Lateinische Anrede; er äußerte in derselben seinen herzlichen Wunsch, Gott wolle ihren Landesherrn so viele Jahre recht glücklich leben lassen, als Tropfen in diesen beiden Fässern Ehrenweins enthalten seien!! Plaustra duo crescentiæ anni 1684. antiqua 35 annorum, exquisita et rara supra modum vina, sagt der gleichzeitige Verfasser dieser Handschrift.

Einicht: bedeutet die Versammlung der Gemeinde-Einwohner, um eine Gemeindearbeit vorzunehmen, z. B. die Verbesserung der Wege u. s. w.

Einigungs-Gewanter — Trier. Wochenbl. vom Jahr 1818. Num. 16.

Elende Bruderschaft: darüber gab ich einige Kunde in dem Trier. Wochenbl. v. J. 1819. Num 39.

Entkleiden: heißt nicht, wie heutzutage, die Kleider ausziehen, sondern bei dem Verkaufe eines unbeweglichen Guts sich außer dem Besitze desselben setzen; so wie Kleiden so viel heißt, als jemand in ein Recht einsetzen, daher noch der Ausdruck investire.

Entweltigen: d. i. einem die Kraft benehmen; manchmal auch von Gewaltthätigkeiten befreien: siehe Hontheim Hist. Trev. dipl. Tom. II. Seite 195. 209. 364. u. a.

Erkoberen: Trier. Wochenbl. v. J. 1818. Num. 16.

F.

Falkonen: grobes Geschütz. Trier. Wochenblatt vom Jahr 1818. Num. 17.

Feinds-Glocke; so nannte man manchmal in festen Burgen und Städten diejenige Glocke, womit der Wächter ein Zeichen gab, wenn sich feindliche Truppen näherten: in dem Städtchen Echternach ist noch dermalen in dem Thurme der Pfarrkirche eine Glocke, welche die Feindesglocke heißt: dieselbe ließ sich leider zu spät hören, als am 24. Mai 1596 die Holländischen Freibeuter daselbst einfielen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zu dem in der Treviris No. 71 erklärten Artikel Curmut.

In einem Chartularium des ehemaligen Klosters St. Irminen in Trier habe ich noch folgende Stelle aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts gelesen, die Gerechtsame dieses Klosters zu Fleringen in der Eifel betreffend: „Item wüsen auch die Scheffen, so wann „des Hofs Männer eyner stirbe, oder das Haupt im „Huiß, die dann Güter von diesem Gotzhuiß haint, „sind schuldig mynen würdigen Frauwen von unseres „Gotzhuiß wegen, das beste Vehe (Viehe), das ist mit „einem gespalten Voyß (Fuß) hait der selber gestorben „ist, nit solche Vehe, so sall man nehmen syn beste „Kleydt, ytem syn Kessel, oder was man dann findet, „Bett, Küssen oder Pilven, was myner würdiger „Frauwen darunter geliebt oder ebenkumpt.“ An manchen Orten war also die Aushebung des churmudischen Gegenstandes verschieden; nirgends aber so auffallend, wie in der genannten Gemeinde Losheim, wo die Scheffen den Verstorbenen selbst angewiesen haben, das Curmut dem Abte von St. Maximin abzuliefern: welcher Zeitstyl!! oder wollten die damaligen Scheffen einmal ein Späßgen einmischen?

Aufmunterung zum Seidenbau an der Mosel.

Von Herrn Pfarrer Licht.

(Schluß.)

Wie die Maulbeerbaumschulen anzulegen und wie die Seidenraupen von Anfang bis zu Ende zu füttern und zu verpflegen sind, gehört nicht hierhin, sondern ist bei sachverständigen Männern zu erforschen. Hat man deren Keine in der Nähe, oder keinen Zutritt zu ihnen, so mögen für den Fall der Noth folgende Schriften über die Seidenzucht dienen:

1) Die des Herrn Regierungs- und Schulraths von Türk, die im Verlaufe dieses Aufsatzes genannt sind, stehen oben an, und verdienen es auch gewiß in jeder Hinsicht. — Dessen wohlfeile Schrift über diesen Gegenstand, die etwa 20 Sgr. kosten soll, ist mir noch nicht zu Gesichte gekommmen.

2) Die Königl. Regierung hat im Amtsblatte von 1830 in No. 48 S. 397 das Werk von dem Kunsthändler Bolzani hierüber angeführt: es führt den Titel: „Wegweiser zum Seidenbau für Nord-Deutschland, insbesondere für Preußen, auf Druckpapier 1 Thaler 20 Sgr., auf Schreibpapier 2 Thlr. 5 Sgr.

3) Das „Lehrbuch des Seidenbaues für Deutschland von dem Staatsrath von Hazzi. München 1826" verdient hier ebenfalls rühmlichst genannt zu werden; obgleich es manche Irrthümer enthält.

4) „Ueber den Seidenbau in den Preuß. Staaten, so wie über die Bedingungen seines sichern und reichlichen Gelingens, von Baron von Liechtenstern, 2te Aufl. Berlin 1828. Preis brochiert 12½ Sgr.

Diese Schrift, welche im ersten Abschnitte über die Cultur des weißen Maulbeerbaums handelt, ist im 2. Abschnitte von den Seidenwürmern und ihrer Erziehung zu kurz, und läßt daher noch Manches zu wünschen übrig.

5) „Aufmunterung zur Seidenzucht in Deutschland, besonders im Großherzogthum Baden, von Hont. 2te Aufl. Manheim 1834." Preis ungefähr 12 Sgr. Ebenfalls eine sehr empfehlenswerthe Schrift. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine merkwürdige Stelle daraus, Seite 8, mitzutheilen.

„Viele Weinberge werden im südlichen Frankreich ausgehauen und in Maulbeerpflanzungen verwandelt, welche einen weniger mühsamen, sicherern u. reichlicheren Ertrag liefern."

„Unter den fünf und siebenzig tausend Morgen Weinbergen, die sich im Großherzogthum Baden befinden, sind nach allen Anzeigen eine Menge enthalten, deren Erzeugniß bei den gegenwärtigen Verhältnissen Mühe udd Auslage schlecht belohnt. Der Selbstverbrauch des Weines ist ein trauriges Auskunftsmittel, da es längst bekannt ist, daß selbst die bessern Weine nicht so wohl nähren, sondern blos aufreizen."

„Der wäre also ein wahrer Wohlthäter unsers Landes, der es dahin brächte, daß alle Rebenpflanzungen, deren Boden leicht mit dem Pfluge bearbeitet werden kann, oder die kein vorzügliches Gewächs liefern, ausgerottet und mit Erzeugnissen bepflanzt würden, die unmittelbar zur Nahrung dienen, oder leicht um Nahrungsmittel vertauscht, das heißt in der gewöhnlichen Sprache gut verkauft werden können. Zu den letztern gehören nun gegenwärtig für die in der Ebene gelegenen Gründe die Oelgewächse, Krapp u. d. gl., für die höher gelegenen, die nicht gepflügt werden können, Maulbeerpflanzungen, da, wie nachgewiesen worden, das Gedeihen dieser Baumgattung keinem Zweifel mehr unterworfen ist, und der Absatz der Produkte, wenn auch die Hälfte der Badischen Weinberge dazu verwendet würde, nicht die geringste Schwierigkeit hätte."

„Das Vorhergesagte hat auch das G. B. Ministerium des Innern bewogen, den 17. Sept. 1830 zu beschließen, daß nicht nur über die Art und Weise der wieder emporzubringenden Seidenkultur diese gemeinfaßliche Anleitung entworfen und auf öffentliche Kosten vertheilt werden solle, sondern auch, daß hinsichtlich der Pflanzung von Maulbeerbäumen und der Erziehung der Raupen Muster-Anstalten eingerichtet werden."

„Weiters hat dasselbe beschlossen, daß unter die Unternehmer, welche zur Beförderung der Seidenkultur nach dem Ermessen kompetenter Stellen besonders viel beitragen werden, künftig Prämien ausgetheilt werden sollen."

Da auch bei uns seit Jahren die Kultur der Weinberge, besonders hinsichtlich der Quantität, außerordentlich, aber nutzlos, zugenommen hat, und derselben zum Theil der Mangel an Absatz des Weins zuzuschreiben ist, so wäre es allerdings vortheilhafter, die Weinberge auf schlechten Plätzen, in Nebenbergen, auf den Höhen, wo all Glück ein Ende hat, auszurotten und daselbst Maulbeerbäume zu pflanzen.

6) Die Schrift: „Ueber die Cultur des Maulbeerbaumes von Matth. Bonafous. — Eine Abhandlung, wofür das Rhône-Departement dem Verfasser eine goldene Denkmünze zuerkannt hat — übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Friedrich Lanfs. Aachen und Leipzig 1829" darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

7) Faßt das nämliche, wie in eben genannter Schrift, findet man auch in folgender: „Gründliche Anweisung zur Cultur des weißen Maulbeerbaums" — von Friedrich Ebner — Preitbronn 1828. Preis ungefähr 7 — 10 Sgr.

8) „Heune Erfahrungen über den Seidenbau 3 Sgr. 6 Pf." kostet wenig, leistet aber auch wenig. Doch genug hievon. Wer jedoch in der Nähe haben kann den „Unterricht von der Landwirthschaft" von dem zu seiner Zeit so berühmten Pfarrer Christ, Fft 1781, der lese doch auch darin den „Anhang von dem Seidenbau", der gewiß auch in unserer Zeit noch recht lesenswerth ist.

Ich habe nun noch ein Paar Worte beizufügen.

Wer wegen Absatzes seiner gewonnenen Seide in Verlegenheit sein sollte, der wende sich gefälligst an Herrn von Türk zu Klein-Glienicke bei Potsdam, oder an Seidenhändler in Berlin, Frankfurt a/M und Elberfeld. Gute Waare findet gute Käufer. Seidenbausachen, Briefe und Seide unter 10 Pfund werden von den Königl. Postämtern frei besorgt; die Briefe versäume man jedoch nicht durch die Herrn Bürgermeister beglaubigen zu lassen. Wünscht jemand seine von der Seidenzucht erhaltenen Cocons hier in der Gegend haspeln zu lassen, so beliebe er sich an den Tischler Köner zu Zell an der Mosel zu wenden, dessen Sohn, wie erinnert worden, zu Potsdam das Abhaspeln gründlich erlernt hat, und dem man pro Pfund 25 Sgr. vergütet. Auch hat der Vater einen neuen Seidenhaspel für einzelne Seidenbauer erbaut, zur Probe Hrn. v. Türk überschickt, welcher denselben anrühmt und ihn bei der nächsten Hauptversammlung der märkisch. ökonomisch. Gesellschaft zur Ansicht aufstellen lassen wird.

Wie die Cocons vor dem Haspeln sorgfältig ausgesucht, alle untauglichen bei Seite gelegt und nur die guten abgehaspelt werden müssen, um einen angemessenen Preis für die Seide zu erhalten, hierüber wird nächstens eine Anweisung von Hrn. von Türk nachfolgen. Derselbe will auch so gütig sein, allen Seidenbauern der Provinz Brandenburg, vielleicht auch jenen unsers Bezirks, die mit den Grains, welche die glänzend weiße Seide geben, noch nicht versorgt sind, dergleichen gratis zu übersenden, da diese Art von Seide von den Fabrikanten sehr geschätzt wird, und daher etwas höher bezahlt zu werden pflegt.

Ich schließe mit dem Wunsche der Gesellschaft nützlicher Untersuchungen zu Trier, daß die größern Gutsbesitzer, die Herrn Bürgermeister und Herrn Pfar-

rer besonders ihr Augenmerk auf den verhandelten Gegenstand richten mögen, um durch ihr Beispiel auch auf ihre Untergebenen wohlthätig einzuwirken, und daß ferner auch die Schullehrer, wie es die königl. Regierung verlangt, dieselbe zu betreiben anfangen möchten, damit die Schulkinder ebenfalls schon frühzeitig darauf aufmerksam werden. Der Landmann, der nicht lies't, wird durch's Beispiel angezogen, wenn das Interesse ihm einleuchtet. — Meine Weitläufigkeit wird hoffentlich Jeder entschuldigen, der mit mir die Ueberzeugung theilt, daß durch Beförderung der Seidenzucht dem Lande eine sehr ergiebige Nahrungsquelle geöffnet wird, und daß, damit dies geschehe, hierin noch viel von Vielen zu leisten ist.

Die Chinesischen Fischer *).

Die Chinesischen Fischerfahrzeuge, welche in die hohe See gehen, um daselbst zu fischen, entfernen sich bis über eine Tagereise weit von der Küste; der Meeresgrund ist daselbst flach und schon auf 30, 40 und 50 Faden zu erreichen, daher auch eine unermeßliche Anzahl von Fischen aller Art daselbst vorkommt. Es sind diese Fischerfahrzeuge höchst eigenthümlich gebaut und werden durch große Mattensegel in Bewegung gesetzt; sie haben fast gar keinen Rand und beim Segeln geht das Wasser meistens über die Spitze derselben hinweg. Dagegen sind diese Schiffe mit einer äußern Wand umkleidet, die zwischen sich und der eigentlichen Schiffswand einen breiten leeren Raum läßt, durch den das Wasser, welches auf das Schiff schlägt, sogleich ablaufen kann. Hinten am Steuer ist diese äußere Einfassung ganz offen, und hier kann dann das Wasser wieder ablaufen. Das Steuer dieser kleinen Schiffe, welche bei ihrer Arbeit gewöhnlich mit 4 bis 8 Personen bemannt sind, ist sehr leicht gearbeitet und wird überall da ausgehoben, wo das Wasser zu flach ist. Das Steuerruder ist auf seiner ganzen Fläche durchlöchert und gleichsam aus Latten, welche über Kreuz gelegt sind, zusammengeschlagen; so kann es demnach bei sehr starkem Andrange des Wassers nachgeben. Diese Fahrzeuge sind es grade, welche bei jedem Oreane, der an der Küste von China herrscht, in so großer Masse ihren Untergang finden; es pflegt unglaublich bei uns zu sein, wenn es heißt, daß mehrere tausend dieser Schiffe bei einem Sturme untergegangen sind, man muß jedoch ihre Anzahl auf der Küste von China selbst sehen, um diese Angaben keineswegs für übertrieben zu halten. Nicht nur auf offener See verunglücken sie, sondern auch in den kleinen Häfen bei den verschiedenen Inseln, welche in der Mündung des Flusses liegen; zu Hunderten werden sie hier an den Küsten zerschlagen. Da die Anzahl der Menschen, welche sich auf diesen Schiffen befinden, gewöhnlich auf 4 bis 8 beläuft, so ist die Summe der Verunglückten nach der Zahl der untergegangenen Schiffe ziemlich leicht zu ermitteln.

Auf diesen Fahrzeugen werden die Frauen mit ihren Kindern mitgeführt, und sie müssen hier die gewöhnlichen Dienste der Schiffsknechte versehen; die Kinder tragen sie in einem Sacke auf dem Rücken, werden aber dadurch in ihrer schweren Arbeit nur wenig belästigt. Auch die kleinen Kinder werden sehr bald an diesen sehr beschränkten Aufenthalt gewöhnt, und nur selten hört man sie schreien.

Die Segelboote, welche zugleich zum Rudern eingerichtet sind und zum schnellern Fortschaffen der Reisenden, so wie zum Schmuggeln innerhalb des Perlflusses gebraucht werden, sind ganz flach und nur auf einem kleinen Theile verdeckt; die Ruderer, 6, 8 bis 10 an der Zahl, sitzen auf kleinen Bänkchen des Schiffes am vordersten Theile und rudern ganz gleichmäßig, wobei es ziemlich rasch geht. Jedes dieser Schiffe führt nur ein Segel, das aus Schilf oder feinen Baumrinden geflochten ist, zu den Seiten des Mastes befinden sich zwei Winden (Haspeln), auf denen das Thau läuft, welches das Segel auf- und abzieht. Die Küche wird auf allen diesen Schiffen, wo keine Frauen sind, von den Männern besorgt; die große Armuth dieser Volksklasse zwingt zu der größten Sparsamkeit, die denn auch nirgends in der That besser beobachtet werden kann. In der Nähe des Steuerruders befindet sich in diesen Schiffen eine Vertiefung, in welchen der Koch-Apparat angebracht ist; hier ist ein Heerd von Backsteinen erbaut, auf den ein großer eiserner Kessel gesetzt wird, der sehr dünn gearbeitet ist und daher wenig Feuerung bedarf. Der Kessel paßt so genau auf den Heerd, daß gewiß nur wenig Feuerung bei ihm verloren gehen kann. In diesem Kessel werden alle Speisen gekocht, welche die Bewohner des Schiffes genießen und es ist eine wahre Freude mitanzusehen, mit welcher Oeconomie und mit welcher Geschicklichkeit hierin alles zubereitet wird. Gewöhnlich werden zuerst die Fische oder ein Ragout in dem Kessel gekocht, das nach der Beendigung mit einem flachen Löffel herausgenommen wird, ohne daß der Kessel dabei vom Feuer zu nehmen ist. Hierauf wird der Reis in den Kessel geschüttet und, nachdem er gut abgewaschen ist, nur leicht mit Wasser begossen und gekocht. Ueber den Reis legt man kleine Tenakeln von Holz, worauf Teller von verschiedener Größe gesetzt werden, die Gemüse, Fische u. s. w. enthalten, welche, nachdem ein guter Deckel auf den Kessel gelegt ist, in dem Dampfe des Reiswassers gekocht werden. Zum Schöpfen des Wassers wird gewöhnlich eine große Muschel gebraucht. Selbst auf sehr elenden Fahrzeugen kann man sehen, daß die Leute 4 bis 5 verschiedene Speisen zu jeder Mahlzeit genießen, und bei aller Einfachheit ist alles so reinlich angeordnet, daß sich diese Menschenklasse auch hierin sehr vortheilhaft vor unsern Armen auszeichnet.

Die Speisen werden hier mit zwei kleinen Stäbchen gegessen und der Reis, der in großen Kumpen zur Seite steht, wird als Brod benutzt, so wie der Thee als ein gewöhnliches Getränk.

*) Siehe Meyen's Reise um die Welt Th. II. S. 294 — 296.

N. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein N°. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 19. September. No. 75.



Ein autographisches Schreiben von Justus Möser.

Mitgetheilt
von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Wenn ich eine königl. Post-Ordnung lese: so wird zwischen ganzen und halben Kutschen, zwischen 2. 3. 4. 5. 6. Personen und zwischen Packern und Packern ein Unterschied gemacht, und verordnet, daß in diesem Falle 4, im andern 6 Pferde genommen werden sollen. Wenn nun ein Richter den Bauer schlechterdings verdammen soll

„für eine Kutsche zu spannen,"

so kann er jenen Unterschied, weil ihn keine Verordnung leitet, gar nicht machen. Er findet in der erwiesenen Possession auch keine data dazu, um durch ein indiscretes Urtheil dem Bauer einen solchen Dienst für die Kutsche aufzubinden, als kein Landesherr von 4 Postpferden verlangt; das geht nicht an.

Ich ernehme nichts davon, daß Ernst August der 1. noch mit einer Karrete hier seinen Einzug gehalten, und die jetzigen schweren Kutschen kaum 50 Jahr alt sind; auch nichts davon, daß andere Gutsherrn, als z. B. der Herr Sunnefeld seinen Eigenbehörigen den Spanndienst gut thut, wenn sie für die Kutsche nach der Stadt fahren. Allein ich halte es wegen Ungemessenheit der Kutsche, der darin seyenden Personen und Packern unmöglich, daß ein Richter einen Bauer precise verdammen kann, für eine Kutsche zu spannen. Dergleichen Dinge müssen mit guter Manier von den Eigenbehörigen erhalten werden.

Eben so unmöglich ist es, daß der Richter den Bauer verdammen kann, ohne gutsherrliche Erlaubniß nicht aus dero Hofdienste zu fahren; denn dies könnte zu weit getrieben werden. Er soll und muß eine Zeit bestimmen, und zu dieser Bestimmung finden sich wieder keine data in dem Erweise. Der Richter hält sich also an der Eigenthumsordnung.

Wenn es in derselben heißt, der Bauer soll von 6 bis 6 dienen, oder wie es der Gutsherr sonst hergebracht hat; so muß der Gutsherr dieses Herkommen messen und bestimmen können, oder das Herkommen läuft auf eine Willkühr hinaus, was der Richter nicht bestätigen kann. Ein Gutsherr muß sagen, mein Herkommen ist von 6 zu 8 oder von 4 zu 10; oder die Eigenbehörigen müßen auf dem Hofplatze erscheinen, wenn meine Glocke 4. 5. oder 6. schlägt. So ist es zu Gestmold, zu Strithorst *) und anderwärts. Mißet der Gutsherr seine Forderung auf diese Art nicht: so ist das Herkommen eine Willkühr, und bedeutet nichts.

Ein anderes wäre noch, wenn Dero Hr. Vater einen angemessenen Taglöhner-Dienst fordern könnte. Allein Sie gestehen selbst, der Bauer sei nur zu einem wöchentlichen Spann-Dienst verpflichtet. Allein auch jener angemessene Dienst würde, wenn er zu weit getrieben würde, der richterlichen Messung auf soferne Weise unterworfen bleiben.

Mit dem Nachhohlen der Dienste hat es fast die gleiche Bewandniß. Denn wenn die Behauptung so weit gehet, daß der Gutsherr alle 52 Dienste bis zur Erndte aufschieben, und sie dann alle auf einmahl nachhohlen lassen kann, (und dies folgt aus des Hrn. Vaters Behauptung) so beweiset sie zu viel und folglich nichts. Der Richter hat kein Recht zu sagen, der Bauer solle 20. 10. 5. oder 3. Spanndienste hinter einander thun, und da er dieses nicht sagen kann, gleichwohl aber in seinem Urtheil ein Maaß, es sey nun, welches wolle, in die Entscheidung bringen muß: so bleibt er abermahls bey der Eigenthums-Regel.

Aus diesen Gründen glaube ich nicht, daß der Besitz von willkührlichen ungemessenen Forderungen, er mag so klar seyn, wie er will, das al-

*) Da diese Ortsnamen, wie überhaupt Möser's Schrift, (nach Art der Gelehrten) schwer zu entziffern sind; so weiß ich nicht gewiß, ob diese Namen ganz richtig sein mögen.

lergeringste bei der Kanzley erheben werde, und ich wette, wenn Ew. Hochwohlgb. Herr Vater sich an den Schreibtisch setzen, und das Urtheil, worin aber eine Bestimmung seyn muß, selbst fällen wollen, Sie werden es nicht können; so leicht sich auch sonst ein Gutsherr mit seinem Eigenbehörigen hierüber in der Güte verstehet; und mit dem Worte: es kommt so genau nicht darauf an; ein Wort, das aber der Richter niemals gebrauchen darf, alle Schwierigkeiten hebt.

Indessen und da nun einmahl die Sache so weit gediehen, und man nicht ohne Schimpf sich zurückziehen kann, so rathe ich die Schrift übergeben zu lassen, indem sie alles enthält, was gesagt werden kann.

Die Kanzley setzt hierauf einen Zum *) ad personaliter componendum an, und sucht der Messung auszuweichen, indem sie generelle propositiones thut, welche keinem etwas nehmen oder geben; denn nur alsdann erst, wenn es zum förmlichen Urtheil geht, ist sie schuldig, dem Dienste ein Maaß zu geben.

Nun steht es bei Ew. Hochwohlgeb. Herrn Vater, ob Sie, so bald der Zaus angesetzt ist, den Bauer rufen lassen, und ihm sagen wollen:

es wäre unnöthig über die Sache einen Proceß zu führen; Sie wollten sich schon in Güte vertragen, und wenn er sich wohl hielte: sollte er sich künftig nicht zu beschweren haben;

oder ob Hochdieselben in terminen die Sache durch einen guten Freund praepariren lassen wollen, daß die Vorschläge der Kanzlei dahin ausfallen, und der Proceß damit conpirt werden möge.

Denn dieser fällt sicher auf eine der Eigenthums-Ordnung gewisse Bestimmung aus, da das Zeugenverhör und die possession keine andere Maasse darbieten.

Die Sache kommt hernächst von selbst wieder in die alten Gleise.

Der ich unter gehorsamster Empfehlung an Dero Hrn. Vaters Hochwohlgebohren mit vollkommenster Hochachtung bin

Ew. Hochwohlgeboren
unterthäniger Dr.
Möser.

Den 7. Sept. 1765.

*) Soll wohl heißen: terminum.

Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F.-J. Müller.

F.

Feuerbeschreibung. Trier. Wochenblatt vom Jahr 1818. — Man verstehet dadurch ein zur Grundlage der Steuervertheilung in einer Gemeinde von den Ortsbehörden aufgenommenes Verzeichniß der Feuerstätten; wir lesen dieses Wort in mehreren Luxemburgischen Verordnungen, z. B. in der Provisional-Ordnung vom 28. August 1624. Art. 8.

Feuer und Flamme (zu) sitzen: siehe die Trier. Kronik vom Jahr 1824. Seite 251.

Flotz-Holtz. das. vom Jahr 1825. S. 282.

Freyleut: in den gemeinen Landesbräuchen des Herzogthums Luxemburg, Titel I. Artik. 6 lesen wir folgende Stelle: „Durch den Gebrauch seyn auch „sowohl in den welschen als deutschen Quartie„ren andere Standspersonen genannt Freyleut, „welche unter anderm verpflicht, dem Landsfürsten „mit Pferd und Waffen zu dienen, und vermit„tels dem seyn sie von verschiedenen Rechten und „Leistungen befreyet, dahero sie den Nahmen „Freyleut tragen." In dem Artikel 36. der Provisional-Ordnung vom 28. August 1624 wurden indessen diese Freyleut, wie die übrigen Unterthanen dieser Provinz, als Steuerpflichtige erklärt; dagegen wurden sie von denjenigen Dienstleistungen befreit, wozu sie dem Landesherrn früher verbunden waren.

Freyschafftleut: waren in dem Herzogthum Luxemburg nach Ausweise der gemeinen Landesbräuche Tit. I. Art. 8. Leute, welche nicht so niedern Standes waren, wie die Leibeigenschaftsleute, Schaftleute und Dienstleute, sondern sie standen ungefähr in der Kategorie der Gutsbeständner, der Zinsleute u. d. gl.

Friede (um) lebens Willen: Trier. Wochenblatt v. Jahr 1818. Num. 17.

Fromm: heißt im Mittelalter nicht immer, wie heutzutage, andächtig im Gebete, sondern so viel als treu, bieder, rechtschaffen, tapfer u. s. w., sehr oft ein waffenbürtiger Junker, daher lesen wir in vielen Urkunden die Worte fromme Ritter, fromme Knechte, fromme Leute u. s. w., in einer Luxemburgischen Verordnung vom 28. Aug. 1624 Art. 24. lesen wir: „Zur „Erleüchterung unserer frommen Unterthanen."

Fron. Trier. Wochenblatt v. J. 1818. Num. 17.

Frondienste. Das.

Frone-Altar. Trier. Wochenbl. v. J. 1820. N. 47.

Fruchtschafft. Trier. Kronik v. J. 1824. Seite 248.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zum Seidenbau an der Mosel, aus einem Schreiben des Herrn Regierungsraths von Türk vom 27. August 1835.

„Ihr letztes Schreiben habe ich nicht eher beantworten wollen, bis ich Ihnen über die Resultate des Seidenbaues von diesem Jahre Nachricht geben konnte. Sie sind sehr erfreulich.

Der Schullehrer Eichberg in Elsholz (3 Meilen von Potsdam) hat 30 Pf. Seide gewonnen, hat das Pfd. zu 6⅔ Thlr. verkauft, das macht 200 Thlr., hat 20 Thlr. Unkosten gehabt, bleiben ihm 180 Thl.

Der Schullehrer Henning in Zinna eben so. Einige Schullehrer haben 6, 8, 10, einige 20 bis 25 Pfd. Seide gewonnen.

Ich habe von 7½ Loth Grains 37 Pf. Seide erhalten und von gekauften Cocons noch 80 Pfd. haspeln lassen, habe die weiße Seide 60 Pfd. zu 7⅓, die gelbe zu 7 Thlr. verkauft, und zwar für eine Summe von 800 Thlr., wovon der dritte Theil reiner Ueberschuß ist, das andere aber doch im Lande verdient."

„Ich habe kürzlich zu meiner Besitzung von 100 Morgen, worauf 3 Häuser und gegen 70,000 Maulbeerbäume stehen, 100 Morgen gekauft mit einem Hause und Stall zu 1800 Thlr., wo ich meine Pflanzungen fortsetzen werde."

Schließlich empfehlen wir der Aufmerksamkeit aller Liebhaber und Interessenten die schöne Maulbeerpflanzung und das 40 Fuß lange und 20 Fuß breite wohleingerichtete Seidenbau-Lokal des Herrn Regierungsraths Schmelzer zu Zur-Maien an der Mosel, unterhalb der Stadt Trier.

Preise der Maulbeerbäume in den Pflanzungen zu Klein-Glienicke bei Potsdam.

Nro.	Gegenstand.	Stück Th	Stück Sg.	Sch. Th	Sch. ig.
	I. Aus Montpellier.				
1	7jährig, hochstämmig, gerade, schlanke Stämme mit Krone, großblättrig, veredelt........	2	"	"	"
2	Durch diese veredelte Wildlinge v. 1833 und 1834....................	"	7½	10	"
	II. Aus Lyon.				
	Die von Hrn. Madiot, Director des botanischen Gartens, empfohlene Abart, die sich durch schnellen Wuchs, Blätter, die etwas größer sind, als die gewöhnlichen, u. dadurch auszeichnet, daß sie durch Stecklinge vermehrt werden kann	"	10	"	"
	III. Einheimische, unveredelte, sämmtlich starke und gesunde Wurzeln.				
1	8jährige, der Stamm einen Fuß über dem Boden 3 — 4½ Zoll im Umfange, 6 bis 7 Fuß hoch bis zur Krone, der Stamm nicht gerade und etwas knotig...	"	12	20	"
2	Dergl., etwas schwächer, der Stamm 2 — 3 Zoll im Umfange.........	"	9	15	"
3	6jährige, noch schwächer, mit Krone, der Stamm ziemlich gerade......	"	6	10	"
4	4 u. 5jährige, gerade u. gut gewachsen.	"	4	6	"
5	6jährige, großentheils gekrümmt, der Stamm sehr knotig............	"	"	3	"
6	4 bis 5jährige, strauchartig (beide zu Hecken tauglich)	"	"	3	"
7	3jährige, zum veredeln und zur Erziehung hochstämmiger Bäume geeignet.	"	"	3	"

Gezogen aus dem Schriftchen: Ueber den Seidenbau mit vorzüglicher Rücksicht auf die Provinz Brandenburg von Herrn von Türk, Regierungsrath in Potsdam. 1835.

Nachricht.

Es hat bereits vor zwei Jahren Hr. Vinet, Aufseher des natur-historischen Cabinets zu Straßburg, eine vortreffliche Flüssigkeit zur Aufbewahrung und Erhaltung von thierischen Körpern erfunden.

Sie besteht aus einer Mischung von:

16 Theilen Wasser, 4 Theilen salzsauren Kalk, 2 Theilen Alaun, 1 Theil Salpeter.

Dieses Mittels, welches nicht blos für die Anatomie des menschlichen Körpers, sondern auch für die vergleichende Anatomie und Zoologie von höchstem Interesse ist, bediente sich anfänglich Herr Vinet beim Gerben der zum Ausstoffen bestimmten Felle. Man bewahrte seither Skelette von Korpelfischen, Muskel-, Hirn- und Nervenpräparate darin auf; ferner bediente man sich desselben mit bestem Erfolge bei eingespritzten Stücken und ganzen Körpern von Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen, die für die Anatomie bestimmt sind.

Ursachen der wachsenden Macht der Gemeinen in England *).

In England sank die Gewalt, welche ursprünglich die Krone, hernach die Edeln an sich gebracht hatten, allmälig in die Hände der Gemeinen. Mancherlei Ursachen trugen hiezu bei, die erste und größte nicht zu vergessen, nämlich den hohen Geist des Volkes, welches, unwillig zu dienen, durch seine Liebe zur Unabhängigkeit und Gerechtigkeit die Freiheit verdiente.

Als die militairische Lehnsabhängigkeit gänzlich aus der Gewohnheit kam, wurde das Schwerdt des Volkes, das sonst dem König oder den Edeln diente, ein Werkzeug der Macht und des Ansehens für die, welche es führten. Unter der Regierung Heinrich's V. wurde die Lehens-Miliz gegen eine National-Armee vertauscht, und dieser nachher die National-Miliz beigefügt — beides Heere, die nicht aus militairischen Lehensleuten und ihren Vasallen allein bestanden, sondern wo jeder freie Mann ein Schwerdt trug, der es zu führen wußte, und wo alle Krieger die Treue ihrem Vaterlande schenkten, die ihre Voreltern blos für ihre Befehlshaber gefühlt. Diese Heere und Milizen gaben dem Volk um so mehr Stärke, da sie in Zeiten eingeführt wurden, wo der militairische Geist von Mann zu Mann, von Glied zu Glied sich der ganzen Nation mittheilte; in Zeiten, wo der Kunstfleiß noch nicht so unausgesetzt betrieben wurde, daß freie Männer es für einen Eingriff in ihre Freiheit gehalten hätten, sich selbst vertheidigen zu müssen, und wo die Einrichtung der stehenden Heere einen Mann noch nicht mit Unrecht lächerlich machten, welcher behauptet, die Muskete eben so gut als den Hammer führen zu können.

In den bürgerlichen Kriegen der Fürsten mit ihren Baronen oder unter sich selbst machten sich die Gemeinen wichtig: denn, wie auch immer die Ansprüche der Großen sein mochten, das Schwerdt der Menge entschied den Streit. Indem aber bei ähnlichen Zwistigkeiten in fremden Ländern das Volk die einzige Belohnung seines Sieges im Vergnügen über denselben suchte, so foderten die Gemeinen von England wichtigere Vortheile zum Preise ihres Blutes. In jedem Gesetz, das die Freiheit begünstigte, welches entweder von den Edeln erpreßt, oder von den Königen freiwillig gegeben wurde, damit sie den einen oder andern dienten, stand es bei den Gemeinen, die man von allen Seiten liebkosete, sich ihre Vortheile selbst zuzumessen.

Freie Gerichtsübung folgt auf freie Gesetze. Um die Macht der Baronen, die sich auf ihre Landgerichtsbarkeiten gründete, zu schwächen, erhob die Krone das Ansehen der Nationalgerichtshöfe. Die Baronen sahen anfangs die Wichtigkeit dieser Neuerung wohl ein, und, um die Verbindung zwischen dem Könige und diesen Höfen zu schwächen, machten sie es zu einem Artikel der Magna Charta, daß letztere stehend (stationary) sein, u. des Königs Person nicht, wie sonst geschehen, nachfolgen sollten. Nach und nach aber ergaben sie sich, theils weil sie wußten, wie wenig sie selbst auf das rechtliche Verfahren ihrer eigenen Gerichtshöfe die gehörige Aufmerksamkeit verwenden könnten, und theils, weil sie eine solche Aufmerksamkeit ihrer Würde nicht gemäß zu sein glaubten. Das Zutrauen, das man so freiwillig auf diese Nationalgerichtshöfe setzte, beruhte lange auf der Redlichkeit der Richter und der Unpartheilichkeit ihrer Urtheile, und so bildete sich allmählich ein System einer für alle gleichförmigen Rechtswissenschaft, welche, indem sie den

*) Gesch. von Großbritannien und Irland vor der Aufhebung des letzten Parlaments unter Karl II. bis auf die Wegnahme der Franz. und Spanischen Flotte zu Vigo von Joh. Dalrymple I. Bd. Einleitung.

König, den Edelmann und den Bauer gleich verpflichtete, die Unabhängigkeit der niedern Stände von den höhern auf immer sicherte.

Die Freimachung der Flecken, (boroughs), wo ursprünglich Alles leibeigen war, die Abschaffung der Frohndienste, der Clienten (retainers) und der Klöster brachte zwei große Klassen von fleißigen und zwei dergleichen von unthätigen Menschen, die vorher kaum Glieder des gemeinen Wesens zu sein schienen, wieder in die Zahl der Bürger zurück. Denn sobald die Menschen in Freiheit genießen, und Reichthum als den Lohn ihres Fleißes sehen, so geben sie sich auch alle Mühe, denselben zu erwerben. Zur Zeit dieser Neuerungen waren die hohen Stände in Britannien der Verschwendung ergeben, die Künste fingen in ganz Europa an zu blühen, England war voll von Einwohnern und Nahrungsmitteln; mancherlei Werkzeuge des Handels, einige, welche sonst keine Nation besaß, wurden im Lande selbst erfunden. Dieses war von allen Seiten, eine einzige ausgenommen, umringt von der See, voll von Häfen und Strömen, seine nächsten Nachbarn, die Flamländer, das thätigste Volk diesseits des Ganges, und ein beständiges Vorbild der Eifersucht und Nachahmung. In dieser Lage, da neue Menschenklassen nach und nach in die bürgerliche Gesellschaft traten, und sich auf die alten drängten, sahen sich bald beide genöthigt, in Wirthschaft, Manufaktur und Handel einen Erwerb zu suchen, ohne welche keine hätte bestehen können.

Indem diese Ursachen auf das Wachsthum der Industrie in Britannien wohlthätig wirkten, wurde sie auch durch zufällige Umstände von außen befördert. Die Grausamkeiten Philipp's II., die er in Spanien, den Niederlanden und Deutschland, theils unter politischem, theils unter religiösem Vorwand ausübte, und mehr noch die Religionsverfolgungen, welche man nach dieser Zeit in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland vornahm, trieben eine unzählige Menge fremder Manufakturisten zu dem Entschluß, sich mit ihren Künsten, ihrem Gelde und ihrer Sparsamkeit in ein Land zu flüchten, wo sie ihrer Freiheit und ihrer Religion genießen durften. Diese Auswanderungen hatten um desto wichtigere Folgen, da sie zu einem Zeitpunkte geschahen, wo der Strom der Reichthümer, der aus der neuen Welt nach Europa floß, sowohl dem Kunstfleiß der niedern, als der Verschwendung der höhern Stände des Menschengeschlechts überflüssige Anreizung gaben.

Die zwei unmittelbaren und wichtigen Wirkungen der Ausbreitung des Handels waren folgende:

Zuerst kam ein großer Theil der Ländereien des Königsreichs an eine Menschenklasse, die im Anfang der Verfassung beinahe gar kein Landeigenthum besessen hatte. Denn ein großer Theil des Geldes, welches sich die gemeinen Bürger durch Handel und Sparsamkeit erworben hatten, wurde von ihnen verwendet, die Ländereien des Adels, der Kirche und der Krone zu kaufen, die von den Zeiten Heinrich's VII. bis zu Ende der Regierung Jacob's I. nach und nach zu Verkauf kamen. Dieser Wechsel war um so wichtiger, da er in Zeiten geschah, wo der Werth des Geldes hoch, Grund und Boden verhältnißmäßig wohlfeil war, und wo das Volk, unbekannt mit der Kunst, das Erdreich zu verbessern, nicht ein Drittel der Einkünfte von demselben bezog, welche es nach Verlauf eines Jahrhunderts seinen neuen Besitzern gewährte.

Eine andere Folge des Handels war, daß eine große Menge Menschen um leichtern Verkehrs willen vom Land in die Städte zog. Die republikanische Regierungsform, die in den letztern herrscht, die natürliche Gleichheit unter den Mitbürgern, die nothwendige Sicherheit des Eigenthums, welche die Grundfeste des Handels ist, die öftern Gelegenheiten, die man in einem öffentlichen Leben hat, sich über das gemeine Beste zu besprechen; alles dieses trug bei, Gesinnungen der Freiheit auszubreiten und zu verstärken.

Die Folge der Ursachen und Wirkungen ist eben so regelmäßig in der politischen Welt, als in der Natur. Die politische hängt immer von Waffen, Freiheit und Reichthum ab. Die Gemeinen von England stiegen in Macht, je mehr sie in Reichthum zunahmen. Nach der Lehensverfassung waren alle die, welche ihre Herrschaften von der Krone hatten, verbunden, ihr im Parlamente beizustehen, und solcher waren siebenhundert. Aber als durch die Theilung der alten großen Herrschaften und die Freimachung der Dörfer die Kronvasallen so zahlreich wurden, daß sie sich unmöglich in Person versammeln konnten, so stellten sie ihre Repräsentanten im Parlament. Letzteres bestand lange Zeit nur aus diesen und den Pärs, welche eine Gesellschaft zusammen ausmachten. Die Repräsentanten, geblendet vom Glanz der Pärs, und noch nicht, so wie jetzt, ihr großes Gewicht fühlend, hatten in diesem Zeitraum nur geringen Einfluß. Je wichtiger aber der gemeine Bürger wurde, um so mehr wurden es auch seine Repräsentanten, und da sie sich endlich von den Pärs zu einem eigenen Körper absonderten, so dehnten sie diese Wichtigkeit bei dem günstigen Umstand, daß sie das Interesse einer besondern Classe des Staats besorgten, noch weiter aus. Da wurde man auf die Privilegien der Gemeinen aufmerksamer, denn durch die Vertheilung der Herrschaften der alten großen Vasallen bildete sich natürlicherweise eine große Anzahl niederer Edelleute, welche zwar alle, obschon in den Adern vieler das beste Blut der Nation floß, nach und nach in die Reihe der Gemeinen hinabsanken, aber eben deswegen aus eigenem Interesse die Rechte vertheidigen mußten, welche der Grund der ihrigen waren. Es ist ein besonderer Umstand in der Geschichte der Englischen Freiheit, daß die erste Person, welche die Gemeinen zu der Würde eines Sprechers erhoben, eines ihrer Mitglieder war, welches von Edward III., darum daß es im Parlament seine Buhlerinn und seine Minister angegriffen, in's Gefängniß gelegt worden. Seit der Regierung dieses Fürsten wuchs das Haus der Gemeinen je mehr und mehr an Macht und Ansehen.

N. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein N°. 1155).

Concert.

Aufgefoedert von mehreren Musikfeeunden wird
Catharina Josepha Pelzer, 10 Jahr alt, Guitaristinn aus London,
mit bereits zugesagtee gütigee Unterstützung zufällig hier anwesender bewährter Künstler die Ehre haben, am nächsten Dienstag den 22. d. M., im hiesigen Casino-Saale, eine zweite musikalische Abendunterhaltung zu geben, wozu alle verehrte Musikliebhaber, auch Nichtmitglieder des Casinos, ganz ergebenst eingeladen werden.

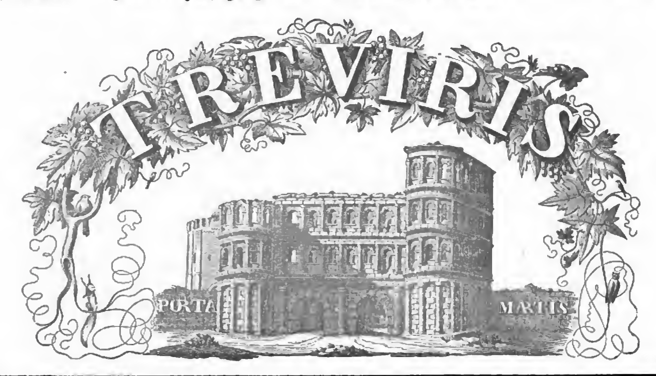
Das Programm hierüber das Nähere.

Der Preis für das einzelne Billet 10 Sgr. und für ein Familien-Billet von 4 Personen 1 Rthle.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 23. September. N°. 76.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

G.

Gademen. — Gaffel. — Gaschel. — Gedeidingt — Gedicht. — Trier. Wochenblatt v. J. 1818 N. 17.

Geduld. — Das. Num. 18.

Gefreyter Platz. — Diese Worte bedeuten manchmal eine Stelle, wo man zu Gericht saß; so lesen wir z. B. in einem Scheffenweißthum zu Losheim vom J. 1697 folgende Stelle: „Item haben obenge„dachte vier Herrn einen gefreyten Platz in „Losheim vorn an der Kirchhofs-Thür, so mit „Marken abgezeichnet ist, worauf sie das ganze „Jahr durch allein zu richten und zu schlichten ha„ben.“ Also ein von einer andern Jurisdiction befreiter Raum; so z. B. der sogenannte Freihof zu Trier. — Vor der Kirche St. Paulin, unweit dem steinernen Kreuze, sehen wir einen mit vier nur wenig emporstehenden Steinen bezeichneten Platz, wovon die Sage geht, an dieser Stelle seien bei der vorigen Martyrung die vier Vornehmsten der Stadt Trier enthauptet worden: es könnte aber auch sein, daß hier ein Freiplatz angezeigt würde, wo von Zeit zu Zeit die Beamten vier verschiedener Herrschaften zu Gericht gesessen haben, denn in dieser Gegend berührten sich ehemals verschiedene Jurisdictionen, die Probstei St. Paulin, das Amt St. Maximin, die Pallast-Kellnerei, die Stadt Trier. Einigemal aber heißen die Worte gefreiter Platz so viel als Asyl.

Gefurwet: Siehe die Trier. Kronik v. J. 1824. S. 254.

Gehengnisse: Trier. Wochenbl. v. J. 1818. N. 18.

Gehœber. Dieser Name kommt in den Scheffenweisthümern und andern Dokumenten oft vor, und werden dadurch gewöhnlich die Beständner der Grundgüter, vorzüglich die Erbeständner, coloni perpetui, bezeichnet. Sie erschienen bei den Jahrgedingen, wo sie oft einer Statt gehabten Rüge unterworfen waren. In einem Scheffenweisthum von Longuich an der Mosel v. J. 1596 wird gesagt: „Und hat zugleich der verordneter Gerichts„both daselbsten das Jahrgeding zum ersten, zwei„ten und drittenmal ausgerufen; auch alle und „jede Gehöber, so darzu gehörig, einen nach „dem andern eingefordert.“ Diese Leute heißen auch manchmal Hobsleute, Hubsleute, z. B. in einem Jahrgeding zu Losheim v. Jahr 1590: „Diesem Allem nach hat der Maximinisch Abge„ordneter Augustin Muersch die Scheffen aufge„mahnt und erfragt, wer nun alle Hobs- und „Dingpflichtigen Leute nach Gewohnheit in„ruffen soll? Daruf die Scheffen und Gericht „vermits gethanen Eyden gewysen und erkennt, „daß der Gerichtsbott allen und jeden, in- und „uswendig an, so zu dem Geding gehören, ihn„fen soll.“ — In einem sogenannten Baugeding v. J. 1604 heißt es: „Den dritten Augusti ist „das Gehöbergeding durch die Gemeinds„Gehöber und Gehöbermeister, belangend „den Weingartsberg hinter St. Maximins Closter „gelegen, genannt Pichter, gehalten worden.“ Neller in einer im Jahr 1768 zu Trier abgedruckten Abhandlung: De decimo aliove denario ex alienatione fundi moventis, sagt S. 16: inter curtarios numerantur, qui in placito curtis communi als Gehöfere comparere tenentur instar aliorum. (Fortsetzung folgt.)

Anweisung für die Seidenbauer der Provinz Brandenburg.

Von Herrn Regierungs-Rath von Türk.

Es sind verschiedentlich von den Seidenbauern Klagen

darüber geführt worden, daß es schwer halte, die gehaspelte Seide zu verkaufen und einen angemessenen Preis zu erhalten. Ich habe den Grund oder Ungrund dieser Beschwerden genau untersucht und gefunden, daß dem Uebel leicht und sicher abgeholfen werden kann, wenn die Seidenbauer nur die Sache ordentlich anfangen wollten. Ich werde daher diesen Gegenstand hier umständlich erläutern.

Der Fabrikant, der die Landseide (Greze) kauft, kann nur unter folgenden Bedingungen ohne eignen Verlust diese Seide verarbeiten:

1te Bedingung:

Die Cocons müssen vor dem Haspeln sorgfältig ausgesucht, alle untauglichen bei Seite gelegt und nur die guten abgehaspelt werden.

Unter schlechten Cocons sind zu verstehen:

a) alle doppelten, wo 2 oder mehrere Seidenwürmer zusammen nur einen Cocon gesponnen haben;
b) die Cocons, die der Seidenwurm nicht vollendet hat, die also von der einen Seite nicht geschlossen sind, oder worin der Wurm gestorben ist, ehe er den Cocon vollendet hat;
c) alle verschimmelten Cocons oder solche, die Stockflecke haben.

Ob ein Cocon gut ist, das erkennt man am sichersten daran, wenn er klappert, indem man ihn schüttelt. Klappert er nicht, so ist der Wurm darin gestorben oder die Puppe klebt an dem Gespinnste an und der Faden kann nicht rein abgehaspelt werden.

2te Bedingung:

Die guten Cocons müssen sorgfältig u. gleichmäßig gehaspelt werden, denn nur eine Menge von Fäden von gleicher Stärke gibt einen seidnen Stoff von gehöriger Beschaffenheit. Wird beim Haspeln nicht darauf gesehen, daß immer so viel möglich gleich viele Cocons zu einem Faden gesponnen worden, läßt man z. B. anstatt 10 Cocons, deren nur 8 oder 6 oder gar noch weniger gehen, so bekommt man einen Faden von ungleicher Stärke; das hat dann die Folge, daß die Person, welche die gehaspelte Seide auf Spulen wickelt, damit sie gezwirnet (moulinirt) werden kann, alle schwächere Stellen ausreißen muß — das hält sie in der Arbeit sehr auf, so daß ihr mehr Lohn gezahlt werden muß; es gibt mehr Knoten und alle ausgerissene Seidenfaden sind unbrauchbar und baarer Verlust für den Fabrikanten, der sie gekauft hat.

So sind mir Fälle bekannt, wo bei einem Pfund 8 Loth Abgang durch ausgerissene Fäden war; da war also der vierte Theil der Seide verloren; die Wicklerinn erhielt doppelten Lohn, weil sie doppelt so viel Zeit gebraucht hatte und die Seide war überdem, wegen der vielen Knoten, schlechter.

Sind schlechte oder gar doppelte Cocons mit eingehaspelt worden, so wird die Seide ebenfalls ungleich und fehlerhaft — es muß viel ausgerissen werden.

Weil nun beides, sowohl das Haspeln von ungleich vielen Cocons, als das Einhaspeln schlechter Cocons, hie und da vorgekommen ist, so haben die Seiden-Fabrikanten bei der Landseide oft Verlust gehabt und daher die Lust verloren, Landseide zu kaufen und die ihnen angebotene, wenn sie den Seidenbauer, der sie ihnen brachte, nicht schon als zuverlässig kannten, ganz zurückgewiesen oder nur einen niedrigen Preis geboten, um gegen einen möglichen Verlust gedeckt zu sein, und das kann ihnen Niemand verdenken, da Niemand ihnen den Schaden ersetzt, den sie durch den Ankauf einer untauglichen Waare erleiden. Also noch ein Mal:

Die Cocons gehörig ausgesucht vor dem Haspeln; sodann sorgfältig und gleichmäßig gehaspelt, und zwar entweder zu 8 bis 10, oder zu 10 bis 12 Cocons, weil schwächere Seide keinen Absatz findet.

Was nun die schlechten, ausgesonderten Cocons betrifft, so sind diese nicht verloren; die einfachen werden entweder zusammen abgehaspelt und geben eine etwas geringere Sorte von Seide, die vielleicht 1 Thl. weniger gelten wird, als die von den guten Cocons, oder sie werden mit den Doppel-Cocons zugleich gehaspelt.

Wenn die Seidenbauer diese Vorschriften genau beobachten werden, so werde ich ihnen, insofern sie ihre Seide zuvor entweder mir selbst, oder einem von mir zu bezeichnenden Freunde in Berlin zur Prüfung vorlegen wollen, einen Preis von 6 Thalern für die weiße und von 5½ Thaler für die gelbe Seide gewähren können.

Werden sie die Seide von Doppel-Cocons zu 15 bis 18 Cocons sorgfältig haspeln, so kann ich ihnen für das Pfund 2 Thaler zusichern.

Diejenigen nun, die ihre Cocons nicht selbst haspeln können, und es vielleicht vorziehen, sie roh zu verkaufen, können die einfachen Cocons, je nach ihrer Beschaffenheit, zu 10, 11 bis 12½ Sgr. für das Pfd., die doppelten zu 3½ Sgr. für das Pfd. bei mir absetzen; ich bemerke indessen, daß ich den Preis nicht eher bestimmen kann, bis ich eine Probe haspeln lassen, welches immer sobald als möglich geschehen wird.

Hinsichtlich der Cocons, die man mir schicken oder selbst überbringen wird, bemerke ich noch wegen der Verpackung Folgendes:

Die Cocons, die aus einer Entfernung von mehr als 4 Meilen kommen, müssen zuvor getödtet werden.

Dies geschicht am sichersten auf folgende Art:

Ein gewöhnlicher Waschkessel wird bis zu ⅔ seines Inhalts mit Wasser angefüllt; wenn das Wasser zu sieden anfängt, wird ein Faßreifen, der genau in den Rand des Kessels paßt, mit Canevas, wovon die Elle 15 Sgr. kostet, und der 2 Ellen breit ist, überzogen ist und worauf man eine Schichte von Cocons in der Höhe von 2 — 3 Zoll gelegt hat, darüber gelegt, mit einer wollenen Decke zugedeckt und während dem das Feuer unter dem Kessel sorgfältig unterhalten. Sobald die aufsteigenden heißen Dämpfe die Cocons durchdringen, hört man ein Rascheln oder Rauschen, das von der Bewegung der Puppen in den Gespinnsten herrührt; in 5 Minuten sind sie gewöhnlich schon alle todt; danach läßt man sie zur Sicherheit 15 Minuten lang über dem Kessel; dann nimmt man sie herab, breitet sie auf einem leinenen Tuche in der Sonne oder an der Luft aus, damit sie trocknen, bringt eine neue Schichte von Cocons auf den Reifen über den Kessel mit siedendem Wasser und fährt damit so lange fort, bis der ganze Vorrath getödtet ist; doch müssen alle gut wieder abgetrocknet sein, ehe man aufbewahrt oder zum Versenden einpackt.

Sollen sie nun versandt werden, so nimmt man nicht etwa einen Sack, sondern eine Salztonne oder eine oder mehrere Kisten, die so viel Raum haben, um alle Cocons aufzunehmen, und nachdem man einen hinlänglichen Vorrath von altem Papiere (Makulatur) am Ofen oder am Feuerheerde getrocknet hat, bringt man eine Lage von einigen Bogen dieses gut getrockneten Papiers auf den Boden des Fasses oder der Kiste; hierauf eine Lage von Cocons von 3 — 5 Zoll Höhe, nun schüttelt man das Faß oder die Kiste, damit die Cocons fester zu liegen kommen; sodann folgt wieder eine Lage getrocknetes Papier, dann wieder

eine Lage Cocons, die man wieder festschüttelt, und so fort, bis das Faß oder die Kiste angefüllt ist; die oberste Lage wird festgedrückt und dann mii einer starken Lage von Papier geschlossen.

Bei weiten Versendungen muß der Deckel noch durch ein Stück Wachsleinwand gegen die Nässe geschützt werden. Das getrocknete Papier zieht alle Feuchtigkeit von der Luft an sich und bewahrt die Cocons vor Feuchtigkeit; wird diese Vorsicht unterlassen, so sind die Cocons dem Verschimmeln sehr ausgesetzt.

Das Tödten der Cocons im Backofen, wie es hier zu Lande üblich ist, ist sehr mißlich; ist die Hitze noch zu groß, so leiden die Cocons dadurch und lassen sich gar nicht oder nur mit großem Verluste haspeln — ist die Hitze nicht stark genug, so bleiben viele Puppen am Leben, durchfressen die Cocons und beschmutzen die übrigen. Beides habe ich mehrmals bei Cocons, die ich gekauft, zu meinem größten Schaden erlebt und muß daher gegen diese Art der Tödtung warnen.

Allen Seidenbauern, die mit den Grains, welche die glänzend weiße Seide geben, noch nicht versorgt sind, werde ich dergleichen entweder noch jetzt, oder künftigen Herbst gratis übersenden, da diese Art der Seide von den Fabrikanten sehr geschätzt wird und daher etwas höher bezahlt zu werden pflegt.

Im Seidenhaspeln wird in den Monaten Julius und August in meinem Etablissement auf Verlangen und zwar stets unentgeldlich Unterricht ertheilt.

Da einige Seidenbauer im vorigen Jahre 25 bis 30 Pfd. Seide gewonnen haben, so verdient dieser Zweig der vaterländischen Industrie gewiß alle Aufmerksamkeit und Unterstützung.

Maulbeerbäume im Alter von 3 bis 8 Jahren sind stets hier billig zu erhalten.

Die Hauptmängel unserer Viehzucht.

Ackerbau und Viehzucht stehen in der engsten Verbindung; keines von beiden kann ohne das Andere gedeihen. Eine schlechte Viehzucht hat einen schlechten Ackerbau, ein schlechter Ackerbau eine schlechte Viehzucht zur Folge.

Wo nur immer der Ackerbau auf einer hohen Stufe von Vollkommenheit steht, da findet sich auch schönes Vieh. Im Saarbrückischen, wo von jeher so viel für den Ackerbau geschah, ging dieser Segen auch auf die Viehzucht über; der zu unserm Regierungsbezirke neu hinzugekommene Kreis St. Wendel zeichnet sich, wie durch seinen Ackerbau, also auch durch seine Viehzucht vortheilhaft aus; im Landkreise Trier, wo sich eine dreifache Verschiedenheit in der Ackerbestellung findet, erkennt man diese Unterschiede auch in der Viehzucht, besonders an den Pferden und dem Rindvieh.

Es ist kaum zu sagen, wie nachtheilig die fehlerhaften Flurabtheilungen und die eingerosteten Vorurtheile, worauf sie beruhen, in den meisten Theilen unseres Regierungsbezirkes wirken.

Das Beispiel aufgeklärter Landwirthe reicht noch immer nicht hin, die Masse aus dem tausendjährigen Schlummer der Feudalherrschaft zum vollkommenen Bewußtsein zu erwecken; weder den Bemühungen der Republick, noch des Kaiserreiches, noch auch der jetzigen Regierung ist es gelungen, die Brache zu beseitigen.

Die nämlichen Einwendungen, die man im Jahre 10 gegen die Einführung einer weisern Flurbenutzung machte *), wiederhohlt man auch noch heute **). Auch jetzt noch, nachdem das unbedingte Trift- und Weiderecht das ehemals als Servitut auf den meisten Gemarkungen haftete, beseitigt ist; wo keinem fremden Vieh der Zutritt zu einem eingepflanzten Acker gestattet wird, gehorcht man der Gewohnheit, wie vor dem der Noth und dem Zwang. Welch ein Nutzen würde der Viehzucht daraus erwachsen, wenn man alles Land des Regierungsbezirkes, das jedes dritte Jahr müßig liegt, oder ruht, wie man zu sagen beliebt, zweckmäßig mit Futterkräutern, Rüben, Runkelrüben, Möhren, Kartoffeln bepflanzte?

Auch der Hochwald und die Eifel sehen in dieser Beziehung mit Sehnsucht einer Wiedergeburt entgegen. Die neuen Culturversuche in beiden Bezirken fielen sehr günstig aus und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei weitem der größte Theil des als unwirthbar verschrienenen Landes, wenn nicht gerade reichliche, so doch befriedegende Erndten geben würde. Allenthalben ließen sich Plätze ausfinden, die gar leicht in Wiesen verwandelt werden könnten, und mehre Kleearten würden nicht nur fortkommen, sondern auch wohl gedeihen. Dieselbe Eifel, die sich jetzt nur mit Erfolg auf die Schafzucht verlegt, könnte ihre Einkünfte wenigstens auf das Dreifache steigern, wenn bei fernerer Entwickelung des Ackerbaues die Rindvieh-, Pferde- und Schweinezucht durch zweckmäßige Benutzung der Ländereien nur einige Fortschritte machte. Dasselbe gilt vom Hochwalde; was hier möglich ist, sieht man aus dem, was bereits durch einsichtige Oekonomen erlangt worden ist.

Höbe sich in der angegebenen Weise der Ackerbau, so wäre die erste Bedingung einer gedeihlichen Viehzucht erfüllt, gesorgt wäre für eine kräftige und reichliche Nahrung der Thiere. Man würde alsdann aufhören, Pferde und Rindvieh Jahr aus, Jahr ein (bei Nacht und bei Tage) auf eine öde Weide zu treiben, wo sie kaum Nahrung finden, um ihr Leben zu fristen, wo sie überdies nicht selten den Keim zu ansteckenden Krankheiten fangen. Welch ein Wunder, wenn bei dieser Behandlung die Pferde mager u. kraftlos bleiben, wenn die Kühe klein und welk, kaum so viel Milch und Butter liefern, als der eigene Hausbedarf des Landmannes erfordert; welch ein Wunder, wenn der Landmann selbst einer starken gesunden Nahrung und des nöthigen Geldes entbehrt, um sich die übrigen Bedürfnisse zu verschaffen? In den Ställen würde nun ein kräftiges und reichliches Futter den Thieren gereicht werden und die aus der Stallfütterung hervorgehenden Vortheile der Ackerwirthschaft überhaupt neues Leben einflößen und den Wohlstand und die Lebensfreuden des Landmannes unberechenbar vermehren. Der Dünger, die Seele des Ackerbaues würde nunmehr nicht auf ungeheuren Haiden für die Wirthschaft verloren gehen, sondern im Stalle gesammelt, zweckmäßig aufbewahrt und zu seiner Zeit am rechten Orte verwandt werden. Das Pferd und der Ochse würden munterer und unverdrossener ziehen; die Kuh mehr und bessere Milch gewähren und so nicht nur die Haushaltung des Landmannes reichlich mit Butter und Käse versehen, sondern ihm auch zugleich eine Geldquelle eröffnen. Eine blühende Rindviehzucht könnte ferner nicht anders als wohlthätig auf die Schweinezucht wirken.

So würden sich die verschiedenen Zweige der Wirthschaft gegenseitig halten und stützen und jeder von dem andern immer neue Kräfte erhalten. Es würde alsdann folgende Regel als goldenes **A B C** der

*) **Annuaire topographique et politique du département de la Sarre pour l'an 1810, rédigé par C. H. Delamorre p. 408.**

**) Vgl. No. 70 und 71 der Treviris.

Landwirthschaft völlige Anerkennung finden: Zuerst sorge für Futter; hast du Futter, so kannst du Vieh halten; hast du Vieh, so bekommst du Dünger; hast du Dünger so kannst du Alles. (Fortsetzung folgt)

Ueber die Bewohner der Nordwestküste von Amerika*).

Die westlichen Eskimos scheinen ihren Stammverwandten an der nördlichen und nordöstlichen Küste Amerika's, in Ansehung der Sprache, der Gesichtszüge, der Sitten und Gebräuche sehr nahe zu stehen. Sie gleichen übrigens in vieler Beziehung den Tschuktschen, von denen sie wahrscheinlich abstammen. Ich werde diese Verwandtschaft im Laufe meiner Bemerkungen über die Bewohner der Nordwestküste Amerika's nachzuweisen suchen, und dieselben, zum Unterschied von den Stämmen, welche an der Hudson's-Bay, in Grönland, Iglulik und überhaupt in Gegenden östlich von der Barrow-Spitze wohnen, die westlichen Eskimos nennen. Die Scheidelinie beginnt eigentlich am Mackenzie-Fluß, indem die in der Nähe desselben beobachteten Eskimos, in Ansehung gewisser Eigenthümlichkeiten, den westlichen Eskimos nahe stehen. Doch finde ich es für meinen Zweck bequemer, mich innerhalb der zuerst bezeichneten Grenze zu halten.

Diese Leute bewohnen die Nordwestküste Amerika's von 64° 34′ bis 71° 24′ N. B., u. sind eine Fischernation, die sich an oder in der Nähe der Meeresküste aufhält, die ihnen fast ausschließlich ihren Unhalt liefert. Sie legen ihre Jurten oder Winterwohnungen an bequemen Uferstellen, z. B. Flußmündungen, an Einfahrten oder auf Landspitzen, immer aber auf niedrigen Stellen an. Sie thun sich in Gemeinden von selten mehr als hundert Personen zusammen, wiewohl man in einigen wenigen Fällen deren von mehr als 200 getroffen hat. Innerhalb der eben bezeichneten Grenzen trafen wir 19 dieser Dörfer, worunter manche ungemein klein waren, und nur aus wenigen Hütten bestanden, andere seit langer Zeit verlassen schienen. Gibt man jedoch zu, daß im Winter alle bewohnt seien, so würde sich die Gesammtzahl der Einwohner, einschließlich der von Kowne-rock, meines Erachtens, nicht über 2500 belaufen. Ich getraue mich nicht zu behaupten, daß diese Schätzung genau sei, denn während des Sommers sind die Stämme längs der Küste so zerstreut, daß sich durchaus nichts Sicheres ermitteln ließ; indeß ist doch so so viel gewiß, daß der Stamm nicht sehr zahlreich ist.

Da wir an allen Stellen der Küste landeten, die sich für dergleichen Dörfer eigenen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß viele der letztern uns entgangen seien. Ueberdies läßt sich nicht annehmen, daß tief im Binnenlande und weit an den Flüssen hinauf eine große Anzahl von Dörfern stehe, indem der Zugang zur See der Lebensweise dieses Volkes unentbehrlich ist. Dies ergibt sich auch aus dem Umstande, daß man weder am Mackenzie, noch am Kupferminenfluß hinauf Eskimosche Dörfer findet, woran theils die morastige Beschaffenheit des Bodens, theils die feindliche Gesinnung der Indianer mit Schuld ist.

Die Jurten oder Winterwohnungen sind ein Stück in die Erde gegraben und übrigens mit auf Treibholzstangen gelegtem Moose gedeckt; indeß findet man manche Arten von Wohnungen, welche, je nach der Beschaffenheit des Bodens oder dem Geschmacke der Bewohner, mehr oder weniger Verschiedenheit darbieten. Manche versenken sich gar nicht unter den Boden, bei andern erhebt sich das Dach kaum über den letztern. Einige gleichen denen der Tschuktschen, einige der Eingebornen beim Prinz-William-Sund; allein darin sind sie alle gleich, daß sie aus mit Torf belegtem Treibholz errichtet sind, und daß das Licht durch ein im Dach angebrachtes Loch einfällt, welches mit Därmen von Seethieren überspannt ist. In diesen Jurten wohnen die Eskimos den Winter über, und wenn die Jahreszeit herannaht, in welcher sie ihre Wanderungen antreten, so bringen sie ihre Baidars in See, schiffen sich mit ihren Familien in denselben ein und zerstreuen sich an der Küste, um Nahrung und Speise für den folgenden Winter aufzusuchen. Diese erfahrenen Fischer kennen die Stellen, wo sie die meisten Fische und Seehunde treffen, und jeder sucht die ihm am vortheilhaftesten scheinende Station zuerst zu beziehen. So werden denn fast alle Landspitzen und Flußmündungen von den Eskimos besetzt. Dort bleiben sie und bringen ihre Zeit ohne Zweifel sehr glücklich mit dem Fange der Lachse, Seehunde, Wallrosse, Rennthiere und Pelzthiere hin, unter welchen letztern die Biber von ausgezeichneter Qualität sind.

In den Dörfern führen während des Sommers einige der ältern Frauen nebst Kindern, denen ein oder zwei junge Männer beistehen, die Aufsicht. Diese haben theils darauf zu sehen, daß kein Diebstahl vorfällt, theils bei Annäherung des Winters die Jurten zu fegen und in wohnlichen Stand zu setzen. So lange das schöne Wetter dauert, leben sie unter Zelten, die aus Rennthierhäuten bestehen, welche man über Stangen spannt; gegen die Mitte des Septembers aber werden dieselben abgebrochen, die Baidars mit dem Ertrag der Arbeit beladen und von Hunden an der Küste hin nach den Jurten gezogen, wo die Eskimos sich im Winter aufhalten und mit Tanzen, Singen, Schmausen belustigen, zu welchen Vergnügungen sie, wie die östlichen Eskimos, große Gesellschaftszimmer besitzen.

Diese Winterstationen erkennt man stets schon aus der Ferne an den aus Baumstämmen in der Nähe derselben errichteten Gerüsten, auf welchen Schlitten, Transchläuche, Gerippe von Baidars und Caiacs, Fischergeräthe rc. liegen.

Wir hatten keine Gelegenheit, Zeuge von den Geschäften zu sein, welche die Eskimos im Winter treiben; es läßt sich aber denken, daß sie Geräthschaften, K... der rc. bereiten und sich mit Ausschmückungen di... Gegenstände beschäftigen, denn fast jeder aus Kno... bereitete Artikel ist mit gravirten Bildern bedeckt. ... scheinen keinem König oder Befehlshaber, sondern ... patriarchalischer Sitte dem Alter zu gehorchen; ... legten sie bei Gelegenheit eine große Scheu vor Hexenkünsten alter Weiber an den Tag. (Fortsetz. fo...

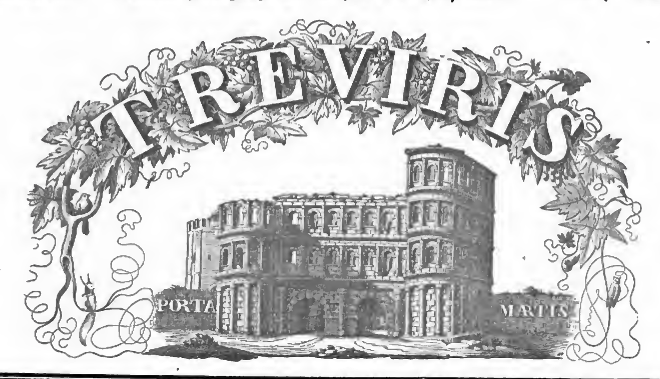
*) Aus Capitän Beechay's Reise nach dem stillen Ozean und der Beringsstraße II. Thl.

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein N°. 1155)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 26. September. **N° 77.**



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von **M. F. J. Müller.**

G.

Geisseler. Geisselfahrer. Trier. Wochenblatt vom J. 1818. Num. 18 und 19. Diesem will ich noch beifügen, was ich in einem handschriftlichen Dokument gelesen habe: „Anno 1719. Denn ersten „Juli seind allhier vier bevollmächtigte Missiona„rien angekommen, die man Bußprediger nannte; „seind 9 Tag in dieser Stadt verblieben, haben „alle Tag Vormittags und Nachmiitags gepredigt, „sich auch in wehrendem Predigen öffent„lich disciplinirt" d. i. gegeißelt: eine sehr außerbräuchliche Handlung!!

Gekræusser, auch **Krausse.** Trier. Kronik v. J. 1823. Seite 182.

Geleide. — Gesellen. Trier. Wochenbl. v. J. 1818. Num. 19.

Gemeine. Gemeiner. Tr. Kronik v. J. 1825. S. 279.

Gereider. Trier. Wochenbl. v. J. 1818. Num. 19.

Gereide-Schulden. Deren wird gedacht in dem Kurtrierischen Landrecht Titel VI. §. 24, 25 und 26 und heißt so viel als Mobiliar-Schulden, oder vielmehr, welche hauptsächlich einen Bezug auf die Möbel haben und in Rücksicht der Möbeln gemacht worden sind; dagegen sind ungereide diejenigen, welche einen Bezug auf die Immöbel haben. Siehe auch daselbst den Titel VII. §. 5. Dann eine Urkunde vom 6. Nov. 1388 bei Hontheim Histor. Trevir. dipl. Tom. II. Seite 293.

Geschenkten. So nannte man zu Trier einen aus verschiedenen Handwerkern zusammengesetzten Verein, nämlich Sattler, Weißgerber, Glaser, Klempner, Strumpfweber, Zinngieser, Schnallenmacher, Kammmacher, Wachszieher und Buchbinder. Früher waren sie der Krämerzunft geschenkt und machten mit derselben ein Amt aus; in der Folge aber trennten sich dieselben von diesem und bildeten eine eigene Zunft. Siehe meine Abhandlung über die ehemaligen Gewerbs- und Handwerkszünfte der Stadt Trier in der Trier. Kronik v. J. 1822 Seite 48 u. ff.

Geschichtniss. so nennt man in der Provinz Luxemburg eine nächtliche Erscheinung am Himmel, vorzüglich ein Nordlicht.

Geschworner-Montag. Siehe das Trier. Wochenbl. v. J. 1820. Num. 45. Diesen Bemerkungen will ich noch folgende Stelle beifügen, die ich aus einem Dokument des ehemaligen Scheffengerichts zu Trier v. J. 1568 ausgehoben, wo es heißt: „Es „steht allda der Scharfrichter mit seinem bloßen „Schwerdt, wie auch solchs im Jahr 1528 durch „den Scharfrichter Stephen von Stockhart genannt, „geschehen und verrichtet worden &c. und hat der „Scharfrichter mit Erkennys des Herrn Schulthei„sen sein Wehr herausgezogen; auch wiederum mit „begehrter und erhaltener Erlaubniß eingestochen &c. „Befreyte Herrn Scheffen, was solche Entblößung „des Nachrichters Schwerdt zu bedeuten habe? „Antwortet Herr Peter Ulmer, der älteste Schef„fen, daß dieselbe nichst anders bedeute, dann daß „der Hochwürdigst unser gnädigster Churfürst und „Herr in der Stadt Trier hat Superiorem, me„diocrem, inferiorem et, ut veteres dixerunt, „omnimodam jurisdictionem."

Genspens. Eine kurze Frauenzimmer-Kleidung in dem Mittelalter; siehe das Trier. Wochenblatt vom J. 1820. Num. 32.

Gewandhauss. Trier. Wochenbl. v. J. 1818. N. 19.

Gewaltsrichter: so nannte man im XVI. Jahrh. den Stadtzender zu Trier; in einer Handschrift vom Jahr 1579 wird gesagt: „daß er (Zeuge) und „Andere gehört haben, die Stadtzender, deren er

„fünf gekannt, mit dem Namen Gewaltsrich-„ter nennen und selbst so genant haben."

Glehnen. Eine bewaffnete Truppe: siehe Trier. Wbl. v. J. 1818. Num. 19.

Gnadenwein. Das. Num. 33.

Goldene Priester: siehe die Treviris vom Jahr 1834. Num. 23.

Goldoner Zoll war eine Abgabe, die man von eingeführten Waaren und Wein zahlen mußte; über den Ursprung dieser Benennung sagt Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 237. Note a. Folgendes: Cum á quibuscunque mercibus, in, vel per territorium Trevirense, quacunque ejus parte vectis, vectigal pendendum sit, et quidem sumpta proportione á carrata vini, Zoll-Fuder, quæ florenum auri solvit. Vide dissertat. in Sæculum XV. §. 4. hinc ea telonii species in hanc usque diem vocatur der goldene Zoll.

Gratias-Wein. Dieser Ausdruck war in unsern Abteien sehr genge und gebe; man verstand dadurch ein besseres Glas Wein, als der gewöhnliche Tischwein oder Portionen-Wein war. Jener Wein wurde gewöhnlich an Festtagen, die sie primæ classis nannten, an dem Namenstage des Abtes oder eines der übrigen Mönche, in den Tagen der Fastnacht u. a. m., zur Tafel gebracht. In einem Speise-Regulativ der Abtei St. Marimin bei Trier aus dem vorigen Jahrhundert habe ich folgende Stelle gelesen: „Am Fettendonnerstag muß Mittags „ein völlig Essen gegeben werden mit zwei Becher „gratias: um zwei Uhren *) ein Becher und des „Abends zwei Becher gratias etc. Dominica Re„surrectionis bekommt das Convent Kalbsbraten „und ein Bütschel und einen gratias extraordinari: um 2 Uhr ein Becher gratias; des Abends „ein Becher gratias etc.

Grendel bedeutet ein hölzernes Gitter, welches vor den Thoren der Städte aufgestellt war: man konnte dieselben nicht umgehen und dienten dazu, um sich mit angekommenen Fremden zu besprechen, ohne das Hauptthor zu öffnen: in der Geschichte des Einzugs des Erzbischofs Johann von der Leien in die Stadt Trier am 26. October 1559 heißt es: „Und als Ihre Churfürstliche Gnaden „vorn an den Grendel Sanct Simeonspforten „kommen ꝛc." Noch vor 50 Jahren sah ich derlei Grendel zu Echternach vor den Stadtthoren.

Grundrure. Siehe das Trier. Wochenbl. v. J. 1818. Num. 20. und 1819 Num. 26.

Gudenstag heißt in den Urkunden manchmal so viel als Mittwoch.

Gülde. — Gweldere. — Gyselbrief. — Trier. Wbl. v. J. 1818. Num. 20. (Fortsetzung folgt.)

*) Man nannte diese nachmittägige Zusammenkunft die Recreation, sie währte von 2 bis 3 Uhr, wo man zur Vesper ging. Ein Becher war aber immer so viel als dermalen eine halbe Pinte.

Die Hauptmängel unserer Viehzucht.

(Fortsetzung.)

Die Stallfütterung nöthigt mir hier auch ein Wort über die Ställe unserer Landleute ab. Was das Annuaire vom Jahre 10 in Betreff der ländlichen Gebäude des Saardepartements sagt, mag mit wenigen Einschränkungen auch vom gegenwärtigen Regierungsbezirke Trier gelten. „Außer den an den Ufern der Mosel Saar und Glan oder an einigen etwas gangbareren Straßen gelegenen Gemeinden sind die ländlichen Wohnungen äußerst armselig, beschränkt und ungesund. Größtentheils sind sie blos Haufen von schlechten Materialien, welche ohne Symmetrie, ohne Festigkeit, ohne Vorsicht in Gestalt von Strohhütten an Mistpfühle stoßen, deren Feuchtigkeit in das Innere derselben eindringt und daselbst ohne Unterlaß eine sehr fruchtbare Quelle von Krankheiten abgibt."

„Die häufige Wiederkehr von Seuchen unter Menschen und Vieh, von Brand und Diebstahl, kurz alle Geißeln des häuslichen Glückes sind hievon die unvermeidlichen Folgen *)." Diese Schilderung ist, wie gesagt, mit einigen wenigen Einschränkungen auch jetzt noch wahr; wer anders sagt, kennt das Innere der Häuser im Hochwalde und in der Eifel nicht. Denn damit, daß hin und wieder die Steine etwas regelmäßiger in den Wänden liegen, und gar ein Ziegeldach dem Strohdach gefolgt ist, ist das von Annuaire gerügte Uebel noch nicht beseitigt. Nach dem Gesagten wird man schon ohne mein Erinnern geneigt sein anzunehmen, daß man die Ställe unserer Landleute nicht als Muster aufstellen dürfe. Auf eine gesunde und trockne Lage, auf die erforderliche Höhe, auf eine zweckmäßige Einrichtung und Abtheilung derselben nach den verschiedenen Viehgattungen, auf Geräumigkeit, Bequemlichkeit, Reinlichkeit, auf die Eingänge, auf den Lichtzutritt, auf die nothwendigen Luftzüge, so wie auf die Erzeugung und volle Benutzung des Düngers ist dabei gar nicht Rücksicht genommen.

So lange aber nicht hinreichend für gute Ställe gesorgt ist, kann die Stallführung unmöglich alle Vortheile gewähren, die man mit Recht von ihr erwartet. Bei so gestalteter Sache ist es nicht einmal zu wünschen, daß sie gleich überall eingeführt werde.

Die zweckmäßige Einrichtung landwirthschaftlicher Gebäude überhaupt ist ein Punkt, der die Aufmerksamk[eit] aller, welchen das öffentliche Wohl am Herzen lieg[t], besonders in Anspruch nimmt **). Zu wünschen wä[re] es, daß sich, so wie in den Städten Verschönerung[s]-Vereine, also auf dem Lande Verbesserungsvereine b[il]den möchten, deren Mitglieder es sich zur besond[ern] Pflicht machten, diejenigen, welche Häuser, Sch[eu]nen Ställe u. s. w. neu aufbauen oder ausbessern, [mit] ihrem Rathe zu unterstützen, um so allmälig den S[inn] für Zweckmäßigkeit in den Gebäuden zu wecken.

In solchen dunkeln, niedrigen, feuchten, ga[nz] engen, mit Mist überhäuften und manchmal hermet[isch] verschlossenen Ställen können die Thiere nicht an[ders] als verweichlichen und jede Luftveränderung wird [einen] schädlichen Einfluß auf sie ausüben u. sie zu den ma[nnig]faltigsten Uebeln disponiren. Ich erinnere mich [in] verschiedenen Dörfern des Regierungsbezirkes Sch[weine]ställe gesehen zu haben, worin die armen Thiere [auf] einer beinahe zwei Fuß hohen Mistunterlage buchst[äblich wie] den Häringen in einer Tonne gleich auf- und üb[erein]ander lagen. Da wundere man sich über Kra[nkheit] und Sterblichkeit unter diesen Geschöpfen!

Verbesserung, Erneuerung und Erweiterun[g der] Ställe ist daher unerläßlich.

*) Annuaire topographique et politique du départe[ment de] la Sarre pour l'an 1810, rédigé par C. H. De[lamorre] p. 420.

**) Il serait bien á désirer, sagt das erwähnte [Annuaire] S. 412, que l'administration publique prit des [mesures] qui astreignissent les habitans de la campagne [à suivre] des règles pour la distribution intérieur de leu[rs mai]sons, l'élévation des plafonds, la grandeur des [fenêtres,] la construction des cheminées, la couverture d[es toits,] la distance du corps de logis aux mares á fumi[er, la] position de celles-ci selon les vents dominans [...]

Wenn ich oben den Mangel an gesunder, kräftiger Nahrung als eine Hauptursache des schlechten Gedeihens unserer Viehzucht bezeichnete, so muß ich hier ebenfalls mit Bedauern gestehen, daß die Wartung und Pflege des Viehes in den eben beschriebenen Ställen nichts weniger als zweckmäßig ist. Das wenige Futter, das gewonnen wird, wird an den wenigsten Stellen des Regierungs-Bezirkes in der rechten Weise verwandt. Die verschiedenen Umstände des Viehes, als da sind: Alter, Trächtigkeit, Krankheit werden nicht genug bei der Fütterung berücksichtigt.

Noch weniger wird dabei die Witterung und der Wechsel der Jahreszeiten in's Auge gefaßt. An einer zweckmäßigen Anleitung zur gehörigen Aufbewahrung und Zubereitung des Futters für die verschiedenen Viehgattungen fehlt es bei weitem den meisten Landbewohnern des Regierungsbezirkes gänzlich. Möchte sich doch bald Jemand finden, der es sich zur Herzensangelegenheit machte, sie in dieser, wie in den beiden vorhingenannten Beziehungen, der Gedankenlosigkeit zu entreißen. Ein Umstand, den man, wo es das Landvolk aufzuklären gilt, nie genug berücksichtigen kann, ist die auffallende Erscheinung, daß es sich in vielen Stücken selbst nicht durch den Augenschein, wo das Beispiel besser unterrichteter und wohlhabender Landwirthe vorleuchtet, belehren läßt. Es ist wohl etwas mehr als hartnäckiges Bestehen auf dem Hervorgebrachten hierbei im Spiele. Der größte Theil der Landleute steht in dem Glauben, daß zur zweckmäßigen Betreibung der Landwirthschaft überhaupt und der Viehzucht insbesondere seltene Kenntnisse, eine ihnen unerreichbare Geschicklichkeit und ein überaus großes Vermögen erforderlich seien. Dazu kommt jene seltsame Resignation, die es ihnen auch da noch zur Pflicht macht zu entbehren, wo mehr zu erlangen so wohl erlaubt, als möglich ist. Eine besonnene Betrachtung und Berechnung stellen sie selbst nicht an, hören sie sogar nicht einmal an, wenn sie ein Anderer für sie anstellt. Nur wer ihres Gleichen ist, findet allenfalls Nachahmung; sie richten sich daher eher nach dem beschränktesten Pächter, als nach dem einsichtigsten Gutsherrn. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bewohner der Nordwestküste von Amerika.

(Fortsetzung.)

Ihre Religion ist wahrscheinlich dieselbe, wie die der östlichen Eskimos, und es gibt unter ihnen wahrscheinlich ebenfalls Zauberer und Geisterbeschwörer; daß sie an ein Leben nach dem Tode glauben, scheint sich daraus zu ergeben, daß sie neben den Leichen ihrer verstorbenen Verwandten die Geräthschaften legen, deren sich dieselben in dieser Welt zur Erwerbung ihres Unterhaltes bedienten, (Harpunen, Bogen, Pfeile, Caiacs ꝛc.) und die Leichen anständig kleiden. Da sie an die Stangen der Leichenhütten musikalische Instrumente hängen, so stellen sie sich wahrscheinlich vor, daß man in jenem Leben sich auch belustige. Rücksichtlich der Leichenbestattung weichen sie von den östlichen Eskimos ab, welche ihre Todten begraben, während diese Eskimos dieselben auf eine hölzerne Plattform legen und darüber aus jungen Bäumen eine Hütte errichten. Auch legen sie die Leichen mit dem Kopfe nach Westen, und nicht, wie es bei den östlichen Stämmen üblich ist, gegen Nordosten.

Ihre Statur ist größer, als die der östlichen Eskimos, und sie erreichen im Durchschnitt 5 Fuß 7½ Zoll Höhe; auch sind sie ein schönerer Menschenschlag, wenn ich nach den Eskimos, welche ich an der Baffins-Bay sah, und den in den Buchhandel gekommenen Abbildungen urtheilen darf. Sie büßen jedoch ihre Wohlgestalt in einem verhältnißmäßig sehr frühen Alter ein, was vorzüglich von den Frauen gilt, und das Alter gibt ihnen ein widerliches, abgelebtes Ansehen, welches durch entzündete Augen und bis an das Zahnfleisch abgenagte Zähne wahrhaft scheußlich wird. Sie kauen nämlich sehr häufig harte Substanzen.

In der Gemüthsart weichen sie von den Bewohnern von Iglulik und Grönland bedeutend ab; sie sind mäßiger, fleißiger und vorsichtiger, und stehen in Ansehung des kriegerischen, aufbrausenden und rohen Temperaments den Tschuktschen nahe. Auch scheint es ihnen keineswegs so sehr an kindlicher Liebe zu fehlen, wie den Eingebornen von Iglulik, welche, sobald sie ihre Sommerwanderungen antreten, alte und kränkliche Leute in den Dörfern elendiglich umkommen lassen, wie denn z. B. ein alter Mann ohne das menschenfreundliche Benehmen des Befehlshabers der Polarexpedition unfehlbar ein Opfer dieser unnatürlichen Gleichgültigkeit hätte werden müssen.

Wie bei fast allen uncivilisirten Nationen, so scheint auch bei den westlichen Eskimos Gastfreundschaft einen ihrer Charakterzüge zu bilden, gleichsam als ob die Natur die Absicht gehabt hätte, durch diese Tugend die sonst so vorherrschende Wildheit zu zähmen.

Rauchen ist ihr Lieblingsvergnügen und sie überlassen sich demselben so lange, als ihr Taback währt. Sie versammeln sich zu dergleichen Rauchgesellschaften, und die Pfeife macht, wie die Friedenspfeife (der Kalumet) der nordamerikanischen Indianer, die Runde, ohne daß jedoch dieser Förmlichkeit irgend eine verbindende Kraft beizuwohnen scheint. Die Pfeifen sind kurz und die Köpfe derselben fassen zum Theil nicht mehr Taback, als während eines langen Zuges verbrennen kann. Das Hauptvergnügen bei dergleichen Gesellschaften besteht sogar darin, daß jeder sich bestrebt, die Pfeife auf einen einzigen Athemzug auszurauchen, und wenn dies nicht gelingt, oder, was häufig der Fall ist, der Rauch in die Lungen kommt und Husten erregt, so entsteht ein allgemeines Gelächter.

Der Taback wird selten auf irgend eine andere Art consumirt, als auf diese, obwohl einige Eskimos, die wir südlich von der Berings-Straße trafen, denselben gerne faueten, und den St. Lorenz-Insulanern das Schnupfen zusagte. Die Liebe zum Tabak ist wahrscheinlich von den Tschuktschen auf sie übergegangen, welche, wie Capitain Cochrane anführt, zu gleicher Zeit Taback rauchen, kauen und schnupfen. Die Gewohnheit, den Taback zu verfälschen, ist bei den Tschuktschen sehr eingerissen und ohne Zweifel von ihnen auf die Eskimos übergegangen, welche für verfälschten Taback sogar häufig eine Vorliebe zeigen. Derjenige, welchen man in dieser Gegend Amerika's trifft, ist von ungemein geringer Qualität und häufig mit Holzspänen vermischt.

Die Lippenzierrathen werden bei den westlichen Eskimos nur von Mannspersonen getragen und finden sich nur vom Norton-Sund, wo sie Capitain King bemerkte, bis zum Mackenzie-Flusse, wo sie Capitain Franklin bei den Eskimos traf, welche ihn dort angriffen. Diese Gewohnheit schreibt sich keineswegs aus neuerer Zeit her, da schon Deschnew von den Bewohnen der Inseln, welche dem Tschutskoi Nos gegenüber liegen, im Jahre 1648 anführt, daß sie in den Lippen Stücke von Wallroßzähnen tragen. Oestlich vom Mackenzie-Fluß hat man dergleichen Lippenzierrathen nie bemerkt, und in der That ist uns außer-

dem kein anderer Stamm bekannt, welcher sich das Gesicht auf diese sonderbare Weise entstellte, als der in der Nähe der Küste bei Prinz-William-Sund, und selbst dort ist die Anwendung der vermeintlichen Verzierung abweichend, denn daselbst bedienen sich die Weiber derselben, während sie bei dem weiter gegen Norden wohnenden Stamme auf die Männer beschränkt ist. Sonderbarer Weise ist der Küstenstrich, wo die Männer sich das Vorrecht dieses barbarischen Gebrauchs angemaaßt haben, sehr klein, während der, wo die Frauen sich durch denselben auszeichnen, sich von Grönland längs der Nord- und Westküste Amerika's bis Californien hinabzieht.

Nasenzierrathen, welche unter den Stämmen südlich von Unalaschka so gewöhnlich sind, sahen wir nur in einem Falle, bei den Frauen einer Bande, deren Dialekt von demjenigen abwich, dessen sich sonst die westlich von der Barrow-Spitze lebenden Eskimos durchgehends bedienen. Dieser Gebrauch verschwindet nördlich von Unalaschka und tritt erst bei dem Stamme beim Mackenzie-Flusse wieder auf. Eine ähnliche Lücke in der Kette der Gebräuche derselben Nation läßt sich in der Gewohnheit bemerken, den Scheitel des Kopfes kahl zu rasieren, welche bei den westlichen Eskimos üblich ist, am Mackenzie-Flusse aufhört und an der Hudsons-Bay, so wie unter einem Grönländischen Stamme wieder zum Vorschein kommt, welcher, als ihn Capitain Roß entdeckte, so lange von aller Gemeinschaft mit allen übrigen Menschen ausgeschlossen gewesen war, daß sich diese Eskimos einbildeten, sie seien die einzigen Menschen, die auf der Erde lebten.

Die Bewohner der Barow-Spitze besitzen kupferne Kessel und sind in mehrern Beziehungen vollständiger mit europäischen Artikeln versehen, als die weiter gegen Süden wohnenden Eskimos. Capitain Franklin fand unter den Eskimos am Mackenzie verschiedene solche Kessel und andere Manufakturwaaren, welche denen von der Nordwestcompagnie gelieferten so unähnlich waren, daß kein Zweifel über ihre Abstammung aus westlichen Ländern blieb. Halten wir diese Thatsachen mit dem Benehmen der Eingebornen, die uns von der Wainwright-Einfahrt besuchten, und den Nachrichten zusammen, welche der den Capitain Franklin begleitende Dolmescher Augustus einzog, so wird es höchst wahrscheinlich, daß zwischen der Barrow-Spitze und dem Mackenzie-Flusse eine Agentur bestehe, welche dergleichen Artikel von der asiatischen Küste bezieht und gegen Pelzwerk vertauscht. Augustus erfuhr von den Eskimos, die Leute, von denen diese Artikel herrührten, wohnten ein Stück an einem Fluß hinauf, der westlich von Reture-Riff fließe. Die kupfernen Löffel rührten, aller Wahrscheinlichkeit nach, von den Russen her, da die Tschuktschen gegen Geräthschaften aus diesem Metall eine solche Abneigung haben, daß sie sich nicht einmal des verzinnten Kupfers bedienen. Aus dem vorsichtigen Benehmen, welches der ganze Stamm beim Vertauschen seines Pelzwerks zeigte, indem für die bessere Stücke immer ein höherer Preis gefordert wurde, als wir zu geben geneigt waren, und wir manchmal nur das geringere Rauchwerk zu sehen bekamen, möchten wir fast schließen, daß an dieser Küste sich hin und wieder Eskimos als Agenten Kamschatkaischer Commissionäre einfinden, welche das werthvollste Pelzwerk den Eingebornen abhandeln, dasselbe nach der Asiatischen Küste überfahren und von dort die gangbaren Tauschartikel zurückbringen.

Leider hatten wir nie Gelegenheit, die Eskimos jagen oder überhaupt anders, als mit dem Transport ihrer Effekten längs der Küste beschäftigt zu sehen. Dies rührte zum Theil daher, daß sie, sobald sie unser ansichtig wurden, Alles stehen und liegen ließen, um mit uns zu handeln. Das Schnitzwerk an ihren beinernen Geräschaften deutet jedoch darauf hin, daß sie sich vielfach und ganz nach Art der Grönländer beschäftigen. Die Rennthierjagd scheint einen großen Theil ihrer Zeit in Anspruch zu nehmen. Nach der bildlichen Darstellung zu schließen, erlegen sie dies Thier mit Bogen und Pfeilen, wozu bei der Scheuheit desselben viel Geschicklichkeit und List nöthig sein muß. Nach den Abbildungen zu schließen, schießen sie auf sehr große Entfernung zu, und die List, vermittels welcher sie das Wild beschleichen, besteht darin, daß sie sich einen Rennthierkopf sammt dem Geweihe auf die Schultern setzen, und auf allen Vieren nach dem Thiere zu kriechen, wie es bei den Californischen Indianern, so wie auch bei mehrern Stämmen des Nordamerikanischen Binnenlandes üblich ist. Wir fanden in einem Wildpretsrücken, den wir in der Nähe des Eiscaps von den Eingebornen erhandelten, eine abgebrochene Pfeilspitze von Feuerstein.

(Schluß folgt.)

Gehörig motivirter Brudermord.

Die Regierung Bajesid Jildirim's, d. i. des Wetterstrahls, beginnt, wie die Weltgeschichte, mit einem Brudermorde. Kaum hatte sein Vater den Geist ausgehaucht, so ließ Bajesid seinen einzigen Bruder Jakub hinrichten, „in Erwägung," sind des Reichshistoriographen Worte, „des Ausspruchs des Korans: daß „Unruh ärger als Hinrichtung, in Erwägung des von „seinem Bruder Sandschi gegebenen übeln Beispiels der „Verschwörung und Empörung, wovon die Möglich„keit der Nachahmung aus dem Weg zu räumen, und „in Erwägung des nachzuahmenden Beispiels Gottes, „der allein und ohne Nebenbuhler sei, und wonach „denn auch Gottes Schatten auf Erden der Herrscher „der Rechtgläubigen, gleich Gott, einzig auf dem „Thron, von aller Nebenbuhlerschaft enthoben, herr„schen müsse." Diese bewegenden Gründe fand die Politik der nachfolgenden Sultane so gewichtig, daß die Nachahmung dieses Beispiels denselben zum Gesetze, und in der Folge durch Sultan Mohammed's des Eroberers Satzungen der Brudermord bei jeder Thronbesteigung sogar zum öffentlich ausgesprochenen Reichsgesetze ward. Osmanische Historiographen, denen der Brudermord, ungeachtet der auch von ihnen als politisch erachteten Nothwendigkeit, doch einen Flecken auf die Menschlichkeit ihres Helden zu werfen schien, lassen die Hinrichtung Jakub's ohne Vorwissen Jildirim's auf gemeinsamen Entschluß der Bege geschehen; Europäische Geschichtschreiber, denen Uebertreibung der Gräuel Zweck ist, wie den Osmanischen Uebertreibung des Lobes, vervielfältigen die Hinrichtung Jakub's in die von sieben Brüdern, wiewohl Bajesid nie mehr als zwei und bei der Thronbesteigung nur einen einzigen hatte.

A. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 30. September. №. 78.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

II.

Hackenbüchsen. Trier. Wochenblatt vom J. 1818 Num. 14 und die Trier. Kronik vom Jahr 1824 S. 248. In den gemeinen Landesbräuchen des Herzogthums Luxemburg Titel XII. Art. 20 heißt es: „Das Geschütz und Haacken mit ihren Kugeln." In dem Französischen Text heißen sie harquebuses à croc. In einem Statutenbuch der Stadt Trier aus dem XVI. Jahrhundert ist auch die Rede von Doppelhacken. In der ehemaligen Stiftskirche zu Pfalzel liegt ein Hauptmann begraben, dessen Grabschrift zeigt an, daß derselbe am 24. Juli 1568 bei Trier mit 3 Hackenkugeln getödtet worden sei: siehe das Trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num. 47. Seite 2.

Hagelfeste. Diese Feste waren noch im XVIII. Jahrhundert bei unserm Landvolk bekannt, obschon dieselben schon früher verboten wurden, so heißt es z. B. in den Synodal-Statuten vom 12. Februar 1678 cap. I. §. II. Art. 2: Tonitrualia aliaque similia festa, quæ rusticorum indiscreta religio vel potius superstitio inconsultis superioribus, contra ecclesiasticas sanctiones, sibi suisque passim invenit, tamque pertinaciter servant, ut malint quemvis diem dominicum aut ab Ecclesia statutum diem festum violare abrogata omnino et omnia volumus. In den Statuten vom 12. Dezember 1685 lesen wir: „So „viel die hin und wieder von denen Gemeinden „aus sich selbsten eingeführte Hagelfeyrtäg belangt, „ist auch aus obigem zu erfassen, daß die geistliche „Obrigkeit selbige auch abzuthun befugt rc." Man sehe noch die kurfürstliche Verordnung vom 17. März 1787 über die Abstellung der sogenannten Fastnachts-, Hagel-, Johanns- und Martinsfeuer.

Hahnen fangen. Nach vollendeter Erndte nannte man das Nachhauseführen der letztern Garben oder im Herbste der letztern Trauben den Hahn fangen: da ist es bei uns Sitte, daß man den Arbeitern mit Kost und Trunk etwas zu gut thut. In einem Haushalt-Register der ehemaligen Abtei St. Marien bei Trier vom Jahr 1756 habe ich folgende Anmerkung gelesen: „Um diese Zeit, früher „oder später, solle das Gesind den Ernthahnen „verzehren, welches bekommt dreierley Fleisch, u. „nebst ihrem ordinari Trunk; ein obsonium, „welches bestehen kann aus Portionen-Wein *) „oder auch schlechterem."

Hals. Siehe Trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num 20.

Hangbaum. Von Andern ein Galgen (patibulum) genannt, war ein Zeichen der Hochgerichtsherrlichkeit, daher derselbe in Lateinischen Dokumenten manchmal signum patibulare genannt wird. War ein solcher Hangbaum aus was immer für einer Ursache zusammengestürzt, so mußte der Hochgerichtsherr, innerhalb Jahr und Tag, denselben nochmal in vorigen Stand setzen lassen; that er dieses nicht, dann mußte er die Einwilligung des Landesherrn nachsuchen: siehe die Luxemburgische gemeine Landesbräuche, Titel IV. Artik. 22.

Hardt. Haart. Ein genericum, welches gewöhnlich die Hochwälder bedeutet; siehe Trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num. 20.

Haspel. Dermalen bedeutet dieses Wort gewöhnlich eine Garnwinde; indessen hat dasselbe in Dokumenten des XVI. Jahrhunderts sehr oft einen anderen Sinn, z. B. in einem Tagebuch des Kaiserlichen Commissarius zu Trier vom Jahr 1570,

*) So nannte man den gewöhnlichen Tischwein in den Klöstern.

wo die Rede von den Gefängnissen in dem Simeonsthore ist, heißt es: „dabei ein Gefängniß, „die Hoß genannt, und davor ein Haspel ad tor- „turas.“ Mehrere ähnliche Stellen lesen wir daselbst.

Hauffen, so viel als versammeln; in einer Urkunde vom 22. März 1358 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 206. lesen wir z. B.: „So hait des an- „anderen Amtmann Macht, die Scheffen oder „Centener zu hauffen. Daher auch zu Hause „lauten.

Heerpferd: Trier. Kronik v. J. 1814 Seite 248.

Heillicht. Hillich. Eheverlöbniß. Trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num. 20.

Heilthumfahrt. d. i. eine Wallfahrt. Das.

Heimliche. Das. Num. 20.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hauptmängel unserer Viehzucht.

(Fortsetzung.)

Schlecht wird ferner im Allgemeinen für die Unterstreue gesorgt, theils aus Mangel an Streusel, theils aber auch (und dieses ist sehr oft der Fall) aus Fahrlässigkeit. Auf das gehörige Ausmisten der Ställe wird ebenfalls nicht genug gehalten.

Von den Vortheilen des häufigen Striegelns, Reibens, Putzens, Waschens hat man blos, was die Pferde anbelangt, einige Begriffe; diese Sorgfalt für Reinlichkeit auch auf das Rindvieh, die Schafe und Schweine auszudehnen, fällt den Wenigsten ein. Ein scandalöser Uebelstand ist es endlich, daß so häufig das Rindvieh mit den Schweinen, Schafen, dem Federvieh, den Kaninchen die Ställe, so zu sagen, gemeinschaftlich bewohnt.

Wenn nun für das physische Wohl des Viehes so schlecht gesorgt wird, so kann man sich leicht denken, welche geringe Sorgfalt für die intellectuelle Bildung desselben verwandt wird, die bei keiner Thiergattung zu übersehen, beim Pferde aber unerläßlich ist. Es ist äußerst interessant zu beobachten, wie gemüthvolle Knechte sich der kindlichen Natur eines Füllens durch liebevolles, allzeit heitres und schäkerndes Benehmen bemächtigen, seiner Aufmerksamkeit immer neue Gegenstände bieten, seinen Geist allmälig erziehen, sein Gemüth veredeln und so bewirken, daß das Thier zu seinen Verrichtungen nicht minder geschickt, als willig wird *). Ein solcher Dienstbote ist ein wahrer Haussegen. Ich hörte einst einen bejahrten Landmann einen längst verstorbenen Knecht mit vieler Wärme rühmen und unter andern zu seinem Lobe sagen, er habe mit allem Viehe gesprochen, und es habe ihn jedes Vieh verstanden. Erscheinungen dieser Art sind zwar äußerst selten und gehen keineswegs aus Berechnung hervor; indessen muß man doch gestehen, daß sie bei weitem häufiger bei den Pferden, als bei den übrigen Thieren eintreffen. Allein das Vorkommen einer milden vernünftigen Behandlung selbst dieser Thiere verhält sich zu der rauhen und unvernünftigen kaum wie Eins zu tausend. Zur gehörigen Behandlung des Viehes wird sehr viel erfordert, u. es wären diejenigen, die sich damit befassen, durch einen sorgfältigen Unterricht vorzubereiten.

Das Annuaire vom Jahre 10 *) sagt bei Gelegenheit der kaiserlichen Schäfereien zu Benrod u. Oberemmel, welche beständig einige Hundert Spanische Merinos zur Hebung der Schafzucht im Departemente unterhielten, deren Produkte an Thieren sowohl, als an Wolle und Fellen jährlich öffentlich versteigert wurden, es wäre zu wünschen, daß die Regierung, um ihrer Wohlthätigkeit die Krone aufzusetzen, bei ihren Schäfereien eine theoretisch-praktische Schäferschule anlegte, wohin die Gemeinden wechselsweise Zöglinge schicken könnten, die nach Beendigung ihres Cursus nach Hause zurückkehren würden und allein das Recht haben müßten, daselbst diese Profession auszuüben.

Dieser Rath ist ganz gut und verdiente auch auf diejenigen ausgedehnt zu werden, welchen die Aufsicht über das übrige Vieh obliegt; allein ausführbar war er damals eben so wenig, als jetzt. Viel leichter auszuführen wäre Folgendes: die wohlhabendern Bauern des Regierungsbezirkes aufzufordern und zu vermögen, einen oder den andern ihrer Söhne in jene Gegenden in Dienst und selbst unentgeldlich zu schicken, wo die Landwirthschaft überhaupt eine namhafte Stufe von Vollkommenheit erreicht hat. Aber selbst dieses wird nicht mit Erfolg geschehen, so lange naturhistorische und physikalische Kenntnisse nicht auch in die ländlichen Hütten eingedrungen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die vollkommensten Thiere, sagt Cuvier, stehen in Betreff der geistigen Anlagen dem Menschen unendlich weit nach, allein nichtsdestoweniger ist es ausgemacht, daß die Verrichtungen ihres Geistes derselben Art, wie die des menschlichen sind. Sie werden angeregt in Folge der Eindrücke, die sie erhalten; sie sind dauerhafter Empfindungen fähig; sie erlangen durch die Erfahrung eine gewisse Kenntniß der Dinge, nach welcher sie sich in ihrem Betragen richten, ganz unabhängig von dem gegenwärtigen Genuß oder Verdruß, lediglich, weil sie die Folgen vorhersehen. Im zahmen Zustande fühlen sie ihre Abhängigkeit, wissen, daß es dem Wesen, das sie bestraft, frei steht, dieses nicht zu thun, sie nehmen vor ihm eine demüthige Miene an, wenn sie sich schuldig fühlen, oder dasselbe in Zorn erblicken. Sie vervollkommnen oder verschlimmern sich in der Gesellschaft des Menschen; sie sind der Nacheiferung wie der Eifersucht fähig; sie haben unter sich eine natürliche Sprache, die zwar nur der Ausdruck augenblicklicher Empfindungen ist; allein der Mensch lehrt sie eine weit complizirtere Sprache verstehen, in welcher er ihnen seinen Willen kund thut und sie zur Ausführung desselben bestimmt.

In einem Worte, bei den Thieren der höhern Klassen nimmt man einen gewissen Grad von Ueberlegung mit all ihren guten und bösen Folgen wahr, welche ungefähr dieselbe scheint, wie die der Kinder, bevor sie sprechen gelernt haben. Zu dem Maße, als man abwärts steigt zu Thieren, die sich weiter von dem Menschen entfernen, werden diese Vermögen schwächer, und in den untersten Klassen beschränken sie sich zuletzt auf gewisse, manchmal sogar sehr zweideutige Zeichen von Empfindung, d. h. auf einige sehr schwache Bewegungen, um sich dem Schmerze zu entziehen. Die Mittelstufen zwischen diesen beiden Extremen sind unendlich. Le Règne animal distribué d'après son organisation. Tom. I. p. 51 ss. éd. de 1817. Man vgl., was derselbe a. a. O. p. 37 über das Nervensystem sagt.

*) Pag. 120.

Ueber die Bewohner der Nordwestküste von Amerika.

(Schluß.)

Auf manchen der Abbildungen sieht man die Rennthiere schwimmen und die Eskimos dieselben aus ihren Caiacs harpuniren, wie es in der Beschreibung von Capitain Parry's zweiter Reise auf einer Tafel dargestellt ist.

Wie sie die Wallfische harpuniren, ergibt sich daraus, daß wir in einem todten Thiere dieser Art eine Harpune fanden, an welcher ein aufgeblasenes Se-

hundsfell befestigt war. Bei den geringen Mitteln dieser Leute muß eine ungemeine Ausdauer dazu gehören, dieses gewaltige Thier zu fangen. Dieser Fang scheint jedoch weniger gefährlich, als die Jagd der Wallrosse, welche nach der Abbildung die Canos zuweilen angreifen. Die dabei angewandten Jagdgeräthschaften sind dieselben, wie die, welche Capitain Parry beschreibt. Die Seehunde werden ebenfalls auf die von ihm beschriebene Weise gefangen. Auf mehreren der beinernen Geräthschaften findet man deutlich dargestellt, wie die Eskimos auf dem Eise sich den Seehunden kriechend nähern, welche durch ein aufgeblasenes Seehundsfell an den Rand des Eises gelockt werden, eine List, deren sich auch die östlichen Stämme bedienen. Diese Thiere werden auch in sehr starken Netzen von Wallroßhaut gefangen, und eine andere Methode ist, sie mit einem etwa 6 Fuß langen Spieß zu harpuniren, dessen Spitze Widerhaken besitzt und sich, sobald das Thier harpunirt ist, aus ihrer Hülse auflöst, und da sie durch eine Schnur an die Mitte des Spießes befestigt ist, diesen als einen Schwimmer nachzieht. Dieses Instrument wird mit einem sehr zweckmäßigen Wurfbrett geschleudert, welches die Wucht des Spießes um Vieles vermehrt; dieses Wurfbrett ist bereits von Parry, Crantz und Andern beschrieben, und thut dem Eskimos dieselben Dienste, wie dem Neuseeländer sein Womoru.

Wir bemerkten bei einer Gemeinde, nördlich vom Kotzebue-Sund, ein kleines elfenbeinernes Instrument, welches dem Keipkuttuk des Stammes von Iglulik ähnlich war.

Desgleichen erlegt man Vögel mit Spießen, welche dem Nuguit der Grönländer ähnlich sind; auch fängt man sie in Schlingen von Fischbein und hält sie im Fluge durch eine Anzahl Kugeln auf, die an etwa zwei Fuß lange Riemen befestigt sind. Man schießt sie zuweilen mit Pfeilen, die zu diesem Ende mit stumpfen Spitzen angefertigt sind.

Das Schießen nach dem Ziele scheint zu ihren Belustigungen zu gehören, und nach der Probe zu urtheilen, die wir auf der Hamisso-Insel sahen, gibt es unter den Eskimos ausgezeichnete Schützen. Eines Tages schwamm ein Taucher einige 80 Fuß vom Ufer, und man bot einem Eskimos eine Belohnung, wenn er denselben schösse. Dem ersten Pfeile wich der Vogel durch Tauchen aus. Der Eskimos paßte den Augenblick ab, wo jener sich wieder über das Wasser erhob, und so wie der Kopf zum Vorschein kam, schoß er ihn mit dem Pfeil durch beide Augen. Er erhielt für seine Geschicklichkeit eine Belohnung, und die Haut des Tauchers wurde zum Andenken an diesen Vorfall aufbewahrt. Im Allgemeinen scheinen sie jedoch nicht sehr gut zu treffen.

Ihre Bogen haben eine andere Gestalt, als die des Stammes von Iglulik, und sind besser als die der Völkerschaften im östlichen Nordamerika. Uebrigens sind sie nach demselben Prinzip mit Sehnen und Keilen auf der Rückseite des Holzes angefertigt. Auf der Westküste gibt es so viel Treibholz, daß die Einwohner unter verschiedenen Baumarten die Wahl haben u. ihre Geräthschaften immer aus dem Ganzen arbeiten können. Es gehört einige Sorgfalt dazu, um einem Bogen die Gestalt zu geben, welche sie für die beste halten; und zu diesem Ende wird derselbe in Spähne gewickelt, die man in Wasser geweicht hat, und man hält ihn über ein Feuer. Hierauf pflöckt man ihn in der Art an die Erde, daß er in der erforderlichen Gestalt erhärtet. Bei Leuten, welche sich dieser Bogen nicht kunstgerecht zu bedienen wissen, gleitet die Sehne oft aus ihrer Stelle und der Bogen biegt sich auf die unrechte Seite und zerbricht leicht.

Bei diesen Bögen ist an jedem Ende ein etwa 1 Fuß langes Stück der Sehne mit dem Holz in Berührung, und wenn man sich derselben bedient, so entsteht ein Geräusch, welches die Anwesenheit des Jägers verräth. Die Californischen Wilden, welche aus dem Hinterhalt zu schießen pflegen, umwickeln diesen Theil der Sehne sehr sorgfältig mit Pelz; allein bei den Eskimos fand ich nie eine ähnliche Vorsichtsmaaßregel in Anwendung gebracht. Um das Handgelenk vor dem durch häufiges Schießen möglichen Abreiben der Haut zu schützen, schnallen sich die Eskimos ein nach der Wölbung des Handgelenks ausgehöhltes Stück Elfenbein von 3 — 4 Zoll Länge, welches munera heißt, oder einen aus mehrern Stücken Elfenbein oder Holz zusammengesetzten Bügel an.

Die Fischerei-Geräthschaften der westlichen Eskimos sind zahlreicher und verschiedenartiger, als bei andern, und einige sind sehr nett und sinnreich construirt; allein außer einem Ketscher werde ich keines näher, und auch dies nur deshalb beschreiben, weil Parry desselben nicht gedenkt. Dasselbe besteht aus einem runden hölzernen oder knöchernen Rahmen, von etwa 8 Zoll Durchmesser, welcher mit Fischbein, wie ein Rohrstuhl über's Kreuz beflochten, und an einem langen hölzernen Stiel befestigt ist.

Unter allen ihren Manufakturwaaren sind die Elfenbeinketten die sinnreichsten; diese sind aus massiven Stücken Elfenbein geschnitten, aus denen jedes Glied einzeln gelöst wird und zuweilen 26 Zoll lang ist. Zu welchem Zwecke sie dienen, weiß ich nicht; allein ein Theil des letzten Gliedes ist häufig massiv gelassen, und in die Gestalt eines Walfisches geschnitzt. Da diese Ketten stark sind, so lassen sie sich auf die eine oder andere Weise zum Fang dieses Thieres verwenden.

Unter sehr vielen sonderbar gestalteten Werkzeugen, welche man bei den westlichen Eskimos antrifft, bemerkten wir mehrere, welche man auf Capitain Parry's Liste vergeblich sucht, z. B. Instrumente, um Holz kurz abzubrechen; kleine Handmeißel, welche aus Stücken harten Steins bestehen, welche in beinerne Griffe gefügt sind, die bequem in der Hand liegen; ein aus Seehundsklauen angefertigtes Instrument zum Schaben der Häute rc. Wiewohl ich eine Schraube unter den Eskimos nie in Gebrauch fand, so bemerkte ich doch am Ende eines zum Fischfange dienenden Instrumentes eine richtig geschnittene Vaterschraube. Des panna oder doppelschneidigen Messers bedienen sich diese Leute ebenfalls. Manche Stücke waren mit Messing ausgelegt und rührten offenbar von den Tschuktschen her.

Die Sprache der westlichen Eskimos gleicht der der östlichen so genau, daß wir uns über dieselbe weiter nicht auszulassen brauchen, zumal da Augustus, welcher von der Hudsons-Bay stammte, mit den Eskimos, die er an der Mündung des Mackenzie-Flusses traf, reden konnte. Uebrigens dürfte es nicht unpassend sein, vermittelst eines von den westlichen Eskimos erlangten Wörterverzeichnisses zu zeigen, wie nahe dasselbe mit dem des Capitain Parry zusammentrifft, wenn man den Fehler etwas zu Gute hält, die bei dergleichen Sammlungen natürlich unterlaufen, da man sich nur durch Zeichen verständigen kann, und verschiedene Gemeinden befragt, welche zwar dieselbe Sprache, aber vielleicht verschiedene Dialekte reden. Diese Sprache erstreckt sich wohl nicht viel über den Norton-Sund, sicherlich aber nicht bis Unalaschka hinab; denn die Eingebornen dieser Insel, welche von den Russen als

Dolmetscher angewandt werden, zeigen sich an der amerikanischen Küste bei der Beeringsstraße als unnütz. Beide Sprachen haben jedoch eine große Verwandtschaft mit einander und dürften gleichen Ursprungs sein.

Es wäre unnöthig, wenn wir rücksichtlich dieses Eskimostammes, welcher mit den östlichen so viel gemein hat, noch mehr in's Detail eingehen wollten. Man hat dessen Ursprung offenbar von derselben Race herzuleiten, und obgleich die Bewohner der Halbinsel Melville erklärten, sie kennten westlich von Alkoolee kein Volk, so hat man doch, nach den bei ihnen vorgefundenen asiatischen Manufakturwaaren, anzunehmen, daß zwischen allen Stämmen auf der Nordküste Amerika's einiger Verkehr herrsche.

Schlacht auf der Ebene von Kossova und Murad's Tod.

Fünftausend Schritte breit und zwanzigtausend Schritte lang dehnt sich die vom Flüßchen Schitnizza durchschnittene Ebene von Kossova aus, welche auf Ungarisch Rigomazeu, auf Deutsch das Amselfeld heißt, von allen Seiten mit angenehmen Bergen umgeben, des Flusses Ufer und der Berge Fuß mit wohlangebauten Feldern und lustigen Dörfern geschmückt. Hier stand Murad's Heer dem an Anzahl weit überlegenen der verbündeten Fürsten von Servien, Bosnien, Herzogewina und Albanien gegenüber, und er berieth sich mit seinen Generalen, ob der Angriff ungeachtet des Feindes Uebermacht zu wagen sei. Mehrere waren der Meinung, vor der Stirn des Heeres die Kameele aufzuschaaren, um durch den ungewohnten Anblick dieser Thiere den Feind in Verwirrung zu bringen (wie Pyrrhus bei der ersten Schlacht die Römer durch die Elephanten in Verwirrung gebracht), und um sich derselben als einer Art von Schanze oder Wagenburg zu bedienen (wie in jüngster Zeit die Franzosen in Aegypten mit dem Corps der Dromedare gethan). Prinz Bajesid stimmte dagegen: der Himmel habe bisher so außerordentlich die Waffen des Osmanischen Hauses begünstigt, daß es solcher Kunstgriffe zum Siege nicht bedürfe, daß solche Kriegslist dem Vertrauen auf Gott Abbruch thue, und daß man sich ohne solche Schutzwehr von Angesicht zu Angesicht schlagen müsse. Der Großwesir bestätigte des Prinzen Meinung durch den Ausgang der von ihm in dieser Nacht durch Blätterstechen gepflogenen Koransberathung. Er habe die Stelle aufgestochen: O Prophet, bekämpfe die Ungläubigen und Gleißner! und fürwahr! oft wird eine große Schaar besiegt durch eine kleine! Der Beglerbeg Timurtasch verwarf den Vorschlag aus dem weniger religiösen aber kriegskundigern Grunde, daß die Kameele von der schwer gepanzerten Reiterei leichter erschreckt, als dieselbe erschreckend, und zurückgedrängt die Reihen der Osmanen statt die der Feinde in Verwirrung bringen könnten. Bevor ein Entschluß gefaßt ward, ging der Kriegsrath aus einander bei sinkender Nacht. Murad trostlos, weil der Wind von Seite des Feindes wehend, den Staub den Osmanen in die Augen jagte, betete die Nacht hindurch um Hülfe von oben und um die Gnade, als Martyr zu sterben, in der Vertheidigung des wahren Glaubens und des allein selig machenden Islams. Mit anbrechendem Morgen lös'ten sich die Staubwolken in einen wohlthätigen Regen auf. Im feindlichen Kriegsrath war der Vorschlag, den Feind während der Nacht anzugreifen, von Georg Castriota aus dem übermüthigen Grunde verworfen worden, daß die Nacht, die Flucht der Feinde begünstigend, sie ihrer gänzlichen Niederlage entziehen könne. Als sich der Himmel wieder aufgeheitert, standen beide Heere schlagfertig sich gegenüber. Das Heer der Ungläubigen von sieben Zungen (Servier, Bulgaren, Bosnier, Albaneser, Walachen, Polen und, laut des Zeugnisses Osmanischer Geschichtsschreiber, auch Ungarn), war so geordnet, daß Lazar, der König von Servien, den Mittelpunkt, sein Neffe Wuk Brankovich den rechten, der König von Bosnien Thwarko den linken Flügel befehligte. Auf der Seite der Osmanen nahm Murad seine gewöhnliche Stelle im Herzen des Treffens, Prinz Jakub Bajesid die Befehlshaberstelle des rechten, Prinz Jakub die des linken Flügels ein. Dem ersten war Ewrenosbeg und Kurd, der Aga der Asaben, dem zweiten der Subaschi Ainebeg und der General der Pioniere Saridsche-Pascha beigegeben. Haider, der Meister des Geschützes stand in der Stirnseite mit dem Geschütze zwischen die Janitscharen eingetheilt, und im Rücken der Troß des Heeres.

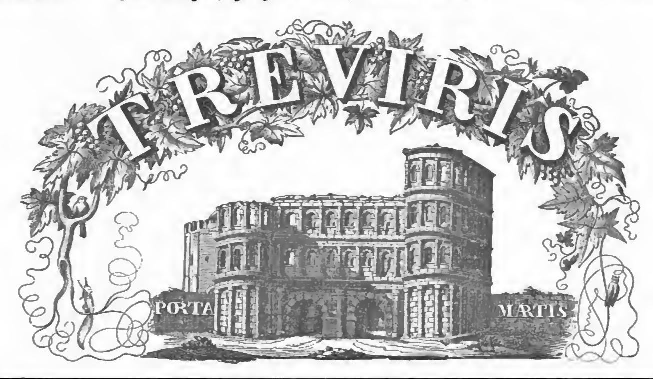
Die Schlacht wüthete und schon wich der linke Flügel der Osmanen, als demselben Bajesid zu Hülfe flog, mit eiserner Keule die Köpfe der Feinde vor sich niederschmetternd. „Schon waren," sind Seadeddin's Worte, „durch Ströme von Blut die diamantenen Klingen in hyacinthene, und der Speere spielender Stahl in Rubin, schon war durch die Menge abgeschlagener Köpfe und rollender Turbane das Schlachtfeld in ein vielfarbiges Tulpenbeet verwandelt," — als sich aus dem Haufen der Erschlagenen, wie ein Raubvogel aus Aesern, ein vornehmer Servier hervorwandt, Milosch Kobilowitsch, durch die Reihen der ihm in den Weg tretenden Tschausche und Leibwachen sich gewaltsam gegen Murad vordrängend, dem er, so rief er, Geheimes anzuvertrauen habe. Auf den Wink Murad's, daß ihm der Zutritt freigegeben werde, stürzte der Servier herbei und in dem Augenblicke, wo er sich beugte, als ob er die Füße Murad's küssen wollte, stach er ihm den Dolch in den Bauch. Die Leibwachen fielen über den Mörder her, aber stark von Arm und schnell von Fuß, stieß Milosch mehrere derselben nieder und rettete sich dreimal aus dem Gemenge der Verfolgenden mit ungeheuren Sprüngen, um sein Pferd zu erreichen, das er am Ufer des Flusses gelassen; dreimal entkam er mit glücklichen Sprüngen, bis er, der Uebermacht erliegend, zusammengehauen ward. Indessen hatte Murad, trotz der empfangenen tödtlichen Wunde, Besinnung genug, die weiteren Befehle zur Vollendung des Sieges zu ertheilen. Lazar, der König der Servier, wurde gefangen in Murad's Zelt geführt, der sterbend das Todesurtheil sprach und seinen eigenen nahen Tod durch des Feindes frühern rächte.

A. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein №. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.



1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 3. October. N°. 79.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

H.

Herbschaft. Sind Arbeiten, welche die Schaftleute ihrer Herrschaft im Herbste leisten mußten; manchmal waren Zahlungen in Geld ein Surrogat davon; so heißt es z. B. in einer Rechnung des kurfürstlichen Amtskellners zu Hillesheim vom J. 1655: „Einnahm Geld: Mai- u. Herbstschaft; „an Mai- und Herbstschaften zu Waldorf, „1 Flor. 3 Alb. 1⅙ Heller." In einer Rechnung der Kellnerei zu Daun v. J. 1556 steht angemerkt: „Einnahm Mai- und Herbstschaft: der Mai„schaft ertragt 26 Florin 13 Alb. 2½ Heller. „Der Herbstschaft gleichfalls 26 Flor. 13 Alb. „2½ Heller."

Herschauwe. Trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num. 20.

Hertpfenning war eine jährliche Abgabe an Geld, welche manche Hauseigenthümer dem Grundherrn zahlen mußten. In einem Dokument der Abtei zu Echternach v. J. 1340 habe ich folgende Stelle gelesen: „Anno 1340. Johannes rex Bohemiæ, „Comes Luxemburgensis, cedit Theodorico „abbati, pro 100 libris Turonensibus quid illi „de Beneficio advocatiæ supererat, nempe von „dem Hertpfenning, de quo jam antea do„mino de Schleyden, 17 libras assignaverat." An einer andern Stelle heißt es: „Anno 1671. „Hermannus comes de Manderscheid dat monas„terio den Hertpfenning zu Echternach."

Heucke. Eine Frauenzimmer- und Männer-Kleidung um das Jahr 1370; siehe die Limburger Kronik bei Hontheim im Prodromus Tom. II. S. 1094 a.

Hoben: hieß im Mittelalter so viel als tanzen; daher das Patois huppelen, so viel als springend tanzen, so wie es bei der Prozession zu Echternach Sitte ist. In der genannten Limburger Chronik, bei Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 1079. 8. lesen wir: „Frawen und Weibs„personen waren gekleidet, wan sey giengen zu „hoben oder zu tanzen, mit Perlkleideren."

Hoffiren: sich feierlich versammeln, vorzüglich bei Turniren; siehe Hontheim a. a. O. Seite 1073. b.

Hoffabend: so nennt man vorzüglich in der Provinz Luxemburg die Vorabende der Feste St. Michael und St. Martin, an welchen die Hofleute ihrem Gesinde etwas zu gute thun, und eine bessere als die gewöhnliche Kost geben.

Hommelgeding: bedeutete ehedem ein Gericht, welchem ein einziger, nur auf einige Zeit dazu bestellter Richter vorgesessen hat: in einem Scheffenweisthum der Stadt Echternach ist Folgendes angemerkt: „Item, so Jemand das Leben vermacht „hatt, in meines Herrn Freyheit in der Stadt „uff Burger Güter, daß der Richter als Einfahrt „richten muste, sollen des Thetters Güter des „Richters seyn; in Erkenntniß des Gerichts zu „des Hommelgedings halben, daß er den „richten laß." Diese zwar lesbar geschriebene, doch dunkele Stelle hoffte ich bisher näher aufklären zu können, doch fruchtlos. Der Ursprung des Hommelgeding zu Echternach mag sich wohl auf die jährlich daselbst in den Pfingstferien Statt habende Pilgerfahrt zurückführen lassen; denn am Pfingstsonntage Nachmittags versammelten sich die Hochgerichtsscheffen auf dem dasigen Markte, wo der Stadtschultheis dem für die Pfingsttage gewählten Richter, zum Zeichen der übergebenen Gewalt, einen weißen Stab einhändigte. Uebrigens glaube ich, würde man besser Hummelgeding, als Hommelgeding sagen.

Hostert: trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num. 21.

Huben: sind eisene Sturmhauben; siehe das trierische Wochenbl. v. J. 1818 Num. 21.

Hunria. Dieses Wort ist in den Schriften des Mittelalters nicht unbekannt; in einer Urkunde des 12ten Jahrhunderts heißt es: **Petrus de Marceio, assentiente Friderico, filio fratris sui, et cæteris fratribus ejus, jurisdictionem suam, quæ vulgo vocatur H u n r i a, quam habuit in villis S. Eucharii, obligavit abbati Godefrido** (Abt des Klosters St. Mattheis). In einem Vergleichs-Instrumente zwischen dem Grafen Gerlach von Veldenz und dem genannten Abte Godefried vom Jahr 1202 wird gesagt: **Super juribus seu jurisdictionibus, quae vulgariter dicuntur H u n r i a.** Es erhellet also schon hinreichend, daß dieses Wort eine Art von Gerichtsbarkeit bedeutet habe. H o n t h e i m im **Prodromus Tom. I.** Seite 515 spricht ebenfalls davon und sagt: **quandam jurisdictionis speciem. quae H u n r i a vocabatur. H u n o n i s, a quo dicta H u n r i a, officium et magistratum descripsimus Tom. I. pag. 379. n. h.**, auch daselbst Seite 409 a. und 495 a. In meinem Aufsatz über die H u n g e r b u r g in der Olewig hiervon noch einige Worte.

Hurt: das u lang ausgesprochen; siehe das trier. Wochenbl. a. a. O.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hauptmängel unserer Viehzucht.

(Fortsetzung.)

Es wäre zu wünschen, daß zu dem Ende neben der biblischen Geschichte ein Lesebuch, ähnlich dem deutschen Kinderfreunde von Wilmsen *), in den Pfarrschulen gelesen, erklärt und zweckmäßig erläutert würde, denn förmlich gelehrt kann außer dem Rechnen, Lesen und Schreiben (unter den beiden letztern ist der Unterricht in der Muttersprache miteinbegriffen) Nichts werden. Was nur immer aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Geschichte oder Geographie und Gesetzgebung mitgetheilt wird, muß aus einer Lektüre, wie die eben angegebene, unmittelbar geschöpft oder daran geknüpft werden.

Daß eine solche Behandlung des Viehes eine unzählige Menge von Krankheiten, besonders innerliche, zur Folge habe, unterliegt keinem Zweifel.

Die Wartung und Pflege des kranken Viehes, so wie die damit angestellten Heilversuche, widerlegen auf die auffallendste Weise die Behauptung: das Licht des achtzehnten Jahrhunderts habe im neunzehnten die große Masse durchdrungen; es ist dieses blos von den Städten wahr, nicht aber von dem flachen Lande. Der Zustand, worin sich die Landwirthschaft bis zur Stunde befindet, zeiget klar, daß der Landmann sich noch keineswegs der Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts bemächtiget hat; die Riesenschritte der Erfahrungswissenschaften gingen unbemerkt und unbenutzt an ihm vorüber; die vielfachen Anwendungen der ernsten Wissenschaften auf die verschiedenen Gewerbe wirkten noch nicht zur Verbesserung seines Zustandes, zur Veredlung und Verschönerung seines Daseins. Er leidet und darbet mit seinem Vieh, selbst da, wo nur einiges Nachdenken Genuß und Ueberfluß zu schaffen im Stande wäre. Die überaus großen Vortheile, welche die vervollkommnete Heilkunde darbietet, kommen ihm und seinem Viehe noch immer nicht zu gut, nicht als ob es an Anstalten hierzu fehlte. Weder die Kaiserregierung noch die gegenwärtige ermangelte in dieser Beziehung väterliche Sorge zu tragen. Die Menge ist noch immer nicht reif, diese Wohlthaten für solche zu halten. Bei eintretenden Krankheitsfällen unter den Thieren verschmäht man aus Unwissenheit, sich nach den bestehenden Verordnungen zu richten, und sucht keineswegs da Aufklärung oder Hülfe, wo sie eigentlich zu suchen wäre. Man sucht sich entweder selbst, so gut es gehen will, zu rathen, oder nimmt seine Zuflucht zu Andern, deren Kenntniß die eigene nicht sehr überbietet. Hirten und Abdecker sind es, die ein vorzügliches Zutrauen genießen. Wenn nun auch nicht zu verkennen ist, daß sich beiden vielfache Gelegenheit darbietet, herrliche Beobachtungen über das Vieh im gesunden und kranken Zustande, so wie auch nach seinem Absterben zu machen, so ist doch ihre intellectuelle Bildung gewöhnlich der Art, daß man auf ihr Urtheil in Betreff der Krankheits-Diagnosen nicht bauen kann, und folglich sein Vieh nur höchst unsicher ihrer Cur unterwirft. Ueberdieß hegen und pflegen beide den Aberglauben in der Menge. Die Hirten handeln hierbei gewöhnlich bona fide und sind zufrieden, wenn diese oder jene Bauersfrau den Werth ihrer Geheimnisse anerkennt und ihre Dienste mit einer Kanne Apfelwein und einem Butterstücke honorirt. Nicht so der Abdecker, der in der Regel weit interessirter und verschmitzter, die Dummheit in bedeuten[de] Contribution setzt und sich, gleich den Juden, an d[er] Gesellschaft rächt, die noch immer fortfährt, ihn [oh]ne allen Grund als einen Unreinen zu verabscheu[en].

Man muß diesen Unfug mit Augen angesehen habe[n], um sich einen Begriff davon machen zu können. [Es] ist den Behörden um so schwieriger, demselben ab[zu]helfen, da gewöhnlich die Hirten sowohl, als a[uch] die Abdecker die Betrogenen, Gott weiß, bei welch[en] Heiligen schwören lassen, in Betreff der vorzu[neh]menden Cur gegen Freund und Feind das stren[ge] Stillschweigen zu beobachten. Nach ihnen rühren [die] meisten Thierkrankheiten nicht von natürlichen Ursa[c]her; sie wissen die Spuren von Zauberei und [Ver]wünschung dem gläubigen Landmanne deutlich vor[zu]gen zu legen, weshalb denn gewöhnlich die Hei[lung] in einer Bannung oder Beschwörung besteht *).

*) Ich nenne gerade dieses Buch, weil ich kein besseres kenne. Es kann nur einem ausgezeichneten Geiste, der sich in den verschiedenen Zweigen des Wissens umgesehen und alle Verhältnisse des Lebens durchschaut hat, gelingen, etwas Vollkommenes in dieser Art hervorzubringen Ein reicher Inhalt und eine einfache, anmuthsvolle Darstellung würden einem solchen Buche eine Stelle unter den klassischen Werken des Vaterlandes verschaffen. Doch davon genug! Ich merke, ich finde mich im Reiche der Träume. Arme Jugend, dein Loos ist ein anderes! Diejenigen, welche dich durch ihre Schriften in der Weisheit üben, üben zugleich auch den Witz deiner Väter.

*) Hier möge ein Beispiel von einer solchen Cur f[olgen]. Im Jahr 1813 wüthete in einem Dorfe auf dem [...] eine Rindviehseuche ganz besonders in dem Stall [des] Ackerers N. Es stellte sich ein Abdecker aus dem Luxem[burgi]schen bei ihm ein, und bot ihm seine Dienste an. Der [...] führte ihn in den Stall. Der Abdecker machte ei[ne be]denkliche Miene und sprach: „Hier kann auf Erd[en nur] e i n Mittel Hülfe schaffen; wenn dieses nicht ang[ewendet] wird, so sterben nicht nur alle Rinder, die gege[nwärtig] im Stalle stehen, sondern auch diejenigen, welch[e ihr] fürderhin hineinstellen wird. Mein Urgroßvater [hatte] das Mittel von einem heil. Einsiedler in den Ar[dennen]. Wollt ihr, daß ich Hand anlege, so gebet ihr [mir vor]läufig 5 Franken und zwei Brode. Ferner versp[recht] mir, nach Verlauf von 9 Tagen früh Morgens,

meistens sehr viel Zeit und Kosten erfordert. Haben sie die Leute einmal gefesselt, so geht es an's Erzählen von Bezauberungen und Verwünschungen, die gewöhnlich über alle Maßen entsetzlich sind. Nun erst genießen sie unbedingtes Zutrauen. Jedes Erzählte ist dem Ununterrichteten ein Beweis; nach der Wahrheit der erzählten Begebenheit fragt er nie. Sie sind in Besitz vollständiger Genealogien ihrer Vorfahren; die letztern haben Alles erlebt, was sie erzählen. Auch die Hirten thun sich viel auf ihre Abstammung zu gut und knüpfen ihre Mährchen von Hexen und Zaubereien ebenfalls, wie die Abdecker, an ihre Urältervater. Ein wahrhaft zünftiger Hirt empfängt eine Art Weihe und trägt gewisse Abzeichen, wodurch er von andern Initiirten erkannt wird. Die Hirten, wie die Abdecker, sprechen gewöhnlich mit einer Art vornehmen Bedauerns von den Thierärzten und ihren Leistungen, wie vordem hochadlige Damen von den Prätensionen bürgerlicher Frauen. Aber nicht allein die Hirten und Abdecker praktizieren; auch andere geben eine besondere Weisheit vor.

Ein Nichtarzt, der sich mit Heilen befaßt, ist seiner Kunden gewiß, wenn er nur die Gabe besitzt, Wundercuren zu erzählen; der Quacksalber und der Marktschreier stechen beim Nichtunterrichteten den erfahrenen Arzt immer aus. Dieses Alles scheinen die Lobredner der sogenannten seligen Unwissenheit nicht zu bedenken; ich meines Theils halte eine genaue Bekanntschaft mit den Gesetzen der Natur für viel beseligender, ja für unentbehrlich zum fröhlichen Daseyn.

So lange unser Landmann nicht im Stande ist, eine faßlich geschriebene Anleitung zur Behandlung des Viehes im gesunden und kranken Zustande zu verstehen und nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, wird unsere Viehzucht nicht sonderlich blühen. Thierarzt soll im Grunde jeder Landwirth in so weit sein, daß er die gewöhnlichen Krankheiten der Thiere und ihre Behandlung kennt, und nur in außerordentlichen Fällen den Thierarzt zu Rathe zu ziehen nöthig hat *).

Man trifft hin und wieder Hufschmiede auf dem Lande, welche, ohne je einen guten Pfarrunterricht genossen zu haben und ohne besondere Anleitung dazu die Krankheiten der Pferde leicht erkennen und häufig sehr richtig behandeln. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß solche Leute bei einer sorgfältigern Erziehung Vorzügliches in der Landwirthschaft würden geleistet haben.

Nach dem bereits Gesagten darf es uns nicht auffallend erscheinen, wenn man es sich im Allgemeinen so wenig angelegen sein läßt, den Viehstand durch Ankauf edlerer Racen, oder durch Kreuzung der weniger edlen mit edlern zu verbessern. Obgleich dieser Vorwurf im Allgemeinen die Pferdezucht weniger trifft, als die der übrigen Hausthiere, so geschieht auch hier noch lange nicht Alles, was geschehen könnte. Der blinde Eigennutz bewirkt noch immer, daß viele Bauern ihre Stuten durch nicht approbirte Beschäler bespringen lassen. Die Gleichgültigkeit in Betreff dieses Punktes war auch unter dem Kaiserreiche, wo doch Alles aufgeboten wurde, um die Pferdezucht zu heben, größer, als es sich das mehrerwähnte Annuaire *) vorstellt. Der Hochwald vertauschte seine kleine unansehnliche Race keineswegs gegen eine größere und schönere, und bewahrte sie, wie es der Augenschein lehrt, rein vor jeder Vermischung mit einer andern. Auch der Pferdezucht des Gaues erwuchs eben kein so großer Nutzen aus den sogenannten wandelnden Gestüten, welche die kaiserliche Munifizenz, wie sich das Annuaire ausdrückt, auf allen Punkten des blühenden Reiches errichtet hat **). Eben so blieb es in der Eifel so ziemlich beim Alten, weil diese Gegend ihre in der That gar nicht üble Race für die schönste und beste hält.

Auch hier zeigte sich der Mangel an bessern Einsichten bei der großen Menge ganz auffallend; es waren verhältnißmäßig nur sehr wenige, welche aufgeklärt genug waren, um aus der Anordnung dieser Gestüte, die, wie sich dasselbe Annuaire in musterhaftem Hofstile ausdrückt, ein Meisterwerk öffentlicher Verwaltung und in ihrer Art eins der schönsten Denkmale der tiefen Weisheit unseres Monarchen, so wie der beharrlichen Sorgfalt desselben für das Glück seiner Völker ist ***)," zu ziehen. Allein damit war schon viel gewonnen.

Die an derselben Stelle erwähnte Anordnung, denjenigen, welche die besten Pferde gezogen haben, eine Belohnung zuzuerkennen, ist dadurch hinlänglich gelobt, daß sie die nachfolgende Regierung beibehalten hat.

Ein vielleicht noch wirksameres Mittel als das genannte, die Liebe einer veredelten Pferdezucht zu erwecken und allgemeiner zu machen, war das damals jährlich auf der Ebene östlich von Heiligen-Kreuz angestellte Wettrennen, worin Preise, die den Werth der Pferde überstiegen, ihrer Schnelligkeit zuerkannt wurden.

(Schluß folgt.)

die Betglocke läutet, ein halbes Malter feinen Weizens auf euer jüngstes Pferd zu legen, mit einem rothen Kreuz zu bezeichnen und für mich nach N. an der Mosel zu schaffen." Nach geschehener Zusage ging er einige Male in dem Stalle auf und nieder, verweilte sodann an der Mitte der Krippe, berührte sie bedeutsam mit dem Zeigefinger, ließ sie sodann etwas aufheben und legte etwas, das er aus einem gelben Papiere zog, darunter, während er einen heiligen Spruch dazu lispelte. Darauf lehrte er die Hausbewohner eine Beschwörungsformel (ähnlich dem Abracadabra der Alten), die die älteste Person des Hauses mit Sonnenaufgang in einem Winkel des Stalles hersagen sollte. Damit ferner der Bann sicher gelingen möge, war Folgendes zu beobachten: 1) in 9 Tagen keine Leiter und kein Pferd zu besteigen; 2) während dieser Zeit nichts zu leihen und nichts wegzuleihen; 3) die Sache vor der geistlichen und weltlichen Obrigkeit geheim zu halten.

*) Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß unter den von den Landleuten in manchen Distrikten des Regierungebezirkes angewandten häuslichen Schutz- und Heilmitteln gegen Krankheiten und Unglücksfälle unter Menschen und Vieh mehrere Spielarten gesegneten Wassers, gesegnetes Wachs (Kreuze davon zieren gewöhnlich die Stuben- und Stalldecken der Bewohner der Eifel), gesegnete Kräuter u. s. w. noch immer eine wichtige Rolle spielen.

*) Vgl. S. 116.
**) A. a. O.
***) A. a. O.

Nachricht.

Wir hoffen, daß nachstehende Mittheilung aus dem Gebiete der Kunst den Lesern unsers Blattes recht willkommen sein werde und dieses um so mehr, da der Künstler, von dem die darin erwähnten Leistungen herrühren, aus unserer Mitte hervorgegangen ist.

Aus dem Correspondenten von und für Deutschland.

№ 137. Den 17. May 1835.

Neben der Ludwigs-Kirche (zu München), in einem Brettergebäude, hat man das erste vollendete Fen-

ster für die Auerkirche aufgestellt und eine große Anzahl von Kunstfreunden und Neugierigen hat es gesehen und gepriesen. Die zwölf Apostel und das Grab der heiligen Jungfrau, aus dem Lilien sprießen, und in der Höhe die Krönung Maria's im Himmel: dieß stellt das schöne Gemälde vor, dessen Farbengluth und Schmelz uns im ersten Momente überrascht und über der Form die Composition vergessen läßt. Aber wie sich das Auge an die wunderbare Eigenthümlichkeit der neuerweckten Glasmalerei gewohnt hat, werden wir schöner und geistiger überrascht werden durch die innere Vortrefflichkeit des Bildes, das uns in so blendender Form entgegentritt. Diese Gestalten gehören dem Mittelalter an, geistig und leiblich; aber welch' eine schöne Versöhnung der eigenen Idee mit dem Geiste jener seltsamen Zeit muß in dem Gemüthe des Malers statt gefunden haben! Gleich der erste Eindruck ist erfreulich, eine Seltenheit bei Produktionen dieser Art; denn größtentheils fehlt es ihnen an jener Ruhe und Gehaltenheit, die nicht äußerlich erworben werden kann. Wenn man in München fragt: „von wem ist dieses schöne Werk?" so wird einem die Antwort: „von Heß", und man bewundert den Genius dieses Künstlers. Auch uns ist es so gegangen, und wir haben uns sonderbar befremdet gefühlt, als wir nun von anderer Seite vernahmen, daß der Karton von jenem Gemälde von Ruben herrühre, von Ruben, dessen Name ungenannt bleibt, wenn man sein Werk preist, und daß Heß nur die Aufsicht über den mechanischen Theil der Arbeit geführt habe. Wir wollen nun zwar gern gestehen, daß in vorliegendem Falle das Mechanische eine besondere Bedeutung habe; denn die Glasmalerei wird eben erst wieder erweckt, und nur durch mühsame Versuche kann man sich die alte Farben-Pracht und Frische gewinnen. Aber hier ist nicht von einem Versuche die Rede, es ist ein Kunstwerk, das uns gezeigt wird, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, was bei einem solchen der Hauptmoment sei. Ruben, dem alle Cartons zu den Fenstern in der Auerkirche übertragen waren, ist zurückgetreten; man soll ihm nicht begegnet sein, wie man einem Künstler begegnen muß. Dieser Verlust ist groß und wird bald gefühlt werden; denn Ruben ist unersetzlich. Keiner hat sich in diese Gestaltungen hineingedacht, wie er. Wir mögen hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß in einem Künstlerkreise, der durch den hohen und umfassenden Sinn unsers geliebten Königs zu einem Ganzen verbunden worden ist, jeder Einzelne, so viel an ihm liegt, sich bestreben sollte, würdig zu sein einer würdigen Gesellschaft, nicht allein, was das Streben in der Kunst anlangt, sondern auch durch große Gesinnung, durch edle Hingebung und ein freies Streben. Wahrhaft frei ist aber der nur zu nennen, der nicht allein selbst ungebunden ist, sondern der auch andere der Freiheit Würdige nicht beneidet.

Bericht über den Kunstverein in München.

Aus der Hannover'schen Zeitung № 193 im August 1835.

Mitten unter diesen Genrebildern zeichnete sich eines vor allen andern aus, und wird durch den echt poetischen Gedanken, so wie durch die einfache Ausführung ein wahres Charakterbild. Der Künstler, Hr. Ruben, führt uns an das Ende eines Klosterganges, über welchen Weinblätter hereinhängen und so eine südliche Gegend bezeichnen, welche auch der sanfte, warme und milde Farbenton, in dem das ganze Bild gehalten ist, andeutet; rechts zur Seite des Beschauers lehnt ein Karthäuser, gedankenvoll in die weite Ferne hinausstarrend. Unter dem weiten, weißen Mönchsgewande, das in schönem Faltenwurfe bis zu den Knöcheln hinabfällt, läßt sich die regelmäßig gebildete, hohe, schlanke Gestalt erkennen; er lehnt an dem Pfeiler, die rechte Hand über dem Haupte, das nur ein Kranz von Haaren schmückt, in eine Faust zusammengezogen; so wendet er dem Beschauer den in Schatten gehaltenen Rücken, die linke Seite und das Profil seines noch jugendlichen, aber höchst wehmüthigen Antlitzes zu, während die linke Hand auf dem Rücken nachläßig ein Buch hält. Die Sonne ist eben untergegangen und man sieht noch den Wiederschein in dem halb kummervollen, halb ernsten blassen Antlitze des Mönchs; die Aussicht ist über den tiefliegenden Gottesacker und eine Landschaft nach der See, über welche der zarte, gelbrosige Schleier der Abendröthe gebreitet ist; ein Schiff in der weitesten Ferne will eben unter dem Horizonte verschwinden. Unwillkührlich ergreift das Bild jeden Beschauer. Diese halbverblühte Jugendkraft, diese untergehende Sonne, dies absegelnde Schiff, dieser unverwandte Blick nach demselben erwecken eine innige Theilnahme und man vergißt sich und den Künstler.

Der Karthäuser *).

Nach einem Gemälde von Ruben im Kunstverein zu München.

Die Sonne sinkt; ein warmer Blüthenduft
Durchathmet rings die stille Frühlingsluft,
In Abendgold erglänzen Höh' und Meer
Und süße Ruhe schwebt vom Himmel her.

Und aus des Klosters einsam stillem Gang
Zur Ferne schaut der Mönch in Wehmuthdrang;
Die Stirne glüht, die Thräne schwimmt im Aug'
Und seine Brust durchbebt der Sehnsucht Hauch.

Auf kahlem Haupte ruht die starre Hand,
Die linke hält das Buch; wie festgebannt
Starrt er hinaus; sein Jünglingsangesicht,
So blaß und mild, erglüht im Rosenlicht.

Ein Segel taucht hervor aus weiter Fern'
Und lieblich, wie der Hoffnung Lebensstern,
Durchdringt ein heller Glanz der Seele Nacht;
Doch schnell durchbebt ihn des Gelübdes Macht:

„Du hast verschmäht der Erde süßes Glück,
Was du geopfert, kehrt dir nie zurück!"
Er denkt's, und wie ein langes leises Ach
Tönt's in der Seele tiefsten Tiefen nach.

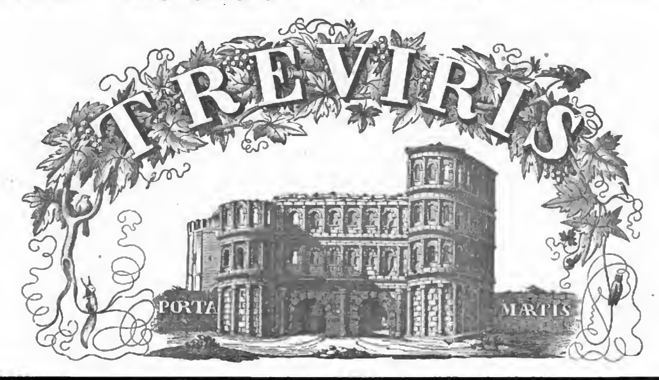
*) Daß das Gedicht nicht um seiner selbst willen hier ..., brauche ich nicht erst zu erinnern.

A. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein №. 11

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 7. October. **N° 80.**



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von **M. F. J. Müller.**

(Fortsetzung.)

I.

Jahrgeding (Placitum annuum): waren jährliche Zusammenkünfte der Gerichte an einem bestimmten Tage und Orte, wo man über verschiedene vorgetragene Streitfragen summarisch entschieden hat. In neuern Zeiten waren es gewöhnlich nur die Brüchten, Feld- und Waldvergehen, welche vor denselben abgeurtheilt wurden. In Bezug auf die Jahrgedinge in der Provinz Luxemburg siehe die gemeinen Landesbräuche Titel IV. Art. 36, und die Verordn. vom 3. Juni 1756 und 9. März 1782. In einem Scheffenweisthum vom Jahr 1577 auf dem sogenannten St. Erasmi-Hof in dem ehemaligen Amt Saarburg habe ich folgende Stelle gelesen: „Item weisen die Schöffen den Junkern „uff den Montag nach dem heiligen Drey-König „Tag ein freygerichtlich Jahrgeding zu, und „welcher Hofmann uff den Tag nicht zum Jahr„geding erscheint, der soll dem Grundherrn die „Buß, nemlich 10 Schilling, und ein Scheffen „so ausbleibt, doppelt so viel zu geben verfallen „seyn. Ist Jemand, der zum Jahrgeding, und „auch über 14 Tag wissig nicht erschienen, derselb „ist 60 Schilling vor die Buß zu geben schuldig. „Item weisen die Scheffen dem Grundherrn „alle Grund-Busen zu; und welcher Hofmann im „Grund eine Buß verwirkt, derselb ist dem Jun„kern 10 Creuzer, und ein Scheffen doppelt so „viel vor die Buß zu erlegen schuldig. Solchen „obgemelten Tag hat der Junker wegen des Jahr„geding zu verstrecken Macht, und nach seinem „belieben anzusetzen."

Inclusi, auch **Reclusi.** Im Mittelalter ließen sich manchmal Menschen in eine beschränkte Zelle für immer einschließen, ja einmauern. Dieses geschah nicht ohne vorläufige Erlaubniß des Bischofs, und mit einer gewissen Feierlichkeit. Einigemal bedeuteten diese Wörter auch schlechtweg Klosterleute beiderlei Geschlechts, welche unter der Regel der Clausur innerhalb ihrer Klostermauern lebten. Siehe das trier. Wochenblatt v. J. 1818 Num. 45, Seite 3; meine summarisch-geschichtliche Darstellung der klösterlichen Institute unserer Vaterstadt &c. II. Abtheil. Seite 74 — 79 (findet sich auch abgedruckt in dem trierischen Taschenkalender für das Jahr 1825), wie auch die trierische Chronik v. J. 1821 Seite 39. Das Schreiben Hadrians IV. vom 14. März 1155 bei Hontheim Histor. trev. dipl. Tom. I. Seite 574, dessen Prodromus Tom. II. Seite 769 a. und 970 Note d.

Johannis-Feuer. Noch in neuern Zeiten war es an einigen Orten der Mosel ein Gebrauch, daß man am Vorabend St. Johannis des Täufers auf einem nahe gelegenen Berge ein großes Feuer angezündet, am Ende aber ein feuriges Rad herunter geschoben hat: einige Augenzeugen erklärten mir, dieses Schauspiel auf dem Kestener Berge gesehen zu haben, und daß man sich bemüht habe, dieses Rad bis in die Mosel zu bringen. Der Ursprung davon ist eben so ungewiß, als der Ursprung jenes Gebrauchs, von dem St. Markus-Berge bei Trier ein brennendes Rad herab zu schieben. Zwar sagt Goldhagen in seinem Leben der Heiligen II. Thl. Seite 536 von dem h. Johannes Folgendes: „Man „sieht durch die Freudenfeuer, so man noch heu„tiges Tags (1776) an verschiedenen Orten ihm „zu Ehren anzündet, wie hoch die Kirche die„sen Tag gehalten." Indessen dürfte man wohl daran zweifeln, ob die Kirche sich jemals um diese

Feuer bekümmert habe, und mögen wohl die Johannisfeuer eben so wenig als die Martinsfeuer einen so heiligen Ursprung haben. Der letzte Erzbischof und Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus, hat durch eine Verordnung v. 17. März 1787 die Johannisfeuer mit den Martinsfeuern verboten.

Juchkorn: auch Jugkorn ist eine jährliche National-Abgabe an Korn in einem bestimmten Maße, welches für den Genuß eines Ackers dem Eigenthümer desselben geliefert wird. In einem handschriftlichen Rentenbuch des Erzbischofs von Trier vom Jahr 1322 habe ich folgende Stelle gelesen: **ipsa 30 jurnalia spectant ad mansus in Palaciolo et tenentur** Jugkorn. Ferner heißt es an einer andern Stelle daselbst: **Habet dominus in Palaciolo de mansis 50 maldra siliginis quæ dicuntur** Juchkorn. Endlich noch: **annuatim avenæ 25. modii et dim. quæ dicitur** Juchkorn. Endlich noch: **item habent 13 jurnalia quæ dicuntur** Jugen.

Judenschlacht. Siehe die Trier. Kronik v. J. 1824 Seite 249. In einem noch unbekannten Mannebrief vom 3. März 1397 habe ich folgende Stelle gelesen: „Und sey mit der vurgedachten Stede „Trier all ihren Bürgern und Zubehören ganz und „gar geschlacht, gesatt und gesinnt.“

(Schluß folgt.)

Die Hauptmängel unserer Viehzucht:

(Schluß.)

Es wäre sehr zu wünschen, daß wieder etwas Aehnliches allhier in's Leben träte, und daß, wie in den übrigen Städten des Königreichs, wo sich diese Wettkämpfe eines so großen Beifalls erfreuen, auch ausländische Pferde als Concurrenten zugelassen würden. Der wohlthätige Einfluß dieser Spiele soll sich bereits auffallend in der Verbreitung der englischen, und in der Veredlung der einheimischen Race *) im Königreiche zeigen. Sie wären überdieß auch in anderer Beziehung zu wünschen.

Das Pferd ist das einzige Thier, das sich vermöge seiner Wohlgestalt und großen Gelehrigkeit zur Kunstdarstellung eignet. Seine herrliche Kopfbildung, sein feuriges Auge, sein lebhafter, fröhlicher Gang, seine glatte, wohlausgefüllte Haut, seine dichten, elastischen Haare, sein starker, bogenförmig emporgeworfener Schweif, seine Glieder, worin Anmuth und Kraft vermählt erscheinen, machen es zur Krone der thierischen Schöpfung und fordern zur Bewunderung auf.

Das Wettrennen, wo alle die genannten Vorzüge durch die ordnende Einwirkung des menschlichen Willens nach den Gesetzen des Ebenmaßes und der Harmonie zur Anschauung kommen, ist, da es öffentlich geschieht, sehr geeignet, den Geschmack und das Gefühl der Menge zu veredeln, so wie die Kraft und den Muth der Jugend anzuregen und zu beleben **)

*) Nach Cuvier haben die arabischen Pferde, die schlanksten und schnellsten von allen, zur Vervollkommnung der spanischen beigetragen und gemeinschaftlich mit diesen die englische Race gebildet. Die größten und stärksten kommen von den Küsten der Nordsee, die kleinsten aus dem nördlichen Schweden und Corsika. S. Le Règne anim. Tom. I. p. 244.

**) Daß die jährliche Feier dieser Spiele der Stadt und Umgegend große und unmittelbare materielle Vortheile gewähren würde, unterliegt keinem Zweifel.

Möchte sich daher bald eine Gesellschaft zur Veranstaltung eines solchen Festes auch in unserm Regierungsbezirke bilden.

Was das Rindvieh anbelangt, so werden die bestehenden Verordnungen in Betreff der Stiere zum größten Nachtheile des Landes ebenfalls gar zu häufig umgangen. Häufig springen zu junge oder zu schwache, oft auch schlecht gebaute, manchmal sogar mit Mängeln behaftete Stiere. Durchgehends steht auch die Zahl activer Zuchtstiere nicht mit der Rinder-Population im rechten Verhältnisse; es finden sich in den größern Dörfern deren immer zu wenige. Ein großer Fehler ist es ferner, daß die Stiere mit dem übrigen Rindvieh auf die Weide getrieben werden. Abgesehen davon, daß es im höchsten Grade polizeiwidrig ist, einem so gefährlichen Thiere freies Umherwandeln zu gestatten, ist dies auch in anderer Beziehung sehr nachtheilig; denn erstlich finden sie selbst nicht die ihren Anstrengungen angemessene Nahrung, dann aber wird auch dadurch in den Rindern häufig zum größten Nachtheile der Zucht der Begattungstrieb zu früh rege *).

Die kleine, unansehnliche Rindviehgattung will man durchaus nicht gegen eine schönere vertauschen, und da man einmal gehört hat, daß kleine Kühe, die von großen Stieren trächtig werden, häufig beim Werfen leiden, so will man auch von einer Veredlung derselben Nichts wissen. Die Gründe gegen die Einführung größern Viehes sind mitunter wunderlich: Oft hört man sagen, das große Vieh verlange zu viel und zu kostbares Futter; manche Landleute meinen auch, so stattliches Vieh, wie z. B. das Birkenfeldische, passe nicht für demüthige Bauern, sondern nur für große Herrn; woher es geschieht, daß der schöne Viehstand, so wie die blühende Ackerwirthschaft reicher Leute so wenig auf die Menge wirkt.

Von der Schafzucht gilt dasselbe. Der gewöhnliche Landmann blieb auch unter den Franzosen bei seinen gewöhnlichen Schafen stehen; die Vortheile der Merinos-Schäfereien galten nur einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl von Landwirthen. Dieser Zweig ländlicher Industrie hat sich in den letzten Zeiten nicht nur nicht gehoben, sondern scheint sogar gesunken zu sein. Welch ein Gewinn würde insbesondere der Ei[illegible] auch, nachdem man alle ackerbaren Stellen unter den Pflug genommen hätte, aus einer veredelten Schafzucht erwachsen. Die alsdann noch übrigen thymian- und quendelreichen Weiden, welche jeden Augenblick andere Expositionen darbieten, würden, da sie gegenwärtig schon eine so brauchbare Wolle und ein so köstliches Hammelfleisch liefern, nicht ermangeln, bald durch ihre neuen Heerden berühmt zu werden.

*) Es gibt in dieser Beziehung auch ein Zuspät. Di[e Be]stimmung des Einen wie des Andern liegt in Folgen[dem:] Das Leben besteht aus drei wohl unterschiedenen [Perio]den. In der ersten entwickelt und constituirt sich [der] Körper; es ist dies die Periode des Fortschreitens; [so] lange sie dauert, nehmen die Organe an Kraft und [Um]fang zu; sie schließt, wenn die Organe zu dem ihn[en] reichbaren Grade von Vollkommenheit gelangt sind. [In] der zweiten bedient sich das Wesen seiner Organe [zu dem,] und wozu sie die erste gebildet und constituirt hat. Dies ist die Periode der Reife. Die dritte ist [ge]rade Widerspiel der ersten; sie ist die Periode de[s Ver]falls. Während dieser letztern hat eine steigende [Ver]schlimmerung der Kräfte und Gewebe statt; sie [endet] mit dem Leben. Man vergleiche das vortreffliche [Werk] des Herrn Leop. Deslandes: **De l'Onanisme et d[es au]tres abus vénériens considérés dans leurs rappor[ts avec] la santé. Paris chez A. Lelarge rue de Sorbonne 1835. p. 56 sq.**

Was die Schweine anbelangt, so herrscht hinsichtlich der Racen *) eine große Verschiedenheit im Regierungsbezirke; nirgends sind sie eigentlich schlecht zu nennen. Außer den oben gerügten Fehlern und der oft gar zu geringen Aufmerksamkeit, welche den Zuchtebern geschenkt wird, ist kein besonderer Grund zu klagen vorhanden; und wenn das Fleisch unserer Schweine weniger schmackhaft ist, als das der westphälischen, was übrigens nicht von allen Köchen und Gastronomen zugestanden wird, so ist der Grund nicht in den Spielarten, sondern in der Art und Menge der Nahrung zu suchen.

Dieses sind die auffallendsten Mängel unserer Viehzucht. Ihre Quelle habe ich, wie ich glaube, geziemend berührt. Nur ein fortgesetzter gründlicher Unterricht, der sich die Aufgabe stellt, den Verstand der Kinder zu entwickeln, ihr Urtheil zu schärfen und sie über ihr zukünftiges Interesse wahrhaft aufzuklären, kann den folgenden Geschlechtern einen Segen zusichern, dessen das gegenwärtige noch nicht fähig ist. Wenn man sagt, das Saarbrückische, das Fürstenthum Birkenfeld, die Pfalz, die Ufer der Glan und Blies verdanken ihre blühende Landwirthschaft den Bemühungen ihrer letzten und vorletzten Fürsten, so drückt man sich richtig aus. Ihre Bemühungen wären fruchtlos gewesen, hätte die Glaubensreform in diesen Gegenden nicht auch einen umfassenden und gründlichen Volksunterricht zur Folge gehabt. Da der Wahlspruch der Reform „prüfet Alles" lautete, so galt Unwissenheit in den Augen ihrer Anhänger als der größte Schimpf; und es verbreitete sich allmälig der forschende Geist über alle menschliche Verhältnisse. Es mußten daher diesen Ländern die Wohlthaten der schaffenden Industrie weit früher zu Theil werden, als den benachbarten katholischen, besonders den geistlichen Fürstenthümern, wo man, um Alles beim Alten zu erhalten, die Lehre von der freien Prüfung in Glaubenssachen verwarf **), ein Umstand, der der Volksaufklärung bei der Heftigkeit der damaligen Reaction nicht anders als hindernd in den Weg treten konnte, und so der Unwissenheit und dem Elende eine lange Dauer garantirte. Einen auffallenden Beweis hiezu liefern die mißlungenen Versuche, welche unser letzter Kurfürst, dem Uebel zu steuern, so wohlmeinend machte. Daß unter den Franzosen der Volksunterricht weder an Umfang, noch an Gründlichkeit gewann, daran waren nebst der Verschiedenheit der Sprache auch die Verschiedenheit der Ideen Schuld, wie sich noch beides jetzt im südlichen Frankreich findet. Ueberdies waren in unserer Gegend nur eben erst schwache Versuche zur Bildung von Normal-Lehrern gemacht worden. So blieb Alles bis zum Jahr 1816. Was darauf geschah, wie viel es auch sein mochte, konnte doch nicht gleich auf der Stelle seine Früchte bringen. Im Jahre 1820 waren gebildete Normal-Lehrer nichts weniger als häufig. Dieses Jahr kann man daher als Anfangspunkt unseres Volksschulwesens betrachten. Da demnach nur sehr wenige seiner Zöglinge ihre eigene Wirthschaft haben können, so ist es leicht erklärlich, warum es bisher noch immer so schlimm um dieselbe steht; die Bildung der meisten Landwirthe fällt demnach theils in die kurfürstliche, theils in die republicanische, theils in die kaiserliche, theils in die provisorische Zeit.

Ich erinnere dieses, damit Niemand glaube, ich suche den Grund des beklagten Uebels in unserem gegenwärtigen Volksschulwesen, das ich in Voranstehendem eben so wenig zu tadeln als zu loben beabsichtigte.

Da der Baum nur aus der Frucht erkannt wird, so ist zu beiden die Zukunft allein völlig berechtigt. Feuriger als ich kann wohl Niemand wünschen, daß ihr Urtheil recht günstig ausfallen möge.

*) Das zahme Schwein, sagt Cuvier, bietet eine große Mannigfaltigkeit hinsichtlich seiner Größe, Beinhöhe, Ohrenrichtung und Farbe, welche bald weiß, bald schwarz, bald roth, bald buntschäckig ist, dar. Le Règne Animal distribué d'après son organisation. Tom. I. p. 235.

**) Wenn David Hume sagt, derselbe gesunde Menschenverstand (the same good sens), der uns in den gewöhnlichen Vorkommenheiten des Lebens leite, werde in religiösen Dingen nicht zugelassen, weil diese den Horizont des menschlichen Erkenntnißvermögens überstiegen, so ist das eine subjective Meinung. (Vgl. Essays and Treatises Tom. I. Ess. 12. Of the Standard of Taste.) Er hätte, durch die Geschichte belehrt, unbestrittener sagen können, daß derjenige, der sich den Vernunftgebrauch in der wichtigsten Angelegenheit streitig machen läßt, sich desselben in den übrigen freiwillig zu begeben schwerlich Anstand nehmen wird.

Einige Notizen aus der Lebensgeschichte des Hrn. Professor Schönberger.

Christian Ferdinand Schönberger, geboren den 11. Februar 1755, war der jüngste Sohn einer zahlreichen, wohlhabenden und achtbaren Familie zu Niedereck, im kurfürstlich Trierischen Amt Montabaur (Nassau).

Den Erstgebornen hatten die Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und in der Benedectiner-Abtei zu Prüm untergebracht, wo er sich durch Kenntnisse auszeichnete, und bald, als Lector, zur Besorgung des Unterrichts der jüngern Conventualen angestellt wurde. Dieser nahm an seinem Bruder geistige Anlagen zur wissenschaftlichen Bildung wahr und bestimmte die Eltern, auch ihn für den geistlichen Stand erziehen zu lassen.

Der erste Versuch mißlang wegen der Ungeschicklichkeit seines Lehrers, der, ein gemeiner Schulpedant, seinem Zögling das Lernen verleidete. Indessen bestand der Geistliche auf seiner Meinung und brachte den Knaben zu einem Pfarrer der Nachbarschaft, der ihn in den Anfangsgründen der Lateinischen Sprache sehr gründlich unterrichtete und, nach der damaligen Weise vollständig vorbereitet, dem Gymnasium zu Montabaur übergab, wo er in rauhe Hände fiel.

Sein Lehrer, ein Franziskanermönch, der früher Soldat war, wenigstens in der Schule soldatisch manövrirte, peitschte seine an die Grammatik gespannten Schüler vorwärts, und gebrauchte, zur Handhabung der Zucht, im Uebermaß den Stock. Mit Schlägen begann und schloß gewöhnlich der Unterricht, so daß jeder vorsichtig doppelt gekleidet zur Schule ging.

Die Nothwendigkeit einer löblichen Freiheit der Kinder in den Schulen, so wie der sie unterstellenden entwickelnden Methode, vermöge welcher das zarte Alter sich der ihm inwohnenden Kräfte und Vermögen bewußt und so zu immerwährender Selbstthätigkeit aufgefordert werden soll, ward damals von Wenigen, am allerwenigsten jedoch von den Mönchen eingesehen. So wie sie selbst dem todten Buchstaben der Ordensregel und dem Befehle des Obern blind folgten, und eigenes Nachdenken über ihren Zustand für die größte Todsünde hielten, also mußten auch ihre Zöglinge das Lehrbuch wörtlich auswendig wissen, und es durfte keiner etwas denken oder sagen, was der Lehrer nicht schon gesagt und gedacht hatte, eine Lehrweise, die, da sie die leichteste und bequemste ist, auch jetzt noch unter Nichtmönchen zahlreiche Verehrer hat.

Bei allem dem machte Schönberger, der über das Auswendiggelernte nachdachte, gute Fortschritte in der Latinität, und die von dem Lande mitgebrachte eingezogene Lebensweise schützte ihn vor Mißhandlung. Er war der Einzige unter seinen Mitschülern, der davon frei blieb und die Zuneigung des Lehrers besaß. Eines Morgens, als der Lehrer alle derb durchgeprügelt hatte und sich beschied, Messe zu lesen, schrie er im Fortgehen: Ite omnes in nomine diaboli; Schœnberger mihi ministret.

Der Unhold wurde von seinen Kloster-Obern abberufen, und Schönberger, bei dem zeitig die Neigung zum Lehrstande erwachte, begab sich bald darauf nach Coblenz, wo er unter Jesuiten die Studien fortsetzte, und in der Folge, nach Aufhebung dieses Ordens, den Entschluß faßte, in den Priester-Orden zu treten, der als Nachsatz jenes galt, und damals mehrere Studirende aus den hiesigen Gegenden anzog.

Zu Rastadt in Schwaben, dem Hauptorte der Provinz, machte er seine Probejahre, und wurde daselbst als Lehrer verwendet, in welcher Beschäftigung, wie es bei angehenden, mit vorzüglichen Anlagen begabten Lehrern zu geschehen pflegt, sein Wissen immer mehr Gründlichkeit und Umfang gewann. Da er überdies das mechanische Auswendiglernen beseitigte und sich der entwickelnden Methode bediente, so zeichnete seine Classe sich bald vor den übrigen aus. Die Munterkeit und Lernbegierde des Lehrers theilte sich den Schülern mit, und beide förderte das treuliche Verhältniß.

Ueber die Fortschritte der Kinder erfreut, suchten die Väter, meistens Beamte und Edelleute der Umgegend, den jungen Lehrer kennen zu lernen, und ihr Umgang half ihm in den gesellschaftlichen Ton, den er durch unzählige Anekdoten und Witzworte zu variiren wußte; ihre Gespräche berichtigten und erweiterten seine, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, einseitigen, beschränkten Ansichten über das Wesen und die Bestimmung des Menschen, und was die Unterredungen nicht bewirkten, vollendete die litterärische Regsamkeit, welche in dieser Zeit eine Umgestaltung des intellectuellen Lebens erstrebte, auf die sich die zukünftige Weltverbesserung stützen sollte. Durch die genannten Verbindungen ward er mit den Schriften der ersten Köpfe Deutscher Nation bekannt. Einen tiefen bleibenden Eindruck machte unter andern Lessing's Meisterwerk: Natan der Weise auf ihn.

Die Veränderung der Begriffe des heitern, offnen Religiosen äußerte sich in dem freimüthigen Tadel alberner Klostergebräuche, indessen er fortfuhr, sie strenge zu beobachten. Dadurch wurden seine alten Ordensbrüder und Vorgesetzten, meistens Böhmen, irre an ihm, erkannten jedoch, obgleich sie die muthwilligen, oft bittern Angriffe der für heilig gehaltenen Satzungen des Instituts nicht leiden mochten, das Talent und Lehrergeschick des jungen Mannes an, sie dachten ihn an eine Unterrichtsanstalt in der Schweiz zu versetzen, die, von bejahrten, wenig befähigten Ordensgliedern verwaltet, eines kräftigen erprobten Mitarbeiters bedurfte.

Inzwischen hatte der Orden sich diesseits des Rheins in dem Salm-Kirburgschen Gebiete auf den Hundsrücken angesiedelt, wo die Väter von Kirn aus, ihrer Residenz, einige Pfarreien der Umgegend versahen, und mit der Erziehung der Jugend sich beschäftigten. Sie wurden dadurch bekannter, und versorgten einige adelige Familien zu Coblenz, wie die von Metternich'sche und andere, mit Hofmeistern. So stieg ihr Ansehen und Einfluß. Der Erzbischof und Kurfürst von Trier vertraute ihnen sogar die Verwaltung des hiesigen Gymnasiums, wobei seit der Aufhebung des Jesuitenordens Weltgeistliche angestellt waren, und des damit verbundenen Lambertinischen Seminars, eines Erziehungsinstituts von Söhnen adeliger Familien, welches sich immer in den Händen der Jesuiten befand. Dieser Umstand bestimmte wahrscheinlich die Obern des Priester-Ordens, Landeseingeborne nach Trier zu senden, und so kam der ꝛc. Schönberger als Lehrer an das hiesige Gymnasium, wo er bis zum Herbst 1786, als er eben mit seinen Schülern in die Classe der Rhetorik übergehen sollte, fungirte.

Damals lösten an dieser Anstalt Weltgeistliche die Ordensmänner ab und letztere wurden auf die Administration des Lambertinischen Seminars beschränkt, in welchem der außer Dienst gesetzte Gymnasial-Lehrer noch einige Zeit die Aufsicht über die Convictoren und ihre Schularbeiten führte, bis er, als Hofmeister der Söhne des Grafen Richard von Schäsberg, nach Haushahn, in die Gegend von Jülich, zog.

Mit der Familie begab er sich bei der Ankunft der Franzosen jenseits des Rheins und schloß sich demnächst (im Jahr 1794) wieder an seine, von hier ausgewanderten Ordensbrüder an, die sich zu Limburg an der Lahn aufhielten, und mit denen er, nachdem die Franzosen auch dahin vorgedrungen waren, nach Kirn zurückkehrte, wo er die Pfarrei Dickenschied versah, und sich in hohem Grade das Vertrauen und die Zuneigung der Pfarrgenossen erwarb.

Sein Wirken blieb nicht unbekannt, und es erinnerte an seine frühern Leistungen im Lehrfache. Als man daher an die Einrichtung des Schulwesens dachte, wurde er nach Trier berufen, und bald bei der in die Stelle der Universität getretenen Centralschule, hierauf an der Secondairschule, in welche jene Anstalt überging, endlich an dem Collège (Gymnasium) das die Secundairschule ersetzte, als ordentlicher Lehrer angestellt, und in einem Alter von 62 Jahren, den 8. April 1817 quiescirt, nachdem er 43 Jahre im Lehramte gestanden, mit einem Ruhegehalt von 1500 Fr.

Den gewohnten, ihm lieb gewordenen Beschäftigungen konnte er jedoch nicht entsagen. Bis ans Ende seines Lebens, welches den 6. October 1834 erfolgte, gab er Privatunterricht.

Die Unterrichtsgegenstände, womit er sich befaßte, führte er immer auf ihre Elemente zurück und behandelte sie zugleich als Erziehungsmittel. Wie daher seine Schüler an gründlichen Kenntnissen gewannen, so nahm auch ihre allgemeine Bildung zu, und alle, selbst die weniger begabten, verließen seine Schule im Bewußtsein ihrer gesteigerten intellectuellen und moralischen Kraft, woraus sich die für dauernde Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung erklärt, welche sie ihrem Lehrer bezeigten. Und da dieser mit ihnen sich wissenschaftlich und sittlich fortbildete, so sicherte er sich eben so die Freundschaft und Achtung derjenigen, welche, ohne seine Schüler gewesen zu sein, mit ihm in Verbindung gekommen waren.

N. Priesch, Redacteur.

(Auf dem Breitenstein N°. 1155).

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 10. October. **N°. 81.**



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von **M. F. J. Müller.**

(Fortsetzung.)

M.

Maischaft: siehe Herbstschaft.

Maigelaut. Trier. Wochenblatt v. J. 1819 Num. 18.

Mannebrief. Das. v. J. 1818 Num. 22.

Manne-Urtheil. Das.

Medum. Medumsgüter; damit werden Grundgüter bezeichnet, welche deren Eigenthümer einem Anderen unter der Bedingung auf eine bestimmte Zeit in den Genuß gibt, daß er ihm jährlich die Hälfte der Erzeugnisse in Natura liefere. Es sollte vielleicht medium heißen, so wie in den Schriften des Mittelalters der Ausdruck medium vinum einigemal vorkommt; daher sagt man noch dermalen, vorzüglich in dem Großherzogthum Luxemburg, ein Stück Land zum halben winnen. Diese Natural-Abgabe war also überhaupt eine Art von Zins, welche gewöhnlich unbestimmt war, und deren Quantität von der Frucht- oder Unfruchtbarkeit der Jahrgänge abhing. Es wird auch das Wort Medum oder Medeme nicht immer so strenge für die Hälfte der Erzeugnisse genommen, denn ich habe Dokumente und Register eingesehen, wo, nach vorausgeschicktem Worte Medeme, deutlich gesagt wurde, daß die 5te sogar die 7te Garbe dem Grundeigenthümer geliefert werden soll. Siehe noch die Urkunde vom 7. Dezember 1553 bei Hontheim Histor. Trevir. diplom. Tom. II. S. 762. a. dann die Note a. daselbst.

Mendel-Donnerstag Siehe das Trier. Wochenblatt v. J. 1818 Num. 25. In des Meisters Godefrit Reimchronik der Stadt Cöln, im Druck herausgegeben von Groote zu Cöln im J. 1834, lesen wir Seite 29. IX. 52. folgende Stelle: Up eynen gumden mendeldaich, soll heißen auf einen guten Mendeltag. Auch in der Limburger Kronik, in Hontheims Prodromus Tom. II. Seite 1126 a. kommt das Wort Mendeltag vor.

Mertesfeuer. Martinsfeuer. Wir sahen noch in unsern Tagen, wie die Jugend am Vorabend des St. Martinstages (10. November) unweit der Städte und Dörfer, bei eintretender Nacht, und sehr oft auf einer Anhöhe, mit gemeinschaftlich zusammengetragenem Holze, ein großes Feuer unterhielt, ungeachtet dieses jugendliche Spiel, aus gegründeten Ursachen, durch eine kurfürstliche Verordnung vom 17. März 1787 verboten worden war. Ueber den Ursprung dieses Gebrauches kann ich nichts Gewisses sagen; Meinungen darüber haben wir mehrere, die aber überhaupt unwahrscheinlich sind. Der sogenannte Mertesabend, auch Hofabend, dann die Mertes-Gänse in dem Mainzer-Lande, worüber unser Neller eine noch ungedruckte Abhandlung schrieb, endlich die eben genannten Martinsfeuer mögen sich schwerlich auf eine und die nämliche Ursache zurückführen lassen.

Micheler-Knabe bedeutet einen schon ziemlich erwachsenen Knaben: siehe das Trier. Wochenblatt vom J. 1820 Num. 45.

Militissa bezeichnet in unseren Dokumenten gewöhnlich die Gemahlinn eines Ritters (militis); so lesen wir z. B. in dem Necrologium S. Maximini, in Hontheims Prodromus Tom. II. Seite 974 folgende Worte: Guda de Verperg militissa, quæ in vita sua multa bona contulit monasterio.

More Trevirorum. Mit diesen Worten sind eine Menge unserer vaterländischen Urkunden datirt; denn die Trierer zählten ihre Jahre von dem 25. März an, welcher Gebrauch bis in die erste Hälfte des XVI.

Jahrhunderts beibehalten wurde. Siehe meine kleine **Abhandlung über die Zeitrechnung der Trierer** rc. in der Kronik der Diözese Trier vom Monat Dez. 1828 Seite 752 u. ff.

Morth. Siehe die Trier. Kronik v. J. 1825 S. 284.

Mundlude. In einer Urkunde vom 25. Nov. 1346 bei Hontheim Histor. Trevir. dipl. Tom. II. Seite 170 a. lesen wir: item volumus et firmiter inhibemus, ne quis homines Ecclesiæ Trevirensis, aut subditorum ipsius, in cives seu oppidanos, qui vulgariter Pailburger vel **Mundlude** nuncupantur.

Mütsch. Metsch. In dem Deutschen Quartier des Herzogthums Luxemburg wird dieses Wort häufiger gehört, als im Trierischen, und bedeutet ein kleines Brod. In einem Scheffenweisthum der ehemaligen Abtei St. Marien bei Trier vom Jahr 1443 habe ich folgende Stelle gelesen: „Item „des Morgens soll man einem jecklichen Fröner „geben **Mutsch** und darzu Käs und Knoblauch. „Item zu dem Mittag soll man geben zwey **Mutsch-„en**, Erbys und ein Grieve darin: Item ein „Flesch Wyn, daß man zwey oder drymalen möge „mit umbschencken. Item zu der Vesperzyt aber „ein **Mütsch** und des Nachts im Heymgehen „zwey **Mütschen**. Item die **Mütschen** sollen „also groiß seyn als eyn Becker, dem man ein „Fernzel Korns liebert, wiederumb liebert zwey „und dreyßig **Mutschen** um syn Arbeyt bezaelt „usser derselben Fiertzelen.“

(Fortsetzung folgt.)

Fränklin's große Entdeckung und die darauf Bezug habenden Versuche der Franzosen Dalibard, Delor und de Romas *).

Benjamin Fränklin, an dessen Namen die prächtigste Naturerscheinung, Donner und Blitz, auf ewig erinnern wird, glänzt nicht minder in der Geschichte der Wissenschaften, als in der Geschichte der Staaten. Er gehört zu jenen seltenen Menschen, die ohne der Geburt und den übrigen Zufällen etwas zu verdanken, nicht blos sich selbst genügen, sondern auch Allen Alles zu werden im Stande sind. Männer seiner Art bedient sich die Vorsehung von Zeit zu Zeit, um den Adel der Menschennatur in ihnen sichtbar werden zu lassen. Aber damit ist der Zweck ihres Daseins noch nicht erfüllt. Eingeweiht in die Geheimnisse der Natur, vertraut mit dem Wesen und den Bedürfnissen des Menschen, schaffen sie Licht und Recht auf Erden und wirken durch ihre Handlungen und Ideen selbst dann noch, wenn sie nicht mehr sind.

So erscheint Benjamin Fränklin, der Naturforscher, Philosoph und Staatsmann, der, während er dem Himmel den Blitz entriß, und sein junges Vaterland vom stiefmütterlichen Druck zur Freiheit und Unabhängigkeit rief, durch Wort und Schrift die Mündigung des Erdballs präconisirte.

Dieses fruchtbare Genie hatte bereits alle bis dahin über die Electrizität bekannte Thatsachen und angestellte Versuche geprüft und durch neue bereichert, als ihm der Gedanke, daß der Blitz und die Electricität derselben Natur sein möchten, lebhaft zu beschäftigen anfing. Es war dieser Gedanke keineswegs ein bloßer Einfall, sondern war aus folgenden Beobachtungen hervorgegangen:

Man sieht gemeiniglich, sagt er sich selbst, die Blitze in der Luft sich wellenförmig bewegen; eine gleiche Bewandniß hat es allemal mit dem electrischen Funken, wenn er einem Körper in einiger Entfernung entlockt wird. Blitze treffen die höchsten und spitzigsten Gegenstände weit eher, als andere; eben so laden und entladen sich spitzige Leiter weit eher, als solche, die sich in breite Oberflächen ohne Kanten und Spitzen endigen. Der Blitz ergreift den nächsten und besten Leiter; ein Gleiches thut der electrische Funke bei der Leidner Flasche: der Blitz senget; eben so die Electrizität. Der Blitz bringt manchmal Metalle zum Schmelzen; dasselbe thut auch die Electrizität. Der Blitz trennt mehre Körper; dasselbe gilt auch von der Electrizität. Von dem Blitze sind mehre Personen erblindet; eine Taube, die er durch einen electrischen Schlag tödten wollte, ward in Folge desselben ebenfalls blind. Bei einem von Miles in Stretham beschriebenen Gewitter riß der Blitz etwas vom Anstriche einer vergoldeten eingegrabenen Arbeit einer viereckigen Leiste von Tafelwerk herunter, ohne den übrigen Theil des Anstriches zu beschädigen; Fränklin machte dieses dadurch nach, daß er ein Stückchen Papier über die Vergoldung der Schale eines Buches klebte und einen electrischen Schlag hindurchgließ. Das Papier ward von einem Ende bis zum andern mit höchster Gewalt abgerissen. Der Blitz zerstört das thierische Leben; auch der electrische Schlag. Magnete verloren durch den Blitz ihre anziehende Kraft, oder ihre Pole veränderten sich; Beides bewerkstelligte Fränklin durch die Electrizität.

Auf diese Beobachtungen gestützt, hatte er seine Methode, die Ansicht von der Identität des Blitz und der Electrizität als wahr darzuthun, bereits bekannt gemacht, und er wäre gleich zum Werke geschritten, hätte er nicht noch auf Errichtung einer Kirchthurmspitze in Philadelphia warten wollen, um seine Absicht gehörig ausführen zu können. Da fiel er einmal auf den Gedanken, daß er vermittels ei[nes] gewöhnlichen Drachen leichter und besser zu den [Re]gionen des Donners gelangen könnte, als durch irg[end] eine Art von Thurmspitze. Er bereitete sich desh[alb] einen solchen und überzog ihn mit einem seid[enen] Tuche. Oben auf diesem Drachen war ein zuges[pitz]ter Drath befestigt, um den Blitz aus den We[lken] herauszulocken. Der Blei sollte alsdann eine hä[nfene] Schnur, die an dem Drachen befestigt war, hi[nab]fahren und von einem an das Ende derselben bef[estig]ten Schlüssel in Empfang genommen werden. T[] nige Theil der Schnur, welcher in der Hand g[] ten wurde, war von Seide, damit die electrische [] nicht über den Schlüssel hinauskommen könnte.

Er nahm die Gelegenheit des ersten aufsteig[enden] Gewitters wahr und begab sich auf ein Feld, w[o] sich eine zu seiner Absicht bequeme Hütte befand. [] seinem Sohne, den er zum Aufrichten des Dr[achen] als Gehülfen mit sich genommen hatte, sagte er [von] seinem Vorhaben Niemanden etwas.

Nachdem er den Drachen hatte fliegen lassen [ver]strich eine geraume Zeit, ehe sich irgend ein An[zeichen,] daß derselbe electrisch geworden wäre, zeigte. [] sehr viel versprechende Wolke war bereits oh[ne die] geringste Wirkung über demselben vorübergezoge[n;] er fing schon an, an dem Gelingen seines Versuc[hs]

---

*) Nach J. Priestley's Geschichte der Electrizität S. 113 ff. 206 ff. 222 ff. Deutsche Uebersetzung von Krünitz. Daß ich meistens buchstäblich dem genannten Werke folgte, wird mir wohl Niemand übel deuten, da ich es nicht der Mühe werth halte, was einmal gut gesagt ist, anders zu sagen

verzweifeln, als er auf einmal bemerkte, daß einige lose Fäden der hänfenen Schnur sich aufrecht in die Höhe richteten und von einander flogen, gerade als ob sie an einem gewöhnlichen Conductor hingen. Durch diese hoffnungsvolle Erscheinung belebt, brachte er sofort das Gelenk seines Fingers an den Schlüssel und — siehe da — die Entdeckung war vollständig. Er nahm einen starken electrischen Funken wahr.. Es erfolgten andere, noch ehe die Schnur naß wurde, so daß die Sache außer allem Zweifel war. Als darauf die Schnur vom Regen naß geworden war, sammelte er das electrische Feuer recht häufig.

Dieses geschah im Juni 1752, zwar einen Monat später, als die Französischen Electrisirer seine Theorie durch ihre Versuche bestätigt hatten, jedoch ohne auch nur das Geringste von ihren Leistungen zu wissen. Dieses, so wie der Umstand, daß die Versuche der Franzosen nur durch Fränklin's frühere Beobachtungen und Ansichten hervorgerufen wurden, bewog die Mit- und Nachwelt, die Ehre der Entdeckung dem erhabenen Geiste beizulegen, in dem die Idee derselben bis zur vollen Ueberzeugung schon vor dem entscheidenden Versuche gereift war.

Außer diesem Drachen hatte Fränklin später auch eine isolirte eiserne Stange errichtet, um den Blitz in sein Haus herunter zu leiten, damit er so oft sich die Gelegenheit dazu darböte, Versuche anstellen könnte; und um ja keinen günstigen Augenblick ungenützt vorbeigehen zu lassen, befestigte er an dieser Stange zwei Glöckchen dergestalt, daß sie ihm durch ihr Geläute die Electrisirung der Stange ankündigten. So konnte er ohne Mühe und Gefahr alle nur möglichen Versuche über die Natur des Blitzes anstellen.

Fränklin, der es keinen Augenblick vergaß, daß man bei keiner Entdeckung die Anwendung derselben auf unser Leben aus dem Auge verlieren dürfe, gab sofort nicht blos die Idee zu einem Blitzableiter an, sondern errichtete auch wirklich einen solchen. Er erwies hierdurch der ganzen Welt, insbesondere aber dem nördlichen Amerika, wo die Gewitter häufiger und ihre Wirkungen in jener trocknen Luft weit fürchterlicher, als anderwärts sind, einen ungeheuren Dienst. Doch davon ein andermal.

Die Französischen Naturforscher zeigten sich in dieser Zeit auf dem Gebiete der Electrizität besonders thätig. An ihrer Spitze erscheinen Dalibard und Delor, beide, wie der Abbé Nollet, Fränklin's Antogonist, berichtet, sehr eifrige Anhänger der Fränklin'schen Ansichten. Ersterer bereitete seinen Beobachtungs-Apparat zu Marly-la-Ville (5 Lieues von Paris), letzterer in seinem eigenen Hause zu Paris vor. Dalibard's Maschine bestand in einer 40 Fuß langen eisernen Ruthe, die mit dem untern Ende in ein Schilderhäuschen lief, wohin der Regen nicht dringen konnte, und vermittels langer seidener Schnüre an drei hölzernen Pfählen befestigt war. Diese Maschine empfing in Dalibard's Abwesenheit den ersten Besuch vom himmlischen Feuer. Er hatte die Sorge des Apparates einem gewissen Tischler, Namens Coiffier, der 14 Jahre unter den Dragonern gedient hatte und auf dessen Verstand und Beherztheit er sich verlassen konnte, übertragen. Diesem Manne hatte er die nöthige Anleitung, sowohl in Betreff der zu machenden Beobachtungen, als auch der anzuwendenden Vorsichtsmaaßregeln ertheilt. Es war ihm insbesondere dringend anempfohlen, einige seiner Nachbarn herbeizurufen und ohne Säumen nach dem Pfarrer von Marly zu schicken, sobald ein Gewitter im Anzuge wäre.

Den 10. Mai 1752, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, hörte Coiffier einen ziemlich lauten Donnerschlag. Er eilte sofort zur Maschine, nahm eine mit einem messingenen Drathe versehene Phiole, hielt das eine Ende des Drathes an die Stange und sah nicht allein ein helles Fünkchen aus derselben herausfahren, sondern hörte auch den eigenthümlichen electrischen Laut, den es verursachte. Als er einen zweiten, weit stärkern Funken, der mit einem lautern Knistern, als der erste, verbunden war, vernahm, rief er seine Nachbarn und schickte nach dem Pfarrer. Letzterer kam so eilig gelaufen, daß die Pfarrkinder sich einbildeten, der arme Coiffier sei vom Blitze getroffen worden. Das Gerücht verbreitete sich im ganzen Dorfe, und ungeachtet es stark zu hageln anfing, so ließ sich dennoch die Heerde nicht abhalten, ihrem Hirten zu folgen. Als der würdige Pfarrer bei der Maschine angekommen war, nahm er den Drath in seine Hand und lockte sofort verschiedene Funken hervor, die entschieden electrisch waren und die Entdeckung, um derentwillen die Vorkehrung war getroffen worden, vollendeten. Sobald der Sturm vorüber war, setzte der Pfarrer ein Schreiben an Dalibard auf, das er ihm durch Meister Coiffier übersandte.

Diesem Schreiben zufolge entlockte er der Stange blaue, anderthalb Zoll lange, stark nach Schwefel riechende Funken. Er wiederholte das Experiment wenigstens sechsmal innerhalb 4 Minuten in Gegenwart vieler Personen, so daß, wie er sich ganz standesmäßig ausdrückte, jedesmal so viel Zeit verwandt wurde, als ein Vater unser und Gegrüßet seist du Maria erfordert.

Coiffier versicherte Dalibard, eine Viertelstunde vor der Ankunft des Pfarrers in Gegenwart von fünf oder sechs Personen weit stärkere Funken, als die erwähngesehen zu haben.

Acht Tage später beobachtete Delor ähnliche Erscheinungen in seinem eigenen Hause, ungeachtet nur eine einzige Wolke ohne Donner und Blitz über demselben hinzog. Delor stellte später auf Verlangen des Königs von Frankreich (Ludwig XV.) dieselben Versuche an, welcher letztere sie mit größtem Vergnügen ansah, und dabei Fränklin's Genie, wie berichtet wird, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ein Umstand, den wir übergehen würden (denn die Autorität ist eben nicht so erheblich), wenn er nicht klar zeigte, wie die ersten Köpfe Frankreichs damals in Betreff der Entdeckung dachten, denn daß der König eine eigene Meinung für sich gehabt und ausgesprochen haben soll, kann ich mir nicht denken. (Schluß folgt.

Mittheilungen über die Insel Ascension 16° 19′ P. L. 70° 55′ 30″ S. B.

(Vom 3. auf den 6. März 1835.)

Aus dem Französischen des Herrn H. Bechelé. *)

Den 3. März gewahrten wir mit Tagesanbruch

*) S. den inhaltreichen Anhang zum diesjährigen Programme des hiesigen Gymnasiums von Herrn Joh. Steininger. S. 25 — 29. Dieser Anhang besteht aus folgenden vier Abhandlungen: 1) über die scheinbare Größe der Sonne und des Mondes am Horizonte; 2) die Höhe von Trier über der Meeresfläche; 3) über das Gediegen-Eisen zu Bittburg; 4) die Insel Ascension u. der Vulkan auf Bourbon. Das übersetzte Stück findet sich in der letzten Abhandlung und führt die Ueberschrift: Notes sur l'Ile de l'Ascension. Man vgl. ferner über Ascension N. 221 und 222 des Auslandes.

einen kleinen in Wasser und Wolken versenkten Berggipfel; es war die **Insel Ascension**. Wir näherten uns ihr mit günstigem Winde und befanden uns gegen 9 Uhr unterhalb des Landes, das wir in Schußweite auf klippenlosem Wasser umsegelten. Wir bewunderten diese ganz vulkanische, an den Ufern im Allgemeinen schrecklich zerrissene, entsetzliche Spalten und Gestalten darbietende Erde, das wahrscheinliche Produkt des Zusammentreffens der glühenden Lava mit der kalten Fluth, die sich bei diesem Andrange des Landes zurückzuziehen genöthigt sah.

Die Küste bietet weder ein Zeichen von Vegetation, noch Spuren einer Menschenhand dar. Einige Felsblöcke sind durch die Excremente der Seevögel gebleicht, die sich von Zeit zu Zeit erheben und in großen Wolken über dem immerwährenden Brausen kreuzen, welches durch das Anschlagen u. Zurückprallen der Wogen am zackigen Ufer gebildet wird, wo die Brandung bald in weißlichem Schaume, bald in klarem Wasserstrahle steigt und sinkt, und so dieser allgemeinen Einförmigkeit unerachtet das Schauspiel manchfaltigen Wechsels darbietet.

Von Zeit zu Zeit entdeckten wir Stellen, welche von den vulkanischen Ueberschüttungen verschont geblieben sind. Es sind dies alsdann Buchten, flache, ganz ebene, aus einem weißen großkörnigen, manchmal in Klumpen vereinigten Sande bestehende Vertiefungen. Diese kleinen Sandebenen, welche sich allmälig in das Meer verlieren, sind der gewöhnliche Aufenthalt der Seeschildkröten. Hier legen sie ihre Eier, hier sonnen sie sich, lassen sich auch leicht fangen durch die Hand des Menschen, der sich in der Nähe verborgen hält.

Wir erkannten die offene Rhede nur aus der Gegenwart zweier vor Anker liegender Schiffe. Nach einer Besichtigung an Bord und einigen andern Formalitäten, stiegen wir ans Land.

Das Landen ist hier nichts weniger als bequem. Auf einem festen, etwas hervortretenden Cap ist eine gar steile Treppe von oben herab bis zum Meeresspiegel in den Felseneingehauen; der Ungestüm des Wassers drängt die Wegen bisweilen 6 — 7 Stiegen hoch, während er in andern Augenblicken die tiefsten Stufen 5 — 6 Fuß sich über der Meeresfläche erheben läßt. Es bringt ferner das Aufsteigen der Wogen eine Art Wirbel um diesen natürlichen Hafendamm hervor. Es ist hier das Wasser sehr tief und es wimmelt umher von Haien. Es hängt von oben herab ein knotiges Thau, das an einem eisernen Laternenpfahl befestigt ist. Ein Wächter wirft einem das Ende desselben ins Schiff; man hängt sich an das Thau, zieht die Beine an und schwingt sich sorgfältig gerade auf die glatte nasse Stiege.

Auf die Besuche bei den Autoritäten, die uns mit vieler Höflichkeit empfingen, zeigte man uns das Hotel des Gouverneurs, die Wohnung des Untergouverneurs und die Meß der Offiziere, deren Speisesaal durch ein unterirdisches Hörrohr mit der Küche, die sich in einiger Entfernung in einem besondern Gebäude befindet, in Verbindung steht.

Es finden sich ferner Casernen, ein wohleingerichtetes Hospital, Magazine und Wasserbehälter allhier. Fast alle diese Gebäude sind neu und erst seit drei Jahren errichtet. Sie sind solid in Stein aufgeführt, sehr reinlich und dem Clima angemessen. Man sieht ferner eine Erhöhung zur Aufsteckung von Signalen und am Fuße dieses Hügels zur Seite des Löschplatzes befindet sich eine von jenen bereits beschriebenen Sandflächen, worauf man einen Park oder vielmehr einen Behälter für die gefangenen Schildkröten angelegt hat. In diesem kleinen Bassin befanden sich deren ungefähr 200, welche das Stück zwischen 200 und 600 Pfund wogen. Die Regierung verkauft eine große Schildkröte gewöhnlich zu 62 Fr. 50 C. Um sie aus dem Behälter zu nehmen, stürzt sich ein Mann hinein und kämpft so lange mit ihnen, bis er ein Sorrtau um die Flosse der bezeichneten Schildkröte werfen kann. Mit diesem beweglichen Knoten zieht man sie ans Land und befestigt sie in der Schlachtstätte an einem Galgen mit den vier Flossen, so daß der Kopf herunter hängt und die Gliedmaßen auseinander gezogen werden. Man tödtet sie durch Messerstiche in den Hals und unter die Knochenfügungen, indem man sie sich verbluten läßt. In Ermangelung des Holzes bedient man sich der Schaale und der getrockneten Knochen als Brand.

Die Eier der Seeschildkröten sind gar nicht hart. Frisch fühlen sie sich an, wie eine mürbe Birne oder wie ein Hühnerei, das 24 Stunden in Essig gelegen hat; getrocknet schrumpfen sie ein und wickeln sich wie Pergament zusammen.

Die Nachbarschaft des Menschen, die Kanonen des Forts und das Geräusch am Tage bewirkten, daß die Schildkröten die der Hauptniederlassung zunächst gelegenen Küsten verlassen haben und sich gegenwärtig in andern Buchten aufhalten, worin die Schiffe der Regierung dieselben aufsuchen.

Die genannten Schildkröten, Fische, Seevögel, Steine, Kalk und *einige* Tropfen Wassers sind alles, was die Natur dem Menschen auf dieser Insel darbietet; gleichwohl ist sie gegenwärtig ein militärischer Punkt für 120 Mann der royal mariners, indem sie der Station von Sierra -- Leona als Hospital u. Ruheplatz dient und den Schiffen im Allgemeinen vermöge großer Anstrengung und großen Kunstfleißes Wasser, Gemüse und frisches Fleisch liefert.

An Bord unsers Schiffes ergötzte man sich, Fische zu fangen, wovon das Meer an dieser Stelle so [illegible] wimmelt, daß es manchmal dadurch getrübt erscheint. Es sind dieses hauptsächlich jene Gattungen, welche die Seeleute Beutel (bourses) von ihrer Gestalt nennen, nebst einem andern ganz schwarzen Fische, der vor[illegible]lich häufig ist.

Unser Fischer-Canot kam gegen Mitternacht m[illegible] einem so reichen Fange zurück, daß es unterzugehen [illegible]te. Es bestand diese Beute in einem kleinen Haie[illegible]ner Menge von platten, gefleckten und gestreiften [illegible]aalen, aus Fischen, die man alte Weiber nennt, und einer großen Menge Vögel.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

No. 80. S. 3. Sp. 1 Z. 25 v. o. statt rich[illegible] unrichtig.

S. 4. Sp. 1. Z. 16. v. o. st. Priester-[illegible] l. Piaristen-Orden.

S. 4. Sp. 2. Z. 7. v. o. st. Priester-Ord[illegible] Piaristen-Ordens.

S. 3. Sp. 2. Z. 3. v. o. tilge daher.

Unter dem Titel des dritten Aufsatzes sollt[illegible] gesandt stehen.

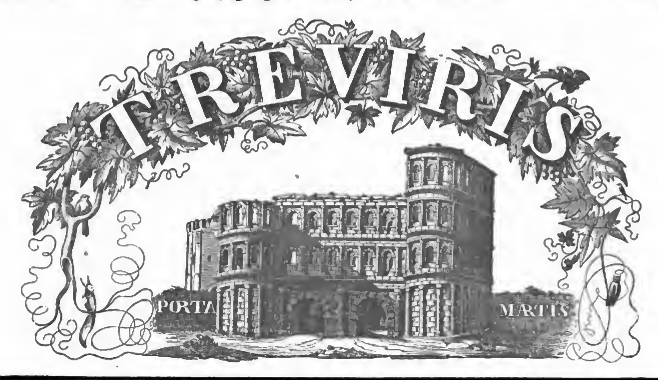
S. 3. Sp. 1. Z. 3. v. u., ferner Sp. 2 v. o. st. Normal-Lehrer l. Schullehrer.

N. Dricoch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 11

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 14. October. N°. 82.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

N.

Nailden ist ein Ausdruck, welcher ehedem bei der Münzen-Probe gebraucht wurde; siehe z. B. die Urkunde vom 2. Dezember 1417 bei Hontheim in seiner Histor. Trev. dipl. Tom II. Seite 360 b.

Neffel heißt in einigen Schriften des Mittelalters so viel als Knöpfe, daher zuneffelen so viel zuknöpfen: siehe z. B. die Limburger Kronik bei Hontheim im Prodromus Histor. Trev. dipl. Tom. II. Seite 1090 a.

Nothschlange bezeichnet ein großes Geschütz, welches wegen seiner Länge auch manchmal nur Schlange heißt. Man lese hier die Belagerungsgeschichte von Boppard v. J. 1497 bei Hontheim Histor. Trevir. dipl. Tom. II. Seite 510 u. ff. und die Urkunde vom 27. October 1538 daselbst Seite 674 b., wo es heißt: „So haben wir uns entschlossen, „daß unser Jeder Einigungsgewanter Chur- und „Fürst, uff des Beschwerten Ersuchen, als Vor„stert mit und neben unser Macht-Hülf, zwoe „Carthunen und zwoe Notschlangen als Mau„erubrecher, und fünf Stück Feld-Geschütz, nemlich, „zwei Falckonen, und drei Falckonetlin. Die Gesta Trevir. cap. 178. bei Hontheim im Rodromus Tom. II. Seite 863. b. thun ebenfalls Meldung von diesem Geschütze mit diesen Worten: Prositæ autem erant super montes serpentinæ necessitates dictæ vulgariter Nothschlangen.

Novale. Nach Anzeige einer Verordnung des Trierschen Erzbischofs Lothar von Metternich vom 9. April 1618 versteht man dadurch einen Acker, von welchem sich Niemand zu erinnern weiß, daß derselbe jemals gebaut worden sei, und daß die Zehenden davon einem zeitlichen Pfarrer entrichtet werden sollen. Auch vergleiche man hier die Statuten des Provinzial-Conciliums zu Trier vom 28. April 1310 bei Hontheim Histor. Trev. dipl. Tom. II. Seite 62 Kap. 111.

O.

O (das grosse). In einem Tischreglement des ehemaligen Benedictiner-Klosters St. Marien bei Trier, geschrieben im Jahr 1754, habe ich folgende Stelle gelesen: Den 17. Dezember (d. i. jährlich) ist des Abends ein Becher Gratias in das Convent zugeben wegen dem großen O. Ueber diese Stelle gebe ich folgende Erklärung: Dieses große O hat seine Benennung von der Antiphone O Sapientia, welche an dem genannten Tag, dem 17. Dezember, in der Vesper gesungen wurde. Die an den folgenden Tagen, dem 18., 19., 20., 21., 22. und 23. gesetzten Antiphonen beginnen ebenfalls sämmtlich mit einem O. Siehe das Breviarium monasticum S. P. Benedicti, Pars hyemalis, Seite 209. Es war aber nicht nur in dem genannten Kloster St. Marien, sondern auch in andern Klöstern dieses Ordens Sitte, daß das große O an dem genannten Tage einen Becher Gratias spendete.

Obmann, siehe das Trier. Wochenblatt v. J. 1818, Num. 27.

Ocksinnen heißt jemand gerichtlich verfolgen: in einer Urkunde vom 25. August 1400 des Trier. Erzbischofs Werner lesen wir: „Zum ersten, daß Ny„mand an dem vurgenannt unserem Gerichte ge„ocksinnet werde.“

Odler heißt in einigen Gegenden so viel als eine Strecke Ackerlandes; so nennt man eine bei Echternach gelegene Flur seit Jahrhunderten den Odler. Siehe auch dasjenige, was wir bei dem Worte Acht angemerkt haben.

Officianten, so nannte man in den Klöstern des Benedictiner-Ordens diejenigen Mönche, welche sich mit ökonomischen Geschäften und dem Haushalt befaßten. Der Kellner besorgte den Keller, führte die Register über die Einnahme und Ausgabe u. s. w. Der Speichermeister besorgte den Speicher; der Kuchelmeister die Küche, der Reffentermeister den Trunk zur Tafel, der Archivar das Archiv; der Bibliothekar die Bibliothek; der Küster die Kirche und Sakristie, und in jenen Klöstern, wo eine Kirchen-Musik war, ein Kapellmeister die Musik. Bei den Karthäusern sorgte für das Oekonomische der Schaffener; bei den Jesuiten ein Prokurator und ein Dispensator.

Olk. **Olke** bezeichnet gewöhnlich ein mit einer Mauer oder Hecke eingeschlossenes Feld; so haben wir z. B. in der Stadt Trier die Antonius-Olk, die Bergs-Olk u. a. In einigen Lateinischen Urkunden finde ich dieses Wort mit Olea gegeben, welches ich aber nicht für klassisch halte. In einer Urkunde v. J. 1516 habe ich folgende Stelle gelesen: „Item by der Windmoelen ist eine groiß „Olck zu dem Huse Ruland gehörig rc, als daß „das Gottshuis Irminen itzont in derselben Olk„ken nit mehr hait, dann den halben Zehenden."

Onneren ist ein Sprachgebrauch der Hirten, vorzüglich in der Provinz Luxemburg, und heißt so viel als das Vieh in der Mittagsstunde an einem schattigen Orte zur Ruhe führen.

Opperen heißt so viel als handlangen, im Taglohne arbeiten; wird aber auch, wiewohl selten, von Frohndiensten verstanden.

Ordonnanz-Bænde. Siehe **Bende-Reuter.**

(Fortsetzung folgt.)

Fränklin's große Entdeckung und die darauf Bezug habenden Versuche der Franzosen Dalibard, Delor und de Romas.

(Schluß.)

Die stärkste Quantität von Electrizität, welche jemals durch irgend eine zu diesem Behufe getroffene Vorkehrung aus den Wolken herniedergezogen wurde, zeigte der Drache von Romas *). An diesen achthalb Fuß hohen und drei Fuß breiten Drachen war eine häfene mit Drath durchflochtene Schnur befestigt, welche sich, um den Beobachter bei seinen Versuchen sicher zu stellen, in eine trockene seidene Schnur endigte.

Am 7. Juni 1753, des Nachmittags um 1 Uhr, ließ Romas diesen Drachen fliegen. Als er 550 Fuß hoch schwebte, entlockte Romas seinem 3 Zoll langen und einen Viertelzoll dicken Ableiter Funken, deren Knistern ungefähr 200 Schritte weit zu hören war. Während diese Funken herausfuhren, fühlte er wie ein Spinngewebe auf seinem Gesichte, ungeachtet er über 3 Fuß weit von der Schnur des Drachen stand; deßhalb trat er selbst ungefähr 2 Fuß zurück und befahl der Gesellschaft ein Gleiches zu thun.

An den Wolken, die unmittelbar über dem Drachen standen, nahm er weder Blitz noch Donner wahr; auch regnete es gar nicht. Der Wind wehte ziemlich stark aus Westen und es stieg der Drache wenigstens noch hundert Fuß höher.

Als Romas seinen Blick auf eine blecherne Röhre warf, welche an der Schnur des Drachen befestigt war und ungefähr drei Fuß über der Erde hing, ward er drei Strohhalme, der erste 1 Fuß, der zweite 5 Zoll, der dritte 3½ Zoll lang, gewahr, welche sich aufrichteten und wie Puppen unter der Röhre herumhüpften, ohne einander zu berühren.

Dieses kleine Schauspiel, das die Anwesenden sehr belustigte, dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Da fing es ein wenig zu regnen an. Er hätte abermals die bereits erwähnte Empfindung auf seinem Gesichte und hörte zugleich ein anhaltendes Geprassel, ein Zeichen der zunehmenden Electrizität. Von nun an hielt er es nicht mehr für räthlich, der Maschine fernere Funken zu entlocken.

Unmittelbar hierauf kam die letzte Handlung des Schauspieles, bei deren Anblick Romas in Furcht und Zittern gerieth. Der längste Strohhalm ward von der blechernen Röhre angezogen, worauf drei Explosionen erfolgten, deren Laut völlig einem Donnerknalle glich und bis mitten in die Stadt, in deren Umgegend experimentirt ward, vernommen wurde.

Das Feuer, welches in dem Augenblick der Explosion gesehen ward, hatte die Gestalt einer acht Zoll langen und fünf Linien breiten Spindel. Das Erstaunlichste und Belustigendste war, daß der Strohhalm, welcher die Explosion veranlaßt hatte, die Schnur des Drachen hinanlief. Einige der Anwesenden bemerkten, daß derselbe fünf und vierzig bis fünfzig Klafter weit abwechselnd angezogen und wieder zurückgeworfen ward mit dem merkwürdigen Umstande, daß, so oft derselbe von der Schnur angezogen ward, plötzliche Feuerflammen zum Vorschein kamen, und ein bedeutender Knall vernommen wurde.

Gleichzeitig mit diesen Erscheinungen empfand m[illegible] einen starken Schwefelgeruch. Rings um die Sch[illegible] zeigte sich ein heller Licht-Cylinder von 2 — 4 [illegible] Durchmesser.

Nach Beendigung der Experimente entdeckte ma[illegible] der Erde, gerade unter der blechernen Röhre, ein [illegible] einen Zoll tief und einen halben Zoll weit, we[illegible] wahrscheinlich durch die starken Feuermassen, w[illegible] die Explosionen begleiteten, verursacht worden w[illegible]

Dem ganzen Schauspiel ward durch das Herab[illegible] des Drachen ein Ende gemacht, indem sich der [illegible] gegen Osten wandte und ein mit Hagel untermi[illegible] starker Regen fiel. Beim Niedersinken verwickelt[illegible] die Schnur an ein Vordach. Die Person, [illegible] sie losmachte, empfand einen so starken Schlag [illegible]ren Händen und eine solche Erschütterung in [illegible] ganzen Körper, daß sie dieselbe plötzlich fahren [illegible]

Die Quantität electrischen Feuers, welche [illegible] diesen Drachen zu einer andern Zeit aus den [illegible] herniedergezogen ward, ist zum Erstaunen. A[illegible] Aug. 1756 bemerkte man die aus demselben herv[illegible]renden Feuerströme einen Zoll dick und zehn Fu[illegible] Diese entsetzliche Feuermasse ward durch die Sch[illegible] Drachen nach einem in der Nähe befindlichen n[illegible]trischen Körper sicher und ohne Schaden unter [illegible] Knalle, der einem Pistolenschusse glich, abgelei[illegible]

---

*) Wo Romas seine Versuche angestellt habe, weiß ich eigentlich nicht. Priestley nennt ihn einen Assessor des Gerichtshofes zu Nerac (S. 222), während Beudant sagt, es habe derselbe zu Lille dem Studium der Physik obgelegen. Vgl. Traité élémentaire de Physique 5me édit. p. 644.

Mittheilungen über die Insel Ascensi[illegible] 16° 19′ P. L. 70° 55′ 30″ S. B[illegible]

(Vom 3. auf den 6. März 1835.)

Aus dem Französischen des Herrn H. Beche[illegible]

Es waren dies Dummköpfe (pelecanus [illegible]

Es rührt dieser Name von der Dummheit oder Sorglosigkeit her, womit sie sich fangen lassen, da sie beim Herannahen des Menschen gar nicht fliehen. Unser Fischer versicherte uns, er habe deren 15 auf einen Griff mit seinen beiden Händen gefangen.

Es ist ein elender Vogel von stumpfsinnigem Aussehen, von der Größe einer großen Ente oder einer kleinen Gans, dunkelgrau, mit grünlich grauen Augen, langem, spitzigem, und scharf einhauendem Schnabel.

Am Morgen des 4. gab mir der Gouverneur eines der hier so seltenen Pferde, und wir ritten zu dreien aus gegen das Gebirge.

Erst indem ich die Niederlassung am Rande des Meeres verließ, war ich im Stande, über das öde Wesen der Insel zu urtheilen. Grauer Sand, zerkleinte vulkanische Erde von Lavaschichten und Bergen eingefaßt, alte Kratere und Haufen von Lavastücken, die durch Menschenhände in Reihen gelegt zu sein scheinen und leicht auf der Erde ruhen, bilden den Boden dieser Seite der Insel; — gänzlicher Mangel an Vegetation, wenn man nicht etwa sechs Zoll hohes Gestrüppe mit dürrem, verkrüppeltem Laub, das hin und wieder über der Erde schmachtet, mit diesem Namen beehren will.

Der Weg ist ziemlich gut und geht 7 Meilen weit immer bergan. Das Wasser ist die Vital-Frage dieser Colonie. Das Regenwasser, die Infiltrationen, die vereinte Feuchtigkeit der Nebel, die spärliche Flüssigkeit einer einzigen Quelle jenseits des Gebirges, alles dieses wird sorgfältig von Entfernung zu Entfernung in Behälter aufgefangen und zur Niederlassung am Ufer des Meeres in Gußröhren geleitet.

Diese Röhren sind auf einen Druck von 200 Pfd. per Zoll berechnet; sobald dieser Grad von Druck erreicht ist, findet das Wasser immer neue Behälter, worin es sich ergießt, von wo neue Leitungen es abermals in andere Behälter bis unten hin zur Niederlassung abführen.

Die Spitze des sogenannten grünen Gebirges ist 2847 Englische Fuß über der Meeresfläche erhaben. Die Höhe der übrigen sämmtlich vulkanischen Gebirge ist im Verhältniß zu diesem sehr unbedeutend, weil der Gipfel des grünen Gebirges eine allseitig freie Aussicht auf das Meer gestattet.

Der Weg bis zur Niederlassung auf der Höhe geht im Zickzack über den Rücken der einen Seite des Gebirges, und indem er sich allmälig erhebt, sieht der Reisende nach und nach die übrigen Gebirge sich senken und verfinstern. Ich habe mehr als zwanzig unterschiedene, wohl gezeichnete, runde, regelmäßige Cratere mit erhabenem Rande, in allen Richtungen zerstreut, auf der Ostseite der Insel liegen sehen. Einige sind vollkommen erhalten, andere ganz zusammengeschossen oder nur theilweise an ihrem Rande auf der einen oder der andern Seite zertrümmert.

Einem der größten und am besten erhaltenen haben die Engländer den Namen the devils riding school (Teufels-Reitschule) beigelegt; und in der That der große fast weiße Circus mit einem großen runden schwarzen Pfeiler in seiner Mitte, und umgeben von einer beinahe ganz zirkelförmigen Erhöhung, gleicht vollkommen einer riesenhaften Reitbahn.

Die Insel scheint aus einem Urgebirgsblock *) zu bestehen, welcher dem grünen Gebirge zur Grundlage dient; alles Uebrige scheint durch vulkanische Ursachen, deren Wirkungen sich in allen Richtungen und Tiefen, und vorzüglich auf dieser Seite des Gebirges in jenen Crateren, so wie in den Bildungen, die mit ihnen zusammenhangen, nämlich den hinzugekommenen und übereinanderliegenden Massen, zeigen, entstanden zu sein. Ein Blick von oben her auf diese Zufälligkeiten des Bodens ist im höchsten Grade merkwürdig.

Beinahe am Gipfel des Gebirges angelangt, ward ich ganz überrascht, daselbst eine kleine reizende Ebene mit einem reichen üppigen Grün, einem prächtigen Blumengarten mit den ausgezeichnetsten Dalias, eine Art Lustwäldchen und im Hintergrunde ein Haus mit einem Speisesaal und Frühstück zu finden.

Dieses ist der einzige des Anbaues fähige Ort. Der dichte Nebel, der den Gipfel fast immer umhüllet, unterhält hier eine der Vegetation genügende Feuchtigkeit; und eben diese Feuchtigkeit hat, indem sie eine Art Tuf, der die Grundlage der Spitze dieses Berges bildet, zersetzte, einen tragbaren Boden zu bilden angefangen, der sich täglich durch die Auflösung der Pflanzenfaser vermehrt.

Dieser Ort heißt der Meierhof; er wird durch die Regierung verwaltet und durch 42 arbeitende Soldaten, unter der Leitung eines Lieutenants, bewirthschaftet. Schon gegenwärtig liefert man daselbst der unten gelegenen Niederlassung Gemüse, Milch, Blumen, abgesehen von den Thieren, die nur aus dieser Pflanzung ihre Nahrung erhalten.

Zum Frühstücke trug man uns unter andern auch Eier von den schon erwähnten Dummköpfen auf. Diese Eier haben die Größe eines Hühnereies, allein sie sind etwas spitzer. Sie sind schwarz und röthlich gefleckt; das Eiweiß kocht sich nicht so rein weiß, als das der gewöhnlichen Eier; was den Geschmack anbelangt, so ist der Unterschied unbedeutend.

Die Ebene, auf welcher dieses Haus steht, ist in die Bergmasse, welche aus dem obgemeldeten Tuff besteht, gehauen. Dieser Tuff bearbeitet sich an vielen Stellen gar leicht, indem er sich an der Luft verhärtet; manchmal hat er die Härte eines Steines.

Hinter dem Hause machte man mich auf einen Wasser-Recipienten aufmerksam, worin in einer Secunde ungefähr ein Tropfen durchsickert; was an dieser Stelle genugte, um eine besondere Vorkehrung zu verdienen.

Man lieh mir zur Promenade einen mit Eisen beschlagenen Stock, den man mir ja nicht zu verlieren anempfahl, da die Insel nicht so viel Holz liefere, um ihn zu ersetzen.

Links vom Hause bis zum Gipfel hin sahen wir Küchengärten mit Pflückerbsen, grünen Bohnen und Kartoffeln; die Wege waren eingefaßt mit Aloe (agave americana); auch fand sich Gras zu Weideplätzen hier Dieses Alles wird durch die Feuchtigkeit der Nebel und die Anhäufungen von Wolken, welche fast beständig den höchsten Kegel dieses Gebirges umhüllen, unterhalten.

Diese kleine, gemäßigte, grüne Oase ist eine merkwürdige Erscheinung an dem Gipfel einer gänzlich vulkanischen Insel. Die Temperatur in der Höhe kommt der mittlern von England, 10° Reaum. nahe.

Auf der höchsten Spitze angelangt, konnten wir wegen des undurchdringlichen Nebels nichts sehen. Da indessen die stille Luft durch Windstöße in Bewegung gerieth, so unterschieden wir durch Blinke in der Ferne unter uns das Meer und die weißliche Brandung.

Wir sahen ferner die Pferdeställe und anderes Zubehör des Meierhofes. Das Wasser, welches zur Regenzeit sich auf den Dächern dieser Gebäude sammelt, wird durch Röhre bis zu den untern größern Behältern geleitet.

In der Ecke eines Gartens befindet sich der Ein-

*) D. h. einem nichtvulkanischen und den Ausbrüchen der Vulkane präexistenten.

gang eines Tunnels oder eines unterirdischen, 1000 Fuß langen Ganges, der von der einen Seite des Berges zur andern geht, und zur Leitung der einzigen Quelle, welche sich auf der andern Seite befindet, errichtet worden ist.

Dieser Canal, zu dessen Eröffnung das Terrain sehr günstig war, weil es weder der Anwendung des Pulvers, noch der Stützen in Mauerwerk bedurfte, ward in drei Monaten durch zehn Menschen ohne Beihülfe anderer Instrumente, als eines Zirkels und einer Wasserwage vollendet. Die Aushöhlung bildet in der Mitte einen stumpfen Winkel und begann mit den beiden Enden. Sie ist allenthalben sechs Fuß hoch.

Wir gingen durch dieses unterirdische Gewölbe und gelangten zur Hauptquelle oder Cisterne *).

Etwas tiefer befindet sich ein großer eiserner, mit einer Pumpe versehener Bottich; allenthalben sind Gefäße angebracht, um die Tropfen in Empfang zu nehmen, welche durch Infiltration könnten verloren gehen. An dem Felsen umher sind die Namen der Seeleute eingegraben, welche vor der Besitzergreifung durch die Engländer hierher gekommen sind, um Wasser zu schöpfen.

Die Feuchtigkeit, welche das benachbarte Erdreich durchdringt, genügt um schöne Bananenbäume und üppiges Gras emporzutreiben.

Wir stiegen auf der andern Seite der Insel niederwärts, auf einem sehr bequemen, zum Theil in den besagten Tuff gehauenen Wege. Wir umkreiseten die Insel auf den Höhen; am Fuße beträgt ihr Umfang 27 Englische Meilen.

Wir befanden uns auf der der Rhede **) entgegengesetzten Seite, welche unter dem Winde liegt. Dieser Theil des Gebirges senkt sich vom Gipfel desselben bis zum Wasser in gerader Linie, ohne durch so viele Spuren vulkanischer Ausbrüche durchschnitten zu werden; da er ferner im Windstriche liegt und folglich der Einwirkung der Luft und des Regens am meisten ausgesetzt ist, so hat seine Oberfläche schon ein wenig gelitten, und es hat sich etwas urbare Erde gebildet. Ein schönes Moos bedeckt die Steine; Geranien, wilder Indigo, Ipecacuanha wachsen in Fülle, allein nur in sehr kleinen Species. Ochsenheerden finden eine magere Weide in natürlichen Umzäumungen, d. h. in Thälern, die durch Lavagebirge gebildet u. durch eine hölzerne Sperre geschlossen sind. Rudel wilder Ziegen, frei herumirrende Englische Schafe, zwei oder drei Pferde, die eine eben so seltene als magere Nahrung suchen, eine Hütte nebst Umgebung zur Erziehung und Pflege von zahmem Geflügel, Fasane und wilde Perlhühner in großer Menge, und ungeheuere schwarze Ratten machen die thierische Bevölkerung der Insel aus.

Die Ratten sind, wie ich glaube, die einzigen Eingebornen. Die Ziegen sind so wild, daß man nicht anders als durch einen Schuß ihrer habhaft werden kann. Man macht Jagd auf sie zur Verproviantirung der Besatzung und der Schiffe.

Wir kamen an einem Orte vorbei, den man cricket-vale nennt, wo sich die Offiziere an den Sonntagen am Kriketspiele ergötzen. Es ist dieses ein großer Krater, der seine Gestalt zwar beibehalten hat, allein bis zur Hälfte mit Gerölle angefüllt ist, indem er bei großen Regengüssen auf einige Stunden einen großen Wasserfall abgab und vielleicht noch abgibt.

Von dort stiegen wir unter vielen Beschwerden wieder aufwärts über einen auf die seltsamste Weise von Felszacken starrenden Bergvorsprung, einen zerborstenen, gezahnten, durchbrochenen, in außerordentlichen Gestalten aufgeschichteten Lavahaufen, und nach einem fünfstündigen ermüdenden Laufe fanden wir uns wieder an dem Meierhofe.

*) Nach einer mündlichen Erklärung, welche der Verfasser dem Hrn. Prof. Steininger gegeben hat, ist die Quelle mit einer Pumpe versehen. Durch dieses eben so leichte als zweckmäßige Mittel treibt man das Wasser durch diesen Tunnel, der so zu sagen die beiden Seiten des grünen Gebirges miteinander verbindet.

**) Nach einem Umrisse, den der Verf. Hrn. Prof. Steininger von der Insel gemacht hat, befindet sich die Rhede auf der Ostküste; die Südwestküste der Insel besteht durchweg aus Lavafelsen, und es findet sich der größte Theil der Kratere auf dieser Seite am Abhange und zwischen Bergrücken, die sich allmählig von der Küste bis zum Gipfel des grünen Gebirges erheben. Es sind dieser Bergrücken drei bis vier; das cricket-vale befindet sich auf der Südwestspitze der Insel; die Teufels-Reitschule auf der entgegengesetzten Seite der Insel und ein wenig einwärts. Zwischen beiden befindet sich der Gipfel des grünen Gebirges mit dem Meierhofe, näher der Südwestküste als der entgegengesetzten.

Alexander Burnes vor dem Könige von Persien *).

Am 21. Okt. war ich bereits kurz nach Mitternacht in Bewegung, um mit so geringem Verzuge wie möglich nach der Hauptstadt des Königs der Könige zu gelangen. Allein was half mir meine Eilfertigkeit? Wir waren noch nicht viele Schritte von der Karavanserai entfernt, als das Gepäck, womit das Maulthier beladen war, herabfiel, und, während wir es wieder aufzulegen beschäftigt waren, eine andere Ladung von einem Pferde abgeworfen wurde. Wir machten diese Unfälle wieder gut in einer Nacht, die so finster war, wie der Tartarus, und waren schon im Begriff, uns wieder in Bewegung zu setzen, als die Entdeckung gemacht wurde, daß eins der übrigen Pferde sich verlaufen hatte und, was noch beunruhigender war, gerade dasselbe, welches mit allen Aufzeichnungen und Bemerkungen, meinen Karten und Papieren bepackt worden war. Meine Zunge klebte mir am Gaumen, als mir solches hinterbracht wurde, jetzt, mitten unter diebischen Kurden und zu einer Zeit, wo alle Schwierigkeiten der Reise, allem Anscheine nach, ein Ende hatten. Inzwischen, nachdem wir eine halbe Stunde gesucht hatten, fanden wir das verlaufene Pferd wieder, und ich trabte nunmehr mit aller Schnelligkeit dem Thore von Teheran zu, welches ich um Mittag erreichte. Ich begab mich sogleich nach der Wohnung der Brittischen Gesandtschaft und gab mich an der Hausthür als einen „Firingih" an. Nicht lange, so wurde ich von Sir John Campbelle, dem Gesandten am hiesigen Hofe, empfangen und ich brachte bei ihm und seiner liebenswürdigen Familie einige frohe und angenehme, durch die größte Gastfreundschaft und Güte ausgezeichnete Tage hin.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus Burnet's Reisen nach und in Bokhara. I. Bds. S. 495.

Berichtigung.

Zur Ueberschrift des in No. 79 mitgetheilten Gedichtes füge man hinzu: Aus einem Münchener Blatte.

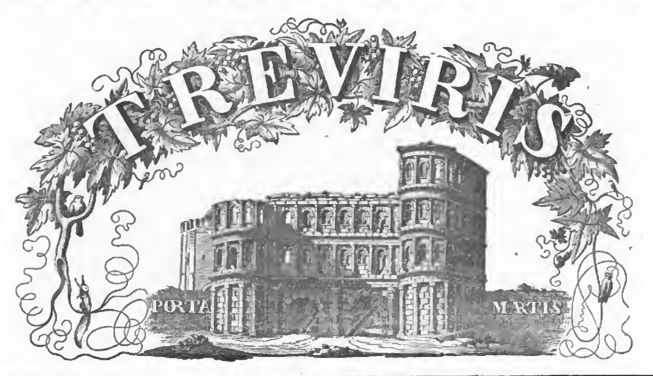
No. 81. S. 2. Sp. 2. Z. 19. v. u. st. Blei l. Blitz.

Aut. Schönberger, Verleger.

A. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155).

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 17. October. N°. 83.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro September 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Während der ersten Hälfte des Monats September war die Witterung abwechselnd, doch vorherrschend regnigt und rauh, mit mehrern kalten Nächten.

Seit dem 18. September war das Wetter angenehm und mild geworden.

Das Gewitter am 26. September brachte wieder Regen und kalte Tage.

So hoffnungsreich die Aussichten anfänglich für den von dem Wechsel der Witterung so abhängigen Weinbau in den Gegenden der Mosel und Saar waren, so scheinen sie doch diese Hoffnungen nicht verwirklichen zu wollen.

Es ist noch eine sehr warme und fruchtbare Witterung, auf welche bei der jetzigen Jahreszeit schwerlich zu rechnen sein wird, erforderlich, um den Wein zur gehörigen und völligen Reife zu bringen. Allem Anschein nach wird es nur Wein von mittelmäßiger Qualität, die der des vorigen Jahres bei weitem nicht gleichkommen wird, geben.

Desto gedeihlicher war der Regen für die Kartoffeln, die im Allgemeinen recht gut gerathen sind, und mit deren Erndte man zum Theil schon begonnen hat. Auch die andern Gemüsearten und die Rübsaat sind sehr gut gerathen, besonders hatte die Witterung einen sehr günstigen Einfluß auf den Tabacksbau, der im Kreise Wittlich schon in ziemlichem Umfange getrieben wird.

Auch die Wintersaat steht sehr gut.

Weniger ergiebig ist die Erndte des Grummet ausgefallen.

Hopfen, der an der Kyll, im Kreise Bitburg, in bedeutender Menge gebaut wird, ist in diesem Jahre von vorzüglicher Qualität, wenn auch die Quantität geringer ausfällt, als im vorigen Jahre.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise sind in Folge der für das Getreide so günstigen Witterung seit dem vorigen Monate etwas gefallen.

Die Durchschnittspreise sind für:

1) Weizen der Scheffel	1 Rth.	16 Sgr.	„ —
2) Roggen „ „	1 —	5 —	„ —
3) Gerste „ „	1 —	1 —	„ —
4) Hafer „ „	„ —	19 —	„ —
5) Erbsen „ „	1 —	11 —	„ —
6) Kartoffeln „	„ —	12 —	„ —
7) Heu „ Centner	„ —	20 —	„ —
8) Stroh „ „	„ —	11 —	„ —

III. Gesundheits-Zustand.

a) Bei den Menschen. Die Berichte über den Gesundheitszustand der Menschen lauten im Allgemeinen günstig.

Zu Steinbach, im Kreise St. Wendel, sind die natürlichen Blattern vorgekommen und auch nach Niederlinzweiler hinüber geschleppt worden; die landräthliche Behörde hat aber die erforderlichen Maaßregeln ergriffen, um die weitere Verbreitung zu verhindern.

Zu Laifaul, einem Weiler im Kreise Berncastel, wurden 12 Personen von den Varioloiden befallen, der weitern Verbreitung aber wurde vorgebeugt.

Die Vaccination ist fast in allen Kreisen unsers Bezirks beendet und ist von gutem Erfolge gewesen.

b) Bei den Hausthieren. Bei den Hausthieren sind keine bedeutende ansteckende Krankheiten vorgekommen.

Zu Bergweiler, im Kreise Wittlich, hat die bei dem Rindvieh herrschende Krankheit noch nicht ganz aufgehört.

In einigen Gemeinden des Kreises Saarburg sind viele Schweine an der Bräune gefallen.

IV. Unglücksfälle.

Im Kreise Daun ertrank am 7. d. M. ein Mann von 36 Jahren, der an der Epilepsie litt, in der Kyll,

an deren Ufern er mit Abschneiden von Weiden beschäftigt war.

Zu Neil, im Kreise Wittlich, wurde ein Kind von 15 Monaten von einem beladenen Wagen überfahren und starb am folgenden Tage an den Folgen der erlittenen Beschädigungen.

Zu Huntheim, in demselben Kreise, wurde ein junger Mensch von 17 Jahren von einem dort einquartirten Soldaten mit einer spitzen Stange gefährlich verwundet.

Im Kreise Berncastel wurde zu Wehlen ein verheiratheter Mann und Vater von 2 Kindern bei dem Ausgraben eines Kellers verschüttet und blieb gleich todt.

In Horbruch verwickelte sich ein einjähriger Knabe in der Wiegenschnur und wurde dadurch erdrosselt.

Zu Trier fiel ein betrunkener Müllerknecht vom Pferde und wurde durch den über ihn fahrenden beladenen Wagen schwer verletzt.

Ein 9jähriges Mädchen fiel von einem Haufen Bauholz, auf welchem es spielte, und brach das linke Bein.

Zu St. Johann wurde ein kleines Kind durch den Postwagen überfahren.

Im Laufe des Monats sind im Regierungsbezirke mehrere Feuersbrünste u. Brandunglücksfälle vorgekommen.

So brach am 2. September, Abends 9 Uhr, zu Zeltingen, im Kreise Berncastel, ein Feuer aus, durch welches 14 Häuser und 11 Nebengebäude eingeäschert wurden. Leider büßten auch 2 Menschen, die Ehefrau und die Schwester des jüdischen Krämers Lion Joseph, ihr Leben dabei ein. Sie hatten sich mit ihren besten Sachen in den Keller geflüchtet, konnten aus demselben, weil die Gebäude umher alle vom Feuer ergriffen waren, nicht mehr herauskommen und mußten ersticken. Sie wurden erst vermißt, als das Feuer beinahe gelöscht und die Rettung zu spät war. Lion Joseph war auf einem Jahrmarkte abwesend und kehrte erst am andern Tage Nachmittags von demselben zurück.

Nur durch die schnelle Hülfe der aus der Umgegend Herbeieilenden wurde es möglich, dem mächtigen Feuer Einhalt zu thun und die weitere Verbreitung des Brandes zu verhindern.

Besonders zeichneten sich die Mannschaften der zu Zeltingen und Rachtig cantonirenden Compagnien des 29. Infanterie-Regiments durch schnelle, unerschrockene u. umsichtige Hülfsleistung bei diesem Brande aus, u. ihnen ist besonders die Löschung des Brandes zu danken. Der Unteroffizier Franz Wegener aus Arenholz dirigirte längere Zeit auf einem sehr gefährlichen Standpunkte den Spritzenschlauch, bis er von der Leiter aus dem zweiten Stockwerke herunterstürzte und sehr bedeutend beschädigt wurde. Die Soldaten Hermann u. Thelen II. von der 10. Compagnie versorgten mit außerordentlicher Anstrengung und Ausdauer die ganze Nacht hindurch eine Spritze mit dem erforderlichen Wasser.

Die unverehelichte Catharina Haubs von Wehlen stand die ganze Nacht hindurch in der Mosel und füllte die Brandeimer mit Wasser.

Von den Mobilien wurden nur wenige gerettet, weil das Feuer sehr schnell um sich griff. Der Schaden ist auf 29,500 Rthlr. abgeschätzt worden.

Das Feuer ist wahrscheinlich durch das Trocknen von Korngarben auf einem Backofen entstanden und wird die eingeleitete Untersuchung das Nähere ergeben.

Am 10. vorigen Monats, Abends gegen 10 Uhr, wurde zu Hölzbach bei Merscheid, ebenfalls im Kreise Berncastel, durch Feuer eine mit Getreide angefüllte Scheune eingeäschert.

Zu Winchringen, im Kreise Saarburg, brach am 18. v. M., Morgens gegen 3 Uhr, Feuer aus und verzehrte 6 Wohnhäuser und 2 Scheunen.

Zu St. Nicolaus, im Kreise Saarbrücken, wurde ein Haus nebst Scheune u. Stallung ein Raub der Flammen.

Zu Bliesen, im Kreise St. Wendel, brannten am 31. August 10 Wohnhäuser und 5 Scheunen ab.

Am 5. v. M. entstand bei Hetzerath, im Kreise Wittlich, ein Waldbrand, der sich auf eine Fläche von fast 7 Morgen erstreckte und noch größern Schaden angerichtet haben würde, wenn es nicht den Bemühungen der herbeigeeilten Einwohner von Hetzerath und Erlenbach gelungen wäre, den Brand zu dämpfen.

Zu Bisten, im Kreise Saarlouis, brannte am 3. vorigen Monats ein Wohnhaus ab.

Zu Gresaubach, in demselben Kreise, entstand am 13. v. M. ein Feuer, welches 2 Wohnhäuser nebst Stallungen einäscherte.

Auch zu Dillingen wurden in der Nacht vom 17. zum 18. v. M. 7 Wohngebäude ein Raub der Flammen und noch 2 andere sehr beschädigt.

V. Gemeinde-Angelegenheiten.

Das Rechnungswesen der Gemeinden ordnet sich immer mehr, und fast alle Rechnungen aus dem Jahre 1834 sind abgeschlossen.

Auch sind beinahe alle Gemeinde-Budjets für 1836 eingereicht und viele derselben schon festgestellt worden. Es ist dabei besonders darauf gesehen worden, daß das Grund-Eigenthum der Gemeinden besser als bisher benutzt und so viel als möglich verwerthet werde.

Zu Gerolstein, im Kreise Daun, wurden gegen 80 Morgen Gemeindeland, welches bisher öde gelegen, in Cultur gesetzt. Das im vorigen Jahre cultivirte Gemeindeland in dieser Gemeinde soll in diesem Jahre schon 1000 Scheffel Roggen geliefert haben.

Im Kreise St. Wendel macht die Organisation die besten Fortschritte.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Zu Saarbrücken ist der Superintendent und vormalige Director des dortigen Gymnasiums, Zimmermann, gestorben.

Die Schulprüfungen haben fast allenthalben ein erfreuliches Resultat geliefert, und die Bildung der Jugend macht die erfreulichsten Fortschritte.

In vielen Elementar-Schulen unsers Bezirks ist Barnbaum's vaterländische Geschichte bereits als Lehrbuch eingeführt worden, in den kleinern wird ein Auszug aus diesem Lehrbuche zur Anwendung gebracht u. als Lesebuch zugleich benutzt werden, so daß vom nächsten Schuljahre ab, auch in der geringsten Schule die vaterländische Geschichte zur Belebung patriotischer Gesinnungen in einer den Verhältnissen entsprechenden Weise gelehrt werden wird.

Mehrere neue Schulhäuser sind im Laufe dieses Jahres gebaut worden und zur Ausführung des Neubaues mehrerer andern ist das Erforderliche eingeleitet.

Die Schülerzahl des hiesigen Gymnasiums hat bedeutend zugenommen.

Die hiesige Stadtbibliothek hat abermals ein sehr werthvolles Geschenk erhalten, indem die Royal Record-Commission zu London derselben abermals 18 schön eingebundene Foliobände des großen Werks the record of great Britain, als Fortsetzung der schon früher übersandten 74 Bände desselben Werks, durch Vermittlung des General-Consuls Hebeler, übersandt hat.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Die Bewegungen der Truppen während des Herbst

manövers hat einiges Leben im Kleinhandel, besonders in den mit Truppen belegt gewesenen Kreisen hervorgebracht. Sonst geht es im Handel sehr still. Nach Vieh und nach Getreide ist wenig Frage und der Absatz war unbedeutend. Nur einige Partien fettes Vieh wurden verkauft.

Von Wein vom Jahrgange 1833 wurden an der Mosel einige Quantitäten zu sehr geringen Preisen verkauft. Besser und zwar mit 100 bis 150 Rthlr. das Fuder wurden mehrere Partien Wein von 1834 verkauft.

Ueberhaupt wird die letztere Sorte mehr gesucht, seitdem die Hoffnung auf eine vorzügliche Qualität des diesjährigen Weines verschwunden ist.

In den gewerblichen Etablissements des Bezirks herrschte viel Thätigkeit. Auch ist die Schifffahrt auf der Mosel und Saar bei zunehmendem Wasser etwas belebter geworden.

Die Arbeiten auf dem Wege bei Longcamp, im Kreise Berncastel, und auf der Aachener Straße, im Kreise Prüm, werden thätig betrieben. Der Erstere gelangt im Laufe dieses Monats zur Vollendung.

Auch haben mehrere Gemeinden fleißig auf den Wegen gearbeitet.

Nachrichten über Seidenbau.

I. Versuch der Seidenzucht an der Saar.

(Eingesandt.)

Der Herr Schullehrer Peter Junk zu Merzig an der Saar, gegenwärtig 64 Jahr alt, dessen Amts-Jubiläum und schöne Wirksamkeit die Trierische Zeitung unlängst mittheilte, hat vor 5 Jahren eine Hecke von Maulbeerpflanzen angelegt, die 16 Ruthen in der Länge beträgt. Diese Pflanzen erhielt er von Herrn Regierungsrath Schmelzer bei Trier. Von den Blättern derselben nährte er seine Raupen. In diesem und dem verflossenen Sommer gewann er von denselben 1 Pfd. und 23½ Loth weiße Seide. Cocons oder Gespinnste der Seidenwürmer hatte er 17 Pfd.

Die Bäumchen kommen auch hier sehr gut fort und sind schön gewachsen.

Der alte Schullehrer ist ganz der Meinung, daß der Seidenbau ein sehr einträglicher Erwerbzweig im Saarthale werden könne, und ist daher ein eifriger Lobredner desselben.

Auch in Besseringen, 1/2 Stunde von Metloch an der Saar, stehen Maulbeerbäume, von Herrn Schmelzer dorthin geschickt, die herrlich gedeihen.

II. Versuch der Seidenzucht zu Luxemburg.

Hier hat Herr Kaufmann Würth seit 2 Jahren Versuche mit der Seidenzucht gemacht, die man als wohlgelungen ansehen kann. Im Jahre 1831 ließ er eine beträchtliche Partie Maulbeerpflanzen von Manheim kommen: sie kamen im Winter an, wodurch viele zu Grunde gingen. Jedoch behielt er in gutem Zustande an 6000 Stück, die er auf die Ebene des Felsenhügels, beinahe 800 Pariser Fuß hoch, (vielleicht über der Alzed?) pflanzen ließ, wo das ehemalige Schloß des berühmten Peter Mansfeld stand. Der Boden besteht aus dem verwitterten Quadersandsteine (von H. Steininger Luxemburger Sandstein genannt). Der Theil des Landes, der mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist, und etwa 10 Minuten von der Oberstadt Luxemburg östlich liegt, ist nach Süden etwas abhängig. Als Herr Würth die Pflanzen erhielt, waren sie erst strohhalm dick und 4 bis 6 Zoll hoch. Jetzt sind es Stämme von 10 bis 15 Fuß Höhe, haben 1 bis 2 Zoll Durchmesser, und sind von gesundem Ansehen. Sie stehen 6 bis 8 Fuß auseinander (sollten aber wenigstens noch so weit von einander stehen). Die Grains erhielt er aus Italien und Frankreich. 4000 — 5000 Raupen spannen 10 Pfund Cocons, welche 1¼ Pfd. Seide gaben. In diesem Jahre erhielt er weiße Seide, voriges Jahr gelbe und weiße. Sie soll nach dem Urtheile von Lyoner Kaufleuten und Bergischen Fabrikanten die Italienische an Güte übertreffen.

Herr Würth behauptet, daß der Seidenbau in Luxemburg vortrefflich gedeihen und ein sehr einträglicher Gewerbzweig für das Land werden könne. Seine Bäume und seine Versuche mit der Seidenzucht begründen diese Hoffnung. Er ist sehr gefällig und bereit, jedem die gewünschte Auskunft über dieselben zu geben. Interessirende belieben sich daher an ihn zu wenden, damit sie mit Augen seine schöne Pflanzung sehen, den großen Nutzen der Seidenzucht von ihm hören und so zum Glauben kommen.

Alexander Burnes vor dem Könige von Persien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nachdem ich durch den Gesandten bei den „Pfeilern des Staates", den Cabinets-Ministern Persiens, eingeführt worden war, hatte ich am 26. October die Ehre, Sr. Majestät vorgestellt zu werden. Ich hatte den Großmogul selbst und die Beherrscher von Cabul und Bokhara, so wie viele andere erhabene Personen gesehen, und es machte mir Vergnügen, mich jetzt am Persischen Hofe zu befinden. Der „Kible alum" oder die Anziehungskraft der Welt (so wird der König betitelt) saß in einem Spiegelsaal und noch außer dem Bereich des Lichts seines Antlitzes stellten wir uns auf und grüßten. Hierauf traten wir vor und grüßten abermals, und Se. Majestät erwiederten den Gruß mit dem lauten Ruf: „Kusch amudid", seid willkommen. Wir stiegen jetzt einige Stufen hinauf und befanden uns nunmehr Angesichts des Königthums. Dumagh i schuma tschack ust, ist Euer Kopf hell? rief Se. Majestät mit einer sonoren Stimme aus, worauf wir uns in einer, dem Sitz des Schahs gegenüber befindlichen Ecke aufstellten und das Compliment mit einem Gruß erwiederten. Sir John Campbell, Capitain Macdonald und ich waren da, und die Minister standen auf jeder Seite von uns. Der Schah saß etwa 40 Fuß entfernt, und eine Ausstellung von Krystall, mit eben so wenig Geschmack, wie in einem Kaufladen geordnet, trennte uns von dem Könige der Könige. Die Armleuchter hingen in so dichter Zahl von der Decke herab, daß die Aehnlichkeit mit einem Glasladen vollständig wurde, und bevor eine Unterredung angeknüpft war, erhielten wir die Weisung, unsere Degen an uns zu halten, damit wir die hinter uns in die Wand eingefügten Spiegel nicht zerstoßen möchten. „Versteht er Persisch?" sprach Se. Majestät zu einem der Minister. „Bele, bele, ja, ja!" war die Antwort, „er spricht Türkisch, Afghanisch, Hinduisch rc. rc."; obgleich ich bald in Verlegenheit gerathen sein würde, hätte der Schah seinen Dialekt ausgewählt. „Ihr habt eine lange und schwierige Reise gemacht", begann Se. Maj., und die Leutseligkeit und das einnehmende Wesen waren der Art, daß ich mich plötzlich von aller Verlegenheit frei fühlte und in dem vertrautesten Gespräch mit der „Freistätte der Welt" begriffen war. Er bat mich, ihm die Städte, die ich besucht, zu nennen, und ich schloß das lange Verzeichniß derselben mit der Aeußerung, daß Gottes Gnade mich zuletzt

in seine erhabene Hauptstadt geführt habe. Er brach
in dem Tone der Ueberraschung in die Worte aus:
„Nein, ein Perser hätte so viel nicht auszurichten
vermocht! Aber was bewog Euch, den Gefahren und
Beschwerden einer solchen Reise Euch auszusetzen? Die
Wißbegierde habe mich veranlaßt, entgegnete ich.
„Reiset Ihr in der Eigenschaft eines Europäers?“
Ich bejahete dieß. „Es muß Euch viel Geld gekostet
haben“, fuhr der Schah fort und lachte herzlich, als
ich ihm erzählte, daß wir unsere Erlösung aus den
Händen der Turkomanen durch zwei Golddukaten und
ein wenig Thee bewirkt hätten. „Habt Ihr über Eure
Reisen Notizen gesammelt?“ fragte der Schah. „Ja,“
erwiederte ich, „ich habe die Berge vermessen, die
Straßen untersucht und die Flüsse sondirt.“ „Diese
Leute sind Löwen!“ rief der erstaunte Monarch aus.
„Bele, bele“, hallte es von den Ministern wider,
„sie sind Tiger, sind Rustums.“ „Gebt mir eine
kurze Beschreibung von dem Zustande Cabul's“, fuhr
der König fort, „erzählt mir von der Macht des
Beherrschers und seiner Brüder.“ Ich erklärte mich
zu diesem allen bereit und fügte, als ein Hofmann,
hinzu, daß der Beherrscher seine Macht den Persern
verdanke, die er in sein Interesse gezogen und die sich
dort aufhielten. Der Schah erkundigte sich nach ihrem
Stamm und ihrer Zahl, worüber ich dann auch Sr.
Maj. Aufschluß ertheilte. Hierauf stellte er ähnliche
Fragen über die Macht sämmtlicher Fürsten zwischen
Indien und Persien an mich, erkundigte sich nach der
Straße über den Hindukusch und insbesondere nach
der Befahrbarkeit und Größe des Orus, den er den
Jihon nannte, und schien ihn als den größten Fluß
der Welt zu betrachten; auch gedachte er der Wüsten,
durch welche ich gekommen war, und fragte, ob sie
für ein Heer zu passiren seien. Sodann kam Se. Maj.
auf das Volk von Bokhara zu sprechen und erkundigte
sich, ob es durch die Annäherung des Abbas Mirza
an die Grenzen in Schrecken gerathen sei. Bedarf es
noch der Erwähnung, daß ich dem Könige zur Ant-
wort gab, daß es allerdings zittere? Er lächelte bei
meiner Schilderung der Priester oder Mullahs, und
ließ Verachtung blicken, als ich den Namen des Königs,
des „Emir al Mominin“, des Beherrschers
der Gläubigen, nannte. „Habt Ihr während Eurer
Anwesenheit unter den Usbeken Pferdefleisch gekostet?“
war die nächste Frage, die ich bejahete, mit der Be-
merkung, daß das Fleisch nicht unschmackhaft sei.
„Wie aber gelangtet Ihr aus der Mitte der Turko-
manen?“ fragte Se. Maj. zum zweitenmal. „Ich
warf dem Hunde ein Stück Fleisch vor und entrann
so seinen Zähnen.“

Nach einer kurzen Unterbrechung des Gesprächs er-
kundigte sich der Schah mit einigem an seine Frage ge-
knüpften Interesse nach dem größten Wunderwerke,
welches ich auf meinen Reisen gesehen. Die Gelegen-
heit war zu günstig, an einem so eiteln Hofe, und
ich gab daher mit lauter Stimme zur Antwort: „Mit-
telpunkt des Weltalls, welcher Anblick wäre wohl dem
gleichgekommen, den ich gegenwärtig genieße, dem
Glanze des Antlitzes Ew. Majestät, o Anziehungskraft
der Welt!“ Der Schah nickte beifällig, was von den
Pfeilern des Staats mit beipflichtendem Gemurmel auf-
genommen wurde, und meine Antwort erhielt die An-
erkennung des Königs und der Minister. „Aber“,
fuhr der König fort, „welche Stadt habt Ihr am
meisten bewundert?“ Jetzt war, nach einer solchen
Schmeichelei, eine genaue Antwort erforderlich, und
ich äußerte daher, daß Cabul das Paradies auf un-
sern Reisen gewesen sei. Er erkundigte sich namentlich
und insbesondere nach Balkh und dem gegenwärtigen
Zustande dieser „Amulbulad“ oder Mutter der Städte.

„Ihr wurdet dem Kronprinzen vorgestellt“, sprach
der König; „und Se. Königliche Hoheit waren sehr
herablassend gegen mich“, versetzte ich; „er sandte mich
mit einem Khan durch das Land der Turkomanen.“
„Sagt mir, was Ihr von Kuchan haltet.“ Diese
Frage bot mir eine Gelegenheit dar, den alten Monar-
chen mit den Einzelnheiten des von seinem Sohne er-
rungenen Sieges, der noch durch die furchtbare Schil-
derung, die ich von der Stärke der gefallenen Festung
gab, vergrößert wurde, zu erfreuen. „Wird der Naib
Sultanut (so nannte er Abbas Mirza) im Stande
sein, Schurukhs zu erobern und die Turkomanen in je-
ner Gegend zu überwältigen?“ Sicherlich“, erwieder-
te ich, „sie werden vor ihm auf die Kniee fallen.“
„Wird der Ort seine Armee erhalten können?“ Ich
zählte die Hülfsquellen desselben auf. Einer der Mi-
nister äußerte, indem er zu den von Sr. Majestät ge-
wünschten Aufschlüssen Einiges hinzufügte, daß Schu-
rukhs der Garten Adam's wäre, der täglich von Cey-
lon (Serendib) aus gekommen sei, um es zu pflügen.
Ich hatte von der Sage gehört, sie jedoch nicht in die
statistischen Einzelnheiten, die ich Sr. Maj. mittheilte,
aufgenommen. „Was ist Eure Ansicht von meines
Sohnes Armee? Ist sie tüchtig?“ Ich versicherte
Sr. Maj., daß dies der Fall sei. „Aber sagt mir
ganz unverholen Eure Meinung von ihren Verdiensten.“
Ich äußerte hierauf, daß die Kleidung und Ausrüstung
der Truppen abgetragen wäre, daß jedoch heutzutage
keine Asiatische Macht solchen Streitkräften zu wider-
stehen vermöchte, und daß sie durch errungene Vortheile
begeistert wären. Se. Maj. kam nunmehr wieder auf
meine eigenen Angelegenheiten zu sprechen und fragte,
wohin ich jetzt zu reisen gedenke. Nach Indien, war
die Antwort. Nach dem Zwecke meiner Reisen erkun-
digte er sich nicht weiter. „Auf welche Weise reistet
ihr in Turkestan?“ fragte der Schah. Ich sagte ihm,
daß ich mich eines Kameels bedient habe, worüber er
lächelte. Nach einer flüchtigen Unterredung und eini-
gen Höflichkeitsreden zwischen dem Schah und dem Ge-
sandten beurlaubten wir uns bei dem Könige der Kö-
nige mit den nämlichen Verbeugungen und Ceremonien,
wie beim Herannahen zu ihm.

Futtih Ali Schah hat keineswegs das Anse-
hen eines Greises, obgleich er gegen 70 Jahre alt sein
muß. Seine Stimme ist voll und wohltönend und er
sitzt aufrecht mit vieler Würde. Seine Kleidung war
auffallend einfach und von schwarzem Tuch, was ihn
nicht kleidete und überdies für seinen Bart, dieses
Wunder des Morgenlands, keine vortheilhafte Wirkung
hervorbrachte. Es sollte mich nicht Wunder nehmen, wenn
dieser Monarch seinen Sohn Abbas Mirza überlebte*).
Man sagt, er nehme zu der Essenz von Perlen u. Edelstein,
als tonischem Mittel, zu welchem die Morgenländischen Aerzte
großes Vertrauen hegen, seine Zuflucht, um seine abnehmenden
Kräfte zu stärken. Die neueren verwenden diese Kostbarkeiten zu
andern Zwecken, u. der Schah von Persien hat das Verdienst, zu
den einzelnen Personen zu gehören, von denen ich gehört hört habe,
daß sie dieselben zu einem nützlichen Zwecke verwenden.

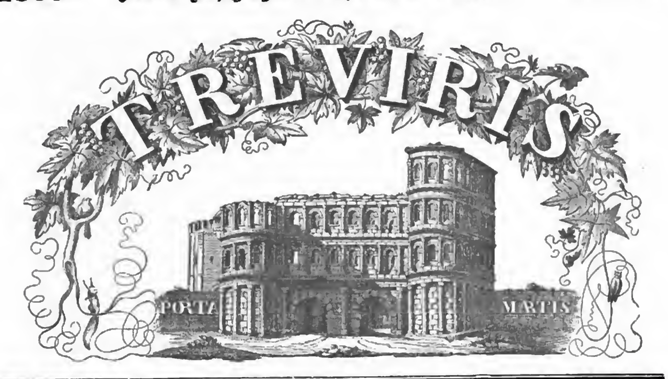
*) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß dies niederge-
schrieben war, bevor die Nachricht von Abbas Mirza's
Tode in England eintraf.

U. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein N°. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 21. October. N°. 84.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

P.

Paffheit, dadurch wird in Urkunden des Mittelalters gewöhnlich die Weltgeistlichkeit bezeichnet; siehe Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 598, auch 312 und 481.

Pagament, heißt eine nach dem gewöhnlichen Münzenlaufe gemachte Zahlung, wird in Urkunden und andern Dokumenten oft gelesen; siehe z. B. Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 173, 226, 362 u. s. a.

Panis-Briefe, in den Niederlanden Pain-d'abbé genannt, waren von dem Landesherrn unterzeichnete Anweisungen an ein reiches Kloster, zu Gunsten alter Staatsdiener oder ihrer hinterlassenen Frauen, Kraft welcher die in solchen Begnadigungs-Briefen genannten Personen von diesen Klöstern jährlich eine Unterstützung zu beziehen hatten. Von derlei Panis-Briefen spricht Neller einige Worte in seiner Abhandlung de origine, diversitate et naturâ feudorum Trevirensium, Cap. II. §. 4. bei Hontheim im Prodromus Tom. I. Seite 591. Clemens Wenceslaus, Erzbischof von Trier, hat im Jahr 1784 der Abtei St. Martin auferlegt, dem Jungfrauen-Klester zur Congregation in Trier jährlich eine Unterstützung von 500 Thaler zu zahlen.

Pergen. Trier. Kronik v. J. 1824. S. 253.

Pezien, so nannte man bei dem ehemaligen gerichtlichen Verfahren die verschiedenen Aktenstücke eines Prozesses, von dem Lateinischen Pecia.

Pfand-Vogt. Dieses Wort ist in ältern Dokumenten nicht so bekannt, als die Sache selbst. Ich fand mehrere Beispiele, wo das Vogtrecht (jus advocatiæ) verkauft, ein andermal verpfändet und später nochmal eingelöst wurde, daher der Namen Pfand-Vögte. So scheint mir auch die Advocatia Dreysiana im Trierischen, ehedem dem Grafen von Manderscheid von Seiten der Abtei Echternach verpfändet gewesen zu sein; in dem Archiv dieses Klosters habe ich einige Dokumente eingesehen, in welchen folgende Stellen angemerkt waren: a) Anno 1660. Richardus abbas redimit Dreysianam advocatiam post varios processus cum advocato habitos in curia suprema Mechlinensi et Spiræ. — b) Anno 1492. Differentia inter abbatem et Bernardum de Burscheidt als Pfand-Vogten ist gelegt worden. c) Anno 1523. Scheffenweisthum und Urtel gegen den Herrn von Elter, als Pfand-Vogten zu Ettelbrück. d) Anno 1493. Burchardus Abbas conqueritur in consilio provinciali, quod Bernardus de Burscheidt prohibeat, ipsi consuetum homagium fieri ab homibus et subditis in Ettelbrücken: item eosdem à molendino bannali absolvere et ad suum molendinum in Birtringen cogere velit, in quo nullus Advocatus hereditarius, minus, hypothecarius, eum hactenus turbavit.

Pharon, ein ehemals in dem Herzogthum Luxemburg bekanntes Hazardspiel, welches durch eine Verordnung vom 26. September 1713 unter Strafe von 500 Florin verboten wurde.

Pichter. So heißt der unweit der ehemaligen Abtei St. Maximin gelegene Weinberg seit mehreren Jahrhunderten, der sich aber nicht ausschließlich diesen Namen beilegte; denn auch andere Weinberge kommen in Dokumenten früherer Zeit unter dieser Benennung vor; so heißt es z. B. in einem Rentenbuch des Erzbischofs von Trier aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts: Habet etiam Archiepiscopus in Waltrache 15 vineas, quæ appel-

labantur pichtere, quarum vinearum fructus redditur Archiepiscopo medius. Ferner heißt es daselbst: ad hos quidem mansos 30, pertinent 24 vineæ quæ pichtere vocantur. Ueber die Herleitung dieses Wortes will ich nichts bestimmen; das Wort Picheria, welches ein Geschirr bedeutet, womit man den Wein ausgemessen hat, führt mich noch zu keiner Meinung hin.

Plunder heißt so viel als Mobiliarschaft; in einem Dokument vom 14. Jänner 1544 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 694 lesen wir: „daß du uns mit einem geleyterten Wagen wohl „gespannet, umb unseren Plunder zum Reichs„Tage damit zu fueren, dienen." Daher plündern, d. i. dasjenige wegnehmen, was beweglich ist.

Plutscherten, ein Hau- und Stechgewehr, eben nicht so groß, als die sogenannten Schlachtschwerdter; in der Limburger Kronik bei Hontheim im Prodromus Tom. II. S. 1160 b. lesen wir: „Da das „Schießen ein End, griffen sey zur Wehr und „metzelten mit Naziren u. breiten Plütscherten."

Processio nigra: siehe Schwarze-Procession.

Puer nostræ congregationis: dieser Ausdruck ist in Dokumenten und Nekrologen einiger Trierischen Abteien nicht unbekannt, so heißt es z. B. in dem Necrologium S. Maximini, in Hontheims Prodromus Tom. II. Seite 966: Engelradus puer nostrae congregationis. Hier macht Hontheim folgende Anmerkung: Duæ olim erant ætates in religiosorum hominum delectibus, puerorum alia, alia adultorum; illos infantes et pueros, hos ex laicis conversos appellare solebant. Siehe auch daselbst Seite 975 und 982. Es war in dem Mittelalter Sitte, daß man in den Klöstern junge Knaben aufgenommen hat, um denselben in den Wissenschaften und den Glaubenslehren Unterricht zu geben, auch mit Mönchs- und Klosterleben bekannt zu machen, welche gewöhnlich nach erreichtem erforderlichem Alter die Gelübde des Ordens abgelegt haben. In welcher strengen Diszplin ehedem in dem Kloster St. Gallen solche Knaben gelebt haben, das erzählt uns Goldast, Rerum Alamannicarum scriptores, Tom. I. Seite 42.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Johann Tobias Bürg.

Dieser ausgezeichnete Mathematiker und Astronom, den die Geschichte der Wissenschaft neben Tobias Mayer und Laplace nennt, ward den 24. Dezember 1766 zu Trier*) von wenig bemittelten Eltern geboren. Der Knabe zeigte frühzeitig eine große Lernbegierde, weßhalb ihn der Vater zum Studiren bestimmte. Da indessen die Vermögens-Umstände der Familie sich täglich verschlimmerten, so entschloß sich der junge Bürg, ein Handwerk zu erlernen, um so dem Vater, sobald als möglich, Beistand leisten zu können. Allein sein Lehrer, der in ihm ausgezeichnete Anlagen wahrnahm, suchte dieses zu verhindern. Bürg absolvirte seine Studien mit solchem Glanze, daß er der Aufmerksamkeit des damaligen Präses der Studien-Hof-Commission, G. Franz van Swinten *), dem Sohne des berühmten Arztes dieses Namens, empfohlen ward, an dem er in der Folge einen eben so warmen Freund als hochherzigen Gönner fand.

Dieser forderte ihn auf, sich dem Studium der höhern Mathematik und Astronomie vorzugsweise zu widmen, und ließ ihm zu dem Ende reichliche Unterstützungen aller Art zu Theil werden. Unter Anleitung des damaligen Adjunctus der kaiserlichen Sternwarte, Franz de Paula Triesnecker, übte er sich im Beobachten und studirte die Werke der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronomen. Im J. 1791 ward er als Prof. der Physik an das Lyceum nach Klagenfurt in Unterkärnten berufen, welche Stelle er jedoch bald niederlegte. Denn da durch Hell's Tod sein Freund und Lehrer Triesnecker zum kaiserlichen Astronomen ernannt ward, kam Bürg um die erledigte Adjunktenstelle ein, welche er im September 1792 auch wirklich erhielt.

Von jetzt an beginnt seine litterärische Thätigkeit. In den Wiener Ephemeriden hat er die Beweise seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit als theoretischer und praktischer Astronom niedergelegt. Aber Europäischen Ruf und Unsterblichkeit brachte ihm seine Theorie der Mondsbewegung, so wie seine Tafeln darüber, aus welchen der Schifffahrt ein ungeheurer Vortheil erwuchs, zu wege. Die Seemächte, besonders England, hatten seit langer Zeit hohe Preise auf die Erfindung der Längenbestimmung zur See gesetzt. Es läßt sich dieselbe nur durch zwei Methoden, nämlich durch die Verfertigung genauer Seeuhren und genaue Mondstafeln finden. Die auf die erstern von England ausgesetzten Preise hatten Harrison und Mudge davon getragen; den auf die Mondstafeln gesetzten hatte Tobias Mayer gewonnen.

Im Jahre 1798 stellte das Französische National-Institut die Preisaufgabe: Aus einer großen Anzahl, wenigstens aus fünfhundert, der besten, zuverlässigsten, alten und neuen Mondsbeobachtungen die Epochen der mittlern Länge des Apogeums und des aufsteigenden Knotens der Mondsbahn zu bestimmen. Um diesen Preis stellte sich Bürg nicht etwa bloß mit fünf hundert, sondern mit mehr als drei tausend Beobachtungen in die Schranken. Er bediente sich bei diesen überaus schweren Rechnungen einer eben so eigenthümlichen als sinnreichen Methode. Er berichtigte die Mayer'sche Längen-Epoche des Mondes so genau als möglich. Sein einziger Mitbewerber war der französische Astronom Alexander Bouart. Die Häupter der Wissenschaft: Lagrange, Laplace, de Lambre, Legendre und Méchain waren die Prüfungs-Commissarien, de Lambre erstattete Bericht. Beide Preisaufgaben waren so vorzüglich, daß man den Preis zu theilen beschloß, jedoch so, daß Bürg zwei Drittel desselben erhalten sollte. Allein in der Schlußsitzung unter dem Vorsitze des ersten Consuls, der sich neben dem Ruhme eines ausgezeichneten Administrators und Gesetzgebers auch den Namen eines Beförderers der Wissenschaften zu verschaffen wußte, ward ein doppelter Preis bewilligt und einem jeden der beiden Concurrenten ein Kilogramm Goldes zu Theil. Bürg's Name ward dadurch in beiden Welten bekannt. Er hatte so als junger Mann erreicht, was die kühnsten Hoffnungen der gereiftesten Virtuosen im Fache übertraf.

Kaiser Franz erkannte seine Verdienste um die Wis-

*) Der Umstand, daß sein Name nicht in den Taufregistern der Pfarreien der Stadt und Vorstädte steht, beweiset Nichts gegen die Annahme, daß er ein Trierer sei, weil diese Register, wie alle Civilstands-Beamten bemerken, äußerst ungenau und unvollständig sind.

*) Van Swinten beabsichtigte bekanntlich eine gänzliche Umgestaltung des Unterrichts-Wesen in den Oesterreichischen Erblanden.

senschaft und ertheilte ihm das Leopold's-Kreuz. Ueberdies verlieh er ihm alle Muße, seine Mondsberechnungen zu vervollkommnen und zu beendigen; gewiß ein großes Glück für ihn bei dem gänzlichen Verluste seines Gehörs. Seine nach Laplace's Theorie berechneten Mondstafeln erschienen schon 1806 bei dem National-Institute.

Es ist an sich gleichgültig, wo ein Genie oder ein eminenter Charakter zuerst das Tageslicht erblickte, und von wem er abstammt; aber es heimelt jedes edle Gemüth so lieblich an, sagen zu können, dieser oder jener große Mann ist mein Sohn, mein Bruder, mein Landsmann, daß selbst Eitelkeit und Prahlerei in dieser Beziehung nicht nur auf Verzeihung rechnen darf, sondern sogar den Namen der Verdiensthuldigung erwirbt. Ja wahrscheinlich der Streit der sieben Städte um den Homer ist tief in der Menschennatur gegründet. Dieser Gedanke, der mich einen Laien bewog, voranstehende Zeilen niederzuschreiben, verheißt ihnen gütige Nachsicht von Seiten der Leser; weit entfernt, auf das Verdienst Anspruch zu machen, das Leben und Wirken dieses wahrhaft genialen Mannes dargestellt zu haben, sind sie vielmehr in der Absicht verfaßt, eine geweihte Feder dazu zu veranlassen.

Asiatische Sitten.

Eine Karavane, sagt Burnes bei Gelegenheit seiner Reisen in der Turkomanen-Wüste *), ist eine vollständige Republik, allein ich glaube nicht, daß in den meisten Freistaaten eine solche Ordnung herrscht. Von unsern 80 Kameelen gehörten je drei bis vier verschiedenen Personen an, und es waren vier Kafila-Baschee's da. Ueber die Einrichtung oder die Ordnung des Zuges erhob sich nie ein Streit, und es wird als ein Ehrenpunkt angesehen, daß der Eine stets auf den Andern wartet. Es darf nur ein einziges Kameel seine Ladung abwerfen und sogleich hält der ganze Zug an, bis sie wieder aufgepackt worden ist; und eine solche allgemeine Theilnahme gewährt in der That ein wahres Vergnügen. Jemehr ich mit den Asiaten in ihrem eigenen Wirkungskreise verkehrte und sie nach ihrem eigenen Maßstabe zu beurtheilen im Stande war, um so günstiger war die Meinung, die sich von ihnen bei mir bildete. So findet man in dem civilisirten Europa jenes edle Gefühl nicht vor, welches den Eingebornen Asiens, groß oder klein, antreibt, jeden Bissen, den er besitzt, mit seinem Nächsten zu theilen. Die Muhamedaner kennen keinen Unterschied zwischen einem Mann von Bildung oder Ansehen und einem Lump, wenigstens in so weit, als es sich um Gastfreundschaft handelt. Der Khan lebt so einfach, wie der Bauer, und führt nie einen Bissen zum Munde, ohne ihn zuvor mit denen, die um ihn sind, getheilt zu haben. Ich selbst erhielt häufig meinen Antheil an dieser Freigebigkeit, sowohl von Reichen, wie von Armen; denn nichts wird allein und abgesondert genossen. Wie verschieden davon sind die Gesinnungen, von denen die Volksklassen in Britannien befangen sind! Und diese gute Kameradschaft unter den Asiaten beschränkt sich nicht etwa auf den gereis'ten Kaufmann, sondern wird sowohl in den Städten, wie auf dem Lande vorgefunden. Es ist ein Jammer, daß die Civilisation mit allen ihren Vorzügen uns nicht diese Tugenden bewahret. Barbaren sind gastfrei und gebildete Leute, sind höflich; die Höflichkeit aber mit der Gastfreundschaft gepaart, erhält einen um so höhern Werth. Eine Karavane bietet zu jeder Zeit einen interessanten Anblick dar; und die Art und Weise, wie sich die Frommen zu helfen wußten, um in der Türkischen Wüste keinen Aufenthalt zu veranlassen, war nicht unbeachtungswerth. Der Zug war zu ausgedehnt, um das Zeichen zu einem allgemeinen Anhalten, um das Gebet zu verrichten, ertönen lassen zu können, und so sah man denn zu den festgesetzten Stunden Jedermann auf die bestmöglichste Weise, auf dem Rücken seines Kameels oder in seinem Korbe seine Andacht verrichten. Die Gesetze des Propheten gestatten einem Rechtgläubigen die Waschung oder Reinigung mit Sand da, wo kein Wasser zu haben ist, und der Rücken eines Pferdes oder eines Kameels ist zum Gebet eine eben so gesetzmäßige Stellung, als die glänzendste Moschee in einer Stadt. Die geschäftige Scene bei unserer Ankunft auf der Stelle, wo wir Abends Halt machten, war sowohl lebendig wie unterhaltend. Die Usbeken tränken, wie wir, ihre Pferde nicht, so lange sie erhitzt sind. Auf dieser Reise aber waren wir irgendwo kaum angekommen, als wir auch schon wieder aufbrachen; daher wurde den Pferden gestattet, ihren Durst zu löschen. Um indessen allen üblen Folgen des kalten Wassers vorzubeugen, wurde das Thier sogleich wieder bestiegen, und der Reiter sprengt damit meilenweit über Berg und Thal mit Sturmeseile davon. Hierdurch, sagen die Usbeken; wird die Temperatur des Wassers zu der im Körper des Thieres erhöht. Die leichte Haltung mehrerer Reiter und die leichten Sattel, auf denen sie ritten — einige waren nicht viel größer, als die Sättel, welche beim Wettrennen gebraucht werden — verliehen diesem plötzlichen Davoneilen ein höchst lebendiges Interesse.

*) S. dessen Reise in und nach Bokhara in den Jahren 1831, 1832 und 1833. Kap. 12.

Erstürmung der Stadt Thessalonika durch Sultan Murad II. den 1. März 1430. — Frühere Schicksale derselben *).

Nachdem Sultan Murad durch den Ungarischen u. Servischen Frieden die beiden Festungen Kolumbaz und Krussovaz an der nördlichen Gränze Rumili's demselben einverleibt waren, rief ihn an der südlichen eine stärkere Festung und ansehnlichere Stadt, nämlich Thessalonika, zur Einverleibung auf. Die Einwohner, müde der Ohnmacht des byzantinischen Kaisers, welcher dieselben wider die um die Mauern streifenden Türken zu vertheidigen nicht im Stande, hatten den Verkauf der Stadt mit den Venetianern unterhandelt, und als derselbe richtig geworden, ihren bisherigen Herrn, den Bruder des Kaisers, den Despoten Andronikos, unter Anwünschung glücklicher Reise auf Galeeren nach dem Peloponnes eingeschifft; Murad, hierüber ergrimmt, hatte, als er auf einem Zuge nach Asien den Frieden mit den andern christlichen Mächten erneut, die Venetianer davon ausgeschlossen. Als er aus Asien zurückzog, sandten sie abermals friedenflehende Botschaft. Er bedeutete den Botschaftern: „Salonik, das sein „Großvater Bajesid erobert, sei sein väterliches Erbe; „hätten es die Griechen genommen, würde er sich dessen billig beklagen können; welches Recht hätten aber „erst die Lateiner, sich darein zu mischen; sie sollten „sich in ihr Land zurückziehen, wenn nicht, so würde „er bald selbst da sein.“ Eine ähnliche Antwort gab er den Griechischen Gesandten Nikolaus von Oona und Phrangopulos, dem Protostator: „daß, wenn Thessalonika dem Kaiser gehörte, er nicht daran Hand „angelegt haben würde, unmöglich könne er aber zwi-

*) Aus Jos. v. Hammers Gesch. des Osmanischen Reiches III. Ausgabe I. Bd. S. 332 — 339.

„schen seinen und den Griechischen Besitzungen eine ve-
„netianische dulden." Murad brach in der Hälfte Februars von Adrianopel auf, und begab sich nach Serres, wo er sich den Freuden der Tafel und den Genüssen der Jugend hingab. Er berief aus Asien Hamsabeg und t.ug ihm auf, Salonik einzuschließen. Die Zahl der Belagerer war die hundertfache der Belagerten, und die der Besatzung so ungenügend zur Vertheidigung, daß nach geschehener Vertheilung auf zwei und drei Bollwerke nur ein Mann zu stehen kam. Es war Sonntags den 26. Februar in der Nacht, als die Erde bebte, und während des allgemeinen Schreckens des nächtlichen Erdbebens Türkische Soldaten, doch nicht geschart und mit fliegenden Fahnen, sondern einzeln in die Stadt eindrangen, um zu versuchen, ob sie nicht mit Einverständniß der Griechischen Einwohner die Stadt für Murad ohne Sturm einnehmen könnten. Mehrere der Einwohner waren für die Türken gestimmt, und der Venetianer Mißtrauen in die ersten so groß, daß sie in der Austheilung der Wachen immer neben einen Griechen einen Mann der aus allen Nationen zusammengelaufenen Truppe der Beutemacher stellten. Umsonst sandte Murad dreimal Aufforderung zur feierlichen Uebergabe, Schonung der Stadt und Freiheit der Einwohner verheißend, umsonst schoß er Pfeile mit Briefen in die Stadt, welche diese Versicherungen mit Eidschwüren bekräftigten.. Die Venetianer wollten von Uebergabe Nichts hören, und die Griechen, welche den Vorschlägen Murad's geneigtes Ohr zu leihen gestimmt waren, wurden von den sie bewachenden fremden Raubsoldaten im Zaume gehalten. In der Nacht vom letzten Februar auf den ersten März verlautete die Nachricht des für den nächsten Tag festgesetzten allgemeinen Sturmes. Das Volk strömte in die Kirchen, und vorzüglich zu dem wunderthätiges Salbenöhl schwitzenden Sarge des heiligen Demetrios um Abwendung des Uebels flehend.

Die Venetianer zogen einen Theil der Besatzung, die kaum über fünfzehnhundert Mann stark war, während der Nacht von den Wällen nach dem Hafen, weil sie fürchteten, daß die Türken die während des Tages eingelaufenen drei Venetianischen Galeeren in Brand zu stecken versuchen würden. Die Griechen, welche die Ursache des Abmarsches von den Wällen nicht kannten, hielten denselben für Flucht und gingen nach Hause. Als der Tag anbrach, brach auch das Türkische Heer zum Sturme auf mit Leitern, Bretern und weidengeflochtenen Schilden, von Mord und Raubgier entflammt. Auf den Rath Alibeg's, des Sohnes Ewrenos, hatte Murad unter Trompetenschall ausrufen lassen, daß die ganze Bevölkerung mit aller ihrer Habe Beute der Soldaten sei, daß er sich nichts als den Besitz der Stadt vorbehalte. Das Türkische Heer umkreis'te die Stadt, so von Westen als von Osten, doch auf der östlichen Seite, wo die Mauer schwächer, standen die tapfersten Truppen Murad's, er selbst vom dreieckigen Bollwerk (Trigonon) bis ans Kloster des Chortaites die Stürmer und Minengräber durch seine Gegenwart mit Versprechungen und Geschenken anfeuernd. Seidene Kleider wurden ausgetheilt, und wer einen Stein brachte, wurde dafür wie für einen Kopf bezahlt. Der Pfeilregen der Belagerer fiel so dicht auf die Belagerten, daß sie sich unmöglich ober der Brustwehr zeigen, daß sie nur blindlings Steine über dieselbe werfen konnten, um die auf Leitern heraufsteigenden Stürmer zu zerschmettern. Viele, die schon halb die Leitern erstiegen hatten, stürzten von demselben wieder hinab; endlich gelang es einem Waghalse, mit dem Säbel zwischen den Zähnen, den äußersten Thurm des Bollwerks Trigonon zu erklimmen, von wo er den Kopf eines Venetianers hinunterwarf, und sie durch die Meinung, daß der ganze Wall schon erobert sei, auseinander scheuchte. Sogleich wurden alle Leitern an das Trigonon und an den Thurm Samara gelehnt und unter beständigem Paukenschall der Wall erstürmt.

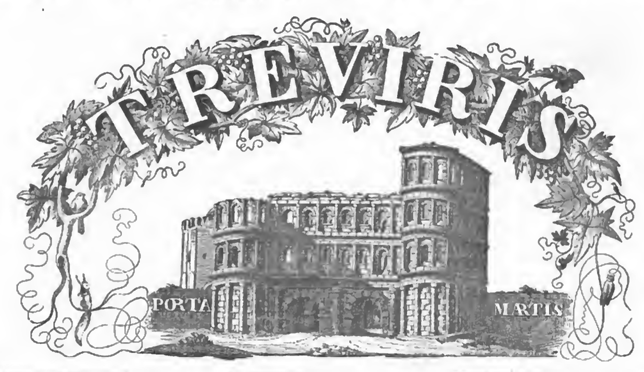
Wie ein Schwarm von Raubbienen drang das Osmanische Heer, theils mittelst der Leitern über den Wall, theils mittelst der Minen durch die Oeffnungen desselben, ihren Weg nach dem Hafen nehmend, wo sie mit Recht die meiste Bevölkerung und die meiste Habe vermutheten. Die Belagerten suchten Rettung auf allen Wegen, viele bargen sich in den Casematten, andere in Gräbern, andere suchten den Hafen zu erreichen, indem sie voraussetzten, daß derselbe, wohl befestigt und wohl versehen, sich mit Erfolg vertheidigen werde; als sie aber an die Mauern kamen, wurden kaum die Venetianischen Offiziere und einige Raubsoldaten eingelassen, und die Besatzung des Hafens stürzte sich von den ins Meer abschüssigen Hafenmauern, Tzerempulo genannt, in die dort vor Anker liegenden Galeeren. Nun begann der Gräuel der allgemeinen verheißenen Plünderung und Sclaventreibjagd. Jeder Türke trieb seine Gefangenen vor sich her ins Lager, mit dem Klaggeschrei der Weiber und Kinder, mit dem Gestöhne sterbender Greise und Schwächlinge. Weiber wurden von ihren Männern, Säuglinge von ihren Müttern gerissen, und die so auseinander Gerissenen mit Fremden zusammengebunden, siebentausend Köpfe an der Zahl. Vielen Spaß machten den Barbaren die Kalogeren und Anachoreten, mit Weibern und Mädchen zusammengekuppelt. In der Stadt selbst blieb keine Kirche, kein Pallast, kein Haus unentweiht und undurchwühlt; die Türken wurden durch ihre Gefangenen selbst in die Kenntniß der verborgenen Schätze gesetzt, indem sie das Geständniß derselben den Weibern durch Schmeicheleien und falsche Verheißungen abgewannen, den Männern durch Foltern erpreßten. Die Meisten hatten ihre Schätze in den Kirchen unter den Altären; so wurden dieselben umgestürzt, das Heiligste durchwühlt und kein Stein blieb auf dem andern. Die Heiligenbilder wurden verbrannt, oder als Lumpen benützt, oder von einigen später wieder verkauft. Die größte, wiewohl falsche Lockspeise für die Sieger, und das größte, wiewohl beschwichtigte Aergerniß für die Besiegten war das Grab des heiligen Demetrios, aus dessen heiligem Leib seit Jahrhunderten durch ein Wunder wirkendes Salbenöhl troff. Diesen durch verborgenen Zufluß unerschöpflichen Quell wollten die Räuber ausschöpfen, theils weil sie unter demselben unerschöpfliche Schätze verbergen wähnten, theils weil sie dem Wunder ein Ende machen wollten. Mehrere Tage lang schöpften sie mit beiden Händen, ohne daß der Zufluß abnahm, und während sie das Wunder zerstören wollten, trugen sie das Oehl doch als wunderthätig mit sich nach Hause, weil sie gehört, daß dasselbe sicheres Heilmittel für so viele Uebel und Schaden. Den heiligen Leib, der in Salbenöhl als in einem wunderthätigen Balsam schwamm, zerstückten sie und zerstreuten die Glieder, welche, von frommen Seelen nach Hause getragen, in der Folge wieder zusammengesetzt, das Oehlwunder erneuten. (Schluß folgt.)

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein Nº. 1155).

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 24. October. **N°. 85.**



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Q.

Quindena, bedeutet in Dokumenten des Mittelalters einen Zwischenraum von 14 Tagen und 15 Nächten: siehe die Epistola Cæsarii Heisterbacensis v. J. 1222 bei Hontheim Hist. Trev. dipl. Tom. I. Seite 669 b. 675 a. 683 b.

Quisel, soll vermuthlich quæ sola heißen: so nannte man ehedem diejenigen Frauenzimmer, welche sich, jedoch ohne förmliche Gelübde, entschlossen haben, enthaltsam zu leben; viele derselben befolgten auch zum Theil die Regel eines Mönchsordens, daher gaben es, wenigstens in der Stadt Trier, sogenannte Dominikaner-Quiselen, Jesuiten-Quiselen, Augustiner-Quiselen, Kapuziner-Quiselen u. s. w., übrigens war ihre Lebensart einfach und ihre Kleidung bürgerlich, sie führten auch ihre eigene Haushaltung ohne gesellschaftlichen Verband. Der Benediktiner-Orden hatte deren keine.

R.

Rachtung, bedeutet die Entscheidung einer Streitsache durch eine gütliche Uebereinkunft, so lesen wir z. B. in einer Urkunde v. J. 1506 folgende Stelle: „Im Jaire XV und sechs, uff Dinstag nach den „heiligen Pfingsttagen ist eyn Guetlich-Rachtonge und Verdrache (Vertrag) uffgericht u. ge„macht tyschent der würdigen Frau Johanna von „Betsteyn und Convent zu Oeren eyns, und Tryne „nachgelassen Witwe Thysen von Roscheit.“ In solchen Rachtungen wurden auch manchmal neue Verträge errichtet. Ich habe deren nicht wenige eingesehen, in welchen die Stadt Trier und verschiedene Grafen und Ritter, für den Fall einer Befehdung, sich zu einer wechselseitigen Hülfe verbunden haben.

Rædelsführer, Trier. Wochenbl. v. J. 1818 N. 33.

Raitmann, das. Num. 31.

Rauchafer, Trier. Kronik v. J. 1824 Seite 251.

Rauchhühner, Trier. Wochenbl. v. J. 1820 N. 43.

Reffenter: Trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num. 31.

Regentücher: Trier. Kronik v. J. 1820 Seite 229.

Reifröcke: über diese, vorzüglich in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, in der Mode gewesene Frauenzimmer-Kleidung, siehe meinen Aufsatz in der Trier. Kronik v. J. 1820 Seite 230.

Reimensænger: Trier. Wochenbl. v. J. 1818 N. 31.

Reissig: daselbst.

Ritt: heißt in manchen Akten so viel als eine gerichtliche Sitzung halten; so fand ich z. B. mehrere Aktenstücke des berühmten Prozesses der Stadt Trier gegen ihren Erzbischof v. J. 1570 u. ff. mit folgender Aufschrift: Erster Ritt nach Trier ꝛc. Zweiter Ritt nach Trier u. s. w., siehe noch unten zu Tage reiten.

Rottmeister: bezeichnet oft den Befehlshaber einer Truppe Reiter; siehe z. B. die Urkunde vom 30. Dezember 1450 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 416 a. vom 15. März 1574, in dem Tom. III. Seite 39 b. u. m. a.

Ruchten: Trier. Wochenblatt v. J. 1818 Num 33, darf mit Rugen nicht verwechselt werden, welches noch dermalen so viel heißt als beschuldigen, auch tadeln. In den Akten der ehemals im Gebrauche gewesenen Baugedinge lesen wir das Wort Rugen öfters: z. B. v. J. 1604 heißt es: „Rugen: Thomas Ternus, daß er Haselbäume „in den Weinbergen zielet. — Philipp Zimmer„mann, daß er nicht gegraben. Jost zum golden „Kopf in Trier, daß er seinen Weingarten nicht

„gestopft u. s. w.“ Die Rüge war also die bei dem Baugeding vorgebrachte Klage, nicht aber das ausgesprochene Urtheil.

S.

Saalbuch. bedeutet gewöhnlich ein Register, in welchem die Renten von Grundgütern geschrieben stehen, z. B. das Trier. Pallast-Kellnerei-Saalbuch aus dem XVI. Jahrhundert.

Sackpacht: dieses Wort ist bei uns eben nicht so bekannt, als die Sache selbst, und bedeutet eine dem Grundeigenthümer von dem Beständner in Früchten jährlich zu machende Lieferung; und da derlei Früchte in Säcken gefaßt geliefert werden, so kommt diese Benennung daher. Unsere Pachtverträge übergehen dieses genericum Sackpacht, und bestimmen die Pächte durch die Anzeige der Qualität und Quantität der zu liefernden Früchte. Von diesen Sackpächten muß man die in dem Preuß. Landrecht II. Theil, Tit. XI. §. 922 angemerkten Sack-Zehnten zu unterscheiden wissen.

Salzehend. Selzehend (decimæ Salicæ) sind in dem Kurfürstenthum Trier, so wie in der Provinz Luxemburg, keine unbekannte Wörter, und eine Menge Urkunden, Dokumente, Rentregister u. s. w. thun davon Meldung. Ich habe Dokumente eingesehen, in welchen unter der Rubrik Selzehend manchmal ein Fünftel, ein Sechstel u. s. w. des jährlichen Ertrags als pflichtmäßige Lieferung angemerkt stand. Dem sei nun, wie ihm wolle, es war eine Abgabe, eine Lieferung, welche der Beständner eines zu Lehen gegebenen Hofguts dem Eigenthümer jährlich in Natural-Produkten liefern mußte: Hontheim in seiner Histor. Trev. dipl. Tom. I. Seite 361 in der Note a. sagt: Salicæ igitur, seu selicae decimationes sunt, quæ ex prædiis, curtibus, Hof-Güter, in beneficium datis, aut alias in decimam elocatis penduntur domino. Hodie adhuc in superiori Archidiœcesi Trevirensi frequentes supersunt decimæ, dispersis per campos prædiis affixæ, Sel-Zehend dictæ, quarum origo, forsitan hactenus ignorata, hic retecta est. Seite 231 daselbst in der Note c. sagt Hontheim ferner: Salicae seu dominicales decimae nominantur, quæ ex elocatis aut clientibus in beneficium datis agris prædii domino pensitabantur. — In dem Herzogthum Luxemburg waren die Salische-Güter u. die Selzehenden wohl bekannt, so lesen wir z. B. in einer Denkschrift des Klosters Echternach an den Kaiser Heinrich VI. v. J. 1194 folgende Stelle: de Luxemburgensi comitatu, qui sint et quam nobiles, utpote Salicae conditionis et libertatis. In der sogenannten Provisional-Ordnung dieser Provinz vom 28. August 1624 wird in dem Art. 36 eines Saalgerichts zu Bastnach gedacht; und in dem Artikel 40 heißt es: der Saal- und Freyleut zu Bastnach. In einem Aktenverzeichniß des genannten Klosters Echternach habe ich ehedem Folgendes gelesen: Litteræ Theodorici abbatis anni 1335 concernentes bona salica in Bollendorff. Dann ferner: Anno 1535 controversia cum communitate in Bollendorff super elocatione bonorum salicorum amicabiliter composita sic fuit, ut deinceps ante festum .... non nisi incolis, postea etiam extraneis elocari possint; qui autem illos (?) interceperint, (ein dunkeler Ausdruck) sive colant, sive non, tum terragium solvere teneantur. Eine Menge ähnlicher Aktenstücke übergehe ich. (Fortsetzung folgt.)

Anm. Derlei Lateinische Stellen mögen wohl manchen unserer Leser Langweile bringen; indessen ist die Vorlage solcher Auszüge in ihrer Original-Sprache bei Arbeiten dieser Art nicht zu vermeiden, und eine Uebersetzung derselben würde für den Geschichtschreiber, den Rechtsgelehrten, den Diplomatiker u. a. m. manchmal sehr wenig befriedigend sein.

Nachtrag zu der Abhandlung über die Hauptmängel unserer Viehzucht.

In der genannten Abhandlung*) habe ich es den Landleuten zum Vorwurfe gemacht, daß sie so oft ihre Stuten durch nicht approbirte Beschäler bespringen lassen. Ich habe seither Gelegenheit gefunden, mich mit einsichtigen und für jedes Gute und Nützliche empfänglichen Bauern, wie über den ganzen Gegenstand der Abhandlung, also auch besonders über diesen Punkt zu besprechen.

Alles, was Sie in Ihrer Abhandlung rügen, sagten sie mir, verdient wirklich gerügt zu werden. Allein der Eigennutz, den sie uns in Betreff der Stuten vorwerfen, ist nicht so blind, als Sie glauben. Denn die wandelnden Beschäler kommen meistens entweder zu frühe, oder zu spät; kommen sie aber einmal zur rechten Zeit, so lassen ihre Eigenthümer, da es hierbei blos auf Geldgewinn abgesehen ist, sie so oft springen, als sich die Gelegenheit dazu darbietet. Da steht nun nicht leicht zu erwarten, daß die Thiere empfangen. In dieser Weise wäre denn nicht nur das Sprunggeld verloren, sondern auch eine schöne Hoffnung vernichtet. Da es ferner unsere Geldmittel nicht zulassen, die Pferde berühmten Gestüten zuzuführen, so kann es uns Niemand verargen, wenn wir zum nächsten und sichersten Mittel greifen. Uebrigens finden sich häufig in unserer Nähe stehende nicht approbirte Hengste, die den wandelnden approbirten in Nichts nachstehen. Endlich, fügten sie hinzu, sind wir des Glaubens, daß es kaum etwas mehr als eine läßliche Sünde sei, wenn wir die Approbation in diesem Stücke übersehen. Das Vieh, argumentirten sie weiter, ist doch einmal unser Eigenthum, wir können demnach damit anfangen, was wir wollen; würde es uns doch Niemand wehren können, wenn wir unsere Stuten selbst todt stächen u. s. w.

Was die von unsern Rednern hier erwähnten Thatsachen anbelangt, so verdienen dieselben genaue Berücksichtigung. Ihr hinzugefügtes Raisonnement wollen wir auf sich beruhen lassen. Indem wir es Andern anheim stellen, darüber zu entscheiden, fügen wir hinzu, was wir bei einer andern Gelegenheit gesagt haben: die gesellige Ordnung beruht allein auf der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

*) Vgl. No. 79.

Erstürmung der Stadt Thessalonika durch Sultan Murad II. den 1 März 1430. — Frühere Schicksale derselben.

(Schluß.)

Murad begab sich nach der Einnahme der Stadt an das Ufer des nahe an derselben vorbeifließenden Flusses Galicus, und faßte dort den Entschluß, die in der Beutevertheilung sich selbst vorbehaltene Stadt durch Zutheilung neuer Bewohner von gänzlichem Un-

tergang zu retten. Nachdem im Lager am Flusse Wardar (Axios) die Gefangenen theils von ihren Verwandten und Freunden ausgelöset, theils versteigert und theils weggeschleppt worden waren, ertheilte er den Ausgelösten die Erlaubniß zur Rückkehr in die ausgeleerte Stadt, stellte die Häuser den ausgelösten Eigenthümern zurück und bevölkerte später die andern mit Türkischen Anpflanzern aus der nahe gelegenen Stadt Jenidsche Wardar. Anfangs wurden nur die vorzüglichsten Kirchen und Klöster in Moscheen verwandelt, als: die Kirche des vom Himmel gefallenen Muttergottesbildes und das Kloster des heiligen Joannes des Vorläufers; von den andern Kirchen wurden tausend Marmorplatten aufgerissen und nach Adrianopel geführt, um dort zum Bau des großen Bades Murad's verwendet zu werden; als aber in der Folge die tausend Anpflanzer aus Jenidsche Wardar von der Stadt Besitz genommen hatten, verschwanden die Hoffnungsträume der Griechen, welche sich geschmeichelt hatten, Murad werde, wie sein Vater Mohammed, sich nicht nur als Eroberer, sondern auch als Wohlthäter der Stadt bewähren. Nach genauer Beschreibung der Häuser, Klöster und Kirchen, wozu Griechen selbst willfährige Hand boten, verwandelte er alle Kirchen bis auf vier in Moscheen, wies die Palläste vornehmen Türken an und die andern Gebäude den Ansiedlern aus Jenidsche Wardar. Klöster wurden in Karawanseraien verkehrt, und die Steine zerstörter Kirchen zum Baue des großen, mitten in der Stadt aufgeführten Türkischen Bades verbraucht. So wurde die Stadt ihrer Zierden beraubt, und seufzte (sagt Joannes Anagnosta) tief auf, daß sie nicht lieber vom Erdbeben verschlungen, vom Feuer verzehrt, von den Meeresfluthen bedeckt, daß sie lieber nie gewesen, als auf solche Weise geschändet, und an ihr des Propheten Wort erfüllet worden wäre: unter dem Beile und der Haue werden die Opfertische des Herrn zerstört.

Wiewohl es keine alte und berühmte Stadt gibt, die in dem Laufe mehrerer Jahrhunderte nicht vielfältig den Wechsel irdischer Schicksale erfahren hätte, und mehr als einmal von Feindeshand ihres Schmuckes beraubt, oder von Bürgerblut befleckt worden wäre, so waltet doch auch über manche Städte, wie über manche Menschen, ein ausgezeichnetes tragisches Schicksal, und unter die Zahl solcher berühmter u. unglücklicher Städte gehört Thessalonika. Einst Halia und Therma, d. i. Baden, geheißen, hatte sie, von Kassander neu erbaut, den Namen seiner Gemahlinn Thessalonika, der Schwester Alexander des Großen, erhalten. Ihre Schutzgötter waren die Kabiren und die Aphrodite der Bäder, deren Tempel später in Kirchen verwandelt, heute noch unter dem Namen der Rotunde und der alten Moschee bestehen. Unter dem Schutze der Götter erfreute sie sich des besondern aller Könige Macedoniens, welche den Vortheil ihrer herrlichen, dem Handel und der Schifffahrt so außerordentlich günstigen Lage vollkommen zu schätzen wußten. In ihre Fußstapfen traten die Römischen Kaiser, welche sie mit Denkmalen der Baukunst verherrlichten. Das Thor, welches nach Jenidsche Wardar (dem alten Pella, Alexander des Großen Geburtsorte) führt, ist noch heute durch den Triumphbogen gebildet, welchen die Bewohner der Stadt nach der in ihrer Nachbarschaft zu Philippi entschiedenen Weltherrschaft den Siegern Octavian's errichteten. Nero baute einen langen Säulengang korinthischer Ordnung, welcher zwei Reihen von Statuen im besten Geschmacke Griechischer Kunst trug; die üppigen Gruppen des Ganymedes und der Leda, des Paris und der Helena, des Bacchus und der Ariadne, und der von der Wollust im Fliehen zurückgehaltenen Siegesgöttinn bezaubern noch in ihren Resten durch solche Schönheit, daß sie insgemein die Bezauberten geheißen werden. Trajan baute nach dem Muster des Pantheons die Rotunde der Kabiren, unter Markus Aurelius wurde ein noch bestehender Triumphbogen zu Ehren Antonin des Frommen und seiner Tochter Faustina errichtet, und der Triumphbogen Constantin's von der Stadt dem Sieger über die Tyrannen Licinius und Maxentius, wie der früher dem Sieger über die Verfechter der Freiheit Brutus und Cassius errichtete, zeigt noch heute in seinen ihrer Marmorverkleidungen durch die Türken beraubten Ruinen, und in den halb verstümmelten Figuren den Triumph des ersten christlichen Kaisers. Der Schauplatz der ersten großen, von Thessalonika erlebten Tragödie, und einer der größten, deren die Geschichte von Städten erwähnt, ist der Rennplatz, wo, um die auf demselben eines eingesperrten, beim Volk beliebten Wagenlenkers willen entstandene Empörung zu züchtigen, auf des Kaisers Theodosius Befehl die zu den Rennspielen verrätherischer Weise eingeladenen friedlichen Zuschauer, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, drei Stunden lang gemordet wurden, siebentausend an der Zahl; eine Schandthat, deren blutiges Mal weder der Name des Großen, noch die Kirchenbuße am Dome zu Mailand in der Geschichte auslöscht, und deren Gräuel dadurch erhöht wird, daß Theodosius, durch öfteren Aufenthalt in Thessalonika eingewöhnt, über keine Fremden, sondern über wohlbekannte Bürger das Blutbad verhing. Nicht minder tragisch, als die Regierung Theodosius, des sogenannten Großen, war für Thessalonika die Regierung Leo's, des sogenannten Weisen, der über die Taktik schrieb, aber den Raubzügen arabischer Flotten mittelst der Griechischen zu wehren nicht im Stande war; ein Syrischer, aus Tripolis geborner Renegate landete mit vier und fünfzig, meistens mit Negern bemannten Schiffen vor Thessalonika, damals an Reichthum und Glanz die zweite Stadt des Byzantinischen Reichs in Europa, nahm die Stadt ein, verheerte sie, trieb die Einwohner als Vieh weg, ließ, was nicht weggetrieben werden konnte, zusammenhauen, und nur das Lösegeld von hundert Pfunden Goldes rettete die Gebäude von gänzlicher Zerstörung. Größer als die Gräuel der Araber und die nachher von den Türken verübten, waren die der Normanischen Seeräuber, welche, von Wilhelm, dem König Sicilien's, angeführt, Thessalonika eroberten, die Kirchen und Gräber entweihten, die Altäre und Einwohner schändeten, mit unerhörter schweinischer Grausamkeit und unübertroffener gräulicher Barbarei. Wie in dem Schattengemälde des Mordes der Rennbahn, dem großen Mörder Theodosius gegenüber, der große Bischof Ambrosius durch die Standhaftigkeit ausgesprochenen Kirchenbanns und verhängter öffentlicher Buße als ein lichter Engel der Gerechtigkeit erscheint, so unter dem Schlagschatten des normanischen Eroberungsgemäldes der Erzbischof Eustathius, der Erklärer Homer's, als milder Engel des Trostes und der Hülfe. Keines solchen erwähnt die Geschichte bei der dritten Türkischen Verheerung der Stadt. Nachdem Chaireddin-Pascha dieselbe unter Murad I. zuerst dem Griechischen Prinzen Statthalter Manuel entrissen, Bajesid die zurückgegebene erobert, Mohammed I. die im Zwischenreiche verlorene in Besitz genommen und dann wieder den Griechen überlassen hatte, welche dieselbe an die Venetianer verkauften, eroberte sie Murad II. dem osmanischen Reiche,

zu dem seitdem beständig gebliebenen Besitz. Aus der gothischen Belagerung, aus der Arabischen, Normanischen und Türkischen Verheerung erhob Thessalonika, heute Selanik genannt, wieder das Haupt, weil sie durch ihre herrliche Lage an einem tiefen Meerbusen die natürliche Stapelstadt Thessalien's und des Handels Rumelien's, wie gegenüber in Asien Smyrna die Stapelstadt Jonien's und des Handels Anatolien's. Die Häuser der Stadt erheben sich amphitheatralisch zwischen Cypressen um den Hafen, das Schloß auf dem höchsten Punkte des Halbzirkels bestreicht den Hafen und das Meer von zwei Bollwerken, deren eines der Pulverthurm, das andere der Thurm der Janitscharen genannt wird. Das Schloß selbst heißt das der sieben Thürme, wie das zu Constantinopel, weil es von sieben Thürmen vertheidigt wird, deren höchster achtzig Fuß hoch. Wie zu Constantinopel, heißt auch eine der drei größten, aus christlichen Kirchen entstandenen Moscheen, Aja Sofia, eine der beiden andern ist die des heiligen Demetrios, ehemals der Tempel der Aphrodite vom Bade, später die Kirche des wunderthätigen Salbenquells. Die Griechischen Kirchen, ehemals Römische Tempel, sind heute Türkische Moscheen. Vom unerschöpflichen Salbenquell ist keine Spur mehr vorhanden, und sonderbar genug sind die schönsten Marmortafeln, welche die herrlichsten Gebäude Therma's, d. i. des alten Baden, bekleideten, bei der Türkischen Verheerung wieder zum Bau des größten Bades von Adrianopel und Salonik verwendet worden. Die Gemeine der Thessalonicenser (die zu des Apostels Paulus Zeiten aus Christen und Heiden bestand) besteht heute aus sechszehn tausend Griechen, zwölf tausend Juden und fünfzig tausend Türken. Die Geschäfte der Ersten werden von ihren Primaten (Proësti), die der Zweiten von ihrem Rabbiner (Chacham), die der Dritten unter dem Oberbefehle des Pascha, von sechs Begen (Aijan) verwaltet.

Vor Thessalonika's Fall hatte der Venetianische Flottenbefehlshaber Andrea Mocenigo eine Kette des Hafens von Kallipolis gesprengt, und hätte die dort versammelte Türkische Seemacht zerstört, wäre er von den Capitänen der Galeeren gehörig unterstützt worden. Sein Nachfolger in der Befehlshaberstelle der Flotte, Silvester Morosini, bemächtigte sich bald nach Thessalonika's Einnahme des Asiatischen Schlosses der Dardanellen, ließ die Besatzung zusammenhauen, die Mauern schleifen. Hierauf wurde der Friede mit Venedig erneuert, und Murad bestätigte denselben von Kallipolis aus, wohin er nach Thessalonika's Eroberung sich mit einem Theile des Heeres begeben hatte; den andern sandte er, unter Karadscha's Befehl, gegen Janina, dasselbe zu erobern.

Erstürmung der Stadt Constantinopel und die ihr unmittelbar folgenden Ereignisse 1453 *).

Mit dem zweiten Hahnenrufe des 29. Mai, am Tage der heiligen Theodosia, begann der Kampf, doch diesmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone **). Um die Griechen zu ermüden, schickte Mohammed in der ersten Dämmerung die Recruten und die Invaliden seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum spätern Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von Türkischer mit größerem Verluste. Als der Morgen anbrach, erschien die ganze Stadt, von den Türken wie von einem Stricke, der sie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheueres Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, erscholl; alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, so zu Land, als im Hafen. Zwei Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortschritt des Feindes. Tschausche standen in dem Rücken der Stürmer, sie mit eisernen Ruthen und Ochsensehnen voraustreibend. Der Sultan selbst gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen von seiner eisernen Keule unterstützt. Steine, von den Thürmen geschleudert, stürzten die Angreifenden hinunter; Griechisches Feuer strömte von den Mauern der Hafenseite in das Meer und brannte in demselben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerschellten an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos der Paläologe und Demetrios der Cantacuzene trieben die Stürmer ab; der Kaiser saß zu Pferd und ermunterte die Seinigen durch Wort und That, da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil dem Giustiniani den Arm oder den Schenkel oder beide; er bittet den Kaiser, auszuharren, indem er sich nur aufs Schiff verfüge, seine Wunde zu verbinden. Der Kaiser ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten, Giustiniani ließ sich aber nicht abhalten. Wohin? Wohin? fragte der Kaiser; dorthin, entgegnete Giustiniani, wohin Gott den Türken selbst den Weg öffnet, und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergessend. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit unter der Truppe, und Saganos-Pascha, welcher die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte seine Janitscharen von Neuem an. Einer derselben, ein riesenhafter Mann, Namens Hasan aus Ulubad, mit der linken Hand den Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreißig Andern. Die Belagerten wehren sie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab; achtzehn Janitscharen stürzen sogleich hinunter, und mehrere andere, welche Hasan ihm nachzufolgen aneifert, haben dasselbe Schicksal. Hasan selbst, von einem Steine getroffen, sinkt zur Erde, doch richtet er sich wieder halb auf, und unfähig aufzustehen, hält er sich kniend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieses durch den Steinregen entfällt und er unter den Pfeilen erliegt. (Fortsetzung folgt.)

*) Aus Jos. von Hammer's Geschichte der Osmanen 2. Auflage I. Bd. S. 413 — 425.

**) Anfangs Februars 1453 begann der mühsame Zug dieser großen Belagerungskanone von Adrianopel aus. Fünfzig Paar Ochsen zogen dieselbe, zweihundert Mann gingen auf jeder Seite, sie im Gleichgewichte zu erhalten, voraus fünfzig Wagner und zweihundert Pionire, um die Wege und Brücken herzustellen. Die Kanone brauchte 2 Monate, den Weg von 2 Tagen zurückzulegen. S. 398. Außer dieser größten Kanone und den dieselbe umflügelnden beiden großen, waren noch viele mittlere und kleinere in der ganzen Belagerungslinie von dem hölzernen bis zum goldenen Thore aufgepflanzt, und von 14 Batterien wurde die Stadt aus großen und kleinen Kanonen mit Ballisten beschossen. S. 401.

Berichtigung.

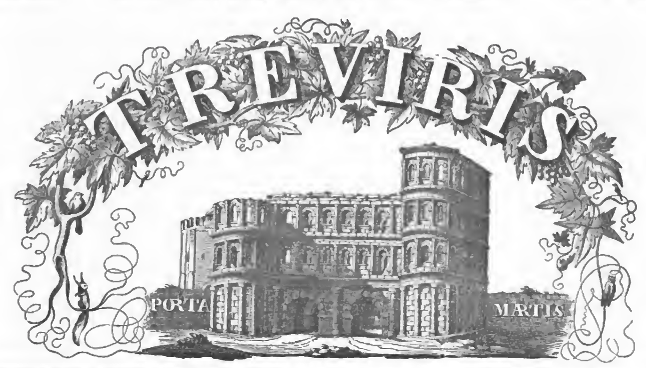
No. 84 S. 2. Sp. 2. Z. 1 v. o. so wie in der Note st. van Swinten l. van Swieten. S. 3. Sp. 2 Z. 26 v. u. st. waren l. hatte.

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155).

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 23. October. **N°. 86.**



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

P.

Sauberer Mann: Trier. Wbl. v. J. 1818 Num. 33.

Schaftleute. In den gemeinen Landesbräuchen des Herzogthums Luxemburg Titel I. Art. VII. heißt es zwar: „In den Deutschen Quartieren, unter wel„chen etliche sich Leibeigenschaftsleute nen„nen, andere Schaftleute, andere Dienstleu„te, welche alle niedrigen Stands und dienstbarer „Qualität, u. dem Landsfürsten u. ihren Schaft„herrn mit unterschiedlichen Verpflichtungen ver„bunden seyn." Ich muß indessen bemerken, daß das Wort Schaft noch nicht absolut und unbedingt auf eine Leibeigenschaft zu schließen gebietet; denn ich behaupte immer, daß ein Mensch dienstbarer Condition deswegen noch kein Leibeigener war: wie würden wir uns auch von dem in dem Artikel 8 des angemerkten Titels vorkommenden Ausdruck Freischaftsleut einen Begriff machen können? Dieses würde dann so viel heißen, als freie Leibeigene. Der juristische Grundsatz stehet fest: Schafleute konnten Leibeigene sein, aber auch oft Nichtleibeigene, jenachdem ihre Schaftpflichtigkeit den Personen oder den Grundgütern, welche dem Schaftherrn gehörten, anklebten. Diese verschiedenen Eigenschaften lassen sich aber bei dem Mangel rechtlicher Titel oder bestimmter Gewohnheiten nicht leicht ermitteln; indessen hatte man bei frühern Verhältnissen auch noch darauf zu sehen, ob solche Menschen bei dem Wegziehen aus der Herrschaft zu dem Loskaufe verbunden waren. Siehe noch meine im J. 1832 in der Blattau'schen Druckerei zu Trier herausgegebene Schrift: Ueber die gemeinen Landesbräuche des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny einige Anmerkungen rc. Seite 16.

Scharwæchter, waren zu Trier, bis zur Ankunft der Franzosen, 1794, unbemittelte Bürger, welche an den Thoren der Stadt und an der Bürger-Hauptwache auf dem Kornmarkte für andere Bürger und um Lohn Dienste thaten. Dieses bewaffnete Corps hatte in der letztern Zeit ein Mitleid erweckendes Ansehen, so daß man hätte glauben sollen, es werde Keiner in dasselbe aufgenommen, der nicht einen Leibesfehler hätte. Auch die Limburger Kronik bei Hontheim im Prodromus T. II. S. 1069 b. thut einer Scharwacht Erwähnung.

Schawerfoire: Trier. Kronik v. J. 1823 Seite 146.

Schildbarer Mann: Tr. Wbl. v. J. 1818 Num. 34.

Schirmgeld: dadurch wird in Dokumenten des Mittelalters oft dasjenige Geld verstanden, welches man Kraft einer förmlichen Uebereinkunft seinen Bundesgenossen für geleistete oder noch zu leistende Hülfe, im Falle einer Befehdung, zahlte: eine Menge solcher Schirmbündnisse habe ich eingesehen, aus welchen hervorgeht, wie theuer unsere gute Vaterstadt in den Zeiten des Faustrechts ihre innere und äußere Sicherheit aus so manchen Händen erkauft hat. Auch zahlte die Stadt Trier ihrem Kurfürsten jährlich eine bestimmte Summe unter dem Titel von Schirmgeld; eine darauf sprechende Quittung, welche ich eingesehen habe, ist folgenden Inhalts: „Nachdem meinem gnädig„sten Churfürsten und Herrn die Stadt Trier jähr„lichs 600 Gulden Schirmgeld zu zahlen schul„dig ist, nemlich Johanni 300 Gulden und Na„tivitatis Christi 300 Gulden. Jeden Gulden „zu 24 Albus gerechnet, so bescheine hiemit 300

„solcher Gulden empfangen zu hain. Ehrenbreit„stein am Fest Johanni 1565. Peter Lesche, „Kurfürst. Rentmeister." In einer frühern Quittung v. J. 1542 heißt es: „Daß ich churfürstl. „Rentmeister von der Stadt Trier empfangen hain „anderthalb hundert Radergulden Schirmgeld, „wird bescheiniget ꝛc." Das waren 300 gemeine Gulden wie oben. In Bezug auf die Erhebung des Schirmguldens in dem Kurfürstenthum Trier in neuerer Zeit, siehe das Reglement vom 20. Oct. 1733. Ueber den Ehegulden siehe die Verordnungen v. 13. Juli 1783 und 3. Juni 1734.

Schlachtschwerter: Trier. Wbl. v. J. 1820 N. 39.

Schlauder-Pfenning: heißt ein zu geringer Preis einer verkauften oder zu verkaufenden Sache; so heißt es z. B. in einer kurfürstlichen Verordnung vom Monat October 1688 über den Holzverkauf in den Waldungen der Gemeinden: „Große Quan„tität Bäume um einen Schlauder-Pfenning „verkauft ꝛc."

Schnur: war ein in dem **XVI.** und **XVII.** Jahrhundert gebrauchtes Folter-Instrument; eine nähere Kunde darüber findet man in meiner kleinen Abhandlung: Ueber das Geschichtliche der Folter und derselben Gebrauch und Mißbrauch bei dem peinlichen Verfahren in dem Kurfürstenthum Trier im **XVI.**, **XVII.** und **XVIII.** Jahrhundert. Trier 1831.

Schnüren: über die Bedeutung dieses Wortes mag vielleicht folgende Stelle eine hinreichende Kunde geben, die ich in einem Dokumente unseres städtischen Archivs vom Jahr 1570 gelesen habe; es sind die Worte des bekannten Stadtschreibers Peter Dronckmann: „Er beziehe sich uff die Rech„nungen des Schnürens und Verschenkens (d. „i. zapfen) halben, so uff der Stadtkisten seyen; „daß auch er selbst zu Palien gesehen habe, daß „geschnüret worden sey: und die weil man be„funden, daß der Churfürst kein Ungeld mehr „wollen lassen folgen, so haben die Weinröder „das Schnüren seithero 7 oder 8 Jahren lassen „verbleiben ꝛc. Sie haben sich dessen beklagt, sie „wollten gern geben, so sey es ihnen verboten „worden; das hab er von denen vom Rath ge„hört, und das sey die Ursach, daß ein Rath „nicht mehr hab wollen schnüren lassen." Bekannt ist übrigens das Sprichwort, wenn Jemand mehr zahlen mußte, als recht und billig war, der ist geschnürt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherverbot und Censur im Kurfürstenthum Trier.

Seit der Reformation hatte man, wie in allen katholischen Ländern, also auch im Erzstifte Trier, ein wachsames Auge auf die Bücher religiösen Inhalts. Eine eigentliche Censur im heutigen Sinne des Wortes kannte man nicht vor dem Jahre 1789, sondern man machte nach Vorgang des Trienter Kirchenrathes Verzeichnisse *) von bereits erschienenen ketzerischen, den Glauben und die Sitten gefährdenden Büchern, und bestrafte diejenigen, die sie lasen oder verbreiteten. Gegen die Einfuhr solcher Bücher aus dem Auslande war man besonders strenge.

*) Indiculus ridiculus, sagte Voltaire von dem Römischen Index librorum prohibitorum.

Um sich zu überzeugen, ob solche Bücher im Umlaufe seien und gelesen werden, hatten die geistlichen wie die weltlichen Behörden nicht nur die Befugniß, sondern auch die Pflicht, jede zweckdienliche Untersuchung anzustellen. Wer in dieser Periode als ein Bücher-Liebhaber bekannt war, mußte sich von Zeit zu Zeit darauf gefaßt machen, daß ihm die Repositorien durch die Ordinariate durchstöbert wurden. Buchhändler u. Buchbinder waren täglich und stündlich solcher Besuche gewärtig.

Schriftsteller, welche sich in Bezug auf ihre Arbeiten sicher stellen wollten, legten deshalb ihre Werke den geistlichen Behörden vor, um sich die Approbation, d. h. eine Bescheinigung auszuwirken, daß dieselben Nichts gegen den Glauben und die guten Sitten enthielten. Nur in dieser Weise konnte der Verfasser ruhig schlafen und der Verleger ungestört verkaufen.

Wenn man diese Approbation, um welche ein Verfasser oder Verleger aus freiem Antriebe nachsuchte, mit dem Namen Bücher-Censur oder auch schlechthin Censur beehren will, so habe ich Nichts dagegen.

Indessen ward das Nachsuchen um die Approbation immer häufiger; es ging dies zuletzt so weit, daß die Gläubigen ein nicht approbirtes Buch nicht anders als mit Zittern und Beben in die Hände nahmen; ja es waren am Ende die Ausdrücke approbirt und orthodox, so wie die Ausdrücke nichtapprobirt u. ketzerisch synomym, . und in Beichtstühlen pflegten Mönche und Weltgeistliche Beichtkinder, die ihnen der Aufklärung verdächtig schienen, unter andern auch zu fragen, ob sie vielleicht nichtapprobirte Bücher gelesen hätten.

Zuletzt wurden auch Bücher nichtreligiösen Inhaltes Ordinariaten, General-Vicariaten oder auch Offizialaten vorgelegt. Es war noch nicht Grundsatz: ein nichtapprobirtes Buch ist auch ein verbotenes Buch; allein wer auf ruhigen Absatz eines Buches rechnete, ließ sich die Formalität gar leicht gefallen; denn diejenigen, welche die Approbation ertheilten, lasen die Bücher selten, und wenn sie dieselben auch lasen, so verstanden sie dieselben nicht immer. Bei einem Verfasser, der keinen Namen hatte, ging die Sache leicht; eben so bei einem Verfasser, der im Geruche der Heiligkeit stand; wer dagegen irgend ein Vorurtheil gegen sich hatte, mußte fürchten; ein solcher ließ daher sein Werk entweder unter keinem, oder unter einem erborgten Namen erscheinen. Ueberdies zeigten manche Behörden dieser Art eine entschiedene Sympathie für freisinnige Ideen.

Dieses Approbations-Wesen war daher in diesem Staate in Wahrheit ein sanftes Joch, das nicht so sehr durch die Behörden, als die Verfasser ins Dasein gerufen ward. Es war ein Gebrauch, der zuletzt Gesetzeskraft erhalten hatte. Auch die Leser incommodirten die Bücherverbote nicht so sehr, als Mancher glaubt. Wer sich die Sache recht bequem machen wollte, kam um die Erlaubniß, verbotene Bücher lesen zu dürfen, bei der geistlichen Obrigkeit ein, welche er leicht erhielt, wenn er sich durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit entweder wirklich auszeichnete oder auch was er nicht war, zu scheinen verstand.

Die älteste mir bekannte Kurtrierische Verordnung, deren Inhalt ein Bücherverbot ausmacht, ist die den 2. Juli 1731 zu Ehrenbreitstein von Franz Georg erlassene *). Sie betrifft die von ausländischen Buchhändlern und Hausirern „in eigennütziger Absicht statt„habende Verbreitung von allerlei Lehrbüchern über die

*) Sie befindet sich im Nachtrage der von Scotti herausge

„Elemente des Religions- und Schulunterrichts, wo-
„durch nicht nur unzulässige Meinungs-Verschiedenhei-
„ten und mitunter verderbliche Mißbegriffe in Kirchen
„und Schulen erzeugt werden, sondern auch dem des-
„fallsigen landesherrlichen, dem Hofbuchdrucker Neu-
„land zu Trier ertheilten Privilegium entgegengehan-
„delt wird. Den sämmtlichen Pfarrern und Schulleh-
„rern wird es daher verboten, andere, als die von
„dem besagten Buchdrucker mit landesherrlicher Genehm-
„haltung bereits herausgegebenen und künftig noch her-
„auszugebenden Bücher, zu gebrauchen. Es ist den
„Buchbindern bei 50 Goldg. Strafe untersagt, der-
„gleichen Bücher einzubinden; auch sollen die geistlichen
„und weltlichen Behörden, auf Anrufen des Privile-
„girten, die ferner verbotwidrig debitirt und eingebun-
„den werdenden Bücher confisciren und die Cantrave-
„nienten zur Strafe ziehen."

Diese Verordnung gehört mehr der Geschichte des Trier'schen Buchhandels, als der Geschichte des Unterrichts- und Censur-Wesens an; die Religion und die Schule sind hier, wie so oft, ein bloser Vorwand zur Beschönigung schmutzigen Krämergeistes. In dieser Zeit hatte sich die Verketzerungssucht schon so sehr abgekühlt, daß die heftigern Orthodoxen bei Laien sowohl, als Priestern einen gewissen Indifferentismus zu beklagen anfingen. Das Studium der Geschichte überhaupt und die Handhabung einer strengen Kritik auch in der Behandlung der Kirchengeschichte hatte keinen geringen Antheil an dieser Erscheinung.

Mit Recht sehen wir die historische Kritik als die Vorläuferinn der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts an, welche sich auf jene und die Erfahrung stützend nicht blos gegen die Intolleranz wirkten, sondern auch laut und offen allem ausschließenden Wesen und in sofern auch der Offenbarung den Krieg erklärte.

Nun ward das Bücherwesen und Lesen viel bedenklicher, als früher; denn so lange, als es sich um Katholizismus, Lutherthum oder Calvinismus handelte, wirkten die Bücher weniger, weil der Fanatismus die eine wie die andere Parthei beherrschte. Ganz anders dagegen wirkten aus Gründen, die ich hier nicht erörtern will, die Schriften der Philosophen der drei Hauptvölker Europa's.

Gegen die letztern ist die Verordnung des Kurfürsten Johann Philipp vom 28. Juni 1767 gerichtet, die gedruckt, allgemein verkündigt und den erzstiftischen Fiscalen zu strenger Handhabung empfohlen ward *).
„Bei der vielfachen, ferner nicht zu duldenden Ver-
„breitung von Druckschriften gegen Religion und Sit-
„ten, heißt es, werden die erzstiftischen Curien ange-
„wiesen, alle Mittel zur Ausrottung dergleichen, das
„Seelenheil der Unterthanen und die Wohlfahrt des
„ganzen Staates gefährdender Bücher und Brochuren
„anzuwenden; von den bereits eingeführten ein Ver-
„zeichniß aufzustellen und zu solchem Ende nach Gut-
„befinden in Häusern und Privat-Bibliotheken genaue
„Untersuchungen vorzunehmen; diejenigen, bei welchen
„dergleichen verbotene Werke, nach Verkündigung des
„gegenwärtigen Ediktes, vorgefunden werden, oder
„die sich unterstehen möchten, dieselben ferner ins Erz-
„stift einzubringen, andern mitzutheilen oder selbst zu
„lesen, mit empfindlicher, von Nachahmung abschreck-
„ender Strafe zu belegen." (Fortsetzung folgt.)

gebenen Sammlung Kurtrierischer Gesetze und Verordnungen und ist mit H bezeichnet. Auch in Betreff der noch unten anzuführenden Verordnungen verweise ich auf diese Sammlung, welche chronologisch geordnet ist. Wäre sie nur vollständig! Jedenfalls verdiente sie mit der vom ehemaligen Domdechanten Hrn. Castello angelegten, theilweise geschriebenen Sammlung, welche sich in den Händen seiner Erben befindet, verglichen zu werden.

*) S. den angef. Anhang N.

Erstürmung der Stadt Constantinopel und die ihr unmittelbar folgenden Ereignisse (1453.)

(Fortsetzung.)

Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, so tapfer vertheidigt wurde, waren die Türken bereits an einem andern Punkte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das sonst der Prophezeiung wegen, daß durch dasselbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Xylokerku, welches erst Tags vorher auf Befehl des Kaisers zu einem aus demselben von dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch dasselbe ein und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erscholl an den Thoren des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen sei, und verbreitete neuen Schrecken in den verbündeten Reihen um den Kaiser. Zwar thaten Theophilos der Paläologe, Don Francesco Toledo der Spanier und Joannes der Dalmate Wunder der Tapferkeit; aber der Kaiser sah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerstand vergeblich. Ich will lieber sterben als leben, ruft er, sich den Stürmern entgegenwerfend, und als er sich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme! rief's und fiel unter den Schwerdtstreichen zweier Türken, deren einer ihm in's Gesicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt mit den Erschlagenen vermengt, der siebente Paläologe, Constantin Dragoses, der letzte der Griechischen Kaiser, in Vertheidigung der vom ersten Constantin erbauten Mauern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen Byzantinischen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landseite durch das Thor Charsias oder Kaligaria über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil sie die Besatzung wenigstens fünfzigtausend Mann stark glaubten. So fielen ein Paar Tausend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt und hierauf das Blutbad eingestellt ward. Auch diese Paar Tausend würden nicht dem Schwerte geopfert worden sein, hätten die Türken gleich anfangs gewußt, daß die Besatzung nicht mehr als sieben bis acht tausend Mann stark sei; so groß war ihre Gier nach Sclaven und Sclavinnen, deren Person ihren Lüsten oder deren Werth ihrer Habsucht fröhnen konnte, daß sie gewiß lieber alle lebendig in die Sclaverei geschleppt hätten, als durch Mord die doppelte Aussicht auf Lust und Gold zu verlieren. Diese Opfer der ersten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerstand niedergemetzelt, denn von den Türken blieben kaum Einer oder zwei. Alles flüchtete gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtigt hatte, denn die durch die unterirdische Pforte des Reifthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Thore der Hafenseite auf Griechische und Genuesische Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge sahen, und den Grund der Flucht vernahmen, sperrten sie die Thore und warfen die Schlüssel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezei-

ung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Taukbasari) vordringen und von dort erst von den Bewohnern zurückgeschlagen werden würden.

Nun strömte die Volksmenge von der Hafenseite der großen Kirche Aja Sofia zu. Männer, Weiber, Greise, Kinder, Mönche, Nonnen, und dies abermals aus Aberglauben an dieselbe seit Jahren gäng und gebe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Constantin des Großen vorgedrungen sein würden, ein Engel vom Himmel steigen und einem an der Säule sitzenden armen und niedrigen Manne ein gezogenes Schwerdt mit den Worten übergeben werde: Nimm dies Schwerdt und räche das Volk Gottes! — Darauf würden die Türken sogleich den Rücken wenden und, von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Kleinasien, sondern bis an die Gränze Persiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sofia hin, und in Kurzem war die weite Kirche sammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien mit Menschen dicht angefüllt, welche bei verschlossenen Thüren in derselben ihr Lebensheil zu finden hofften, in welcher sie seit der Kirchenvereinigung ihr Seelenheil zu suchen verschmäht hatten; die wegen des Henotikons so lange leer gestandene, und wie eine Räuberhöhle verlassene Aja Sofia war nun mit Menschenbeute für die Türkischen Räuber vollgestopft. „Wäre," sagt der Geschichtschreiber Ducas, „in diesem Augenblick „wirklich ein Engel vom Himmel gestiegen und hätte „die Worte verkündet: Nehmet die Kirchenvereinigung „an, und ich will die Feinde aus der Stadt treiben, „sie würden sich dennoch nicht dazu bekannt, und sich „lieber den Türken als der Römischen Kirche überlie„fert haben." So groß war die durch den Vereinigungsact gestiftete Zwietracht. Die Türken brachen die verschlossenen Thore mit Beilen auf und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sclaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und des Standes, der Archimandrite mit seinem Thürhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, sondern zu des Räubers Lust oder Dienst. Die ganze Kirche ein großer Gräuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut und das Crucifix mit einer Janitscharenhaube im Spotte herumgetragen. Die Altäre dienten ihnen zu Tafeln, Krippen und Lotterbetten, indem sie selbst darauf aßen oder ihre Pferde darauf fressen ließen, oder darauf Mädchen und Knaben schändeten. „So „wurde," sagt Ducas, „das Wort des Propheten „Amos erfüllt: Von den Altären Betel's will ich Rache „nehmen, spricht der Herr, die Hörner des Opfer„tisches werden untergraben zur Erde fallen, ich werde „den Pallast mit Zinnen niederstürzen auf das Som„merhaus, die elfenbeinernen Häuser werden vernich„tet werden, und viele andere, spricht der Herr. Eure „Feste werde ich verabscheuen, und an euren Brand„opfern keinen Gefallen haben. Entferne von mir den „Schall deiner Lieder, und die Psalmen deiner Orgeln „will ich nicht hören. Das Ende meines Volkes ist „gekommen, spricht der Herr, ich werde seine Züchtig„ung nicht länger verschieben, und an jenem Tage „werden die Gewölbe des Tempels heulen, spricht der „Herr." Wirklich heulten die Gewölbe des damaligen größten Tempels der Christenheit, von den Bachanalien der Räuber und den Trenodien der ihrer Güter, ihrer Freiheit, ihrer Ehre Beraubten. „Der Tempel Aja „Sofia's," sind Phranze's Worte, „der irdische Him„mel göttlicher Weisheit, der himmlische Thron gött„licher Glorie, der zweite Cherubinenwagen des Herrn „der Welten, das Gott gebaute Schauwunder der Erde, „ward ein Gräuel des Abscheues." Indessen hatten von der Hafenseite die Griechen die von dort nicht angegriffenen Manern noch behauptet, und blieben auf ihren Posten, bis die schon seit ein Paar Stunden die Stadt plündernden Türken ihnen in den Rücken kamen. Da liefen zugleich die von außen Belagernden Sturm und brachen bei dem Hafenthore von Petra und dem heutigen Thore des Mehlmagazins in die Stadt erobernd ein. Bei diesem Anblick ward auch hier die Flucht allgemein nach den Häusern, in denen aber schon fast überall die Türken plünderten. Der Griechische Befehlshaber, Lukas Notaras, wurde entweder auf dem Wege nach seinem Hause, oder in demselben gefangen, und Urchan, der Enkel Suleiman's, mit welchem die Griechen den Eroberer, als mit einem Thronnebenbuhler, schrecken zu können sich träumen ließen, stürzte sich von der Höhe des Thurmes lieber, als sich den Osmanen zu übergeben. Auf diese Weise ist die siebennamige Stadt der sieben Hügel und der sieben Thürme, das alte Byzanz, Antonina, das neue Rom, die Stadt Constantin's, die Erdtheilscheidende, die Fülle des Islams, die Weltmutter, tausend hundert fünf und zwanzig Jahre nach ihrer Erweiterung und Gründung unter dem ersten Constantin, unter dem eilften und letzten, am neun und zwanzigsten Mai des vierzehnhundert drei und fünfzigsten Jahres, in der neun und zwanzigsten, seit ihrer Gründung erlittenen, drei und fünfzigtägigen Belagerung, in die Hände der Türken gefallen. Dreimal wurde sie von Hellenen (unter Pausanias, Alcibiades, Leo dem Feldherrn, Philipp des Macedoniers), dreimal durch Römische Kaiser (unter Severus, Marimus, Constantinus), zweimal durch Byzantinische Rebellen (Thomas und Tornicius), zweimal durch Byzantinische Kaiser (Alexius den Comnenen und Michael den Paläologen), zweimal durch den Kral der Bulgaren (unter Paganus und Simeon), einmal durch den Chosroës der Perser, einmal durch den Chakan der Avaren, einmal durch den Despoten der Slaven (Krumus), einmal durch die Russen (unter Askold u. Dir), einmal durch die Lateiner (unter dem Dogen Dadolo), siebenmal von den Arabern (unter den Feldherren der Chalifen), fünfmal durch die Türken (zweimal unter Bajesid, dann unter Musa, Murad II. und Mohammed II.) belagert, und in der fünften Türkischen Belagerung, nachdem sie früher siebenmal erobert worden war, (durch Pausanias, Alcibiades, Septimius Severus, Constantin, Alexius, Dandolo und Michael den Paläologen), zum achtenmahl unter dem siebenten der Paläologen, durch Mohammed den II. den siebenten der Osmanen erobert; ihr letztes Loos, nicht unverdient durch die geistige und moralische Entkräftung u. Entwürdigung ihrer Einwohner u. Herrscher, nicht unverdient durch das Haus des Paläologen, deren erster schon am Hofe des Türkischen Beherrschers Klein-Asiens Schutz u. Hülf wider sein Vaterland gesucht, dessen Nachfolger an der Pfort des Sultans gedient, als Söldlinge in seinem Heere, in seinem Namen Griechische Städte erobert haben. Dies war die Vergeltung der Türkenhülfe u. der Lohn des Pfortendienstes.

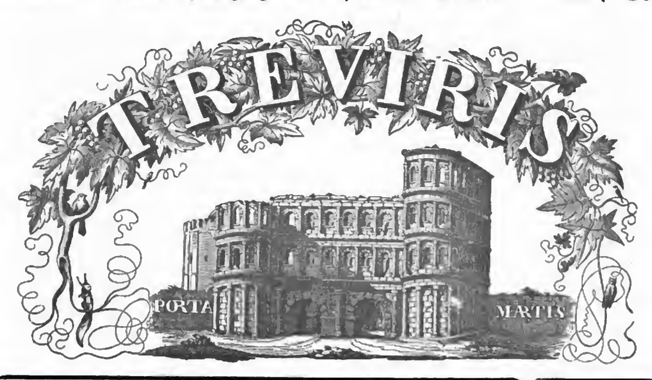
(Fortsetzung folgt.)

N. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 31. October. N°. 87.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Q.

Schneffel - Schuh: d. i. Schnabel-Schuhe. Die Limburger Kronik vom Jahr 1351 bei Hontheim im Prodromus Tom. II. Seite 1084 erzählt uns: „Da giengen auch an die Schneffelschug“ und legt zugleich eine Zeichnung davon vor; es ist demnach nicht nöthig, eine weitere Beschreibung von denselben zu geben. Ich erinnere mich übrigens, daß die im Jahr 1790 ausgewanderten Französischen Damen beinahe eben so geschnabelte Schuhe getragen haben.

Schor - Montag, war eine jährliche Zusammenkunft junger Bursche in den Dörfern, deren Ursprung sich theils auf Aberglauben, theils auf Muthwillen gründete: in den Trier. Synodal - Statuten vom 12. September 1685 lesen wir folgende Stelle: „Am Schor-Montag, Fastnacht und sonsten „weniger nicht dergleichen ärgerliche Zusammen„kunft abgethan oder letzterwehnter Massen regu„lirt seyn solle.“ Die Herleitung dieses Wortes selbst blieb mir bisher räthselhaft; es wurden bei diesem Vereine Tollheiten getrieben, und es möchte vielleicht scheinen, es könnte von Scorio (scurra) herkommen, welches so viel heißt als stultus, fatuus? doch mit Etymologien mag ich mich nicht abgeben.

Schorsass: dieses Wort kommt vor in den gemeinen Landesbräuchen des Herzogthums Luxemburg, Tit. IV. Art. 33, wo es heißt: „Mit diesem Beding „jedoch, daß derjenige, so von den Erkenntnissen „oder Urtheilen, welche der Herr oder Andere, „an die man sich veranlasset, per formam arbi„trii ertheilt, reduziren wollte, in solcher Reduc„tion nicht angenommen werden solle, er habe „dann zuvorn die Peen, gewöhnlich Schorsaß „genannt, so darauf gesetzt, hinterlegt.“

Schwartz-Kœnigstag: Tr. Wbl. v. J. 1820 N. 46.

Schwarze - Procession: Siehe die Trier. Kronik v. J. 1823 Seite 307.

Scriba: heißt in Dokumenten des Mittelalters eine zur Aufnahme gerichtlicher oder auch Privat-Verhandlungen, von der gehörigen Obrigkeit bestellte und vereidete Person. In unsern Tagen wurde bei unserem Appellationshofe ein auf Pergament geschriebenes Dokument mit folgender Unterschrift vorgelegt: Wilhelmus Scriba in Valle Blankenheimiana, der Gerichtshof hat dieses Dokument für ein glaubwürdiges anerkannt. Auch Ducange in seinem Glossar. mediæ et infimæ latinitatis sagt: Scribae Notarii publici, tabelliones. Indessen muß man genau auf das Datum solcher Instrumenten sehen, ob nicht in der Zeit, wo dieselben ausgefertigt wurden, die Unterschrift der Partheien, wie auch einiger Zeugen gesetzlich erforderlich gewesen sei.

Seelenbücher, waren eine Art von Nekrologen der Stifter, Klöster, auch Pfarreien, in welchen für das ganze Jahr diejenigen Tage angemerkt waren, an welchen für ihre daselbst genannten Wohlthäter ein Seelenamt gehalten wurde. Dieselben sind, wie natürlich, sehr lakonisch abgefaßt, gewöhnlich ohne das Jahr noch den Tag des Absterbens der darin genannten Personen anzuzeigen; indessen habe ich mehrere derselben eingesehen, welche manche genealogische Aufklärung gegeben haben. Ich muß endlich noch erinnern, daß man von diesen Seelenbüchern die sogenannten Selbücher unterscheiden muß, denn diese heißen so viel als Saalbücher.

Seiffen: ein Ausdruck, welchen man sumpfigen Wald-

ungen und Gebüschen beilegt; siehe die Trier. Kronik v. J. 1824 Seite 249.

Send-Bussen: Trier. Wbl. v. J. 1818 N. 34. In Bezug auf die daselbst beschriebene Lastersteine will ich noch nachträglich bemerken, daß ich in einer Handschrift v. J. 1571 folgende Stelle gelesen habe: „Die Stein gebrauchen die Visitatores in den Kirchen gegen Ehebrecher.“ In einem Statutenbuch der Stadt Trier v. J. 1593 heißt es: „Welcher Ehebrecher das Geld nit zu „geben hait, solle sonsten die Steiz oder Kerzen „nach Erkänntniß eines ehrsamen Raths öffentlich „umtragen.“ Auch siehe noch die Reformations-Urkunde der Sendbußen vom 16. August 1589 bei Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 163 Art 18.

Sester, auch Seschter und Süschter, heißt in der Provinz Luxemburg so viel als Schwester; auch manchen Trierischen Schriften früherer Zeit ist dieses Wort nicht fremd.

Sester-Geld, war in der Stadt Trier eine Abgabe, welche die Wirthe von dem verzapften Getränk in die Stadtkasse zahlen mußten; in einer Denkschrift der Trier. Bürgerschaft v. J. 1520 heißt es: „Dieweil das Sestergeld durch gemeine „Bürgerschaft so den Wein mit Maßen und an „den Zappen nehmen, ohne des Verkäufers hohe „Beschwerung geben und bezahlen.“

Siedelbank. Trier. Wbl. v. J. 1818 Num. 45.

Simpel. Simplum. Dadurch verstand man den einfachen Anschlag und die Grundlage bei der Vertheilung der öffentlichen Steuer unter der Regierung der Kurfürsten von Trier. Nachdem es einmal festgestellt war, wie viel ein jeder Gutsbesitzer, Gewerbtreibender, Handwerker u. s. w. jährlich in einem Simpel zu zahlen habe, so war die Berechnung des ganzen Beitrags leicht zu machen, nachdem die Zahl der Simpel von den Landständen einmal festgestellt war, welche in den letztern Jahren der kurfürstlichen Regierung 25, 27 u. m. Simpel betragen hat. Ueber das Kurtrierische Steuerwesen siehe noch Hontheim a. a. O. Tom. III. S. 201 §. IV. und S. 878.

Sot: In dem Necrologium S. Maximini bei Hontheim im Prodromus Tom. II. Seite 992 b. lesen wir: Domina Elisabeth de Lucelenburc, de qua habemus V. Sot. Hontheim bemerkt hierbei Folgendes: forte sotos, id est sylvas seu dumeta; und so scheint es auch, denn sotus und das Spanische soto heißt so viel als sylva, parcus, sepes.

Speer-Reuter: Trier. Kronik v. J. 1824 Seite 250.

Springende Heiligen: siehe die Kronik der Diözese Trier v. J. 1828, Monat Mai, Seite 270 u. ff.

Spulgen: Trier. Wbl. v. J. 1820 Num. 46.

Steilkauf: bedeutet eine öffentliche Versteigerung; dieses Wort kommt in unsern Dokumenten öfters vor; siehe z. B. Hontheim Histor. dipl. Tom. III. Seite 672 b. und 673 a.

Steinbüchsen: Trier. Wbl. v. J. 1818 Num. 36.

Stock: Trier. Kronik v. J. 1824 Seite 252.

Stoisse: Trier. Wbl. v. J. 1818 Num. 35.

Stuhl: Trier. Wbl. v. J. 1818 Num. 39. Dazu will ich nachbringen, was ich in einem Scheffenweisthum von Fell, ehemaligem Amtsbezirke St. Maximin, v. J. 1562 gelesen habe: „Do sei „nun also ordentlich gesessen waren, hat der Hoff„zender umbgefragt, ob der Stuhl ganz wäre? „darauf als sie geantwortet nein, haben sie den „Stuhl ergänzet, und sind neuwe Schöffen ge„schworen und angenommen und niedergesetzt wor„den.“ Siehe auch Dingstuhl und Krummelstuhl.

Stuhl-Lehnen: feudum sedis. In einem Dokument der Abtei Echternach v. J. 1665 wird Folgendes gesagt: Hans Billich et Wilhelm Stortz ejus gener, vendunt monasterio duas quintas partes feudi-sedis, Stuhllehen, pro 542 daleris et medio jugero terræ, ea conditione, ut casu, quo totum feudum contingeret redimi, decima fœni ipsis in perpetuum feudum concedatur, in cujus vicem ipsi officium sedis exercere teneantur. In einem andern gleichzeitigen Dokument heißt es: Nicolaus Hout vendit aliam decimam partem feudi sedis pro 138 daleris et 17 Stüferis. — Ich weiß mich noch wohl zu besinnen, daß daselbst noch ein Lehen bestanden hat, das man ebenfalls Stuhl-Lehen nannte, dieses Lehen war dem zeitlichen Vorstand einer in Echternach wohnenden Familie von dem Abte gegeben worden, unter der Verpflichtung, demselben bei hohen Festen während dem Hochamte den Stuhl hin und her zu tragen und noch einige andere Dienste zu leisten. Siehe noch oben Salzehend.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Bücherverbot u. Censur im Kurfürstenthum Trier.

(Fortsetzung.)

Von nun an hielt man es überhaupt mit allen freimüthigen Schriftstellern etwas ernster, und nahm nicht blos die Einsichten der Curie, sondern auch den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit der theologischen Facultät in Anspruch, wie dies das am 21. Aug. 1778 von Clemens Wenceslaus gegen das ebenso harm- als geistlose Buch von Isenbiehl über die Weissagung vom Emmanuel erlassene Verbot beurkundet, welches allgemein publizirt und zugleich, wie andere erzbischöfliche Verordnungen, an alle geistliche und weltliche Vorsteher versendet wurde und mehre eben so gelehrte als tugendhafte Theologen der Erzdiözese, welchen Isenbiehls Ansicht zu gefallen schien, arg ins Gedränge brachte. Ich darf meinen Lesern die vollständige Mittheilung dieses Aktenstückes nicht vorenthalten. Es lautet wörtlich wie folgt: „Der Verkauf eines „unter dem Titel: Neuer Versuch über die „Weissagung von Emmanuel, ohne Angabe des „Druckortes und Verlegers, auch ohne Gutheißung des „Ordinariats, jüngst im Druck erschienenen Werkes „von J. L. Isenbiehl, wird, wegen des, nach dem „Gutachten der theologischen Fakultät zu Trier, irri„gen, vermessenen, gefährlichen und ketzerischen In„haltes dieser Druckschrift, im ganzen Umfange der „Erzdiözese Trier verboten und jedem nicht besonders „concessionirten Besitzer dieses Werkes dessen Ablieferung an die erzbischöflichen Vicariats-Behörden zu Trier „u. Coblenz, durch Vermittlung der resp. Seelsorger u. „Beichtväter, zur Pflicht gemacht.“

Eben so wurde durch Regierungs-Verordnung vom 10. November 1789 der im damaligen Trierischen Wochenblatte feilgebotene, verrufene Roman: Rechtfertigungsschrift der Gräfinn Valois de la Motte verboten und zugleich bestimmt, daß künftig alle zu publicirende Verzeichnisse der zu verkaufenden Bücher einem bezeichneten Censor zur Prüfung vorg[elegt]

legt werden müßten. Hier haben wir die eigentliche Censur, und was merkwürdig ist, nicht für Bücher, sondern für Bücher-Cataloge. Denn auch jetzt gab es keine Censur in unserm Sinne des Wortes im Erzstifte. Ein ohne Approbation erschienenes Buch durfte, so lange es die Behörden nicht für gefährlich hielten, frei circuliren; wurde es gefährlich erklärt, so nahm man es, wo man es fand, und bestrafte nach Maßgabe den Verkäufer und die Besitzer.

Gerade um diese Zeit hatte das Ansehen der Encyklopädisten nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland und den übrigen Ländern Europa's seinen Culminations-Punkt erreicht und alle Verbote gegen den Verkauf ihrer Werke waren nicht nur ohne günstigen Erfolg, sondern brachten sogar eine der erwarteten entgegengesetzte Wirkung hervor. Auch in Deutschland hatten sich nach Lessing's Vorgange Schriftsteller hervorgethan, welche gleich den Französischen Philosophen und Dichtern politische und religiöse Besorgnisse erregten. Alles hing, so zu sagen, an ihrem Munde.

Roußeau's *) Wort: **Pour assujettir sa raison, il faut avoir des raisons**, war in allen Ländern der Erde erschollen und erfreute sich bereits einer zahlreichen Jüngerschaft unter allen Ständen, als man auch in den theologischen Schulen anfing, den Vernunftgründen der Philosophen mit derselben Waffe zu begegnen.

Dadurch war aber wenig gewonnen; denn während die jungen Theologen in dieser Weise mit Gründen und Gegengründen bekannt wurden, lernten sie allmälig absehen von der Auctorität und ließen stillschweigend dem Roußeau'schen Postulate nicht nur Gerechtigkeit wiederfahren, sondern waren auch sehr geneigt, der neuen Philosophie vor ihrer scholastischen Theologie den Vorzug einzuräumen; so viel wenigstens ist gewiß, daß auch unter den Geistlichen der Emil und contrat social mehr Leser hatte, als Bonaventura und Thomas von Aquin nebst ihren Commentatoren.

Selbst diejenigen unter ihnen, welche es ganz redlich mit der Sache der Offenbarung meinten, konnten, sobald sie sich auf das Gebiet der Philosophie wagten, nicht anders als der Theologie schaden. Gingen sie nämlich blos apologetisch zu Werke, so hatten sie jede einzelne Lehre des Christenthums nicht nur gegen die Einwürfe der historischen Kritik, sondern auch gegen die der Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes sicher zu stellen. In dieser dreifachen Beziehung hatten sie sich beinahe noch mehr des Spottes, als der Gründe ihrer Gegner zu erwehren; bei jedem Schritte und Tritte begegnete ihnen Voltaire mit dem beißendsten Witze und bis dahin nie erhörten Sarkasmen, die er so einkleidete, daß sie seine Leser als überzeugende Gründe gelten ließen.

Wollten sie dagegen rein systematisch verfahren, so mußten sie sich bequemen, Criterien aufzustellen, wornach man beurtheilen konnte, was überhaupt göttliche Offenbarung sei. Beides wurde versucht.

Was das Erstere fruchtete, wird jeder leicht einsehen, der sich die Mühe gegeben hat, die gegenwärtige intellectuelle Lage Europa's mit der frühern zu vergleichen.

Was dagegen das Verfahren der zweiten Art anbelangt, so war das der geringste Uebelstand darin, daß es nur diejenigen überzeugte, die sich unmittelbar mit seiner Verbreitung und Anwendung befaßten. Da nämlich derlei Kriterien sich als absolut und in sofern nicht nur als unfehlbar, sondern auch als die einzig zuläßigen ankündigten, so konnte es nicht fehlen, daß der erste beste Widersacher, wenn er nur etwas geistige Gewandheit besaß, in dem einen Theile des zuschauenden Publikums die Ueberzeugung hervorbrachte, die zu stützende Sache lasse sich nicht stützen, während der andere sich entschloß, das Ganze auf sich beruhen zu lassen, und nicht weitere Notiz davon zu nehmen.

Dazu kam nun noch, daß derlei Untersuchungen für das Christenthum, von dem letztern selbst nicht nur nicht gebilligt, sondern verworfen werden. In der That wie bliebe auch bei nöthigenden Vernunft-Postulaten der Glaube ein Geschenk der göttlichen Gnade? *)

(Schluß folgt.)

---

*) Roußeau ist bekanntlich das Haupt derjenigen, welche die Zulänglichkeit unserer Vermögen zur Erreichung unserer gegenwärtigen und zukünftigen Bestimmung behaupten, so wie Pascal als Repräsentant der entgegengesetzten Behauptung angesehen werden muß. Jedermann kennt die **PROFESSION DE FOI DU VICAIRE SAVOYARD** in dem Emil. Weniger bekannt ist Pascal. Um das Urtheil des Lesers in der eben angegebenen Beziehung zu erleichtern, mögen hier einige Worte aus seinen philosophischen Aphorismen folgen.

„Die Schwäche der menschlichen Vernunft erscheint weit „mehr in denjenigen, die sie nicht kennen, als in denjenigen, die sie kennen. Ist man zu jung, so urtheilt man „nicht richtig; ist man zu alt, so ist es ebenso. Denkt „man zu viel, denkt man zu wenig, in jedem Falle ist „man hartnäckig, u. kann die Wahrheit nicht finden. Betrachtet man sein Machwerk unmittelbar nach dessen Vollendung, so ist man noch zu sehr dafür eingenommen; „betrachtet man es zu lange nachher, so wird es einem „fremd. Es gibt nur einen untheilbaren Punkt, der den „wahren Standort abgibt, um die Gemälde zu betrachten; alle andere sind zu nahe, zu fern, zu hoch, zu „niedrig. Die Perspective bezeichnet ihn in der Malerei; „allein wer wird ihn uns in der Wahrheit und Moral „angeben?"

„Der Geist des größten Menschen auf Erden ist nicht „so unabhängig, daß er nicht gestört werden könnte durch „das geringste Geräusch, das sich um ihn erhebt. Es bedarf nicht der Lösung einer Kanone, um ihn in seinem „Denken zu verhindern: der Laut einer Wetterfahne odee „einer Zugwinde reicht schon hin dazu. Wundert euch „nicht, wenn er gegenwärtig nicht gut räsonnirt; es „summet eine Mücke um sein Ohr: das ist hinreichend, „um ihn guten Rathes unfähig zu machen. Wollet ihr, „daß er im Stande sei, die Wahrheit zu finden, so verjaget dies Thierchen, das seine Vernunft im Schach „hält und jene machtige Erkenntnißkraft verwirret, die „Städte und Königreiche beherrscht." — **Pensées de Blaise Pascal, I. Partie Art. VI. C. II. et XII.**

*) Aus diesem Grunde müßte selbst scharfsinnige und geistreiche Schriften dieser Art der Bannstrahl des Vatikans treffen. Anders verhält es sich mit den blos apologetischen Schriften, die die Kirche von jeher billigte.

Erstürmung der Stadt Constantinopel und die ihr unmittelbar folgenden Ereignisse 1453.

(Fortsetzung.)

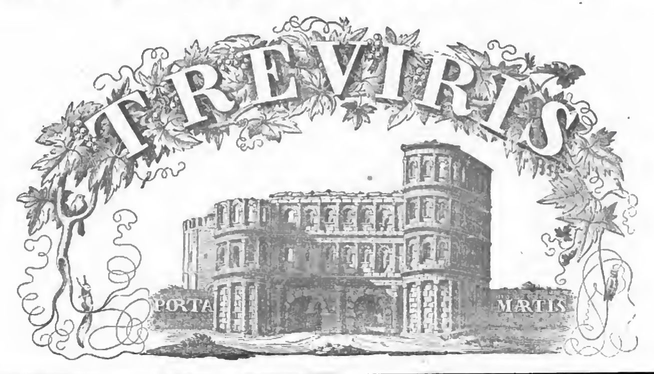
Mohammed war nicht mit den Stürmern in die Stadt eingezogen, sondern hatte außer derselben geweilt, bis er die Nachricht erhalten, daß dieselbe gänzlich in der Gewalt der Sieger sei, was bis gegen Mittag der Fall war. Da zog er, von aller Furcht frei und sicher, von seinen Wesiren und Leibwachen umgeben, in die Stadt ein, gerade zur großen Kirche hin. Er sprang vom Pferde und ging in dieselbe zu Fuß ein. Bewundernd schaute er die hundert und sieben Säulen aus Porphyr, Granit, Serpentin und vielfarbigem Marmor, aus rosenfarb gestreiftem von Synada, grünem von Lakonien, blauem von Lybien, schwarzem Celtischen, weißem Bosporischen Marmor; aus Thessalischem, Mollossischem, Proconnesischem, Egyptischem gesternten Granit, und aus Saitischem Porphyr. Dar-

unter die acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel des Aurelianus zu Baalbeck, die acht grünen aus dem Dianentempel zu Ephesus, die andern aus dem größten und schönsten Tempel des Zevs zu Cyzikus, aus denen von Alexandria, Troas, Athen und den Cykladen. Mit Erstaunen hing sein Blick an den luftigen Gallerien und Gewölben, an den kolossalen Bildern der Evangelisten und der Apostel, der Jungfrau und des Kreuzes mit den Worten: In diesem siege! Alles Mosaik von farbigem und vergoldetem Glas. Je höher sein Blick stieg, desto höher sein Erstaunen, bis er im kühnen Fluge des Baumeisters mit der so niedrig gewölbten Kuppel hoch in Lüften schwebte; die prophetische Inschrift ihrer, auf Rhodos aus kreideweißem bimsartigen Thon gebrannten, leichten Ziegel: Gott hat sie gegründet, und sie wird nicht erschüttert werden, Gott wird ihr beistehen im Morgenroth! ging nun, in so weit es die Erhaltung des Gebäudes durch den östlichen Eroberer betraf, in Erfüllung. Von dem luftigen Dom auf den Boden gekehrt, fiel Mohammed's Blick auf einen seiner Soldaten, der das kostbare Marmorpflaster der Kirche aufbrach, dessen Wellenlinien wogende Fluthen nachahmten, so daß von den vier Thoren der Kirche die spiegelnde Marmorfluth, wie die der vier Paradiesesflüsse, hinauszuwallen schien. Mohammed gab ihm einen Schwerdthieb mit den Worten: Die Schätze der Stadt hab' ich euch preisgegeben, aber die Gebäude sind mein! Der Entpflasterer der Kirche ward halbtodt vor dieselbe hinausgeworfen. Mohammed ließ einen seiner Gebethausrufer von der Estrade vor dem Heiligsten durch das Bekenntniß des Islams zum Gebeth ausrufen, und er selbst verrichtete dasselbe nicht an, sondern auf dem Hochaltar. So ward die Kirche der göttlichen Weisheit für die Christen entweiht, für die Moslimen eingeweiht, und das christliche Zwietrachtgeschrei der Griechen und der Lateiner über das Henotikon verscholl im Ausruf des Muessin: Gott ist Einer! Nach den Geschichten der Byzantiner hatte ein Engel den Plan, den Namen und das Geld zum Bau hergegeben. Schon von Constantin dem Großen gegründet, von Theodosius und Justinian wieder erbaut, nachdem sie zweimal im Aufruhre abgebrannt, und im Erdbeben beschädigt worden, war die Kirche der göttlichen Weisheit der Schauplatz der größten Staatsaufzüge und heiligsten Kirchenhandlungen, der Krönungen, der Triumphe, der Vermählungen der Kaiser, der öffentlichen Kirchenaufzüge und Kirchenversammlungen; sie war das Heiligthum nicht nur der Hauptstadt, sondern des ganzen Reiches, das bis dorthin unübertroffene Meisterstück kirchlicher Baukunst in der ganzen Christenheit. Wie die Griechischen Kaiser ihre Triumphzüge mit Gebet zu Aja Sofia beschlossen, so begann Mohammed die Besitznahme der Stadt durch das Gebet auf dem Hochaltare von Aja Sofia. Der letzte Triumph, dessen die Byzantinische Geschichte erwähnt, war der Pannonische, von Manuel dem Comnenen gefeierte. Auf silbernem, reich vergoldetem Viergespann war ihm das Gnadenbild der Hodegetria, d. i. der wegweisenden Mutter Gottes, vorgeführt worden. So war dieses Bild der wegweisenden Mutter Gottes im Bulgarischen Triumphe dem Joannes Tsimisces, im Türkischen dem Joannes Comnenos vorausgegangen, und Michael dem Paläologen bei der Wiedereroberung Constantinopel's durch die Griechen. Es ward als das Palladium der Stadt den Griechischen Kaisern, wenn sie wider die Feinde auszogen, wie wenn sie im Triumphe zurückkehrten, stets vorgetragen. Schon Kaiser Bardas, als er wider die Saracenen auf Kreta auszog, hatte die Hülfe der Wegweiserinn in ihrer Kirche angefleht, welche sich am Meeresufer an der Stelle des Tempels der Pallas Ekbasia oder der ausschiffenden Minerva erhob. Der ältere Andronikos hatte, sobald er die Nachricht von der Niederlage des Alexius Philantropenus erhalten, sein Dankgebet zu den Füßen der Hodegetria verrichtet. In den Belagerungen wurde das Bild auf den Wällen zum Schrecken der Feinde herumgetragen, so in der Saracenischen unter Leo dem Isaurier, so, als unter Isacius Angelus der Rebelle Branas die Stadt bedrohte, so endlich in der letzten Türkischen, wo die Mutter Gottes, in violettenem Gewande auf den Wällen wandelnd, den Scheich Bochari und seine nonnengierigen Derwische zurückgeschreckt hatte. Dieses wunderthätige, wegweisende, siegleitende Gnadenbild wurde in der Kirche, wo es zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt war, von den Türken geviertheilt, und das reiche Kloster der Hodegetria an der Akropolis, so wie das des heiligen Joannes Baptista zu Petra, im Hafen, gänzlich geplündert. Sobald Mohammed die durch das Gebet zur Moschee umgestaltete Aja Sofia verlassen hatte, ließ er sich den Großadmiral Lukas Notaras vorführen. Sieh, sagte er zu ihm, dein schönes Werk der verweigerten Uebergabe in dem Haufen der Erschlagenen, in der Zahl der Gefangenen. Notaras antwortete: nicht er, nicht der Kaiser hätten so viel Ansehen in der Stadt gehabt, die Uebergabe derselben zu bewirken, besonders nachdem der Kaiser Briefe empfangen, durch welche er zum Widerstande aufgemuntert worden. Mohammed's Verdacht fiel sogleich auf Chalil-Pascha; doch denselben für jetzt unterdrückend, fragte er um den Kaiser, ob er zu Schiffe entflohen, denn fünf Genuesische Schiffe waren glücklich mit vollen Segeln aus dem Hafen gekommen, die andern aus Mangel an hinlänglicher Bemannung von Schiffsleuten zurückgeblieben. Notaras antwortete, er wisse es nicht, er sei am Thore des Pallastes gewesen, als die Türken durch das Thor Charsias eingedrungen. Sogleich meldeten sich zwei Janitscharen, welche den Kaiser zusammengehauen zu haben behaupteten. Mohammed befahl ihnen, den Leichnam aufzusuchen und ihm den Kopf zu bringen. Hierauf gab er dem Notaras tröstliche Worte, ließ seine Frau und seine Kinder aufsuchen, schenkte jedem tausend Aspern und versprach ihm, ihn im Besitze der unter dem Kaiser genossenen Aemter und Güter zu lassen. Durch solche Verheißungen gekirrt, gab ihm der elende Notaras eine Liste der Hofwürden und der ersten Staatsämter; und Mohammed ließ dieselben aufsuchen, und zahlte für jeden Kopf dieser Archonten denen, in deren Besitz sie als Beute gefallen waren, tausend Aspern. Notaras war in Gnaden nach Hause entlassen worden. Indessen wurden dem Sultan die beiden Köp[fe] Suleiman's, des Sohnes Urchan's, und Constantin[s] gebracht. (Schluß. folgt.)

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 4. November. N°. 88.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

T.

Tage (zu) reiten, heißt zu den gerichtlichen Verhandlungen hingehen; Vertagen, d. i. vor Gericht laden. Siehe oben Ritt.

Tartschen. — **Tetingsmann.** — **Teyln.** Trier. Wbl. v. J. 1818 N. 39.

Todte Hænde: zu Latein manus mortuæ, und Französisch mains mortes: ein Ausdruck, welcher in Verordnungen und andern Dokumenten des XVII. XVIII. Jahrhunderts oft vorkommt: die Amortissationsgesetze erklären sich deutlich, was dadurch verstanden werde; so heißt es z. B. in der Verordnung des Erzbischofs Karl Kaspar vom 20. November 1655 bei Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 704: „Stifter, Kirchen, Klöster und col„legia in communi, auch die von der Ritter„schaft." Siehe auch den ritterlichen Vergleich vom 2. Juli 1729 daselbst Seite 927. Art. 24. u. 25. — Was in der Provinz Luxemburg unter die mains mortes gezählt worden sei, sagt uns eine Theresianische Verordnung vom 15. September 1753, da werden genannt Stifter, Klöster, Collegien, Spitäler, Gotteshäuser, Pfründen, Offizien, Kirchen, Kapellen, Mildestiftungen, geistliche und weltliche Bruderschaften, Versammlungen und Gemeinden. Es folgte eine weitere Erklärung vom 15. Juni 1764, daß auch die weltlichen Gemeinden und Gesellschaften in diese Categorie gehören.

Todtenhochzeit: Trier. Wbl. v. J. 1818 N. 41.

Todtenmahl: daselbst Num. 39.

Tholrecht. Trier. Wochenbl. v. J. 1820 Num. 43.

Thomeler: Trier Wochenbl. v. J. 1818 Num. 43.

Trutzen. daselbst.

Türcken-Glocke: als in früheren Zeiten das Deutsche Reich von den Türken einigemal bedroht worden war, wurden alle Menschen eingeladen, bei gegebenen Zeichen einer Glocke, den lieben Gott zur Abwendung dieser Gefahr durch ein Gebet anzuflehen; man nannte in jeder Gemeinde diese Glocke die Türken-Glocke; ihr Geläute verbreitete jedesmal Trauer und Schrecken.

U.

Ucht: wird vorzüglich in dem Deutschen Quartier des Herzogthums Luxemburg gehört, und man versteht darunter die Abendversammlungen der Frauen und Mädchen in den Spinnstuben; diese Abendversammlungen beginnen gewöhnlich im Spätherbste und enden gegen den Frühling: man könnte dieselben auch wohl Rugen nennen, denn da wird das Andenken manches Mannes vor die Räder-Tribune genommen. Man wird sich zu erinnern wissen, daß in den Wiesen, wenn der Grummet abgemähnt ist, sich viele Blumen von einerlei Gattung zeigen, welche man daselbst Uchten-Blumen nennt, weil dieselben an die Zeit der Uchten erinnern.

Umgesetzte Korden. Trier. Kronik v. J. 1824 S. 250.

Ungeld: war eine Abgabe, welche man zu Trier von Wein, Leder u. s. w. zahlen mußte; schon in einer Urkunde vom 16. März 1309 geschicht Meldung davon; siehe Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 36 a. In einer Urkunde vom 5. Oktober 1340 daselbst Seite 143 a. lesen wir: De Ungelto sive cysa, vulgariter dicta Ungelto, dicti nostri oppidi nobis annuatim provenientium. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Bücherverbot u. Censur im Kurfürstenthum Trier.

(Schluß.)

Auch entging es den heller sehenden Theologen sowohl, als Nichttheologen keineswegs, daß die Vernunft, nachdem sie ihre eigene Unzulänglichkeit, so wie die Nothwendigkeit einer Nachhülfe von Seiten des höchsten Wesens erkannt hat, sich gewiß nicht mehr erdreisten dürfe, die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen eine Offenbarung zuläßig sei; sie konnte in diesem Falle nicht anders als dem beipflichten, was uns der Glaube über den Glauben lehrt, daß er nämlich uns selbst unbewußt das Gemüth ergreife, und uns unserer endlichen Bestimmung entgegenführe. Das Letztere mußte man um so mehr bedenken, da nach dem christlichen Lehrbegriffe alle Menschen denselben Beruf haben, und der Glaube auch in jenen zur lebendigsten Ueberzeugung werden soll, die von Büchern und Syllogismen gleichweit entfernt, zu scharfsinnigen Distinctionen und Deductionen ganz und gar unfähig sind *).

Bei dieser allgemeinen Gährung in den Köpfen und Gemüthern befürchtete man mit Recht große Unordnungen in Kirche und Staat. Auch unsere Landesregierung ergriff in dieser Beziehung ihre Maßregeln.

Eine neue Verordnung vom 1. Dez. 1789 sollte die drohende Gefahr abwehren und „die Lehre des ächten Christenthums, worauf die wahre Glückseligkeit „einzelner Menschen und ganzer Staaten beruht, nicht „nur in den Schulen unversehrt erhalten, sondern „auch in so vollkommenem Maße den Herzen der Jugend einprägen, daß den gefährlichen Grundsätzen „verderbter Schriften und den täuschenden Vorurtheilen „mancher Religions-Spötter standhaft begegnet, und „die reinen Begriffe gegen diese gefährliche Verführung ungestört erhalten würden."

Durch diese Verordnung wird dem General-Vicariat in dem obern, dem Offizialat in dem niedern Erzstift die Aufsicht, die Gewalt und Obliegenheit einer Studien-Commission über das geistliche Recht, die Theologie, Kirchengeschichte, Philosophie, so wie über die Gymnasien und Landschulen in Rücksicht der Lehre übertragen.

Kein Lehrbuch durfte in den genannten Fächern ohne ihre Genehmigung eingeführt werden, und die bereits eingeführten unterlagen ihrer Beurtheilung.

In diesen Fächern durften ferner keine Theses und Abhandlungen zum Drucke befördert, noch vertheidigt werden, welche nicht vorher von den genannten Behörden approbirt waren. Hier haben wir die eigentliche Censur; allein ihre Wirksamkeit beschränkt sich auf die gennnten Schul- u. akademischen Schriften.

Bei dem Offizialate zu Coblenz, waren zwei geistliche Räthe, bei dem General-Vicariate zu Trier zwei geheime Räthe als beständige Referenten und Aufseher ernannt, welche „ermächtiget und auf ihre theuren „Pflichten angewiesen waren, von Zeit zu Zeit den „Lehren in dem geistlichen Rechte, der Theologie, Philosophie, so wie auch im Seminarium zu Trier, dem „Collegium zu Coblenz, allen Gymnasien und Normalschulen beizuwohnen, Visitation zu halten, hierüber Erkundigung einzuziehen, und bei dem General-„Vicariat und Offizialat alsobald über die allenfalls „erscheinenden bedenklichen und gefährlichen Lehren die „Anzeige zu machen *)."

Es hatten überdies die erwähnten Stellen die Gewalt nach Befund und Wichtigkeit der Sache, die Professoren, die Lehrer im Seminar, am Kollegium, an den Gymnasien, so wie auch die Landschullehrer, die gefährliche Lehren entwickelten und sich schädlicher Aeußerungen auch außer den Lehrstunden schuldig machten, alsobald von ihrem Amte zu suspendiren und sofort gehorsamsten Bericht und weitern Antrag an den Kurfürsten zu erstatten.

Auch über die Buchläden hatten sie in dem Maße genaue Obsorge zu tragen, daß keine irreligiöse, noch sonst ärgerliche Bücher öffentlich verkauft wurden.

Wie rein die Absichten des unvergeßlichen Landesvaters immerhin gewesen sein mögen, und wie sehr er diese Stellen beim allwissenden Richter beschwört „mit rastlosem und vernünftigem Eifer jenem Uebel „entgegenzuarbeiten, welches dem Seelenheil und der „öffentlichen Ruhe und aller guten und löblichen Verfassung so gefährlich ist", so hatte doch dieses Mittel nicht den Beifall des Himmels.

Erstlich lag in ihm eine ungeheure Aussaat von neuen Uebeln, die alsbald Keime trieben und einen üppigen Wuchs zeigten. Es gab dem Hasse wie dem Neide herrliche Gelegenheit, seinen Opfern beizukommen; es rief ferner, da die würdigen Beamten, welche mit der Ausführung der Sache beauftragt waren, nicht selbst Alles sehen und hören konnten, das Aufpasser- und Horchergeschäft, kurz das Spionenhandwerk ins Dasein, das man sich, wie Montesquieu sagt, gefallen lassen würde, wenn sich rechtschaffene Leute dazu brauchen ließen.

Dann brachte ein solches Beargwohnen und Ueberwachen in dem tüchtigen Lehrer einen Unwillen zu wege, der sich entweder unter der Klugheit versteckte und Stratageme in Anwendung brachte, oder sich in einem Ueberreize Luft zu verschaffen suchte.

In der studirenden Jugend dagegen entzündete dieses ängstliche Bestreben sie in Schranken zu halten, eine unendliche Begierde alle Schranken zu durchbrechen, und sie streckte unaufhörlich die Hände aus nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, es mochte geboten werden, von wem es wollte.

Was einmal im Zeitgeiste liegt, gewinnt durch den Zwang nur immer größere Federkraft. Man kann kühn behaupten, daß die eben besprochene Verordnung die v. 15. Okt. 1783 zum Theil nothwendig machte,

---

*) „Verwundert euch nicht, sagt Pascal, einfältige Perso-
„nen ohne Nachdenken glauben zu sehen. Gott verleiht
„ihnen die Liebe seiner Gerechtigkeit und den Haß ihrer
„selbst. Er neiget ihr Herz zum Glauben. Nie wird
„man eines fruchtbaren und aufrichtigen Glaubens glau-
„ben, wenn Gott das Herz nicht neigt; und man wird
„glauben, sobald er es neigt. Das sah David wohl ein,
„indem er sprach: Inclina cor meum, Deus, in testimo-
„nia tua. Ps. 118, 36. Pensées de Blaise Pascal II.
„Partie, Article VI. c. VI." Dasselbe muß auch von
den Aufgeklärtesten angenommen werden. In dieser
Beziehung sagt daher derselbe Pascal: „Es ist nichts der
„Vernunft so angemessen, als das Nichtanerkennen der
„Vernunft in Glaubenssachen; und nichts der Vernunft
„so widersprechend, als das Nichtanerkennen der Ver-
„nunft in Dingen, die nicht zum Glauben gehören." A.
a. O. c. III. Der letztr Theil dieses Machtspruches ist
gegen Montagne gerichtet, der um die Offenbarung ge-
gen alle Angriffe der menschlichen Vernunft sicher zu stel-
len, zu beweisen bemüht war, daß alle menschliche Er-
kenntniß, abgesehen von der Offenbarung, durchaus kei-
ne Gewißheit gewähre. Pascal's Ansicht ist katholisch,
die des Letztern dagegen unkatholisch.

*) Hier ist also derselbe Körper, bei welchem noch in der Isenbiehl'schen Angelegenheit die Curie Rath und Auskunst suchte und fand, der unbedingtenControlle der beiden Stellen unterworfen.

worin allen bis dahin „bestandenen Lese- und andern Gesellschaften dieser Art, welche etwa im Erzstifte bestehen möchten," aufs strengste verboten wurde, sich fürderhin, unter was immer für einem Vorwande, zu versammeln.

Die wichtigen Gründe, worauf diese landesherrliche Entschließung beruhte, wurden im darauf folgenden Jahre auch dem Beschränktesten einleuchtend.

Erstürmung der Stadt Constantinopel und die ihr unmittelbar folgenden Ereignisse (1453.)

(Schluß.)

Der Kopf des gedrohten Osmanischen Thronnebenbuhlers und des letzten Byzantinischen Thronbesitzers rollten beide zu Mohammed's Füßen. Der Leichnam des letzten war unter der Menge der Erschlagenen an der kaiserlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler gestickt waren, erkannt worden; der Kopf wurde auf dem Burgplatze (Augusteon) an der Porphyrsäule angeheftet, wo Constantin der Große seiner Mutter Helene zu Ehren eine Säule errichtet hatte; an die Stelle der Statue Helenen's hatte Kaiser Theodosios die seinige aus Silber gesetzt, sieben Centner schwer auf einer bleiernen Säule aufgestellt, Kaiser Justinian der Erste statt der bleiernen eine porphyrne errichtet, und die sieben Centner der silbernen Statue zum Guße seiner Statue aus Erz verwendet, welche, in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Osten ausstreckte, des Kaisers Herrschaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Constantinopel's die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derselben das Haupt Constantin's anheften ließ; das Haupt des letzten Griechischen Kaisers an der Stelle, wo der erste seiner Mutter ein Ehrendenkmal errichtet hatte, gleichsam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Justinian unterwerfend, dessen Rechte, wie Procopius sagt, den östlichen Feinden des Reichs weiter zu schreiten verbot; das Haupt des Kaisers, der ihm mit einem Thronnebenbuhler zu drohen gewagt, unter des Pferdes Hufe! ein Hohn, dessen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, wer da weiß, daß östlichen Triumphatoren der Segenswunsch zugerufen wird: „daß die Köpfe ihrer Feinde unter den Hufen ihrer Pferde rollen sollen!" Den ganzen Tag hindurch blieb der Kopf an der Säule ausgesetzt; Abends wurde die abgezogene Haut ausgestopft, und der Kopf als Siegestrophäe in die Asiatischen Städte zur Schau gesandt, wie der Kopf des unglücklichen Ladislaus nach der Schlacht von Warna nach Brusa gesendet worden war; die Bestattung des Leichnams wurde den Griechen gestattet.

Verschieden von dem Schicksale der Stadt war das ihrer Vorstadt Galata, welche, mit festen Mauern umfangen, in den Händen der Genueser, deren Flotten damals das Meer deckten, und deren Soldaten Constantinopel vertheidigen geholfen, mit Mohammed durch seinen Schwager und Wesir, Saganos-Pascha, nach der Stürmung der Stadt, besonders unterhandelt, und, demselben freiwillig die Schlüssel darbringend, um Schonung bat, die ihr gewährt ward. Saganos erhielt den Auftrag, die Stadt zur Treu und Pflicht in Gnaden aufzunehmen, zugleich aber den Einwohnern den Befehl des Sultans zu verkünden; daß sie sich ruhig verhalten, daß sie es nicht wagen sollen, die kaiserlichen Schiffe, welche nach Galata gebracht würden, zu besteigen. Wie die Schiffe sich näherten, strömte dennoch die ganze Volksmenge auf dieselben zu. Um die Zuströmenden abzuhalten, erwürgten die Türken Einige. Die Griechen, welche noch nicht in die Sclaverei geschleppt worden, wurden nach Galata abgeführt und blieben dort in Freiheit, nur Notaras, der letzte Großherzog des Byzantinischen Reiches, erhielt die Erlaubniß, noch ferner in seinem Pallaste in der Stadt zu wohnen. Am folgenden Tage, Mittwoch den 30. Mai, ritt Mohammed in die Stadt, gerade auf des Großherzogs Pallast. Notaras kam ihm entgegen, warf sich ihm zu Füßen und zeigte ihm seine Schätze, mit dem Beisatze: Alles dieses habe er für den Sultan aufbewahrt. — Wer, fragte Mohammed, hat diese Schätze in meine Hände gegeben? — Gott, antwortete Notaras. — Nun, antwortete Mohammed, so bin ich Gott, und nicht dir Dank dafür schuldig. Dieser Rede ungeachtet begab sich Mohammed ans Krankenbett der Gemahlinn des Großherzogs, gab ihr tröstliche Worte, ermahnte sie, für ihre Gesundheit zu sorgen, ließ sich die Söhne des Großherzogs, die sich ihm zu Füßen warfen, vorstellen, und durchritt dann die Stadt. Einsam und wüste war die Kaiserstadt, erschöpft von Plünderung, ausgeleert von Menschen, nur Nachzügler der Plünderer durchsuchten noch die leeren Straßen und jagten sich die Beute mit Dolchstichen ab. Nachdem er den größten Theil der Stadt durchritten hatte, begab er sich in den kaiserlichen Pallast, und als er durch die wüsten Hallen einherzog, wandte er auf diesen verfallenen Schauplatz gefallener Herrschermacht einen Persischen Vers mit trauriger Wahrheit glücklich an. Nicht ferne vom Pallast wurde ein festliches Mahl angestellt, bei dem sich Mohammed unmäßig dem Weine überließ. Halbtrunken befahl er dem Obersten Verschnittenen, ihm den jüngern Sohn des Notaras, dessen Schönheit ihn entzündet hatte, zu bringen. Der Vater, entsetzt über des Tyrannen Botschaft, antwortete, daß er seinen Sohn nie freiwillig schändlicher Lust überliefern werde, lieber möge er den Henker schicken. Der Verschnittene kehrte mit dieser Antwort zurück, und Mohammed sandte den Henker um Notaras und seine ganze Familie. Er folgte ihm mit seinen Söhnen und mit Cantacuzen. Der Henker ließ sie an der Schwelle stehen und führte den Jüngling zum Sultan als Opfer seiner Lust, den andern brachte er das Todesurtheil zurück. Notaras fand in diesem Augenblicke die verlorene Würde der Seele und des Geistes wieder, ermahnte seine Söhne als Christen zu sterben, und endete seine Rede mit den Worten: „Gerecht bist du, o Herr!" Die Söhne wurden vor des Vaters Augen enthauptet; er bat den Henker, ihm nur wenige Augenblicke zum Gebete zu lassen, das er in der nahe gelegenen Capelle verrichtete, worauf auch er enthauptet ward und auf die noch zuckenden Leichname seiner Söhne fiel. Die Körper wurden nackt und unbegraben weggeworfen. Die Köpfe wurden dem Tyrannen, der nicht nur nach Wein, sondern auch nach Blut dürstete, zum Mahle unter die Becher gebracht, wie sich Marius den Kopf des Consuls Antonius hatte zum Mahle bringen lassen. Mohammed's natürliche Grausamkeit wurde noch durch einen Fremden entflammt, dessen Tochter der Tyrann rasend liebte, und deren Vater zu Gefallen er die Hinrichtung aller Griechen, denen er Tags vorher das Leben geschenkt hatte, befahl. Dieselben wurden auf dem Xerolophos am Fuße der Säule des Arkadius (heute Awret basari, d. i. der Weibermarkt) hingerich-

tet, so auch der Venetianische Bailo mit seinem Sohne, und der Spanische Consul mit seinen beiden Söhnen. Gleiches Schicksal hätte den Contareno und sechs andere edle Venetianer getroffen, hätten sie nicht Mittel gefunden, sich von Saganos-Pascha das Leben mit siebentausend Ducaten zu erkaufen. Der Cardinal Isidorus war als Sclave nach Galata verkauft worden, und hatte von dort aus Mittel gefunden, auf einem Schiffe zu entfliehen, und seine Klage in einer uns erhaltenen Threnodie über die Eroberung der von ihm so unglücklich vereinigten, oder vielmehr entzweiten und so unglücklich vertheidigten Stadt niederzulegen; Phranze, der Protovestiar, der Geschichtschreiber, ward mit seinem Weibe und seinen Kindern als Sclaven dem Oberststallmeister des Sultans, einem großen Liebhaber von Sclaven und Sclavinnen, verkauft. Er fand Mittel, mit seinem Weibe nach dem Peloponnes zu entkommen, den Sohn und die Tochter aber mußte der Oberststallmeister dem Sultan für den Harem abtreten; für denselben wurden die schönsten der Jünglinge und der Mädchen ausgewählt, der übrige Troß nach Asien und Adrianopel geschleppt. Dies war das Schicksal der Griechen, welche nicht Muth gehabt, in der Vertheidigung ihrer Hauptstadt zu sterben, wie Theophilos, der gelehrte Paläologe, wie Joannes, der tapfere Dalmate, wie Don Francesco von Toledo, der wackere Spanier, welche um die Person des Kaisers wie Löwen fochten, und ihn mit ihren Körpern im Kampfe und im Tode deckten. Auch die Kandioten hatten auf der Hafenseite zwischen den Thürmen der Kaiser Leo und Alexius tapfer ausgeharrt bis gegen Mittag, wo die beiden Genueser Paolo und Troilo Bochiardi, als sie die Stadt erobert und die Türken im Rücken sahen, ihre eigene Sicherheit im Rückzuge nach Galata suchten. Giustiniani, welcher der Erste von der Person des Kaisers und von den Mauern gewichen war, rühmlichen Tod verschmähend, starb bald hernach eines unrühmlichen, sei es aus Gram, sei es an seinen Wunden.

Notaras und Giustiniani haben beide den Kriegsruhm tapferer Vertheidigung durch das Ende derselben verdunkelt, und ihren Namen, jener durch Ergebung an den Sultan, dieser durch unzeitige Flucht, befleckt; beide aber versöhnen uns wieder durch ihren Tod, den dieser reumüthig, jener heldenmüthig starb, hierin nicht unähnlich den beiden Hellenischen Eroberern des alten Byzanz, dem Athenienser Alcibiades und dem Spartaner Pausanias, welche, nachdem sie für ihr Vaterland als Helden gefochten, dasselbe hernach an den Persischen König verriethen; doch waren Notaras und Giustiniani nicht Staatsverräther, wie Alcibiades und Pausanias, und sie starben einen schöneren Tod, als der Athenienser und der Spartaner, von denen jener durch angelegtes Feuer verbrannt, dieser im Pallas-Tempel zu Tode gehungert ward. Notaras und Giustiniani mögen daher in der Geschichte von Byzanz immer nach den Eroberern desselben, nach Alcibiades und Pausanias, mit verdientem Ruhme genannt werden, und in Hinsicht ihrer Gesinnung und ihres Todes sogar vor denselben einen Platz behaupten unter den berühmten Männern der Vorzeit, unter den Ehrenwerthen der Geschichte. Diese Zusammenstellung ist natürlicher, als die des Geschichtschreibers Chalcondilas der Eroberung Constantinopel's mit der Eroberung Ilion's, indem er jene als eine Vergeltung von dieser aufführt, und (wie Herodot Eingangs seiner Geschichte) den Einbruch Asiatischer Barbaren in Europa als Gegengewicht für Asiatischen Raub der Hellenen in die Wagschale der Nemesis legt. Natürlicher auch wird ein künftiger Geschichtschreiber der neunten Eroberung Constantinopel's den vergeltenden Beweggrund derselben aus der Barbarei der achten hernehmen, und zeigen können, wie im großen Strome der Zeiten Völkerfluth an Völkerfluth sich bricht, und durch dieselben ewigen Gesetze von Wirkung und Gegenwirkung ein als Insel angesetztes Volk vom Strome auf einer Seite verschlungen, und von der andern wieder angeschwemmt wird.

Mohammed verlor keine Zeit in der Vollendung des Werkes der Eroberung, und schon am dritten Tage nach der Stürmung sandte er das Heer und die Flotte zurück, um in Ruhe seine großen Plane zu vollziehen. Das Gemälde des Abzuges der mit der Beute beladenen Flotte geben wir unverändert mit den Worten des Geschichtschreibers Ducas: „Am dritten Tage nach der „Einnahme der Stadt ließ er (Mohammed) die Flotte „nach ihren Landschaften und Städten abziehen, bis „zum Untersinken schwer beladen, und was war die „Ladung? Kostbare Kleidung, Geschirre von Gold, „Silber, Erz Zinn, zahllose Bücher, Gefangene, „Priester und Laien, Nonnen und Mönche; alle Schiffe „waren voll von Ladung, auch die Zelte des Lagers „waren voll von Gefangenen und voll von Beute, der „beschriebenen ähnlich. Da sah man in der Mitte der „Barbaren einen mit erzpriesterlichem Habit angethan, „den andern an goldenem Gürtel damit zusammengekuppelte Hunde führen, und statt der Satteldecke golddurchwebte Vließe. Andere bedienten sich der heiligen „Geschirre als Schüsseln, um Früchte daraus zu essen, „und der Kelche, um Wein daraus zu trinken. Zahllose Bücher luden sie auf Wagen und verschleppten „sie nach Osten und Westen; um ein Stück Münze „waren zehn Bände von Aristoteles, Plato, Theologen und andere Bücher aller Art feil. Von den über „alle Maßen reich verzierten Evangelien rissen sie das „Gold und Silber herunter, verkauften dieses und „warfen jene weg. Die Bilder verbrannten sie alle, „und kochten sich beim Feuer ihr Fleisch.“ Am dritten Tage war das Werk der Eroberung, die Plünderung, die Zerstörung, die Entvölkerung vollendet, und am folgenden vierten begannen schon die Maaßregeln neuer Anbauung, Einrichtung und Bevölkerung, mit welchen die folgende zweite Periode dieser Geschichte beginnt, indem die erste mit der Eroberung Constantinopel's ihr Ende erreicht hat. Dies ist das erste Alter des Osmanischen Reiches, und gleichsam die Kindheit desselben bis zur vollen Entwicklung seiner Jünglingskraft während eines Zeitraums von hundert und fünfzig Jahren unter sieben Herrschern, deren Genius, mit dem des Gründers Osman im Einklange, in selbem Geiste der Eroberung die Herrschaft vergrößerte und begründete. Durch die Zerstörung des tausendjährigen Byzantinischen Kaiserthums, und durch die Eroberung seiner Hauptstadt anderthalb hundert Jahre nach der Gründung des Osmanischen ward dieses in Europa fur Jahrhunderte lang befestigt.

N. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 7. November. N°. 89.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

U.

Ungeld. In einem handschriftlichen Statutenbuche der Stadt Trier v. J. 1593 habe ich ein Verzeichniß derjenigen Gegenstände eingesehen, welche dieser Abgabe unterworfen waren, da heißt es z. B.: „Ungelder seynd etlicherley, die eine seynd von „Weinzapt und Auslauf, so Jedermann selbsten „von Jahren zu Jahren zwischen den vier Frohn„fasten ins Rathhaus einliefern soll.

„Die andere seynd von allerhand Gereuschver„kaufs, so gleichergestalt eingeliefert wird.

„Zum dritten seynd Ungelder, so den Kisten„sitzern die Woch durch auf die Kist geliefert wer„den, als von allerhand ein- und ausgeführten „Waaren auf gegeben Zeichen.

„Item vom Viehe aus- und eintreiben.

„Item die Zeichen das Mahlen betreffend.

„Item von Koppelpferd so durch die Stadt gehen.

„Item Weggeld so auch unter das Ungeld ge„rechnet wird.

„Ferner werden auch zum Ungeld gerechnet „die Beständnisse der Pforten, Zoll, und Weggel„der von Wagen, Korn und Pferden, so durch „ein, oder ausgehen. Mehr wird auch unter das „Ungeld gerechnet das Zollgeld auf dem Pferds„markt.

„Item das Bürgergeld zur Empfängniß des „Bürgerrechts ꝛc." Siehe ferner die Verordnungen vom 2. Juni 1661, vom 16. Febr. 1682 und vom 1. Oktober 1699.

Unterlauf: Französisch Entrecours. Siehe meine im Jahr 1832 zu Trier gedruckte Anmerkungen zu dem Titel I. Art. 9, 10 und 11 der gemeinen Luxemburger Landesbräuche.

Untersassen. Trier. Wochenbl. v. J. 1818 Num. 45.

Urgicht. Trier. Wochenbl. v. J. 1820 Num. 42.

Urphede. Dieses Wort bedeutet gewöhnlich den Eid, welchen ein aus seiner Gefangenschaft Entlassener ausgeschworen hat, daß er sich nie, weder mittelbar, noch unmittelbar auf einige Art an demjenigen rächen werde, welcher ihn in Gefangenschaft hatte. Eine Menge solcher Urphedenbriefe habe ich eingesehen. Gewöhnlich enthalten dieselben Geständnisse, gezwungene oder freiwillige, und die Ursache der Verhaftung. Sogar haben sich manchmal die in Freiheit gesetzten Personen in diesen Briefen verbunden, von nun an der Stadt Trier Mann zu sein und derselben bei der ersten Einladung mit bewaffneter Hand Hülfe zu leisten.

Ustrag: Trier. Wochenbl. v. J. 1819 Num. 11.

V.

Vauf: heißt so viel als fünf; siehe z. B. Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 474 b.: Vufzehn, Vufzig u. s. w. wird auch dermalen noch oft gehört.

Verdedingen: Trier. Wbl. v. J. 1818 Num. 43.

Verganter: dieses Wort kommt vor in dem Trierischen Landrecht Titel XVI. §. 6. Dasselbe scheint mir ursprünglich nicht einheimisch zu sein; übrigens gibt der Text selbst schon eine hinreichende Erklärung. J. A. Schneller in seinem Baierischen Wörterbuch, II. Theil Seite 57 sagt: „Die Gant, „gerichtlicher Verkauf an den Meistbietenden.

Vergabellirung: dieses Wort lesen wir in dem Kur-Trierischen Landrecht Titel XVIII. §. 6. Ueber den Sinn desselben mag die Verordnung des Erzbischofs Karl Kaspars von der Leien v. J. 1661 bei Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 737 einige Aufklärung geben.

Verzalt: Trier. Wochenbl. v. J. 1820 Num. 46.

Verzicht mit Mund, Hand und Halm. Trier. Wbl. v. J. 1818 Num. 46.

Vesper-Trunk. In unseren Klöstern des Benedictiner-Ordens war es bis zu ihrer Auflösung Sitte, daß man vor dem Beginne der Vesper, Nachmittags von 2 bis 3 Uhr, einen Becher Wein in dem Speisesaale zu sich nahm. Die Regel des h. Benedicts sagt nichts davon; es scheinen mir indessen einige Spuren davon in einer Urkunde Otto's I. vom 7. Jänner 966 (bei Hontheim a. a. O. Tom. I. Seite 303) vorzuliegen, wo die Rede von einer dem Kloster St. Maximin von dem Fränkischen König Dagobert gemachten Schenkung einiger Weinberge bei dem Grünhause ist, damit sich die Mönche bei heißen Sommertagen laben könnten: et æstivo tempore post meridianam quietem, ob ejus memoriam, inde vini vel potus clementia reficerentur.

Vogt: in ältern Deutschen Urkunden gewöhnlich Voigt geschrieben, Lateinisch Advocatus. Ehe noch Miter und Stab mit dem Schwerdte verbunden waren und unsere Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, deren Reichthümer das tägliche Augenmerk der Raubgierde waren, hülflos da standen, haben die Kaiser u. Könige denselben einen advocatus oder Vogt gegeben, welcher sie gegen Plünderung und Mißhandlung schützen sollte. So waren z. B. die Pfalzgrafen bei Rhein Vögte der Trierischen Kirche; die Grafen von Luxemburg Vögte der Abtei St. Maximin u. s. w. Auch die Herrn von Hunolstein führten immer den Titel Vogt zu Hunolstein. Siehe Hontheim a. a. O. Tom. I. Seite 341 und dessen Prodromus Tom. I. S. 278. In der Folge aber geschah es, daß mehrere, besonders Unter-Vögte, anstatt defensores ihrer Kirchen zu sein, wahre raptores derselben geworden sind; und so mußten nun die Kaiser und Könige gegen diesen Unfug Mittel ergreifen: sie erlaubten den Bischöfen und Aebten ihre Vögte in Zukunft selbst zu wählen, auch dieselben nöthigenfalls abzusetzen, siehe z. B. Hontheim Tom. I. Seite 307 a., 328 a., 351 a., 360 b. u. m. a. Manche Bischöfe und Aebte beseitigten in der Folge ihre Vögte durch Kauf oder andere gütliche Verhandlungen; so verzichtete z. B. der Pfalzgraf Heinrich auf sein Vogtrecht über die Kirche und die Stadt Trier in die Hände des Erzbischofs Johann I. durch Urkunde vom 6. April 1197 bei Freher Orig. Palat. P. I. Seite 89, und Hontheim Tom. I. Seite 629. In dem Archiv der Abtei Echternach, deren Aebte alle Rechte der Herrlichkeit zu Dreiß im Trierischen ausgeübt haben, habe ich einige Dokumente eingesehen, wo diese Aebte die Grafen von Manderscheidt mit der advocatia Dreysiana belehnt haben, so heißt es z. B. in einem Dokument v. J. 1604: Arnoldus Comes de Manderscheidt relevat advocatiam Dreysianam in feudum masculinum. Aehnliche Verhandlungen sah ich von den Jahren 1596, 1613, 1616 und 1649.

(Schluß folgt.)

Zur Charakteristik des Kurfürsten Clemens Wenceslaus.

Unser letzter Kurfürst gehört unstreitig zu den liebenswürdigsten Regenten, welche die Geschichte kennt. Der Grundzug seines Charakters ist zufällig durch seinen Namen Clemens ausgedrückt. Die ausgezeichnete Milde, die er keinen Augenblick in seinem öffentlichen und Privatleben verläugnete, erscheint in seinen Ver-Verordnungen mit weiser Fürsorge und Gerechtigkeitsliebe gepaart.

Auffallende Belege zu dieser Aussage finden sich unter andern auf jeder Seite der verbesserten Wald- und Forst-Ordnung vom Jahre 1786. Mit einer Art seliger Begeisterung wird hier den Forstbeamten die Sorge für die gehörige Behandlung und Anpflanzung der Wälder ans Herz gelegt. Mit der sorgfältigsten Umständlichkeit wird darin eine Anleitung gegeben, wie wilde Pflanzschulen geheget, daraus nach und nach junge Waldungen herangezogen, und wie die noch jungen Stämme mit bestem Erfolge auf leere Stellen verpflanzt werden sollen.

Den öffentlichen Lehrern in Städten sowohl, als auf dem Lande, wird insbesondere befohlen, sich auch in diesen nützlichen Kenntnissen zu befähigen und sich in den Stand zu setzen, der Jugend die Grundsätze des Baumpflanzens nebst den dazu erforderlichen Handgriffen beizubringen, da vornehmlich die Vermehrung der Obstbäume einen zwiefachen Vortheil bringe, indem nämlich einerseits dadurch dem Eigenthümer eine neue Nahrung zuwachse, andererseits dem Holzmangel durch die abgängigen Stämme abgeholfen werden könne.

„Da verschiedene Gemeinden, heißt es §. 105, „vorzüglich auf dem Hunnsrücken und in den Aemtern „der Eifel, ungemein große Bezirke haben, worauf „bisher nur Wacholderstauden, Pfriemen oder auch „nur bloße Heide gewachsen, die oft in 20 bis 30 „Jahren vermittels des sogenannten Schiffelns zum „Getreidebau nur einmal benutzt werden, so sollen, „sobald als möglich, Versuche gemacht werden, ob die„selben nicht durch Anlegung der Eichelkämpen oder „wilden Baumschulen wenigstens nach und nach ent„weder zu ordentlichem Hochwalde, oder doch zu Pfahl- „und Rodhecken*) angezogen werden können, zumal „da die hin und wieder in dergleichen öden Ländereien „von einigen Privatbesitzern angepflanzten u. sehr wohl „angeschlagenen Buchenwäldchen schon im voraus den „untrüglichen Beweis liefern, daß der Boden hiezu „nicht ungeschickt sei, und daß mithin die dagegen ob„waltenden Vorurtheile bisher blos durch den Abgang „nöthiger Versuche unterhalten worden."

„Sollten aber auch hier und da einige Plätze oder „Gegenden ihres allzu steinigten, sandigten oder nassen „Bodens halber zum Anbau des Eichen- oder Buchen„holzes wirklich unfähig sein, so dürfen doch dieselben „nicht öde liegen bleiben, sondern müssen mit weichen „Holzgattungen angebaut, auch hin und wieder, wo „es der Natur des Bodens gemäß zu sein scheint, mit „Nadelholz besäet werden, womit anfänglich allenfalls „in kleinern Bezirken der Versuch anzustellen ist." (506.)

„Alle Landstraßen und Gemeindewege, alle Grä„ben, Ufer der Bäche, sumpfige Wiesengründe sollen „mit nutzbaren Obstbäumen, Weiden, Erlen und Eschen „besetzt werden; der Vortheil davon soll dem Eigen„thümer des Bodens, oder im Fall es Gemeindeland „sein sollte, der gesammten Bürgerschaft, jedoch so zu „Theil werden, daß die Einnahme davon unter Auf„sicht der Beamtem zum Besten der Gemeinde verwen-

*) Nach §. 151 der verb. Wald- und Forst-Ordnung sind die Rodhecken darin von den Pfahlhecken verschieden, daß dieselben nach abgeschälter Lohe und herausgehauenen Stangen gebrennet, u. der Boden alsdann mit dem Rodpfluge zubereitet und mit Getreide bepflanzt wird.

„det werde, zu welchem Ende dann in den Gemeinde-„rechnungen eine eigene Rubrik: Einnahmgeld von „Gemeindeplätzen einzuschalten ist.“ §. 107.

„Wir werden diejenigen Gemeindemitglieder, wel-„che sich in diesem sowohl, als in andern die Ver-„besserung der Landwirthschaft betreffenden Gegenständen „durch Fleiß und Eifer mit gutem Erfolg auszeichnen, „auf die hierüber jährlich zu erstattenden Amtsberich-„te mit besondern Freiheiten begnadigen und den guten „Erfolg dieser Bemühungen durch die allgemeinen erz-„stiftischen Intelligenzblätter öffentlich bekannt machen „lassen.“ §. 108.

„Hingegen wollen wir auch, daß keinem jungen „Burschen die Verehlichungs-Erlaubniß und die Auf-„nahme in die Gemeinden, nach Verlauf von drei Jah-„ren, von Verkündigung gegenwärtiger Verordnung an, „mehr gestattet werde, er sei denn durch ein beglau-„bigtes Zeugniß des Gemeinde-Vorstandes darzuthun „im Stande, daß er wenigstens sechs wohlangeschlage-„ne gute Obst- oder wilde Baumstämme auf seinen ei-„genen oder dazu angewiesenen Gemeinde-Ländereien „oder Waldungen angepflanzt habe; diejenigen aber, „die sich in dieser Zwischenzeit von dreien Jahren ver-„heirathen und Bürger werden wollen, müssen nebst „den übrigen Erfordernissen für jeden dieser Stämme „18 Albus an die Gemeinde erlegen, welche solche als-„dann durch andere setzen zu lassen verbunden ist. Wie „aber das Eine und Andere geschehen sei, darüber soll „bei den gewöhnlichen Waldbesichtigungen genaue Nach-„forschung gehalten werden.“ §. 109.

Wahrhaft väterlich klingt der §. 168 der erwähnten Wald- und Forst-Ordnung. „Uebrigens verbieten „Wir unsern Beamten und Forstbedienten alles Schel-„ten und Beschimpfen der Unterthanen, vielweniger „sollen sich die Forstbedienten, es geschehe unter wel-„chem Vorwande es auch immer wolle, bei Kassations-„Strafe erkühnen, die Unterthanen mit Schlägen zu „mißhandeln. Unser Wille ist vielmehr, daß der Land-„mann durch vernünftiges Einsprechen und gute Bei-„spiele unterrichtet und zu seiner Schuldigkeit mit „Glimpfe angewiesen werde. Im Falle der geringsten „Widersetzlichkeit hingegen ist dem Beamten die unver-„weilte geziemende Anzeige zu machen.“

Christliche und Moslimische Prophezeiungen die Eroberung Constantinopels (1453) betreffend*).

Es hat zu allen Zeiten wahre und falsche Propheten gegeben, richtig berechnete Blicke in die Zukunft und leere Vorhersagungen; jene, durch höhere Einsicht in die innere Wesenheit der Dinge und in den nothwendigen Zusammenhang der Ursachen und der Wirkungen der Begebenheiten auf den festen Boden des Verstandes und der Erfahrung gegründet, diese, aus blindem Aberglauben in zufällige äußere Erscheinungen, auf den Flugsand von bedeutungslosen Worten und Zeichen gebaut. Jene, von Leidenschaft frei, werden eben deshalb von den in Leidenschaft Befangenen nicht gewürdigt, und verhallen gewöhnlich unbeachtet und erfolglos; diese, meistens von Leidenschaft eingegeben, dienen derselben zu kräftigem Hebel des Muthes oder der Furcht. Solche sind die Sagen und Prophezeiungen des Volkes. Dieselben sind von großer Wichtigkeit für den Geschichtschreiber, indem sie nicht selten den Geist der Zeit, den Charakter der Völker, die Beschaffenheit der Regierungen, den Zusammenhang der Ereignisse hell beleuchten. Völker, wie Individuen, bereiten sich selbst ihr Glück oder Unglück, indem sie sich selbes prophezeien, wenn die Prophezeiung aus der inneren Wurzel von Kraft oder Kraftlosigkeit erwächst, welche die nächsten Ursachen des Heils oder Unheils. Nicht was Einem der Feind oder der Freund, sondern was man sich selbst im Gefühle von Muth oder Muthlosigkeit prophezeit, wird siegbringend oder verderblich erfüllt. Von außen her eingestreute Prophezeiungen können manchmal den Ausschlag des Sieges oder des Verderbens beschleunigen, aber die vom Inneren des Volkes ausgehenden bahnen unfehlbar sein Steigen oder Fallen, und sind nicht blos als mitwirkende Ursachen der letzten Eroberung oder Niederlage, sondern auch als schon frühere Wirkungen geistigen Wohlstandes oder moralischen Ruins, wodurch Herrschaft oder Sclaverei herbeigeführt wird, zu betrachten. Muth und Kraftgefühl sagt sich Sieg und Eroberung voraus, Schwäche und Entnervung prophezeit sich Niederlage und Tod. Der Stempel des aufsteigenden und stürzenden Reiches, der Charakter des bezwingenden und bezwungenen Volkes prägt sich getreu in seinen Prophezeiungen aus. Dieser Satz findet vielfache Belege in den Vorhersagungen, welche bei Christen und Moslimen über die Eroberung Constantinopel's und das Schicksal des Byzantinischen Reichs gäng und gebe waren, und welche uns von Griechischen und Osmanischen Geschichtschreibern getreu erhalten worden sind. Deshalb laßt uns hier die einen und die anderen als bedeutungsvolle Stimmen ihrer Zeit vernehmen. Zuerst die christlichen.

Diese Vorhersagungen waren viererlei; sie betrafen entweder das Schicksal der Hauptstadt, oder des ganzen Reichs, das der Paläologen, oder der ganzen Christenheit. Darunter zählen wir nicht die allgemeinen der Schrift, die von vorn her auf die Wuth aller Eroberer und das Verderben aller Städte anwendbaren, oder hinten her auf dieselben leicht angewendeten Stellen der Propheten, die zu jeder Zeit reichen Text für frühere Strafpredigten oder spätere Threnodien liefern; die vom Geschichtschreiber Ducas auf die Gräuel der Eroberung angewandten Stellen der Propheten Isaias, Ezechiel, Amos und Jeremias. Wir sprechen nur von den besonderen. Außer der an die beiden verschlossenen Stadtthore gebundenen, und bei denselben erwähnten Prophezeiung, daß durch dieselben Kaiser Friedrich und die Lateiner einziehen würden, bestanden noch zwei andere von dem Schicksale der Stadt. Erstens: daß der Feind bis in die Mitte derselben, bis auf den Stierplatz vordringen, und die Einwohner verfolgen werde, daß sich aber dann auf diesem Platze die Einwohner umwenden, den Feind tapfer zurückschlagen und die Stadt behalten würden. Zweitens die schon seit Jahrhunderten von einem frommen Manne, Namens Morenus gemachte Vorhersagung: daß ein Volk von Bogenschützen den Hafen der Stadt einnehmen und die Griechen vertilgen werde. Diese zwei widersprachen sich zwar, indem diese völliges Verderben, jene nur die größte Gefahr voraussagte; aber die es bei der Gefahr bewenden ließ, war die einzige dieser Art, und wurde von der Mehrzahl der das Ende der Stadt, des Reichs und des Herrscherhauses verkündenden überstimmt. Uebrigens war die des frommen Morenus sehr unbestimmt, indem die Bogenschützen nicht nur auf die Araber, Perser und Türken, sondern auch auf die Sclaven, Bulgaren, Avaren, ja sogar auf die Franken, Lateiner und Griechen, kurz auf alle bogenführende Völker, welche belagernd vor Constantinopel erschienen,

*) Aus Herrn von Hammer's Gesch. des Osman. Reiches. I. Bd. S. 395 — 398.

bezogen werden konnten. In Betreff des Reichs sprach eine, Leo dem Weisen zugeschriebene, aber vor nicht Langem im Kloster des heiligen Georg beim Zeughause (an der Spitze des Serai) aufgefundene Prophezeiung, welche aus zwei in Felder eingetheilten Tafeln bestand, deren eine die Felder für die Namen der Kaiser, und die andere die für die Namen der Patriarchen enthielt. Diese Felder waren mit den Namen der Kaiser und der Patriarchen angefüllt, die seit Leo auf dem Throne und dem Patriarchenstuhle gesessen, und es waren nur noch zwei Felder, eines für den letzten Kaiser und eines für den letzten Patriarchen auszufüllen übrig. Eine andere, den Untergang der Griechen verkündende Vorhersagung, war in den der Erythräischen Sibylle zugeschriebenen Orakeln zu lesen. Die dritte Classe der Prophezeiungen, welche zuerst das Haus der Paläologen betraf, hatte ihrer Regierungszeit dieselben Gränzen gesteckt, wie dem Herrscherhause der Osmanen; weil Michael der Paläologe und Osman sich fast gleichzeitig, jener auf den Thron der Comnenen, und dieser auf den der Seldschuken geschwungen, so sollten auch Beide gleichzeitig von denselben wieder gestürzt werden. Michael, der Stammherr der Paläologen, soll um das Schicksal des Reiches in den Händen seiner Erben einst Wahrsager befragt, und diese sollen ihm mit dem nichts bedeutenden Worte Mamaimi geantwortet haben, was denn so ausgelegt ward, daß so viele seiner Nachkommen herrschen würden, als das Wort Buchstaben zähle; wornach denn der Untergang der Herrschaft in ihrer Familie auf den siebenten der Paläologen (der gleichzeitig mit dem siebenten Osmanen herrschte) vorausgesagt war. Endlich war über das Schicksal der ganzen, von Türkengefahr bedrohten Christenheit eine Ungarische Prophezeiung gäng und gebe, welche nach der verlornen Schlacht von Kossova Hunyady aus dem Munde eines alten Mannes vernommen. „Die Christen," so tröstete dieser den über seine Niederlage klagenden Helden, „würden nicht eher „glücklich sein, als bis die Griechen ganz vertilgt wär„en. Um die Unfälle der Christenheit zu enden, sei es „nothwendig, daß Constantinopel von den Türken zer„stört werde." Alle diese das Verderben der Griechen kündenden Prophezeiungen gingen von ihnen selbst aus, denn selbst die Ungarische legt dem Alten nur ein Byzantiner in den Mund. Wie die Unglücksorakel aus dem hohlen Gebilde des auf Füßen aus Thon stehenden Byzantinischen Reichs hervorgehen mußten, erklärt der geistige und moralische Ruin desselben, welcher der gewisse Vorbote des politischen; wie diese Simmen der Unglücksraben, welche, über dem großen Schlachtfelde der beiden Reiche schwebend, Moder witternd aus der Luft hinunterkrächzten, auf das Schicksal der Belagerten verderblich einwirkten, wird aus dem weiteren Verfolge der Geschichte der Belagerung klar werden.

Lasset uns nun die Orakelstimmen der Moslimen vernehmen, deren Geschichtschreiber (weil der Koran alle Wahrsagerei und alle andere Vorherkündigung, außer der des Propheten, verwirft, und den Aberglauben als Unglauben verdammt), nur Mohammed's Wort, welches er im Namen des Himmels als göttliche Schrift (im Koran) oder aber als eigene Prophetenäußerung in der Ueberlieferung (Hadis) wirklich aussprach, oder ausgesprochen haben soll, auf die vorliegenden Zeitereignisse anzuwenden sich erlauben. Der Prophet sprach zu seinen Jüngern: „Habt ihr gehört „von einer Stadt, deren eine Seite Land, und die „zwei anderen See?" — Sie sprachen: „Ja, o Ge„sandter Gottes." — Er sprach: „Die letzte Stunde „(des Gerichts) wird nicht kommen, ohne daß dieselbe „erobert wird von siebzigtausend Söhnen Ishak's. „Wenn sie zur selben kommen, so werden sie nicht mit „Waffen und Wurfmaschinen kämpfen, sondern mit „dem Worte: Es ist kein Gott, als Gott, und Gott „ist groß. Da wird die eine Seite der Seemauern zu„sammenstürzen, und auf das zweite Mal stürzt die „zweite, und auf das dritte Mal die der Landseite zu„sammen, und sie werden fröhlich in dieselbe eingehen." Und wieder sprach ein anderes Mal der Prophet: „Sie „werden Constantinopel erobern, der beste Fürst ist der „sie erobernde, das beste Heer das seinige." Diese Worte des Propheten hatten sein Volk, die Araber, begeistert, sieben Mal die Eroberung Constantinopel's zu versuchen, vor dessen Mauern sie einmal sieben ganze Jahre lang belagernd standen, und säend und erntend die herumliegenden Felder für sich bestellten. Bei der dritten siebenjährigen Arabischen Belagerung war Ejub, der Fahnenträger des Propheten, gefallen, und zur Erbauung seines heiligen Grabes flammten die Derwische und Scheiche den Eifer und die Tapferkeit der Gläubigen an. Die Rollen, welche die beiden Französischen Peter, Peter der Einsiedler aus Amiens, und Peter der Geistliche aus der Provence, jener durch Predigung des Kreuzzuges, dieser durch Auffindung der Lanze bei der Belagerung Antiochia's, spielten, führte beide der Scheich Akschemseddin bei der Belagerung und Eroberung Constantinopel's siegreich durch. Ein geborner Syrer und ein Jünger des großen Scheichs Hadschi Beiram predigte er auf den Text der angeführten Ueberlieferung des Propheten die Eroberung Constantinopel's, und bestimmte den Tag und die Stunde der Stürmung mit besserem Glücke, als unter der Belagerung Murad des Zweiten der Scheich Bochari. Statt daß ihm, wie diesem, auf den Wällen die heilige Jungfrau in veilchenfarbenem Kleide drohend und abwehrend erschien, schaute er im Traume Ejub, den Standartenführer des Propheten, welcher ihm den Ort seiner Grabstätte wies, wie dem Peter aus der Provence der Apostel Andreas die Stelle der heiligen Lanze gewiesen hatte. Die Auffindung der Grabstätte galt für ein Wunder, wie die der Lanze, und wie durch diese der Fall Antiochia's mitbewirkt ward, so ward durch jene die Eroberung Constantinopels beschleunigt.

Berichtigung.

No. 78. S. 2. Sp. 2. Z. 1 v. u. anst. 1783 l. 1793.

A. Driesch, Redacteur.

(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 11. November. **№ 90.**



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Schluß.)

W.

Wæppeling: zu Latein. armiger, ein in unseren vaterländischen Urkunden des Mittelalters bekanntes Wort, ist von Miles unterschieden, denn der Wäppeling war noch nicht mit dem Schwerdte umgürtet; man lese hier die Note a. Hontheims a. a. O Tom. I. Seite 809.

Weisen. Weisthum. Trier. Wbl. v. J. 1819 N. 11.

Weissholz. Ist in der Provinz Luxemburg nach Anzeige des Artikels 92 der Forstverordnung v. 14. September 1617 diejenige Holzart, welche keinen Eckerig bringt, und den Büschgenossern manchmal bei dem Mangel des eigentlich todten Holzes (bois mort) als ein Surrogat angewiesen wird: in dem angemerkten Artikel heißt es: „Da gleichwohl ei„nige bestendige Titulum oder Privilegium grünes „Holz zu ihrem Brand abzuhauen hätten, sollen „dennoch sich mit todtem oder dürrem Holz, wo„fern, und also lang dessen vorhanden, in Ab„gang solches aber weises- oder Todt-Holz, „ohne fruchtbare und äckerige Bäume anzurühren, „begnügen." Siehe noch die gemeinen Landesbräuche Titel XVIII. Art. 12 und die Verordnung vom 30. Dez. 1754 Art. 27.

Wimpel, heißt so viel als eine Fahne: siehe die Trier. Kronik v. J. 1819 Seite 31.

Wynne: Trier. Wochenbl. v. J. 1820 Num. 42.

Z.

Zehender-Pfenning: siehe den Artikel droit d'aubin: diesem setze noch hinzu, was in der Trier. Kron. v. J. 1825 Seite 156 gesagt wird.

Zender. Ich will hier zum Begriffe der Verrichtungen des ehemaligen Zenders in der Stadt Trier einige Stellen aus handschriftlichen Akten vorlegen. In dem schon oft genannten Statuten-Buche vom J. 1593 wird von dem dasigen Zender Folgendes gesagt: „Ebenmäßig ist des Zenders Amt, „ein unabwechselbares Amt, und es soll Keiner „zu einem Zender angenohmen werden, er seye „dann ehrlich und freygeboren, bescheiden, einer „guten fama, nit zänckig oder versoffen. Weil „ein Zender vermög deren Herrn Scheffen, des „Churfürstlich weltlichen Hochgerichts allhier zu „Trier uraltes Erkanntniß und Weisthumb, in „criminal- und civilischen Sachen Schutz und „Schirm vor Gewalt und Ungehorsam leisten und „handhaben solle, und das aus habendem Befelch „und Gewalt, sowohl von Ihro Churfürstlichen „Gnaden, als auch Stadthalter, Bürgermeister, „Scheffen und Rath, zu Erhaltung guter Polizei, „Handhabung und Beschützung deren Gerechten, „Frommen und Guten, und zur Straf und Ab„schreckung der Ungerechten, Bösen, Ungehorsamen „und Gottlosen. Es solle ein Zender zu sol„chem Effekt, drei, vier oder nach Gelegenheit „der Sachen und Zeit mehr wehrhafter, starker „und gerader Diener haben, welche von der Ob„rigkeit besoldt werden sollen, mit ihren Wehren „und Waffen, wie der Zender selbst, auch stets „an sich und bei sich haben und tragen, darneben „auch alle nothwendige Sachen und instrumenta, „damit die Gewaltthäter, Ungehorsamen und Böse „handfest und beibehalten werden, bis zur Er„kenntniß eines ehrsamen Raths, Schultheisen und „Scheffen. Sollte ein Bürger oder eine Bürgers „ins Rathhauß geführt werden, so soll der Zen„der dieselben ein-, zwey- und dreymal ermahnen, „und wann sie sich dann nit gehorsamlich erzeigen, „mit seinen Dieneren dieselben hinführen soll; de-

„rowegen ein Zender die Schlüssel bekommt von „allen Gefängnissen, dieselben in Verwahr zu hal„ten, und die Gefängnissen wohl versehen. Es „solle ein Zender sich auch alle Tag an der Sty„pen oder Rathhuß, da ein ehrsamer Rath zu „schaffen oder zu thun, erscheinen, und fleisig „aufwarten, oder zum wenigsten ein Diener oder „zwey aufwarten lassen; ob man ihme etwas zu „verrichten oder zu verschicken anbefehlen werde; „und dieselben Befehle fleisig und getreulich zu „verrichten. Es solle auch ein Zender, sowohl „des Tags, als auch des Nachts, unterweilen „nit allein für sich, sondern auch durch seine „Diener, fleisig hin und in der Stadt herumb acht „haben, daß nichts unordentliches, bösliches, „aufrührisches und sträfliches begangen werde, „sowohl durch Fremde, als Einheimische, es seyen „Bürger oder Bürgerskinder, Geistliche oder Welt„liche. — Ferner solle der Zender alle Wochen, „oder wann man es ihm befehlen wird, alle Wach„ten und Pforten, bisweilen ungewarnter, besuchen „und den Unfleiß anzeigen. Er solle auch alle „Geldbußen, Wachtgelder, verstanden Ungelder, „Pfandschaften und andere anbefohlene Gelder ge„treulich einforderen und eintreiben, und jährlich „acht Tag nach Remigy ordentlich verrechnen und „einliefern." Im Jahr 1570 hat der vor den in Trier befindlichen kaiserlichen Commissarius als Zeuge geladene Faßbinder-Amtsmeister und Stadtrath Franz Zorn über den Zender der Stadt Trier folgende Erklärung gegeben: „Er habe ihn „nie anders hören nennen, dann ein Zender, „deren er wohl fünf oder sechs gekannt; und daß „sie eine große Gewalt haben von der Stadt we„gen; dann ein jeder Bürger muß dem Zender „gehorsam sein, daß man ihn mit dem Namen „Gewaltsrichter genannt habe; aber sonst in „der Stadt gemeiniglich Zender heiße." Ueber des Zenders Verrichtungen bei den ehemaligen Jahrgedingen siehe noch Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 576. Die Stadt Trier hatte übrigens noch einen Zender bis zur Ankunft der Franzosen.

Zündel: so nennt man zu Trier die in dem Stadtthurm zu St. Gangolf befindliche Feuerglocke: in einem Aktenstücke v. J. 1559 wird schon derselben gedacht. In dem Statutenbuche v. J. 1593 heißt diese Glocke Zimbel, aber, wie ich glaube, irrig.

Zünfte: über diese, bis zur Ankunft der Franzosen, in Trier bestandenen Gewerbs- u. Handwerks-Vereine der Bürger siehe die Trier. Kronik v. Jahr 1822, Monate April und Mai.

Vorbemerkung.

Beobachtungen, wie nachstehende, sind uns immer sehr willkommen. Da sie mehr als irgend etwas Anderes über den intellectuellen Zustand des Landvolkes Aufschluß zu geben im Stande sind, so bitten wir Alle, welche derlei zu machen Gelegenheit haben, besonders die Herrn Pfarrer, dieselben der Publizität nicht vorzuenthalten.

Die Hahlsteine *).

Meine Gewohnheit, mich bei jeder passenden Gelegenheit mit den Landleuten in allerlei Gespräche einzulassen, um mit ihren Ansichten vertraut [illegible] veranlaßte auch am 14. August eine naturk[illegible] terhaltung mit einem Einwohner von Ensd[illegible] am Tage vorher bei einem schweren Gewitt[illegible] in eine Eiche bei Lebach hatte fahren sehen. [illegible] wöhnliche Ansicht der Landleute, daß der Bli[illegible] [illegible] Körper sei, trat auch gleich hier hervor, in[illegible] der Mann erzählte, daß der Hahlstein eine sehr starke Furche in den Eichbaum, vom Gipfel bis zur Wurzel, aufgerissen habe. Als ich ihm nun eine andere Erklärung der Sache zu geben suchte, so versicherte er, mich vom Gegentheile meiner Behauptung überzeugen zu können; denn er besitze einen wirklichen Hahlstein, welchen er einst auf dem Felde gefunden habe. Ich ließ mir nun diesen Hahlstein näher beschreiben, und vermuthete, daß derselbe nichts mehr und nichts weniger sein möchte, als eine alte Streitart. Die eigene Ansicht mehrerer solcher Steine zeigte mir auf den ersten Augenblick die Richtigkeit meiner Vermuthung.

Diese Hahlsteine sollen, wenn sie der Gewitterwolke entfahren, d. h. wenn sie Gott herabschleudert, sieben Klafter tief in die Erde fahren. Mit jedem Jahre sollen sie jedoch wieder ein Klafter heraufkommen, so daß sie nach sieben Jahren auf der Oberfläche liegen. Es ist ein Glück, wenn man einen solchen Stein findet. Man hält aber für gefährlich, denselben in die Hand zu nehmen und drohend mit den Worten: „Ein Donnerkeil soll dich erschlagen" gegen einen Menschen zu erheben; denn er kann dann leicht seine zerschmetternde Kraft wieder zurückerhalten.

Uebrigens schreibt man diesen Steinen eine wundersame Heilkraft zu. Sie werden namentlich zur Heilung geschwollener Euter bei jungen Kühen gebraucht *). Das Verfahren bei dieser Euterkur ist Folgendes: Man macht den Hahlstein warm, nimmt dann Schmalz und reibt dieses unter Aussprechung der drei allerhöchsten Namen auf dem Euter ein. Darauf soll die Verhärtung verschwinden, als wenn sie weggeblasen wäre. Die Streitärte, welche ich in Ensdorf sah, sind alle stark mit Fett beschmiert, ein Beweis, daß sie schon oft bei einer solchen Euterkur gebraucht worden sind. Man hält sie für wahre Hausschätze, die, wie mir Jemand sagte, mit Gold bezahlt werden. So lange es mir und dem Schullehrer nicht gelingt, den guten Leuten begreiflich zu machen, daß auch andere Steine die nämliche Wirkung zeigen werden, muß ich auf den Besitz einer solchen Streitart verzichten. In Lisdorf legt man bereits lange keinen besondern Werth auf solche Dinge, und ich muß wünschen, daß dieses auch bald in der Filiale Ensdorf der Fall sein möge **).

---

*) Wahrscheinlich so viel als Hagelsteine. Auf dem Gau nennt man sie Hohlsteine. A. d. R.

*) Es wäre interessant, eine Uebersicht der beim kranken Viehe in Anwendung gebrachten Heilmittel anzufertigen. Sie würde mehr als alle Predigten beweisen, daß es noch lange Zeit anstehen werde, bis der so sehr gehaßte Unglaube (diesen hält man gewöhnlich für eine nothwendige Folge der Aufklärung) so viel Schaden anzustellen vermag, als der Aberglaube bisher angestellt hat und noch immer anstellt. Man vgl. was ich über diesen Punkt in meiner Abhandlung: die Hauptmängel unserer Viehzucht gesagt habe. A. d. R.

**) Noch einmal: der Aberglaube ist nichts weniger als eine seltene Erscheinung unter dem Landvolke. Sichern Nachrichten zufolge, die ich vor mir habe, gelang es in einem Dorfe des Kreises Saarlouis einem fremden, anerkannt nichtswürdigen Frauenzimmer sich zwei Jahre lang wegen seiner vorgeblichen Kunst, die Hexen zu bezeichnen, als eine Heilige ernähren und verehren zu lassen, ohne daß der kräftige und ausdrückliche Unterricht des Pfarrers bisher dem Uebel abzuhelfen vermocht hätte. Endlich soll man, nachdem sie Nachbarn und Freunde ent-

Schließlich bemerke ich noch, daß diese Steine nicht nur bei Lisdorf, sondern auch in der Umgegend gefunden werden. Sie bestehen aus verschiedenen Steinarten. Ihre Form ist ebenfalls sehr verschieden. Manche sind an der scharfen Kante mehr spitz, andere mehr breit und beilartig. Einige haben an dem dicken Ende zur Befestigung an eine Stange entweder ein Loch, oder blos eine Vertiefung, andere aber haben weder jenes, noch diese, so daß man nicht wohl sagen kann, wie diese Steine an eine Stange befestigt worden sein mögen. Uebrigens weicht fast jede Streitart etwas von der andern in ihrer Form ab. Man scheint hierauf bei ihrer Anfertigung kein besonderes Gewicht gelegt zu haben, sondern der Beschaffenheit und der vorgefundenen Form des zu verarbeitenden Steinstückes gefolgt zu sein. Wollte man nun eine ins Einzelne gehende Vergleichung der Formen der Streitärte unternehmen, so würde, wenigstens meiner Ansicht nach, das alterthumskundliche Ergebniß dieser Bemühung jedenfalls nur sehr gering sein.

Hansen,
Pfarrer zu Lisdorf.

zweit und viel Unheil in der ganzen Umgegend angerichtet hat, etwas zur Besinnung gekommen sein.
A. d. R.

Sparta's Verfassung *).

Weil sie die besten Gesetzgeber hatten und den Sinn, sich im Geiste ihrer Gesetze zu bilden, wurden Athen und Sparta die mächtigsten aller Griechischen Freistaaten.

Anfänglich, nach des Peloponnes Theilung unter die Herakliden, nur die erste Stadt Laconien's unter ihres Gleichen, riß Sparta schon unter Agis, des Euristhenes Sohn, die Mauern aller andern nieder und machte ihre Bewohner zu kriegs- und steuerpflichtigen Unterthanen, die sich widersetzten, wie die Bürger von Helos, zu Sclaven. Zwei Könige theilten in Sparta die Gewalt. Denn als das Orakel von den Zwillings-Söhnen Aristodems (Proklos und Euristhenes) denen durch das Loos Laconien zugefallen, den Aeltern nicht nannte, und doch diesen vorzüglich zu ehren gebot, ward festgesetzt, daß erst diese beide und dann stets zwei Könige gemeinschaftlich, ein Proklide und Agide (genannt von dem obengedachten Agis) zusammen regieren sollten. Diese Einrichtung, da Jeder durch das Volk mehr gelten wollte, als der Andre, erzeugte innere Unruhen. Ungleichheit der Güter kam auf, die Macht der Könige sank, weil keine Zwischengewalt der Unmäßigkeit der Menge Schranken setzte, und Sparta in seinen beständigen Kriegen mit den Argivern, erscheint als ein ohnmächtiger Staat.

Aus diesem Zustande der Verwirrung und der Ohnmacht, riß sein Vaterland Lykurg, der Oheim und Vormund des jungen Königs Charilaus, ein so gerechter Mann, daß ihn auch der Glanz des Thrones zu keiner Unthat reizte, der Vertraute der Götter, und nach Apollos Ausspruch, der weiseste der Menschen. Er ordnete die Verfassung mit Gefahr seines Lebens, und als er Sparta auf die Weise eingerichtet hatte, der es alles, was es war und jetzt noch im Angedenken der Menschen ist, verdankt, verbannte er sich selbst freiwillig, (und starb nach Einigen den Hungertod) um die Spartaner an die Beobachtung seiner Gesetze zu binden; denn sie bis zu seiner Rückkehr zu befolgen, hatten sie geschworen.

*) Aus Leonard v. Dresch's Uebersicht der allg. polit. Gesch. 1. Thl. S. 92 — 106.

Einfach war das Gerüste der Spartanischen Verfassung; aber mannichfaltig die Institute, die sich auf Bildung des Geistes und der Sitten bezogen, auf Erregung eines lebhaften Gefühls für Ehre und Schande, die mächtigsten Wächter der Tugend. Lykurg wußte wohl, daß jede Verfassung nur durch die Sitten besteht, besonders ein Freistaat, in dem die Gemeinde sich selbst regieren will. Und wo, wie bei den Alten, die Pflege der Moralität einer Kirche nicht anvertraut war, mußte der Staat durch seine Erziehung dafür sorgen.

Sparta behielt zwei Könige, eine Einrichtung, die, auch nicht herkömmlich, sich als wohlthätig für die Freiheit empfahl. Beide waren erbliche Senatoren und höchste Magistrate (bei Berathschlagungen aber hatte jeder nur eine Simme), die obersten Priester als Könige und Nachkommen Herkules, der selbst vom Ersten der Götter abstammte, und Befehlshaber im Kriege. Hier übten sie unumschränkte Gewalt und das Heer erkannte nur ihre Befehle. Um den Mißbrauch der königl. Gewalt zu hindern, eben sowohl, als um das Volk zu mäßigen, ward der Senat angeordnet. Ohne ihn vermochte der König in Friedenszeiten nichts. Kein Senator war unter sechszig Jahren, damit im Rathe Kälte und Lebensklugheit herrsche; das Volk wählte, denn nur der sollte es vertreten, der sein Vertrauen besäße; der einmal Gewählte behielt seine Würde auf Lebenszeit. Wahrscheinlich erst später wurden die Ephoren eingesetzt, (fünf, ursprünglich nur auf ein Jahr erwählte Magistrate) vielleicht um, wie in Rom die Tribunen, zu verhüten, daß die Könige und die 28, (so viel Mitglieder zählte der Senat) das Volk nicht unterdrückten; nach Andern als Stellvertreter der Könige in ihrer Abwesenheit und Richter ihrer Streitigkeiten unter sich und mit dem Senate. Sie bildeten ein Sittengericht; sie rügten alle Uebertretungen, die den Augen andrer Richter entgangen waren. Am mächtigsten wurden sie durch das Recht die Könige, und jede obrigkeitliche Person, die ihre Macht überschritt, absetzen, gefangen nehmen, ja sogar hinrichten zu lassen. Denn da, wer Jeden zur Verantwortung ziehen kann, auch eines Jeden Willen beherrscht, kam zuletzt die Gewalt der Könige und des Raths allein in ihre Hände. Eben dieses machte in spätern Zeiten Sparta furchtbar. Beschlüsse der Könige und des Senats wurden an das Volk gebracht: es durfte nur genehmigen und verwerfen. Auf diese Weise ward der Antheil am gemeinen Wesen erhalten, doch verhütet, daß vom irregeleiteten Haufen Thörigtes beschlossen, oder die Verfassung umgestoßen werde; es konnte nichts durch das Volk allein geschehen, was unklug, nichts wider seinen Willen, was ungerecht gewesen wäre.

Die Grundlage aller Institute für die Sitten wurde die gleiche Vertheilung des Landes (in 39,000 Loose; 9000 für die Spartaner, 30,000 für die Lacedämonier). Für die Existenz des Menschen muß vor Allem gesorgt sein, wenn er tugendhaft sein soll. Jene Loose konnten nicht verkauft werden, nur vererbt oder verschenkt, was Wenige thun. So wurde dem unmäßigen Reichthume Einzelner und der Armuth vorgebeugt, den Quellen des Luxus und der innern Unruhen, der ewigen Verderbnisse fast aller Republiken. Der Besitz des Eigenthums sollte Jeden an das Vaterland knüpfen; gleiches Eigenthum war Bedingung der Unabhängigkeit, der Freiheit und Gleichheit aller Bürger, was das höchste Ziel aller Griechischen Freistaaten war, und die Wurzel aller Rechte.

Ueberhaupt hatte Lykurg bei seiner ganzen Gesetz-

gebung vorzüglich zwei Zwecke, Selbstsucht im innern und unkriegerischen Geist gegen außen, zu bekämpfen. Dies sind die beiden Hauptfeinde jedes gemeinen Wesens. Handel u. Gewerbe waren den Lacedämoniern verboten: diese schwächen die Leibeskraft und die Gesundheits-Blüthe, durch sitzende Lebensweise — auch ziemt es einem freien Manne nicht, um des Lebens willen andern dienstbar zu sein —, jener führt zur Kenntniß auswärtiger Laster und Ungleichheit der Glücksgüter. Darum gebot Lykurg nur eisernes Geld zu prägen, das durch ganz Griechenland verlacht wurde. Allein, wie die Alten erzählen, die Wahrsager, die Sophisten, die Mädchenwirthe wurden dadurch von Lacedämonien weggescheucht. Ohnedieß sah man Fremde, weil sie böse Sitten einführen konnten, in Sparta nicht gern. Alle Bürger aßen an öffentlichen Tischen; mäßig; Jeder mußte zu den Ausgaben beitragen; Alte und Jünglinge und Knaben miteinander, damit der Ernst jener durch den Anblick blühender Jugend erheitert werde, und die Jünglinge durch die Reden der Männer sich bildeten. Gesetz war es, daß Jeder Jedem leihen mußte; was Einem bei dem Andern gefiel, durfte er ohne Anfrage wegnehmen, nur mußte er es wieder geben; zu Hause schwelgender zu leben, ward bestraft. So sollte die Lust zum Erwerben geschwächt werden, da man das Erworbene nicht benutzen, und der Arme mit dem Reichen theilen konnte. Und wirklich war in Sparta das Meiste gemein, selbst Pferde, Hunde und Sclaven.

Also wollte Lykurg seinen Staat nicht auf Gold bauen; er suchte seine Stärke in kraftvollen, muthigen, dem Staate ganz ergebenen, ja ganz angehörigen Menschen. Aus dieser Ergebenheit an das Vaterland kam es, daß die Spartaner (die Römer, die meisten alten Republikaner) nichts für unerlaubt hielten, was die Größe des gemeinen Wesens erhöhte: das Wohl, der Ruhm des Vaterlandes war das höchste Gesetz. Um solche Bürger zu erziehen, begann Lykurg mit der Bildung des andern Geschlechtes. Weder Mädchen noch Weib lebte allein den häuslichen Geschäften; diese besorgten größtentheils Sclaven, jene übten sich im Laufen, Ringen, Werfen der Wurfscheibe und des Spießes. So, glaubte der Gesetzgeber, würden sie kraftvollere Kinder gebären und die Schmerzen der Niederkunft leichter ertragen. Um den Reiz des Verborgenen zu schwächen, tanzten junge Frauen öffentlich ohne alle Bedeckung vor den Männern: auch diese waren bei ihren Uebungen nackend. Unverheirathet zu sein, war eine Schande. Ein solcher durfte bei den Tänzen der Mädchen nicht gegenwärtig sein; jüngere standen ihm nicht auf, da seine Kinder ihnen diese Ehre einst nicht erwiedern konnten. Aber als gleichgültig erschien es, wer der Vater eines Kindes war, wenn es nur schön wurde, und stark. Ein Mann durfte sich von dem andern sein Weib ausbitten, wenn sie fruchtbar war und ihm gefiel; ein alter Mann konnte sie nicht abschlagen. Die Männer selbst — man wollte nur Kinder-Liebe — sahen ihre Weiber stets verstohlen. Den Tag brachten sie in Geschäften, mit kriegerischen Uebungen, mit Gesprächen in Gesellschaft zu, die Nacht an gemeinschaftlichen Schlafplätzen. Wer sich ertappen ließ, wenn er zu seinem Weibe schlich, setzte sich Spott und Schlägen aus. Man hielt es ehrenvoll für einen Mann ein Kind zu erzeugen, ohne daß man ihn je mit seiner Frau in Gesellschaft gesehen hatte. Es war Gesetz, die Frauen nur nüchtern und nach einem mäßigen Male zu besuchen. (Der Sorglosigkeit in der Erzeugung der Kinder schreibt Pythagoras so viele böse Menschen zu!) Solon glaubt, ein im Trunke erzeugtes Kind würde blödsinnig; Platon stimmt diesen Meinungen bei.

Alle Kinder wurden gleich nach der Geburt von öffentlichen Beamten untersucht, die schwächeren, ungestalteten im Gebirge Taygetus ausgesetzt. Ueber das ganze Erziehungswesen wachten fünf Pädonomen. Schon im häuslichen Kreise, in frühester Jugend wurden die Kinder an Hunger und schlechte Kost gewöhnt, an Muth im Finstern und in der Einsamkeit; sie wurden frei vom Eigensinne und der Gewohnheit zu weinen. Mit dem siebenten Jahre kamen die Knaben in die öffentlichen Schulen. Ueberhaupt erzog kein Spartaner seine Kinder selbst: sie waren Eigenthum des Staates. Wohl aber war Aufsicht über die Erziehung der edelsten Spartaner Lieblings-Geschäft: welche Beschäftigung konnte auch edler und dem Vaterlande heilbringender sein? Da alle Kinder gemeinschaftlich waren, so konnten sie auch Fremde strafen, wie der eigne Vater. Von den Wissenschaften wurden nur die nützlichen getrieben, Taktik, Sprachkenntniß, Geschichte; Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen erzeugte Sparta nie; auch wohnen die Künste nicht bei der Armuth. Aber man übte die Kinder in kurzen, sententiösen Ausdrücken; scharfe satyrische Repliken wurden sehr geliebt. Der sinnreiche, kurze, starke Lakonismus ist zum Sprichworte geworden. Musik machte einen Theil der Erziehung aus, vorzüglich um des Krieges willen; man prieß in Gesängen die Thaten der Helden: sie den Kindern einzuprägen, machte einen Theil des Unterrichts aus. Strenge dachten die Alten in Bezug auf jene göttliche Kunst, die da glaubten, die einmal eingeführte Tonart könne ohne Umwälzung der Verfassung nicht wohl verändert werden. Sie waren wohl empfänglicher: doch selbst in unseren Tagen, wo Alles mehr abgerissen dasteht, wie nachtheilig müßte eine Trauer-Musik in der Schlacht, oder beim Gottesdienste leichte Tänze wirken? Was aber unter Allem am meisten geschätzt, und worauf am meisten gedrungen wurde, war: Alles zu wagen, Alles zu dulden und äußerst empfindsam für Lob oder Tadel zu sein. Darum erhielten die Knaben nur so viel, als sie zur höchsten Nothdurft brauchten; das Uebrige mußten sie stehlen. Sie behielten das Gestohlene und ärnteten Lob, wurden sie nicht ertappt; wenn sie ergriffen wurden, wurden sie hart gezüchtigt, nicht wegen des Diebstahls, sondern wegen der Ungeschicklichkeit, und um so härter, als man sie daran gewöhnen wollte, die größten Schmerzen ohne Klagen zu ertragen. Entehrend war es, unter den Streichen der Geißel einen Schmerzenslaut auszustoßen; man sah einen Knaben von einem gestohlenen Fuchse, den er unter dem Mantel verborgen trug, zerfleischen und tödten, ohne daß er sich durch eine Bewegung verrieth; ohne Klagen ließen sich Knaben vor dem Altare der Diana zu Tode geißeln. Ueberhaupt gewöhnte man sie früh alle Jahreszeiten, jede Entbehrung zu ertragen: sie gingen barfuß und schliefen auf selbst gesammeltem Schilfe aus dem Eurotas. Dazu wurde ihr Körper durch ununterbrochene, gymnastische Uebungen gestärkt. Gerne sah man es, wenn sie sich auf der Straße schlugen; allein das Gebot jedes gemeinen Bürgers endete bei hoher Strafe auch den hitzigsten Kampf.

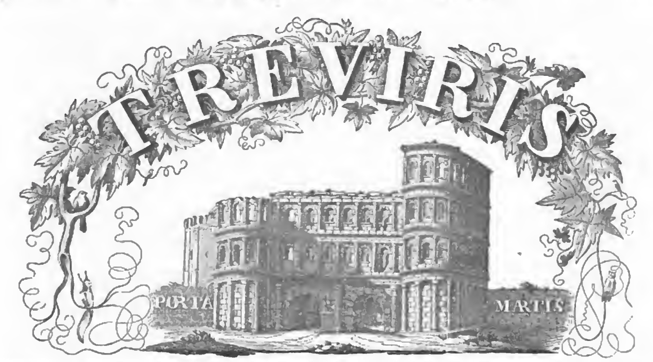
(Schluß folgt.)

U. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 14. November. N°. 91.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro Oktober 1835.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Zu Anfange des Monats Oktober gab es, bei mäßiger Feuchtigkeit, einige warme Tage, welche der Vegetation wesentlichen Vortheil leisteten, die Wintersaat förderten und ganz geeignet waren, die Aussichten des Winzers auf einen guten Herbst zu befestigen. Bald trat aber anhaltender Regen mit Kälte, und zwar mit einer in der jetzigen Jahreszeit ungewohnter Hartnäckigkeit ein.

Am 9. und 10. herrschten, von Westen her, heftige Stürme mit Regen und am 10. mit Donner: wobei der Barometer zu einer Tiefe herabsank, wie sie in vielen Jahren nicht beobachtet worden ist.

Trier, den 10. Morgens: 26'' 6,5''', Saarbrücken, den 10. Morgens: 26'' 8¼''', Nachmittags: 26'' 7''', Abends 26'' 8,4'''

In den Nächten vom 17. auf den 18. und vom 18. auf den 19. erreichte die Kälte einen so beträchtlichen Grad, daß sich in den höhern Gegenden kleine stehende Gewässer mit einer mehrere Linien dicken Eisrinde überzogen.

Auf den Eifelgebirgen und den Höhen des Hunnsrücks fiel Schnee.

Der Einfluß dieser Witterung auf die Boden-Erzeugnisse, und deren Gewinnung, konnte im Allgemeinen nicht günstig genannt werden, sie verzögerte die Wintersaat, erschwerte die Kartoffel-Erndte und förderte den Weinstock nicht nur nicht, sondern verursachte auch eine Neigung zur Fäulniß; wodurch die Weinlese, in welcher man jetzt allgemein begriffen ist, theils an Reichlichkeit verlor, theils mehr beschleunigt wurde, als es der Güte des Erzeugnisses zusagt.

Das diesjährige Weinwachsthum dürfte unter diesen Umständen nur sehr mittelmäßig ausfallen, seinem Vorgänger von 1834 weder an Qualität, noch an Menge gleichkommen und kaum den 1828er erreichen; was unsere Winzer um so mehr betrübt, als die günstige Witterung der Monate Juni, Juli, August zu den besten Hoffnungen berechtigt hatte. Uebrigens läßt sich über die Eigenschaften der diesjährigen Wein-Creszenz ein entscheidendes Urtheil zur Zeit noch nicht fällen, und eben so wenig darf man so manche günstige Einflüsse übersehen, welche unsere Landwirthe der in den letzten Monaten vorherrschenden feuchten Witterung verdanken. Unter Anderm waren die Kartoffeln — für Subsistenz unsrer Landbewohner das wichtigste Produkt — des Regens bis zur Erndtezeit so dringend bedürftig, daß die Beschwernisse und Nachtheile des nassen Einbringens durch den Vortheil einer (in den meisten Gegenden) über Erwarten befriedigenden Ergiebigkeit, bei Weitem überwogen werden. Auch den Wintergemüsen that der Regen merklichen Vorschub, während die Wintersaat, in der nur die höher gelegenen Gegenden noch zurück sind, fast überall üppig aufgekommen ist, und gedeihlich wächst.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise der Lebensmittel weichen von jenen des verflossenen Monats nur wenig ab, und stellten sich durchschnittlich folgendermaaßen fest:

1) Weizen der Scheffel	. . 1 Rth.	16	Sgr.	1	Pf.
2) Roggen ,, ,,	. . 1 —	7	—	1	—
3) Gerste ,, ,,	. . ,, —	29	—	1	—
4) Hafer ,, ,,	. . ,, —	20	—	5	—
5) Kartoffeln ,,	. . ,, —	10	—	1	—
6) Heu ,, Centner	. . ,, —	21	—	9	—
7) Stroh ,, ,,	. . ,, —	18	—	8	—

III. Gesundheits-Zustand.

a) Der Menschen. Noch immer sehr befriedigend. Die natürlichen Blattern sind zu Steinbach und Nieder-Linxweiler, Kreis St. Wendel, verschwunden, und ist auf ärztlichen Antrag die bis dahin bestandene

Sperre und polizeiliche Beaufsichtigung der inficirten Häuser, Personen und Effecten nunmehr aufgehoben worden. Abermals hat sich die Zweckmäßigkeit der Absperrung auf das Ueberzeugendste dargethan.

Die Sterblichkeit war überall sehr gering; in Trier überstieg die Zahl der Geburten jene der Sterbfälle um die Hälfte.

b) Der Hausthiere. An einigen Orten des Kreises Ottweiler beobachtete man unter den Schweinen eine entzündliche Affection des Darmkanals, welche für mehrere Stücke tödlich wurde; die amtlich empfohlenen Schutzmittel haben sich aber wirksam und erfolgreich bewährt und dem Uebel bereits Schranken gesetzt.

Zu Rehlingen, Kreis Saarlouis, fielen in wenigen Tagen neun Stück Rindvieh am Milzbrande; auch zu Fürstenhausen, Kreis Saarbrücken, hatte sich diese Krankheit, sowohl unter den Pferden, wie unter dem Rindvieh gezeigt: es gelang aber hier, wie dort, den angewandten Präservativen und einer genauen Befolgung der polizeilichen Vorsichts-Maaßregeln, der Weiterverbreitung vollständig Einhalt zu thun.

In den Bürgermeistereien Hetzerath und Sehlem zeigte sich eine schnell tödtende Krankheit unter den Schweinen, die bis jetzt gegen 115 Stück dahin gerafft, bei der eingetretenen kalten Witterung aber ziemlich nachgelassen hat.

Die zu Bergweiler unter dem Rindvieh herrschende Lungenfäule hat noch immer nicht gänzlich getilgt werden können.

IV. Unglücksfälle.

Am 2. wurden zu Nalbach, Kreis Saarlouis, sechs Wohnhäuser durch Brand zerstört, und zwei andere durch das Löschen beschädigt.

Der ohne Verschulden entstandene Unfall beraubte die Brandverunglückten ihrer gesammten Getreide- und Futtervorräthe.

Zu Cröff, Kreis Wittlich, stürzte ein Familien-Vater beim Aufschlagen eines neuen Hauses vom Gebäude und verschied an den Folgen der erlittenen Verletzungen.

Am 10. wurde die Barbara Gillenberg, welche mit ihrem Bruder von Casel, Landkreis Trier, aufs Feld gegangen war, um Kartoffeln zu holen, zwischen 1 — 2 Uhr Mittags vom Blitze erschlagen. Der Bruder sank, vom Schlag betäubt, ebenfalls zu Boden, erholte sich aber bald wieder.

Peter Trierweiler aus Filsch wurde am 14. entseelt in der Scheune des Wirths Schu zu Olewig gefunden. Trierweiler war am Abend vorher, betrunken vom Trierischen Markte heimkehrend, bei rc. Schu eingekehrt, hatte auf dessen Heuspeicher ein Nachtlager gefunden und war, wahrscheinlich der Oertlichkeit unkundig, vom Speicher herabgestürzt.

Am 18. brach in dem ohnehin sehr armen Dorfe Wellen, Kreis Saarburg, Feuer aus, welches, ehe Hülfe herbeieilen konnte, fünf Wohnhäuser und zwei Scheunen in Aschen legte.

Die dreijährige Tochter des Ackerers Johann Barzen in Idesheim, Kreis Bitburg, wurde, während sie am Feuerheerd spielte und die Mutter sich auf einen Augenblick entfernt hatte, vom Feuer ergriffen und so beschädigt, daß sie des andern Tags den Geist aufgab.

Am 22. stürzte der Maurer Johann Niesen aus Dahnen, Kreis Prüm, von einem Steege und verletzte sich dergestalt, daß er am dritten Tage verschied.

Zu Rittersdorf, Kreis Bitburg, fiel der 29jährige Theodor Jost, im Zustande der Epilepsie, in den Versenk eines Abtritts, wo der Unglückliche erstickte.

Am 23. wurden die Scheunen und Stallungen zweier Einwohner zu Bliesransbach, Kreis Saarbrücken, durch einen heftigen Sturmwind umgestürzt und zertrümmert, zugleich die darin aufgespeicherten Früchte rc. rc. unter dem Schutte begraben.

Der Schaden würde noch beträchtlicher sein, wäre nicht das den Verunglückten zugehörige Vieh im Zeitpunkte des Unfalls auf der Weide gewesen.

V. Gemeinde-Haushalt.

Die Cultur-Projekte für die Gemeinde-Waldungen sind im Monat Oktober theils ausgeführt, theils so vorbereitet, daß ihre Ausführung binnen wenigen Wochen bevorsteht. Der Eifer, welchen sowohl die Bürgermeister und Ortsvorsteher, wie die Communal-förster hiebei an den Tag legten, verdient belobende Erwähnung.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Wegen der eingetretenen Herbstferien cessiren pro Oktober besondere Bemerkungen über Fortgang und Frequenz des öffentlichen Unterrichts; unterdessen wurde die Ferienzeit an vielen Orten sehr zweckmäßig dazu benutzt, um die Schullocale in baulichen und reinlichen Stand zu setzen.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Bei den schwachen Hoffnungen, welche sich an die diesjährige Wein-Creszenz knüpfen, nimmt der Weinhandel einen sehr merklichen Aufschwung. Der 1834er findet mehr und mehr Nachfrage, und erreicht für ordinaire Sorten schon den nicht unbeträchtlichen Preis von 120 — 160 Thalern. Für ein Fuder 1834er Zeltinger von ganz besonderer Qualität und Auswahl wurden sogar 500 Rthlr. geboten. Im Kreise Bernkastel allein berechnet man den Weinabsatz während des Monats Oktober auf wenigstens 150 Fuder, und aus Wittlich wird berichtet, daß ein Kaufmann aus Aachen zu Uerzig ein Weinlager errichtet habe, worin bereits 100 Fuder — alles 1834er und in der Gegend aufgekauft — eingekellert seien. Der 1833er steht dagegen an der Mosel zu 30 — 40 Rthlr. pro Fuder.

Der diesjährige Wein hat noch keinen Preis, doch wurden in der Bürgermeisterei Igel, Landkreis Trier, wo man schon vor dem anhaltenden Regenwetter die Lese begonnen hatte, einige Fuder 1835er à 20 Rthl. verwerthet. Auch an der Mosel ist die Ohm Most zu 2 bis 5 Rthlr. verkauft worden.

Der Viehhandel ist noch immer flau, denn nach Schaafen, Schweinen, Pferden und magerm Rindvieh ist wenig oder gar keine Nachfrage. Mastvieh hat zwar einigen Abzug nach dem Regierungs-Bezirk Aachen genommen, aber um sehr gedrückte Preise.

Für Hafer und Oelsamen finden sich zwar Käufer, aber ebenfalls um niedrige Preise.

Vortheilhafter entwickeln sich unsere gewerblichen Etablissements, von denen das Dillinger Werk, in Folge des eingetretenen günstigern Wasserstandes, allein jetzt 195 Arbeiter beschäftigt.

Zu Saarbrücken wird so eben eine Stärkefabrik etablirt.

Schlechte Witterung und die Kartoffel-Erndte waren den Arbeiten auf unsern Vicinalwegen nicht günstig, es tritt nun aber eine freiere und in Absicht des Wetters hoffentlich günstigere Zeit ein, die das hier und da Versäumte schnell nachholen lassen wird.

Grenze der Eifel nach dem Maifelde und der Mosel hin.

Es gibt in unserer Rheinprovinz wenige Gegenden, die eine unbestimmtere Grenze haben, als die Eifel. Der alte Eifelgau und das Eifel-Dekanat begrenzen dieselbe nicht genau. Ich halte es daher nicht für ganz überflüssig, hier diejenigen Pfarreien namhaft zu machen, die, obgleich ehemals andern Dekanaten angehörig, noch immer zur Eifel gerechnet wurden. So gehörten nach alten amtlichen Nachrichten und Verzeichnissen folgende Pfarreien des Landkapitels Ochtendung zur Eifel:

1) Allenz, 2) Dünchenheim, 3) Keisenheim, 4) Kaisers-Esch, 5) Hambuch, 6) Masburg, 7) Kerig, 8) Nachtsheim, 9) Retterath, 10) Uersfeld, 11) Wanderath, 12) Welcherath, 13) Weiler u. 14) Monreal.

Die Pfarreien Langenfeld, Kirch-Esch und Kempenich wurden immer zu Pellenz gezählt; obgleich die zwei erstern Orte sich selbst bescheiden zur Eifel rechnen. Auch wollen die Bewohner von Pellenz jene Pfarrgemeinden nur ungern in ihren Verband aufnehmen. Das positive Unrecht dieses Sträubens ist aber durch die erwähnten amtlichen Verzeichnisse außer Zweifel gesetzt.

Die nämlichen Nachrichten und Verzeichnisse theilen der Eifel auch noch folgende Pfarreien des Landkapitels Zell zu:

1) Alflen, 2) Bausendorf, 3) Bertrich, 4) Bombogen, 5) Gillenbeuren, 6) Gillenfeld, 8) Greimerath, 9) Hontheim, 10) Laufeld, 11) Lutzerath, 12) Nieder-Oefflingen, 13) Nieder-Scheidweiler, 14) Strohn, 15) Strotzbusch, 16) Urschmitt, 17) Wollmerath.

Ob die Landkapitel Piesport und Ahr auch noch einige Pfarreien zur Eifel gezählt haben, weiß ich nicht, und deshalb wage ich nach diesen Seiten hin keine genauere Grenzbestimmung.

Hansen,
Pfarrer zu Lisdorf.

Mittel die Stiere gelehrig zu machen.

Man ziehe den Schweif in die Höhe und befestige ihn vermöge eines Strickes an die Hörner. Es sieht sich das Thier alsdann genöthigt, den Kopf in die Höhe zu halten; wenn nicht, so erfährt es durch die Spannung, welcher die geringste Bewegung von oben nach unten die Schwanzmuskeln unterwirft, die heftigsten Schmerzen. Diese Vorkehrung macht den wildesten Stier so gelehrig, daß ihn ohne alle Gefahr ein Kind leiten kann. Auf diese Weise würde man unzähligen Unglücksfällen vorbeugen, welchen die geringe Sorgfalt in diesem Betreff diejenigen aussetzt, welche solche Thiere sowohl auf das Feld, als auch in die Schlächtereien führen.

Mittel die Trauben in Höfen vor dem Geflügel zu schützen.

Wenn die Trauben blühen, so nehme man einige und thue sie in Wasser, wovon das Geflügel trinkt. Dieses flößt ihnen eine solche Abneigung gegen die Trauben ein, daß sie dieselben, auch wenn sie reif sind, nicht anrühren mögen.

Mittel gegen den Pips.

Diese Krankheit der Hühner hat ihren Grund in einer Art Zecke oder parasitischen Insektes, das ihnen den Kopf zernagt. Durch gänzliche Entfiederung des Kopfes sind die Zecke den Augenblick vernichtet. Es ist sehr heilsam die nackten Knochen unmittelbar darauf mit Olivenöl zu salben.

Sparta's Verfassung.

(Schluß.)

So lehrte man sie Muth mit Gehorsam verbinden, der für die erste Bürger-Tugend geschätzt wurde; nicht minder Bescheidenheit und Achtung für das Alter. Bei Mahlzeiten fing nie ein Knabe an zu reden; befragt, antwortete er kurz. Es wurde für schändlich gehalten, auf den Straßen die Blicke umherschweifen zu lassen; Jeder sah vor sich und hielt die Hände in den Mantel gehüllt. Dem Aelteren stund der Jüngere auf. Nur Alter und Verdienst gaben Auszeichnung, sonst erkannte man in Sparta keinen Unterschied.

Jeder Knabe hatte seinen Liebhaber, dessen Stolz es war, seinen Liebling zu einem vortrefflichen Menschen zu bilden. Für Fehler, die der Liebling beging, wurde öfters der Liebhaber gestraft. Zärtliche Freundschaften betrachteten die Griechen mit Recht als Bildungsmittel der Jugend. Aus Liebhabern und Lieblingen bestand der Thebaner heilige Schaar, welche bis zum Tode unüberwunden, und auch im Tode noch unzertrennlich in diesem blieb. Man benutzte den Ehrgeiz. Wer sich unter den Knaben auszeichnete, wurde über seines Gleichen zum Anführer gesetzt. Zugleich, je älter der Knabe wurde, je brausender seine Leidenschaften, desto strenger die Zucht, desto beschwerlicher die Leibes-Uebungen, desto kürzer die Erholungs-Zeit. Es läßt sich nicht wohl sagen, wann die Erziehung des Spartaners eigentlich aufhörte; er stand immer unter der Leitung der eingeführten Sitten und des Staates. Ernstlichen Kampf auch Schläge, Hitze bis zum Ersticken und Kälte bis zum Erfrieren zu ertragen, im Winter mit bloßen Füßen über das Land zu gehen, in freier Luft zu schlafen, gehörte zu den Uebungen, von denen sich ehrenhalber — so sehr wirkte die Furcht vor der Schande — nie ein Spartaner ausschließen konnte. Der größte Theil seines Tages war militairischen und athletischen Uebungen geweiht. Als Belustigung, als Bild des Krieges, als Uebung der Kühnheit wurde die Jagd sehr geliebt. Die andere Zeit nahmen die öffentlichen Conversationen und die Geschäfte des Staates. Es war unrühmlich für eine Familie, wenn sie einem Spartaner die Zeit raubte, die er dem Staate widmen sollte.

Kein Spartaner baute den Acker selbst. Dies war, so wie alle Gewerbe, Geschäft der Heloten, einer unglückseligen Menschenklasse! Man zwang sie zu Lastern, wie zum Rausche, um sie den Knaben zum warnenden Beispiele aufzustellen; man trug ihnen niedrige Arbeiten auf, die selbst kein Thier verrichtet; jede männliche Beschäftigung war ihnen untersagt, Waffen zu berühren verboten. Dies erweckte Rachsucht, und Furcht vor dieser, das grausame Mißtrauen der Spartaner. Aus den herangewachsenen Jünglingen wählten die Ephoren drei Hauptleute zu Pferde; von diesen nahm jeder zehn zu sich; es war eine Ehrensache, ausgesucht zu werden. Diese brauchte der Senat zur Ausführung seiner Befehle, besonders gegen die Heloten. Dann nahmen jene Proviant zu sich, und zogen, jeder mit einem Dolche bewaffnet, durch das Land. Den Tag ruhten sie und verbargen sich: die Nacht brauchten sie

zur Vollstreckung ihrer Befehle. Sie stießen jeden Heloten nieder, der ihnen begegnete, vorzüglich die stärksten Männer, und die am meisten Verstand zeigten. So wie der einzelne Bürger nach Lykurg's Ansicht kein Recht dem Staate gegenüber hatte, dem er selbst ganz gehörte, dem er seine Empfindungen und Leidenschaften aufopfern mußte; eben so wurden die Heloten, wo es auf Erhaltung des Staates ankam, keiner Schonung würdig geachtet: ihr Leben galt, wo ihre Vermehrung gefährlich schien, nichts gegen die Sicherheit der Republik. Man bemerkte, daß nirgendwo der Freie freier, der Sclave mehr Sclave gewesen sei, als in Sparta. Ueberhaupt aber verdankt großentheils der Unterdrückung der einen Menschenklasse, der alle gemeine Arbeiten überlassen wurden, in der alten Welt, die andere ihre feinere und höhere Bildung.

Unendlich schimpflich war es, vor dem Feinde zu fliehen. Ein solcher durfte nie mehr auf öffentlichen Plätzen erscheinen; vor jungen Leuten mußte er aufstehen; Oel und Salben waren ihm verboten; Stockschläge mußte er leiden; in zerrissenen Kleidern herumgehen; den Bart nur zur Hälfte scheeren; sein Leben war härter, als mehrfacher Tod. Ein anderes Motiv der Ehre waren die Weiber. Ihnen hatte der Gesetzgeber mehr Achtung und Ehre gegeben, als sie sonst wo in Griechenland genossen. Da er ihre Gewalt über das menschliche Herz kannte, sollte ihr Lob oder ihr Tadel ermuntern, oder bestrafen und bessern. Die Spartanerinnen rühmten sich auch allein unter allen Griechinnen ihre Männer zu beherrschen, aber auch allein Männer zu gebären; diese Heldinnen, die nie weinten, wenn der Sohn in der Schlacht gefallen, nur wenn er geflohen war. Durch solche Einrichtungen ward der Spartaner der tapferste Krieger; sein ganzes Leben schien diesen einen Zweck zu haben. Kein Grieche wagte es ihn, bis auf die Zeiten des Epaminondas, ohne überlegene Macht zu bestehen.

Die Spartaner kannten nicht allein den Krieg; sie schmückten ihn aus, sie liebten ihn. Vor andern Völkern trugen sie Uniform, roth, um dem Feinde die Wunden zu verbergen. Auch brauchten sie zuerst Kriegs-Musik nicht nur zur Belebung des Muths, sondern auch um im Getümmel der Schlacht ein dem Feinde unverständliches Signal der Bewegung zu sein. Zierlich kämmten Männer und Jünglinge im Felde ihre langen Haare — kein Sclave durfte dies Zeichen der Freiheit tragen — und glänzten in hellpolirten Waffen. Nach dem Tone der Flöte, in festgeschlossener Ordnung, ruhig, fröhlich, den König an der Spitze, ihm zur Seite die olympischen Sieger, rückten sie der Gefahr entgegen. Der Krieg war eine Erholung, in ihm die Strenge der Gesetze gemildert; nur im Kriege der König ganz König.

So schien Erziehung, Nationalgeist, die ganze Einrichtung die Spartaner, was Lykurg fürchtete, zu Eroberern zu machen; nachtheilig, weil Vermischung mit andern Völkern und Beute aus siegreichen Kriegen die Einfachheit und Einheit der Sitten untergraben mußte. Darum verbot er, dasselbe Volk mehrmals mit Krieg zu überziehen, einen flüchtigen Feind, sobald der Sieg entschieden war, zu verfolgen. Auch mochten zu viele Kriege mit demselben Volke dem Feinde die Spartanische Kriegskunst lehren: und wirklich schlugen die Thebaner zuletzt ihre Lehrer. Sparta sollte nicht erobern, nur was es besaß, behaupten. Lykurg bestätigte das alte Gesetz, daß vor dem Vollmonde kein Heer Laconien verlassen und zu den Festen Hyacinthia und Carneia wieder zurückkehren sollte. Die Vertheidigung störte dies nicht, wohl aber Eroberungspläne. Alles umsonst! Denn wo alle andre Leidenschaften schwiegen, welche Kraft mußte die einzige erlaubte, der Ehrgeiz haben? und war die Freiheit, die das Volk, die Macht, welche die Könige im Kriege genossen, nicht ein zu starker Reiz?

Und hierin lag der erste (doch wohl von den Tugenden unzertrennbare Fehler?) der Lykurgischen Verfassung, und eine große Gefahr für ganz Griechenland. Denn sobald sich diese Soldaten-Republik in seiner Mitte gebildet, konnte nie ganz Friede werden. Ein anderer war, daß, da Lykurg die Menschen über allen Eigennutz erheben wollte, wozu die wenigsten rein genug sind, viele Heuchler entstehen mußten. Und das Erbrecht der Weiber, als die Männer im Kriege fielen, (noch mehr die Erlaubniß, die Güter zu veräußern) brachte in die Hände weniger Reichen die Besitzthümer, welche ein zahlreiches Volk ernähren sollten. Und Sparta war zu stolz, durch Aufnahme von Fremden die Volkszahl zu ersetzen.

Das aber ist merkwürdig, und beinahe einzig, daß sich Lykurg's Verfassung über 400 Jahre lang ohne merkliche Ausartung erhielt. Solch eine Kraft hatte der heroische Eindruck, den der Gesetzgeber hinterließ. Welch ein Mann muß er gewesen sein, der die Reichen seines Landes vermochte, ihre Güter mit den Armen zu theilen; der Bürger bildete, die ohne alle Gelehrsamkeit, kaum zu lesen im Stande, den Witz der Philosophen zum Schweigen brachten; Heere, die nicht fragten, wie stark der Feind, sondern wo er sei; Jünglinge voll Gehorsam und Ehrfurcht gegen das Alter, brennend vor Begierde, für das Vaterland zu sterben; Weiber, die in den größten Gefahren, wie gegen den furchtbaren Pyrrhus, fast allein die Vertheidigung des Vaterlandes übernahmen; Greise, die nach der Schlacht bei Leuktra mit nur hundert Jünglingen den kühnen Epaminondas in seinem Fortgange aufhielten; überhaupt eine Republik, in der über 600 Jahre bis auf Agis kein Bürgerblut vergossen wurde: der einen Freiheitsgeist aufregte, den weder dritthalbtausend Jahre, noch die Römische Kraft, weder die Verwirrung unkriegerischer Reiche, noch die Waffen Osmanischer Türken ganz unterdrücken konnten; der noch heut zu Tage in den Mainotten — Enkeln der alten Spartaner — lebt, die in die Gebirge flüchteten, unzugänglich und unüberwunden von den Janitscharen, welche Europa zittern machten. Was die Kraft eines menschlichen Geistes über die Menge, was der Wille über die Leidenschaften vermag, davon haben Lykurg und sein Volk ein unübertreffliches Beispiel aufgestellt.

Berichtigung.

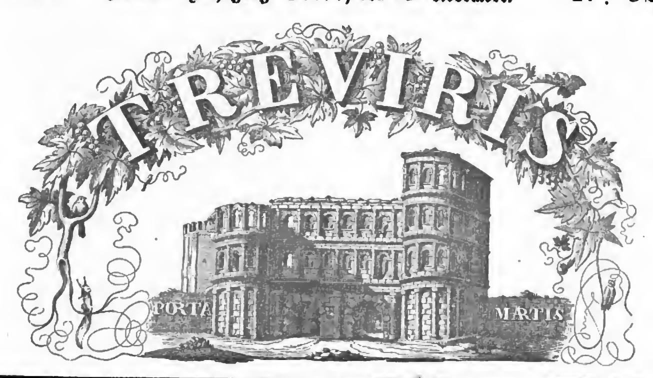
In der Treviris v. J. 1834 Num. 41. S. 1 a. lese: Lokal-Temperatur. — Num. 43. S. 1 l.: so viele Tausend Fr. Schuhe. — Num. 45. S. 1 a. am Ende l.: Milimeter. — In jener v. J. 1835 Num. 80. S. 2 a. l.: Natural-Abgabe. — Num. 82. S. 1 a. l.: **positae**. — Num. 84 S. 1 b. l. **hominibus**.

N. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155)

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 18. November. N°. 92.



Versuch einer Erklärung verschiedener Idiotismen und Sprachgebräuche der Trierer und benachbarter Provinzen.

Von M. F. J. Müller.

(Ein Nachtrag.)

K.

Kalter Mittwoch: ist derjenige Mittwoch, welcher dem dritten Sonntag nach Ostern folgt. Neller in einem Exercitium juridicum v. 8. März 1776 Seite 21 thut mit wenigen Worten Meldung davon: Feria IV. post dominicam III. Paschæ, est Statio plagae luporum in ecclesia de Urio, vernacule Euren. Den Ursprung dieses Bet- und Bußtages führt man auf eine Sage zurück, daß um das Jahr 462 ein so grimmiger Winter geherrscht habe, daß die Wölfe in die Stadt Trier eingedrungen seien und mehrere Menschen angefallen haben.

Kertze (schwarze). Siehe Sendbussen.

Kirchengift. In den gemeinen Landesbräuchen der Provinz Luremburg Titel XII. Art. 2 heißt es: „Sammt der Gerechtigkeit der Kirchengift." und bedeutet hier, so wie in einigen andern Dokumenten, das sogenannte jus patronatus.

Kistensitzer. Nach Anzeige eines Statutenbuchs der Stadt Trier v. J. 1593 waren von Alters her hieselbst zwei Kistensitzer, deren einer ein Mitglied des Raths, der andere ein des öffentlichen Zutrauens würdiger Bürger war, welche beide mit der Einnahme und Ausgabe der Stadt beauftragt waren; wir lesen daselbst: „Es sollen sich die „Kistensitzer wohl befleißen, in Erkundigung „der Münzsorten, sowohl guldener, als silberner, „und sonderlich der Werth und Valor nach gegebener Verordnung seiner Churfürstlichen Gnaden „Ausruf; oder da keine gewisse etzlicher Sorten „wäre, sich bei Stadthaltern, Bürgermeistern, „Scheffen und Rath Valors und Werths zu erhohlen." Daher lesen wir in so vielen Aktenstücken jener Zeit die Worte: So wie es bei der Kiste genge und gebe ist.

Klippelboten: waren Gerichtsboten in der Stadt Trier, welche diesen Namen trugen; in einem Zeugenverhör v. J. 1570 habe ich folgende Stelle gelesen: „Wie Zeug auch gesehen, daß die Gerichts-Bot„ten, wann die zu Gericht gezieten, Klüppel „oder Stöckchen in Händen trugen, daher sie der „gemeine Mann Klüppelboten nennt."

Klitter-Schulden, auch **Kladder-Schulden**, sind manchmal wenig bedeutende Schulden, die man in die gewöhnliche Handregister oder Journale, manchmal auch Klatschregister genannt, einschreibt: das Trierische Landrecht Titel VII. §. 2 thut davon Meldung.

Knechte. Dieser Name wurde in frühern Zeiten nicht selten dem niedern Adel zugetheilt; siehe das Trier. Wochenblatt v. J. 1820 Num. 21.

Kornschaft. Siehe Fruchtschaft.

Krausse. Siehe Gekräusser.

Kraut und Loth: heißt in älteren Schriften soviel als Pulver und Blei. In einer Kurtrierischen Verordnung vom 19. September 1609 bei Hontheim a. a. O. Tom. III. Seite 244 lesen wir: „Daß „sie sich sowohl in Städten, als auf dem Land „zu einem ohnversöhnlichen Ernst wohl versehen, „und mit Kraut und Loth und anderem Zuge„hör nach aller Notturft gefast machen und hal„ten rc." Das Wort Kraut ist auch einigen ältern über die Kunst der Feuerwerker geschriebenen Büchern nicht fremd, und wird damit das Schießpulver angezeigt. Einige wollen durch Kraut nur den Salpeter verstehen, z. B. Grupen in seiner Abhandlung über die Benennung Kraut und Loth in den Hanövrischen Beiträgen v. J. 1759

S. 1601 u. f., indessen beharre ich in Hinsicht unseres vaterländischen Bodens auf meiner obigen Deutung; diese bewährt sich auch durch eine Stelle des genannten Statutenbuchs der Stadt Trier v. J. 1593, wo es heißt: „und mit allem nothwen„digen Gezeug zum Schiessen Jederzeit gefast und „gerüst seyn, als mit Mußqueten, guten, ferti„gen, gangbaren Handröhren, Kraut, Loth, „Zundstricken &c." Das Wort Kraut kann doch wohl hier nichts anderes bedeuten, als Schießpulver; denn was sollte der Schütze mit Salpeter gemacht haben? Endlich heißt es noch in einem ungedruckten Dokument v. J. 1559: „Die Beklag„ten und ihr Anhang (d. i. die Bürger zu Trier) „ohne Vorwissen des gemeinen Raths, allerley „Munition uff gemelter Pforten Thurm (St. Si„meon) in guter Bereitschaft geschaft, und die „Büchsen zum Abschiessen mit Kraut und Kogeln „geladen."

Krott, auch **Krodd**. Du wirst es Krott haben, ist eine Art zu drohen, daß man sich wegen einer Beleidigung rächen werde. Manchmal heißt es auch Krutten, auch zu Krudde stellen, z. B. in einer Urkunde vom 30. Juli 1459 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 439 b.: „We„der zu rächen, noch die oder die ihren darumb „zu argwilligen oder zu Krudde zu stellen."

Krummel-Stuhl. Dieser Ausdruck bezeichnete in früherer Zeit eine Gerichtsstelle, wo man seine Klagen mündlich vorgetragen hat. Diese gerichtliche Verhandlungen waren manchmal sehr tumultuarisch, daher heißt es auch in einer Urkunde v. 16. März 1308 bei Hontheim Tom. II. S. 35: Clamores et quæremoniæ coram sculteto nostro faciendæ. Bis zur Ankunft der Franzosen (1794) bestand zu Trier ein eigenes Domkapitularisches Gericht, welches in unsern Tagen Krummer-Stuhl genannt wurde, aber irrig; dieses beweis't schon hinreichend eine Urkunde vom J. 1648 bei Hontheim Tom. III. Seite 565 Num. 8, übrigens sprach ich schon früher von diesem Krummel-Stuhl einige Worte; siehe die von dem Herrn Pfarrer Hansen im Jahr 1833 zu Trier erschienene Schrift: Der Dom zu Trier &c. Seite 30 u. f.

Kummeren, heißt eigentlich mit Arrest bestricken, in einem Scheffenweisthum der Stadt Echternach v. J. 1521 habe ich folgende Stelle gelesen: „Item „sollen die Bürger Freyheit haben im Stift und „in der Stadt Trier, daß man ihnen noch ihr „Gut nit Kummeren soll." Siehe auch Hontheim Tom. II. S. 237, 314 und 344.

Kuchelregister. So waren mehrere Register der ehemaligen kurfürstlichen Amtskellner betitelt, in welchen dasjenige verzeichnet wurde, was dieselben bei Gelegenheit einer Durchreise oder kurzen Aufenthalts eines kurfürstlichen Beamten oder Commissarius für Kost und Labung ausgegeben haben. Die kurfürstliche Regierung fand es manchmal nöthig, derlei Register scharf ins Auge zu fassen.

L.

St. Lamberti-Mass. Von diesem in dem Herzogthum Luxemburg ehedem üblichen Maße sprach ich schon in der Trierischen Kronik v. J. 1824 Seite 253. Hier noch nachträglich einige Worte: Vergleichet man dieses alte-Luxemburgische Maß mit dem republikanisch-Französischen, so steht der St. Lamberti Schuh beinahe 295 Millimeter gleich, nach der Anzeige einer Vergleichungstafel der Centralverwaltung zu Luxemburg v. 5. Nivose Jahr VII. Nachdem aber in der Folge durch ein Gesetz vom 19. Frimair Jahr VIII. der Meter zu 3 Französischen Schuh und $11+\frac{296}{1000}$ Linien festgestellt wurde, so kann das obige Verhältniß nicht mehr bestehen.

Landsknecht: ein in der Provinz Luxemburg ehedem bekanntes Hazardspiel, welches durch eine Verordnung vom 26. September 1713 unter einer Strafe von 500 Florin verboten wurde.

Landwehrunge thun: heißt seinem Bundesgenossen im Nothfalle bewaffnete Hülfe leisten; in einer Urkunde vom 10. Jänner 1335 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 126 a. heißt es z. B.: „Un„serem vorgenannten Herrn Baldewin, Erzbischof, „synen Nachkommen und synem Stifte zu Trier „ewicklichen dienen und beholffen syn, Landwer„ung zu thun mit aller unser Macht wider aller„männlichen."

Lastersteine: siehe Sendbussen.

Ledegunge: siehe die Tr. Kron. v. J. 1824 S. 249.

Letz. Letzmeister. Letzgesellen. Unter einigen anderen Bedeutungen zeigt das Wort Letz eine Abtheilung an; in einem Reglement der Stadt Echternach v. J. 1765 heißt es: „Neben dem nach „der Reihe bestellten Gerichts-Baumeister soll, wie „vorhin, noch ein anderer aus der Bürgerschaft „und dann sieben Meister der sieben Letzen er„wählt werden; zu welcher Wahl, wie gewöhn„lich, alle Jahr den ersten Mai geschritten wer„den solle; dergestallt dannoch, daß die Letzen „nur jenen zum Letzmeister wählen, welche sie „unter den sechs Haupt- und bemittelsten Bürger „einer jeden Letz den fähigsten und erfahrensten „erachten werden." Wir werden uns auch noch wohl zu erinnern wissen, daß in der Stadt Trier (seit Jahrhunderten) bis zur Ankunft der Franzosen (1794) ein besonderes aus Bürgern gebildetes Schützen-Corps bestanden hat, welche man Letzgesellen nannte.

Literlich: heißt nicht liederlich, sondern so viel als schriftlich oder buchstäblich; siehe z. B. die Urkunden bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 194, 208, 236 u. a. Auch heißt es noch in einer Verordnung vom 28. Mai 1725: nach litterlichem Inhalt der Forstordnung.

Lützel-Fallen: heißt klein oder vermindert werden. In der Limburger Kronik bei Hontheim im Prodromus Tom. II. S. 1166 lesen wir: „daß man „will sagen, wann nit andere Catholische aus „Holland die ledige Pläz zu Cöllen ersetzen wer„den, der Handel zu Cöllen sehr lützel fallen" (werde). Daher auch Lützel-Koblenz, d. i. Klein-Koblenz, vielleicht auch Lützelburg?

Vertreibung der Ameisen *).

In dem schlimmsten Falle, wo sich ein Ameisenhaufen am Fuße eines Baumes befindet, begieße man

*) Es ließe sich auch manches zum Lobe der Ameisen sagen namentlich machen sie Jagd auf mehre den Gewächse höchst nachtheilige Milbenarten; allein im Allgemeine kann man sie als der menschlichen Industrie nachtheilig Geschöpfe darstellen, und in sofern verdienen sie von u verfolgt zu werden.

ihn zweimal des Tages mit kaltem Wasser; hat sich das Völkchen etwas weiter zurückgezogen, bringe man Urin in solcher Menge in Anwendung, daß er in alle Löcher eindringen kann.

Seifenwasser und Aschenlauge, welche fast eben so wirksam sind, können ebenfalls an den Wurzeln angewandt werden, um die Ameisen entfernt zu halten und die Erde fruchtbar zu machen.

Des Abends und des Morgens, wo sich die Ameisen heerdenweise aus und nach Haus begeben, begieße man jene Stellen an Mauern und Alleen, wo es besonders nöthig zu sein scheint. Schneller und mit geringerm Kostenaufwand würde man hier zum Ziele gelangen, wenn man sich eines blechernen Trichters bediente, der in die Oeffnungen ihrer Gänge paßte und einen größern Strom hineinbrausen ließe. Man könnte diesen Trichter so einrichten, daß er sich, gleich der Brause, der Gießkanne, wenn man ihn eben bedarf, anpassen ließe.

Obgleich man diese Zerstörung in jeder Jahreszeit, wenn die Ameisen zum Vorschein kommen, versuchen kann, so ist es doch gerathener, es im Frühlinge vor ihrer Befruchtung oder im Herbste zu thun.

Zerstörung der Wespen.

Haben die Wespen wohl gespeiset, so kehren sie des Nachts nicht in ihr Nest zurück, sondern schlummern auf den Früchten, die sie aussaugen, ein. Alsdann kann man sie vermöge zweier gewölbter Gläser, die man zu Französisch hyacinthes nennt, fangen. Man füllt das eine mit Wasser und bringt es unter die Frucht, das andere hält man darüber und schüttelt den Ast. Die Schlummernden fallen sofort ins Wasser und sind ganz in unserer Gewalt.

Vertilgung der Raupen auf den Obstbäumen.

Bekanntlich ist der Kalk eines der wirksamsten Mittel zur Zerstörung der Raupen. Es hat ihn Jemand zu diesem Zwecke folgendermaßen in Anwendung gebracht.

Gelöschter Kalk wird einige Stunden zugedeckt (so soll er sanfter und feiner werden), durch ein Maurersieb gelassen und möglichst fein pulverisirt. Ein Mann begießt mit einer Gärtnerpumpe die Blätter des Baumes nach allen Richtungen, so daß alle Aeste und ihre Theile befeuchtet werden. Ein zweiter folgt ihm mit einer Büchse pulverisirten Kalkes und wirft ihn mit der Hand über die Blätter, so daß sie oben und unten gepudert werden.

Im Verlaufe des Tages sterben fast alle Raupen; die noch übrigen schmachten; am folgenden Tage sind alle vernichtet.

Neue Mischung zur Beleuchtung.

Diese Beleuchtung, welche ein Amerikaner Namens Isaiah Fennings zuerst empfahl, besteht aus Alkohol und Terpentin-Oel. Man mischt die beiden Flüssigkeiten zu gleichen Theilen, rüttelt sie stark und läßt sie sich sofort setzen. Ein Achtel Essenz findet sich mit dem Alkohol verbunden; den oben auf schwimmenden Alkohol gießt man ab und bringt diese Flüssigkeit in die Lampe, welche mit und ohne Docht brennt. Ein zu Paris mit einer Lampe d'Argant angestellter Versuch gab eine klare, dichte, hellleuchtende und weit schönere Flamme, als das Oel, und verursachte weder Rauch, noch Terpentingeruch. Der allenfallsige Docht wird kaum durch das Verbrennen geschwärzt. Da eine solche Lampe nicht fettig werden kann, so bedarf sie keiner besondern Säuberung. Auch ist diese Mischung nicht theurer, als das gewöhnliche Oel.

Mittel das Papier unverbrennlich zu machen.

Man thue es in eine starke Allaunauflösung und lasse es trocknen. Dies Verfahren ist auf jede mögliche Papiergattung anwendbar, und weit entfernt der Farbe oder Qualität des Papiers nachtheilig zu sein, ist es vielmehr vortheilhaft.

Auserlesene Sprüche aus den Schriften des weisen Fränklin.

I. Der Müßiggang gleicht dem Rost; er nutzet mehr ab, als die Arbeit; ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank.

II. Liebst du das Leben, so verschwende nicht die Zeit; denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben besteht.

III. Faulheit macht Alles schwer, Arbeitsamkeit Alles leicht. Wer spät aufsteht, windet sich den ganzen Tag und fängt seine Geschäfte kaum an, so ist es schon Nacht.

IV. Die Faulheit geht so langsam, daß die Armuth ihr alsbald in die Fersen tritt.

V. Dränge du deine Angelegenheiten und gib nicht zu, daß sie dich drängen.

VI. Früh schlafen gehen, früh aufstehen, verschafft Gesundheit, Güter und Weisheit.

VII. Ein Handwerk ist ein Grundstück; eine Profession ist eine Anstellung, welche Ehre und Vortheil zugleich gewährt.

VIII. Der Hunger sieht nach der Thüre des arbeitsamen Menschen hin, allein er wagt es nicht, hineinzugehen.

IX. Arbeit bezahlt die Schulden, Verzweiflung vermehrt sie.

X. Thätigkeit ist die Mutter des Wohlstandes; Nichts versagt Gott der Arbeit. Pflüge du, während der Faule schläft, und du hast Getreide zum Verkaufen und zum Aufbewahren.

XI. Tropfenweise fallendes Wasser höhlt endlich den Stein. Mit Arbeit und Geduld zernagt die Maus ein Thau, und geringe Hiebe wiederhohlt fällen große Eichen.

XII. Vergnügen läuft denen nach, die es fliehen.

XIII. Wachsamer Spinnerinn fehlet nie das Hemd.

XIV. Nie sah ich einen Baum, den man oft versetzt, noch eine Familie, die oft auszieht, so gut gedeihen, als solche, die am selben Orte weilen. Dreimaliges Ausziehen schadet so viel als eine Feuersbrunst.

XV. Bewahre deinen Laden und dein Laden wird dich bewahren.

XVI. Willst du dein Geschäft abthun, so gehe selbst an Ort und Stelle; willst du, daß es nicht abgethan werde, so schicke hin.

XVII. Das Auge eines Meisters thut mehr, als seine Hand.

XVIII. Mangel an Sorgfalt schadet mehr, als Mangel an Kenntniß.

XIX. Die Arbeiter nicht überwachen, heißt ihnen seinen Beutel preis geben.

XX. Das Wissen gehört dem Studirenden, der Reichthum dem Wachsamen an, wie der Tapferkeit die Macht und dem Himmel die Tugend.

XXI. Willst du einen treuen Diener haben, den du zugleich liebst, so bediene dich selbst.

XXII. In Ermangelung eines Nagels geht das Hufeisen verloren, in Ermangelung des Hufeisens das Pferd; und in Ermangelung des Pferdes ist der Reiter selbst verloren, weil ihn der Feind erreicht und tödtet; das Alles aus Mangel an Aufmerksamkeit für einen Nagel am Hufeisen.

XXIII. Weiber, Wein, Spiel u. Unaufrichtigkeit vermindern das Vermögen u. vermehren die Bedürfnisse. Es kostet mehr ein einziges Laster zu unterhalten, als zwei Kinder zu erziehen.

XXIV. Ein wenig oftmals wiederholt macht viel.

XXV. Kaufst du was Ueberflüssiges, so wirst du bald das Nothwendigste verkaufen. Ueberlege allezeit, ehe du einen guten Handel machest. Ich sah unendlich viele Leute verderben, weil sie gute Händel gemacht hatten. Es ist eine Thorheit, sein Geld zu vergeuden, um sich die Reue zu erkaufen.

XXVI. Gegen einen wahrhaft armen Menschen gibt es hundert bedürftige.

XXVII. Narren und Kinder bilden sich ein hundert Thaler und hundert Tage nehmen kein Ende.

XXVIII. Ist der Brunnen trocken, so erkennt man den Werth des Wassers.

(Schluß folgt.)

Knox*).

Johann Knox, im Jahr 1505 von anständigen, nicht ganz unbemittelten Eltern geboren, studirte in Glasgow nach damaliger Weise, lernte hierauf die Werke des Hironymus und Augustinus kennen, ward durch dieselben zur Bibel geführt und trat 1542 zum Protestantismus über. Er besaß keine eigentlich philosophische Bildung, und der Gelehrsamkeit nach kann man ihn den größern Theologen auch nicht beizählen; desto fester hatte er sich Calvin's Ansichten und Grundsätze angeeignet, ja er überbot in einigen Punkten noch die Strenge seines Lehrers. Knox war ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, weit erhaben über Eigennutz und Bestechung, selbst in den größten Gefahren muthig und unerschüttert. Der festete Glaube an Unsterblichkeit und Versöhnung Gottes begleitete ihn sein ganzes Leben hindurch, und erhob ihn über alle untergeordneten Rücksichten. Aber so wie seine Ueberzeugungen, waren auch seine Vorurtheile unausrottbar, und seine Gefühle überall seinen Grundsätzen nachgestellt. Zu strengen Sinnes mißbilligte er alle heiteren Seiten des Lebens und meinte fromme Uebungen, Leiden und Sorgen müßten diese Prüfungstage ausfüllen. Mäßigung, Geduld, Milde, Friedensliebe gehörten nicht zu seinen Tugenden und er war minder geeignet in heiliger Liebe das Gute zu pflegen und aufzubauen, als das ihm verdammlich Erscheinende mit kräftiger Hand niederzureißen. Deshalb hielt er unbedingte Ausrottung des Pabstthums für die erste Pflicht und den größten Gewinn, ward, obgleich von eigentlicher Rachsucht fern, doch den Verfolgungssüchtigen gegenüber selbst ein Verfolger und vergaß des Anstandes, ja der Pflichten eines Unterthans, um rücksichtlos seine angeblich höchsten Zwecke zu erreichen. Kein Mensch, dies lehrte er, soll an der Spitze der Kirche stehen, kein Geistlicher bürgerliche Aemter und Pflichten übernehmen. Wenn jemand, der durch Macht und Stellung unerreichbar ist, todeswürdige Verbrechen begeht, so darf er von Einzelnen umgebracht werden. Weigern sich Fürsten die Kirche zu verbessern, so mögen die niederen Obrigkeiten und das Volk, geleitet von den Geistlichen, dies Geschäft vollführen. Ueberhaupt gibt es Fälle, wo das Volk über den Mißbrauch der höchsten Gewalt urtheilen und dagegen einschreiten muß. — In jenem Sinne billigte Knox Beatouns Ermordung, ward hierauf neunzehn Monate lang, bis zum Februar 1549, auf Französischen Galeeren gefangen gehalten, lebte nächstdem eine Zeitlang in England, dann seit 1554 in Genf und entwarf nach seiner Rückkehr die von der Regentin übel aufgenommene Vorstellung der Reformirten. Im Jahr 1556 verließ er Schottland zum zweiten Male und ward nunmehr (anderer Beschuldigungen nicht zu gedenken) als Ketzer verurtheilt und sein Bildniß in Edinburg verbrannt. Aber selbst aus der Ferne wirkte er durch Briefwechsel mächtig auf die kirchlichen Angelegenheiten Schottlands und kehrte, als die Mißverständnisse wuchsen, Anfangs Mai 1559 kühn in sein Vaterland zurück. Mehr noch als die Bestätigung des früheren Strafurtheils und die Gefahr in Stirling gefangen zu werden, erneute das zweideutige Benehmen der Regentinn und die Fortdauer aller alten Mißbräuche, den Eifer des ernsten Mannes.

Am 11. Mai, unmittelbar nach jener Verurtheilung der zerstreuten Neuerer, predigte er in Perth mit größter Heftigkeit wider Messe, Götzendienst und Bilderverehrung. Als, hiedurch ungewarnt oder ungeschreckt, ein Priester gleich darauf Messe lesen wollte, bezeichnete ein junger Mensch dies als Abgötterei, erhielt dafür einen Schlag und warf nun Steine nach dem Geistlichen, wodurch ein Gemälde zerschlagen ward. Auf diese Weise entstand eine furchtbare Bilderstürmerei, die sich binnen kurzer Frist über einen großen Theil des Reiches ausbreitete. Unzählige Kunstwerke und Altäre wurden zerschlagen, Büchersammlungen verderbt, die schönsten Kirchen geplündert und 170 oder, wie Andere wollen, allmälig 260 Klöster zerstört, deren edle Ueberbleibsel bis auf den heutigen Tag, selbst in geringhaltigen Abbildungen, Theilnahme und Ehrfurcht erwecken. Knox hatte nicht die Kraft, ja nicht einmal den Willen, diese Frevel zu hemmen, sondern meinte: wenn man die Nester zerstört, kommen die Krähen nicht wieder. Auch ist, wo nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung jener Thäter, gesagt worden: mehr als Knoxens Predigten hat die Verfolgungswuth der Katholiken und der Wortbruch der Regentinn alle Leidenschaften hervorgerufen und zu den Ausschweifungen angetrieben. Im Vergleiche mit den Vortheilen, welche aus dem völligen Siege des Protestantismus hervorgewachsen sind, ist jener Verlust nur gering, und man kann es keinem guten Feldherrn verdenken, wenn er die Befestigung eroberter Orte zerstört. Mancher, der durch ungerechte Verfolgung Alles verlor, mag sich, nicht unbillig, einigermaaßen entschädigt haben; doch war Habsucht nicht die Haupttriebfeder, und Bildsäulen, Gemälde oder Bücher (meist schlechter Art) in leidenschaftlicher Aufregung verbrennen, ist lange nicht so arg, als mit kalter besonnener Grausamkeit, Menschen zum Scheiterhaufen verurtheilen.

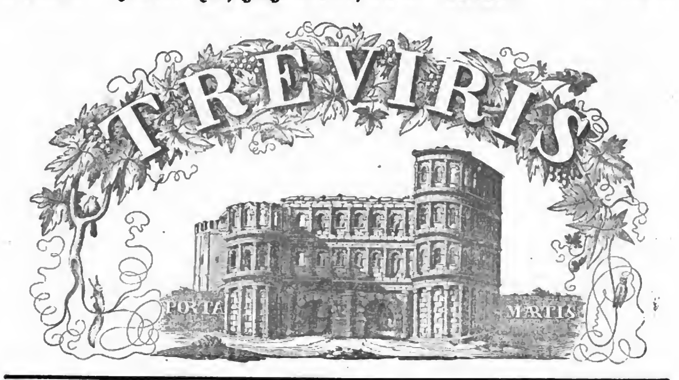
*) Aus Raumer's Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrh. II. Bd. S. 431 — 434

R. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No 1155)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 21. November. **N°. 93.**



Ueber den Gebrauch der Siegel vorzüglich im Mittelalter; über deren Zernichtung bei dem Absterben vornehmer Personen.

Von **M. F. J. Müller.**

Wir finden in unseren vaterländischen Urkunden viele Beispiele, daß die kontrahirenden Partheien, so wie die bei der Niederschreibung solcher Dokumente zugezogenen Zeugen, sich oft keines eigenen, sondern eines entlehnten Siegels bedienten; entweder weil sie das ihrige eben nicht zur Hand hatten, oder kein eigenes Siegel führten; dieses war der Fall bei den sogenannten Armigeris und Domicellis, überhaupt bei jenen, welche noch nicht 21 Jahre alt waren. In einer Urkunde vom 10. Oktober 1304 bei Kyriander Annal. Trevir. Seite 238 und bei Hontheim Histor. Trevir. diplom. Tom. II. Seite 30 lesen wir am Schlusse: Nos vero armigeri prædicti, quia propria sigilla non habemus, sigillo domini nostri comitis Lutzelnburgensis una cum ipso utimur in hac parte. Zu dieser Stelle macht Hontheim daselbst folgende Anmerkung: ideo autem eis carebant, quia vigesimum primum annum nondum attigerant; siquidem hoc demum anno militare cingulum et cum eo sigillum consequebantur; ante tantum armigeri dicti, nondum militares. In jedem Falle that man Meldung davon, und daß dieses mit Einwilligung geschehen sei; so heißt es z. B. in einer Urkunde vom 30. Juli 1302 bei Hontheim a. a. O. Tom. II. S. 18: Ego vero Theodoricus dominus de Brandenburg (eine in dem Herzogthum Luxemburg längst erloschene Familie) ante dictus, quia sigillum proprium non habeo, sigillo F. domini de Novo-Castro (Neuerburg) fratris mei antedicti utor in hac parte, eo sum contentus. In einer Urkunde endlich vom 10. November 1394 bei Hontheim a. a. O. Seite 297 wird gesagt: Ego vero Henricus filius joannis comitis prædictus, quia proprio careo sigillo, contentus sum sigillis prędictorum praesentibus appensis.

Die Gemahlinnen des niedern Adels in unserem Vaterlande scheinen sich überhaupt keines eigenen Siegels bedient zu haben; man vergleiche noch Hontheim a. a. O. Tom. II. Seite 102 Note c. und Seite 145 Note f., wohl aber unsere Damen des höheren Adels. Aus diesen wenigen Anmerkungen sehen wir deutlich, daß wir nicht immer an den Urkunden und Dokumenten die Siegel aller derjenigen Personen suchen dürfen, welche in denselben namentlich vorkommen; unbeschadet der Glaubwürdigkeit derselben; daher heißt es auch in einer Urkunde des ehemaligen Stiftes St. Simeon v. 8. Oktober 1269 am Ende: Si vero aliqua sigilla personarum in præsenti compositione nominatarum huic compositioni non fuerint appensa, tam nos capitulum, quam ego Gerlacus miles prædicti volumus, et arbitramur, quod sigilla eidem compositioni appensa plenum ipsi compositioni, et literis præsentibus super ea conscriptis nihilominus dent vigorem, et hoc nostris sigillis specialiter protestamur. — In Bezug auf einige Urkunden aus dem hohen Mittelalter erlaube ich mir hier noch eine Bemerkung. Wenn die, einigen derselben angeklebten Wachssiegel mit der Schrift u. dem Inhalte, nicht im Einklang zu stehen scheinen, so hat die strenge Kritik noch deswegen nicht immer einen zureichenden Grund die früheren Besitzer solcher Urkunden als falsarios anzusehen. Solche Königs- und Kaiserurkunden waren für die geistlichen Stiftungen zu wichtig, als daß dieselben für deren Erhaltung und mehrmaliger Erneuerung nicht sollten alle Sorge getragen haben. In früheren Jahrhunderten geschahen solche Bestättigungen auf einzelnen Abschriften, welche die nachfolgenden Könige durch ihr angehenktes oder vielmehr angeklebtes Siegel, ohne weitere schriftliche Form, authentisirten. So sah ich z. B. auf der berühmten Pipinischen Urkunde v. 5. Mai 752 (bei Mirans abgedruckt opp. dipl. Tom. I. S. 641)

ein massives wächsernes Siegel aufgeklebt, welches nicht das Siegel Pipin's, sondern vielmehr das Siegel Heinrich's zu sein scheint; indessen bemerkt Alexander Wiltheim (bei Papebroch, Propil. ant. P. I. C. 5. Num. 69) ganz richtig: **Hæ tabulæ, si de jure agitur, prorsus validæ ac legitimæ.** — In der Folge ließen mehrere Klöster ihre Stiftungs- und Schenkungsurkunden zusammen in ein Convolut abschreiben und von hoher Obrigkeit beglaubigen und bestättigen. In der Abtei Echternach habe ich drei Sammlungen dieser Art eingesehen; die erstere war von Kaiser Max I., die andere von Karl V. und die dritte, sehr rein und richtig geschrieben, von Ferdinand II. eigenhändig bestättigt.

Wie voreilig manchmal die Urtheile der Kritik in der Materie der Siegel sei, darüber sprach ich einige Worte bei Gelegenheit der bekannten Dagobertinischen Urkunde vom 26. August 646 in der Trierischen Kronik v. J. 1823 Seite 64 u. ff. Diesen setze noch hinzu Seite 122 u. f.

Der Gebrauch bei dem Absterben vornehmer Personen, das Siegel, dessen sich dieselben zur Beglaubigung der von ihnen ausgestellten Dokumente zeitlebens bedient haben, der Leiche in dem Grabe beizulegen oder auch dasselbe an dem Grabe zu zernichten, ist seit Jahrhunderten bekannt. Bei der Beerdigung Richards von Greiffenclau, Erzbischofs von Trier, (1531) wurde diese Zeremonie beobachtet; die **Gesta Trevirorum** bei Hontheim im **Prodromus Histor. Trev. dipl. Tom. II.** Seite 865 b. sagen hierüber Folgendes: **ibi habita per Episcopum prolixa oratione cum commendatione, tandem corpus foveæ immittentes tradiderunt sepulturæ, fractis sigillis Archiehiscopi, Richardi defuncti ad sepulchrum.** — In einer Handschrift habe ich ferner gelesen: **Ordo sepulturæ Reverendissimi illustrisssimi Principis Lotharii, servatus 23. Septembris 1623 art. 19. Cum funus impositum fuerit, domini Secretarii coram illustri capitulo Ecclesiæ Trevirensis, sigillum Reverendissimi Principis piae memoriae frangent.** — In der gedruckten Ordnung der Leichenprozession des Trierischen Erzbischofs Johann Philipp von Walderdorff vom 30. Mai 1768 heißt es: „Alsdann wird **per secretarium capituli** „das churfürstliche Wappen auf dem Grab zerschlagen „und in selbiges geworfen." Nicht nur bei Fürsten war dieses im Gebrauch, sondern auch manchmal bei Aebten; als man im Jahr 1802 in der abteilichen Kirche zu Echternach das Grab des im Jahr 1568 daselbst verstorbenen Abtes Anton Howäus eröffnet hatte, entdeckte man neben der Leiche ein silbernes Siegel, 6 Loth schwer, noch unverletzt, dessen sich dieser Abt gewöhnlich bedient hotte, mit folgender Umschrift: **Sigillum in Christo patris et Domini D. Antonii Hovæi Heemundani, abbatis et D. in Epternaco. A. 1563.**

Anwendung des mit Sauerstoff übersättigten Wassers zur Herstellung von Gemälden.

Herr Thénard, dem die Künste eine Menge Produkte von ausgezeichnetem Nutzen verdanken, hat der Malerei einen wichtigen Dienst erwiesen durch die Erfindung eines Mittels zur Vertreibung der schwarzen Flecken, die man häufig auf alten Bildern trifft, und welche von der Veränderung des von den Malern angewandten Bleiweiß herrühren. Diese Fehler finden sich auch an den am sorgfältigsten aufbewahrten Sammlungen, und es sind vorzüglich die Bilder der alten Meister damit behaftet.

Bei der Auflösung dieses Problems stellten sich zwei gleich wichtige Fragen dar: nämlich woher die Veränderung des Bleiweiß rühre, und wodurch ihr abzuhelfen sei. Einige Versuche brachten den Chemiker alsbald auf den rechten Weg. Er that dar, daß die bemerkten Flecken nur durch die Wirkung der in der Atmosphäre verbreiteten Dämpfe von geschwefeltem Wasserstoffgas hervorgebracht werden, die, indem sie sich mit dem Bleiweiß combiniren, dasselbe zersetzen und es in schwarzes Schwefelblei verwandeln. Da er ferner auch die Eigenschaft des mit Sauerstoff übersättigten (oxygenirten) Wassers das schwarze Schwefelblei in schwefelsaures Blei, das weiß ist, zu verwandeln, nachgewiesen hatte, so war dem Uebel leicht abzuhelfen.

Man braucht nur einen Pinsel in mit Sauerstoff übersättigtes Wasser, das man sich in der Apotheke bereiten läßt, zu tauchen und die veränderten Farben damit zu bestreichen, so verschwinden die schwarzen Flecken wie durch einen Zauberschlag.

Schutzmittel gegen die Mücken.

Dem Lorbeeröl verdankt man diesen Vortheil. Dieses Oel, dessen Geruch, obgleich etwas stark, nicht unerträglich ist, verscheucht die Mücken, und sie erkühnen sich ferner nicht mehr Mauern oder Täfelwerk, die damit bestrichen sind, zu nähern. Durch dasselbe Mittel beschützt man Vergoldungen und Rahmen.

Nachrichten über Seidenbau.

(Eingesandt.)

Zu Potsdam schreitet der Seidenbau erfreulich voran. Aus dem Seminar zu Neu-Zelle, (vormals ein Kloster) in der ehemaligen Lausitz, erhielt der Berichterstattter 17 Pfund vorzüglich schöne Seide; die Seiden-Würmer waren mit Laub und Maulbeerhecken gefüttert worden, deren Anpflanzung vor 6 Jahren besorgt worden war. Die Frau Großherzoginn von Weimar, in Mecklenburg-Strelitz, die Herzoginnen von Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg erscheinen in Kleidern von im Lande gewonnener Seide.

Zu Königsberg (in Preußen) hat sich ein Verein gebildet für Obstbaumzucht und Seidenbau.

Aus Zell an der Mosel schreibt ein Seidenzüchter: Er sei überzeugt, daß, so wie die Sachen jetzt ständen, der Acker für Maulbeerbäume und den Seidenbau benutzt, einen höhern Ertrag geben würde, als vermittelst des Weinbaues. Da für diese Behauptung der Beweis verlangt wurde, sandte derselbe eine Berechnung des 15jährigen Ertrag eines Weinberges von 5 Morgen zu Pünderich bei Zell, woraus allerdings hervorgeht, daß ein Morgen, im Werth von 700 Thaler jährlich, nach Abzug der Steuern und Unkosten, im Durchschnitt nur 8 Thaler 23 Sgr. Ertrag bringt, das ist ungefähr $1\frac{1}{5}$ Prozent. Daraus folgt, daß, wenn auf einen Morgen, der 700 Thaler gekostet hat, nur 217 Thlr. Schulden zu 4 p% haften, der Besitzer schon den Ertrag für die Zinsen hingeben muß; schuldet dieser mehr, so muß er immer tiefer in Schulden gerathen.

Durch Naussaus und Badens Beitritt zum Zollverbande werden die Verhältnisse der weinbautreibenden Mosel-Gegend noch ungünstiger werden.

So viel ist gewiß, daß ein Morgen, mit Maulbeerbäumen bepflanzt und für den Seidenbau benutzt,

jährlich 30 Thlr. bringt, ohne die Unterfrüchte zu rechnen. Die Maulbeerpflanzungen hier sind alle so angelegt, daß zwischen 2 Maulbeerbäumen ein Pflaumen- oder niederstämmiger Kirschbaum steht.

Auserlesene Sprüche aus den Schriften des weisen Fränklin.

(Schluß.)

XXIX. Wer eine Anleihe macht, sucht sein Kreuz.

XXX. Der Hochmuth ist ein Bettler, der eben so laut schreit, als das Bedürfniß, und weit unersättlicher ist.

XXXI. Es ist leichter der ersten Begierde Einhalt zu thun, als alle folgenden zu befriedigen.

XXXII. Große Schiffe können sich auf hohe See wagen; kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten.

XXXIII. Der Hochmuth frühstückt mit der Fülle, isset mit der Armuth zu Mittag und mit der Schaam zu Nacht.

XXXIV. Das zweite Laster ist zu lügen, das erste sich in Schulden zu setzen. Die Lüge reitet mit der Schuld auf demselben Thier.

XXXV. Ein leerer Sack bleibt nicht leicht stehen.

XXXVI. Der Gläubiger hat ein besser Gedächtniß, als der Schuldner.

XXXVII. Die Fasten sind sehr kurz für diejenigen, welche gegen Ostern bezahlen müssen.

XXXVIII. Morgensonne dauert nicht den ganzen Tag.

XXXIX. Es ist leichter zwei Kamine zu bauen, als in einem zu feuern; deßhalb lege dich lieber ohne Abendbrod zu Bette, als daß du mit Schulden aufstehest.

XL. Gewinne soviel du kannst, und bewahre den Gewinn: hierin besteht das wahre Geheimniß Blei in Gold zu verwandeln.

XLI. Die Schule der Erfahrung läßt sich ihren Unterricht sehr theuer bezahlen; allein blos in dieser Schule werden die Thoren klug.

Ueber die religiösen Neuerungen in Frankreich unter Franz I. *)

Fast alle die Uebelstände und Mißbräuche, welche in andern Ländern das Bedürfniß und den Wunsch einer Kirchenverbesserung erzeugten, fanden auch in Frankreich statt. Viele Prälaten betrachteten ihre Stellen nur als Pfründen ohne Pflichten, und ergaben sich anderwärts allen Lüsten; die niedern Geistlichen waren oft dem Elende preisgegeben, und das Volk lebte, ohne Seelsorger, in der tiefsten Unwissenheit, oder dem blindesten Aberglauben. Ueber die von Franz I. eigennützig und leichtsinnig ernannten Prälaten sagt deshalb der Venetianische Gesandte Correro: ihr Beispiel und die Zügellosigkeit ihrer Lebensweise stürzten das Volk in Verwirrung, zerstörten die ehemalige Verehrung des geistlichen Standes und öffneten allen Ketzereien Thür und Thor. Die Leute wurden mit Stöcken in die Messe gejagt, genossen keines Unterrichts in irgend einer Religion, wandten sich zum Atheismus und lebten, man kann sagen, ärger als das Vieh. Aus diesem Elende der Gegenwart entstand um so größere Verzweiflung, als die Franzosen wenig weiter in die Zukunft sehen, als der Schatten ihrer Füße reicht.

An den Ablaßhandel knüpften sich ähnliche Uebel wie in Deutschland, und der Kirchenbann ward oft auf eine sinnlose Weise gemißbraucht. So excommunicirte ein Geistlicher Valery den Wein, welcher ihm nicht schmeckte, nebst Faß und Weinberg, er verfluchte Wagen, die ihm in den Weg kamen, und was der Thorheiten mehr waren. Andererseits nahm Wissenschaft, Sprachkunde, Erforschung der Schrift u. s. w. in Frankreich wie in andern Ländern zu, und ums Jahr 1521 begann Briçonnet, Bischof von Meaux, nebst etlichen Andern, abweichende Lehren zu verkünden. Durch heftige Widersprüche ward er aber bald eingeschüchtert, so daß die neuen Ansichten nur in den niedern Klassen des Volkes festere Wurzel schlugen, und Einige auch dafür verbrannt wurden. Nach Franz I. Rückkehr aus der Gefangenschaft wußte man dessen Kriegsunglück als Folge und Strafe um sich greifender Ketzerei darzustellen und beharrte (zum Theil nach dem Rathe des Kanzlers Düprat) auf dem strengen Wege. Dies hemmte jedoch die Verbreitung der neuen Lehre so wenig, daß ihr selbst die Königinn Margarethe von Navarra, Franzens Schwester, geneigt ward und diesen für milde Maaßregeln umzustimmen suchte. Hiefür stellte man sie als Furie auf der Bühne dar und die Sorbonne verdammte ein von ihr geschriebenes Buch: Spiegel der sündigen Seele betitelt. Die Universität stimmte indeß diesem Urtheile nicht bei, jene Schauspieler wurden auf Margretheus Beschwerde mit Gefängniß bestraft, und man sprach sogar um diese Zeit von einer Berufung Melanchthons nach Paris.

Im Jahre 1534 ließen aber einige der eifrigsten Neuerer sehr heftige Sachen, besonders gegen die Messe und Brodverwandlung, drucken und sogar an die Thür des königlichen Zimmers im Louvre ankleben. Dies setzte den König und die Gegner der Kirchenverbesserung so in Zorn, daß viele Verhaftungen und Strafen eintraten, und z. B. 24 Personen nicht blos wegen jener That, sondern auch deshalb zur Untersuchung gezogen wurden, weil sie eine ganze katholische Gemeinde während des Gottesdienstes hätten überfallen und ermorden wollen! Zur Begütigung der Gottheit, und nicht minder um den Pabst und die Italienischen Fürsten zu gewinnen, ließ Franz am 29. Januar 1535, nach einem feierlichen Umzuge, auf jedem der vier Hauptplätze von Paris acht Ketzer verbrennen und erklärte: wenn er wüßte, daß eins seiner Glieder von den neuen Irrthümern angesteckt wäre, so wollte er es verbrennen, um das Uebrige zu retten. In seiner Gegenwart band man jene Unglücklichen mit Stricken an einem langen Hebel fest und ließ sie mit Hülfe desselben über dem Feuer auf und nieder, bis sie zuletzt elendiglich gebraten in die Flammen hinabstürzten. — Grausamkeiten dieser Art schreckten Viele von Bekenntniß und Vertheidigung der neuen Lehre ab, Andere kehrten aus Furcht oder Ueberzeugung zur alten Kirche zurück, noch Andere endlich verließen das Land und sagten (den Kaiser mit dem Könige vergleichend): Karl vollzieht nur Gesetze, Franz aber Todesurtheile wider die Neuerer. Den protestantischen Fürsten, welche sich über seine Religionsverfolgungen beschwerten, stellte er die Verurtheilten als Empörer und Verbrecher dar, und glaubte, als jene sich bei dieser unwahren Antwort beruhigten, er werde leicht die eingeschreckten, hauptlosen und zerstreuten Bekenner der neuen Lehre für die alte Kirche gewinnen oder ganz vertilgen können. Diese Hoffnung scheiterte guten theils durch die Geistes- und Charakterkraft eines Mannes.

Johannes Calvinus ward am 10. Julius 1509 zu Noyon in der Pikardie von ehrbaren, doch nicht sehr bemittelten Eltern geboren. Nach sorgfältiger

---

*) Aus Raumer's Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrh. II. Bd. S. 161 — 171.

Vorbildung studirte er in Paris und Orleans, schrieb eine lehrreiche Erklärung der Schrift des Seneka über die Milde, wandte sich hierauf von der Rechtsgelehrsamkeit zur Theologie und entfloh 1533, der Religionsverfolgungen halber, unter fremdem Namen aus Frankreich nach Italien, zu der duldsamen Herzoginn Renate von Ferrara, der Tochter Ludwigs **XII.** Im Jahre 1536 ward er als Professor der Theologie nach Genf berufen, zwei Jahre darauf aber wiederum vertrieben, kam dann über Basel nach Straßburg, wohnte 1541 für diese Stadt den Reichstagen in Worms und Regensburg bei, und kehrte in demselben Jahre auf erneute Einladungen nach Genf zurück. Seitdem wirkte er hier mit der allergrößten Thätigkeit als Prediger, Schriftsteller und Mitglied des Kirchenraths. Er war mittlerer Größe, mager und blaß. Ein längliches Gesicht, glänzende Augen, eine eingebogene Nase und ein schwarzer Bart, zeigten äußerlich schon den Ernst, der ihn auch innerlich beherrschte. Seine Abneigung gegen Aufwand, Genüsse und Zerstreuungen stand in Verbindung mit tieferen Ansichten und Ueberzeugungen, und seine heftige Gemüthsart würde ihn noch weiter fortgerissen haben, wenn er sie nicht mit Besonnenheit zu zügeln gewußt hätte. Eine große Gelehrsamkeit, ein ungemeines Gedächtniß, eine bewundernswerthe Kraft der Rede und unerschütterliche Standhaftigkeit gestehen ihm selbst Feinde zu. Seine Institutionen der christlichen Religion gaben den Zweifelnden, Schwankenden, Zerstreuten, einen festen Mittelpunkt und eine sichere Haltung, und die Hoffnung schien nicht eitel oder übereilt: König Franz werde, wenn er das ihm am 1. August 1536 überreichte Werk lese, mindestens zu gerechteren und milderen Maaßregeln gegen die verläumdeten Neuerer bewogen werden. Allein der König, welcher diese auf Hörensagen verbrennen ließ, gab sich nicht einmal die Mühe, Calvins begeisterte Zueignung anzusehen, und bekümmerte sich noch viel weniger um den Inhalt des Werks.

In jener Zueignung heißt es unter Anderm: „Unsere Lehre wird täglich bei Dir verläumdet, als ob sie nichts Anderes bezwecke, als den Königen ihre Zepter zu entwinden, die Gerichtshöfe und Gewalten zu stürzen, alle Stände und Verfassungen umzukehren, Frieden und Ruhe der Völker zu vernichten, kurz Alles umzuwälzen und zu verwirren. Und dennoch hörst Du nur den kleinsten Theil jener Beschuldigungen; andere furchtbare Dinge werden unter dem Volke verbreitet, daß, wenn sie wahr wären, die Welt solche Lehre, sammt ihren Urhebern, zu tausend Scheiterhaufen und Kreuzen mit Recht verdammen müßte. — Darum fordere ich nicht unbillig, daß Du eine gründliche Untersuchung der Sache veranstalten wollest, welche bisher ohne alle Rechtsordnung und mehr in unbesonnener, aufwallender Hitze, als mit gesetzmäßigem Ernste verhandelt und auf jegliche Weise verzerrt wurde. — Ich vertrete nicht meine Person, sondern die gemeinsame Sache aller Frommen, ja Christi; sie, die jetzt in Deinem Königreiche auf alle Weise geschmähet und zertreten in tiefem Jammer liegt, und zwar vielmehr durch die Tyrannei einiger Pharisäer, als nach Deinem Wissen und Wollen. Diejenigen, welche am gemäßigsten sprechen, meinen: man müsse mit den Irrthümern und Thorheiten unwissender Menschen Nachsicht haben; und doch ist hier die Rede von der Lehre des lebendigen Gottes und Christi. — Oder was stimmt besser mit dem Glauben überein, als die Anerkennung, daß wir von jeder Tugend entblößt sind, um von Gott bekleidet, alles Guten leer, um von ihm erfüllt, Knechte der Sünde, um von ihm befreit zu werden. Reden wir so und auf ähnliche Weise, werden sie unwillig und murren, daß, ich weiß nicht was für ein blindes Licht der Natur, eingebildete Vorbereitungen, freier Wille, seligmachende verdienstliche Werke, sammt ihren Ueberverdienstlichkeiten zu nichte würden; weil sie nicht ertragen können, daß alles Guten und jeder Tugend, Gerechtigkeit und Weisheit, Ruhm und Ehre, Gott allein gebühren soll.

Die wahre Religion, wie sie in der Schrift enthalten ist und Allen bekannt sein sollte, nicht zu kennen, zu vernachlässigen und zu verachten, das verstatten unsere Widersacher gern sich und Anderen; sie glauben, es sei wenig daran gelegen, was ein Jeder von Gott und Christo wisse oder nicht wisse, wofern er nur mit unbedingtem Glauben seine Seele dem Urtheile der Kirche unterwirft. Es bekümmert sie nicht, ob Gottes Ehre durch die offenbarsten Lästerungen befleckt werde, wenn nur Niemand gegen die Herrschaft des apostolischen Stuhles und das Ansehn der heiligen Mutterkirche den Finger erhebt. Sie schelten unsere Lehre eine neue, weil ihnen Christus und das Evangelium neu ist; sie war durch Schuld menschlicher Gottlosigkeit unbekannt und begraben; sollte aber, da sie uns durch Gottes Güte wieder gegeben wird, mit dem Rechte des erneuerten Besitzes, ihr Alterthum wieder erlangen. Auch steht sie keineswegs im Widerspruche mit den Schriften der heiligen Väter, obgleich diese im Einzelnen wohl irren konnten, und Christi und der Apostel Aussprüche allem Uebrigen mit Recht vorangehn. Während sie diese übertreten und das Joch der von ihnen gepriesenen Väter rücksichtlos abschütteln, werfen sie uns unverschämt vor, daß wir über die alten Gränzen hinauszugehn kein Bedenken trügen. Zwar erhält, was die Menge thut, leicht das Recht herkömmlicher Sitte: aber kaum hat es mit der Menschheit je so gut gestanden, daß der Mehrzahl das Bessere gefiel; öfter entstand aus Verirrung vieler Einzelnen der Irrthum des Ganzen, oder vielmehr eine Zusammenstimmung für das Verkehrte, und aus dieser allgemeinen Pest allgemeiner Untergang. Sehr entfernen sich unsere Gegner von der Wahrheit, wenn sie keine andere Kirche anerkennen wollen, als die sie vor Augen sehn und mit willkührlichen Schranken zu umgeben suchen; und daß sie diese Form an den Sitz der Römischen Kirche und deren Priesterstand knüpfen. Wir behaupten umgekehrt, daß die Kirche bestehen könne, ohne sichtbare Form, und daß diese Form nicht in dem äußern Glanze, den sie thöricht bewundern, sondern in ganz andern Merkmalen enthalten sei: nämlich in reiner Verkündigung des göttlichen Wortes und gesetzmäßiger Verwaltung der Sakramente. Alle Unruhen und Streitigkeiten, die sich wider uns erheben, legen sie uns zur Last; während vielmehr die alles Uebels Urheber sind, welche Irrthümer hegen und der Kraft Gottes widerstreben. Unser Gott ist ein Gott des Friedens, und mit Unrecht heißt es: wir bezweckten den Umsturz der Regierungen; ob gleich wir nie ein aufrührerisches Wort aussprachen stets unter Deinem Zepter ein stilles, anspruchloses Leben führten und selbst itzt, in der Verbannung, D[illegible] und Deinem Reiche alles Gute zu erflehen nicht aufhöre[illegible]

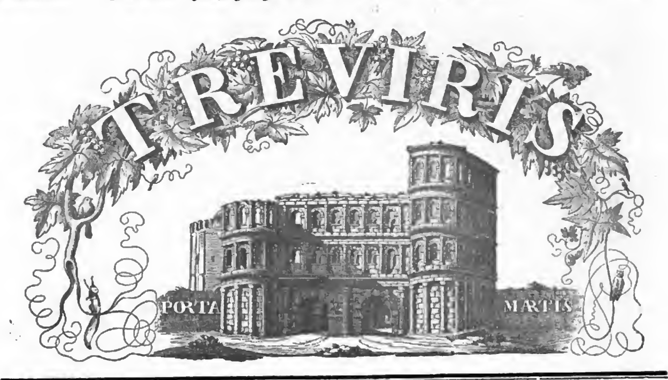
(Schluß folgt.)

A. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 25. November. N°. 94.



Etwas über die Münzengeschichte der Römischen Periode.

Von M. F. J. Müller.

Nachdem einmal unsere Vaterstadt eine Römische Colonie (Colonia Augusta Trevirorum) war, wurde dieselbe in ihrer ganzen Verfassung so romanisirt, daß man dieselbe in der Folge eine altera Roma oder Roma secunda nannte. Unter den vielen öffentlichen Anstalten daselbst war auch eine Münze. Die in der Trierischen Offizin geprägten Münzen werden durch verschiedene Buchstaben und Zeichen kennbar gemacht, z. B. C. T. — S. M. TR. — S. M. T. — M. TR. S. — M. P. T. — P. TR. — M. TR. — und viele andere. Siehe Hontheim im Prodromus Hist. Trev. dipl. Tom. I. S. 234 Num. XXII. — Brower Annal. Trev. Tom. I. Seite 187 No. 50 *) erzählt uns, daß man zu seiner Zeit in einem den Karthäusern zugehörigen Weinberge **) Ueberbleibsel einer Münzstätte entdeckt habe. Würde dieser um die vaterländische Geschichte hochverdiente Mann uns von diesen vorgefundenen Instrumenten eine nähere Beschreibung hinterlassen haben, nebst den Gründen, warum er diese Gegenstände dem hohen Alter zugeeignet hat, so würden wir ihm dafür dankbar gewesen sein, so wenig wir übrigens nebst den obigen Beweisen noch anderer bedürfen. — Fand man vielleicht diese Instrumente in dem ehemaligen Schloßberinge des im Anfange des XI. Jahrhunderts bekannten Usurpators Adelbert (Gesta Trevirorum cap. 47) der sich so vieles erlaubt hat? konnte sich der nicht auch gelüsten lassen, in seinem Raubneste Münzen zu fabriziren? Mir scheint es wenigstens, daß die Römer ihre Münzstätte innerhalb der Stadt, und zwar nahe bei dem kaiserlichen Pallast gehabt haben.

*) Et nostra quoque memoria, subruto veteris pomerii ac retecto quodam specu, in Carthusianorum fundo vitifero scabræ cum formis ipsis effossæ incudes, manifesto documento exoletæ temporibus officinæ. Auch Masenius in seiner Epitome Annal. Trevir. Seite 61 gibt uns darüber keine nähere Kunde

**) Damals stand die Karthaus vor unserem Neuthor, einige hundert Schritte von der Stadt entfernt, wahrscheinlich machte man also diese Entdeckung in dem an der Anhöhe vom h. Kreuz gelegenen Weingärten.

Ueber das auf unserem alten Markte stehende steinerne Kreuz.

Von M. F. J. Müller.

Dieses Denkmal des Mittelalters gibt uns zu zwei Fragen Anlaß: 1) wer hat dieses Kreuz hier aufgestellt? 2) was wird durch die auf demselben befindliche Inschrift angezeigt? Ehe wir diese beiden Fragen erörtern werden, wollen wir zuerst diese Inschrift vor Augen nehmen. Brower Anal. Trev. Tom. I. Seite 462 gibt uns dieselbe mit folgenden Worten:

> Ob memoriam signorum crucis, que celitus super homines venerant, A. Dominicæ incarnationis DCCCCLVIII. A. vero Episcopatus sui secundo, Henricus Archiepiscopus Trevirensis me erexit.

Wir lesen dieselbe auch bei Hontheim im Prodromus Histor. Trevir. dipl. Tom. II. Seite 934; es ist aber die Jahreszahl daselbst irrig mit DCCLVIII. angemerkt.

Im Monat Dezember 1570 machte man den kaiserlichen Commissarius Dr. Erndlin auf diese Inschrift aufmerksam. Der damalige Stadt-Syndikus Wilhelm Kyriander *), welcher befürchtete, man möch-

*) Annal. Trev. P. XI· Seite 95. Monachi quidam nominatim Scheckmannus ob hanc fortasse crucem forum in urbe quod nunc est, Henricum instituisse fabulantur.

te aus dieser Inschrift zum Nachtheil der Stadt die Schlußfolge ziehen wollen, der Erzbischof habe schon damals in dem Inneren der Stadt einen Jurisdiktions-Akt ausgeübt, sagte, daß die Mönche, namentlich Scheckmann, wegen dieses Kreuzes das Gedicht zu Tage gebracht hätten, als habe der genannte Erzbischof diesen Marktplatz errichtet: Kyriander würde indessen seine übereilten Worte schnell zurückgenommen haben, wenn man ihn aufmerksam gemacht hätte, daß Handschriften, welche beinahe fünf Jahrhunderte bekannt waren, ehe man noch von dem Mönche Scheckmann sprach, eben das nämliche sagen *). Doch wir wollen unserem Kyriander nicht Alles so genau nehmen, welcher damals sogar als einen Beleg zum Beweise der Reichsunmittelbarkeit der Stadt Trier, die fabelhafte Sage von Trebeta recht ernstlich auftischte.

Wir kommen zu der zweiten Frage, in Bezug auf die Kreuzzeichen, welche damals den Menschen auf die Kleider gefallen sein sollen; hier muß ich erinnern, daß die Gesta Trevirorum davon keine Meldung thun; auch habe ich bisher nicht einmal eine erwiesene Täuschung, welche zu dieser Sage Anlaß gab, vorfinden können. Ein ähnliches Ereigniß erzählt uns zwar Trithemius von dem Jahre 1500 **), Johann Naucler vom Jahre 1501 ***), Johann Nopp in der Aachener Kronik Seite 145 und Andere. Wir Trierer sind zwar gewohnt, bei solchen Erzählungen den hartgläubigen Winken der Vernunft zu folgen, doch wollen wir deswegen der Leichtgläubigkeit diesen ihren stummen Zeugen nicht von seiner Stelle rücken. — Brower a. a. O. zweifelt daran, ob dieses dermalige Kreuz das nämliche sei, welches der genannte Erzbischof Heinrich an dieser Stelle aufgerichtet hat †). Aber warum nicht? Der Stein scheint mir der nämliche zu sein, obgleich die Inschrift einigemal und noch im Jahre 1724 erneuert wurde. — Ein schöner Zug von 41 Rittern begann einst bei diesem Kreuze (1251), welche mit entblößten Füßen von dieser Stelle bis zur Domkirche hingingen und daselbst knieend den Erzbischof Arnold II. wegen gegen dessen Person ausgestoßener Schimpfreden um Gnade baten.

---

*§ Siehe die Gesta Trevirorum bei Hontheim im Prodromus Tom. II Seite 747 b

**) Chron. Hirsaug. ad an. 1500.

***) Vol. II Gen. LI. S. 1121.

†) Cernitur ea crux hodieque cum aurea imagine, sed dubites an ab hac eadem ætate, D. Petri clavigeri in area rubra saxo insculpta; quod posteris fuit Trevericæ civitatis insigni.

Unschädlichmachung feuchter Wohnungen.

Bekanntlich ist das Uebermaß von Feuchtigkeit in der Luft eine der wirksamsten Ursachen der Ungesundheit in den Erdgeschossen. Ueberdies verdirbt auch diese Krankheitsursache sehr schnell Mauern und Bewurf.

Dem Franzosen Payen verdankt man ein leichtes Mittel, sich dieser Unbequemlichkeiten zu entledigen.

Man befestiget auf eine zweckmäßige Art den Boden oder man bildet, wenn sich das nicht thun läßt, einen Estrich mit Mörtel und grobem Kies. Auf die so geebnete Fläche bringt man eine 4 bis 5 Linien dicke Schichte von Erdharz-Mastix. Diese vollkommen undurchdringliche Materie schneidet jede Communication mit der untern Feuchtigkeit ab. Soll ein so überzogener Saal im Erdgeschosse getäfelt werden, so bedeckt man den Mastix mit einer 6 bis 8 Linien dicken Schichte von Gyps und Steinkohlen zu gleichen Theilen; darüber legt man die Balken, über welche die Täfelblätter genagelt werden sollen.

Die so auf Erdharz getäfelten Zimmer haben nichts vor der Feuchtigkeit zu befahren; das Holz erhält sich und die Luft ist sehr gesund.

Eben so kann man auf eine Schichte Erdharz gewöhnliche Platten legen.

Wenn man auf das Täfelwerk und die Fußbodenplatten verzichten wollte, so könnte man die mit Erdharz-Mastix ausgegossenen Zimmer ohne weiteres bewohnen. Sie lassen sich über dies leicht waschen.

So eingerichtete Badezimmer, Waschhäuser und Küchen sind sehr bequem und gesund.

Will man bei der Aufführung eines Gebäudes den Wirkungen der Porosität der Steine, des Gypses u. s. w. vorbeugen, die vermöge der Capillarkraft, das Wasser des feuchten Bodens in die Mauern zu dringen nöthigt, so bringt man auf die ganze Dicke der Mauern, 6 Zoll über dem Fundamente, dem innern Boden gleich, eine 2 Linien dicke Erdharz-Mastixschichte.

Auf dieser Schichte baut man weiter fort. Das Erdharz, welches den Boden bedeckt, setzt man mit dem sich in der Mauer befindenden in Verbindung dergestalt, daß das Wasser von keiner Seite her in das Innere des Hauses, ja nicht einmal in den äußern Bewurf eindringen kann.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831 *).

Nach zehnjähriger anhaltender Anstrengung hatte ich die Jugendentwürfe, welche mich nach der neuen Welt führten, verwirklicht. Die Höhe des Barometers auf dem Meeresspiegel zwischen den Wendekreisen war in dem Hafen von Guayra bestimmt worden. Die geographische Lage der vorzüglichsten Städte von Venezuela und Neu-Granada war festgesetzt. Zahlreiche Nivellements zeigten das Reliev der Cordileras. Ich war im Besitze der bestimmtesten Uebersichten der Gold- und Platina-Lager von Antioquia u. Choco. Endlich hatte ich mein Laboratorium nach und nach in den Kratern der dem Aequator benachbarten Vulkane aufgeschlagen, und ich war so glücklich, meine Untersuchungen über die Abnahme der Wärme in den tropischen Anden bis zu der ungeheuern Höhe von 5500 Metres fortzusetzen.

Ich befand mich jetzt zu Rio-Bamba, ausruhend von meinen letzten Excursionen auf den Cotopaxi und Tunguragua. Betrachten wollte ich nach Herzenslust und meine Augen sättigen an dem Anblicke jener majestätischen Gletscher, welche so oft in mir die wissenschaftliche Begeisterung hervorgebracht hatten, denen ich bald ein ewiges Lebewohl sagen sollte.

Rio-Bamba ist vielleicht das sonderbarste Diorama der Welt. Die Stadt an sich hat nichts Bemerkenswerthes; sie liegt auf einer jener dürren, in den Anden so gewöhnlichen Hochebenen, welche sämmtlich bei dieser bedeutenden Höhe einen eigenen winterlichen Anblick darbieten, der die Seele des Reisenden mit einer gewissen Trauer erfüllt. Es rührt dieses sonder Zweifel daher, weil man, um dorthin zu gelangen, Anfangs die mahlerischesten Gegenden durchwallet; über dies vertauscht man nie anders als ungerne das Clima der Tropen-Länder gegen das Eis des Nordens.

Von dem Hause aus, das ich bewohnte, kon[...]

---

*) Aus den: Annales de Chimie et de Physique par Gay Lussac et Arago. Tom. LVIII. p. 150 — 180.

ich den Capac-Urcu, den Tunguragua, den Cubillé, den Cargnairazo, endlich im Norden den Chimborazo aufnehmen; ferner mehre berühmte Gebirge der Paramos, welche ohne der Ehre ewigen Schnees theilhaftig zu sein, nicht minder die Aufmerksamkeit des Gebirgsforschers verdienen.

Dieses ungeheure Schnee-Amphitheater, welches nach allen Seiten hin den Horizont von Rio-Bamba begrenzt, bleibt ein beständiger Gegenstand manchfaltiger Beobachtungen. Es ist merkwürdig, die Gestalt dieser Gletscher zu den verschiedenen Stunden des Tages zu betrachten, ihre scheinbare Höhe von einem Augenblick zum andern durch die Wirkung der atmosphärischen Strahlenbrechung wechseln zu sehen. Mit welch einem Interesse sieht man ferner in einem so begrenzten Raume alle große Phänomene der Meteorologie sich darstellen? Hier hat sich so eben eine jener unermeßlich breiten Wolken, welche Saussure so richtig mit dem Namen parasitische Wolke bezeichnet hat, um den mittlern Theil eines Trachyt-Kegels *) gelegt; sie haftet fest daran; der mächtig anstürmende Wind vermag nichts über sie. Alsbald donnert's in dieser dunstigen Masse; mit Regen untermischter Hagel überschwemmt den Fuß des Gebirges, während sein schneeiger Gipfel, den das Gewitter nicht erreichen kann, lebhaft durch die Strahlen der Sonne erhellt wird. Weiter hinaus sieht man eine himmelanstrebende lichtstrahlende Spitze; klar zeichnet sie sich auf des Himmels Blau; alle Umrisse, jedes Nebenlicht erkennet man; von wunderbarer Heitre ist die Atmosphäre, und gleichwohl ist diese Schnee-Koppe von einer Wolke umhüllt, die aus ihrem Schoße hervorzugehen scheint, man glaubt Rauch aus ihr emporsteigen zu sehen; jetzt bietet diese Wolke nur mehr einen leichten Dunst dar, bald ist sie verschwunden; und gleich erscheint sie wieder, um abermals zu verschwinden. Diese intermittirende Wolkenbildung zeigt sich häufig auf den Gifeln schneebedeckter Gebirge. Man beobachtet sie besonders bei heiterm Wetter stets einige Stunden nach dem höchsten Sonnenstande. Unter diesen Umständen sind die Gletscher in die hohen Regionen der Atmosphäre geschleuderten Condensatoren vergleichbar, welche die Luft von Feuchtigkeit durch Abkühlung derselben befreien, und so das Wasser, welches sich als Dunst darin befand, auf die Oberfläche der Erde zurückführen.

Diese von Gletschern umgebenen Hochebenen bieten oft den traurigsten Anblick dar; es ist dieses jedesmal der Fall, wenn ein anhaltender Wind die feuchte Luft der warmen Regionen dahin führt. Die Berge werden unsichtbar, der Horizont ist durch eine Reihe von Wolken verhüllt, welche die Erde zu berühren scheinen. Der Tag ist kalt und feucht, denn diese Dunstmasse ist dem Sonnenlichte fast undurchdringlich. Es ist dieses eine lange Dämmerung, die einzige, welche man zwischen den Wendekreisen kennt; denn in der heißen Zone folgt die Nacht plötzlich auf den Tag, gleichsam als ob die Sonne bei ihrem Untergange erlösche.

Ich kann meine Untersuchungen über die Trachyte der Cordileras nicht besser schließen, als durch ein besonderes Studium des Chimborazo; ihn zu studiren, genügte es in der That schon, sich seiner Basis zu nähern; was mich jedoch bestimmte, über die Schneelinie hinauszudringen, kurz was mich zur Besteigung des Berges aufforderte, war die Hoffnung die mittlere Temperatur einer äußerst hochgelegenen Station zu erlangen. Ward nun auch gleich diese Hoffnung vereitelt, so war meine Excursion, wie ich hoffen darf, dennoch nicht ohne einigen Nutzen für die Wissenschaft.

*) Trachyt nennt man jene Steinart, woraus der Drachenfels bei Bonn, so wie überhaupt die verschiedenen Kegel des Siebenaebirges bestehen. A. d. Ueb.

Ich setze die Gründe auseinander, welche mich veranlaßten, den Chimborazo zu besteigen, weil ich die gefährlichen Excursionen auf Gebirge jedesmal tadle, wenn sie nicht im Interesse der Wissenschaft unternommen werden.

Auch ist, ohnerachtet der wiederholten Besteigungen des Mont-Blanc, welche seit Saussure Statt gehabt haben, dieser berühmte Naturforscher in meinen Augen bis zur Stunde der einzige, der den Gipfel desselben erreicht hat. Was seine Nachahmer anbelangt, so verdanken wir ihnen durchaus Nichts, weil sie uns Nichts berichtet haben, was der Gefahren einer solchen Reise werth wäre.

Mein Freund, Obrist Hall, der mich bereits auf den Antisana und Cotopaxi begleitet hatte, wollte sich mir auch auf dieser Expedition zugesellen; um die zahlreichen Angaben, die er schon über die Topographie der Provinz Quito besaß, zu vermehren und seine Untersuchungen über die Geographie der Pflanzen fortzusetzen.

Von Rio-Bamba aus zeigt der Chimborazo zwei Abhänge von verschiedener Neigung. Der eine, dem Arenal gegenüber, ist sehr steil, und man sieht zahlreiche Piks von Trachyt unter dem Schnee emporsteigen. Der andere, der sich nach jener Gegend hin abdacht, die man Chillapullu nennt, ohnweit Mocha, hat im Gegentheile wenig Fall, allein eine bedeutende Ausdehnung. Nachdem wir die Umgebungen des Gebirges gehörig untersucht hatten, beschlossen wir, dasselbe von dieser Seite zu besteigen. Den 14. Dezember 1831 suchten wir ein Nachtlager auf dem Meierhofe des Chimborazo; wir waren so glücklich, trocknes Stroh zu finden, um uns darauf zu legen, nebst einigen Schafsfellen, um uns gegen die Kälte zu schützen. Der Meierhof liegt 3800 Metres hoch; die Nächte sind frisch, und es ist hier um so unangenehmer zu hausen, da das Holz sehr selten ist. Wir befanden uns bereits in der Region der Gräser, die man durchwandert, bevor man zur Grenze des ewigen Schnees gelangt. Hier hört die Holz-Vegetation auf.

Den 15. um 7 Uhr des Morgens machten wir uns auf den Weg, geführt von einem Indianer des Meierhofes. Die Indianer der Hochebenen sind im Allgemeinen sehr schlechte Führer; da sie sich nämlich selten bis zur Schneelinie erheben, so haben sie nur eine sehr unvollkommne Kenntniß der Wege, welche zu den Gipfeln der Gletscher führen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die religiösen Neuerungen in Frankreich unter Franz I.

(Schluß.)

Auch ist durch Gottes Gnade das Evangelium nicht so fruchtlos bei uns geblieben, daß unser Leben jenen Verläumdern nicht zum Muster der Keuschheit, Milde, Barmherzigkeit, Enthaltsamkeit, Geduld, Bescheidenheit und jeder Tugend dienen könnte. Sollten einige unter dem Vorwande des Evangeliums Aufruhr erregen, oder ihre Zügellosigkeit mit der Freiheit der Gnade Gottes rechtfertigen wollen; so gibt es Gesetze und gesetzliche Strafen, womit man sie nach Verdienst ernstlich zügeln möge; nur muß das Evangelium, des Frevels schändlicher Menschen halber, nicht verlästert werden. Wenn aber die Einflüsterungen Uebelgesinnter sich

Deiner Ohren so bemächtigt haben, daß die Beschuldigten kein Gehör mehr finden, sich zu vertheidigen, und wenn dann jene grimmigen Furien (unter Deiner Zulassung) fortwährend mit Fesseln, Geißeln, Foltern, Enthaupten, Verbrennen gegen uns wüthen, so werden wir zwar, wie zur Schlachtbank bestimmte Schafe, in Noth und Elend gerathen; jedoch dergestalt, daß wir in Geduld unsere Seelen fassen und die starke Hand des Herrn erwarten, welche sicherlich zu seiner Zeit erscheinen und gewaffnet sich zeigen wird, sowohl um die Armen aus dem Elende zu retten, als auch an den Verräthern Rache zu nehmen, welche sich jetzt mit so großer Sicherheit brüsten. Der Herr, der König aller Könige, befestige Deinen Thron durch Gerechtigkeit, und Deinen Stuhl durch Billigkeit, durchlauchtigster König."

So viel aus der an Franz I. gerichteten Zueignung Calvin's; den Inhalt seines Werkes selbst mitzutheilen ist hier nicht der Ort; doch dürfen wir behaupten, daß wohl kein protestantisches Lehrbuch jener Zeit ihm an Umfang, innerem Reichthum, tiefem Ernst, siegreichem Scharfsinn, würdiger Beredsamkeit und durchgreifendem Zusammenhange gleichstehe. In einigen Stellen und Lehren führt aber Calvin's spekulatives Talent und seine richtige Ueberzeugung von dem Werthe ächt wissenschaftlicher Behandlung der Theologie in eine Bahn, welche eben so Abwege erlaubt, als die des bloßen unentwickelten Gefühls; es führt jene strenge Schlußfolge, jene rücksichtlose Consequenz auf einen Boden, der mehr philosophisch als religiös erscheint, und Fragen und Aufgaben werden bis in die äußerste Höhe und Ferne der Spekulation verfolgt, während das Evangelium mehr auf den Mittelpunkt des Lebens hinweiset, und mit stillem seligen Glauben, die Sehnsucht schon auf Erden zu schauen, beruhigt, oder abweiset. So könnte man, ausgehend von Calvins strenger Lehre über die völlige Verderbtheit des Willens, die Vorherbestimmung und Gnadewahl, bis in die Nähe des Pantheismus oder Manichäismus gerathen, welche beide mit dem Christenthum unverträglich sind; es dürfte sich Hochmuth oder Verzagtheit einfinden, oder die Persönlichkeit, welche Christus nicht vertilgen, sondern läutern und verklären wollte, ganz verloren gehn.

So wie die Ansichten Calvins über einzelne Punkte der Lehre unter seinen Anhängern später zu Mißverständnissen und Freveln führten (ein Schicksal, dem auch die katholische Kirche unterworfen ist); so auch seine Ansichten über die Kirchenverfassung. Bis dahin galten in derselben nur das monarchische Element des Pabstes, und das aristokratische der Bischöfe; Calvin hingegen hob das mehr demokratische der Gemeinen hervor; welches, sofern es die ausschließende Herrschaft gewinnt, eben so tyrannisch werden kann, als jene ersten.

Anstatt nun auf eine verständige Versöhnung dieser heilsamen Bestandtheile hinzuwirken, oder an die Besserung großer Mißbräuche ernste Hand zu legen, beharrte die alte Kirche, durch König Franz leidenschaftlich unterstützt, bei ihrem grausamen Verfahren; konnte aber der sogenannten Ketzer um so weniger Herr werden, da seit 1535 das Lesen der, mit Hülfe Calvins, durch Robert Olivet ins Französische übersetzten Bibel, ebenfalls ihre Zahl vermehrte.

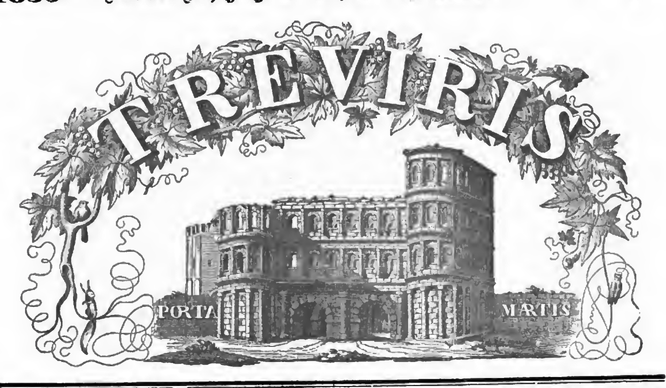
Am 7. Oktober 1545 wurden 14 Personen, welche ihren Glauben nicht abschwören wollten, in Meaux auf 14 im Kreise stehenden Scheiterhaufen verbrannt. Sie lobten Gott und trösteten sich untereinander bis zum letzten Athemzuge; während viele unter den Zuschauern schrien: solche Opfer seien heilsam und Gott wohlgefällig! Am anderen Tage predigte, während die Scheiterhaufen noch brannten, ein Doktor der Sarbonne Pikard an dieser Stelle, unter einem Baldachine von Goldstoff, und sagte, anderer leidenschaftlichen Dinge nicht zu gedenken: „Gott wäre nicht Gott, wenn er die Verurtheilten nicht ewig verdamme!" — In demselben Jahre wurden an 60 Personen aus mehren Orten auf Karren nach Paris geschleppt und theils verbannt, theils gegeißelt, theils verbrannt. Noch allgemeiner und schrecklicher war die Verfolgung der seit Jahrhunderten ruhigen und unschädlichen Waldenser. Minier, der, als Präsident des Parlaments von Provence, auf Recht und Gerechtigkeit zu halten doppelt verpflichtet war, zog mit Manuschaft gegen dieselben aus, und versprach den Einwohnern der Stadt Cabriere Nichts zu Leide zu thun, wenn sie ihm freiwillig die Thore öffneten. Kaum aber war dies geschehen, so wurden Alle ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Religion, Stand und Würde niedergehauen, und nicht minder grausam in der Umgegend geplündert und verbrannt. Um von den Unglücklichen Geständnisse zu erpressen, steckte man ihre Beine in Stiefeln mit kochendem Talge angefüllt. Vierzig Weiber ließ Minier in eine Scheune voll Heu und Stroh einsperren und dies anzünden. Als alle Bemühungen, das Feuer zu löschen vergeblich blieben, wollten jene zu einer Lücke herausspringen, wurden aber mit Lanzen zurückgestoßen und kamen in den Flammen ums Leben. Viele, die in die Wälder und Gebirge flüchteten, starben vor Hunger oder wurden von ihren Verfolgern erschlagen oder gefangen nach den Galeeren geschickt. Auf Beschwerden der Schweizerischen und Deutschen Reformirten antwortete Franz: er habe Alles aus genügenden Gründen angeordnet und sie sollten sich nicht um Dinge bekümmern, die sie nichts angingen, oder darum, wie er Verbrecher zu strafen für gut finde. Doch erging am 20. April 1545 eine Verfügung, worin er Allen Milde verspricht und ihnen Verzeihung zusicherte, — sofern sie binnen 3 Monaten ihren Glauben abschwören! Als dies nicht geschah, erneute sich die Verfolgung und allmälig kamen an 4000 Menschen dabei ums Leben. Erst nach Franzens Tode ward über diese Ereignisse eine feierliche Untersuchung bei dem Parlamente von Paris eröffnet, die aber damit endete, daß ein Einziger von den Schuldigen eigentlich wegen anderer Verbrechen gehangen, Minier, der Haupturheber aller Frevel aber, in seiner Würde bestätigt ward nachdem er versprochen — die Provence von den neuen Christen zu reinigen! — Wie man auch über den, in diese Zeit fallenden schmalkaldischen Krieg denke, auf jeden Fall unternahm und führte ihn Kaiser Karl V. in größerem Sinn und Style, als König Franz diese Ausrottungsfehde gegen ohnmächtige, gehorsame Unterthanen.

A. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 28. November. N° 95.



Woher der Name Fetzenreich?

Von M. F. J. Müller.

Das ehemalige Refugium der Abtei St. Maximin, welches noch in der neuesten Zeit das Fetzenreich genannt wurde und dermalen zum Theil verbaut ist, liegt in der Flandergasse, unfern dem Kloster der Welschen Nonnen. Dasselbe war eines der ältesten Wohnhäuser in Trier, und mag in dieser Hinsicht mit dem in der Fleischstraße gelegenen, im Jahr 1834 niedergerissenen und neu aufgebauten Wohnhause, welches sich zur goldenen Sonne nannte, ungefähr in gleichem Range gestanden haben. In einigen Dokumenten von den Jahren 1393, 1404 und 1405, welche ich in der Trier. Kronik v. J. 1821 S. 124 u. f. zur Erinnerung brachte, heißt es: Fetzus Huß des Rychen, und An dem Huße genannt Herrn Fetzus Huß des ruchen zu Trier in Flandergassen. Das Wort rychen, welches mit dem Lateinischen dives wohl verwechselt wird, war mir nun schon hinreichend, um den Sinn der letzteren Silbe reich zu erklären; aber was solle nun Fetzen zu bedeuten haben? dessen Ursprung wir doch nicht von Fetz-Marocco herleiten wollen. Auch dieses Räthsel löste mir, wie ich glaube, eine Handschrift vom Monat September 1330 hinreichend auf, wo es heißt, der Ritter Colinus, eheliger Sohn des Herrn Bonifaz, vormals Stadtschultheiß zu Trier, und der Lisa von Schönecken, habe einem Herrn Nikolas von Hunolstein, der Domkirche daselbst Sänger, für lebenslang verlassen, ein in der Flandergasse gelegenes, ehedem dem Herrn Bonifazius dem reichen zugehöriges Haus *).

*) Nos Colinus miles etc. domum nostram sitam in vico Flandriæ Treviris, quæ quondam fuit domini Bonifacii divitis. Also wurde der Name Bonifaz der Reiche durch verschiedene Stufen verändert durchgeführt, und endlich in Fetzenreich verunstaltet.

Der Ursprung des Namens Fetzenreich liegt also klar am Tage.

Der Abt Rovicus von Ippelborn, der im Jahr 1411 gestorben ist, kaufte dieses Haus für sein Kloster; dessen Nachfolger vergrößerten diesen Bering durch fernere Ankäufe; so bekam der Abt Reinerus im Jahr 1592 durch Tausch ein in der Wächtergasse gelegenes, dem Amtmann von Maximin, Claudius von Musiel, zugehöriges Haus, an sich; im Jahr 1596 aber kaufte er in der nämlichen Straße von dem Prejenzamt des Stifts St. Simeon ein anderes Haus, ließ beide Häuser niederreißen und den Gartenbering dieses Refugiums vergrößern.

Nachdem die Trierer im Jahr 1522 bei Gelegenheit der Sickingischen Belagerung das Kloster St. Maximin zerstört und sich geäußert hatten, in der Zukunft keine der Stadt nahe gelegenen Bauten zu dulden, gaben sie den dasigen Conventualen den Rath, in dem Fetzenreich ihre zukünftige Wohnung aufzuschlagen, und versprachen ihnen für diesen Fall das Kloster der Grauenschwestern mit Bering in die Hände zu liefern; Abt und Mönche dankten aber herzlich für dieses Anerbieten. — Im Jahr 1674, als die Franzosen Trier besetzten und befestigten, hatte das Kloster Maximin neues Ungemach zu bestehen, und mußten die Geistlichen in der Stadt in ihrem Hause Fetzenreich Obdach suchen, denn die Franzosen legten in allen der Stadt Trier zu nahe gelegenen Kirchen und Wohnungen Feuer an: sie wohnten hier mehrere Jahre, bis der Abt Alexander Henn, Kirche und Kloster nochmal hergestellt hatte. Das Fetzenreich, oder besser, die ehemalige Wohnung Bonifaz des Reichen blieb indessen bis in die neueste Zeit ein alter, unansehnlicher und unbequemer Bau und wurde von den Franzosen als Domainengut versteigert.

Verborgene Schätze kommen nicht immer in die Hände der Deponenten zurück.

Von M. F. J. Müller.

Der am 28. Hornung 1630 gestorbene Abt zu St. Mattheis, Gangolfus Aldenborn, hatte eine baare Summe von 24000 Reichsthaler in Goldmünzen gesammelt, um bei eintretenden ruhigern Zeiten ein neues Kloster zu bauen, und verbarg dieses Geld in der Prälaten-Kapelle St. Michael unter dem Fuße des Altars. Niemand in dem Kloster hatte davon Kenntniß; nur des Abtes Bruder, damaliger Pfarrer zu St. Laurentius in Trier, und dessen Kapellan Johann Aussen, nachheriger Pfarrer zu Königsmachern, wußten davon. Philipp Christoph von Sötern, Erzbischof von Trier, war aus seiner Gefangenschaft von Wien nach Trier zurückgekommen; vielen Menschen zur Qual, vorzüglich aber dem Abt und Convent zu St. Matheis, welchen er Haß und Rache geschworen hatte; daher empfahl er den in diesem Kloster einquartirten Französischen Soldaten dasselbe so kräftig, daß dieselben nahmen, was sie fanden. In der genannten Prälaten-Kapelle glaubten sie Spuren eines Grabes zu sehen; sie öffneten diese Stelle, entdeckten diesen Goldvorrath und freueten sich recht herzlich dieses Irrthums!!

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Fortsetzung.)

Wir folgten einem zwischen zwei Trachyt-Wänden fließenden Bache, dessen Wasser von dem Gletscher herabkam; bald verließen wir diese Felsspalte, um gegen Mocha zu lenken, indem wir uns an dem Fuße des Chimborazo hielten. Wir erhoben uns unmerklich; unsere Mäuler gingen langsam und mit vieler Mühe über Felstrümmer hin, die am Fuße des Berges gehäuft liegen. Der Abhang ward sehr steil, der Boden war locker und die Maulthiere standen fast bei jedem Tritte still, um eine lange Pause zu machen; sie gehorchten dem Sporne nicht mehr. Das Athmen dieser Thiere war beschleunigt, keuchend. Wir befanden uns jetzt genau so hoch, als der Mont-Blanc, denn das Barometer zeigte eine Höhe von 4808 Metres über dem Meere *).

Nachdem wir Masken von leichtem Taffent angelegt hatten, um uns gegen die Unfälle zu schützen, die wir auf dem Antisana empfunden hatten, begannen wir einen Kamm zu erklimmen, der auf einem schon sehr hohen Punkte des Gletschers endigte. Es war Mittag. Wir stiegen langsam, und in dem Maße, als es über den Schnee ging, ward das Athmen beim Gehen immer beschwerlicher; leicht stellten wir unsere Kräfte her, indem wir jede acht oder zehn Schritte anhielten, ohne uns jedoch zu setzen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß man bei gleicher Höhe viel beschwerlicher auf dem Schnee als auf einem Felsen athmet; weiter unten werde ich eine Erklärung dieser Erscheinung versuchen. Bald erreichten wir einen schwarzen Fels, der über den Kamm, dem wir folgten, emporragte. Wir stiegen noch einige Zeit, allein nicht ohne eine große Ermüdung, welche durch die geringe Festigkeit eines Schneebodens verursacht ward, der immer unter unsern Füßen wich und indem wir manchmal bis an die Hüften einsanken. All unserer Anstrengungen ungeachtet, überzeugten wis uns bald von der Unmöglichkeit, weiter zu dringen; in der That ein wenig über den schwarzen Felsen hatte der bewegliche Schnee mehr als vier Fuß Tiefe. Wir standen im Begriffe auf einem Trachyt-Blocke auszuruhen, der einer Insel inmitte eines Schnee-Meeres glich. Wir befanden uns jetzt 5115 Metres über dem Meere. Die Temperatur der Luft war 2°, 9. Es war halb zwei Uhr. So waren wir nach vielen Strapatzen nur 307 Metres über dem Punkte, wo wir von unsern Thieren abgestiegen waren. Hier füllte ich eine Flasche mit Schnee, in der Absicht, eine chemische Untersuchung der in seinen Poren enthaltenen Luft anzustellen. Man wird bald erfahren, warum ich dieses thun wollte.

Nicht lange darnach waren wir wieder an der Stelle, wo wir unsere Maulthiere gelassen hatten. Ich verwandte einige Augenblicke, um diesen Theil des Gebirges geognostisch zu untersuchen und einige Felsarten zu sammeln. Um halb vier Uhr begaben wir uns auf den Weg; um sechs Uhr fanden wir uns wieder auf dem Meierhofe ein. Herrlich war das Wetter und nie war uns vorher der Chimborazo so erhaben erschienen; allein nach unserm fruchtlosen Zuge konnten wir ihn nicht anders als mit Verdruß ansehen. Wir entschlossen uns die Besteigung auf der steilen Seite, das heißt über jenen Abhang zu versuchen, der dem Arenal gegenüber liegt. Wir wußten, daß Herr von Humboldt das Gebirge von dieser Seite bestiegen hatte; wohl hatte man uns von Rio-Bamba aus den Punkt, bis zu welchem er gelangt war, gezeigt, allein es war uns unmöglich genaue Erkundigungen über den Weg, dem er gefolgt war, um dorthin zu gelangen, einzuziehen. Die Indianer, welche diesen unerschrockenen Reisenden begleitet hatten, lebten nicht mehr.

Es war sieben Uhr, als wir des Tages darauf den Weg gegen den Arenal hin einschlugen. Der Himmel war von bemerkenswerther Heitre. Gegen Morgen erblickten wir den berühmten Vulkan von Sangay, der schon in der Provinz Macas liegt und den [illegible] um ein Jahrhundert früher la Condamine in ein[illegible] Zustande beständiger Gluth gesehen hatte.

(Fortsetz. folgt.)

*) Der Mont-Blanc hat eine Höhe von 4810 Metres.

Denkmale der Regierung Mohammed's II. *).

Gebäude überleben nach der natürlichen F[illegible] der Dinge ihre Erbauer; darum haben von jeher [illegible] schen ihren Namen durch Bauten zu verewigen, durch Tempel und Kirchen in den Himmel hinauf hinein zu bauen, und selbst durch Gräber ihr D[illegible] über das Grab zu verlängern getrachtet. Fürsten [illegible]ben je nach Maß ihrer Größe und Macht Denk[illegible] der Baukunst aufgeführt. Die Menge der Hände[illegible] Fülle der Cassen, die Größe der Idee bestimmt di[illegible] Anlagen. Dem mechanischen Gebilde der Mengen Massen drückt die Kunst des Baumeisters das [illegible] zweckmäßiger Schönheit auf, haucht der Genius [illegible] Bauherrn durch wohlthätige und gemeinnützige B[illegible]mung die Seele ein. Aber die Werke von Mörte[illegible] Stein sind weder die rühmlichsten, noch die da[illegible]sten Denkmale der Menschen. Rühmlicher als [illegible]ken und dauernder als Piramiden sind in ihren [illegible]ten Folgen auf kommende Geschlechter weise [illegible] nützliche Staatseinrichtungen, unsterbliche Wer[illegible] Geistes. Das rühmlichste, künstlichste, verschlun[illegible]

*) Das XVIII. Buch aus Jos. v. Hammer's Gesch. [illegible] man. Reiches. I. Bd. S. 576 — 601 der neuen

gemeinnützigste Gebäude ist das des Staates, und das größte Verdienst ist das des Bauherrn, welcher das Staatsgebäude gründet, befestiget, erweitert oder erhält. Verdienst solcher Art gebührt Mohammed dem II., als Erweiterer durch Eroberungen, als Befestiger durch Einrichtungen der Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Wir werden diese Einrichtungen im Ganzen und Einzelnen betrachten, nachdem wir zuvor die Bauten aufgezählt, womit er die Hauptstädte des Reiches verschönert hat.

Nach der Eroberung Constantinopels wurden sogleich acht der vorzüglichsten Kirchen in Moscheen verwandelt, und in der Folge erbaute Mohammed vier andere. Unter diesen zwölf Moscheen Mohammed's II. raget die nach seinem Namen oder die des Eroberers genannte auf dem vierten der sieben Hügel der Stadt, weit allen übrigen Domen, den von Aja Sofia ausgenommen, vor, und die anderen eilf Moscheen neigen sich vor ihr verehrend, wie im Traume des Egyptischen Joseph die eilf Garben vor der seinigen, und die eilf Sterne vor Mond und Sonne. Auf der Stelle, wo ehemals die Kirche der heiligen Apostel, durch deren Bau die Kaiserinn Theodora mit dem gleichzeitig von ihrem Gemahl Justinian unternommenen Baue Aja Sofia's wetteiferte, wo das Heroon, das ist die Grabstätte der Byzantinischen Kaiser, stand, erhebt sich die Moschee des Eroberers auf einer vier Ellen hohen Terrasse; von vorn der Vorhof, ein Viereck, dessen drei Seiten von Säulenhallen umgeben, deren bleigedeckte Kuppeln von Granit- und Marmorsäulen getragen werden, dessen vierte Seite die Stirnseite des Heiligthums; das Hauptthor schaut gerade nach der demselben entgegengesetzten Nische (Mihrab), welche die Stelle des Hochaltars vertritt. Längs den drei Seiten des Säulenganges des Vorhofes läuft ein marmornes spiegelglattes Soffa herum, nur durch die Thore des Eingangs unterbrochen; in der Mitte eine mit bleierner Kuppel gedeckte Fontaine, von hochstämmigen Cypressen umpflanzt. Ober den stark vergitterten Fenstern des Vorhofes von außen auf vielfarbigen Marmortafeln die erste Sura des Korans, welche die Eröffnerinn oder Eroberinn heißt, in den schönsten Schriftzügen erhaben ausgehauen, am Hauptthore in lasurnem Felde die Constantinopel betreffende Ueberlieferung des Propheten: Sie werden Constantinopel erobern, und wohl dem Fürsten und wohl dem Heere, die es erobern.

Auf dem großen Platze der Moschee, welcher Ssahn, d. i. das Feld, genannt wird, erheben sich acht Collegien oder hohe Schulen (Medreße), und hinter jedem derselben ein Ergänzungsgebäude (Tetimme) mit vielen Zellen zur Wohnung der Studierenden bestimmt. An dieselben stößt die Armenküche (Imaret), wo die armen Studenten und andere Stiftlinge zweimal des Tages gespeiset werden; das Spital, welches Dareschschifa, d. i. das Haus der Heilung, heißt; das Narrenhaus (Timarchane); das Haus für die Unterkunft der Reisenden und Fremden (Karawanserai oder Chan) und die niedere Schule für Knaben, welche das A B C lernen (Mekteb); die Bibliothek (Kitabchane) ist in dem Inneren des Heiligthums in einem besonderen Gemache angebracht, sie ist die erste zu Constantinopel nach der Eroberung durch die Osmanen gestiftete. Eine hohe und niedere Schule, ein Gebäude zur Heilung von Kranken und Narren, zur Unterkunft von Reisenden, zur Speisung von Armen; eine Brunnenanstalt (Sebilchane) und ein Bad (Hamam) zur Reinigung des Leibes, eine Bibliothek und Ueberlieferungsschule zur Läuterung des Geistes; ein Vorhof als Harem mit dem Soffa, und ein Kirchhof als Garten mit dem Mausoleum (Turbe), neben welchem auch das seiner Mutter Aalime, bilden das Dutzend von Stiftungsgebäuden, welche sich (aber nur selten vollzählig) um das Heiligthum des Gebetes und den Versammlungsort der Gläubigen gruppiren, für welche der Stifter geistig und leiblich, im gesunden und kranken Zustande, durch Wohnung und Nahrung, durch Reinigung und Unterricht, durch Heilmittel des Körpers und der Seele, so wie für sich selbst durch Gebet und Grabmal sorgt.

Außer der nach seinem Namen genannten großen Moschee auf dem vierten Hügel der Stadt baute der Eroberer zu Constantinopel noch drei andere von Grund auf, nämlich: die Ejub's, des Waffengefährten des Propheten, dessen Grabstätte bei der Eroberung Constantinopels von dem Scheiche Akschemseddin so glücklich und zeitgemäß, hart vor den Mauern der Stadt aufgefunden ward, zu deren Stürmung und Eroberung dieser Feind die Gläubigen begeisterte; die zweite, die Moschee des großen Scheichs Bochari beim Adrianopolitaner-Thore, hart an den Stadtmauern, wider welche er das Belagerungsheer Murad's II., des Vaters Mohammed's, zu Pferd angeführt; und die dritte, die Regimentsmoschee (Ortadschami) der Janitscharen, in den für dieselben erbauten Casernen. Zu Adrianopel und Brusa, den beiden alten Hauptstädten des Reiches, welche der Vater und Großvater des Eroberers, Murad II. und Mohammed I., mit Moscheen verherrlichet hatten, erbaute Mohammed II. keine besondere Moschee; doch bauten zu Adrianopel unter seiner Regierung Sultaninnen und Wesire Moscheen, welche als Denkmale der Zeit des Eroberers hier aufgeführt werden müssen. Am Ufer der Tundscha, an welcher schon Michalbeg eine Moschee mit Spital und Armenküche gestiftet, baute einer der Wesire des Eroberers, Kasim-Pascha, die nach seinem Namen genannte Moschee, an der er begraben liegt. Zehn Jahre früher hatte Sultaninn Aische, die Tochter des Eroberers, die nach ihrem Namen genannte Moschee gebaut, und vier Jahre nach dem Baue der Moschee Kasim-Pascha's ward die Moschee der Sultaninn Sitti, der Tochter Suleiman Sulkadr's, der Gemahlinn des Eroberers, vollendet. Endlich baute Mohammed, wie schon oben erzählt worden, das alte und neue Serai sammt den gedeckten Markthallen des alten Besestan, stellte die, theils durch Erdbeben, theils durch die letzte Belagerung sehr beschädigten Mauern der Stadt wieder in Vertheidigungszustand her und bevölkerte dieselben mit den Colonien von vierzehn eroberten Städten, so daß er nicht nur der Entvölkerer, sondern auch der Bevölkerer, nicht nur der Eroberer Constantinopels, sondern auch der Anbauer Islambuls, und nach Byzas und Constantin der dritte eigentliche Gründer der Stadt ist, welche nach dem ersten Byzanz, nach dem zweiten Constantinopel, und von ihm dem dritten Islambul, d. i. die Fülle des Islams, genannt ward, ehemals die Hauptstadt des Byzantinischen, und seit dem Eroberer die des von ihm erweiterten Osmanischen Reiches.

Wir gehen nun von den Gebäuden der Stadt zu dem des Staates über, welches sich der Morgenländer als ein vollständiges Haus oder vielmehr Zelt denkt, und nach diesem bildlichen Begriffe die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung benennt. Auf den Grundfesten der Religionsgesetze (Scheri), des Herkommens (Aadet), und der Verordnungen willkührlicher Macht (Kanun), erhebt sich das Staatsgebäude, dessen erster

und vorzüglich in die Augen springender Theil das Thor oder die Pforte ist. Wie das Thor ein Ebenbild des Hauses im Kleinen, so ist die Pforte der allgemein angenommene Ausdruck für die Regierung, weil von der ältesten Zeit her die Geschäfte der Völker an dem Pallastthore der Könige geschlichtet wurden. An dem Thore des Königspallastes waren die Wachen geschart, und durch sieben Leibwachen führte ehemals der Weg zum Pallaste des Griechischen Kaisers. Das Thor ward also nicht nur Bild der Regierung im Allgemeinen (als hohe Pforte), sondern auch im Besondern für die Kriegsmacht, deren einzelne Waffengattungen Thore genannt wurden, und aus zweimal sieben solchen Thoren bestand die Macht des Heeres. Der dritte bildliche Sinn endlich des Wortes Thor bezieht sich nicht auf das Reich oder die Regierung im Allgemeinen, sondern blos zunächst auf den Hof und den Harem, welcher das Haus oder das Thor der Glückseligkeit (Dari oder Deri seadet) heißt, während die Pforte der Regierung die hohe Pforte des Reiches oder des Glückes (Babi dewlet) genannt wird. Das Reich ist glücklich und der Hof glückselig; vor dem Thore des Reiches sind die Schutzwachen desselben gelagert, an der hohen Pforte schaltet und waltet der Wesir. Durch das Thor der Glückseligkeit führt der Weg in das Heiligthum der Glückseligkeit, in das Innerste des Hofes, in das Frauengemach ein. Im Innern des Hauses ist die Kammer, wo der Schatz aufbewahrt, und von der Finanz-Verwaltung die Hauswirthschaft besorgt wird, und im Saale das Soffa (der Diwan), auf dessen Ehrensitze die Würden des Gesetzes Platz nehmen; die innersten Zimmer endlich gehören dem Hofstaate, dem äußeren und inneren. Der Kanun, d. i. das Grundgesetz des Eroberers, wodurch er, oder vielmehr in seinem Namen sein letzter Großwesir, Mohammed der Karamanier, die Einrichtung der Staatsverwaltung und die Abstufung der Reichswürden ordnete, legt der Eintheilung der Staats- und Hofämter durchaus die Vierzahl unter, welche von den vier Säulen, die das Zelt stützen, hergenommen ist, und welche auch schon in den vier nächsten Jüngern und Chalifen des Propheten, und in den vier Waffengefährten Osmans, des Stifters der Dynastie, historischen Grund hat. Nach derselben hat der Geschichtschreiber Aali die Uebersicht der Staatsverwaltung unter dem Eroberer geordnet, und eine Abweichung von dieser uralten Eintheilungsform erscheint hier, wo es sich um das Gemälde des Ganzen im Geiste der damaligen Zeit handelt, auch dem Europäischen Geschichtschreiber nicht gestattet zu sein. Nach dieser Eintheilung treten zuerst die vier Reichssäulen, d. i. die Wesire, Kadiaskere, Defterdare und Nischandschi, hierauf die äußeren Aga, d. i. die Befehlshaber der Truppen nach ihren Waffengattnngen, dann die inneren Aga, d. i. die Beamten des äußeren und inneren Hofstaates, und endlich die Ulema oder Gesetzgelehrten auf. Bevor wir aber nach dieser Ordnung den Diwansaal, das Thor, die Kammern und den Ehrensitz des Staatsgebäudes musternd durchgehen, laßt uns einen Blick auf die Grundfesten des Gesetzbuches, Kanunname, werfen, welches der Eroberer dem Staatsgebäude zur Unterlage gab.

In drei Pforten oder Hauptstücken handelt das Kanunname Sultan Mohammeds II.: erstens von der Rangordnung der Großen und Stützen des Reiches, zweitens von den Reichsgebräuchen und Ceremonien, und drittens von den Geldstrafen der Vergehen, und von den Einkünften der Aemter. Die erste Pforte führt in das Innere der Staats-Hierarchie, welche wir später, nach der vorhin angezeigten Ordnung des Thores, des Saales, der Kammern und des Ehrensitzes, kennen lernen werden, und wir verweilen zuerst an der zweiten, und dann an der dritten Pforte des Kanunname. Die merkwürdigsten Kanune der zweiten Pforte sind die des Bairamsfestes, der kaiserlichen Tafel, des kaiserlichen Siegels und der Sicherung der Thronfolge. Die beiden Bairamsfeste, das große und kleine, wovon jenes, ein Opferfest des Lammes, ursprünglich den Ostern der Christen, dies dem Lauberhüttenfeste der Juden entspricht, sind die zwei größten religiösen Feste des Mohammedanischen Kalenders. Indem der Eroberer dieselben durch besondere Feier zu Hof- und Staatsfesten erhob, und sowohl die Todtenfeier Huseins, als das Newrus, d. i. das alte Persische Neujahrsfest, mit Stillschweigen überging, verminderte er einerseits die vier großen Feste des Persischen Kalenders im Osmanischen um die Hälfte, und umgab andererseits die Feier der zwei Bairamsfeste mit dem höchsten Glanze des Hofes: „Es ist mein kaiserlicher Wille, daß an den zwei „Festen des Bairams auf dem freien Platze vor dem „Diwansaale ein Thron errichtet und die Feierlich„keit des Handkusses abgehalten werde. Meine We„sire, Kadiaskere, Defterdare sollen hinter mir stehen. „Mein Chodscha (Lehrer) steht vor den Wesiren, „Kadiaskeren, Defterdaren auf, die Tschausche küs„sen mir die Hand, desgleichen die Sandschakbege „und die Muteferrika, sie seien besoldet oder nicht „u. s. w.“ Während der Kanun der Bairamsfeste die Gnade des Handkusses nach den verschiedenen Abstufungen der Staatsdiener ziemlich freigebig zugesteht, schließt der Kanun der kaiserlichen Tafel alle Sclaven ohne Unterschied von der Ehre, mit dem Herrn zu speisen, aus: „daß mit meiner kaiserlichen „Majestät Jemand speise, ist mein Kanun nicht. „Meine erlauchten Vorfahren hatten ehemals mit ihren „Wesiren gegessen, was ich aufgehoben habe.“ Der Kanun des Siegels überträgt dem Großwesire die Obhut desselben, als des Symbols der höchsten Vollmacht. So war der Egyptische Joseph der Siegelbewahrer Pharao's gewesen, so Ali der des Propheten. „Mein edles Siegel sei in der Obhut des „Großwesirs, wenn die Schatzkammer geöffnet oder „geschlossen werden muß, geschehe es stets in seiner „und meiner Defterdare Gegenwart.“ Seitdem ward die Verleihung des kaiserlichen Siegels, welchem der verschlungene Namenszug des Sultans eingegraben ist, der symbolische Ausdruck für die Verleihung der höchsten Würde des Reiches. Außer dem hier im Kanun bestimmten Falle der Versiegelung der Schatzkammer darf sich der Großwesir desselben nur zur Besiegelung der Vorträge, die er an den Sultan erstattet, bedienen, und da alle Vorträge durch des Großwesirs Hände gehen müssen, und Niemand als er das Recht hat, an den Sultan schriftlich zu berichten, so sieht der Sultan kein anderes Siegel, als sein eigenes, oder das der von den Gesandten in feierlicher Audienz überreichten Beglaubigungsschreiben fremder Monarchen. Das Siegel der Sclaven ist nicht werth des Anblicks des Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

M. Prirsch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 2. December. N°. 96.



Das Testament von Karl Eucharius Medardinus von Rotterfelt.

Von dem Schicksal dieses würdigen Trierers machte ich schon früher in dem Trierischen Wochenblatt vom Jahr 1820 Num. 47, 49 und 50 Einiges bekannt: der Abdruck seines vorgefundenen Testamentes mag dazu als ein Nachtrag dienen.

M. F. J. Müller.

„Im Namen rc.

„Demnach ich **Carl Eucharius Medardin von „Rottenfelt** zu Gemüth geführt und wißlich erwogen, „daß ich ein ziemliches Alter auf mir trage, zu Zeiten „mit Krankheiten heimgesucht werde, und wohl weiß, „daß ich dermahlen eines über kurz oder lang nach „dem unwandelbaren Willen Gottes die Schuld der „Natur bezahlen muß; als hab ich mich in Erinnerung „dessen aus selbst eigener Bewegung entschlossen, eine „ordentliche Disposition und letzten Willen, meine „Verlassenschaft, wie es solle gehalten werden, auf„zurichten thue, daß auch hiemit in Kraft dieses wohl„bedächtlich, und zu der Zeit, da ich durch göttliche „Gnad bey unverrückter guter Vernunft und gesunden „Leibsdisposition mich befinde, solches auch ohne men„nigliches Hindernuß zu thun, allerdings befugt bin, „und will, daß alles dasjenige, so hernach folgt, „für meinen endlichen Willen und Testament, wie sol„ches von rechtswegen am beständigsten seyn kann, und „mag gehalten und in allen seinen Punkten würklich „vollzogen werden solle.

„Anfänglich, wann meine Seel von diesem sterb„lichen Leib abscheiden wird, befehle ich dieselbe in „die grundlose Barmherzigkeit meines Schöpfers und „Erlösers **Jesu Christi etc.** Meinen todten Leichnam „aber, da mich Gott der allmächtige von dieser Welt „abforderen sollte, verordne ich, daß er auf St. Ma„theiß, in St. Materni Kapelle *) nach christlichem „Gebrauch, ohne Pomb und Pracht zur Erden soll be„stattet werden.

„Fürs andere verordne ich, meine Gelder, so ich „in meinen zweyen Kaletschtrugen in einem absonder„lichen Versperr hab, um welches mein Diener **Petrus „Bungardt** Wissenschaft hat, dem Spital bei St. Ma„theis; welches Geld auf Interesse gelegt oder davon „ein Güterkauf werden soll; von welchem Interesse oder „Einkommen, so viel diese austragen, arme Leut im „Spital erhalten, und in Weißtuch mit einem braunen „Ermel gekleidet sollen werden: Die Zahl der armen „Leuten remittire ich ihr Hochwürden Herrn Prelaten „und einem ehrwürdigen Convent, wie viel von die„sen Gelderen des Interesse oder Einkommens können „erhalten werden.

„Wann das andere Geld, so ich absonderlich „noch in meiner großen Trugen unverborgen hab, nit „erklecklich seyn sollte, für andere nothwendige Aus„gaben und Legaten, solle von den in den zweien Tru„gen noch verschlossenen soviel davon genommen wer„den, damit diese nothwendige Ausgabe und Legaten „mögen abgestattet und verricht werden. Die arme „Leut aber sollen ihre Nothdurft, als Kleidung, Es„sen und Trinken und Bettung haben, nach Landsge„brauch und nach Laut des Einkommens derentwegen „ihre Hochwürden Herr Prelat Martin *) sammt ei„nem löblichen Convent die Inspection haben sollen.

„Weiter sollen die armen Leut verbunden seyn, „alle ersten Sonntag in jedwedem Monat, wie auch „alle Festage Unser Lieben Frauen dann anderen hohen „Festagen, sowohl auch allen Apostelstagen beichten „und communiziren; absonderlich für mich und die „ganze Freundschaft, wie auch für alle christglaubige „Seelen bitten.

*) Diese ansehnliche Kapelle stand in dem Vorhofe zur Linken neben der Hauptkirche und wurde am 9. September 1783 durch den großen Brand zerstört.

*) Martin Feiden, geboren an der Mosel, starb am 27. September 1675.

„Item verschaffe ich auf St. Mergen zu unser „lieben Frauen fünfzig Thaler.

„Zum dritten verschaffe ich auf St. Medard, wei„len ich aldorten geboren bin, zu der Kirchen hundert „Thaler.

„Item zu Eßerich verordne ich fünfzig Thaler zur „Reparirung, was allda bey dem Armenhaus nöthig „ist; oder sonsten, daß wohl angelegt sollt werden.

„Viertens ordne ich auch, daß alsbald nach mei„nem Tod zwei hundert Messen im Land hin und wie„der sollen gelesen werden. Diese Messen aber sollen „für mich und meinen Herrn Grafen Rudolph gelesen „werden, weilen ich bei ihm das mehrere Theil ererbt.

„Den patribus Kapuzineren alhier in Trier ver„schaffe ich dreißig Thaler.

„Fünftens verordne ich dem bürgerlichen Spital „in Trier fünfzig Thaler. Wiederum auf Beurich zu „U. L. Frauen verschaffe ich fünfzig Thaler.

„Sechstens vermache ich für hausarme Leut, so„wohl in, als außer der Stadt Trier hundert Thaler.

„Siebentes verschaffe ich meinem Diener Petro „Bungardt, weilen er mir getreu und fleißig allezeit „gedienet, daß ich mit ihm gar wohl zufrieden bin, „hundert Thaler, sammt einem Klapkleid, oder das „Geld dafür; mehr mein Leingewandt, als Hember „und dergleichen Sachen: mehr seine Besoldung, wie „auch mein graues Kleid sammt den Mantel, Wolfs„pels, meinen Stutzern.

„Item nach meinem Tod wegen seiner Mühewal„tung in meiner Krankheit eine Verehrung, die ihm „von der massa soll gegeben werden.

„Item meinem Jungen Benedikt ein Klapkleid, und „bitte den Herrn Prelat und ein löbliches Convent, „wollen ihm ein Handwerk lassen lernen, das sie wer„den geben müssen, das soll von der Massa genom„men werden. Mehr verschaffe ich meine zwey Tep„pich in die Kirche nach St. Medard.

„Neuntens verordne ich meines Bruders Lamp„recht sel. hinterlassenen Kindern zu einem Legat sechs„hundert Thaler.

„Item meiner Schwester Eva sechshundert Tha„ler *).

„Mehr meiner Schwester Veronica sechshundert „Thaler, damit sie für mich bethen sollen, weilen sie „sonsten bei mir nichts zu suchen hätten, vermög von „ihnen gegebenen Verzichtquittung, also thue ich die„ses aus freyem Willen.

„Dann verschaffe ich auch meinem lieben Vettern „Herrn patri Paulo Medartin, Profeß bey unser lie„ben Frauen bei St. Mergen, mein goldenes Agnus „Dei und ein Geldstück von fünf Dukaten, und seinem „Brudern auch vier Dukaten.

„Mehr verordne ich dem Herrn Hans Meinhard „ihr Hochwürden Hrn. Bruderen mein Paar Pistolen „sammt einem kleinen Tetzerol.

„Item weilen ich hie im Hof bin **), und mir „sammt den Meinigen große Lieb und Affection ge„schehen, als verschaffe ich der Frau Susanne acht „Thaler.

„Der Lene vermache ich vier Thaler. Der Apo„lonia, daß sie ihnen bisweilen arbeiten hilft, ver„mache ich ein Thaler.

*) Da diese Eva kinderlos war, so hat Testirer diesen Artikel dahin abgeändert, daß diese Eva nur allein jährlich die Zinsen zu ziehen habe; nach ihrem Tode aber sollte dieses Kapital ihrer Schwester Veronika anheimfallen.

**) Herr von Rottenfelt lebte und starb in dem sogenannten Matheiser-Hof, zwischen der Brod- und Hosengasse.

„Den dreien Herrn Executoribus testamenti ver„schaffe ich zweyen Herrn zwo vergoldte Schildkroten, „dem dritten einen großen vergoldten Trinkbecher.

„Item meine Pferd und Kaleß sollen verkauft „werden und das Geld zu der Masse gelegt werden; „wie auch alles, was in dieser Specification ist, soll „auch verkauft und zu der Masse gelegt werden.

„Und demnach ich mich dato keiner endlichen Dis„position entschlossen, als behalte ich mir annoch sol„che Disposition hiemit bevor, dergestalt, daß, was „ich etwan fürters durch ein Codizill *) unter meiner „eigenen Hand verordne, oder auch selbst davon ver„schenken, vergeben und vertheilen mögte, alles so „gültig und kräftig seyn soll, als ob es alles in die„ser meiner testamentarischen Disposition begriffen, „oder sonsten mit Zeugen oder anderen Solemnitäten „verfertigter beschehen wäre. Und im Fall dieses mein „Testament einiger Gestalt mangelhaftig gefunden wer„den mögte, oder sollte, alsdann wolt selbiges als „ein Codizill oder für einen letzten Willen, wie der„selbe giltig seyn kann, gehalten haben, und seinen „Ausgang gewinnen lassen.

„Und hiemit will ich meinen letzten gegenwärtigen „Willen und testamentarische Disposition in Gottes „Namen beschlossen und zu meinem rechten Universal„erben instituirt haben ihre Hochwürden Herrn Prela„ten Martin bei St. Matheis, dann auch zu dessen „Exekutoren, den edel und gestrengen Herrn Johann „Fidler, Landrentmeister in Trier, und den edel und „gestrengen Herrn Görg Gruntingen, Schultheis bey „St. Matheis, welcher, damit er desto kräftiger sey, „hab ich selbsten nicht allein mit meinem Insiegel und „eigener Handunterschrift bestättiget, sondern auch er„beiten obgedachte Herrn, daß sie hierin auch ihr In„siegel zum Zeugniß, jedoch ohne Nachtheil und Scha„den, neben mir aufgedruckt und eigenhändig unter„schrieben haben. Actum Trier den ersten April „nach Christi unseres Herrn und Erlösers Geburt ein „Tausend sechshundert vier und sechzig Jahr.

„Carolus Eucharius Medardin v. Rottenfelt."

*) Von Rottenfelt hinterließ auch wirklich ein Codizill unter Datum den 10. April nämlichen Jahrs.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Fortsetzung.)

In dem Maße, als wir vorwärts drange[n] er[...]hob sich der Boden ganz merklich. Im Allg[emeinen] steigen die trachytischen Hochebenen, welche di[e] [ei]nen Kegel tragen, womit die Anden besetzt sind [...]lig gegen den Fuß derselben. Die zahlreiche[n] Spalten, welche diese Hochebenen durchfurchen [...]nen alle von einem gemeinsamen Centrum aus und werden um so enger, je weiter sie sich [von dem]selben entfernen. Man kann sie nicht besser, al[s] [mit] sternförmigen Rissen einer zerbrochenen Fen[ster]scheibe vergleichen. Um neun Uhr machten wir H[alt] unter dem Schatten eines ungeheuren Trach[ytfelsens,] dem wir den Namen Pedron del Almuerzo g[aben, um zu] frühstücken. Ich stellte hier eine barometris[che Beob]achtung an, weil ich die Hoffnung hegte, gegen vier Uhr des Nachmittags daselbst zu b[eobachten,] um in dieser Höhe die täglichen Veränder[ungen des] Barometers zu erfahren. Der Pedron liegt [...]tres hoch. Wir überschritten auf unsern M[aulthieren] die Schneelinie. Wir hatten eine Höhe von

tres erreicht, als wir abstiegen. Der Boden ward von nun an für die Maulthiere ganz und gar ungangbar; diese Thiere suchten uns über dies, vermöge ihres wahrhaft außerordentlichen Instinktes, ihre große Ermüdung begreiflich zu machen; sie ließen ihre in der Regel so aufrecht stehenden und aufmerksamen Ohren gänzlich hangen, und während ihres häufigen Stillestehens, um zu athmen, schauten sie unaufhörlich nach der Ebene hinab. Wahrscheinlich haben wenig Reuter ihr Thier so hoch gelenkt, und um auf dem Rücken eines Maulthieres auf einem unsteten Boden bis über die Schneelinie hinauszugelangen, müßte man sich vielleicht mehre Jahre in den Anden im Reiten geübt haben.

Nachdem wir die Localität, in welcher wir uns befanden, untersucht hatten, erkannten wir, daß wir, um auf einen Felskamm zu gelangen, der zum Gipfel des Chimborazo hinanstieg, zuerst einen überaus jähen Abhang erklettern müßten, der sich vor uns befand. Er bestand großentheils aus Felsblöcken jeder Größe, die am Fuße des Kegels eine Böschung gebildet hatten; hin und wieder waren diese trachytischen Fragmente durch mehr oder weniger ausgedehnte Eisgletscher bedeckt; an mehren Punkten konnte man sehen, daß diese Felstrümmer auf verhärtetem Schnee ruhten; sie hatten sich folglich erst jüngst von dem oberen Theile des Berges abgetrennt. Solche Felsstürze sind häufig, u. zwischen den Gletschern der Cordileras hat man nichts so sehr zu fürchten, als die Lavinen, in welchen sich mehr Steine als Schnee befinden.

Es war zehn Uhr drei Viertel, als wir unsere Maulthiere verließen. So lange wir auf Felsen wandelten, hatte die Sache keine große Schwierigkeit, man hätte sagen sollen, wir bestiegen blos eine schlechte Treppe; das Mühsamste war die beständige Aufmerksamkeit, die man haben mußte, um den Stein zu wählen, auf den man den Fuß mit Sicherheit setzen konnte. Wir schöpften jede sechs bis acht Tritte Athem, allein ohne uns zu setzen, und oft ward sogar diese Ruhe benutzt, um geognostische Proben zu meiner Sammlung zurecht zu schlagen. Allein sobald wir auf eine Schneefläche gelangten, ward die Sonnenhitze erstickend, unser Athem beschwerlich und unser Stillstehen häufiger, nothwendiger.

Um 11 Uhr 3/4 hatten wir einen ziemlich ausgedehnten Eisabhang überstiegen, in den wir Tritte einhauen mußten, um sicher zu stehen. Das Besteigen desselben war nicht ohne Gefahr, ein Ausgleiten würde uns das Leben gekostet haben. Wir betraten aufs Neue Trachyttrümmer; diese waren für uns das feste Land; und von nun an war uns gegönnt, uns ein wenig rascher zu erheben. Wir gingen einer hinter dem andern, zuerst ich, dann der Obrist Hall; mein Neger war der hinterste; er folgte genau unsern Schritten, um die Instrumente, die ihm anvertraut waren, nicht zu gefährden. Während des Gehens beobachteten wir ein unbedingtes Stillschweigen, da mich die Erfahrung belehrt hatte, daß nichts in solcher Höhe so sehr erschöpfe, als ein anhaltendes Gespräch; und wenn wir während unseres Stillestehens einige Worte wechselten, so geschah es fast immer mit leiser Stimme. Dieser Vorsicht schreibe ich großentheils die beständige Gesundheit zu, deren ich mich auf meinen Reisen auf die Vulkane erfreute. Diese heilsame Vorsicht legte ich, so zu sagen, auf eine despotische Weise Allen auf, die mich begleiteten; auf dem Antisana ward ein Indianer, der sie vernachlässigt und mit der ganzen Kraft seiner Lunge dem Obristen Hall, der sich verirrt hatte, während wir uns in einer Wolke befanden, gerufen hatte, von Schwindel ergriffen und bekam einen Anfall von einem Blutsturz.

(Fortsetzung folgt.)

Denkmale
der Regierung Mohammed's II.
(Fortsetzung.)

Der fürchterlichste aller Kanune ist der der Sicherung der Thronherrschaft, welcher den Brudermord zum Reichsgesetze erhebt. Zwar liefert die alte Geschichte von Republiken sowohl, als von despotischen Reichen mehr, als ein Beispiel des Brudermordes aus Beweggründen der Politik, aber allgemein billiget sie nicht einmal den Tyrannenmord Timoleons, und wendet sich mit Abscheu von Tyrannen ab, welche, wie der Illyrische König Gentius und der Macedonische Perseus ihre Hände in Bruderblut getaucht, um sich die Alleinherrschaft zu sichern. In weit größerem Style, als diese westlichen Tyrannen Illyriens und Macedoniens, übten freilich von jeher die östlichen, und besonders die großen Könige Persiens, den Brudermord, um desto sicherer allein auf dem blutbefleckten Throne zu sitzen. Einer der frühesten und abscheulichsten solcher Gräuel, deren die Persische Geschichte erwähnt, ist der Vatermord, welchen Darius mit fünfzig seiner Brüder am 90jährigen Vater Artaxerxes beging, worauf Ochus, der Herrschaft Meister, die 50 Vatermörder, seine Brüder, sammt ihren Weibern und Kindern, ohne Mitleid des Blutes, des Alters, des Geschlechtes, dem Mordschwerdte übergab. In die vater- und brudermörderischen Fußstapfen der Keianiden traten die Arsaciden, ihre Nachfolger. Phrahates IV. (Ferhad) mordete seinen Vater, seinen erwachsenen Sohn und dreißig seiner Brüder, Vater-, Sohn- und Brudermörder zugleich. Dem Römischen Geschichtschreiber Justinus dringt sich hiebei die Bemerkung auf, daß es in Persien gleichsam zur Verherrlichung des Thrones gehöre, wenn Vater- und Brudermörder denselben besteigen; aber von einem Gesetze, welches den Brudermord als rechtmäßig zur Sicherheit des Thrones erklärt, wußte selbst der Codex des Persischen Despotismus nichts, und dasselbe war dem Osmanischen Staatsrechte ausschließlich vorbehalten. „Die „meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, „daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und „Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der „Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse; sie sol„len darnach handeln." Osman, der Gründer des Reiches, hatte mit Durchpfeilung seines Oheims das erste Beispiel des Verwandtenmordes, Bajesid, der Wetterstrahl, durch die Hinrichtung seines Bruders beim Regierungsantritte, das erste Beispiel des Brudermordes gegeben. In seine Fußstapfen war sein Urenkel, Mohammed II., getreten, aber er wollte den Brudermord nicht nur ausüben, sondern auch als rechtmäßig stämpeln, und sein Beispiel sollte hinfüro Gesetz sein; so brandmarkt dasselbe mit blutigen Zügen das vom Eroberer gegebene Osmanische Staatsrecht, und ausschließlich das Osmanische zur ausschließlichen Schande vor allen Barbaren.

Nach solcher mit Blut verkitteten Grundfeste der Thronfolge darf die in der dritten Pforte des Kanunname festgesetzte Abfindung der Todtschläge mit Blutgeld nicht Wunder nehmen: „das Blutgeld für Todt„schlag, das die Polizei-Vögte einheben, ist dreitau„send Aspern, für ein ausgeschlagenes Auge fünfzehn-

„hundert Aspern, für eine Kopfwunde 50 Aspern." Das Blutgeld steht unter den Einkünften der Osmanischen Obrigkeiten im Kanunname oben an; hierauf folgt der von christlichen Mächten entrichtete Tribut, welchen die Wesire und Defterdare mit dem Sultan theilen, um so eifriger für die Auflegung und Eintreibung desselben zu sorgen: „Wenn von auswärtigen „Mächten an meinen kaiserlichen Steigbügel Tribut „abgeführt wird, erhalten meine Wesire und Defter„dare ihren Antheil davon." Nun folgen die ausgeworfenen Besoldungen der Wesire, Beglerbege, Defterdare und Sandschakbege, und der Abschnitt schließt mit der Verfügung: „Die Nachkommen meiner Töch„ter sollen keine Beglerbegschaften, aber reiche Sand„schake erhalten." Hierdurch wurde der Gefahr vorgebaut, welche für den Thron entstehen konnte, wenn Abkömmlinge der an Wesire vermählten Sultaninnen zu größerer Macht, als zu der eines Sandschakbeg von Einem Roßschweife gelangten. Doch ist dieses nur von den Enkeln der Sultaninnen aus ihren Töchtern zu verstehen, denn von ihren Söhnen kann die Rede nicht sein, weil dieselben gleich nach der Geburt mit ungebundener Nabelschnur aus der Welt geschafft werden. Das Stillschweigen, welches das Kanunname über diesen, noch heute im Osmanischen Reiche in voller Kraft aufrecht erhaltenen Mord unschuldiger Kinder beobachtet, beweiset, daß derselbe schon früher herkömmlich gewesen, oder als in dem Titel von der Rechtmäßigkeit des Brudermordes mit einbegriffen angesehen worden. Also nicht bei den Brüdern des Sultans bleibt die Osmanische Rechtmäßigkeit des Verwandtenmordes stehen, sondern erstreckt sich auf die Neffen und eigenen Enkel, so daß jeder Sultan gesetzmäßig Bruder-, Neffen- und Enkelmörder, was der Persische Tyrann Phrahates nur durch ein, selbst dem Persischen Despotismus schreckenvolles Uebermaß von Thronbesteigungs-Feierlichkeit war. Die Araber vor Mohammed däuchte es erlaubt, Mädchen gleich nach der Geburt zu ertränken, und eines der größten Verdienste des Propheten in den Augen der Menschlichkeit ist die Abstellung dieser unmenschlichen Sitte im Namen des Himmels durch den Koran. Wie hätte er ahnen können, daß Fürsten, Bekenner seines Gesetzes, die sich nebst dem Titel der Fürsten der Rechtgläubigen auch den der Chalifen anmaßen, durch die Organe des Gesetzes selbst den Verwandtenmord als Thronsicherungs-Maßregel für rechtmäßig erklären, und daß diesen fluchwürdigen Fetwa der Gesetzgelehrten selbst ein Ausspruch des Korans zur Unterlage dienen sollte, welcher im weitesten Sinne, zur Sicherung der Ruhe ausgelegt, freilich allen Mord heiliget.

Laßt uns nun die einzelnen Theile des Gebäudes der Staatsverwaltung näher betrachten. Die Vierzahl gibt, wie schon oben bemerkt worden, als eine dem Morgenländer beliebte und heilige Grundzahl, den Theilungsgrund der ersten Staatsmänner ab. Vier Säulen stützen das Zelt; vier Engel sind nach dem Koran die Träger des Thrones; vier Winde regieren die Regionen der Luft nach den vier Cardinal-Punkten des Himmels; die vier Cardinal-Tugenden sind dieselben in der Ethik der Griechen und der Asiaten; die vier immer gleichzeitig lebenden größten Meister des beschaulichen Lebens werden von Sofi die vier Pfähle (Ewtad) genannt, und nach den vier Evangelisten bildete Mohammed seine vier nächsten Jünger, die vier ersten Chalifen des Islams. Aus diesem Grunde setzte Mohammed vier Säulen oder Stützen des Reiches (Erkiani dewlet) fest in den Wesiren, in den Kadiaskeren, in den Defterdaren und in den Nischandschi, welche zugleich die vier Säulen des Diwans, d. i. des Staatsrathes sind, dessen Name die Daimonen heißt, weil Staatsräthen daimonische Klugheit und daimonische Thätigkeit beiwohnen soll.

Die erste Säule des Reiches und die Stütze des Diwans sind die Wesire, d. i. die Lastträger, so genannt, weil auf ihren Schultern die Last des Staates ruht. Es waren deren Anfangs nur Einer, dann zwei, dann drei unter den ersten Sultanen; der Eroberer setzte ihre Zahl auf vier, deren erster, und allen übrigen an Macht und Rang bei weitem vorgehender, der Großwesir, der unumschränkte Bevollmächtigte, das sichtbare Ebenbild des Sultans, sein vollgewaltiger Stellvertreter, der oberste Vorsteher aller Zweige der Staatsverwaltung, der Mittelpunkt und der Hebel der ganzen Regierung. Von jeher war in den Reichen des Orients die ganze Wirksamkeit des Fürsten, welcher der Schatten Gottes auf Erden, in der Hand des Wesirs zusammengedrängt, der des Herrschers anderes und thätiges Ich ist. So waren in der ältesten Zeit der Persischen und Türkischen Geschichte Piran Weise, der weise Wesir in Turan, und Dschamasb, der Zeitgenosse Serduschts (Soroasters) in Iran, Bisürdschimihr, der Wesir Nuschirwan des Gerechten, Joseph am Hofe der Pharaonen, Daniel am Hofe von Susa, und Asaf nach der Morgenländischen Geschichte der Großwesir Salomons. Äußerst selten vererbte sich diese höchste Würde in derselben Familie, wie in der der Barmekiden unter dem Chalifate, in der Nisamul-mülks unter der Herrschaft der Dynastie Seldschuk, und in der Familie Dschenderli unter den Osmanen von Sultan Murad I. bis auf Mohammed II., welcher mit dem Kopfe Chalils den Stamm der Herrschermacht dieser Wesirs-Familie abhieb, sofort allein regierte, und als er nach Jahresfrist wieder einen Großwesir ernannte, demselben blos als Generalissimus die Führung der Heere überließ, in dem Diwan aber selbst den Vorsitz führte. Erst unter dem Großwesirthume Kedük Ahmed-Pascha's, des Eroberers von Kaffa, Karaman und Otranto, geschah es, daß eines Tages ein lumpichter Turkmane im Diwansaale erschien, und in der groben Mundart seiner Landsleute fragte: Welcher von euch ist denn der glückliche Kaiser? Mohammed entbrannte darüber in Zorn, und der Großwesir ergriff die Gelegenheit, um dem Sultan vorzustellen, daß, um seine geheiligte Person künftig solcher entwürdigenden Mißkennung nicht auszusetzen, es besser sein würde, die Geschäfte des Diwans den Wesiren zu überlassen. Der Eroberer ließ sich den Vorschlag gefallen, und von nun an blieb die Verhandlung der Geschäfte des Diwans ausschließlich in den Händen der Wesire, und insbesondere in denen des Großwesirs. An vier aufeinander folgenden Tagen der Woche (Sonnabend, Sonntag, Montag, Dienstag) begab sich der Großwesir, unter Vortretung der anderen Wesire, Kadiaskere, Defterdare und Nischandschi in den Diwansaal des Serai.

(Fortsetzung folgt.)

A. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No. 1155.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 5. December. № 97.



Ueber die Gefängnisse der Stadt Trier im XVI. Jahrhundert.

Von M. F. J. Müller.

Dieser kleine Aufsatz ist aus gleichzeitigen authentischen Dokumenten ausgehoben: mag auch derselbe vielleicht weder in topographischer, noch in juristischer Hinsicht von einigem Belang zu sein scheinen, so wird es doch bei der Vergleichung dieser ehemaligen Behälter mit jenen der neueren Zeit jeden Menschenfreund freuen, sich zu überzeugen, daß die mehrsten unserer heutigen Gefängnisse dem Geiste der Gesetze und einer edlen Theilnahme an dem Schicksale unglücklicher Menschen weit angemessener sind, als es diejenigen waren, wovon ich hier spreche *).

Schon im Anfange des XVI. Jahrhunderts und noch früher war das mit dem Stadtaufhause auf dem Kornmarkte in Verbindung stehende Gebäude ein Gefängniß Es war abgetheilt in Behälter für angesehene Personen und Bürger unserer Stadt, so wie für minder ehrbare Menschen, und mehr zur Bestrafung, als zu einer einstweiligen Aufbewahrung. Noch in unseren Tagen nannte man das erstere Lokal den Bürgersaal. Hier saßen im J. 1559 mehrere Anhänger Olevians; und im Jahr 1589, bis zu dessen Verurtheilung, der wegen Zauberei verfolgte Stadtschultheiß Theodor Flad. In einem Visitationsakte der Trierischen Gefängnisse durch den kaiserlichen Commissarius Dr. Erndlin vom Monat Dezember 1570 heißt es: „Item von diesen „Nußkammern strass gegenüber demonstrirt Syndicus „einen großen Saal, so der Bürger Gefängniß ist, „und in demselben Saal noch zwei Gefängniß, alles „für die Bürger. Item demonstrirt allernächst dabei „noch eine andere bürgerliche Gefängniß, darin ein „groß Bloch liegt und eine lange Ketten daran hängt, „und wurde diese Gefängniß die Jungfrau genannt."

*) Man lese die lex 8 §. 9. Pand. de poenis. Die lex 1. Cod. de custodia reorum. Die Art. 11 und 218 der Halsgerichtsordnung Karls V. In der Instruction vom 20. August 1790 pour les fonct. administr. chap. VII. heißt es: il faut aussi que l'accusé, dont l'ordre public exige la detention, n'eprouve d'autre peine, que la privation de la liberté, et par conséquent il faut pourvoir á la salubrité, autant qu'á la sureté des prisons. Siehe noch den Art. 605 des Code d'instruct. crimin.

II. Vor dem Simeonsthor zur Linken, wenn man aus der Stadt geht, stand in früherer Zeit ein hoher runder Thurm, den man Ramsdunk*) nannte; denselben sprengten im Jahr 1689 die Franzosen mit Pulver und blieb nur noch die eine Hälfte der ganzen Höhe stehen: durch diese Handlung soll unsere Porta Martis Einiges gelitten haben. Diese Ruine wurde im Jahr 1744 mit Mühe und Gefahr niedergerissen. In diesem Thurm waren einige Gefängnisse, in welche die verhafteten Menschen durch keine Thüren eingeführt, sondern von oben herab auf einem an einem Seile befestigten Knebel sitzend, mittels eines Haspels herabgelassen wurden. In dem oben angemerkten Visitationsinstrument heißt es: „Darneben steht unten im Thurm, „35 Schuh hinab, ein schwere Gefängniß, oben mit „einem viereckigen Loch oder Thürlein, dardurch man „die Gefangenen uff einem Knebel hinabläßt, hat „durchaus nur ein kleines Luftlöchlein; ist sonst an „dem einen Ort Versus occasum et Septentrionem „in der Eck viel weiter, als gegen Orient, und fast „formirt in formam caligarum und darum die Hoß „genannt.

„Neben der anderen Gefängniß, genannt die Keffich, ein Haspel mit einer Rollen und Seil; auch „hier unten auf der Erden ein starker mächtig schwerer „Stein, oben mit einem starken eingegossenen eisernen

*) Der Name eines Trierischen Bürgermeisters.

„Ring; alles wie abzunehmen, ad torturam geordnet
„und zugericht.
„Allernächst neben dieser noch ein ander Gefäng-
„niß, und daneben auch ein Haspel mit einer Rollen
„und Seil, wie oben gesagt ist." — Es ist also nicht
das alte Simeonsthor, wovon Masenius (bei Brower
Annal. Trevir. Tom. I. Seite 99 sub lit. E) eine
Abbildung vorlegt.

III. Wir werden uns des ehemals in dem Garten-
beringe des Ordenshauses St. Johann unweit dem
neuen Krahnen, ungefähr an der Stelle des neuen
Zollhauses gestandenen, sogenannten Wolfsthurms,
auch Speitza, zu erinnern wissen; derselbe war vier-
eckigt, mit kleinen Würffelsteinen incrustirt und unge-
fähr 80 Fuß hoch. Auch in diesem seit Jahrhunder-
ten baufälligen Thurm waren einige Gefängnisse, von
welchen das obige Dokument Einiges sagt: „Von dan-
„nen seind wir gangen über der Stadtmauern dem
„Wolfsthurm zu, welcher in einem Garten steht,
„und oben auf dem zweiten Stock diß Wolfsthurms
„versus septentrionem befunden ein groß Gefängniß,
„oben gewölbt mit kleinen Luftlöchern; gegenüber zur
„Mittagsseite ein schwerer Stein mit einem eisernen
„Ring, ein starker Haspel mit einer Schnur daran;
„ohne Zweifel alles zu der peinlichen Frag und Behält-
„niß der Missethäter." — Dieser Thurm gehörte der
Abtei Metloch, welche denselben dem Magistrat zu Trier
durch Urkunde vom 23. August 1450 in Bestand gege-
ben; in derselben heißt es: „Herrn Wolfs Thurm,
„der bufellich und vergencklich worden ist, mit einem
„ummauerten Garten gelegen binnen der Stadt Trier
„by sant Johanns Cloister." Dieser Thurm schien
mir kein Römerwerk, wohl aber in dem hohen Mittel-
alter entstanden zu sein. Es mögen nun wohl 26 Jahre
sein, da wurde derselbe ganz niedergerissen.

IV. Die vierte Anlage von Gefängniß war auf un-
serer Moselbrücke, unter dem nun seit dem Jahr 1806
nicht mehr bestehenden Thurm zur Landseite. Bei der
Herstellung dieser Brücke um das Jahr 1720 hat man
diesen Behälter belassen, in welchen man mittels einer
Leiter hinabstieg. Der hiesige Aufenthalt war für
die Gefangenen sehr unruhig und der Gesundheit
höchst nachtheilig.

V. Auch in dem kurfürstlichen Pallast waren eige-
ne Gefängnisse, und bis zur Ankunft der Franzosen
1794 ein eigenes Pallastgericht. Unter dem ersten Thore
war ein Schild aufgehenkt, eine auf einem Block lie-
gende abgehauene Hand mit einem Beil darüber vor-
stellend, und darunter geschrieben das Wort: Burg-
friede. In diesen Gefängnissen saßen mehrere An-
hänger Oleviaus in Verhaft. In einer Urkunde vom
Jahr 1559 habe ich folgende Worte gelesen: „Die
„Vorgänger der entstandenen Empörung unverzüglich
„mit dem Leib zu ergreifen und in den Pallast zu Trier
„einzuliefern." Auch wurde hier im Jahr 1568 der
Trierische Bürgermeister Peter Neumann verhaftet; in
der vor seiner Entlassung ausgeschwornen Urphede sagt
derselbe: „Herr Jakob, Erzbischof und Churfürst zu
„Trier, mein gnädigster Herr, als meine ordentliche
„hohe Obrigkeit und Landfurst dieser Stadt Trier,
„mich in seiner churfürstlichen Gnaden Custody in der-
„selben Pallast nehmen lassen."

Von den in unseren ehemaligen Männer- und
Frauenklöstern zur Bestrafung der manchfaltigen Ver-
gehen ihrer Mitglieder vorfindlichen Gefängnissen wird
hier keine Rede sein, denn diese Behälter ge-
hörten nicht zu den öffentlichen und Staatsgefängnissen,
nur will ich im Vorbeigehen so viel erinnern, daß
man die Klostergefängnisse von jenen beschränkten Ge-
mächern genau unterscheiden müsse, in welche sich
manche Klosterleute freiwillig und lebenslänglich ein-
sperren ließen *). Clemens Wenceslaus, der letzte
Kurfürst von Trier, kam durch eine Verordnung vom
28. November 1785 diesen Mißbräuchen zuvor, und
der leidenden Menschheit zu Hülfe; es heißt daselbst:
„und befehlen dahero gnädigst, daß die Ordensvor-
„steher sowohl der Männer- als Frauenklöster hinfüh-
„ro die Schranken der väterlichen Strafgewalt nicht
„überschreiten, von Einkärkerung oder sonstigen kör-
„perlichen Strafen sich gänzlich enthalten, und im Fall
„eines gröberen Verbrechens die schuldige Anzeige an
„das Vikariat machen und von daher das weitere ge-
„wärtigen sollen."

*) Man nannte diese Menschen inclusi und reclusi. Siehe meine summarisch-geschichtliche Darstellung der klösterlichen Institute ꝛc. S. 74 u. ff.

Aufbewahrung des Nahrungsfleisches *).

Das Fleisch der Thiere, selbst wenn sie im krank-
haften Zustande geschlachtet werden, kann ohne Ge-
fahr verzehrt werden. Uebrigens zeigt Niemand einen
Widerwillen gegen das Fleisch eines Thieres, welches
in gutem Zustande zufällig starb; da aber nicht immer
alles Fleisch, welches man dadurch erhält, schnell ge-
nug verzehrt werden kann, so ist ein Aufbewahrungs-
mittel nöthig: das von Hrn. Appert angegebene wäre
allen anderen vorzuziehen, aber es fordert so viele
Sorgfalt und Geschicklichkeit, daß es nur von wenigen
Menschen ausgeübt werden kann. Durch das Einsal-
zen erreicht man bekanntlich seinen Zweck sehr gut, das
Fleisch verliert aber hierdurch bedeutend von seinem
angenehmen Geschmack; außerdem muß man einen Ue-
berschuß von Salz anwenden, welcher sodann verloren
geht und sogar nur mit Mühe und nicht, ohne die
Nahrungskraft des Fleisches zu schwächen, beseitigt
werden kann.

Wir theilen hier ein sehr einfaches und zweckmäß-
iges Verfahren mit, wodurch man das zur Nahrung
dienende Fleisch länger aufbewahren kann, als es in
den meisten Fällen nöthig sein wird: es besteht darin,
dasselbe mit ein wenig Wasser in einem Kessel zu
kochen, welcher mittelst eines Deckels geschlossen wird,
der auf einem Kranz von alter Leinwand aufliegt und
durch drei oder vier schwere Pflastersteine festgehalten
wird. Was zur Würzung an Salz, Pfeffer, Thy-
mian, Lorbeer und anderen Gewürzen nöthig ist, setzt
man vorher zu. Dieses Verfahren eignet sich sehr gut
für Landleute, von welchen es auch bereits ausgeübt
und Cuisson à l'étouffée genannt wurde. Das här-
teste Fleisch wird dadurch zart oder wenigstens leicht
zu essen. Man muß vorher gut gebrannte, sehr reine
und trockene Steinguttöpfe, welche keine Risse haben,
herrichten; das Fleisch wird ganz heiß in dieselben
gelegt, so daß es ihren Hohlraum genau ausfüllt; die
Flüssigkeit oder Fleischbrühe vermindert man durch leb-
haftes Sieden um ungefähr drei Viertel ihres Raumes
und gießt sie dann in diesem Zustande über jeden der
Töpfe. Das Fett muß man auf der Oberfläche des gekoch-
ten Fleisches durch zugesetztes Fett eine Schichte bil-
den würde, wodurch das Fleisch um so haltbarer wird;
man kann hierzu sogar sehr braune Schmelzbutter nehmen.

*) Aus d'Arcet's Benutzung der Knochen. S.175 — 177. der Deutschen Uebersetzung

Alle Töpfe verschließt man möglichst luftdicht, entweder mit stark getheerten hölzernen Scheiben, oder mit kleinen flachen Tellern, welche um ihren Rand mit Papierstreifen oder leinenen Lumpen lutirt werden, die man mit einem dünnen Teige überzieht; letzteren bereitet man dadurch, daß man Mehl in Mehlkleister einrührt. Man bewahrt das Fleisch in dem Keller oder an einem anderen kühlen Orte auf, und wenn man einen Topf öffnet, so muß es immer in einigen Tagen aufgezehrt werden.

Man kann das Fleisch sehr gut aufbewahren, ohne ihm die Eigenschaft zu benehmen, Fleischbrühe zu geben, wenn man es in dünne Schnitze schneidet und dieselben zehn Minuten lang in eine Auflösung taucht, welche in hundert Gewichtstheilen einen Theil halbkohlensaures Natron (käufliche Soda), vier Theile Kochsalz und einen Theil salpetersaures Kali (Salpeter) enthält: man hängt diese Schnitze an Fäden oder auf Netzen in einem Strom trockner und warmer Luft auf. Hierzu kann man sich einer Trockenstube mit heißem Luftstrom oder eines Zimmers bedienen, welches durch einen Ofen geheizt wird, dessen Zug die Luft schnell erneuert. Sobald sie ganz ausgetrocknet sind, bringt man sie in trockne Gefäße, welche man ganz luftdicht verschließt. Will man so aufbewahrtes Fleisch gebrauchen, so läßt man es zehn Minuten lang in kaltem Wasser weichen, wirft dieses erste Waschwasser weg, ersetzt es durch neues Wasser, setzt nach Belieben Salz und Würzung zu und dämpft es auf oben angegebene Weise nach dem Verfahren, welches man Cuisson à l'étouffée nennt.

Noch besser läßt sich das Fleisch aufbewahren, wenn man die dünnen Schnitze fünf bis zehn Minuten lang in eine siedende Auflösung von vier Theilen Kochsalz u. zwei Theilen Salpeter in fünfzig Theilen Wasser taucht, sodann austrocknet und bis zum Augenblicke der Benutzung auf angegebene Weise in luftdicht verschlossenen Gefäßen aufbewahrt. Der Hauptzweck dieses Verfahrens ist, das im Muskelfleisch enthaltene oder auf der Oberfläche der Stücke verbreitete Muskelfleisch auszutrocknen und es dadurch mehr gegen Veränderungen zu sichern. Will man dieses Fleisch verzehren, so thut man wohl, es auf beschriebene Weise in verschlossenen Gefäßen mit wenig Wasser zu kochen. Nach den beiden angegebenen Verfahrungsweisen kann man aus hundert Gewichtstheilen frischen Fleisches ungefähr sieben und zwanzig Theile ausgetrocknetes Fleisch erhalten, oder ein und zwanzig Theile, wenn man es sammt den Knochen gewogen hat; denn letztere betragen den vierten bis fünften Theil vom Gesammtgewicht.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Fortsetzung.)

Bald hatten wir den Kamm, dem wir folgen sollten, erreicht. Dieser Kamm war anders beschaffen, als wir ihn uns in der Ferne vorgestellt hatten; er trug in der That nur sehr wenig Schnee, allein er war sehr schwierig zu ersteigen. Es bedurfte unerhörter Anstrengungen, und in diesen luftigen Regionen ist die Gymnastik beschwerlich. Endlich gelangten wir zu dem Fuße einer Trachyt-Wand, die sich kegelförmig mehrere hundert Metres hoch erhob. Es trat ein Augenblick sichtbarer Entmuthigung in der Expedition ein, als uns das Barometer blos eine Höhe von 5680 Metres zeigte. Das war wenig für uns, denn das war ja noch nicht einmal so hoch, als wir auf dem Cotopaxi gekommen waren. Zudem war auch Herr v. Humboldt höher auf dem Chimborazo geklettert, u. wir wollten wenigstens die Stelle erreichen, wo dieser gelehrte Reisende stille stand. Entmuthigte Gebirgsforscher sind immer sehr geneigt, sich niederzulassen, dieses thaten wir auf der Pena-Colorada (auf dem rothen Fels). Das war die erste Ruhe, welche wir uns sitzend gestatteten; wir hatten alle einen übermäßigen Durst, auch war unsere erste Sorge, unsern Durst an Eisstücken zu stillen.

Es war drei Viertel auf ein Uhr und gleichwohl empfanden wir eine ziemlich bedeutende Kälte. Das Thermometer war bis auf 0°, 4 gesunken. Wir fanden uns jetzt in eine Wolke gehüllt; das Haar-Hygrometer zeigte 91° 1/2. Nachdem sich die Wolke zertheilt hatte, stellte sich das Hygrometer auf 84°. Eine solche Feuchtigkeit mag bei so großer Höhe außerordentlich scheinen. Nichtsdestoweniger habe ich dieses beständig auf den Gletschern der Anden bemerkt, auch scheint sich mir dies ganz natürlich zu erklären.

Während des Tages ist die Oberfläche des Schnees gewöhnlich feucht, der Fels der Pena-Colorada z. B. ganz naß; es konnte daher die umgebende Luft in der Nähe des Gletschers von Wasserdampf gesättigt werden. Auf dem Mont-Blanc sah Saussure sein Hygrometer sich zwischen 59° und 51° halten, während die Temperatur von 0°, 5 bis - 2°, 3 Reaumur wechselte. Nun aber ist nicht selten selbst im Niveau des Meeres ein ähnlicher hygrometrischer Zustand der Atmosphäre anzutreffen. In den Cordileras beobachtet man große Trockenheit nur auf den Hochebenen, welche 2000 oder 3500 Metres erreichen. Zu Quito und Santa-Fe de Bogota sah man, wie ich bereits in einer andern Arbeit *) angezeigt habe, das Hygrometer von Saussure auf 26° heruntersinken.

Die Zufälle, welche diejenigen Personen, welche die Gletscher bestiegen haben, trafen, besonders die oft so bedeutende Veränderung der Haut des Gesichts, kann demnach, wie ich glaube, nicht von der überaus großen Trockenheit der Luft herrühren. Diese Veränderung scheint mir wenigstens großentheils von der Einwirkung eines zu starken Lichtes herzurühren, weil es, um die Haut vor jedem Aufreißen zu schützen, schon genügt sich das Gesicht mit einfachem farbigen Flor zu bedecken. Es ist augenfällig, daß ein so leichtes Gewebe die Haut nicht vor der Berührung der Luft schützen kann, allein es genügt, um das starke Licht, dem man ausgesetzt ist, zu mindern, wenn die Sonne ihre Strahlen auf eine Schneeebene wirft. Man hat mir versichert, es reiche schon hin, sich das Gesicht zu schwärzen, um es gegen diese verderbliche Einwirkung des Lichtes zu schützen; ich bin um so mehr geneigt es zu glauben, da der Neger, der mich auf den Antisana begleitete, eben so wie ich, weil er es vernachläßigt hatte, eine Maske anzulegen, eine schreckliche Augenentzündung erfuhr, ohne daß die Oberhaut seines Gesichtes angegriffen worden wäre, während sie bei mir ganz zerstört ward.

Als die Wolke, in die wir uns gewagt hatten, sich zerstreut hatte, prüften wir unsere Lage. Wenn wir gegen den rothen Fels hinschauten, so hatten wir zu unserer Rechten einen fürchterlichen Abgrund; links dem Arenal zu unterschied man einen hervortretenden Felsen, der einem Belvedere glich; es war

---

*) Untersuchung über die Ursache des Kropfes, ebenfalls in den Annalen der Chimie und Physik.

von Wichtigkeit, dorthin zu gelangen, um zu erfahren, ob man um den rothen Felsen könne und zu gleicher Zeit zu sehen, ob es möglich sei noch ferner zu steigen. Da gewahrte ich, daß wir eine bedeutendere Höhe erreichen könnten, wenn wir im Stande wären, eine sehr jähe Schneefläche hinanzuklettern, welche sich an eine Seite des rothen Felsens anlehnte, die derjenigen entgegengesetzt war, von welcher wir zu ihm gelangten. Der Zutritt zu diesem Belvedere war rauh, mit Hülfe meiner beiden Gefährten gelangte ich dennoch dorthin. Um sich eine richtige Vorstellung von dem Chimborazo zu machen, denke man sich einen ungeheuren Felsen, welcher von allen Seiten durch Strebepfeiler gestützt ist. Die Kämme sind die Strebepfeiler, die von der Ebene aus betrachtet, sich an diesen ungeheuren Block anzulehnen scheinen, um ihn zu stützen. (Fortsetz. folgt.)

Denkmale
der Regierung Mohammed's II.

(Fortsetzung.)

Bei dem Eingange des Rathssaales blieben die, so zuerst angekommen, und dann die anderen mit übereinandergeschlagenen und in den Aermeln versteckten Händen stehen; der Großwesir ging durch ihre Reihe der Erste in den Saal, worauf ihm die anderen Glieder des Diwans Paar und Paar folgten, so daß die im Zuge zuerst voraus Getretenen die Letzten eingingen. Indem er durch die Reihen der Rathsglieder geht, gibt ihnen der Großwesir den Gruß, und empfängt denselben von ihnen zurück. Auf dem Soffa, wo er Platz nimmt, sitzen ihm zur Rechten die anderen Wesire und Kadiaskere; ihm zur Linken die Defterdare und Nischandschi. Vor ihm stehen die Bittschriftmeister, welche die Geschäfte vortragen; der Reis Effendi oder Staatssekretair sitzt nicht auf dem Soffa, sondern am Fuße desselben; der Oberkämmerer und der Hofmarschall verherrlichen mit ihrem Gefolge von Kämmerern und Tschauschen die Feierlichkeit, und der Tschauschbaschi oder Hofmarschall, welcher die Ordnung erhält, heißt der Beg des Diwans.

Die Insignien der Würde eines Wesirs sind die drei Roßschweife, von denen die Beglerbege nur zwei, die Sandschakbege nur einen führen. Nur den Wesiren gebührt der laute Segenszuruf (Alkisch), welcher ganz an die Stelle des Byzantinischen Zurufes von: viele Jahre! getreten; im Sommer trugen sie sammtene Oberröcke mit goldenen Knöpfen und Schnüren, im Winter mit Zobel gefüttert. Die jährlichen Einkünfte der Wesire als solcher waren Anfangs nur auf hundert tausend, dann auf zweihundert tausend Aspern bemessen; die Lehen, mit denen sie aber überdieß belehnt waren, betrugen oft das Fünf- und Sechsfache dieser Summe. Den weiten Abstand der Wesire, d. i. der Paschen von drei Roßschweifen, vom Großwesire marken zehn ausschließliche Vorrechte desselben ab, diese sind: 1) Die Bewahrung des kaiserlichen Siegels, womit an Diwanstagen die Thüren des Schatzes und der Kammer versiegelt werden. 2) Das Recht, eigenen Diwan zu halten, nämlich Nachmittags und in seinem eigenen Pallaste, welcher die hohe Pforte heißt. 3) Die Begleitung des Hofmarschalls und aller Tschausche von seinem Pallaste in das Serai, und von da zurück, und an Freitagen auf dem Zuge in die Moschee. 4) Die Aufwartung der Kadiaskere und Defterdare alle Mittwoche im selben Staatsturban, in dem sie nach Hofe gehen. 5) Die Erscheinung der Herren des kaiserlichen Steigbügels alle Montage im Diwan. 6) Der feierliche Aufzug zur Verrichtung des Gebetes am Freitage in der Moschee, unter Begleitung der Tschausche, d. i. der Staatsboten, der Tschaschnegire, d. i. der Truchsesse, und der Muteferrika, d. i. der Hoffouriere, in ihren Staatsmützen. 7) Die wöchentliche Aufwartung des Janitscharen-Aga, der zu den anderen Wesiren etwa einmal des Monats geht. 8) Die Runde der Stadt und der Märkte unter Begleitung des Richters von Constantinopel, des Janitscharen-Aga, des Marktvogtes und des Stadtvogtes (Muhtesib und Subaschi). 9) Die wöchentliche Aufwartung der Gesetzwürden und Sandschakbege im Staatsturban und im Feierkleide, während sie zu den übrigen Wesiren nur selten und in ihren gewöhnlichen Kleidern gehen. 10) Der feierliche Glückwunsch, den er an den beiden Bairamsfesten von den anderen Wesiren, Defterdaren, Begen, Gesetzwürden und Generalen des Heeres empfängt.

Die zweite Reichssäule und Diwans-Stütze sind die Kadiaskere oder Heeresrichter. Seit der Gründung des Osmanischen Reiches bis ans Ende der Regierung des Eroberers hatte ein einziger Heeresrichter, als der oberste Würdenträger des Gesetzes, die Rechtshändel Europas und Asiens geschlichtet; erst im letzten Regierungsjahre Mohammed's II., als Mesihpascha, nach der unglücklichen Belagerung von Rhodos bei seiner Zurückkunft nach Constantinopel seiner Wesirswürde entsetzt, diese dem damaligen Heeresrichter Magnesia Tschelebisi, verliehen, und Molla Kastelani zum Heeresrichter ernannt ward, trug der Großwesir Mohammedpascha Karamani, unter welchem die meisten Staatseinrichtungen des Kanunname zu Stande kamen, und welcher ein persönlicher Feind Kastelani's war, dem Sultan vor, daß, wie in dem Diwan vier Wesire, so auch künftig zwei Heeresrichter sein sollen, deren einem die Schlichtung der Rechtshändel von Europa und dem andern die der Rechtshändel von Asien übertragen bleibe. Sein Wort ging durch und Hadschi Hasansade wurde an Kastelani's Seite zum ersten Heeresrichter Anatoli's ernannt. Die beiden obersten Landesrichter also von Europa und Asien, und die von dieser Stelle ausgetretenen bildeten sofort die zweite Reichssäule und Diwans-Stütze. Nach denselben waren die obersten Würden des Gesetzes der Sultans- und Prinzenlehrer (Chodscha), und der entscheidende Gesetzgelehrte (Mufti), welcher viel später erst, unter Suleiman dem Gesetzgeber, zur Primatie der Gesetzwürden gelangte. Mufti, d. i. der durch Ausspruch Entscheidende, heißt jeder Gesetzgelehrte, welcher, in zweifelnden Fällen des Gesetzes berathen, eine entscheidende Stimme abgibt, nach welcher der Richter (Kadi) alsdann sein Amt handelt. Von solchen Mufti erhielt der Eroberer die zwei, für die Osmanische Geschichte so äußerst merkwürdigen Fetwa: das der Gesetzmäßigkeit der Hinrichtung des Bosnischen Königs, nach beschworner Sicherheit seines Lebens, aus dem Grunde, daß Ungläubigen kein Wort zu halten sei, und das der Rechtmäßigkeit des Brudermordes, zur Sicherung der Legitimität der Thronfolge.

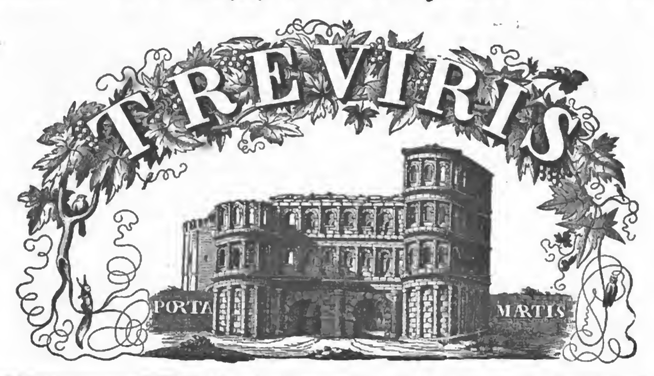
(Fortsetzung folgt.)

N. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No 1155)

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 9. December. **N°. 98.**



Die Trierer als Vertheidiger ihrer Stadt.

Von M. F. J. Müller.

Nachdem unter der Regierung des Erzbischofs Johann I. (1190 — 1212) unsere Vaterstadt mit Mauern und Thürmen und diese mit tiefen Wassergräben umgeben wurden, bekamen die Trierer neuen Muth bei dem täglich mehr zunehmenden Faustrecht, sich mit jenen Landjunkern zu messen, bei welchen Befehdungen, Straßenraub und andere die öffentliche Sicherheit störende Handlungen an der Tagesordnung waren. Um auch von außen, so viel es möglich war, sich Sicherheit zu verschaffen, schloß der Magistrat zu Trier mit dem Herzog von Lothringen, von Luxemburg, mit Grafen, Rittern u. a. Schutz- und Trutzbündnisse gegen bestimmte Verpflichtungen *), um im Falle einer Befehdung und Belagerung der Stadt zur Hülfe zu eilen. Die Bürger zu Trier zeigten immer vielen Muth und Gewandtheit, und waren bei so manchen Befehdungen gewöhnlich Sieger. Im Jahr 1300 hatte die Stadt Händel mit dem Grafen Heinrich von Luxemburg, 1304 mit Richard von Dhaun, 1323 mit Johann von Monclair, 1364 mit dem Grafen Johann von Vianden, 1377 mit den Dynasten von Malberg, 1391 mit Johann Hugo von Valderungen, 1406 mit Conrad von Haldenbach, 1412 mit den Gebrüdern von Balderingen, 1433 mit Ulrich von Manderscheidt, 1452 mit Friedrich von Dagstuhl, 1463 mit Peter von Bübingen, 1478 mit den Grafen von Manderscheidt, 1482 mit Heinrich Blick von Lichtenstein, 1486 mit Philipp von Burgund, 1522 mit Franz von Sickingen, 1568 mit ihrem Erzbischofe Jakob von Elz. Selbst im Jahr 1673, ungeachtet einer inneren Uneinigkeit, behaupteten sich die Trierer gegen die Franzosen 14 Tage lang *). Daß vor dem Jahr 1570 das Trierische Gewandhaus oder Zeughaus wohl versehen war, zeigt folgender Auszug aus einer gleichzeitigen Handschrift hinreichend an: „Ferner befinden sich in dem Stadtzeughaus, so in dem Rathhaus steht, uff der Erden, gegen Gangulf zu, viel Stück Geschütz groß und klein; auch Böller und Feuerwerffer allerhand Form durcheinander. So liegen auch an der Wandt noch alte Hacken, viel eisene Kugelen und andere munitiones, so zu diesen Dingen gehören; ferner viel Tausende Pfeil **), auch Fässer mit Pfeilspitzen und Fußangeln.“

Hören wir noch beim Schlusse, was uns eine alte Ordnung für die Trierischen Bürger, die ich aus dem Staube hervorgezogen habe, sagt: „In Auflauf Kriegs- und Waffengeschreys-Zeiten, damit in solchen beschwerlichen, gefährlichen Zeiten gute Ordnung gehalten, und kein Bürger vor dem anderen mehr beschwert werde, wäre gut, daß, so viel möglich, in Huth, Wacht, Entwehr, Waffen, Aufwarten, Lauffen, Rennen u. dgl., eine Gleichheit eintrete. Dieweil aber Einer mehr beherzter als der Andere ist, sollen je Eine die Anderen in solchen Auflauffen, Kriegs- Waffengeschreys-Zeiten trösten, zur Mannheit und Tapferkeit anmahnen, damit solchem Unglück widerstanden und vorkommen werde; ihre eigene bürgerliche Freyheiten, Weib, Kind und

---

*) Mehrere dieser Bündnisse machte ich in der Berliner Zeitschrift: allgemeines Archiv für den Preußischen Staat, Berlin 1833. X. Band, 4. Heft, S. 289 u. ff. bekannt.

*) Siehe Wyttenbach's Geschichte von Trier, IV. Abtheilung, 7. Abschnitt, S. 54.

**) Vor Erfindung des Schießpulvers hatten die Trierer mehrere Compagnien Pfeilschützen (Sagittarii), dann bis 600 Mann in eisernem Harnisch mit Streitäxten u. Schwerdtern bewaffnet: man lese hier die Beschreibung des feierlichen Einzugs des Erzbischofs Johann von Baden in die Stadt Trier im Monat Mai 1460, welche ich in der Trier. Kronik v. J. 1819 S. 33 u. f. bekannt machte. Daß es diesen Pfeilschützen nicht an Muth fehlte, bezeugen die Gesta Trevirorum cap. 186 bei Hontheim im Prodromus Histor. Trevir. dipl. Tom. II. S. 874 a.

„Vaterland tapfer und redlich beschützen und beschir„men. Wann auch solcher Auflauf, Kriegsempörungen „und Waffengeschrey, da Gott vor seyn wolle, plötz„lich und unvorsehnlich vorfiele, solle jeder Bürger „schuldig seyn, bey seinen bürgerlichen Eyden und „Pflichten, oder bey willkührlicher Straf, alsbald „mit einem Harnisch, Wehr, Waffen, so Jedermann „in den Jahrmusterungen*) aufgelegt, fertig zu seyn, „Widerstand zu thun, tapfer und männlich zu und „anzulaufen."'

Von den Schützen, die man Letzgesellen nannte, wird noch bemerkt: „Sollen die Letzgesellen sich „befleißen, mit grobem Geschütz umzugehen, als mit „doppelten Hacken, Falkonetlein, Tomme„ler, Schlangen, halben Carthaunen, gan„zen Carthaunen und anderen, wie die seyn mög„ten. Item mit Racketen und anderem Feuerwerk, so „entweder zum Freydenwerk, oder in Zeiten der Noth „und Kriegsempörungen mögten gebraucht werden. rc."

*) Noch in neueren Zeiten (zum letztenmal im Jahr 1794) hatte jährlich am ersten Mai auf dem alten Markte die sogenannte Musterung Statt, wo jeder Bürger mit Feur- und Seitengewehr bewaffnet, vor dem versammelten Magistrat vorbei defiliren mußte.

Wie man Haare, Wolle und Federn am leichtesten aufbewahren und transportiren kann*).

Alle diese Substanzen können auf dieselbe Art aufbewahrt werden; man trocknet sie in einem Ofen aus, nachdem man sich zuvor versichert hat, daß die Hitze desselben nicht so groß ist, um sie zu zersetzen und braucht sie dann blos in Kisten, Fäßchen oder andere gut verschlossene und trockene Gefäße zu verpacken; man ist des Erfolges noch sicherer, wenn man sie mit den Dämpfen von brennendem Schwefel in Berührung bringt, ehe man sie aus dem Ofen zieht. Zu diesem Ende räumt man mitten auf dem Boden des Ofens jene Substanzen weg, legt zwei gebrannte Steine hin und setzt einen Blumentopf oder irgend ein anderes irdenes oder gußeisernes Gefäß darauf, das am Boden mit einigen Löchern durchbohrt ist, und in welches man ein Stück angezündeten Schwefels gebracht hat. Sobald der Schwefel aufhört zu brennen, beeilt man sich, die seiner Einwirkung ausgesetzt gewesenen Substanzen zu verpacken. Will man sie mehrere Jahre lang aufbewahren, so thut man gut, vor der eintretenden Sommerhitze das Austrocknen und Schwefeln auf die angegebene Weise zu wiederholen.

Obige Vorsichtsmaßregeln sind aber noch nicht ausreichend, um die Federn gegen ein baldiges Verderben zu schützen; man muß das Leinenzeug, in welches man sie einschließt, mit einem undurchdringlichen Körper überziehen; man braucht es zu diesem Ende blos mit einem Stück Wachs zu reiben, welches man bei gelindem Feuer geschmolzen und mit dem vierten oder dritten Theile seines Gewichts gemeinen Terpentin (weißem Fichtenharz) vermengt hat. Dadurch füllt man die Zwischenräume des Gewebes aus, und da die Luft alsdann sehr wenig Zutritt hat, so können auch nicht so leicht Insekten hineinkommen, deren Eier die Würmer entwickeln, welche diese Substanzen beschädigen; noch wirksamer wird dieses Mittel, wenn man die Wachsleinwand überdies in gewöhnliche Leinwand einhüllt.

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß die Federn, welche sich zum Schreiben und Zeichnen eignen, wie diejenigen von den Flügeln der Gänse, Raben und mehrerer anderer Vögel zu diesem Gebrauche zubereitet werden können, wenn man den Theil, welcher im Flügel steckte, öfters durch sehr heiße Asche zieht, aber so schnell, daß er weder verbrennen, noch verunstaltet werden kann, sondern sich blos durch die Wärme aufweicht; man reibt und rollt sie sodann zwischen jedem Erwärmen in einer rohen Leinwand, endlich schabt man ihre Oberfläche noch mit einer Messerklinge etwas ab; auf diese Art kann man die Röhre leicht zurunden und das fette Häutchen beseitigen, welches die Adhäsion der Tinte oder Tusche verhindert. Für den Handel bereitet man die Schreibfedern auf eine andere Art zu. Die fehlerhaften Federn und alle diejenigen, welche man weder zu Betten, noch zum Schreiben anwenden kann, geben einen vortrefflichen Dünger ab; man legt sie in Furchen, welche man bei dem Pflanzen gräbt, und bedeckt sie mit Erde.

Die langen Haare, wie diejenigen vom Schweife der Pferde, müssen bei Seite gelegt werden, weil sie einen viel größeren Werth haben, als die kurzen Haare; letztere dienen blos zur Verfertigung von Seilen, zum Ausstopfen von Kissen, Stühlen, Sätteln rc.; während man erstere zur Verfertigung von sehr theuren Luxusartikeln braucht; in Frankreich werden immer mehr Gegenstände aus Haaren fabricirt und es fehlt schon an Urstoff.

Wenn die Landleute es vorziehen würden, die langen Haare selbst zu verwenden, anstatt sie zu verkaufen, so könnten sie Seile entweder selbst verfertigen, oder verfertigen lassen, welche sehr stark und, wenn auch allen Veränderungen der Witterung ausgesetzt, sehr dauerhaft sind; in dieser Hinsicht eignen sich die Haarseile sehr gut zum Ausbreiten der Wäsche, welcher sie außerdem keine braunen Flecken ertheilen, wie durch die Feuchtigkeit verdorbener Hanfseile. Wollte man die langen Haare zum Ausstopfen der Möbeln zubereiten, so müßte man sie in Gebünden dem Dampf des kochenden Wassers aussetzen; nach dem Erkalten behalten sie dann die Wellenform, wodurch sie elastisch werden, bei.

An einigen Orten zieht man den Schweinen nach dem Ausbrühen die Haare aus; man kann diese den kurzen Pferdehaaren zusetzen und als solche an die Kummetmacher und Möbelverfertiger oder an die Personen, welche die Pferdehaare appretiren, verkaufen.

Das Füllhaar, oder die Haare verschiedener Häute, welche man durch Einweichen in Kalkwasser lostrennt, dient zum Ausstopfen gewöhnlicher Sättel und zur Verfertigung von Filz, Behufs der zweiten Verkleidung der Schiffe; man kann diese Waare, welche einen sehr geringen Werth hat, fast nur bei den Gerbern erhalten: dasselbe ist der Fall mit den Abfällen der geschorenen Häute. Da aber viele Häute kleiner Thiere blos durch ihre Haare einen Werth erhalten u. die andern verkauft werden können, ohne daß man ihnen dieses abnimmt, so werden die Landleute im Allgemeinen gut thun, wenn sie allen Häuten, die sie sich durch Abdecken todter Thiere verschaffen können, ihre Haare lassen.

*) Aus d'Arcet's Benutzung der Knochen. 142 — 145 der Deutschen Uebersetzung.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Fortsetzung.)

Bevor wir dieses gefährliche Wagestück unternah-

men, befahl ich meinem Neger den Schnee zu versuchen; er war ziemlich fest. Dem Obristen Hall und dem Neger gelang es, den Fuß des Punktes, worauf ich mich befand, zu umgehen, und ich gesellte mich zu ihnen, als sie fest genug standen, um mich zu empfangen; denn um zu ihnen zu gelangen, mußte ich eine Eisfläche von ungefähr 25 Fuß hinabgleiten. Im Augenblicke, wo wir uns in Bewegung setzen sollten, trennte sich oben ein Stein vom Berge los und fiel nahe am Obristen nieder; er wankte und wurde umgeworfen; ich glaubte ihn beschädigt und erholte mich nicht eher von meiner Bestürzung, als bis ich ihn aufstehen und mit seinem Vergrößerungsglase das Felsstück betrachten sah, welches sich auf eine so ungezogene Weise unserer Untersuchung dargeboten hatte; dieser unselige Trachyt war derselbe mit dem, auf welchem wir standen.

Wir schritten vorsichtig weiter; rechts konnten wir uns auf den Felsen stützen; links befand sich ein schauderhafter Abhang, und bevor wir uns weiter wagten, gewöhnten wir uns zuerst an den Anblick des Abgrunds: eine Vorsicht, die man in den Gebirgen nie vernachlässigen darf, so oft man über eine gefährliche Stelle muß. Schon längst hat dies Saussure bemerkt, allein man kann es nicht oft genug sagen, und auf meinen Glücksfahrten auf den Gipfeln der Anden verlor ich dieses Gebot nie aus den Augen.

Wir begannen schon mehr, als dies je der Fall gewesen war, die Wirkung der Verdünnung der Luft zu empfinden; wir waren genöthigt, jede zwei oder drei Schritte still zu stehen und oft sogar uns einige Sekunden niederzulegen. Sobald wir nur saßen, waren wir den Augenblick wieder hergestellt; unser Leiden stellte sich nur während der Bewegung ein. Der Schnee bot bald einen Umstand dar, der unsern Marsch eben so langsam als gefährlich machte; nur drei oder vier Zoll dick lag weicher Schnee, darunter befand sich ein sehr hartes, glattes Eis; wir waren genöthigt, Kerben in dieses Eis zu hauen, um einen sichern Tritt zu haben. Der Neger mußte voran, um die Stiegen einzuhauen: diese Arbeit erschöpfte ihn in einem Augenblicke; indem ich voran wollte, um ihn abzulösen, glitt ich ich aus, ward jedoch glücklicherweise mit Kraft von Hall und meinem Neger festgehalten. Während eines Augenblickes waren wir alle drei in großer Gefahr. Dieser Unfall machte uns einen Augenblick wankend; allein wir schöpften neuen Muth und drangen vorwärts; der Schnee ward günstiger, wir strengten uns noch einmal an und um 1 Uhr 3/4 waren wir auf dem so ersehnten Kamme. Hier überzeugten wir uns, daß es unmöglich sei, mehr zu thun, wir fanden uns am Fuße eines Trachyt-Prismas, dessen obere mit einer Schneekuppel bedeckte Basis den Gipfel des Chimborazo bildet.

Der Kamm, bis zu welchem wir vorgedrungen waren, hatte nur einige Fuß Breite. Von allen Seiten waren wir von Abgründen umgeben, rund um uns boten sich die seltsamsten Gestaltungen dar. Die dunkle Farbe des Felsen stand im schneidensten Contraste mit der blendenden Weiße des Schnees. Ungeheure Eiszacken schienen über unsern Häuptern zu hangen, man hätte sie für eine Cascade halten sollen, die so eben gefroren war; das Wetter war entzückend; man sah blos einige kleine Wolken im Westen; die Luft war vollkommen ruhig; unser Blick umfaßte eine ungeheure Ausdehnung; unsere Stellung war neu; wir empfanden die lebhafteste Satisfaction.

Wir hatten 6004 Metres absoluter Höhe erreicht, die größte, so viel ich glaube, zu der sich je Menschen auf Gebirgen erhoben haben.

Um 2 Uhr hielt sich das Barometer auf 371 MM 1 (13 Zoll 8½ Linien), das Thermoter am Barometer stand auf 7°, 8 C. In dem Schatten eines Felsen zeigte das freie Thermometer ebenfalls 7°, 8 an. Ich suchte vergebens eine Felshöhle, worin ich die mittlere Temperatur der Station hätte nehmen können. Einen Fuß tief unter dem Schnee zeigte das Thermometer 0°; allein dieser Schnee war im Schmelzen und das Instrument mußte offenbar die Temperatur des schmelzenden Eises anzeigen.

Nach einigen Augenblicken Ruhe hatten wir uns gänzlich von unseren Strapatzen erholt; keiner von uns erfuhr die Unfälle, welche die meisten Menschen empfanden, welche hohe Berge bestiegen haben. Drei Viertelstunden nach unserer Ankunft schlug mein Puls, so wie auch der des Obristen Hall 106 mal in einer Minute: wir hatten Durst, wir hatten offenbar einen leichten Fieberanfall, allein dieser Zustand war keineswegs beschwerlich. Die Fröhlichkeit meines Freundes war außerordentlich; unaufhörlich hörte man ihn die piquantesten Dinge sagen, wie beschäftigt er auch war, die uns umgebende Eishölle, wie er sich ausdrückte, zu zeichnen. Die Stärke des Schalles schien mir auf eine merkwürdige Weise gemindert; die Stimme meiner Gefährten war dermaßen modifizirt, daß es mir in jedem andern Falle unmöglich gewesen wäre, sie zu erkennen. Das geringe Geräusch, das die Hammerschläge hervorbrachten, die ich mit verdoppelter Kraft den Felsen gab, setzte uns ebenfalls in nicht geringes Erstaunen. Die Verdünnung der Luft bringt gemeiniglich in Personen, welche hohe Berge erklettern, auffallende Wirkungen hervor. Auf dem Gipfel des Mont-Blanc empfand Saussure Uebelkeit, eine Disposition zum Herzweh; seine Führer, die übrigens alle Bewohner von Chamouni waren, hatten die nämliche Empfindung. Diese Unbehaglichkeit vermehrte sich, wenn er sich ein wenig bewegte, oder wenn er bei Beobachtung seiner Instrumente seine Aufmerksamkeit spannte. (Fortsetzung folgt.)

Denkmale
der Regierurg Mohammed's II.

(Fortsetzung.)

Die Stelle des ersten Mufti des Reiches wurde nach der Eroberung Constantinopels dem Richter der Hauptstadt, Chisrbeg, in der Folge dem Richter von Adrianopel, dann einem Muderris oder Rector einer hohen Schule übertragen, dann wieder selbstständig verliehen; aber der Ertheiler des entscheidenden Ausspruches in zweifelhaften Fällen des Gesetzes hatte damals noch keinen entscheidenden Einfluß auf die Schlichtung der Geschäfte, noch nicht den ersten Rang unter den Würdenträgern des Gesetzes, welchen die beiden Kadiaskere von Europa und Asien, nach ihnen der Chodscha des Sultans und der Richter von Constantinopel vor dem Mufti behaupteten. Das ordentliche Einkommen der Kadiaskere war nur auf tägliche 500 Aspern bemessen, doch betrugen die Sporteln das Zehnfache. Sie hatten damals das Recht, an Diwanstagen unmittelbar nach den Wesiren zur Audienz des Sultans vorgelassen zu werden, und demselben die Geschäfte unmittelbar vorzutragen. Die Dienstage und Mittwoche ausgenommen, hielten sie alle Nachmittage in ihrer eigenen Wohnung Diwan, wo ihnen die Rich-

ter und Vorsteher der Collegien aufwarteten. Sie verliehen alle Stellen von Kadi und Muderris, der von Rumili die Europäischen, der von Anatoli die Asiatischen, mit Ausnahme der Kadi-Stellen von hundertfünfzig täglichen Aspern, und der Muderris-Stellen von vierzig Aspern täglichem Gehalte zu Constantinopel, Adrianopel und Brusa, über deren Verleihung sie dem Großwesire Vortrag erstatten mußten.

Die Defterdare oder Buchführer der Register der Rechnungskammer sind die dritte Säule des Reiches und Stütze des Diwans. Ob das Wort Defter, ein Steuerregister, ursprünglich aus dem Persischen ins Griechische übertragen worden sei, ist zweifelhaft, denn nach den Morgenländischen Geschichtschreibern war der Defter oder das Steuerregister eine alt-Persische Einrichtung, so wie der Schatz ursprünglich dasselbe Wort mit dem Griechischen Gaza und dem Persischen Chasine. Selbst nach dem Sturze des Thrones der Chosroen wurden die Steuerregister unter Chalifen in Persien Persisch, in Syrien und Egypten Griechisch fortgesetzt, bis der Chalife Abdulmelek dieselben in Persien, und sein Sohn Welid auch in Syrien und Egypten Arabisch zu führen befahl. Unter der Herrschaft der Seldschuken, unter denen die Buchhalter Perser, wurden die Register wieder Persisch geführt, wie unter den Nachfolgern Dschengis-Chans Türkisch durch die Uiguren, und in Egypten Koptisch durch die Kopten. Als unter Ghajaßeddin II., Keichosrew dem ohnmächtigen Herrscher der Seldschuken Klein-Asiens, Karaman, der Stifter der nach ihm genannten Dynastie, die besten Persischen Buchhalter hatte hinrichten lassen, führte er in der Buchhaltung halb Persische, halb Türkische Steuerregister ein, welche mit einer besonderen gebrochenen Schrift noch heute auf dieselbe Art im Osmanischen Reiche fortgeführt werden. Zu des Eroberers Zeit war nur ein einziger Defterdar (später waren deren vier), welcher der Defterdar Rumili's hieß, und welchem ein Gehülfe für die Asiatischen Länder beigegeben war. Die acht und zwanzig Kammern, in welche die Osmanische Finanzstelle eingetheilt ist, sind derselben viel später zugewachsen. Die Defterdare liegen an Dienstagen mit den Wesiren zugleich zur Audienz, durften aber nur über solche Gegenstände vortragen, zu deren Vortrage der Großwesir, welchem die Vorträge vorgelegt werden mußten, seine Einwilligung gegeben.

Die vierte Stütze des Diwans und Säule des Reiches sind endlich die Nischandschi, oder Secretäre für den Namenszug des Sultans, welche ursprünglich die eigentlichen Staatssecretäre, und als solche Mitglieder des Diwans, während der Reis-ul-kuttab oder Vorsteher der Schreiber in demselben keinen Ehrensitz hatte, und erst viel später zu dem heutigen Vorrange über den Nischandschi gelangte, dessen Amt, ohne eingreifende Wirksamkeit in die Führung der Geschäfte, zu nicht viel mehr, als einem bloßen ehrenvollen Titel herabgesunken. Die Obliegenheit, den Fermanen und Diplomen das Tughra, d. i. den verschlungenen Namenszug des Sultans, an die Stirne zu setzen, übte der Nischandschi anfangs selbst, heute nur durch seine Gehülfen aus. Diese Fertigungsformel des Herrschers heißt noch heute, wie schon unter den Chalifen, Tewkii, d. i. Bestätigung der Begebenheit, und wurde zur Zeit des Chalifates anfangs vom Wesire, und später vom Staatssecretäre beigesetzt, welcher der Staatssecretär der Fertigung hieß. Der ersten Einrichtung des Osmanischen Kanuns gemäß durchsah und bestätigte der Nischandschi die vom Reis entworfenen Aufsätze der Befehle und Diplome; heute setzt er durch seine Gehülfen blos den Namenszug des Sultans an die Stirne, nachdem der Durchseher der Geschäftsaufsätze (Mumejis), der Staats-Referendär (Beglikdschi) und der Staatskanzler (Reis) ihre Bestätigungszeichen (Ssahh) beigesetzt haben. Diese sind also die vier Säulen des Reiches und Stützen des Diwans, welche im selben des Vorrechtes des Ehrensitzes auf dem Soffa genießen, und denen die Aemter ursprünglich blos durch die mündliche Botschaft von Seite des Sultans verliehen wurden, weil durch das ihnen geschenkte Zutrauen (wie Aali sagt) ihre Person die Stelle schriftlicher Fertigung und Urkunde vertrat.

Von der hohen Pforte des Großwesirs und der Pforte des Defterdars wenden wir uns zur Pforte des Janitscharen-Aga, welcher mit den übrigen Aga, Befehlshabern der Truppen, die Classen der äußern Aga bildet, im Gegensatze der inneren, welche blos zum Hofstaate gehören. Der erste der äußeren Aga ist der Janitscharen-Aga, der ursprünglich nur 500 Aspern tägliche Besoldung hatte, dessen Zulage von Gerstengeld aber bis 60,000 Aspern stieg. Als Vorsteher der ausübenden Macht, zur Sicherstellung der Hauptstadt, stand er unter dem Großwesire, wie der Richter von Constantinopel unter dem Heeresrichter Rums. Er ward zum Beglerbege Rumili's oder zum Kapudanpascha befördert, und (wenn nur halb verungnadet) gewöhnlich zum Sandschakbeg von Kastemuni ernannt, wie ein halbverungnadeter Großwesir zum Befehlshaber der Flotte und Sandschakbeg von Kallipolis. Er berichtete über wichtige, die öffentliche Ruhe störende Vorfälle an den Großwesir, oder unmittelbar an den Sultan, doch durfte weder er, noch einer der andern Aga Strafgelder nehmen, welche blos dem Polizeivogte anheim fielen; sein Vortrag über die Verleihung aller Stellen des Janitscharen-Corps war entscheidend, nur die des Secretärs des Corps wurde weder aus demselben, noch von Aga, sondern unmittelbar vom Großwesire, und mit einem Fremden als Gegenführer der Geschäfte besetzt. Die Zahl der Janitscharen war noch immer die bald nach ihrer Errichtung vollgemachte von zwölftausend. Der Zucht des Stockes waren nicht nur die Gemeinen, sondern auch die Offiziere unterworfen; Mohammed II. ließ in einem Feldzuge wider Karaman allen Obersten der widerspänstigen Regimenter Stockstreiche geben. Von dem regelmäßigen Fußvolke, den Asaben, deren gewöhnliche Zahl 30,000, Mosellimen, Jaja und Woinak, ist bei der Errichtung derselben die Rede gewesen; von ihren Befehlshabern erwähnt die Geschichte in dieser Epoche des Aga der Asaben zu wiederholten Malen.

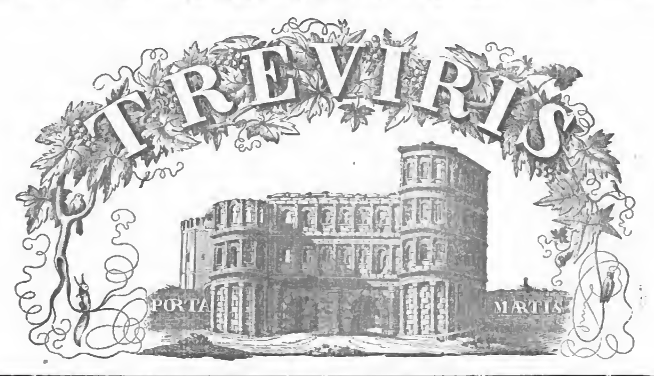
(Fortsetzung folgt.)

A. Priesch, Redacteur.

(Auf dem Breitenstein No. 1155.)

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 12. December. N°. 99.



Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro November 1835.

I. Witterung.

In der Witterung des verflossenen Monats November machten sich auffallend rasche Uebergänge bemerkbar. Die vom October sich übertragende Nässe wechselte am 4. und 5. mit heftigem Froste und reichlichem Schnee; auf beide folgten gegen den 18. schöne warme Tage, welche, von lauen Regengüßen unterbrochen, noch jetzt andauern.

Am 14. Morgens stand das Thermometer auf 10° unter dem Gefrier-Punkte, am 19. zur nämlichen Stunde 5° über demselben.

So frühzeitige strenge Kälte ist in hiesiger Gegend ganz ungewohnt, nur vom Herbste 1784 her wollen sich alte Leute eines ähnlichen Falles erinnern.

Da, wo man noch mit der Erndte der Kartoffeln, Rüben und Gemüse im Rückstande war, wurde der Frost nicht allein hinderlich, sondern selbst nachtheilig; indessen hat sich die Menge der Kartoffeln, welche durch die Kälte gelitten haben, nicht so bedeutend ergeben, als man anfangs besorgte. Auch für die Wintersaat fürchtete man, doch ohne Grund; sie hat sich unter dem Schutze der Schneedecke üppig wie früher erhalten, und die nun wieder eingetretene gelinde Witterung bietet unsern Landleuten erwünschte Gelegenheit dar, was in der Erndte und Ackerbestellung noch zurückgeblieben ist, vollkommen nachzuholen.

Die Weinlese ist, obwohl sie im October mit Nässe und im November mit Frost zu kämpfen hatte, allenthalben als beendigt zu betrachten; in ihren Ergebnissen aber, besonders rücksichtlich der Qualität, nicht nach Wunsche ausgefallen.

Barometerstand, höchster: 28. 8.
niedrigster: 26. 9.

Herrschende Winde während des Frostes: Nord; im letzten Drittheil des Monats: Südwest.

II. Mortalität.

Der Gesundheitszustand der Menschen war im Allgemeinen recht befriedigend, doch konnte es nicht fehlen, daß der überaus schnelle Wechsel der Temperatur von fühlbarem Einflusse wurde und manche, ganz besonders Catarrhal- und rheumatische Uebel im Gefolge hatte.

Nichtdestoweniger zeigte sich die Sterblichkeit gering und bot keine ungewöhnlichen Erscheinungen dar.

Verunglückte zählten wir im Laufe des Monats November nur sechs, darunter drei Kinder, im zarten Alter, welche durch Brandverletzung, durch Verbrühen mit heißem Wasser, resp. durch Ersticken den Tod fanden.

Da, wo die Eltern der Vorwurf grober Unvorsichtigkeit trifft, sind die Fälle in nähere Untersuchung gezogen. Zwei Individuen wurden beim Fällen von Bäumen erschlagen, und eine Person fand bei dem Brande zu Speicher ihren Tod.

III. Schädliche Natur-Ereignisse.

In der Nacht vom 5. auf den 6. brach zu Speicher, wahrscheinlich in Folge unvorsichtiger und polizeiwidriger Flachsbereitung, im untern Dorfe Feuer aus, das bei der Gefahr bringenden Bauart der eng zusammenhängenden, nur mit Strohdächern versehenen Gebäude, und begünstigt von einem scharfen Nordostwinde, binnen wenigen Stunden 67 Häuser nebst 44 Scheunen und Ställen einäscherte. Erst später gelang es den zweckmäßigen Anordnungen und den Bemühungen der zur Rettung zahlreich herbeigeeilten Bewohner der Nachbarschaft, in Verbindung mit den Ortseingesessenen den Flammen Einhalt zu thun.

Die Abgebrannten gehören meistens der dürftigsten Classe an und haben einen großen Theil ihrer Vorräthe an Früchten, Fourage und Mobilien, welche letzteren freilich nur von geringem Werthe sind, eingebüßt.

Auch einige Stücke Vieh sind verloren gegangen.

Ein halb blinder Mann stürzte in seinem brennen-

den Hause vom 2. Stocke auf einen Balken herunter und verschied bald darauf an den Folgen dieses Sturzes.

Der augenblicklichen Noth ist sofort durch milde Beiträge der verschont gebliebenen Orts-Einwohner und jene der benachbarten Ortschaften, namentlich Dudeldorf, Metterich, Orsdorf, Herforst, Preist, Beilingen, Sülm, Idenheim rc. rc. Binsfeld im Wittlicher, Ohrenhoven und Zemmer im Trierischen Landkreise, auf das bereitwilligste abgeholfen worden. In den geräuschlosen Einleitungen hierzu gebührt vorzüglich dem Herrn Pfarrer München zu Speicher dankbarste Anerkennung.

32 der obdachlos gewordenen Familien haben einstweilen in ihren nothdürftig eingerichteten, mit Nothdächern versehenen Behausungen ein Unterkommen gefunden; die übrigen sind theils auf den Hausirhandel gezogen, theils bei Verwandten und Bekannten untergebracht.

Bis auf einige Hütten sind alle abgebrannten Häuser in der Brandversicherungs-Anstalt der Regierungs-Bezirke Trier und Coblenz. Die Verhandlungen über Aufnahme des Brandschadens liegen uns noch nicht vor, doch wird die Gesammtentschädigungssumme, nach einem vorläufigen Ueberschlage, den Betrag von 10,000 Thalern wahrscheinlich noch übersteigen.

Außerdem werden von Brandunglück heimgesucht die Orte: Bettingen, Zerf, Weierweiler, Aussen, Schwarzenholz, Wustweiler und Merzig.

Doch nur in letztgedachtem Orte war der Schade von Bedeutung und wird auf 2291 Thlr. angeschlagen.

Hülfe und Unterstützung zeigte sich auf amtlichem, wie auf dem Privatwege, in löblicher Weise thätig.

IV. Der Wohlstand

ist auf dem Lande im Allgemeinen nicht im Fortschreiten begriffen, was lediglich der fühlbaren Erlahmung des Handels und Verkehrs beizumessen ist. Unsere Weinbauern haben gefüllte Keller, aber geringen Absatz; der hierdurch veranlaßte Geldmangel wirkt nachtheilig zurück auf die Verwerthung der Produkte des Ackerbaues, und zwar um so empfindlicher, je weniger der durch die Sperre der Nachbarstaaten Frankreich und Belgien gehemmte Viehhandel die sonst so wesentlichen Hülfsquellen bietet. Bei diesen Hindernissen des Wohlstandes auf dem platten Lande kann sich auch der Stand der Handwerker nicht zum günstigsten entwickeln.

Viel Hoffnung hat die neuerdings laut werdende Nachricht einer Annäherung Belgiens an den Deutschen Zollverein rege gemacht, möge sie sich recht bald realisiren und mehrern Produkten den längere Zeit schmerzlich vermißten Abfluß wieder eröffnen; nur in den größern Städten, wo sich der Handel einen freiern Markt sichert, und in den Gegenden des Hochwaldes macht sich ein Zunehmen des Wohlstandes bemerkbar; der in den letztgedachten Gegenden ohne Zweifel der Vertheilung der Wildländereien zuzuschreiben ist, welche dort einen recht erfreulichen Fortgang nimmt; auch will man in an Rheinbaiern grenzenden Ortschaften, als Folge der Zollvereinigung, eine Steigerung des Nahrungsstandes wahrnehmen.

V. Landes-Cultur.

Der längere Zeit andauernden Hemmung im Absatze unserer Landes-Produkte ungeachtet heben sich Ackerbau, Viehzucht und Weinbau sichtlich.

Die Boden-Cultur dehnt sich mit regem Fleiße auf Ländereien aus, welche früher als ödes Land müßig lagen; besonders zeichnet sich der Kreis Prüm hierin vortheilhaft aus. Das sogenannte Schiffeln wird besonders stark und mit Vortheil betrieben. Kommt hierbei auch Vieles auf Rechnung der steigenden Population, so bemerkt man doch mit Vergnügen, daß unsere Landwirthe gelehriger werden, von alten Vorurtheilen mehr und mehr ablassen und sich mit den neuen Erfahrungen bereichern. Für Waldculturen bewiesen die Gemeinden in diesem Jahr viel Sinn und regen Eifer.

Der Gesundheitszustand der Hausthiere ist gut.

Der Preis der Lebensmittel wich von jenem des Monats October ganz unbedeutend ab.

		Rth.	Sgr.	Pf.
1) Weizen der Scheffel	. .	1	16	10
2) Roggen " "	. .	1	5	7
3) Gerste " "	. .	1	"	6
4) Hafer " "	. .	"	20	1
5) Erbsen " "	. .	1	13	7
6) Kartoffeln "	. .	"	11	"
6) Heu " Centner	. .	"	23	"
7) Stroh " "	. .	"	18	10

VI. Gewerbbetrieb.

a) Im Allgemeinen dreht sich derselbe wesentlich um den Absatz inländischer Erzeugnisse; und leidet, mit Ausnahme der größern Städte, sehr unter der herrschenden Geldarmuth; einen Beweis hierfür liefert die Erscheinung, daß sich eine Menge Gewerbtreibende immer mehr zur Landwirthschaft hinneigt.

b) Die Kohlenbergwerke erfreuen sich eines fortwährenden schwunghaften Betriebs.

c) Unsere Fabriken, namentlich die Eisenwerke, Glashütten, chemische Fabriken, Taback-Manufakturen haben volle Beschäftigung. Die Fayence-Fabrik in Mettlach wird jetzt stärker betrieben, als je, und die Tapetenfabrik zu Trier macht gute Geschäfte.

Auch die Gerbereien erfreuen sich eines lebhaften Betriebs, und hört man nicht allein den Absatz in der verwichenen Herbstmesse loben, sondern auch von nachhaltigen Bestellungen.

Eine Dampfmaschine von 40 Pferde Kraft, welche bei eintretendem Wassermangel zum Betrieb des Dillinger Werks verwendet werden soll, ist ihrer Vollendung nahe; dasselbe ist der Fall mit einer Dampfmaschine von 10 Pferde Kraft, welche von dem königl. Bergamte in Ensdorf angebracht wird, um das Wasser des dortigen Stollen zu gewältigen, was wir uns nachträglich ad b zu bemerken erlauben.

d) Im Handel ist es fortwährend still, namentlich liegt der Viehhandel fast ganz darnieder.

Ungeachtet der vorzüglichen Güte des 1834er Weins findet derselbe doch nicht den raschen Abgang, den man erwartete, und die Vortheile, die er dem Verkäufer darbietet, werden großentheils durch die Vorschüsse verschlungen, welche der diesjährige Herbst erheischte, ohne günstige Procente zu versprechen.

Der Preis des 1835er Weins steht für bessere Sorten zwischen 20 und 30 Thlr. und sinkt für geringere bis auf 16 und 12 Thlr. pro Fuder.

Lohe und Kleesamen hat einigen Absatz gewonnen.

Die mit dem Handel eng verbundene Schifffahrt leidet ebenfalls unter den Stockungen des Verkehrs und wurde bei der herrschenden Kälte durch das Treibeis auf einige Tage ganz unterbrochen. Verladen werden jetzt meist nur Feuerungs-Materialien.

Auch ist eben diesen Bewohnern ein lebendiger Sinn für



VII. Wohlthätigkeit und Menschenliebe

nicht abzusprechen, wofür namentlich die Hülfeleistungen bei den verschiedenen Brandunglücksfällen, mehrere Lebensrettungen und die freigebige Unterstützung der Armuth überzeugende Belege liefern.

In letzterer Hinsicht verdient es einer hervorgehobenen Erwähnung, daß zu Saarbrücken aus freiwilligen Beiträgen ein Fonds zur Errichtung einer Armenschule und Arbeits-Anstalt gebildet wird, welcher mit einigen dazugekommenen Geschenken, worunter 1000 Rthlr. von dem kürzlich verstorbenen Herrn Friedrich Philipp Stumm, bereits bis auf 7000 Rthlr. angewachsen ist.

VIII. Verbrechen.

Erwähnung verdienen unter diesem Rubrum zwei Versuche zum gewaltsamen Einbruche in das Bureau des Steuer-Einnehmers Hrn. Herges und in den Laden der Wittwe Bernasco in Trier; ferner zwei Fälle qualificirter Mißhandlungen, welche den Tod der verletzten Personen zur Folge hatten. Sämmtliche Fälle sind bereits Gegenstand der gerichtlichen Untersuchung.

IX. Gemeinde-Wesen

gibt uns pro November zu keinen Bemerkungen Anlaß.

X. Kirchen- und Schulwesen.

Das Gymnasium in Saarbrücken ist durch eine neue Classe erweitert worden, in welcher Knaben von 7 — 9 Jahren zu dem eigentlichen Gymnasial-Unterrichte vorbereitet werden sollen.

Am 17. wurde der dem Professor und Director Wyttenbach höhern Orts beigegebene zweite Director des hiesigen Gymnasiums, Professor und Oberlehrer Lörs, feierlich installirt.

Im Allgemeinen ist der Schulbesuch in unsern Elementarschulen, welcher Anfangs dieses Monats allenthalben wieder begonnen hat, recht fleißig. Von religiösen Umtrieben verlautet nichts.

XI. Gewerbe-Polizei auch in Beziehung auf Produktion.

Hierüber werfen sich, in Absicht des verflossenen Monats, keine Bemerkungen auf;
eben so wenig über

XII. Oeffentliche Bauten, einschließlich der Wegebauten.

Jahreszeit und Witterung war letztern gleich ungünstig.

XIII. Verwaltungs-Organisation.

Am 2. November fand zu Saarbrücken die Installirung des dortigen neu errichteten Landgerichts für die Kreise Saarbrücken, Saarlouis, Ottweiler und St. Wendel statt, und datirt sich hiernach zugleich die Auflösung des ehemaligen Landesgerichts zu St. Wendel.

XIX. Sonstige allgemeine, wichtige und merkwürdige Nachrichten.

Am 7. wurde an dem Barrierhause zu Pallien ein 2 — 3 Wochen altes Kind weiblichen Geschlechts ausgesetzt gefunden. Das Kind ist vorläufig versorgt. Gegen die Mutter, eine fremde Person, welche sich Maria Hoffmann nennt, und auf flüchtigem Fuße ist, wurde die geeignete Verfolgung eingeleitet.

Am 9. starb zu Mauel, Kreis Prüm, ein Mann, Namens Nicolas Köwes, in dem ansehnlichen Alter von 101 Jahren.

Johann Ludwig Werner,

ward am 13. November 1759 zu Trier geboren. Sein Vater, Simon Daniel Werner, war Oberschultheiß zu St. Matthias. Dieser starb am 24. April 1776 und hinterließ seinen vier Kindern ein eben nicht hinreichendes Vermögen, um damit eine glänzende Erziehung zu erhalten. Johann Ludwig, der älteste dieser Kinder, schien anfangs auf der Bahn der Wissenschaft keine vielversprechende Fortschritte zu machen. Erst als er seinen juristischen Curs begann, schien er ernsthafter die Zukunft zu beherzigen, als es unser Geschlecht in den Schuljahren zu thun pflegt. Er war damals mein Nachbar, und ich habe wahrgenommen, daß derselbe manche Nächte über seinen Büchern zubrachte. Das Deutsche Staatsrecht und die Deutsche Reichsgeschichte schienen ihn vorzüglich anzuziehen. Nach der Abberufung unseres vortrefflichen Publizisten Peter Anton Frank von Trier nach Mainz (1781) bestieg Neller diesen Lehrstuhl; und nach dessen Tod (1783) erhielt ihn Werner mit dem Titel eines kurfürstlichen Hofraths. Er stand nun hier auf einem Posten, welcher ausgebreitetere Kenntnisse erforderte, als man von einem 25jährigen Manne erwarten konnte; indessen hatte derselbe einen hellen Kopf und eine liberale Denkungsart; diese letztere Eigenschaft erschwerte ihm den Grad eines Doktors der Rechte, so wie einem seiner ehemaligen Vorgänger, dem gelehrten Publizisten, Hofrath Prätorius *). Einige gaben sich Mühe, (Werner erklärte mir dieses selbst) ihn bei dem Hofe zu Koblenz in ein gehässiges Licht zu stellen; und dieses dann um so leidenschaftlicher, als Werner in einer Ankündigung verschiedener Sätze aus der Rechtswissenschaft und der Deutschen Reichsgeschichte, welche die Herrn Richter von Andernach und J. H. Wyttenbach von Bausendorf öffentlich mit Muth und Einsicht vertheidigten, der bekannten Constantinischen Schenckung ernstlich zu Leibe gegangen war. Bei Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung, bei welcher Werner den Vorsitz hatte, wurde ein Mitglied der juristischen Fakultät durch die von demselben behaupteten Sätze so lebhaft ergriffen, daß er Werners Abhandlung zu Boden warf und mit einem Fußtritt beehrte: dieses Gelehrtenkompliment war etwas beleidigender, als jenes, welches Professor Neuter unserem Neller machte **).

Werner kam bald hernach als Lehrer der Deutschen Reichsgeschichte und des Deutschen Staatsrechts an die Universität nach Bonn: aber auch hier blieb er nicht lange und kam als Reichshofrath nach Wien, wo er seinen Freund und Gönner, den Reichshofraths-Referendarius Peter Anton Frank, antraf. Beide wurden von dem Kaiser geadelt. Nachdem durch die große politische Veränderung Deutschlands Verfassung abgeändert wurde, kam der nunmehrige Freiherr von Werner als Appellations- und Obergerichts-Präsident nach Brünn in Mähren. Im Jahr 1809 gab er zu Wien folgendes Werk heraus: Regenten-Maximen aus den Schriften Ludwigs XIV. von Frankreich, Friedrichs II. von Preußen und Gustavs III. von Schweden gezogen, in einem systematischen Zusammenhange als ein Beitrag zum Unterrichte künftiger Regenten rc. Wien 1809. Später hat der Freiherr von Werner

---

*) Siehe die Trier. Kronik v. Monat Mai 1823 S. 119.
**) Siehe die Trier. Kronik v. J. 1825 S. 259. Note 1

dieses Werk Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen überreicht, welcher den Verfasser mit folgendem Schreiben beehrte:

„Herr Baron!

„Ich bin Ihnen für die Ueberschickung Ihrer Re„gentenmaximen sehr verbunden; die königl. Schrift„steller, die Ihnen die Materialien zu diesem interes„santen Werke geliefert haben, sind mir wohl bekannt: „meine Theilnahme an ihrer Schrift ist dadurch noch „erhöht worden, und ich habe mich sehr gefreut zu „sehen, mit wie vieler Einsicht und Sachkenntniß Sie „die bedeutendsten Stellen ausgehoben und zu einem „Ganzen verflochten haben, welches würdig ist, allen „denen, die zum Herrschen berufen sind, recht früh „in die Hände gegeben zu werden. — Wie glücklich! „wären jene Maximen so leicht festzuhalten und zu er„reichen, als die Bewunderung für die großartigen „Charaktere, die Sie aus der Kenntniß ihrer selbst „und der Menschen schöpften, natürlich ist. Sie stets „im Auge zu behalten, erscheint schon als ein hohes „Ziel, und gewiß haben Sie zur Erreichung desselben „durch ihr Werk nicht wenig beigetragen.

„Empfangen Sie die Versicherung meines Wohl„wollens und meiner ausgezeichneten Hochachtung.

„Berlin den 1. December 1824.

„Friedrich Wilhelm,
Kronprinz von Preußen."

Ein Exemplar dieses Werkes, nebst einer beigelegten Abschrift des obigen Briefes, verehrte der Verfasser unserer Stadtbibliothek zum Andenken und hat noch folgende Worte beigeschrieben:

„Der Trierischen Stadtbibliothek zum Unterpfand „dankbarer Anhänglichkeit an seine geliebte Vaterstadt „gewidmet von J. L. Werner: zu Trier geboren den „13. November 1759, Hofrath und Staatsrechtsleh„rer 1784 bis 1790, dermalen Kaiserlich-Oesterreich„ischem wirklichen Geheimerathe und Mährisch-Schlef„sischem Appellations- und Obergerichts-Präsidenten. „Brünn ꝛc.

Einige Zeit hernach kam Herr von Werner nach Wien zurück und starb daselbst am 16. März 1829.

M. F. J. Müller.

Denkmale
der Regierung Mohammed's II.
(Fortsetzung.)

Die regelmäßige Reiterei zerfiel in das Corps der Sipahi und Silihdare, denen die vier Rotten der Söldlinge und der Fremdlinge des rechten und linken Flügels beigesellt waren. Die Aga dieser sechsfachen regelmäßig berittenen Truppe waren die sechs Generale der Reiterei, die, nur mit hundert Aspern täglich besoldet, sechszehn bis siebzehn tausend Aspern als Gerstengeld Zulage hatten; die Zahl der Mannschaft war unter dem Eroberer, im Vergleiche mit späterer Zeit, sehr gering. Das Corps der Sipahi und Silihdare war nur ein Paar Tausend, die vier Rotten, jede nur tausend Mann, und folglich die ganze regelmäßige Reiterei nicht über acht tausend Mann stark. Desto zahlreicher waren die Schwärme der Streifer und Renner (Akindschi), welche die feindlichen Länder wie eine verheerende Sündfluth überschwemmten, deren Anführer aber nicht zu den äußern Aga, d. i. zu den Generalen regelmäßiger Heeresmacht, gezählt wird. Zu denselben gehörten noch der Topdschibaschi, d. i. der General der Artillerie, der Dschebedschibaschi, das ist der General des Munitionswesens, der Toparabadschibaschi, d. i. der General des Fuhrwesens, und der Mehterbaschi, d. i. der General der Zeltaufschläger oder der Generalquartiermeister. Nebst diesen zwölf Generalen werden zu den äußeren Aga noch die zwölf Herren des kaiserlichen Steigbügels gerechnet, welche des Vorrechtes genossen, wenn der Sultan ausritt, unmittelbar an der Seite des Steigbügels einherzugehen. Diese waren der Fürst der Fahne, d. i. der Standartenträger des Sultans (Miri Aalam), die vier ersten Kammerherren (Kapidschibaschi), die zwei Stallmeister (Mirachor), der Oberst-Truchseß (Tschaschnegirbaschi), und die vier Jägermeister, nämlich die zwei Vorsteher der Falkeniere, der Oberstgeierjäger und der Oberstsperberjäger.

Von der Pforte des Staatsgebäudes, an welcher die Wachen des Heeres gelagert sind, gehen wir in die Kammern des Hofstaates ein, deren Vorsteher im Gegensatze mit den äußeren Aga, d. i. mit den Generalen der Truppen, die inneren Aga genannt werden. Dieselben theilten sich abermal in vier und vier. Der erste, und das Oberhaupt von allen, war der Kapu-Aga, d. i. der Aga der höchsten kaiserlichen Pforte, der Obersthofmeister des ganzen Hofstaates, ein weißer Verschnittener, dem dreißig oder vierzig andere mit dem Titel von Kapuoghlan, d. i. Pfortenknaben, untergeben, und zur Obhut der Pagen in den Kammern derselben vertheilt waren. Vier Pfortenknaben waren die nächsten Diener des Obersthofmeisters, nämlich der Knabe des Schlüssels, der Knabe des Handtuches, der Knabe des Sorbetes und der Knabe der Waschkanne. Der Kapu-Aga begleitete die Person des Sultans immerwährend, nur nicht, wenn sich derselbe zu Jagden oder Spazierfahrten vom Serai entfernte, in welchem Falle der Obersthofmeister zur Hut desselben zurückblieb. Der zweite der inneren Aga war der Schatzmeister (Chasinedarbaschi), wie der vorige, ein weißer Verschnittener, im beständigen Geleite des Sultans, dem er in öffentlichen Aufzügen den Staatsturban vortrug, und in der Moschee den Teppich zum Gebete ausbreitete, nachdem er sich zuvor selbst ein Paar Mal zur Erde geworfen, um auf seines Lebens Gefahr zu versuchen, ob der Boden nicht vergiftet sei. Unter ihm standen alle Arbeiten des kaiserlichen Schatzes, welche von ihm ihre Besoldung erhalten. Der dritte der inneren Aga ist der Oberstspeise- oder Kellermeister (Kilardschibaschi). Ihm liegt ob, nicht nur der Speisentracht des Sultans jedesmal vorauszugehen, sondern auch die Tafel, an welcher der Sultan speiset, selbst zu decken, für die Bereitung des Zuckerwerkes, der Latwergen und Sorbete zu sorgen, und die unter seiner Anleitung bereiteten der erste selbst zu kosten, um allen Verdacht der Vergiftung zu entfernen. Der vierte endlich der inneren Aga ist der des Serai oder der Burgvogt, welchem die unmittelbare Hut und Erhaltung des kaiserlichen Pallastes anvertraut ist. Bei Beförderungen rückte der Burgvogt in die Stelle des Oberstspeisemeisters, dieser in die des Oberstschatzmeisters, dieser in die des Obersthofmeisters vor, an die ledige Stelle des Burgvogtes wurde der Vorsteher der Pfortenknaben (Kapuoghlan Kiajasi) gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

A. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No 1155)



Ant. Schönberger, Verleger.
Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.







1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 16. December. No. 100.



Beitrag zur Geschichte der Moselbrücke zu Trier vor und nach ihrer Zerstörung im J. 1689.

Von M. F. J. Müller.

Ueber die Entstehung unserer Moselbrücke und ihre Schicksale in ältesten Zeiten wird hier keine Rede sein; diesen Gegenstand hat Herr Gymnasial-Director Wyttenbach in folgender Schrift möglichst beleuchtet: Historisch-antiquarische Forschung über das Alter der Moselbrücke zu Trier. 1826. Ich werde mich hier darauf beschränken, einige Stellen aus glaubwürdigen und gleichzeitigen Dokumenten vorzulegen, welche einige Beschreibung von diesem ehrwürdigen Alterthume geben, so wie sich dasselbe vor dem Jahr 1689 darstellte; dann über die Herstellung desselben nach seiner Zerstörung.

Nachdem im Jahr 1570 der kaiserliche Commissarius Dr. Germanus Erndlin nach Trier beordert worden war, um daselbst über Alles eine schriftliche Kunde aufzunehmen, was nur irgend zur Entscheidung des zwischen der Stadt Trier und ihrem Erzbischof über die von jener behauptete Reichsunmittelbarkeit entstandenen Prozesses dienlich zu sein scheinen könnte, hat man auch zugleich die merkwürdigsten Lokalgegenstände unserer Stadt ins Auge gefaßt.

Am 30. Juni 1571 wurde Gerhard Nauen, ein Trierischer Maler, von dem genannten kaiserlichen Commissarius zur Aufnahme und Zeichnung verschiedener demselben angezeigten Lokalgegenstände der Stadt Trier bestellt und beeidigt, um diese Zeichnungen den Prozeßakten beizulegen; unter diesen Abbildungen war auch jene unserer Moselbrücke: dieselbe war gewiß mehr befriedigend, als jene, welche uns Masenius bei Brower a. a. O. Tom. I. S. 97 vorlegt; indessen fand ich bisher von diesen Zeichnungen noch nicht die mindeste Spur.

Ein eigenes Protokoll habe ich eingesehen, in welchem verschiedene öffentliche Bauten der Stadt Trier beschrieben werden; hier einige Auszüge dieser Aktenstücke, doch nur in sofern dieselben den obern Theil der Brücke und dasjenige, was auf derselben nicht mehr sichtbar ist, betreffen.

„Gegen dem Feld zu, gerade ober der Pforten „steht ein ganz goldener St. Peter, welcher viel hö„her dann mannslang unter einem Dächle, und hält „dieser St. Peter in der rechten Hand ein Schlüssel, „in der anderen ein Buch, alles augenscheinlich wol „zu sehen rc. Die Höhe der Brücke in der Mitten „bis uff den Grund des Wassers gemessen sind sechs„zig und ein Trierischer Werkschuhe rc. Und erstlich „so haltet die Länge von dem ersten Thurm von der „Stadt an gemessen bis zu dem mittleren großen Thurm „uff der Brücken vierhundert und acht und fünfzig „Werkschuh*). Darnach ist der Mittelthurm**), durch „welchen man ausgehet, dieweil er ein Schwibogen „hat, zwei und zwanzig Schuh dick; dann von dem „mittleren Thurn ingenannt bis uff den Theil, da „die hölzen Brück bei dem Pforthäußlein anfangt, „gegen den außersten Thurm Appollonis-Berg zu, „ist es ein und neunzig Schuh rc. Ferner zeigt Syndicus dem Herrn Commissarius uff der Brücken inner„halb der beiden Thürmen die Schupp, da etwann „Mißthätige in das Wasser gestoßen ***), und auch „sunst böse Fisch, als Häring, Pickling, Stockfisch „hinabgeworffen werden." Auch bei der Herstellung der Brücke hat man eine solche mit einem eisernen Gitter gesperrte Oeffnung bestehen lassen, die aber seit dem Jahr 1806, wo die Französische Regierung an der Landseite eine merkliche Abänderung ausführen ließ,

*) An der Richtigkeit dieser Vermessung möchte ich einigen Zweifel haben.

**) Siehe die Zeichnung bei Brower Annal. Trev. Tom. 1. S. 97.

***) Vielleicht bei der Vollziehung der sogenannten Wasserprobe: siehe Nellers Exercitium juridicum vom 6. Juni 1770 S. 12 in der Note.

nicht mehr bestehet, u. das mit Recht, denn die Wasserprobe hört auf, und gegen faule Fische besteht dermalen eine Appel an die Läden der Metzger.

Die Zerstörungsgeschichte unserer Moselbrücke im Jahr 1689 rufen wir Trierer nicht ohne Leidwesen in das Gedächtniß: das verarmte Vaterland durfte an die Herstellung derselben noch sobald nicht denken, so dringend dieselbe auch jedem in die Augen leuchtete. Das Trierische Domkapitel, bei erledigtem erzbischöflichem Stuhle, beherzigte die Instandsetzung unserer Brücke von Tage zu Tage mehr. Ich erzähle nun, was ich in einem gleichzeitigen in Lateinischer Sprache von einem Augenzeugen in Handschrift hinterlassenen Dokument gelesen habe. Im Jahr 1716, am 29. August, versammelten sich bei unserem Brückenthore die Herrn Domkapitularen, der Stadtmagistrat und eine Menge Volks, um der Feierlichkeit der Einlegung des ersten Steines zu dem längst gewünschten Restaurationswerke als fröhliche Zeugen beizuwohnen. Eine goldene und eine silberne von dem Domkapitel während der Zwischenregierung geprägte Münze wurde nebst einigen anderen Gegenständen in einem bleiernen Gefäße eingeschlossen und in einen ausgehöhlten Stein eingelegt. Dieser Stein liegt in dem ersten Erker nahe der Stadt, und zwar in der Mitte desselben. Während dieser Handlung tönten Pauken und Trompeten, und der Donner der Kanonen wurde durch das Gewehrfeuer der in Parade stehenden Bürger secundirt. Bei dieser Feierlichkeit blieb es nicht; manche Thränen rollten über die Wangen edeler Trierer, welche Augenzeugen von der Zerstörung ihrer Brücke und der Mauern ihrer Vaterstadt waren!! *).

*) Ein Dichter unserer Stadt hinterließ uns damals folgende sinnreiche Zeilen:
Ne foret in lerris quidquam durabile semper,
Quando hoc non poterat frangere tempus opus,
Gallia destruxit; reparatur sede vacante,
Fiunt canonici sic modo pontifices.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Fortsetzung.)

Die ersten Spanier, welche sich auf die hohen Gebirge Amerikas wagten, empfanden, wie Acosta berichtet, Ekel und Schmerz in den Eingeweiden. Bouguer hatte mehr als einen Blutsturz in den Cordilleras von Quito; dasselbe begegnete Herrn Zumstein auf dem Mont-Rose. Endlich empfanden die Herrn von Humboldt und Bompland bei ihrer Besteigung vom 23. Juni 1802 häufig Neigung zum Brechen, und es drang ihnen das Blut aus Lippen und Zahnfleisch. Was uns anbelangt, so hatten wir in der That Athmungsbeschwerde, und eine überaus große Ermüdung, während wir uns erhoben, empfunden, allein diese Unbequemlichkeit hörte mit der Bewegung auf; sobald wir uns nur in Ruhe befanden, glaubten wir uns in unserm normalen Zustande; vielleicht darf man die Ursache unserer Unempfindlichkeit gegen die Wirkungen der verdünnten Luft unserm verlängerten Aufenthalte in den hochgelegenen Städten der Anden zuschreiben. Wenn man die Bewegung in Städten wie Bogota, Micuipampa, Potori angesehen hat, die eine Höhe von 2600 bis 4000 Metres erreichen; wenn man Zeuge gewesen ist von der Kraft und wunderhaften Beweglichkeit der Tornadoren in einem Stiergefechte zu Quito in einer Höhe von 3000 Metres, wenn man endlich junge, zarte Frauenzimmer ganze Nächte hindurch sich dem Tanze ergeben gesehen hat an Orten, die eben so hoch liegen, als der Mont-Blanc, in einer Höhe, worin der berühmte Saussure kaum so viel Kraft besaß, um seine Instrumente zu befragen, und wo seine kräftigen Bergbewohner ohnmächtig niedersanken, während sie ein Loch in den Schnee gruben: wenn ich ferner hinzufüge, daß die berühmte Schlacht von Pichincha auf einer Höhe, die der des Mont-Rose um wenig nachsteht, geliefert wurde, so denke ich, daß sich der Mensch daran gewöhnen kann, die verdünnte Luft auch der höchsten Berge zu athmen.

Auf all meinen Excursionen in den Cordilleras erfuhr ich stets bei gleicher Höhe unendlich peinlichere Gefühle, wenn ich einen mit Schnee bedeckten Abhang erstieg, als wenn ich mich auf einem nackten Felsen erhob; wir hatten weit mehr gelitten beim Erklettern des Cotopari, als beim Besteigen des Chimborazo. Dies rührt daher, weil wir uns auf dem Cotopari beständig auf dem Schnee befanden.

Die Indianer von Antisana versicherten ebenfalls, daß sie Athmungsbeklemmung erführen, wenn sie lange Zeit auf einer Schneebene wandelten; und ich gestehe, daß ich, wenn ich die Beschwerden, denen Saussure und seine Führer während ihres Bivouaks auf dem Mont-Blanc bei der einfachen Höhe von 3888 Metres ausgesetzt waren, wohl betrachte, sehr geneigt bin, dieselben wenigstens zum Theil der noch unbekannten Einwirkung des Schnees zuzuschreiben. In der That dieses Bivouak erreichte nicht einmal die Höhe der Städte Calamarca und Potosi *).

Auf den hohen Gebirgen von Perou, in den Anden von Quito erfahren die Reisenden und die Maulthiere, welche sie tragen, manchmal und fast plötzlich eine sehr große Athmungsbeschwerde; man versichert Thiere in einem Zustande, der an Scheintod grenzt, niedersinken gesehen zu haben. Diese Erscheinung ist nicht constant, und in vielen Fällen scheint sie unabhängig von den Wirkungen, welche die Verdünnung der Luft hervorbringt. Man beobachtet sie vorzüglich, wenn reichlicher Schnee die Gebirge bedeckt und das Wetter ruhig ist.

Es ist vielleicht hier der Ort zu bemerken, daß sich Saussure von seinen Beschwerden auf dem Mont-Blanc erleichtert fand, wenn sich nur der geringste Nordwind erhob. In Amerika bezeichnet man diesen Zustand der Luft, der die Athmungswerkzeuge so mächtig angreift, mit dem Namen Soroche. Dieses Wort bedeutet in der Sprache der Amerikanischen Bergleute Kies, welche Benennung hinlänglich andeutet, daß man die Ursache dieser Erscheinung in unterirdischen Ausdünstungen gesucht hat. Unmöglich ist es nicht; allein natürlicher ist es auch in dem Soroche eine Wirkung des Schnees zu suchen.

Die Athmungsbeschwerde, die ich mehrmals selbst beim Beklettern des Schnees, wenn die Sonnenstrahlen darauf fielen, erfuhr, brachte mich auf den Gedanken, daß sich durch die Einwirkung der Hitze auffallend verdorbene Luft davon befreien könnte. Was mich in diesem sonderbaren Gedanken bestätigte, war eine alte Erfahrung von Saussure, welcher zufolge er zu erkennen glaubte, daß die Luft, die sich aus den Poren des Schnees entbinde, viel weniger Sauerstoff, als die atmosphärische, enthielt. Die der Prüfung unterzogene Luft war aus den Zwischenräumen des Schnees vom Riesenhals genommen. Die Analyse derselben ward von

*) Nach H. Pentland hat Calamarca 4141 Metres Höhe u. Potosi an der am höchsten gelegenen Stelle der Stadt 4161.

Sennebier vermittels Salpetergases vorgenommen, indem er zum Vergleichen ebenfalls mit Luft von Genf operirte.

Hier mögen die Resultate, wie sie Saussure berichtet, folgen:

„Zu Genf gab eine Mischung zu gleichen Theilen „athmosphärischer Luft und Salpetergas zweimal 1,000. „Die Schneeluft gab bei demselben Verfahren einmal „1,85, das andere Mal 1,86. Dieser Versuch, wel„cher eine große Unreinheit in dieser Luft anzuzeigen „schien, hätte Untersuchungen erfordert, um die Na„tur des Gases zu erforschen, welches in dieser Luft „die Stelle des Sauerstoffes einnahm."

Ich hatte seit langer Zeit Lust, Senebier's Erfahrung zu wiederholen; denn wenn man unterstellt, daß sie ihre Richtigkeit hat, wenn man annimmt, daß die im Schnee der Gebirge eingeschlossene Luft weniger Sauerstoff enthält, als die gewöhnliche, so begreift man leicht, wie diese durch die Sonnenhitze befreite Luft, indem sie sich in der Atmosphäre verbreitete, Personen, die sie einathmeten, beschwerlich werden mußte. In dieser Absicht füllte ich eine Flasche mit Schnee auf dem Punkte Chillapullu. Als wir an dem Meierhofe des Chimborazo ankamen, war der Schnee gänzlich geschmolzen; das Wasser davon füllte ungefähr den dritten Theil der Flasche; die andern 7/8 ihres Inhaltes waren folglich von der Luft, die großentheils aus den Poren des Schnees kam, angefüllt; ich sage großentheils, denn während ich den Schnee in die Flasche that, mußte nothwendig eine beträchtliche Menge atmosphärischer Luft miteindringen. Ich zerlegte die Luft aus dem Schnee von Chillapullu mit vieler Sorgfalt vermittels des Phosphor-Eudiometer: 82 Theile Schneeluft ließen als Residuum 68 Theile Stickstoff zurück. Demnach waren 14 Theile Sauerstoff verschlungen, es enthielt folglich diese Luft 0,16 Sauerstoff. (Fortsetzung folgt.)

Sechszigjährige Erfahrung *).

Mein Sohn, ein gutes Handwerk ist ein Schatz. Du kannst dich reich nennen, so lange du nicht im Schuldbuche Anderer stehst und einen Pfennig in der Tasche hast.

Gott hat meine Arbeit gesegnet. Ich fing ohne Heller an und stehe jetzt in Reichthum und Ansehen. Die meisten Arbeiter empfinden, sobald sie von ihrer Arbeit leben können, ein Verlangen, sich in ihrem Handwerke zu vervollkommnen. Dazu muß man reisen.

Allein um mit Frucht zu reisen, muß man nie etwas vorüber gehen, ohne es wohl zu besehen; fragen muß man immer: wozu dient dies? wie macht man jenes?

Wenn du nicht reisest, wie ich so eben sagte, so ist es eben so gut zu Hause zu bleiben. Du wirst grüne Bäume, weiße Häuser, Menschen mit zwei Beinen sehen; das Alles aber findest du eben so gut in deiner Heimath.

Ich habe Handwerker gesehen, welche sich lange Zeit in großen Hauptstädten aufgehalten hatten und von Paris nur die Boulevards und das Palais-Royal, von Straßburg nur den schönen Thurm u. s. w. kannten.

So wie man oft aus den Gesichtszügen die guten und bösen Eigenschaften eines Menschen erkennt, eben so gibt es viele Städte und Dörfer, deren äußerer Anblick uns auf das Uebrige schließen läßt.

Wenn du in einem Dorfe viele Schenken siehst, so sei versichert, daß du wenig Sparsamkeit, wenig häusliches Glück und viele faule Taugenichtse darin finden wirst.

Begegnest du den Bauern nicht schon bei Sonnenaufgang auf dem Felde, so sei versichert, daß du sie noch lange nach Sonnenuntergang in der Schenke treffen wirst.

Hörest du zu häufig die Glocken läuten, um die Ruhe- und Festage anzukündigen, so thue viel Münze in die Tasche, denn du wirst sie nöthig haben, weil dir viele Bettler begegnen werden.

Eine Stadt worin man am Tage Gallawagen begegnet und deren Straßen des Abends nicht beleuchtet sind, gleicht einem coquetten Mädchen, das unter einem seidenen Kleide ein zerrissenes Hemde trägt.

Wo kein Gesetz herrscht, ist deine Faust dein einziger Beschützer; da wo du bei jedem Tritte auf Verordnungen und Reglements stößest, nimm dich in Acht vor Prokuratoren und Gendarmen.

Eine Stadt, in deren Straßen Gras wächst, ein Land, dessen Straßen schlecht unterhalten sind, versprechen dem Nichts, der Arbeit sucht. Gehe deines Weges und halte dich da nicht auf.

Wo du viele magre blasse Mädchen siehst, da wird viel getanzt und wenig gearbeitet.

Wo man an den Werktagen Lustpartien macht, da sei man auf der Hut gegen Bankerotte.

Beurtheile die Frömmigkeit einer Stadt nicht nach der Zahl ihrer Kirchthüeme, noch die eines Dorfes nach dem Reichthume seiner Kirche; beurtheile das Vermögen eines Mannes nicht nach seinem schönen Kleide und seinen seidenen Strümpfen; beurtheile nicht nach dem Schilde eines Wirthshauses, ob man guten Wein oder gutes Bier darin trinkt. Alle diese Dinge sind oft nur da, um Leichtgläubige zu täuschen. Die wahre Frömmigkeit ist bescheiden und ruhig; der Reichste ist meistens auch der Bescheidenste; guter Wein findet auch ohne Schild seine Trinker.

Willst dn ein glücklich Land bewohnen, so erkiese jenes, wovon die Zeitungen am wenigsten sprechen.

Wo die Bauern grob sind und Niemanden grüßen, da wissen die Ochsen an der Raufe besser Bescheid, als der Magister in der Schule.

Wo die Bauern die Herrn bis zur Erde grüßen oder ihnen die Hände küssen, da halte dich nicht auf, denn in der Gegend findet sich ein Dorftyrann; entgehst du seinen Klauen, so betrügen dich seine Sclaven.

Um zu wissen, ob eine Stadt groß sei oder klein, brauchst du sie nicht im Kreise zu umgehen, noch auf einen Thurm zu steigen. Gib blos Acht in den Strassen, ob sich viele Menschen kennen und begrüßen; je mehr des Hutabziehens, desto kleiner die Stadt. (Schluß folgt.)

*) Journal des connaissances utiles. 1er avril 1832. N. 4. pag. 100.

Denkmale
der Regierurg Mohammed's II.

(Fortsetzung.)

Die Ungnade des Obersthofmeisters, wenn er das Serai verlassen mußte, wurde gewöhnlich durch die Ernennung zu einer Statthalterschaft als Beglerbeg gemildert. Das Hauptgeschäft der dem Obersthofmeister mit dem Titel von Pfortenknaben untergebenen dreißig oder vierzig weißen Verschnittenen war die Obhut der drei Pagenkammern, deren erste die innerste (Chaßoda),

die zweyte die große (Bujukoda) und die dritte die kleine (Kutschukoda) hieß. Der Vorsteher der innersten Kammer, der Chaßodabaschi, welcher den Sultan an- und auszog, wurde seiner unmittelbaren Nähe willen an der Person des Herrschers fast dem Obersthofmeister gleich geachtet, aber demselben doch untergeben; er stand an der Spitze einer zweiten Vierzahl von inneren Aga, welche die vier Hofämter der innersten Kammer bildeten, nämlich: erstens Chaßodabaschi, der innerste Kämmerer, zweitens der Silihdar oder Schwerdtträger, welcher das Schwerdt, drittens der Tschokadar oder erste Kammerdiener, welcher den Mantel des Sultans trug, und viertens der Rikiabdar oder Steigbügelhalter, welcher ihm beim Aufsitzen den Bügel hielt. Die Pagen der innersten Kammer wurden aus denen der großen, die der großen aus denen der kleinen ausgewählt. Unter die Pagen dieser Kammern waren die Stummen und Zwerge, die Sänger und Tonkünstler eingetheilt. Alle diese inneren Aga erhielten außer ihrem regelmäßigen Gehalte jährlich eine bestimmte Summe als Turban- und Gürtelgeld, wie die äußeren Aga das Gerstengeld, weil jenen Turban und Gürtel, um sich herauszuputzen, eben so nothwendig, als diesen die Gerste, um ihre Pferde wohl zu nähren. Der innerste Kämmerer erhielt jährlich fünf, von dem Sultan selbst getragene Kleider. Die Wache des Serai ist eine doppelte, die der Thore und Höfe den Thorwärtern (Kapidschi), und die der Gärten und Nachen den Gärtnern (Bostandschi) anvertraut. Die Vorsteher der Thorwärter (Kapidschibaschi) entsprechen beiläufig unsern Kämmerern, und ihr Vorsteher ist der Kapidschilerkiasjasi, d. i. der Oberstkämmerer, dessen äußerer Pfortendienst von dem Kammerdienste des innersten Kämmerers weit verschieden. Der Oberstkämmerer und der Obersthofmarschall, d. i. der Kapidschilerkiasjasi und der Tschauschbaschi treten allen feierlichen Diwans- und Audienz-Aufzügen mit silberbeschlagenen hellklirrenden Stöcken, auf die Erde stoßend, vor. Jener das Haupt der Kapidschibaschi, dieser das Haupt der Tschausche (Fouriere und Staatsboten); das mächtige Haupt der zahlreichen Gärtenwachen ist der Bostandschibaschi, dessen Truppe die Gärten der kaiserlichen Palläste baut und bewacht, die kaiserlichen Galeeren und Nachen unterhält und bemannt. Der Harem ist das Gebiet der Frauen, und ihre Gebieter die schwarzen Verschnittenen, deren Oberster der Kislaragasi, d. i. der Aga der Mädchen, durch seinen Einfluß nicht selten der mächtigste der zwölf äußeren, der zwölf inneren und der zwölf Aga des Steigbügels. So war die Staatsverwaltung des Rechtes, des Schatzes, des Heeres, der Stadt, des Hofes eingerichtet; die der Länder geschah durch Bege und Beglerbege, von denen jene nur einen Roßschweif, diese zwei führen; dieselben sind die Anführer der belehnten Reiterei, die sich unter ihrer Fahne (Sandschak) versammeln. Solche Fahnen zählte das Osmanische Reich damals in Europa sechs und dreißig., und unter jeder zogen beiläufig vierhundert belehnte Reiter zu Felde. Die Macht des Heeres an Fußvolk und Reiterei belief sich über hundert tausend Mann, die des Schatzes über zwei Millionen Ducaten jährlicher Einkünfte durch den Ertrag der Abgaben, Steuern, Mäuthe, Tribute und Fundgruben.

Noch ist Bericht zu erstatten übrig über die Einrichtung des Lehrstandes, nämlich des Körpers der Ulema, d. i. der Gesetzgelehrten, welche, zugleich Gottes- und Rechtsgelehrte, ausschließlich die Professoren- und Richterstellen besetzen, so daß jene nur eine Stufe zu dieser, und diese zu den höchsten Würden des Gesetzes, nämlich zu denen der Heeresrichter, und später des Mufti. Man irrt, wenn man die Ulema blos für Theologen oder auch Priester hält. Jenes müssen sie auch wohl sein, weil im Islam alle Rechtslehre im letzten Grunde mit der Theologie als positiver Gesetzwissenschaft (deren erste Grundfeste der Koran als Gottes Wort) zusammenfällt, aber Priester sind sie deshalb keineswegs; im weitesten Sinne wird zwar der Priesterstand, zu welchem die Imame, d. i. die Vorbeter in den Moscheen, und die Scheiche, d. i. Prediger, gehören, und zu welchen auch die Muessine, d. i. Gebetausrufer, die Chatibe, d. h. Verrichter des Throngebetes am Freitage, und die Kaime, d. i. Sacristanen, und endlich alle Mönche gezählt werden mögen, wohl zu den Ulema gerechnet, ist aber von dem eigentlichen Lehrstande, welcher blos die Professoren und Richter begreift, dadurch scharf getrennt, daß der Priesterstand auf die Beförderung zu den einträglichen Würden des Gesetzes keinen Anspruch hat, indem diesen nur Studien und wissenschaftliche Bildung geben sollen. Wiewohl schon Urchan an der von ihm zu Nicäa gestifteten ersten Medreße oder hohen Schule des Osmanischen Reiches Muderris, d. i. Professoren, anstellte, und schon Bajesid der Wetterstrahl die Einkünfte der Richter durch bestimmte Gerichtsgebühren regelte, so gebührt doch erst Mohammed dem II. das Verdienst der organischen Einrichtung des Lehrstandes der Ulema, durch ineinander greifende Stufenfolge der Professor- und Richterstellen, und fortschreitendes Aufsteigen von dem einen zu dem andern; der eigentliche Priesterstand, in so weit derselbe blos die Diener der Moscheen, die Vorbeter und Ausrufer des Gebetes, die Imame und Prediger begreift, ist vielleicht in keinem andern Staate von minderem Einflusse, der eigentliche Lehrstand aber in keinem andern Reiche (China ausgenommen) von größerem Gewichte und politischem Ansehen. Zwischen beiden stehen die Orden der Derwische mit den Scheichen des beschaulichen Lebens, aber auch diese haben, wenn sie nicht die Stufenfolge des Lehrstandes von der untersten auf durchlaufen, eben so wenig als die Priester und Diener der Moscheen Anspruch auf die einträglichen Professoren- und Richterstellen, welche zu den höchsten Würden des Gesetzes hinaufführen. Diese Stufenfolge heißt die Kette der Ulema, d. i. der Gelehrten, und im Osmanischen Reiche hat der Eroberer dieselbe der Erste gegliedert; sie ist ganz verschieden von der Kette der Ordens-Scheiche, welche blos die Nachfolge des beschaulichen Lebens und die Ueberlieferung des Ordensgeistes durch den Hauch der Meister von Geschlecht zu Geschlecht in sich begreift, diese ist eine geistige Kette der Lehre und Ordensregeln, jene eine geistliche der Lehrstellen und Pfründen. Da diese Kette das ganze Gebäude der Osmanischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung durchläuft und umschlingt, und die schon seit Langem auseinander zu fallen drohenden Theile des Staatsgebäudes noch heute einigermaßen zusammenhält, so ist eine genauere Kenntniß derselben nicht nur zur vollständigen Kenntniß des Osmanischen Reiches, sondern auch zur vollständigen Würdigung der Verdienste Mohammed des II. als Gesetzgebers unerläßlich.

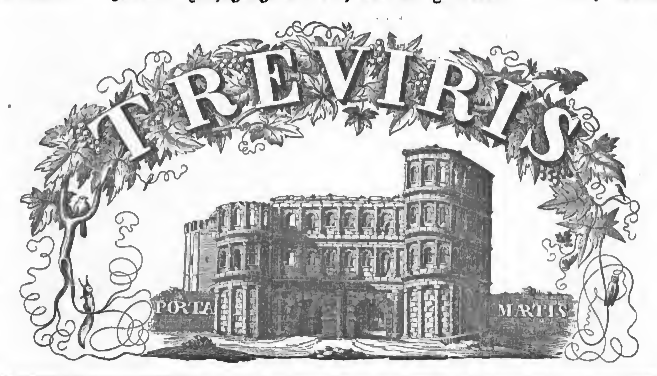
(Fortsetzung folgt.)

N. Prirsch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No 1155.)

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

Ant. Schönberger, Verleger.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 19. December. N°. 101.



Ueber die ehemalige in der Fahrgasse unter No. 404 gelegene Wohnung der Trierischen Weihbischöfe.

Von **M. F. J. Müller.**

Diese Wohnung bestand aus zwei in einem Winkel verbundenen, in verschiedenen Zeiten entstandenen Bauten; die älteste derselben begrenzte die Straße und lehnte sich an die Wohnung No. 405, die man wegen eines ausgehängten, seit einigen Jahren aber verschwundenen Schildes, St. Michel nannte. Von der Ecke dieser Baute, wo früher die Einfahrt war, trennte eine hohe, bis an die Wohnung der Frau Geheimeräthinn Cardon, in eingebogener Linie fortlaufende Mauer den Hof- und Gartenbering von der Straße. An einigen Stellen dieser Bauten sah man durchlaufende Ankereisen die Buchstaben C. M. (d. i. Claudius Musiel) vorstellend. — Vor jenem großen Fenster, welches Hontheims Bibliothek und Studiergemach das Licht gab, war ein altes vorwärts gebogenes eisernes Gitter mit einigen Verzierungen, unter welchen zwei eiserne Platten waren, die noch im Jahr 1780 ziemlich kennbare Wappen darstellten.

Diese Wohnung war das Eigenthum eines Herrn Claudius von Musiel, in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts Hochgerichtsscheffen in Trier und Amtmann zu Maximin. In einem Scheffenweisthum von Asselborn vom Jahr 1584 habe ich folgende Stelle gelesen: „Reinerus, Abt zu St. Maximin, mit „Beistand des ehrenfesten Ihro Gnaden Oberschultheiß „zu Maximin Herrn Claudy Musiel von Hessingen, „Herrn zu Thorn und churfürstlicher Scheffen zu Trier „ꝛc.“ Eben derselbe kommt auch namentlich vor bei Hontheim im Prodromus Histor. Trevir. dipl. Tom. II. S. 1048 d. Jahr 1592. — Im Jahr 1807 erklärte mir der verstorbene ehemalige Rath zu Luxemburg, Herr N. von Musiel, daß die vormalige Wohnung der Trierischen Weihbischöfe in älteren Zeiten seiner Familie angehört habe. Der noch lebende in dem Schloß Thorn wohnende Herr von Musiel, ein Abkömmling dieser Familie, hatte die Güte, das seinem Vorfahr, dem genannten Herrn Claudius von Musiel, von Kaiser Rudolf II. ertheilte, von Prag am 5. Juli 1580 datirte Adelsdiplom, zu meiner Einsicht mitzutheilen: das in dieser Urkunde befindliche Wappenbild ist dem oben erwähnten ganz ähnlich.

Wann endlich und wie dieses Haus ein Eigenthum der kurfürstlichen Kammer geworden sei, davon will ich nichts, was ungewiß ist, berichten; wann ferner dasselbe eine Wohnung der Weihbischöfe geworden sei, darüber kann ich nichts gewisses bekunden; daß indessen Johann Peter Verhorst schon im Jahr 1690 hierselbst gewohnt hat, dieses ist mir wohl bekannt.

Nach Hontheims Tode (1. September 1790) bis zur Ankunft der Franzosen (9. August 1794) fanden mehrere Ausgewanderte hierselbst Obdach. In der Folge wurde dieses Haus von der Französischen Regierung versteigert und der Familie Mohr zugeschlagen. Im Jahr 1834 wurden diese Bauten niedergerissen und schon im Monat September desselben Jahrs sahen wir an dieser Stelle acht neue ansehnliche Wohnungen.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Fortsetzung.)

Jetzt wird man, wenn man berücksichtigte, daß die Flasche außer der Schneeluft auch noch atmosphärische Luft in sich schließen mußte, geneigt sein, in dieser Analyse eine Bestätigung des auf dem Riesenhals von Saussure erlangten Resultates zu sehen; die Athmungsbeschwerde auf den Gletschern, wenn die Sonne sie bescheint, der Soroche der hohen Gebirge von Perou, erklärte sich bis auf einen gewissen Punkt, wenn man annähme, daß die Luft, welche einen Glet-

scher umgibt, in der Nachbarschaft des Schnees merklich weniger rein ist, als die der Atmosphäre.

Das eudiometrische Resultat, das ich erhielt, steht sonder Zweifel sicher gegen jeden Einwurf; allein ich glaube, daß es noch neuer Erfahrungen bedürfe, um klar zu beweisen, daß die Luft, welche ich untersuchte, wirklich dieselbe war, wie diejenige, welche sich in den Poren des Schnees befand, bevor er geschmolzen war. In der That, um sich diese Luft zu verschaffen, mußte man das Schmelzen des Schnees abwarten; das Gas der Flasche stand in Berührung mit dem der freien Luft wenig oder gar nicht ausgesetzten Wasser, welches das Resultat dieses Schmelzens war. Nun aber weiß man, daß unter ähnlichen Umständen der Sauerstoff sich leichter im Wasser auflöset, als der Stickstoff, und daß die Luft, womit das Wasser gesättigt ist, immer reicher ist an Sauerstoff, als die der Athmosphäre.

Die Luft, welche sich in der Flasche fand, und welche ich untersuchte, konnte demnach weniger reich an Sauerstoff sein, obgleich die im Schnee enthaltene Luft wirklich die gewöhnliche Zusammensetzung hatte.

Diesen Einwurf kann man, strenge genommen, gegen das von mir enthaltene Resultat machen. Was Saussure's Resultat anbelangt, so müßte man, um es zu beurtheilen, vor Allem die von diesem erlauchten Beobachter angewandte Methode kennen, um die von Senebier untersuchte Luft aus dem Schnee zu erhalten.

Die Physiker, welche hohe Gebirge besucht haben, behaupten einstimmig, das Blau des Himmels werde um so intenser, je höher man steige. Auf dem Mont-Blanc sah Saussure den Himmel unter der Farbe des dunkelsten Königsblau, und während der Nacht bei einem seiner Bivouacs auf dem nämlichen Gebirge „glänzte, nach seinem eigenen Ausdrucke, der Mond „aufs herrlichste an einem Himmel so schwarz „wie Ebenholz." Auf dem Riesenhalse war die Intensität der Himmelsfarbe noch sehr hervorstechend. Saussure hatte ein eigenes Instrument erfunden*), um Beobachtungen dieser Art mit einander zu vergleichen. Auf unserer Station des Chimborazo erschien uns der Himmel, der bei unserer Ankunft von merkwürdiger Heitre war, nicht dunkler, als wir ihn zu Quito sahen. Da ich indessen bei geringerer Höhe im Falle war, den Himmel beinahe ganz schwarz zu sehen, so werde ich die Thatsachen einfach berichten, wie ich sie beobachtet habe.

Auf dem Tolima zeigte sich mir der Himmel in seiner gewöhnlichen Färbung; ich befand mich 4686 Metres hoch, folglich ein wenig über der Schneelinie.

Auf dem Vulkan des Cumbul schien mir der Himmel von einem äußerst dunkeln Indigoblau. Ich war damals von Schnee umgeben, denn die Kuppel des Vulkans ist von einem Gletscher bekränzt. Ich bemerke, daß während der ganzen Zeit, die ich anwandte, um den Cumbul zu besteigen, und so lange ich die Schneegrenze nicht erreicht hatte, diese blaue Färbung mir weit weniger dunkel vorkam.

Als ich den Antisana erstieg, hatte der Himmel, bevor ich den Schnee erreichte, seine gewöhnliche Farbe; allein sobald ich mich auf dem großen Schneefelde befand, kam er mir dintenschwarz vor. Diese schwarze Färbung war für meinen Schwarzen, der mein Barometer trug, ein Gegenstand der Bestürzung. Am Abende litten wir beide an einer Augenentzündung, die uns mehrere Tage des Gesichtes beraubte.

*) Das von seiner Bestimmung so genannte Cyanometer oder Himmelsblaumesser. A. d. Uebers.

Endlich, als ich den Cotopaxi bestieg, hatte ich mich, so wie meinen Gefährten, mit einer gefärbten Brille versehen; als wir nach einem fünfstündigen Gehen über Schnee auf einer Höhe von 5719 Metres stille standen, schien uns der Himmel, mit bloßem Auge betrachtet, nicht dunkler, als auf der Ebene; so wie auf dem Chimborazo erkannten wir dort unsern Himmel von Rio-Bamba und Quito. Ich will indessen nicht leugnen, daß die Farbe des Himmels auf hohen Gebirgen wirklich dunkler sei, als auf dem Meeresspiegel; ich hatte keinen Cyanometer: übrigens bin ich ganz geneigt, die allgemeinen von Saussure vermittels dieses Instrumentes erhaltenen Resultate anzunehmen. Ich begnüge mich damit aufzustellen, daß dieser Unterschied der Färbungen nur durch Vergleichen wahrgenommen werde, und daß die schwarze Farbe des Himmels, wie man sie manchmal auf den Gletschern wahrnimmt, durch eine Ermüdung der Gesichtsorgane oder auch durch eine leicht zu begreifende Wirkung des Contrastes verursacht werde.

Die Bergbewohner, welche Saussure bei seiner merkwürdigen Besteigung des Mont-Blanc begleiteten, behaupteten am hellen Tage Sterne gesehen zu haben: es war dies an dem Aufstieg, welcher auf den Gipfel des Berges führt. Saussure selbst war nicht Zeuge dieser Erscheinung; seine Aufmerksamkeit war damals auf andere Gegenstände gerichtet; allein er trug gar kein Bedenken, die Sache auf die einstimmige Aussage seiner Führer anzunehmen.

Nicht auf dem Chimborazo, ja ich darf sagen, auf keinem Gebirge der Anden, auf welchen ich höher stieg, als Saussure jemals in den Alpen gelangte, konnte ich Sterne während des Tages sehen. Mehrmals, besonders auf der Station der Pena-Colorada, befand ich mich unter den günstigsten Umständen, um diese Erscheinung zu beobachten. In der That, ich befand mich im Schatten und am Fuße einer sehr hohen Trachyt-Wand.

Während der ganzen Zeit unserer Beobacht ungen auf dem Chimborazo hatten wir wunderschönes W tter; die Sonnenstrahlen waren stark genug, um uns ein wenig zu incommodiren. Gegen drei Uhr gewahrten w r einiges Gewölke, welches sich unten auf der Ebe e zusammenzog; bald rollte der Donner unterhalb u serer Station; das Krachen war nicht sehr stark, alle n anhaltend; wir dachten anfangs, es möchte di s ein Bramido, ein unterirdisches Getöse sein. Ba um- gaben dunkle Wolken den Fuß des Gebirges; si erheben sich langsam aufwärts gegen uns: wir hatt keine Zeit zu verlieren, denn wir mußten die sch mmen Pässe passiren, bevor sie vorüber zogen, wei wir uns nicht den größten Gefahren aussetzen w llten. Ein häufiges Schneegestöber oder ein Hagel, d den Weg schlüpfrig gemacht hätte, genügte, um nsere Rückkehr zu verhindern, und wir hatten kei Vorräthe, um auf den Gletschern zu bleiben.

Das Herabsteigen war beschwerlich. Nach n wir uns 300 bis 400 Metres herabgelassen hatten, ngen wir in das Gewölke, wo es am höchsten s ebte; etwas tiefer fing ein Graupenhagel zu fallen a der die Luft bedeutend abkühlte; und im Augenbl , wo wir den Indianer wiederfanden, der unsere M hiere bewachte, schleuderte das Gewölk uns so dicke agel zu, daß wir es sehr übel empfanden, wenn uns die Hände oder das Gesicht traf.

(Fortsetzung folgt.)

Sechszigjährige Erfahrung.

(Schluß.)

Kommst du in ein Land, worin die Wege schön und wohl mit Obstbäumen bepflanzt sind; worin man keine Brachfelder findet, noch Gemeindeland, das Niemand baut; worin der Fremde herzlich aufgenommen wird; worin die Bettler nicht die Straßen versperren; worin Schulen und Hospitäler die schönsten Gebäude sind, da verweile mein Sohn, denn du bist in einem Lande, das wackre Leute bewohnen, die Kopf und Herz auf der rechten Stelle tragen.

Siehst du dagegen arme Hütten um ein schönes Schloß, so gehe schnell vorüber; denn hier wird häufig geweinet.

Nimm dich in Acht vor Oertern, wo man Nichts vollendet ohne Mittagsmahl, wo man keinen Winterabend hinbringt, ohne Kartenspiel; der Magen soll den Kopf nicht lenken.

Damit Alles gut in einem Lande gehe, darf sich die Obrigkeit nicht zu viel um kleine Dinge kümmern; denn zweifelsohne vernachlässigt sie alsdann die großen.

Wo man dich im Vorzimmer warten läßt, wo man dich um deinen Namen fragt, bevor man sieht, ob der Herr zu Hause ist, da sei versichert, daß man Schulden hat und den Besuch der Gläubiger befürchtet; kannst du ohne die Dienerschaft zum Herrn gelangen, so suche seine Arbeit, denn du bist deines Lohnes gewiß.

Da wo in jeder Straße mehre Schenken sind, trinkt man viel und arbeitet wenig. Wo junge Leute und Künstler bis gegen Mitternacht rauchen, da ist man schlecht unterrichtet, da werden die Künste schlecht gepflegt, da ist man eifersüchtig gegen Fremde, die einiges Talent verrathen.

Wo die Schulen immer zu groß und die Lehrer schlecht bezahlt sind, ist man unwissend.

Wo viel Advokaten und Aerzte sind, da nimm dich in Acht krank zu werden oder Händel zu bekommen.

Dies genüge dir, obgleich ich dir nicht Alles gesagt habe; es reichet hin, um zu wissen, worauf du zu achten habest.

Folge meinem Rathe: frage viel, antworte klar, allein in wenig Worten; stelle dich unwissender, als du bist, und man wird dich allenthalben mit Freuden belehren.

Lobe Alles, was du lobenswerth findest, allein tadle nicht, was du tadelnswerth findest; so gewinnt man die Herzen.

Denkmale der Regierung Mohammed's II.

(Fortsetzung.)

Sogleich nach der Eroberung Constantinopels hatte Mohammed acht der vorzüglichsten Kirchen in Moscheen verwandelt, und an denselben acht hohe Schulen (Medrese) gestiftet, zu deren Unterhalt die Einkünfte der Kirche verwendet wurden. Als er hernach die Moschee seines Namens zu Constantinopel erbaute, stiftete er an derselben allein acht Medresen, welche, weil sie auf derselben Fläche mit der Moschee gebaut waren, den Titel der acht hohen Schulen des Feldes erhielten, und mit besseren Besoldungen der Muderris, d. i. der Professoren, ausgestattet waren, als bis dorthin alle übrigen. Die Abstufung der verschiedenen Professorenstellen und die Einrichtung der ganzen Hierarchie der Ulema war das Werk des Großwesirs Mahmud-Pascha, der, selbst Gelehrter, sich die Abstufung und Versorgung derselben eifrigst angelegen sein ließ. Die Studenten hießen Thalib, d. i. die Begehrenden (Wißbegierigen), oder insgemein Suchte, d. i. die Verbrannten; weil sie brannten von Liebe zur Wissenschaft. Sie wurden in besonderen, an die acht Schulen anstoßenden Gebäuden (Tetimme, d. i. die Vollendenden, genannt) mit Wohnung und Nahrung versorgt. Der Lauf ihrer Studien umfaßt zehn Wissenschaften, nämlich: Grammatik, Syntax, Logik, Metaphysik, Philologie, Tropik, Stylistik, Rhetorik, Geometrie und Astronomie, nach deren Vollendung sie Danischmende, d. i. Wissenschaftbegabte, hießen, und als solche oder als Wiederholer (Muid) die andern Studenten dieselben Wissenschaften, die sie so eben erlernt, lehrten. Die Danischmende geben solche Lehrer der untern Schulen ab, oder werden Imame, wozu sie keines höhern Studiums bedürfen, aber auch alle Aussicht auf einträgliche Stellen der Muderris und Molla verlieren. Zu diesen wird das Studium der Gesetzwissenschaften, und die stufenmäßige Fortschreitung in der Bahn der Ulema erfordert. Die Candidaten zu solchen Stellen heißen Mulasim (Accessisten), und die Muderris-Stellen sind mit einem täglichen Einkommen von zwanzig bis sechszig Aspern gestiftet. Nach Maßgabe dieser Besoldung heißen diese Professoren die Zwanziger, Dreißiger, Vierziger, Fünfziger, Sechsziger. Die an den acht hohen Schulen der Moschee Mohammeds mit täglicher Besoldung von fünfzig Aspern gestifteten Professoren heißen gewöhnlich die Achter, und ihre acht Collegien paradiren insgemein in den Reichsgeschichten als die acht Paradiese der Gelehrsamkeit. Außer diesen acht hatte Mohammed eine Medrese mit derselben Besoldung an der Moschee Ejubs, und eine mit sechszig Aspern täglicher Besoldung an der Moschee Aja Sofia gestiftet. Um aber auch zwischen den höheren gleichbesoldeten Muderris-Stellen eine Abstufung und Rangordnung festzusetzen, wurden dieselben in äußere und innere abgetheilt, die äußeren stehen den inneren, diese den Achtern von der Moschee Mohammeds, und die Achter oder Professoren des Feldes der Moschee Mohammeds den Sechszigern nach. Die Besoldung und der Rang der Professoren ward nach der Wichtigkeit des Werkes, worüber ihnen zu lesen vorgeschrieben, bemessen. So lesen die Zwanziger über ein bestimmtes dogmatisches, die Dreißiger über ein rhetorisches Werk, die Vierziger lehren das bürgerliche Gesetz, die Fünfziger die Ueberlieferung der Propheten, die Sechsziger die Exegese des Korans. Außer den höheren Werken über Rhetorik und Metaphysik, deren Anfangsgründe schon in den unteren Schulen gelehrt werden, umfassen die höheren Lehrkanzeln alle vier Zweige der Gesetzwissenschaften, nämlich: die Glaubenslehre, die Rechtsgelehrsamkeit, die Ueberlieferungskunde und die Auslegungskunde der Schrift. Nur der Mulasim, welcher sieben Jahre lang die Bahn dieser Studien durchlaufen, und in der strengen Prüfung wohl bestanden, ist selbst zu Muderris- oder höheren Richterstellen geeignet, denn die der niederen Richter oder der Naibe, ihrer Stellvertreter, mit Einkünften von fünf und zwanzig Aspern täglichen Soldes, erfordern nur die Studien der Danischmende, während zu den höheren Richterstellen, welche Molla heißen, die Vollendung der höheren Studien und die Durchlaufung der Stufenfolge der Muderris unerläßlich. Der Muderris des höchsten Ranges heißt schon Machredsch Molla, d. i. Molla in Anwartschaft. Der Titel Molla gebührt nur den höchsten Würden der

Richter, welche die erste Classe der fünf Classen des Körpers der Ulema bilden, und wieder, ihrem Range und Einkommen nach, sechsfach untergetheilt sind.

Solche Sorgfalt des Gesetzgebers für die Einrichtung der Schulen, und die Beförderung der Professoren zu den einträglichsten Würden des Gesetzes verbürgte die Fortschritte wissenschaftlicher Cultur, und den Flor der Gelehrten unter Mohammed II. Er selbst war von Jugend auf wissenschaftlich gebildet worden, und hatte sowohl in der Briefstellerei, als in der Dichtkunst Fortschritte gemacht, welche ihm die Ehre zuwege gebracht, von den Blüthensammlern unter den Osmanischen Dichtern aufgezählt zu werden. Von seiner Zeit an ward das Amt des Sultanlehrers (Chodscha), welcher nicht nur mit den Prinzen, sondern auch mit dem Sultan selbst las, ein stehendes Amt unter den ersten Würden des Gesetzes. Ein Dutzend der größten Gelehrten füllten diese Stelle von des Eroberers Jugend bis zum Ende seiner Regierung, und unterrichteten ihn oder seinen Thronfolger Bajesid. Darunter Gesetzgelehrte, wie Molla Kurani und Molla Sirek, wie Chodschasade und Chatibsade, und der Mathematiker Miremtschelebi. Ein anderer Mathematiker und Astronom der ersten Größe, Alikuschdschi, begleitete den Eroberer in seinen Kriegen, und schrieb während des Feldzuges wider Usunhasan ein astronomisches Lehrbuch, welches Fethije, d. i. von der Eroberung betitelt, noch heute die Grenzmarke ist, an welcher die Fortschritte der Osmanen in der Astronomie seit dem Eroberer stehen geblieben sind. Schon als Prinz stand Mohammed in Briefwechsel mit den gebildetsten Fürsten, seinen Zeitgenossen, welche durch die, den Wissenschaften und den Gelehrten gewährte Vorsorge den Flor und Wohlstand derselben begünstigten. Mit dem Enkel und Urenkel Timurs, mit Baisankor, dem Bruder, und mit Abdullatif, dem Sohne Ulugbegs, welchen Europa durch die nach ihm genannten astronomischen Tafeln kennt, mit Dschihanschah, dem Herrscher der Dynastie vom schwarzen Hammel, und mit Schirwanschah, dem Herrscher von Schirwan. Einige dieser, in der Sammlung der Staatsschriften des Reis Efendi Feridun erhaltenen Schreiben sind vielleicht aus des Prinzen Feder selbst geflossen, weil die Ueberschrift der späteren Siegesschreiben mit der Eroberungskunde von Constantinopel, Morea, Kaffa, und des Sieges wider Usunhasan, an die Schahe Persiens und Sultane Egyptens, an die Fürsten von Kastemuni und von der Krim, an den Scherif von Mekka, und an den Beherrscher Indostans, die Namen der Verfasser, wie Molla Kurani und Molla Kerim, nennt; zwei Gelehrte, die damals in der Kunst der Briefstellerei mit ihrem Zeitgenossen, dem unerreichten Muster aller Persischen Briefsteller, mit Chodschaidschihan, d. i. der Weltenlehrer, dem Wesire Mohammed Schah Behmens von Indien, wetteiferten.

Außer den Gesetzgelehrten, denen der Fortschritt in den Wissenschaften auch den in Amt und Würde verbürgte, weihten sich unter Mohammed auch Paschen und Wesire den Studien mit Liebe, und gaben durch ihre Werke und ihre Thaten den glänzendsten Beweis, daß Gelehrsamkeit nicht nur den Krieger und den Staatsmann schmückt, sondern daß wissenschaftliche Bildung auch in den höchsten Staatsämtern ein Wahrzeichen des höchsten Flores der Reiche. Nebst Mahmudpascha, dem großen Großwesire, dessen Verdiensten um die Wissenschaft und die Gelehrten schon oben gehuldiget worden, zeichneten sich noch fünf Wesire und ein Großwesir als Gelehrte aus, nämlich: Sinanpascha, zwei Ahmedpascha, Jakubpascha, Dscheseripascha und der Großwesir Mohammedpascha Karamani. Sinanpascha, der Sohn Chisrbegs, in seiner Jugend ein so großer Zweifler, daß ihm sein Vater ein kupfernes Gefäß an den Kopf warf, weil er bezweifelte, ob Kupfer wirklich Kupfer sei, später Mathematiker, Prinzenlehrer und Wesir, hernach verungnadet, unter dem Vorwande einer Heilcur wider Narrheit, auf des Sultans Befehl täglich geprügelt, auf Fürbitte der Ulema als Muderris zu Siwrihißar und Adrianopel wieder angestellt, schrieb über Astronomie, Metaphysik, Ethik und Legende. Ahmedpascha und Jakubpascha, wie Sinan, Söhne des großen Gelehrten Molla Chisrbeg, scheinen den Pascha-Titel minder ihrer eigenen Gelehrsamkeit, als der ihres Vaters und Bruders, gedankt zu haben. Ahmedpascha, der Sohn Weliedbins, Prinzenlehrer, dann Wesir, war der erste lyrische Dichter der Osmanen, welcher diesen Namen wirklich verdiente und behauptete, bis er die Palme dem größeren Nedschati, wie dieser hernach dem Baki, überlassen mußte. Dscheseri Kasimpascha, erst Defterdar, dann Wesir Mohammed des II. wetteiferte unter dem Dichternamen Ssafi, d. i. der Reine, mit den Ghaselen Ahmedpaschas, und der Großwesir Mohammedpascha Karamani, der letzte Großwesir des Eroberers, und der Ordner seiner Staatseinrichtungen in der Form des Kanunname, erwarb sich als Nischandschi des Eroberers Hochachtung durch die briefstellerische Kunst der an den Schah von Persien aufgesetzten Schreiben, und dann sein Vertrauen in solchem Grade, daß er ihm die höchste Würde des Reiches übertrug. Er behielt den Titel seines Amtes (Nischani) als Dichternamen, und ist der Vormann der gelehrten Staatssecretäre, seiner Nachfolger, unter denen drei Geschichtschreiber, nach dem Umfange ihrer Werke, durch die Beinamen des großen, mittleren und kleinen Nischandschi, von einander unterschieden werden. Von sieben gelehrten Wesi... en des Eroberers waren also vier Dichter, und daru... ter die zwei größten Großwesire seiner Regierung, ... ahmudpascha, der Einrichter der Stufenfolge der Ulema, und Mohammed Karamani, der Ordner der Staatsämter; auch Sultan Dschem, der zweitgebor... Sohn Mohammeds, liebte und übte die Dichtkunst, und besetzte die ersten Stellen seiner Hof- und St... tsbeamten mit Dichtern, wie Saadi sein Nischands... , Haider und Schahidi seine Defterdare. Der ... oberer, welcher als Dichter den Namen Auni, ... i. der Hülfreiche, angenommen hat, bewährte dens... n vollkommen durch die Hülfe, die er in- und ... ständischen Dichtern angedeihen ließ. Dreißig der ... ben genossen beständiger Pension; dem größten St... sten seiner Zeit, dem Chodschai dschihan in Ind... , und dem letzten großen Persischen Dichter, Molla ... schami, sandte er jährlich tausend Ducaten.

(Schluß fol...

Berichtigung.

In unserer letzten Nummer S. 3. Sp. ... 3. 26. v. o. lese man den achten anstatt der ... itten Theil.

U. Priesch, Redact...
(Auf dem Breitenstein No. ...)

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schrift...

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 23. December. **No. 102.**



War einst zu Trier ein Stadtthor, das den Namen porta inclyta trug, und auf welchem Punkte soll dasselbe gestanden haben?

Von M. F. J. Müller.

Die erste Meldung von diesem Thor lesen wir in den Gestis Trevirorum cap. 4 *). Der Trierische Weihbischof Johann Enen **) theilt uns den Inhalt jener Stelle in folgenden Worten mit: „Die vierte „Port gegen Niedergang der Sonne, was gebauwet zu „der Mosell, die wunderlich köstlich von Arbeit und „unsagelicher Hübschheit vur allen anderen Porten er„schien, und darumb ward sie porta inclyta, die „herrlich Port genannt. Diese Port hatten sie „mit gulden Sternen wunderlich gemalt, welche bei „Tag und Nacht den Schiffen und Versammlung der „Schiffleuten leuchtende."

Jakob Masenius ***) nimmt diese Sache ebenfalls in Schutz, so wie Johann Linden †), welche sich die Mühe gaben, die auf diesem Thore aufgestellten Lampen recht glänzend zu putzen. Selbst unser nichts weniger als leichtgläubiger Georg Christoph Neller ††) schien anfangs die Existenz dieses Thores nicht verwerfen zu wollen, und glaubte sogar auf den von ihm vorgelegten, zu Trier geprägten Münzen von Constantin, Constantius und Gratian eine Abbildung dieses Thores zu sehen. Indessen hat derselbe nach einer nähern Prüfung die Meinung noch-

*) Bei G. G Leibn tz Accessiones historicæ.
**) Kern der Trierischen Geschichte, Metz 1512, im ersten Traktat, zweiten Kapitel.
***) In seinen additamentis bei Brower Annal. Trevir. Tom. I. S. 98 b.
†) Histor. Trevtr. ms. wird in unserer Stadtbibliothek aufbewahrt.
††) In einem Exercitium juridicum vom 28. April 1777 Seite 25 u. ff.

mal verlassen und sagt: „Uebrigens gestehe ich auf„richtig ein, daß ich bisher noch kein Trierisches Do„kument vorgefunden habe, woraus sich diese porta „inclyta der Trierer beweisen ließe; ich vermuthe dem„nach (man verzeihe es mir, wenn ich noch dermalen im Fin„stern umhertappe), daß unser Masenius und unser „Linden auf dieses Thor von zu Trier geprägten Mün„zen gefolgert haben, welche ihnen ein zwischen Mau„ern stehendes Thor vorzustellen schienen."

Daß schon in den Zeiten der Römer in der Nähe von St. Barbara einige ansehnliche Gebäude gestanden haben, dieses wird von keinem Trierer bestritten und ist bewiesen *); das eine oder das andere mag auch wohl ein Kaiserbau gewesen und daher domus inclyta, palatium inclytum genannt worden sein **). Ich finde sogar in einem Dokument eine über die Straße von Matthias führende Brücke, wahrscheinlich die Löwenbrücke, Pons inclytus, genannt ***). Nach diesen Vor-

*) In einem Exercitium juridicum vom 30. Juni 1777 Seite 20, §. V., wo er sagt: Caeterum ingenue fateor, me hactenus Trevirense documentum non invenisse, per quod de illa sic dicta inclyta Trevirorum porta constaret: suspicor igitur (in tenebris adhuc palpanti ignoscetur) Masenium et Lindanum nostros hanc portam repetiise a nummis Treviri percussis, qui portam inter muros stantem ipsis quidem videbantur præ se ferre.
**) Die lex unica codicis de palatiis et domibus dominicis sagt: Consecratas nobis ædes, id est inclyta palatia, ab omni privatorum usu et communi habitatione excipimus. Das Wort inclytus bedeutet bei den Klassikern nicht so sehr eine schöne, eine glänzende Sache, als Etwas, was Anspruch auf Achtung, Unverletzbarkeit oder ehrenreiches Andenken macht: z. B. bei Virgil Aeneid II. inclyta mœnia.
***) Siehe die Acta translationis S. Modoaldi Archiepiscopi Trevirensis vom Jahr 1107 in den Actis SS. Antverp. Mensis Maji Tom, III. Seite 63, cap. III. num. 43 lesen wir: tandem ad pontem inclytum pervenere: statimque de ponte descendens abbas S. Eucharii etc. An jener Stelle nämlich, wo die Stadt Gerechtigkeit beginnt.

aussetzungen möchte ich die bis auf uns gebrachte Sage von einer porta inclyta lieber in etwas bestehen lassen, als dieselbe mit einem Federzuge ganz weg zu streichen.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Fortsetzung.)

Um drei Viertel auf fünf Uhr öffnete ich mein Barometer auf dem Pedron del Almuerzo, an derselben Stelle, wo ich des Morgens um neun Uhr dasselbe Instrument sich beständig halten sah auf

457 MM. 6 Th. 10° C. Luft 5° 6 C.

Um 3 Viertel auf 5 Uhr fand ich 458 MM. 2 Th. 4° 8 C. Luft 3° 9 C.

Unterschied . . . 000 MM 6

Es ist sehr auffallend, daß die tägliche Barometer-Veränderung hier in entgegengesetzter Weise statt hatte, d. h., daß von 9 bis 4 Uhr das Barometer stieg, anstatt zu fallen, wie das beständig zwischen den Wendekreisen geschieht. Diese Unregelmäßigkeit in der täglichen Barometer-Veränderung rührt wahrscheinlich von einem zufälligen Umstande her. Ich bin um so mehr geneigt, dieses zu glauben, da ich auf dem Meierhofe des Antisana wohl gefunden habe, daß diese Veränderungen unbedeutender waren, als auf der Ebene; allein ich erkannte ebenfalls, daß sie in derselben Weise statt hatten.

In dem Maße, als wir abwärts stiegen, mischte sich ein Eisregen mit dem Hagel. Die Nacht überraschte uns auf dem Wege; es war 8 Uhr, als wir in dem Meierhofe des Chimborazo ankamen.

Die Beobachtungen, welche ich während dieser Excursion sammeln konnte, zielen alle dahin ab, die Ansichten, die ich anderswo über die Natur der Trachyt-Gebirge, welche den Kamm der Cordilleras bilden, ausgesprochen habe, zu bestätigen; denn ich sah sich alle Thatsachen, welche ich bei Gelegenheit der Vulkane des Aequators namhaft gemacht habe, wiederholen. Er selbst ist offenbar ein erloschener Vulkan.

Wie der Cotopari, der Antisana, der Tunguragua und überhaupt die Berge auf den Hochebenen der Anden, besteht die Masse des Chimborazo aus einer Anhäufung von Trachyt-Trümmern, die ohne Ordnung übereinander liegen. Diese trachytischen Bruchstücke, welche manchmal von ungeheurem Umfange sind, wurden in festem Zustande in die Höhe gehoben; ihre Kanten sind immer scharf; Nichts berechtigt zu der Annahme, daß ein Schmelzen, ja nicht einmal ein weicher Zustand hier statt gehabt habe. Nirgends in den Vulkanen des Aequators bemerkt man etwas, welches uns einen Lavastrom vermuthen lassen könnte: diesen Krateren entstieg nie etwas anders, als schmutziger Auswurf, elastische Flüssigkeiten oder glühende mehr oder weniger verschlackte Trachyt-Blöcke, welche oft sehr weit geschleudert wurden.

Die Grundfläche des Chimborazo besteht aus einer Hochebene, welche man im Einzelnen in dem dem Meierhofe benachbarten Strome studiren kann. Auch hier konnte ich erkennen, daß der Trachyt keineswegs in Schichten gelagert, sondern in jeder Richtung geritzt erscheint. Dieser Fels ist ein Feldspath-Gemisch, von durchgehends grauer Farbe, enthaltend Augit und halb verglasete Feldspath-Kristalle.

Der Trachyt erhöht sich gegen den Chimborazo hin; er bietet oft beträchtliche Spalten dar, welche um so breiter und tiefer sind, je näher sie sich an dem Berge befinden: man sollte sagen, der Chimborazo habe, als er emporstieg, die Hochebene, welche ihm zur Grundlage dient, abgerundet.

Der Trachyt-Fels, welcher großentheils den Boden der Provinz Quito ausmacht, bietet wenig Manchfaltigkeit dar. Die bunt übereinander geworfenen Blöcke, welche die vulkanischen Kegel bilden, gleichen in mineralogischer Beziehung dem Felsen, woraus ihre Grundlage besteht. Diese Kegel wurden sonder Zweifel durch elastische Flüssigkeiten in die Höhe gehoben, die sich an den Stellen, welche weniger Widerstand zeigten, Luft gemacht haben. (Schluß folgt.)

Schnellräucherungsmethode.

(Eingesandt.)

Der vormalige Oberlieutenant im königl. Baierischen 12. Linien-Infanterie-Regiement, Herr Wolfgang Sanson zu München, hat eine Methode erfunden, in wenigen Stunden, auf nassem Wege, jeder Gattung Fleisch, ohne Feuer und Rauch, die Eigenschaften des geräucherten Fleisches zu geben.

Diese Methode hat der königl. Baierische Oberst-hofmarschall-Stab geprüft und von derselben bezeugt, daß sie unbedingt in jeder Haushaltung in Anwendung gebracht zu werden verdiene.

Der Medizinalrath und Stadtgerichtsarzt, Dr. von Dumhof zu München, hat die Räucherungs-Methode des Herrn Sanson auch in medizinischer Hinsicht genau untersucht und bezeugt, daß das nach dieser Methode geräucherte Fleisch der Gesundheit nicht im Mindesten schädlich sei.

Der Räucherungs-Prozeß kann zu jeder Jahreszeit, bei der strengsten Kälte sowohl, als in den heißesten Sommer-Monaten, in jedem Lokale vorgenomm[illegible]n werden. Die Kosten sind äußerst gering, beson[illegible]ers da man die einmal gebrauchte Räucherungs-Beize öft[illegible]rs wieder nutzen kann. Der Gewichtverlust ist bei die[illegible]er Methode weit weniger bedeutend, als bei der gewö[illegible]nlichen Räucherungsart in Caminen und Räucherungsk[illegible]mmern. Man spart bei jener Holz, Wachholder un[illegible] andere Materialien, deren man sich sonst bei dem [illegible]äuchern bedienie. Auch behält das Fleisch seinen Saf[illegible] besser, wird weit schmackhafter, ist dem Verderben [illegible]cht unterworfen, läßt keine Fleischmaden zu und [illegible]ilt sich Jahre lang, ohne seinen guten Geschmack zu [illegible]rlieren. Ein nicht geringer Vortheil dieser neuen Räu[illegible]erungs-Methode ist es, daß das Fleisch in wenigen [illegible]Stunden darnach zugerichtet werden kann.

Das Fleisch, welches man nach dieser [illegible]ethode räuchern will, muß nach den verschiedenen [illegible]ttungen desselben folgendermaßen dazu vorbereitet we[illegible]n. Die Salzbeize ist dabei als Hauptsache zu betrac[illegible]. Das Fleisch muß von dieser Salzbeize recht du[illegible]rungen sein, um für die Aufnahme der zweiten Beize [illegible]pfänglich zu werden.

Ohne gehörige Anwendung der Salzb[illegible] würde das Fleisch im Innern weiß und unveränd[illegible]leiben, keine Haltbarkeit bekommen und nicht gege[illegible]s Verderben geschützt werden. Zum Salze muß [illegible] Salpeter zugefügt werden. Auch erhöhen gewürz[illegible] Kräuter die Schmackhaftigkeit des Fleisches. [illegible]eit der Dauer der Salzbeize richtet sich nach der [illegible]schgattung, die man räuchern will.

1) Kalbfleisch erfordert zur völligen Du[illegible]ingun[illegible] im Sommer 8 bis 14 Tage, im Winter [illegible]is 18 Tage. Im Sommer geht der Prozeß schnel[illegible]or sich; das Fleisch würde daher, wenn man es [illegible]nge

der Salzbeize liegen ließe, größtentheils aufgelöst, schlüpferig und zur fernern Behandlung mit der Rußlauge untauglich werden.

Die Ochsen-Zungen bedürfen wegen ihrer dicken Haut eine gleiche Dauer der Beize, wie das Kalbfleisch, doch werden sie nicht so leicht, wie dieses, schlüpferig.

Das Ochsenfleisch muß eben so, wie das Schweinefleisch, im Winter 24 Tage und im Sommer 14 bis 18 Tage in der Salzbeize liegen bleiben.

Das Kalbfleisch muß nach dem Schlachten sogleich aus dem Felle genommen werden, damit es von diesem keinen unangenehmen Geruch annehmen könne; darauf wird es rein gewaschen, mit etwas Salpeter eingerieben und sodann 4 Stunden lang an einem kühlen Orte, in einem passenden, mit einer Schraube versehenem Gefäße, das von Eichenholz oder Stein sein kann, jedoch ungepreßt liegen gelassen. Man reibt nachher das Fleisch mit zerquetschten Wachholderbeeren fest ein, bestreut es mit klein geschnittenem Knoblauch und einigen Blättern von Rosen-Geranium nebst einigen vom weißen Marke befreiten Citronen-Schaalen und fügt einige Lorbeerblätter hinzu.

Während das Kalbfleisch 4 Stunden so liegen bleibt, löst man Kochsalz in warmem Regen- oder abgekochtem Brunnen- oder Quell-Wasser auf und überschüttet, nachdem dasselbe wieder erkaltet, mit dieser Salzlauge das Fleisch. Bei einer Quantität von 25 Pfund Kalbfleisch werden 4 Loth Salpeter, ein Pfund Kochsalz, zwei oder drei Knoblauchzehen und die Schale einer halben Citrone erfordert, so wie vier Lorbeerblätter.

(Fortsetzung folgt.)

Denkmale
der Regierung Mohammed's II.

(Schluß.)

Unter solchen Begünstigungen von oben mußte sich der Flor Osmanischer Dichtkunst schnell und reich entfalten; zu Brusa ging eine Pleias lyrischer Dichter auf, zu Kastemuni strahlte ein Heerwagen derselben, und sogar eine Dichterinn, Seineb; aber unter dreißig, durch dreißig Jahre der Regierung des Eroberers besoldeten Dichtern, würde nicht einer diesen Namen verdient haben, ohne die gleichzeitigen großen Musterbilder Persischer und Dschagataischer Poesie: Dschami und Mir Alischir, sie die Fackeln, an denen die ersten großen Lichter Osmanischer Dichtkunst die Oellampe ihrer Begeisterung angezündet. Wie schon unter Murad I. der Dichter Scheichi durch sein Chosrew und Schirin in die Fußstapfen Nisami's, des ersten großen romantischen Epikers der Perser, getreten, so nun der Osmanische romantische Epiker Hamdi, der Dichter von Jusuf und Suleicha, von Leila und Medschnun, als Nachahmer oder größtentheils sogar Uebersetzer Dschami's, der in seinem Fünfer und Siebner dieselben romantischen Stoffe episch behandelt hat; und Ahmedpascha, der erste Lyriker der Osmanen, nachdem er lange den Flug mit eigener Kraft versucht, erschwang sich erst zur Höhe, worauf er steht, nachdem er mit den Ghaselen Mir Alischirs in die Wette gesungen. Dem romantischen Gedichte Mir Alischirs, Humai und Humajun betitelt, bildete Dschemali das seinige unter demselben Titel nach, und Schehdi versuchte als Nachahmer Firdewsi's die Osmanische Geschichte als Epos zu behandeln, ward aber nach Vollendung der ersten viertausend Distichen durch den Tod unterbrochen. Hingegen schrieb Scheich Gülscheni deren zehnmal so viel, nämlich vierzigtausend, im Geiste des Mesnewi Dschelaleddin Rumi's; und der mystische Dichter Alehi, dessen Grabstätte zu Jenidsche Wardar noch heute ein Wallfahrtsort, nachdem er zu Bochara im Orden der Nakschbendi die mystische Weihe erhalten und lange mit Dschami gelebt, bereicherte sein Vaterland mit mystischen Werken in Versen und Prosa. Der Eroberer zog nicht nur die Dichter-Wesire, sondern auch andere in seine Gesellschaft, vorzüglich aber Perser, und wiewohl er ihre Ausschweifungen in Wein und Liebe manchmal mit Verbannung vom Hofe und mit Kerker bestrafte, ließ er denselben doch größtentheils Nachsicht angedeihen. Nach des Sultans Beispiele zogen seine Großwesire, wie Mahmud und Mohammed Karamani, seine Wesire-Dichter, wie Ahmedpascha und Kasimpascha, andere Dichter in den Kreis ihrer Gesellschaft, oder in den ihrer Familie.

Mit den dreißig Dichtern hielten doppelt so viel Gesetzgelehrte gleichen Schritt auf der Bahn literarischen Ruhmes, unter der Regierung des Eroberers. Von diesen fünf Dutzenden berühmter Ulema lassen wir hier zwei zur Musterung vortreten. Der Flügelmann ist Molla Kurani, der Lehrer Sultan Mohammeds, als dieser noch Prinz Statthalter von Magnesia, und, ungeberdig, den Koran nicht lesen lernen wollte. Da sandte der Vater, Sultan Murad, den Molla Kurani mit einem Stabe in der Hand und mit der Gewalt, denselben wider den Prinzen zu gebrauchen. Kurani, ein ansehnlicher Mann von unbeugsamem Charakter und ohne Sultansfurcht, kündigte sich dem Prinzen Mohammed mit seinem Auftrage an. Der Prinz lachte ihm ins Gesicht, und Kurani bestrafte ihn dafür sogleich mit einem Stockhiebe. Mohammed, zur Regierung gelangt, wollte seinen strengen Lehrer mit der Wesirswürde belohnen, die er ausschlug. Dafür nahm er sich als Heeresrichter, und hernach Verwalter der frommen Stiftungen größere Freiheit, als irgend ein Wesir sich herausnehmen durfte, indem er vor dem Sultan nie die Erde küßte, sondern ihm den Handschlag gab und ihn wie einen Moslim seines Gleichen mit: Ich grüße dich, anredete. Mißvergnügt ging er nach Egypten, wo er vom Sultan Kaitbai mit den größten Ehren ausgezeichnet ward; kehrte dann wieder nach Rum zurück und starb in größtem Ansehen seiner Gelehrsamkeit und seines selbstständigen Charakters. Sein Nebenbuhler in ansehnlicher Gestalt, Sultansgunst, Charakter und Gelehrsamkeit war Molla Chosrew, ein geborner Grieche, dessen zwei Werke, die Stirnenhaare und die Perlen, die Grundfesten Osmanischer Rechtsgelehrsamkeit. Richter von Constantinopel und allen seinen Vorstädten, und dann durch dreizehn Jahre Mufti, genoß er des größten Ansehens durch die Würden des Gesetzes, noch größeres durch die seines Charakters. Wenn er beim Thore Aja Sofias eintrat, trennte sich das dichtgedrängte Volk sogleich aus Ehrfurcht und ließ ihm bis zum Hochaltare die Bahn frei; mehr als einmal sagte der Eroberer, der dies von der Emporkirche ansah, zu seinen Wesiren: Dies ist der Ebu Hanife unserer Zeit. Weil beim Beschneidungsfeste der Sultan den Kurani zu seiner Rechten und ihn zu seiner Linken gesetzt, schiffte er sich sogleich, solche Zurücksetzung ahndend, nach Brusa ein, wo er ein Collegium baute und selbst darin Unterricht gab. Chodschasade und Chatibsade, d. i. der Sohn des Chodscha (eines Kaufmanns aus Brusa) und der

Sohn des Kanzelredners, machten sich nicht nur durch ihre Werke, sondern auch vorzüglich durch ihre Ueberlegenheit in der Vertheidigung wissenschaftlicher Streitfragen in des Sultans Gegenwart einen großen Namen. Beide waren Lehrer Mohammeds, nicht des Prinzen, sondern des erobernden Sultans, der im Getümmel seiner Eroberungen Zeit fand, mit seinen Lehrern zu lesen, und die Schlachten der Heere mit Schulkämpfen der Gelehrten in seiner Gegenwart abwechseln ließ. „Traust du dich zu disputiren?" fragte der Eroberer den Chodschasade. „Als Euer Lehrer getraue ich es „mich," antwortete dieser, und sogleich entsetzte ihn Mohammed seiner Stelle, nahm ihn hernach aber wieder zu Gnaden auf. Eine der berühmtesten gelehrten Streitübungen Chatibsade's war die mit dem Gesetzgelehrten Alaeddin Arabi. Dieser bekleidete zweimal die Würde des Mufti (der aber damals noch nicht die höchste Gewalt des Gesetzes), einmal zugleich als Muderris, und zum zweiten Male ohne andere Pfründe. Wiewohl er und Ibn Magnesia unter die berühmtesten Ulema der Regierung Mohammeds gehörten, so fertigte jener doch nur ein Werk, aber dafür neun und neunzig Kinder, dieser hinterließ gar keines, weil er, zu ehrgeizig, nur nach der Wesir-Stelle trachtete, die er auch zuletzt erhielt. Ibn Magnesia's Nachfolger in der Stelle eines Heeresrichters war der große Gelehrte Kastelani, dessen Macht aber der Großwesir Mohammed Karamani halbirte, indem er die bis dahin vereinte Heeresrichterstelle theilte und den Hadschiansade als Heeresrichter von Anatoli ernannte. Diesem ertheilte später Sultan Bajesid den ersten Auftrag, die Geschichte des Reiches zu schreiben. Als ihm aber früher der Großwesir Mahmudpascha eine Muderris-Stelle vor dem gelehrten Chiali verliehen, ließ dieser, durch unverdiente Zurücksetzung gekränkt, seinem gerechten Unwillen durch einen Brief an den Wesir freien Lauf. Ein Sohn und ein Enkel des großen Fenari zeigten sich durch ihre Schriften des väterlichen und großväterlichen Ruhmes werth. Das größte Interesse, nicht nur als Gelehrter, sondern auch als Mensch, erweckt Hadschi Baba, der gelehrte Grammatiker und Prediger, der Vater des Großwesirs, der als Dichter Nischani genannte Mohammed Karamani. Da Hadschi Baba seinen Sohn, den großen Staatsmann, den Ordner der Staatsämter, in der Blüthe seiner Jahre verloren, betrauerte er denselben aufs tiefste sein übriges Leben hindurch; oft führte er von der Kanzel Verse aus den Gedichten seines Sohnes an, und unterbrach den Strom der Rede durch den der Thränen. Schon oben ist an Ort und Stelle Erwähnung geschehen des gesetzgelehrten Wesirs Sinanpascha und des gesetzgelehrten Henkers Mußanifek und ihrer Werke; des letzten unglaublichstes die Hinrichtung des Königs von Bosnien mit derselben Hand, welche das dazu begewaltigende Fetwa schrieb. Die letzten sieben Namen der Liste berühmter Ulema unter Mohammed II. sind die von so vielen Aerzten, von denen die Hof- und Leibärzte den Ulema einverleibt sind. Von diesen sieben waren vier Perser, einer ein Türke, einer ein Araber und einer ein Jude, Namens Jakob, der Anfangs vom Eroberer noch als Jude mit dem Amte eines Defterdars betraute, hernach, als er Moslim geworden, gar zum Wesir erhoben worden war. Der Jude, bei weitem der geschickteste von allen Leibärzten des Sultans, würde denselben vermuthlich in seiner letzten Krankheit mit Hülfe der Lebenskraft von fünfzig Jahren vom Tode gerettet haben, wenn nicht der Großwesir, Mohammed Karamani, den Eroberer auch vom Persischen Hofarzte Lari Arznei zu nehmen beredet hätte. So widerstritten sich die Aerzte im Zelte und die Arzneien im Leibe des Sultans, der darunter erlag. Von den andern drei Persischen Aerzten war Kutbeddin zwar seiner Kunst, aber darneben nur zu sehr dem Wohlleben ergeben. Er wurde der erste zum Vorsteher der Aerzte mit dem sehr beträchtlichen Gehalte von monatlichen zwei tausend Aspern ernannt, die er mit Sclavinnen und Knaben durchbrachte. Schukrallah von Schirwan erwarb sich des Sultans Gunst durch seine Kenntnisse in der Auslegungs- und Ueberlieferungskunde, besonders aber auch als Geschichtschreiber, wie Atallah durch die in der Mathematik. In dieser Wissenschaft erwarben sich unter Mohammed nebst Alikuschdschi, dem Perser, noch Mirem-Tschelebi, der Prinzenlehrer Bajesids, und Karasinan, der Commentator Alkuschdschi's, einen bleibenden Namen. Husein Tebrisi schmeichelte sich durch gute Manieren nicht minder als durch Gelehrsamkeit ein.

Von den Scheichen, welche den Eroberer auf seinen Zügen begleiteten und sein Heer durch das Wort des Korans und der Ueberlieferung begeisterten, ist der vorzüglichste Akschemseddin, d. i. die weiße Glaubenssonne, uns schon als der Auffinder des Grabes Ejubs vor der Eroberung Constantinopels, als der Ausleger des Traumes Mohammeds vor der Schlacht zu Terdschan bekannt, aber noch nicht als Arzt, [illegible]nkünstler und Schriftsteller. Er pflanzte die mystische Weisheit, die er zu Osmandschik vom großen Scheich Beirami, und zu Haleb vom Scheich Seineddin Hafi (den beiden Stiftern des nach ihnen genannten Derwisch-Ordens empfangen hatte, in seinen vier Jüngern und sieben Söhnen fort, deren jeder Mohammed hieß, und deren jüngster der romantische Dichter Jusufs und Suleicha's als Dichter unter dem Namen Hamdi berühmt. Nachdem er siebenmal nach Mekka gewallfahrtet, setzte und legte er sich endlich zu Koinik zur Ruhe, w[illegible] sein Grab selbst ein Wallfahrtsort. Nach Akschem[illegible]eddin ist der berühmteste Scheich Ebul-wefa durch di[illegible] ihm von dem Eroberer zu Constantinopel erbaute M[illegible]schee, durch seine Kenntnisse in Dicht- und Tonkunst [illegible] und seine stolze Abgeschiedenheit, die sich des Sulta[illegible]s Besuche verbat. Der Scheich Hadschi Chalife [illegible] als Mystiker eben so groß, wie sein späterer Namen[illegible]enosse als Polyhistor, unterschied sehr genau die wa[illegible]e Ergebung des Moslims ins Schicksal von der f[illegible]chen, indem jene die Beobachtung göttlicher Gebote v[illegible]aus-, diese sich über dieselben hinaussetzt. Alehi's u[illegible] Gülscheni's ist unter den Dichtern erwähnt worden[illegible] Der Scheich der Derwische Chalweti endlich, Hadsc[illegible] Tschelebi, griff in die wichtige Frage der Bestimm[illegible]g der Thronfolge zwischen Mohammeds Söhnen wirk[illegible]n ein, indem er sich wider den Großwesir, Moham[illegible] den Karamanier, welcher den Prinzen Dschem beg[illegible]tigte, entschieden für Bajesid aussprach und dems[illegible]n die ausgiebige Stimme seiner Anhänger, der Sch[illegible]e und Derwische von Karaman, sicherte, so daß [illegible] bald in Karaman zwischen den zwei mächtigen La[illegible]leuten über die Parthei des Karamanischen Großr[illegible]s die des Karamanischen Scheiches den Sieg davor[illegible]g.

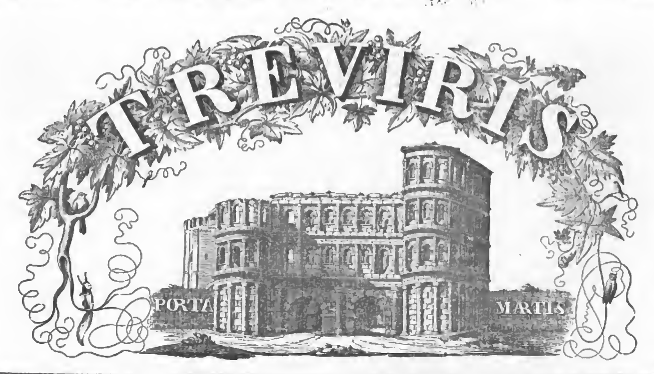
N. Priesch, Redacteur

(Auf dem Breitenstein No [illegible])

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 26. December. **N°. 103.**



Aemilianus Reichmann.

Aemilianus Reichmann ward am 28. Dezember 1675 zu Trier geboren. Er trat im J. 1693 in das Kloster St. Matthias, legte daselbst am 29. September 1694 die Ordensgelübde ab, wurde im Jahr 1716 Prior und starb am 18. Februar 1746. — Ob derselbe ein Verwandter des Continuators der Gesta Trevirorum, Nikolaus Reichmann (siehe die Trierische Kronik vom Monat September 1823 S. 224) gewesen sei, darüber kann ich nichts Zuverlässiges berichten. Der genannte Prior Aemilianus schrieb, auf Geheiß seines Abtes Modestus Manheim, eine Geschichte seines Klosters, welche nach seinem Tode von einem anderen Konventualen daselbst fortgesetzt wurde; das ganze Manuscript hat folgenden Titel: **Prothocollum conventus monasterii S. Mathiæ.** Folio 1 bis 17 ist die Abschrift eines älteren Aufsatzes: **Historia sive descriptio, Origo et annales monasterii S. Mathiae apostoli Ordinis S. P. Benedicti prope Treviros.**

Die Kronikschreiber haben gewöhnlich etwas Abentheuerliches einzumischen, was unsere hartgläubige Vernunft nicht leichtsinnig als Wahrheit aufnehmen darf. Einigemal haben sich derlei Täuschungen wirklich ereignet, aber ihre Deutungen sind gewöhnlich toll und lächerlich; hören wir indessen, was uns dieser Chronist vom Jahr 1700 sagt: An jenem Tag, 27. Jänner, und in jener Stunde, wo der Abt dieses Klosters, Cyrillus Kersch (ein hochgepriesener Wohlthäter der Armen) starb, da eben die Mönche, unter welchen auch Aemelianus war, sich in der Kirche zum nächtlichen Gottesdienste versammelt hatten, entstand plötzlich ein solcher Lärm, daß sie, von Schrecken betäubt, glaubten, die große Orgel sei zusammengestürzt. Der mehr als die übrigen Mönche beherzte Sakristan, von wenigen begleitet, ging an Ort und Stelle, fand aber nicht die mindeste Zerstörung. Eine Täuschung ereignete sich hier immer, denn es waren wohl 20 Zeugen gegenwärtig. — Eine ähnliche Täuschung ereignete sich in der abteilichen Kirche zu Echternach im Jahre 1490, ebenfalls in der Zeit des nächtlichen Gottesdienstes, bei der Orgel, die aber nicht gespielt wurde. Eine dritte endlich in der Kirche der Abtei St. Maximin, einige Zeit vor Ankunft der Franzosen nach Trier. Ein Geistlicher dieses Klosters, der ein durchaus beherzter Mann war, erzählte mir dieses Ereigniß mit folgenden Worten: „Nachdem die Frühmetten geendigt waren, verweilte ich mich nebst einem meiner Konfratern in der „Sakristie, um einige Sachen zu ordnen. Wir gewahrten bald einen schrecklichen Lärm und Krachen „in der Kirche, als seye der ganze Musikchor mit „Orgel und musikalischen Instrumenten zusammengestürzt: unsere Vermuthung wurde noch dadurch bestärkt, weil diese große Orgel auf einer sehr kühn „gebauten Arkade ruhte. Wir eilten an diesen Ort, „beleuchteten jede Stelle hier, u. demnächst in der ganzen „Kirche, wir bemerkten aber nirgends die mindeste „Veränderung.“ Wir armen Menschen haben doch in unserem Lebenslaufe so manches Räthsel zu lösen: am leichtesten lösen sie aber oft Diejenigen, welche keine Knechte der Furcht, noch des Aberglaubens und der Einbildung sind.

Reichmanns hinterlassene Handschrift ist, wie ich bereits erinnert habe, nur eine spezielle Klostergeschichte; indessen enthält doch dieselbe verschiedene Erzählungen, welche in der vaterländischen Geschichte der Aufmerksamkeit werth zu sein scheinen. Es mag sein, daß der oben genannte Nikolas Reichmann die **Gesta Trevirorum** deswegen bis in die Hälfte des Jahrs 1733 fortgesetzt hat, weil er glaubte, der genannte Aemilianus Reichmann würde in der Zukunft diese Arbeit übernehmen: wenigstens hat sich nach dem Tode der beiden Reichmanne die Handschrift des Nikolas in der Abtei St. Matthias vorgefunden, welche unser Hontheim im **Prodromus Histor. Trevir. dipl. Tom. II.** S. 926 in der Folge bekannt machte.

M. F. J. Müller.

Besteigung des Chimborazo durch Hrn. Boussingault am 26. Dezember 1831.

(Schluß.)

Der in einer unendlichen Menge von Theilen gebrochene Trachyt kam, da er durch die Gase, welche sich befreiten, gehoben wurde, oben zu liegen. Nach dem Ausbruche mußte der gebrochene Fels nothwendiger Weise einen größern Raum einnehmen; es konnten nicht alle Bruchstücke an die Stelle zurücktreten, woher sie gekommen waren; sie häuften sich unterhalb der Oeffnung, durch welche die Befreiung der Flüssigkeiten vor sich gegangen war. Es verhält sich genau hiermit, wie mit einer tiefen Pfütze, die man in einen harten compacten Felsen gräbt; wollte man den Abraum wieder hineinbringen, so würde sich der ausgehöhlte Raum bald anfüllen, wollte man nun fortfahren, den Abraum in gerader Linie mit der Axe der Pfütze aufzuschütten, so würde sich über der Oeffnung ein Kegel bilden, der um so höher würde, je tiefer die Pfütze ist. So haben sich nach meiner Meinung der Cotopari, der Tunguragua, der Chimborazo u. s. w. gebildet.

Während sich die elastischen Flüssigkeiten einen Durchgang durch die trachytische Rinde suchten, nachdem sie dieselbe durchbrochen hatten, konnten sie die Oberfläche des Bodens mit bedeutenden Höhlungen, die sich in größerer oder geringerer Tiefe befanden, in Verbindung bringen. In dieser Weise begreift man leicht, wie Stücke, die sich anfangs emporgehoben hatten, sich in der Folge senken, und in diese Höhlungen lagern konnten. So mußte alsdann anstatt eines Kegels über dem Ausbruchspunkte eine Vertiefung auf der Oberfläche der Erde entstehen. So begreife ich die merkwürdigen Senkungen, welche der Crater des Rucupichincha und der grüne See des Schwefelberges von Tuqueres darbietet.

Ich nehme demnach an, daß die Trachyt-Kegel der Cordilleras sich erst zeigten, nachdem sich die ganze Masse der Anden schon emporgehoben hatte; sie haben sich indessen nicht zuletzt in den Anden emporgehoben In der Nähe der höchsten Piks, ich darf den Caiambé, den Antisana, den Chimbarazo nennen, beobachtet man Hügel, die noch aus Bruchstücken, und zwar aus einer Felsart bestehen, die schon auffallend von dem gewöhnlichen Trachyt verschieden ist. Sie ist schwarz, porphyrartig; ihr Gemisch, welches Kristalle von glasartigem Feldspath einschließt, ist durch Augit colorirt. Die Feldspath-Kristalle sind ziemlich selten, und oft glaubt man einen Basalt zu sehen. Ich bin indessen nie auf einen Chrysoliten gestoßen. Dieser Fels ist manchmal compact und prismenartig, manchmal auch schlackenartig und voll Höhlen, man würde ihn für Lava halten, wenn er einen größern Raum einnähme; allein er bietet sich alsdann immer in Stücken dar, welche selten die Dicke eines Daumens erreichen. Diese Masse ist offenbar in einer sehr späten Epoche emporgestiegen. Auf der Chorrera von Pisque bei Ibarra sieht man eine schöne Säulenreihe davon auf einer Anspülung ruhen In dem Meierhofe von Lisco hat sich dieser Fels im bruchstücklichen Zustande einen Durchgang durch den Trachyt verschafft, indem er denselben in die Höhe hob. Hier glaubte Herr von Humboldt einen Lavastrom, der vom Antisana herabkam, wahrgenommen zu haben. Ich habe anderswo die Gründe auseinandergesetzt, warum ich die Meinung meines erlauchten Freundes nicht theilen kann.

Der erloschene Vulkan von Calpi, am Fuße des Chimborazo, besteht ebenfalls aus dieser Art Basalt. Wir besuchten ihn unmittelbar nach unserer Rückkehr nach Rio-Bamba.

Inmitte des sandigen Bodens, welcher die ganze Ebene von Rio-Bamba einnimmt, bemerkt man nahe bei dem Dorfe Calpi einen Hügel von dunkler Farbe; es ist dieses der Jana-Urcu (der schwarze Berg). An dem untern Theile des Bergleins gewahrt man über den Sand hervorragenden Trachyt; er ist derselben Art, wie jener, der in einiger Entfernung den Chimborazo stützt. Dieser Trachyt scheint vielfach mitgenommen worden zu sein; er ist voll von Rissen und Spalten in jeder Richtung. Der Abhang des Jana-Urcu, Calpi gegenüber, besteht aus kleinen Bruchstücken des schwarzen Felsen: dieser Haufe von Bruchstücken erinnert allerdings an den steinigen Ausbruch von Lysco. Es scheint selbst, als ob dieser Ausbruchauf dem Jana-Urcu, erst nach der Sandniederlage, welche die Ebene nivellirt, statt gehabt habe; denn seine Oberfläche in der Umgebung des Vulcans ist mit jenen schlackenartigen schwarzen Steinen bestreut.

Unsere Führer, welche Indianer von Calpi waren, geleiteten uns an eine Spalte, wo man ganz deutlich das Geräusch einer unterirdischen Cascade vernahm; nach der Stärke des Geräusches zu schließen, mußte die Masse Wassers, welche sie hervorbrachte, sehr bedeutend sein.

Die Trockenheit des Bodens von Latacunga bis Rio-Bamba setzte mich mehre Male in Erstaunen. Ich fragte mich, wie es möglich sei, daß die Gletscher, die hohen Gebirge, welche diese Gegend beherrschen, nicht zahlreiche Ströme erzeugen.

Die Trockenheit dieser Hochebene beschränkt sich blos auf die Oberfläche. Es scheint ausgemacht, daß die Wasser der Gebirge, nachdem sie dieses leichtdurchdringliche Erdreich durchsickert haben, mehr od[illegible]r minder tief im Innern des Bodens circuliren. De[illegible] unterirdische Wasserfall des Jana-Urcu ist schon [illegible]n Beweis dafür; und wenn man in die tiefen [illegible]chluchten, welche die aufgeschwemmte Erde der Ho[illegible] ebenen durchfurchen, hinabsteigt, sieht man oft sehr [illegible]äufige Quellen hervorsprudeln. Ganz nahe bei Lat[illegible]unga, zwischen dieser Stadt und dem Cotopari, fi[illegible]et sich eine Quelle, auf die man stieß, nachdem ma[illegible] einige Metres tief in das Bimsstein-Glommerat gegra[illegible]n hatte. Sie wird von den Indianern Tinto-Pollo [illegible]nannt. Es ist dieses in der That ein wahrer unte[illegible]discher Wasserlauf; das Wasser erneuert sich ohne V[illegible]erlaß, und man erkennt ganz bestimmt die Richtung [illegible] Stromes. Ich fand seine Temperatur 18° 5 C.

Den 21. Dezember waren wir nach Rio [illegible]Bamba zurückgekehrt, wo ich noch einige Tage verw[illegible], um die Beobachtungen, welche ich mir anzustellen [illegible]erlegt hatte, zu beendigen.

Den 23. Dezember, Nachmittags, verließ [illegible] Rio-Bamba, indem ich mich nach Guayaquil be[illegible], wo ich mich zu Schiffe geben mußte, um die [illegible]e von Peron zu besuchen. Im Angesichte des C[illegible]orazo trennte ich mich vom Obristen Hall. Währ[illegible] meines Aufenthaltes in der Provinz Quito genoß i[illegible]n Zutrauen und seine Freundschaft. Seine [illegible]mmne Kunde der Oertlichkeit war mir von höchste[illegible]tzen, und ich fand in ihm einen eben so vortreffl[illegible], als unermüdlichen Reisegefährten; überdies hatt[illegible]r bei de lange Zeit der Sache der Unabhängigk[illegible] dient. Unser Abschied war rührend; ein geheimes [illegible]schien uns zu sagen, wir sollten uns nie wieder [illegible] Die se traurige Ahnung war nur zu gegrün[illegible] Einig[illegible]

Monate später ward mein unglücklicher Freund in einer Straße von Quito ermordet.

Schnellräucherungsmethode.

(Fortsetzung.)

Vor dem Ueberschütten mit der Salzlauge hat man wohl darauf zu sehen, daß die Schichten des Fleisches keine hohlen Zwischenräume bilden; man füllt diese am besten mit kleinen Stückchen der nämlichen Fleischgattung aus, um einen gleichförmigen Druck auf das Fleisch anbringen zu können.

Auf diese Weise läßt man das Fleisch ohne allen Druck, und nur mittelst Bedeckung eines Tuches gegen Staub geschützt, drei Tage in einem trockenen Gewölbe stehen, am vierten Tage preßt man entweder das Fleisch durch die Schrauben, oder, wenn diese Vorrichtung mangeln sollte, mit Steinen. Bis zum zwölften Tage vermehrt man den Druck nach und nach. Dann nimmt man die Steine weg oder läßt die Schraube nach, nach zwei Tagen wird der vorige Druck neuerdings in Anwendung gebracht. Es ist oben bereits angeführt worden, daß im Sommer aus den angegebenen Gründen die Dauer der Salzbeize abgekürzt werden muß.

2) Ochsenzungen erhalten die nämliche Salzbeize, wie das Kalbfleisch, und bedürfen ebenfalls, wie früher angegeben worden, des gleichen Zeitraums, um vollständig durchdrungen und für die Rußlauge gehörig vorbereitet zu werden.

3) Die Salzbeize für Rindfleich erfordert auf 25 Pfd. Fleisch 1 1/2 Pfund Kochsalz und 6 Loth Salpeter. Man wascht das Fleisch, 7 bis 8 Pfund schwer, rein ab, reibt es dann mit etwas Salpeter und ein Paar Hände voll Kochsalz gut ein, befeuchtet es mit gutem Weinessig, belegt es mit Koriander, einigen Gewürznelken, klein geschnittenem Knoblauch, Gartenbohnenkraut, Lorbeerblättern und wenigen Blättern von Rosen-Geranium. Vorerst aber thut man wohl, das Fleisch mit zwei Hände voll Wachholderbeeren einzureiben. Nach diesem wird ein halb Pfund Kochsalz in der Wärme in einem halben Maaß Regen- oder abgekochtem Brunnenwasser aufgelöst, und nach dem Erkalten behutsam über das Fleisch gegossen. Darauf das zwei ganze Tage lang, gegen Staub verwahrt, ruhig stehen gelassen, und Tags darauf 14 Tage lang mit Steinen oder einer Schraube einem gleichmäßigen Drucke unterworfen, der nach Verlauf dieser Zeit zwei Tage lang aufgehoben, darnach aber auch noch weiter sieben Tage in Anwendung gebracht wird.

4) Schweinenfleisch.

Diese Fleischgattung muß die nämliche Salzbeize und eben so lange, wie das Rindfleisch, erhalten. Auch können mit Ausnahme des Essigs die nämlichen Gewürze in Anwendung gebracht werden. Das Fleisch muß aber ganz frisch genommen werden. Will man aber Spanferkel räuchern, so dürfen diese nicht länger als eine Stunde in der Salzbeize liegen. Inwendig müssen sie fleissig mit Salz eingerieben werden. Nun folgt die Räucherung auf nassem Wege, welche eben so geschieht, wie die in Caminen u. s. f.

Bei dieser Räucherung legt sich der von der Hitze emporgetriebene Rauch an die in der Höhe befindlichen kältern Gegenstände als ein Sublimat an, und durchdringt das aus der Beize zu diesem Zwecke dorthin gehangene Fleisch vollkommen, ohne dabei seine Natur zu verändern; dies geschieht auch bei dem Verfahren des Herrn Sanson. Dieser bedient sich des nämlichen Mittels im konkreten Zustande, löset den Glanzruß in Wasser auf und läßt das durch die Salzbeize aufgeschlossene Fleisch ebenfalls davon durchdringen. Dadurch werden zwei wesentliche Vortheile erlangt, nämlich der Gewinn an Gewicht selbst, da bei der ersten Art zu räuchern wohl 40 Prezent verloren gehen, und Gewinn an Zeit, da nach der neuen Methode die Dauer des Räucherns sich nur nach Stunden berechnet. Man verfährt bei den verschiedenen Fleischgattungen wie folgt.

a) Bei dem Kalbfleisch.

Nach geschehener oben angegebener Behandlung der Salzbeize nimmt man ungefähr 60 Stunden vor der Herausnahme des Fleisches 2 Pfund ganz feinen Glanzruß (Kaminpech), der durchaus nicht mit lockerm Flugruß oder Mörtel, Lehm u. d. gl. verunreinigt sein darf, läßt ihn zu feinem Pulver machen und übergießt ihn mit 6 Maaß Regen- oder abgekochtem Brunnenwasser, bedeckt das Gefäß und rührt die angesetzte Lauge von Zeit zu Zeit fleißig um. Die Rußlauge wird nun vor Abfluß der zwei letzten Stunden mit 8 Pfund Kochsalz geschwängert und das Ganze fleißig umgerührt. Hierauf nimmt man das Fleisch aus der Salzbeize, reinigt es nach der vorgezeichneten Weise von den Kräutern sorgfältig ab, reinigt zugleich auch das Gefäß, worin es gelegen, gut aus, legt das Fleisch neuerdings hinein und übergießt es mit der oben beschriebenen Rußlauge. Besser aber ist es, noch ein zweites Gefäß für diese Operation zu bestimmen. Sollte die Lauge zur Bedeckung des Fleisches nicht hinreichend sein, so wird der rückständige Bodensatz mit einer erforderlichen Menge abgekochten Wassers unter stetem Umrühren übergossen, und diese zweite Rußlauge zur ersten gebracht.

(Schluß folgt.)

Don Karlos.

Don Karlos ward am 9. Julius 1545 geboren. Seine Mutter, Maria von Portugal, Philipps II. erste Gemahlinn, starb den zweiten Tag nach ihrer Niederkunft und er mußte (so erzählt ein Schriftsteller) mit Ziegenmilch ernährt werden, weil sich, nachdem er vielen Ammen die Warzen an der Brust abgebissen hatte, keine mehr finden wollte. Schon als Kind zeigte er eine heftige und grausame Gemüthsart, und weder sein oft abwesender Vater, noch seine Tante Johanna fanden die rechten Mittel und Wege, ihn zu bändigen. Als einst ein Knabe etwas gethan hatte, was ihn (er zählte erst sieben Jahre) verdroß, wollte er nicht eher essen, bis jener aufgehängt sei. Man that dies, um ihn zu beruhigen, an einer Puppe; worüber jedoch sein Vater mit Recht zürnte und Karln eine Ohrfeige gab, deren er sich noch spät mit höchstem Zorne erinnerte. Seines Großvaters ernste Ermahnungen: er solle sich gemäßigter und anständiger, besonders gegen seine Tante betragen, machten wenig Eindruck, weßhalb jener auch an Philipp schrieb: bevor Karlos nicht besser erzogen sei und sich nicht besser benehme, möge er ihn den Niederländern nicht zeigen.

Hiemit stimmt ein Bericht des Venetianers Badoer vom Jahre 1557, des Inhalts: „Der Prinz ist zwölf Jahre alt und schwacher Leibesbeschaffenheit (debole complessione); er hat einen übermäßig großen Kopf, schwarzes Haar und einen stolzen Sinn (animo fiero). So erzählt man, daß wenn ihm auf der Jagd Hasen oder andere Thiere gebracht werden, er

ein Vergnügen daran findet, sie lebendig braten zu sehen. Als ihm einst eine Eidechse (bissa codel- lata) geschenkt ward und diese ihn in den Finger biß, so biß er ihr rasch mit den Zähnen den Kopf ab, und zeigte dadurch seine dereinstige Kühnheit. Auch glaubt man, daß ihm die Weiber übermäßig ge- fallen dürften. Im Fall er kein Geld hat, verschenkt er (ohne Wissen der Prinzessinn seiner Tante) Ketten, Schaumünzen und selbst seine Kleider, obgleich er sonst die Pracht liebt. Als er hörte, daß nach dem Ver- trage zwischen König Philipp und der Königinn Marie von England ihr etwaniger Sohn die Niederlande erhalten sollte, sagte er: dies werde ich nie zugeben, sondern ihn bekämpfen; auch ließ er den Kaiser (wel- cher sich damals in Brüssel aufhielt) um eine Rüstung bitten, worüber sich dieser sehr freute. Ungemeinen Stolz zeigt Karlos auch darin, daß er nicht lange vor seinem Vater stehen oder die Mütze abnehmen will, und daß er den Kaiser Vater, seinen Vater aber nur Bruder nennt. Für seine Meinungen ist er so leiden- schaftlich eingenommen und so zornig, wie es irgend ein junger Mensch nur sein kann.''

Später bezog Karlos mit Johann von Oesterreich und Alexander von Parma die Universität Alkala, fiel aber am 6. Mai 1562, indem er einem Mädchen nachstellte, die Treppe hinab und verletzte so den Kopf, daß er trepanirt werden mußte. Seitdem zeigte sich Karl körperlich noch schwächer, und geistig noch wilder und ausgearteter. Er war klein, mager, schwach, blaß, zum Heirathen (so sagte man) un- fähig, hatte eine verwachsene Schulter und ein zu kurzes Bein. Als ein Edelknabe zufällig nicht sogleich auf sein Klingeln erschien, wollte er ihn aus dem Fenster in den Graben hinabstürzen. Weil ihm ein wenig Wasser aus einem Hause auf den Kopf fiel, befahl er, dasselbe anzuzünden und die Bewohner zu tödten, und ließ sich nur durch die Nothlüge beru- higen: der Priester sei so eben mit der Monstranz und Hostie hineingegangen. Stiefeln, die ihm sein Schuster zu eng gemacht, ließ er in Stücke schneiden, kochen und zwang jenen, sie aufzuessen. Er haßte seinen Vater, that ihm alles Mögliche zu Leide und sagte: er wolle der Prinzessinn Eboli auch das zweite Auge ausschlagen, damit sie ganz blind werde. Den Kar- dinal Espinosa bedrohte er mit dem Tode, weil er einen Schauspieler abgehalten hatte, vor ihm zu spie- len, und den Herzog Alba würde er aus Zorn, daß er zum Statthalter der Niederlande ernannt war, er- stochen haben, wenn er nicht wäre daran gehindert worden. — Alle diese Züge, deren Wahrheit nicht füglich bezweifelt werden kann, zeigen ein leidenschaft- liches, durch Vernunft, Sitte und Religion keines- wegs geordnetes Gemüth; obgleich sich die Zurech- nung mindert, sofern man sein Benehmen, wenigstens zum Theil, als Folge jener Verletzung in Alkala be- trachtet, oder (wie Andere wollen) eine von seiner Großmutter überkommene Geistesverwirrung annimmt. Wenigstens schreibt Hopper schon im Jahre 1565: Es ist Nichts mit Don Karlos. Er glaubt Alles, was man ihm sagt; ja wenn man ihm sagte, er sei todt, so würde er es glauben!

Aber auch abgesehn von körperlichen Krankheiten und Gebrechen, war zwischen Karlos und seinem Va- ter ein vollständiger Gegensatz in Hinsicht auf Neigun- gen, Wünsche, Lebensweise, Religion und Politik, so daß sich beide niemals verständigen konnten. Ver- gebens suchte die Königinn ihren Gemahl mit ihrem Stiefsohne auszusöhnen; der Vater forderte, daß der Sohn ihm gehorche und seine Natur wesentlich ändere und bessere; der Sohn hingegen nahm ein Aegerniß an dem kalten, gemessenen, argwöhnischen Gemüthe seines Vaters, haßte Espinosa und Alba, dessen wirk- samste Beamte, suchte heimliche Verbindungen in Spa- nien und Flandern anzuknüpfen, und sprach zuletzt in seiner Leidenschaft von Planen, welche Philipps Herrschaft und vielleicht sein Leben bedrohten.

Als der König dies Alles, entweder durch Johann von Oesterreich, oder durch Geronimo von Cervelas, einen Vertrauten, oder durch den Beichtvater des Prinzen erfuhr, gerieth er in große Sorge und Zwei- fel über die zu ergreifenden Maßregeln; endlich aber beschloß er (so erfordere es, wo nicht seine, doch des Reiches Sicherheit) seinen Sohn zu verhaften. In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1568 er- schien er geharnischt mit mehren Großen seines Reichs vor Karls Schlafzimmer und ließ die Thür öffnen. Als der Prinz aus tiefem Schlafe erweckt wurde, rief er aus: ,,welch einen Anstoß gibt dies Bene[h]- men dem ganzen Reiche! Euer Majestät thäten besser, mich zu tödten, als gefangen zu halten, und wenn Sie es nicht thun, werde ich es selbst thun!'' Auf Philipps Antwort: er möge dies ja unterlassen, da nur Thoren dergleichen thäten, erwiederte Karlos: ,,Euer Majestät behandeln mich so übel, daß ich da- zu kommen werde, nicht als Narr, sondern als Ver- zweifelter!'' Dieser Erzählung fügt der Gerichtsdie- ner (Huissier), welcher Augenzeuge des Hergangs war, hinzu: schon um Weihnachten konnte der Prinz von sechszehn nacheinander berufenen Mönchen und Beichtvätern die Lossprechung nicht erhalten, weil er im Allgemeinen gestand, daß er böse Plane hege und nicht aufgeben wolle; endlich sagte er dem Prior des Klosters Atocha: er trachte seinem Vater nach dem Leben, welche Aeußerung diesem mitzutheilen jener für Pflicht hielt. Andere Quellen widersprechen der letz- ten Nachricht, auch erklärte Philipp später, daß Kar- los Nichts gegen sein Leben unternommen, und äußerte in einem am 22. Januar an die Städte des Reichs erlassenen Rundschreiben: wichtige, zureichende Grün- de hätten ihn zur Verhaftung des Prinzen vermocht, und er habe den Schmerz des Vaters der Pflicht ge- gen Gott und sein Reich nachsetzen müssen. — Hievon wiederum abweichend, erzählt Cayet: Karl gab beim Ballspiele dem Johann von Oesterreich eine Ohrfeige, wofür ihm dieser Papiere entwandte, welche seine Verbindung mit den Niederländern und ketzerische An- sichten erwiesen. Matthieu endlich berichtet: Karlos lud vergebens seinen Oheim zu einer Verbindung wi- der Philipps Leben ein und rief, als dieser in sein Zimmer trat: ,,der H...sohn hat mich verrathen ich bin des Todes!'' worauf der König anwortete ich habe dir einmal das Leben gegeben und will e[s] dir zum zweiten Male schenken, obgleich deine Un- dankbarkeit und Bosheit zeigen, daß du dessen un- würdig bist.

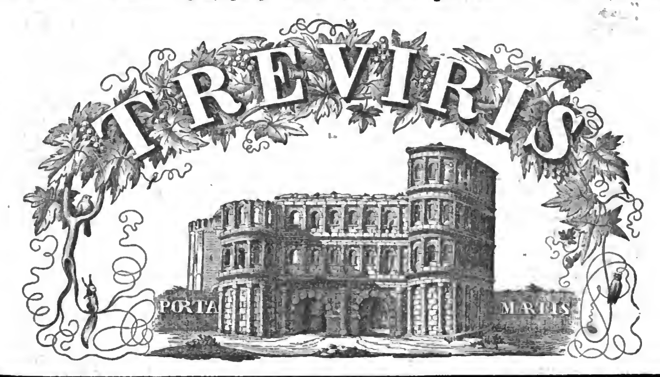
(Schluß folgt.)

A. Driesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No 1155)

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1835. Zweiter Jahrgang. Trier, den 30. December. No. 104.



Nachtrag zur Kurtrierischen und Herzoglich-Luxemburgischen Münzenkunde.

Von M. F. J. Müller.

Nach der Bekanntmachung meiner beiden Abhandlungen 1) über das Kurtrierische 2) über das herzogzoglich-Luxemburgische Münzwesen kamen mir noch verschiedene Dokumente zu Gesicht, welche manche sacherklärende Notizen enthalten, die ich hier nachträglich zur Kenntniß bringen will.

Das Trierische Münzwesen betreffend:

Ein Schilling war die Hälfte von einem Albus, und zwar der Trierische Schilling so viel als ein halber Trierischer Albus; der Rader-Schilling so viel als ein halber Rader-Albus und 2 Rader-Schillinge galten immer einen Rader-Albus.

Wenn man früher 12 solidos auf einen Albus gerechnet hat, so muß ein Rader-Albus verstanden werden: ist aber die Rede von einem Solidus, deren 20 ein Pfund machten, so ist die Rede von halben Rader-Albus oder 2 Dreiling: ein solcher Dreiling hatte 3 Heller, vier Dreilinge machten einen Rader-Albus. — Schon in der andern Hälfte des XVI. Jahrh. kam der Namen Schilling bei uns Trierern beinahe ganz außer Gebrauch und wurde durch die Petermännchen ersetzt.

In einem handschriftlichen Regulativ des ehemaligen erzbischöflichen Consistoriums zu Trier vom Jahr 1727 habe ich in Bezug auf den Goldgulden folgende Anmerkung gelesen: in præsenti registro computatur florenus aureus pro tribus florenis rotatis, florenus rotatus pro 24 Albis, et albus pro octo denariis.

In einer andern Handschrift heißt es:

„Eine Mark hat 8 Unzen oder 24 Karath.
„Eine Unze hat 2 Loth.
„Ein Loth hat 4 Quint.
„Ein Quint hat 68 Eßger, aber Franz. Gewicht 72.
„Ein Loth hat 18 Grain.
„Ein Grain hat $15\frac{1}{9}$ Eßger.
„Die Mark hat 288 Grain oder 4352 Eßger.
„Ein Quint hat 3 Schrupel.
„Ein Schrupel hat $22\frac{2}{3}$ Eßger.

In dem Obererzstift Trier hat man schon im XV. Jahrhundert angefangen, die Rechnung nach Mark zu verlassen, und man zählte nach Gulden, Albus und Heller, oder auch nach Pfund, Schilling, Heller, Denarien. Im XVI. Jahrhundert hörte man schon den Albus anstatt Schilling nennen. In Bezug auf den Werth des sogenannten Königsthalers in neueren Zeiten lege ich hier eine Stelle vor aus einem Weisthum oder Erklärung des Gerichts zu Manderfeld vom ersten Mai 1756:

„Artikikel 6: ein Morgen Wild- oder Schiffel-„land gibt einen Königsthaler per 1 Reichsthaler 6 „Albus."

„Artikel 5: gibt ein Morgen Ackerland oder Mist-„land Ablage 2 Königsthaler, ad 2 Reichsthaler 12 „Albus."

„Artikel 3: gibt es einen Wagen Heu, 16 Zent-„ner schwer, Ablag 8 Königsthaler Trier. Werths „ausmachend 8 Reichsthaler 48 Albus." Mithin galt auch damals noch der Königsthaler fünf Kopfstücke oder sechszig Trier. Albus.

Hinsichtlich der Turnus erinnere ich, daß man im XIV. Jahrhundert das Pfund schwarzer Turnus zu 15 Schilling gerechnet hat, 180 kleine Turnus machten so viel als 120 Französische Sols neuerer Zeit.

In einer anderen Handschrift fand ich folgende Vergleichungstafel:

„Ein Pfund macht 20 Solidos.
„20 Solidi — 3 albos simplices und 2 solidos.
„tres libræ — 17 albos simplices.
„Ein Gulden — 24 Albus.

„12 Heller machen 1 Albus.
„Ein Schilling — 6 Heller.
„Zwei Schilling — 1 Albus.
„Ein Pfenning — 1½ Heller.
„Ein albus simplex — 12 Heller Trierisch.
„Ein albus rotatus — 24 Heller Trierisch.
„8 Trier. Denarien — 12 Heller Trier.
„2 Rader-Schilling — 1 Rader-Albus.
„2 Trierische Schilling — 1 Trier. Albus.
„1 Rader-Schilling — 1/2 Rader-Albus.
„1/2 Rader-Albus — 1 Trier. Albus.
„24 halbe Rader-Albus — 1 Trier. Gulden.
„24 Rader-Schillinge — id.
„24 Rader-Albus — 1 Radergulden.
„Ein Rader-Gulden — 2 Trier. Gulden.
„Ein Rader-Albus — 2 Trier. Albus.
„Ein Rader-Heller — 2 Trier. Heller.

Der Kaufmanns-Gulden war zu Trier 20 Rader-Schillinge oder 10 Rader-Albus: im Jahr 1464 war derselbe 6 Pfund Trierischer Wehrung gleich, diesen Gulden nannte man auch Pagaments-Gulden, auch bezeichnet man denselben manchmal mit dem Worte Pfund, libra. — In einem Kaufakte der Abtei Echternach vom Jahr 1638 wird gesagt: **Reinets de Udelsangen vendit monasterio etc. pro 800 florenis Trevirensibus, ad 10 albos florenum computando.**

Im Jahr 1432 waren 50 Pfund Trierisch so viel als 20 Gulden und 10 Tornes schweren Geldes. Der schwere Gulden wurde zu 12 Tornes oder 24 Rader-Albus gerechnet: that also das Pfund 5 Tornes, oder 10 Rader-Albus, oder 20 halbe Raderalbus, oder 80 Rader-Pfenninge, oder 240 Trierische Landheller. In dem **Chartularium** der Abtei St. Marien bei Trier, in einem daselbst befindlichen Dokument v. J. 1453 habe ich folgende Stelle gelesen: „Aicht „(d. i. 8) Punt trierischer Werungen maicht ses und „zwentzig (d. i. 26) Wyspenningen vier Schillinge „und vier Punt trierischer Werungen maicht driezehn „Wyspenninge zwien Schillinge.“

In einer Handschrift der Abtei Echternach vom Jahr 1340 heißt es: **Nota duodecim solidos Trevirenses facere sexdecim parvos turonenses.**

Unter der Regierung der letzten Kurfürsten von Trier rechnete man sowohl in dem öffentlichen, als im Privatverkehr nach folgendem Fuß:

1) Der Trierische Reichsthaler hat 54 Trierische Albus oder Petermännchen. Vier derselben standen sechs rheinischen Gulden gleich, und 110 Rthlr. rechnete man auf 60 Französische Laubthaler oder 15 Louisd'or.

2) Das Kopfstück betrug 12 Trierische Albus oder Petermännchen, deren 3 rechnete man für einen rheinischen Gulden.

3) Albus, auch Petermännchen, hatte 2 leichte Kreuzer an Werth, deren 36 man auf einen rheinischen Gulden zählte.

4) Kreuzer war die Hälfte eines Petermännchens, deren 72 zählte man für einen rheinischen Gulden: 6 Trierische Kreuzer standen 5 schweren Kreuzern gleich.

5) Dubel war die Hälfte des Kreuzers und läßt sich demnach sein Verhältniß zu den übrigen Münzsorten leicht berechnen.

6) Pfenning war der vierte Theil eines Kreuzers, deren acht machten demnach einen Albus oder Petermännchen. Man findet auch viele Rechnungen, in welchen die kleinste Geldsorte mit Denarien angezeigt wird, deren man 12 für einen Albus zählte.

Ueber das Luxemburgische Münzwesen habe ich zu meiner genannten Abhandlung keine fernere Zusätze nachzubringen; nur empfehle ich noch zum Nachlesen die interessante Verordnung Philipps **IV.** v. 20. Febr. 1652.

Es bleibt nur noch eine Erinnerung übrig in Bezug auf die Grenzbewohner des Herzogthums Luxemburg. Nicht wenige Aktenstücke, Rechnungen, Kontrakte u. s. w. habe ich eingesehen, in welchen Luxemburgische Unterthanen nach Thalern angrenzender Provinzen, z. B. Kur-Köllnischen und Kur-Trierischen, gerechnet und stipulirt haben, ohne sich darüber zu erklären; Aufgaben, welche oft bei dem ersten Anblick sehr räthselhaft sind; in Rechnungen läßt sich die Sache schon leichter entscheiden, wenn die kleineren Geldsorten namentlich beigeschrieben sind. Der Verkehr der Grenzbewohner mit ihren Grenznachbaren erforderte sehr oft die Circulation und Annahme fremder Münzsorten, wenn auch dieselbe im Inneren dieses Herzogthums keinen Kurs hatten; denn der Absatz dieser fremden Münzen war ihnen leichter und selbst manchmal vortheilhaft. Dieser Umstand wurde auch deswegen in der Theresianischen Verordnung vom 11. März 1775 berücksichtiget; durch den Artikel 32 wurden die doppelten und einfachen Lütticher Schillinge zwar in der Provinz Luxemburg außer Umlauf gesetzt, jedoch mit folgender Ausnahme: **excepté dans les confins sur l'etendue de deux lieux de la frontière du Pays de Liége, dans lesquels confins il sera libre de les donner et récevoir de gré à gré sur le pied suivant etc.**

Schnellräucherungsmethode.

(Schluß.)

Das so behandelte Fleisch bleibt nun 5 bis 6 Stunden, nach Verhältniß seines Durchmessers, unter öfterm Neigen des Gefäßes liegen, wird darr ach her- ausgenommen und in einem luftigen Orte, je och un- ter Verhütung einer Berührung der Kalkwänt :, zum völligen Austrocknen aufgehangen und zum Schlusse mittels eines Pinsels mit reinem rektifizirtem Holzessig überstrichen. Das Fleisch kann jedoch für d i häus- lichen Bedarf schon auf der Stelle genossen werden. Herr Magistratsrath Tillmetz nahm zur Rußl ige zwei Pfd. guten Kamin- oder Glanz-Ruß, that lchen in einen Topf und übergoß ihn mit 6 Maaß ı cher ab- gekochtem Brunnen- oder Regenwasser unter leißigem Umrühren. Diese Mischung ließ Hr. Tillmetz 8 Stun- den stehen, nach deren Verlauf sich der bet htlichste Theil des Rußes aufgelöst hatte. Hierauf erden 6 Pfd. Kochsalz und 3 Loth concentrirter, einigten Holzessig zur Lauge in den Topf geschüttet d Alles gut durcheinander gerührt. Die Mischung ieb nun ruhig stehen, bis sie sich absetzte. Nun wu das mit der Salzbeize behandelte Fleisch in einem icklichen Behältnisse in die vorgeschriebene Glanzr uge ge- legt und das Fleisch in derselben auf die öhnliche Weise beschwert oder gepreßt. Auch wurde on Zeit zu Zeit unter Aufrühren der Rußlauge igekehrt. Nach Verlauf von 5 — 8 Stunden, je n Verhält- niß der größern Dicke der Fleischstücke, r n die herausgenommen und mit Schlingen, mit en man das Fleisch schon vor dem Einbringen in alzbe versehen hatte, an einem luftigen Ort hang Schon in 2 bis 3 Tagen konnte man das f koch oder was zur Erhaltung des Saftes durc meh empfehlen ist, in Brodteich eingeschlagen, t la Das zu räuchernde Fleisch darf nicht zu in Glanzrußlange liegen bleiben, sonst ni s e

Pechgeruch an: man halte sich daher genau an der Vorschrift.

b) Ochsenzungen.

Sie bleiben, wie schon gesagt, ebenfalls 5 — 6 Stunden in der Rußlauge liegen, und werden darnach in einem luftigen Orte aufgehangen.

c) Rindfleisch.

Die Glanzrußlauge für diese Gattung Fleisch wird aus 6 Pfd. Kochsalz, 1½ Pfd. Glanzruß und 6 Maaß Wasser bereitet. Die Dauer des Liegens in dieser Beize ist auf 8 — 9 Stunden festgesetzt worden. Auch dieses Fleisch, so wie alle übrigen angeführten Gattungen desselben, wird nach dem Herausnehmen aus der Glanzrußbeize, wie bei a u. b vorgeschrieben, behandelt.

d) Schweinenfleisch.

Dieses erfordert die nämliche Glanzrußlauge und Dauer der Rußbeize, wie das Rindfleisch; auch muß es ebenfalls in der Rußlauge verhältnißmäßig mit Steinen beschwert oder mittels einer Schraube gepreßt werden. Auch hier beim Schweinenfleische ist das öftere Nachlassen des Druckes und Umkehren der eingelegten Fleischstücke, so wie das Aufrühren der Beize selbst nothwendig, um die gleichförmige Durchdringung der Rußlauge nach Wunsch zu erreichen.

Auf diese Weise genau nach der Vorschrift bereitete Schinken vereinen alle an Westphälischem und Hamburger Räucherfleische beliebten Eigenschaften, besitzen eine unvergleichliche Schmackhaftigkeit und feine Würze und sind also dem Verderben durchaus nicht so unterworfen, wie die gewöhnlichen Schinken.

Wohl ist noch zu bemerken, daß man von der vorgeschriebenen Quantität Salz ja nicht abweiche und selbe nicht eigenmächtig vermindere; wodurch unbefriedigende Resultate hervorgehen würden.

Das Einsäuern des Fleisches, um es 6 Monate zu conserviren.

1) Man wascht es und legt es dann in starken Essig.

2) Oder man kocht es, reibt es mit Gewürzen (Wachholderbeeren, Rosmarin, Majoran, Lorbeerblättern) und etwas Salz ein und übergießt es mit Essig. An kühlem Orte hält es sich (so wie Wildpret ɛc.) 6 Monate. Vor dem Gebrauch wird es gewässert, und kann dann gekocht oder gebraten werden.

3) Oder man siedet es in Essig, läßt Fleisch und Essig dann erkalten und stellt es in den Keller. Es hält sich, so wie Wildpret, 6 Monate. Ist das Fleisch aber knöchig, so ist die Dauer nicht so lange. Wildpret muß besonders von den Knochen befreit werden.

4) Oder man kocht es in Wasser, nimmt es heraus, reibt es mit gestoßenen Wachholderbeeren und Salz ein, läßt es abkühlen und übergießt es mit Essig, dem etwa 1/2, 1/4 saurer Wein zugesetzt werden kann. An einem kühlen Orte hält es sich lange. Vor dem Gebrauche wässert man es und salzt es auch wieder, wenn es gebraten werden soll.

Alle Arten Fleisch können auf diese 4 Arten eingesäuert werden.

Don Karlos.

(Schluß.)

Genauer unterrichtet war der Französische Gesandte Fourquevaulx in Madrid. Er schreibt den 19. Januar 1568: „den 14. dieses Monats hat der König allen Kirchen und Klöstern dieser Stadt befehlen lassen, in allen kanonischen Stunden und bei allen Messen Gott zu bitten: er möge ihm Rath und Eingebung hinsichtlich eines Planes und einer Ueberlegung angedeihen lassen, die er in seinem Herzen trage. Dies hat allen Neugierigen dieses Hofes viel zu reden gegeben, und ich bin nicht ganz sicher, ob es sich auf den Prinzen beziehe. Wahr ist es jedoch, daß der König lange vor seiner Abreise nach dem Eskurial nicht mehr mit ihm sprach, große Unzufriedenheit zwischen beiden obwaltete und der Prinz den Groll (rancoeur), welchen er gegen seinen Vater hegte, nicht zu verdecken wußte. Vielmehr sagte er unvorsichtig: unter fünf Personen, denen ich aufs äußerste übel will, ist der König nächst Ruy Gomez die erste. Diesem nämlich legt er Alles zur Last, was gegen seine Wünsche geschieht.

Man weiß sehr wohl, daß er Weihnachten nicht zum Abendmahl gegangen, noch am Jubiläum Theil genommen hat, weil er seinen Haß nicht ablegen, nicht verzeihen und sein Beichtvater ihm die Lossprechung nicht ertheilen wollte. Hierauf wandte er sich an andere Doktoren der Theologie, erhielt aber denselben Bescheid. Ja es gibt Leute, die da sagen, er habe seinem Vater einen übeln Streich (un mauvais tour) spielen wollen. Wie dem auch sei, vergangene Nacht ging der König in das Zimmer des Prinzen, fand eine geladene (bandée) Pistole unter dem Bette und übergab ihn zur Bewachung an Ruy Gomez, den Herzog von Feria, den Prior Antonio und Don Lope Quichada, unter ausdrücklichem Befehl, er dürfe mit keiner lebendigen Seele sprechen, wenn sie es nicht sähen und hörten.

Ich vernehme, daß auch Don Juan von Oesterreich sich seit Sonnabend entfernt hat, und weiß nicht, ob er sich vor dem Könige oder dem Prinzen scheut. Doch war er bis vorigen Sonnabend mit jenem im Eskurial und ging nach der Rückkunft wie gewöhnlich in Gesellschaft des Prinzen zu ihm. Der König bekümmerte sich gar nicht um diesen, sprach aber sehr freundlich mit jenem. Vielleicht hat nun Eifersucht oder Verdacht, daß Don Juan seine Geheimnisse entdeckt habe, den Prinzen so ergriffen, daß er ihm beim Weggehen vom Könige trotzte (bravé); vielleicht walten auch andere Gründe ob: genug, seit jenem Abend sieht man Don Juan nicht mehr, und der ganze Hof spricht von nichts, als von der Verhaftung des Prinzen."

In dem nächsten Berichte Fourquevaulx's vom 5. Februar 1563 heißt es: „der König von Spanien will, daß Eure Majestät über die Angelegenheit des Prinzen nichts als die Wahrheit erfahren und hat mir am 27. vorigen Monats durch Ruy Gomez sagen lassen: Es sind bereits über drei Jahre, als der König sehr wohl bemerkte, daß es mit dem Kopfe des Prinzen noch übler stände, als sonst mit seiner Person, und er seinen Verstand nie gehörig beisammen habe. Täglich gaben seine Handlungen seit jener Zeit hiefür die Beweise; der König hat aber lange dazu in der Hoffnung geschwiegen, die Zeit werde Verstand und Maaß (discretion) zurückführen. Dies ist aber zum Gegentheil ausgeschlagen: täglich ward die Sache schlimmer, und der König verlor alle Hoffnung, der Prinz werde jemals verständig und der Thronfolge würdig werden. Ihm so viele Länder und Reiche übergeben, hieße deren Auflösung und das Verderben aller Unterthanen herbeiführen. Nach einer langen und reiflichen Ueberlegung und mit einem so großen Schmerze, daß er sich nicht ausdrücken läßt, hat der König andere Maaßregeln beschließen müssen: nämlich ihm eine gute Stube in einem großen Thurm des Madrider Pallastes, gerade unter derjenigen anzuweisen, wo die Königinn wohnt. Er wird daselbst wie der Prinz eines guten Hauses bedient und gehalten, aber so streng

bewacht werden, daß er weder Uebles thun, noch entfliehen und sich etwa außer Landes begeben kann.

Sein Plan war (wie ich von Anderen höre), sich über Genua in die Italienischen Staaten zu begeben, wo es nicht würde an Leuten gefehlt haben, die ihn aufgereizt hätten, Alles in Unruhe zu stürzen und von seinem Vater Dinge gegen allen Sinn und Verstand zu fordern. Auch drang er, wie ich höre, sehr in Don Juan: er solle zu allererst eine Liste derjenigen Herrn unterschreiben, die da versprechen würden, ihm zu folgen und seine Parthei zu begünstigen und aufrecht zu halten. Dies hat Juan stets abgeschlagen und sich, um solcher Zudringlichkeit zu entgehen, diese Weihnachten nach dem Eskurial begeben, wo er auch bis zur Rückkehr des Königs blieb. Hierüber war Karlos so eifersüchtig und mißvergnügt, daß er den 17. Januar Abends, wo der König mit Juan zurückkehrte, diesen an einen gewissen Ort seiner Wohnung hinzulocken wußte, nachdem er durch eilf Thüren gegangen und sie hinter sich verschlossen hatte. Endlich an der bezweckten Stelle angekommen, wollte er Juan mit einer Pistole erschießen, welche ihm dieser jedoch entwand und sich zum Könige begab. In dem Augenblicke ergriff Philipp keine Maaßregel, ja am andern Tage (wo ich bei der Audienz war) erschien er mir so guten Angesichts, wie sonst, obgleich er schon entschlossen war, in derselben Nacht Hand an seinen Sohn zu legen und nicht länger seine Thorheiten und mehr als jugendlichen Ausschweifungen zu dulden oder zu verdecken. Die letzte war, wie gesagt, Don Juan selbst zu tödten, oder durch Leava, einen seiner Leute, der hinter einer Tapete versteckt war, erschießen zu lassen. Der Himmel hielt den Herzog jedoch ab, in diese Stube hineinzugehen.

In der Nacht trat der König in das Zimmer seines Sohnes und übergab ihn an Ruy Gomez und Feria, die mit ihrem Leben für ihn haften. Er nahm ferner dessen Papiere hinweg, und da Karlos die Gewohnheit hatte, Alles niederzuschreiben, was er dachte, so lernte Philipp auf diese Weise seine Absichten und die 10,000 wunderlichen und tollen Träumereien kennen, die sich in seinem Kopfe befanden. Doch hat er nicht daran gedacht, gegen das Leben des Königs und der Königinn etwas zu unternehmen, wie das allgemeine Gerücht an diesem Hofe war."

Bei der indeß fortdauernden Ungewißheit, wie weit sich Karls Plane, Verbindungen und Anhänger erstreckten, lebte Philipp in großer Sorge, ließ ihn sehr streng bewachen, untersagte jedes Gespräch über seine Verhaftung oder Staatsangelegenheiten und erlaubte ihm, nur geistliche Bücher zu lesen. Der Kaiser, die Kaiserinn, der Pabst und der König von Portugal verwandten sich für den Gefangenen; aber Philipp beharrte auf seinem Verfahren und schrieb unter anderem am 20. Mai 1568 dem Pabste: alle bei der Erziehung Karls angewandte Sorgfalt hat seine böse Natur nicht überwinden können, und alle Mittel, ihn auf dem rechten Wege zu halten, sind vergeblich geblieben. Sehr ungern, aber erst nach reifer Ueberlegung habe ich gegen meinen einzigen Sohn so strenge Maaßregeln ergriffen, da die Religion und die Sicherheit meines Reichs es schlechterdings nothwendig machten. — Hiemit stimmt Fourquevaulx überein, wenn er an andern Stellen seiner Berichte sagt: „Es ist gar keine Hoffnung vorhanden, daß Karlos jemals verständig oder zur Thronfolge fähig sein wird, denn sein Verstand nimmt täglich ab, und auf seine Befreiung ist gar nicht zu rechnen. Die wahren Gründe des Einsperrens sind des armen jungen Prinzen offenbare Unfähigkeit und sein Mangel an Sinnen." Bei diesen Verhältnissen konnte die nähere Untersuchung, welche unter Philipps Vorsitz der Kardinal Espinosa, Ruy Gomez, der Prinz von Eboli und der Staatsrath Mugnatones führten, weniger darauf gerichtet sein, Karlos Schuld zu ermitteln, als die vom Könige ergriffenen Maaßregeln zu rechtfertigen. Auch erklärte dieser nach Empfang eines vorläufigen Berichts über die gefährlichen Pläne seines Sohnes: er halte es für das größte Unglück, was Spanien widerfahren könne, wenn ein Prinz ohne Anlagen, Urtheil, Kenntnisse und Tugend, voll Vorurtheile und Leidenschaften, grausam und blutdürstig, es einst beherrschen sollte. Deshalb könne er den Gang der Untersuchung nicht hemmen; da sein Sohn indeß krank sei und sich durch seine Ausschweifungen unfehlbar dem Tode entgegen führe, so möge man ihm hierin freie Hand lassen und ihn nur von der Gewißheit baldigen Hinganges überzeugen, damit er beichten und für sein ewiges Wohl sorgen könne. — Karlos nämlich zeigte sich seit seiner Gefangennehmung leidenschaftlicher, als je zuvor: Anfälle übermäßigen Zornes beraubten ihn fast der Besinnung und erhitzten sein Blut dergestalt, daß er, um sich abzukühlen, fast nackt ging, nach langem Durste übermäßig viel Eiswasser trank und nach vorsätzlichem Hunger übermäßig viel aß. Hiedurch zerrüttete er, bevor irgend ein förmliches Urtheil über ihn gesprochen war, seine Gesundheit aufs Aeußerste, und mehre Beamte riethen dem Könige, er möge ihn vor seinem Tode noch einmal sehen und sprechen. Aber der Beichtvater Diego Chaves bemerkte: da Karl bereit sei, als Katholik zu sterben, werde solch Zusammenkommen beide nutzlos beunruhigen und schmerzen. Auch hatte der Prinz in seinem Testamente vom Könige schon Abschied genommen und ihn um Verzeihung gebeten. Doch kam Philipp in der Todesnacht zu seinem Sohne, gab ihm unbemerkt seinen Segen und entfernte sich weinend. Den 24. Julius 1568, um 4 Uhr Morgens, entschlief der Prinz und etwa acht Wochen später, am 4. Oktober, starb seine Stiefmutter Elisabeth im Wochenbette.

N. Priesch, Redacteur.
(Auf dem Breitenstein No 1155)

Nachricht.

Von Neujahr ab erscheint dieses Blatt, anstatt, wie bisher, am Mittwoch und Sonnabend in zwei halben Bogen, blos am Sonnabend in einem ganzen Bogen. Es geschieht dieses auf Verlangen mehrer eben so einsichtsvoller als aufrichtiger Abonnenten, welche das zuhäufige Unterbrechen der größern Artikel in dieser Weise beseitiget zu sehen wünschen.

Der gegenwärtige Redacteur dieses Blattes versprach bei der Übernahme seines Geschäftes zweierlei, nämlich:

1) nach und nach Alles zur Sprache zu bringen, was mit der Vergangenheit sowohl, als mit der Gegenwart des Regierungsbezirkes in Beziehung steht;

2) sich die Verbreitung nützlicher Kenntnisse überhaupt angelegen sein zu lassen.

Was in ersterer Absicht vom Redacteur sowohl, als von seinen Mitarbeitern geleistet wurde, fand nicht nur Anerkennung, sondern man wünschte mehrfach sogar, daß das ganze Blatt mit Beseitigung jedes andern Zweckes lediglich Abhandlungen und Mittheilungen dieser Art offen stände.

Wir können nun, da sich uns eine reiche Aussicht auf Beiträge eröffnet hat, diesem Wunsche zu genügen versprechen, müssen jedoch bemerken, daß wir vor der Hand die zweite Seite des Blattes nicht ganz aufzugeben vermögen. Die zunächst folgenden Unterhaltungs-Artikel sind aus dem noch ungedruckten Tagebuche eines eben so geist-, als kenntnißreichen Reisenden entnommen.

Ant. Schönberger. Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

